Digitized by Google

UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT
214

9327
Hi

Digitized by Google

Digitized by Google

HEIDELBERGER
JAHRBÜCHER
DER
LITERATUR.

DREISSIGSTER JAHRGANG.

ERSTE HÄLFTE.

Januar bis Juni.

HEIDELBERG.
In der Universitäts-Buchhandlung von C. F. Winter.
1837.

Digitized by Google

HEIDELBERGER
JAHRBÜCHER
DER
LITERATUR.

DREISSIGSTER JAHRGANG.

ZWEITE HÄLFTE.

Juli bis December.

HEIDELBERG.

In der Universitäts-Buchhandlung von C. F. Winter.

1837.

Digitized by Google

Digitized by Google

N°. 1. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Archives ou Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau. Recueil publié avec autorisation de S. M. le roi, par Mr G. Groen van Prinsterer, Chevalier de l'ordre du Lion Belgique, Sécrétaire du Cabinet de S. M. Conseiller d'état. Première Série. Tom. I. Année 1552—1565. 296 *S. Tom. II. Année* 1565. 516 *S. Tom. III. Année* 1567—1572. 520 *S. Leyde, Luchtmanns* 1835. 8.

Mehrere Holländer versicherten neulich dem Referenten, der daran zweifelte, daſs ganz im Stillen in Holland die historischen Studien von angesehenen Männern mit Liebe und Interesse getrieben würden, und daſs ein van Kampen und Andere, deren Originalarbeiten oder Uebersetzungen Ref. bisher zu Gesicht gekommen sind, des Beifalls des eigentlichen Kerns der Nation eben so wenig genieſsen, als ähnliche für den Buchhändler oder für den Effect arbeitende Schriftsteller unter uns des Beifalls der Bessern alles Lärmens in Journalen und Zeitungen ungeachtet je genossen haben. Daſs dies in der That der Fall sey, sieht er aus dem anzuzeigenden Werk und aus des Baron von Keverberg neuester Geschichte des Königreichs Holland. Was das letzte, hauptsächlich gegen Nothomb gerichtete Buch angeht, so wird Ref. nächstens eine kurze Anzeige davon machen, jedoch das politische Feld, dem es angehört, so viel als möglich meiden. Das Buch macht aber unstreitig dem Verfasser und dem Könige, dessen edle Bemühungen darin gepriesen werden, um so mehr Ehre, je geschickter Herr von Nothomb alles zusammengestellt hatte, was für seine Landsleute und für ihr Beginnen sprechen konnte.

Hr. Groen van Prinsterer ist, wenn sich Ref. nicht täuscht, dem gelehrten Publikum schon als Kenner des klassischen Alterthums durch eine treffliche Probeschrift bekannt, und wird sich durch diese Bekanntmachung der Urkunden aus einer Zeit, in welcher sein Vaterland unter den Helden des Hauses Nassau zur Hauptmacht von Europa geworden war, ein unsterbliches Verdienst erwerben. Man vergleiche einmal Alles, was die Franzosen bekannt gemacht haben, und besonders die Einleitungen und Noten der Herausgeber mit dem, was hier geleistet ist! Die Einleitungen, Noten, Inhaltsanzeigen der einzelnen Briefe bilden ein

Digitized by Google

eignes sehr schätzbares historisches Werk; der Druck und das Papier sind der Leydener Presse, aus der es hervorgegangen ist, würdig.

Ref. glaubt dem deutschen Publikum einen Dienst zu thun, wenn er dieses Werk sehr genau und ausführlich anzeigt, damit Kenner und Forscher und auch die Freunde historischer Lectüre sehen können, was sie darin zu suchen haben. Er wird sich dabei soviel möglich an die Worte des Herausgebers halten, um zu zeigen, wie vortrefflich dieser den Gebrauch der Materialien, die er bekannt macht, andeutet. Nur hie und da will Ref. den Bericht des Vſs ergänzen, wäre es auch nur, um ihm zu beweisen, mit welcher Aufmerksamkeit er diese Briefe durchgesehen hat.

Wenn Ref. in Rücksicht des Charakters Wilhelms I. nicht ganz mit Herrn Groen van Prinsterer übereinstimmen sollte, so geschieht dies nicht, weil er mit einem deutschen Beurtheiler, den Herr Groen van Prinsterer am Ende der Einleitung zum dritten Theil mit vieler Artigkeit und Höflichkeit widerlegt, sich des Herzogs von Alba und Philipps II. als der legitimen Macht gegen einen Rebellen annehmen wollte, dazu hat er weder Beruf noch historische Gründe; ebenso wenig als er wie die Leute, die der Herausgeber der Briefe Vol. II. pag. XVI hart anfährt, dem Helden den caractère assez commun assez ignoble, d'intrigant politique giebt, da er seine historische Ueberzeugung keinen reminiscences appârtenantes à un autre ordre et d'hommes et de revolutions verdankt. Ref. hält dafür, daſs es genug seyn sollte, zu beweisen, Wilhelm war ein groſser, kluger, unsterblich um die Menschheit verdienter Mann, seine politischen Tugenden überstiegen bei weitem seine moralischen Fehler — weiter führen Ref. diese neuen Documente nicht, und so urtheilte er auch vorher. Wir übrigen Menschen, in der Stille des einfachen Privatlebens oder der bloſsen ganz gewöhnlichen und unbedeutenden Beschäftigung mit den Studien begraben, haben den Trost, daſs Genialität und Gröſse mit der bürgerlichen oder, wenn man will, christlich apostolischen (nicht byzantinischen) Moralität fast nie vereinigt gefunden werden. Man denke an alle groſse Männer von Alcibiades und Cäsar bis auf Peter den Groſsen, Bonaparte und Wellington; man studiere Göthe's und Anderer Leben, oder lese nur die Lobschrift, die Herr Körte neulich Wolfs des Philologen Leben genannt hat.

Herr Groen van Prinsterer sagt in der Vorerinnerung zum 1. Theil zuerst im Allgemeinen Folgendes über sein Buch:

Digitized by Google

Der König hat mir erlaubt, einen Theil seines Hausarchivs bekannt zu machen. Der Reichthum dieses unschätzbaren Vorraths besteht besonders in Privatbriefen. Die Sammlung, welche S. M. mir zu veranstalten erlaubt, wird daher besonders und sogar fast ausschlieſsend nur solche Briefe enthalten, die nicht eigentlich officiell sind, und man weiſs, daſs gerade diese Art Nachrichten oder Urkunden am brauchbarsten ist, um die eigentlichen Ursachen der Begebenheiten, die geheimen Beweggründe der Handlungen, oft sogar die Falten des Herzens zu ergründen, und Dinge aufzuschlieſsen, die ganz eigentlich historisch, aber mehrentheils den mühsamen Forschungen der Geschichtschreiber unzugänglich sind.

Keine Dynastie war reicher an merkwürdigen, an groſsen Männern, als die nassauische; und beinahe Alles, was wir hier abdrucken lassen wollen, ist entweder von diesen Personen selbst, oder von Fürsten und Privatpersonen, die sie mit ihrem Vertrauen beehrten, geschrieben worden. Die Geschichte der vereinigten Niederlande, welche so innig mit der Geschichte des Hauses Oranien-Nassau zusammenhängt, wird durch diese Sammlung bedeutende Aufklärungen erhalten.

Diese Familie, die mit fast allen Dynastien von Europa zusammenhing und an der Spitze einer Republik stand, welche auf das ganze europäische Staatensystem groſsen Einfluſs übte, hatte immer sehr viele Verbindungen in fremden Ländern. Viele Fürstenhäuser werden in dieser Sammlung wichtige Nachrichten über Charakter und Handlungen ihrer Vorfahren finden, und man wird aus derselben viele Lücken der Geschichte mancher Staaten füllen und viele Urtheile über Personen und Sachen bedeutend berichtigen können. Man wird mit diesen Briefen in der Hand das Labyrinth der verschiedenen Verwicklungen leichter durchlaufen, wenn man von dem Faden geleitet wird, den die feste und gewandte Hand des Stadhouders einst gehalten hat.

Die Geschichte dieser Familie hängt ferner mit der Geschichte der Reformation aufs engste zusammen, und ihre Geschichte zeigt, was eigentlich die wahrhafte Kraft eines christlichen Helden und eines christlichen Volks ausmacht. Diese Geschichte bietet überall Beweise von derjenigen Wahrheit, welche die beste Lehre ist, die man überhaupt aus der Geschichte ziehen kann, daſs nicht die Menschen, sondern Gott die Welt regiert, und daſs jede Gewalt an dem Felsen der christlichen Kirche scheitern wird.

Digitized by Google

Ref. will noch einige Seiten der Einleitung, soweit sie mit dem Inhalt in unmittelbarer Verbindung steht, auch schon aus dem Grunde übersetzen, weil man daraus am besten sehen wird, welcher Unterschied zwischen dem Herausgeber der Papiere des französischen Archivs und dem der holländischen Sammlung statt findet. Der Eine macht windige Phrasen und leere Sophismen, der Andere deutet ganz einfach dasjenige an, worauf es allein ankommt — die Thatsachen und ihren Zusammenhang. Er läſst, wie billig, ganz unentschieden, was nothwendig, was zufällig war, denn das weiſs nur Gott und die Philosophen und Theologen zu entscheiden. Es heiſst hier:

Die erste Reihe von Bänden wird die Zeiten Wilhelms des Ersten in sich fassen; also einen Zeitraum, der in jeder Beziehung von groſser Bedeutung ist. Die Archive enthalten eine sehr bedeutende Zahl von Documenten, welche sich darauf beziehen, die wichtigsten derselben sollen in diese Sammlung aufgenommen werden. Sie beziehen sich gröſstentheils auf den Kampf, den der Prinz bestehen muſste, ein Kampf, der groſse und glückliche Folgen hatte. Dieser Kampf war ein europäischer, er ging von der Religion aus. Spanien, überwiegend durch Reichthümer, durch die Macht seiner Beherrscher, durch den Einfluſs seiner Literatur und die Unerschrockenheit seiner Soldaten, war damals in mancher Beziehung dasselbe, was später Frankreich ward. Der Krieg mit den vereinigten Niederlanden erschöpfte Spanien und veränderte das bisherige Verhältniſs der Staaten unter einander; dem unaufhörlichen Fortschreiten des Hauses Habsburg ward eine Schranke gesetzt; allein der damalige Kampf galt noch aus einem andern und viel wichtigern Grunde nicht blos dem Schicksal der vereinigten Niederlande. Es muſste dabei entschieden werden, ob es gelingen werde, durch Vertilgung aller bürgerlichen und politischen Freiheit auch alle Gewissensfreiheit zu unterdrücken; es galt dem Siege des Evangeliums über Aberglauben und Unglauben. Dies war eine Sache der ganzen christlichen Welt, welche an Allgemeinheit noch diejenige übertraf, deren Held ein Jahrhundert später Wilhelm III. war. Wir übergehen die folgende Seite, wo der Verf. seine sehr richtige Ansicht des Wesens der ersten Kämpfe in den Niederlanden entwickelt, und führen nur dasjenige an, was sich unmittelbar auf die bekannt gemachten Aktenstücke bezieht. Der Briefwechsel Wilhelms I., den wir hier bekannt machen, fährt er fort, wird ein neues Licht über seinen Charakter verbreiten. Man wird

Digitized by Google

sehen, daſs er weder ein Freund republikanischer Einrichtungen, noch Haupt eines Aufstandes war, oder unter der Hand Empörung vorbereitete. Er war kein egoistischer Staatsmann, der seine Pflichten verletzte und die Ruhe und das Blut der Nationen seinen ehrgeizigen wohlberechneten Planen opferte u. s. w.

Der Verf. giebt hernach noch folgende kurze Notiz in Beziehung auf den ersten Band:

Die hundert und drei und zwanzig Briefe, welche dieser erste Theil enthält, sind alle in den Jahren 1552 bis 1565 geschrieben. Der gröſste Theil (acht und neunzig) derselben gehört in die Jahre 1561 — 1565. In Deutschland hatte der Religionsfriede, so wenig er in vielen Beziehungen genügte, wenigstens die Gemüther einigermaſsen beruhigt. In England setzte die Königin Elisabeth seit 1558 die Reformation fort; in Frankreich veranlaſsten (1562) die Verfolgungen der Huguenotten einen bürgerlichen Krieg; in Spanien erstickte man den Protestantismus in der Geburt. Was die Niederlande angeht, so entwickelte sich dort der Keim der Unruhen mit einer wachsenden Schnelligkeit. Man bemerkt dabei zuerst, bis zur Abreise des Cardinals Granvella im März 1564, die Bemühungen, diesen, durch seine Talente, seinen Einfluſs, seine Plane furchtbaren Mann, zu entfernen; dann bemerkt man bis zum Ende des Jahres 1565 die Bestrebungen, vom Könige Gewissensfreiheit zu erlangen. Die Weigerung, Duldung zu gewähren, führte die furchtbare Krisis herbei, deren endliches Resultat indessen der Sturz des Fanatismus und der Triumph der Grundsätze des Christenthums war.

Der Herausgeber zeigt übrigens groſse Bekanntschaft mit der neuern deutschen historischen Literatur; er hat alles gelesen, was in Deutschland in Beziehung auf die Zeiten, denen die von ihm bekannt gemachten Briefe angehören, geschrieben ist, sowohl die allgemeinen Geschichten, als die Documente, welche die Herren Arnoldi und von Rommel haben drucken lassen. Dabei möchte Ref. dem Herrn Groen van Prinsterer fast vorwerfen, daſs er, mit dem Alterthum innig bekannt, das Bedeutende und Unbedeutende zu wenig zu unterscheiden wisse; vielleicht ist das aber nur Bescheidenheit und Höflichkeit. Ref. will einiges Einzelne aus den drei Bänden der Sammlung anführen, um das Verdienst des Herausgebers anschaulich zu machen. Von Kritik kann nicht die Rede seyn, sondern ganz allein von der Beziehung, worin diese neuen Urkunden zu dem schon Bekannten stehen.

Digitized by Google

Herr Groen van Prinsterer eröffnet den ersten Band der Sammlung mit einer Bemerkung über Mémoires de Guillaume I., welche dieser selbst verfaſst haben soll und die der Graf d'Estrades sich rühmt, im Cabinet seines Sohnes aus besonderer Gunst gelesen zu haben. Die Bemerkung des H. G. v. P. geht dahin, zu beweisen, daſs der Graf aufgeschnitten hat, und daſs dergleichen Denkwürdigkeit weder jetzt in einem Archive gefunden werden, noch auch jemals vorhanden gewesen sind. Der Verf. gebraucht freilich nicht das harte Wort von d'Estrades Nachricht, dessen sich Ref. bedient hat, sondern er sucht die Wahrhaftigkeit des Grafen auf eine Weise zu retten, die uns so wenig einleuchten will, daſs wir lieber gerade heraus sagen, es ist ein Irrthum, eine Lüge, als zu einer so wunderlichen Fiction, wie die S. XIX ist, unsere Zuflucht nehmen. Am Ende, was lernten wir aus den Memoires? Daſs Wilhelm Meister seiner Feder ist, das lernen wir auch aus den Briefen.

Unter den 21 ersten Briefen des ersten Bandes, welche Wilhelm I., damals wenig über einundzwanzig Jahre alt, und dennoch Oberbefehlshaber von Carls V. Truppen, an seine Gemahlin schrieb, sind uns besonders Lettre XVII. und Lettre XIX, pag. 21 und 23 aufgefallen. Wir bewundern zugleich den richtigen Takt, mit welchem der Herausgeber, durch eine einzige Zeile, die historische Beziehung der beiden Briefe hervorgehoben hat. Ueber No. XVII würden wir uns anders ausdrücken als Herr Groen van Prinsterer. Wir würden sagen, man sehe daraus, wie freundlich und herzlich Wilhelm schreiben und reden konnte, wenn er Herzen gewinnen oder sich alte Freunde erhalten wollte. No. XIX dagegen zeigt, wie sehr sich alle Verhältnisse in den Niederlanden unter Philipp II. schon vor dem Tode Carls V. und vor der Schlacht bei Sct. Quintin geändert hatten. Ref. ergreift die Gelegenheit, um anzudeuten, daſs ein rüstiger Schriftsteller für Romanleser aus diesen Bänden sehr leicht eine Anzahl unterhaltender und belehrender Stücke für das groſse zum Zeitvertreib lesende Publikum, das jetzt mit Briefsammlungen aller Art überschwemmt wird, sammeln und dem Geschmack dieses Publikums anpassen könnte; er will deshalb einen Brief ganz übersetzen. Er wählt No. XVII; doch darf er nicht verheelen, daſs man Wilhelms Groſsmuth in Geldsachen dabei nicht hoch anschlagen darf. Diese erste Gemahlin brachte nämlich dem Prinzen von Oranien, ausser Geld und andern bedeutenden Gütern, die Markisate Breda und Diest. Er schreibt:

Liebe Frau (ma femme). Ich hatte dich in zwei Briefen gebeten, Du möchtest Dich meiner Geldangelegenheiten wie der Deinigen annehmen, wie ich Dir ebenfalls geschrieben habe, daſs alles Meinige auch Dein sey, weshalb ich mich Dir auch ganz überlassen hatte, besonders auch aus dem Grunde, weil mir hier so viel durch den Kopf geht (j'e issi tant de rompemens de teste), daſs ich mich um meine eigene Angelegenheiten gar nicht bekümmern kann. Uebrigens, liebe Frau, wenn Du mir in Deinem letzten Briefe schreibst, daſs Du sehr betrübt (en paine) bist, daſs ich Dir so lange nicht geschrieben habe, und nicht weiſst, ob das nur zufällig sich ereignet, oder ob ich Dir böse sey (que je serois courousé à vous), so hätte ich doch gedacht, die Freundschaft unter uns wäre so gut, daſs dergleichen Argwohn gar nicht Statt finden könnte (ces suspicions seriont amvoié). Ich dächte auch, Du hättest mich für zu verständig gehalten, als daſs ich ohne alle Ursache zürnen sollte. Wenn ich Dir so lange nicht schrieb, so geschah das nur, weil ich gern wollte melden können, was denn König Philipp eigentlich mit dem Lager und Heer vorhabe. Ich kann Dir versichern, daſs ich nichts so sehr wünsche, als daſs ich von Dir eben so sehr geliebt werden möge, als ich Dich liebe. Nächst Gott bist Du, denke ich, am mehrsten von mir geliebt, und wäre ich nicht in mir so fest überzeugt, daſs Du mich liebst, ich wäre nicht so gutes Muths, als ich gegenwärtig bin; das weiſs der Schöpfer, zu dem ich bete, daſs er uns die Gnade gewähre, daſs wir unser ganzes Leben hindurch in unverstellter Freundschaft leben könnten, und ich empfehle mich ganz aufrichtig Deiner Gewogenheit.« Wir müssen leider dem Herrn Groen van Prinsterer sagen, daſs dieser Brief, wie vieles Andere, dem Kopfe Wilhelms mehr Ehre macht als seinem Herzen; Wilhelm hatte gerade damals die Gemahlin in den Armen anderer Weiber ganz vergessen, und Philipp von Hessen, dessen Enkelin Anna er nach dem Tode der ersten Gemahlin (März 1558) um 1661 zur Ehe suchte, schreibt, sich der Ehe widersetzend, an Kurfürst August von Sachsen, dessen Bruders (Moritz) Tochter Anna war: Vonn der tugennt des prinzen von Vranien lassenn wir inen einen weldt thugent samen mann sein. So er aber bej dieser unser dochter dochter sein ehe haltenn wirt, wie bei der vorigen, so wirt es Ir beschwerlich genug sein. Die Heirath ward dennoch geschlossen, und Philipps Voraussagung, die wir aus den von Herrn von Rommel bekannt gemachten Urkunden entlehnen, traf wörtlich ein. Da wir auf die

Geschichte der unglücklichen Anna, die von Kurfürst August, der gar zu viel mit der lutherischen Orthodoxie und der Concordienformel zu thun hatte, um sich der Erziehung seiner Nichte anzunehmen, schlecht erzogen ward, der hernach Wilhelm nach dem Tode seiner Gemahlin in ihrem 16ten Jahre den Kopf verdrehte, oft zurückkommen müssen, so bemerken wir gleich, daſs Herr Groen van Prinsterer in einiger Verlegenheit ist, seinen Helden in dieser Beziehung zu rechtfertigen. In politischer Rücksicht ist das leicht möglich, auch hat Wilhelm bei weitem mehr Behutsamkeit angewendet, als die leichtsinnige Anna anwenden konnte. Dem Herrn Groen van Prinsterer ist übrigens nichts dahin Gehöriges entgangen. Er führt in der Einleitung zum dritten Theil auch das an, was der Herr Böttiger neulich in v. Raumers Taschenbuche darüber gesagt hat, und in der Note auch Weisse's Museum für sächsische Geschichte. Bekanntlich findet man viele hieher gehörige Urkunden in Arnoldi's historischen Denkwürdigkeiten (Leipzig 1817) S. 103—117 und in von Rommels Geschichte von Hessen. Herr Groen van Prinsterer citirt übrigens von Rommels Biographie Philipps des Groſsmüthigen S. 31 nicht ganz richtig auf die Weise, als wenn sie aus drei Theilen bestände: Ir S. 586—590. IIr 656—661. IIIr 314—330. Ref. bemerkt die Kleinigkeit nur, weil sie einen deutschen Leser in Verlegenheit setzen könnte. Der Verf. hätte citiren sollen, Philipp der Groſsmüthige, Landgraf von Hessen u. s. w. oder Geschichte von Hessen dritten Theils zweite Abtheilung S. 586—590. Anmerkungen S. 656—666. Urkundenbuch S. 314—330. Was Arnoldi angeht, so sagt Herr Groen van Prinsterer zum siebenundzwanzigsten Briefe: Dieser Brief steht in Arnoldi's historischen Denkwürdigkeiten S. 112. In diesem Buche findet man 65 Briefe, welche aus dem Archive des Hauses Oranien-Nassau gezogen sind. Von diesen 65 Briefen gehört die gröſsere Zahl der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts an, doch sind darunter mehrere, die sich auf Wilhelm I. beziehen. Wir haben einige derselben wieder abdrucken lassen, nicht blos, weil das Buch, worin sie stehen, nicht sehr verbreitet ist, sondern auch, weil dort oft Stellen weggelassen sind, die nach unserer Meinung hätten beibehalten werden müssen. Wir setzen hinzu, daſs das Letztere besonders von No. XXVIII gilt. Dies ist nämlich das Schreiben des Landgrafen Philipp an Wilhelm, worin er die Gründe der Verweigerung seiner Einwilligung zur Heirath seiner Enkelin angiebt. Arnoldi hat es nicht vollständig mitgetheilt,

Digitized by Google

sein Abdruck ist daher nicht so passend zur anziehenden Vergleichung mit dem Briefe Philipps an Kurfürst August über dieselbe Angelegenheit, der sich bei v. Rommel im Urkundenbuche No. 81 findet, als der, den H. G. v. P. giebt. Wenn bei Gelegenheit von No. XXX, einem Briefe des jungen Grafen Ludwig von Nassau, die beiden Historiker, Arnoldi und unser Verfasser als begünstigte Diener des Hauses Nassau und jedes Wort vorsichtig wägend, welches der hohen Herrschaft könnte hinterbracht werden, über Schiller erbost sind, daſs er Ludwig mit seinem wahren Namen nennt, so ist das ganz in der Ordnung; auch weiſs Ref. recht gut, daſs Schiller als Dichter oft mit der Geschichte umgeht, wie Walter Scott; aber Hr. Groen van Prinsterer thut doch Schiller zu viel Unrecht. Er sagt S. 45: En général on doit se défier d'un historien poëte, — damit stimmt Ref. vollkommen überein, besonders in Beziehung auf Schiller und Herder; was aber jetzt folgt, ist eben so ungerecht, als unwahr. Er sagt nämlich, Schiller sey trop imbu des opinions et des préjugés (Schiller und Vorurtheile!!) d'un siècle soidisant philosophique pour apprécier à leur juste valeur les hommes et les evenemens *éminemment chrétiens.* Schiller wäre also nicht im Stande, das Christliche zu würdigen? Er, der den historischen Gustav Adolph christlich idealisirt? So giebt es denn also auch in Holland wie in Deutschland exclusive Christen, Orthodoxe und Eiferer, die jeden steinigen, der ihnen nicht aufs Wort glaubt, oder der noch einen Funken Menschenverstand übrig behalten will! Möchte doch Gott geben, daſs jedermann nur Chrétien und niemand éminément Chrétien seyn wollte!! Uebrigens folgert Herr Groen van Prinsterer aus der von ihm angeführten Stelle des Van Reyd viel zu viel. Es hat niemand geleugnet, daſs Ludwig onverdroten war, om te arbeiden het zij met zinnen of ligchaam, bovenal God vrezende. Das paſst ja vortrefflich zum Charakter eines *abentheuernden* Ritters — und so nur nennt ihn Schiller! Ja, van Reyd sagt sogar, Ludwig würde ein ausgezeichneter Kriegsmann geworden seyn, w e n n e r u. s. w. Er giebt ihm aber ausdrücklich die Eigenschaft eines irrenden Ritters, wenn er hinzusetzt, er hätte schier a l t e v e e l s t o u t h e i d in het vechten gehabt. — Dies mag dienen, um anzudeuten, daſs man aus den vom Verf. selbst angeführten Worten eines nassauischen Getreuen (van Reyd) leicht beweisen könnte, daſs Herr Groen van Prinsterer entweder Schiller nicht verstanden oder ihm Unrecht gethan hat.

Von den unmittelbar auf No. XXX folgenden Briefen übergehen wir viele, theils weil sie sich immer noch auf die Heirath mit Anna von Sachsen beziehen, theils weil sie aus Arnoldi bekannt sind. Auch unter den Briefen bis zur Zeit der Entfernung des Cardinals Granvella wollen wir keinen besonders erwähnen, weil man diejenigen, welche für deutsche Geschichte wichtig sind, aus Arnoldi oder v. Rommel kennt. Aus den mehrsten lassen sich nicht unbedeutende Züge zur Schilderung der Zeiten kurz vor dem Ausbruche der niederländischen Unruhen hernehmen. Im Vorbeigehen will Ref. bemerken, daſs ihm bei dem Tode von Wilhelms erster Gemahlin sehr aufgefallen ist, daſs Wilhelm I, der sich rühmt, daſs er in der Augsburgischen Confession auferzogen war, und beim Tode seiner Gemahlin 1558 seinem Vater (S. 26—27) zwei rührende deutsche Briefe, voll biblischer Salbung und ganz im Geiste und Sinne der Reformation schreibt, im Briefe an den Pabst d. h. im XXXIXsten (der auch bei Arnoldi zu finden ist) gar nicht merken läſst, daſs er kein gehorsamer Diener des Pabstes sey. Er war und blieb Katholik und schreibt dort: Interim tamen, quemadmodum dixi, nihil intermittam operae, quin faciam ea, quae *mearum partium et Catholici principis* propria futura esse arbitror. Diesem gemäſs handelt er auch. Dies hat übrigens der Herausgeber dieser Briefe auch in der beigefügten Note bemerkt, und hat sogar, aller Vorliebe für Nassau ungeachtet, zum 51ste Briefe die Verschwendung erwähnt, deren sich die Herren dieses Hauses und ihre Freunde in Brüssel schuldig machten. Schade, daſs er nicht das Register der einzelnen Ausgaben, das er im Archiv gefunden, hat abdrucken lassen. Er sagt zwar, es sey unleserlich, da er aber sogar den Talleyrand der Zeiten Karls des Fünften, den Granvella (von dem Landgraf Wilhelm von Hessen dem Prinzen schreibt: Es mag sich die K. M. in Spanien wol fürsehen, daſs nicht gemeldeter Cardinal derselben in iren Erblanden ein spiell anrichte, wie er ihrer K. M. Vater Kayser Carolo seligen vor Zeiten einen Lärm im reich angerichtet hat) zu retten versucht, weil er ein monarchischer Minister war, so glauben wir fast, daſs das Register wohl lesbar war, aber nicht zum Zwecke diente. Dies scheint uns um so wahrscheinlicher, als Hr. Groen van Prinsterer aus dem 68sten Briefe, der auch aus Arnoldi bekannt ist, beweisen will, daſs sein Prinz nicht zu denen gehört habe, von denen Strada sage: Aliis ad tuendam dignitatem, profusis jam domesticis opibus, turbata republica opus erat. Uebrigens sind

Digitized by Google

die Bemerkungen und Noten, die der Herausgeber beigefügt, gelehrt, geschmackvoll, passend, kurz, und erhöhen den Werth der Sammlung ganz ungemein. Vergleicht man sie mit den Phrasen des Herausgebers der französ. Sammlung, so wird man erkennen duo cum faciunt idem, non est idem.

Der 76ste Brief, August Kurfürst von Sachsen an den Prinzen von Oranien, wie er hier abgedruckt ist (S. 153), ergänzt, was man bei Arnoldi S. 277 findet, auf eine anziehende Weise. Am angeführten Orte fehlte das Wesentlichste. Uebrigens macht es der Klugheit Wilhelms mehr Ehre, als seinem Herzen, dafs er, während Ludwig und Johann von Nassau sich in ihren Briefen so besorgt zeigen um das Seelenheil des 14jährigen Bruders Heintz, der in Löwen studierte, er darüber ganz ruhig bleibt, und während er mit den deutschen Fürsten politisch-protestantisch correspondirt, doch immer gut päbstlich verbarrt. Kurfürst August ist deshalb auch viel zu klug, sich für das protestantische Fürstenthum Oranien, welches für Wilhelm der protestantische Gaspard Pape, Herr von Sct. Alban, vertheidigte, dem der Vicomte von Usez es zu vertheidigen überlassen hatte, sehr zu interessiren, ausserdem waren dort ja nur Calvinisten! Wir wollen eine Stelle aus dem Briefe des Kurfürsten anführen, woraus man sehen wird, dafs wir nicht Unrecht haben, wenn wir behaupten, dafs August, vom Lutherthum und lutherischen Dogmatikern und Concordienformeln schmiedenden eiteln und herrschsüchtigen Professoren geblendet und zur grausamen Verfolgung der Calvinisten und Kryptocalvinisten getrieben, eben so heftig gegen den Pabst ist, als gleichgültig über das Schicksal der unterdrückten Reformirten in Frankreich. Er antwortet, fein genug, S. 155—156:

Wir haben auch vernommen was der Babst an E. L. geschriebenn, und siehett uns der handel fast dafür an, dasz diesz *Spiel* E. L. durch den schwartzen Pfaffen überzwerch zugeschoben werde; wollten auch E. L. Irer bitt nach, gern unsern Rath und bedencken darinnen mittheilen, weil wir aber nichtt wissen, wasz fur veraenderung inn der religion oder andern von E. L. und den Irem zun Uranien vorgenommen, wer der Sanct-Albanus sey, und was der Bapst für iurisdiction oder rechtmässigkeit über die Stadt Uranien habe, so konnen wir hirzu fuglich nicht kommen. Wir achtten aber dafur, wo sich E. L. sonst gegenn der Kön. Würde zu Hispanien so vorhalten, das sie mitt derselben zufrieden sein, der Bapst werde es auch bei einem

Digitized by Google

gleichenn bleibenn lassenn und derhalben irer Koenigl. Würde keinen einfal inn die Niedererblände und derselben incorporirte fürstenthumb thun. Dieses war im März 1564. Wilhelm suchte indessen, da die Sachen in den Niederlanden immer bedenklicher wurden, den Kurfürsten, wenn es immer möglich sey, in seine Angelegenheiten zu ziehen, und läſst ihm deshalb im April, lettre t. XXXII S. 169 antworten: Und ist nemblich ahndeme das bemeltes fürstenthumb Uranien mein aigen frey gutt ist, und von niemandt, weder dem Bapst, Hispanien, noch Frankreich zum lehen herruert, dahero auch klarlich erscheinet das die jurisdiction und was dero anhaenget, mir als dem Oberherrn und Landtsfürsten allein und sunsten niemandt zugehoert — — — — — — — — Ob ich nuhn wohl vom Bapst seidhero dem ersten kein weider schreiben entpfangen und verhoffen er werde es also darbey beruhen lassen, so bith ich gleichwohl noch wie zuvorn, dieweill dem anders nit als obbemelt E. Churf. Gn. wollen mir iren trewen rath mittheilen, weszen ich mich gehalten solte, da mir der Bapst über mein versehens und verschulden nach auszweissunge seines schreibens zusetzen würde.

Bei Gelegenheit des Danksagungsschreibens des Erzbischoff von Uetrecht, Friedrich Schenk von Tautenburg an den Prinzen scheint der evangelisch fromme Herausgeber sogar diesem gelehrten katholischen Geistlichen einen Vorwurf darüber zu machen, daſs er in den lateinischen Dichtern belesener scheine, als in der heiligen Schrift. In Deutschland macht man jetzt ja gerade der vornehmen, oberflächlichen Welt, wie vorher den Pfaffen ihre Entfernung von allem mühsam zu erstrebenden Wissen, aller klassischen Bildung, und ihre kecke Verachtung alles dessen, was wir studia humanitatis nennen, zum groſsen Vorwurf. Das erwähnte Schreiben (Lettre XC) ist ausserdem ein bloses artiges Danksagungsbillet; wäre es schicklich gewesen, dieses im Styl des A. T. oder einer Predigt abzufassen? Diese Bemerkung bezieht sich auf die kurze Note zum 90sten Brief, welche lautet: Cette lettre fort respectueuse, semble indiquer un homme moins versé dans les saintes Ecritures que dans les poëtes Latins.

Weiter unten folgt eine Anzahl Briefe über die Abendmahlslehre oder vielmehr über die Zänkerei über das Abendmahl, die einem Manne, der in jeder Beziehung so groſse Aehnlichkeit mit Carl V. hatte, als Wilhelm I. höchst lächerlich vorkommen muſste. Der Prinz hatte damals ganz etwas andres zu thun, als an die Gegenwart Christi im Abendmahl zu denken. Man hatte gerade

um die Zeit (1565) die Absendung des Grafen Egmont nach Spanien beschlossen.

Bei dieser Gelegenheit erklärt sich Hr. Groen van Prinsterer zum 101ten Briefe über das, was er für **wahres Christenthum** *hält*, und Ref. will, weil er gewiſs weiſs, daſs Hr. G. v. P. diese Blätter zu Gesicht bekommen wird, gerade weil er ihn sehr achtet, ganz freimüthig seine Meinung sagen. Er hält ihn für gebildet genug, um Offenherzigkeit nicht übel zu nehmen, und für edel genug, um eine andere Ansicht göttlicher und menschlicher Dinge als die seinige zu dulden, wenn er sie auch nicht billigen kann. Hr. G. v. P. schlieſst sich nämlich förmlich an die Exclusiven und Ueberschwänglichen an, die jetzt in Deutschland besonders unter preuſsischem Schutz gedeihen, und nicht eher lernen werden, wie sehr sie sich und Andere täuschen, bis sich der Abgrund aufthut, der ihre verkehrte Kirche, aber leider zugleich auch alle Sittlichkeit verschlingen wird. Dies bezieht sich darauf, daſs S. 222 eine lange Stelle aus der ausserhalb Preuſsen sehr berüchtigten Berliner Kirchenzeitung angeführt wird, und dann triumphirend ausgerufen: qui (die Kirchenzeitung) a fait déja tant de bien, en exposant franchement la verité. Wir wollen es dem Holländer zugute halten, daſs er nicht weiſs, welches Unheil diese dogmatischen Zeloten anrichten, wie sehr sie der Religion schaden, indem sie nur Extreme übrig lassen und die aus Furcht und aus Klugheit einstweilen schweigenden sehr zahlreichen Zweifler erbittern. Wir hoffen übrigens, daſs es nicht in Holland wie in Deutschland ist, wo man mit der Frömmigkeit nach Gunst, Besoldung, Stellen und Orden jagt, oder in England, wo ein Lyndhurst und andere durch Immoralität berüchtigte Groſse sich stellen, als wenn sie von dem zelo domus dei entbrannt wären, und niemanden täuschen, als wer gern getäuscht seyn will. Ref. hält für genug, sich einmal ganz bestimmt über diese Sache erklärt zu haben; er wird künftig Alles, was sich auf die Religion bezieht, ganz übergehen.

Merkwürdig sind die Briefe Wilhelms an Ludwig, ganz besonders aber No. CVI. CVII. CVIII. Schreiben des Herrn von Brederede an Ludwig von Nassau und an den Prinzen von Oranien, dessen Schlauheit, Verstecktheit, Vorsicht auch in diesem heimlichen Briefwechsel nicht zu verkennen ist. Er bittet daher auch in einem der vorhergehenden Briefe, sein Bruder möge doch bei seinem Verkehr mit dem Landgrafen von Hessen mehr Behutsamkeit anwenden und diesem anempfehlen. Er schreibt

S. 243: — — parquoy me sembleroit que deussiez écrire au dit Lantgrave, le priant que vos lettres fussiont tenues secrètes, ou pour le moings, si les vouldroit communiquer à des aultres, que se fusse sur un aultre nom, pour plusieurs respects trop longues à écrire.

Ungerecht ist Hr. Groen van Prinsterer gegen die unglückliche Anna von Sachsen, der Wilhelm, als sie noch nicht siebzehn Jahre alt war, den Kopf so voll Eitelkeit gesetzt hatte, daſs sie darauf bestand, ihn zu heirathen, obgleich ihr Groſsvater Philipp Alles aufbot, um zu hindern, daſs das leichtfertige Mädchen so jung unter die ausschweifende und schwelgerische belgische Aristokratie geriethe. Als ihm Kurfürst August schrieb, die Prinzessin bestehe auf der Heirath und der Prinz sey reich und habe ein groſses Gouvernement, so antwortete er: Ist uns wie vorgemelt seltzam zu horen, das ein sollich Jung Kint von 16 Jahren solt macht haben, sich zu verloben ohne der eltern wissen. Was das Andere angeht, sagt Philipp spöttisch, so glaube er Alles gern, denn der Prinz habe neulich ein Bankett gegeben, wobei Tischtücher und Twelen und Alles andere von Zucker gewesen, und da er schon etliche seiner Herrschaften erblich verkauft, so werde, wie man sage, die Heimführung wahrscheinlich von den Katzenellenbogenschen Abstandsgeldern bezahlt werden. Ist es wohl recht, daſs der Herausgeber der Briefe Wilhelms, der schon vier Jahre nach seiner Vermählung mit der kaum 21-jährigen Gemahlin in bitterm Zwist lebt, alle Schuld von ihm ab auf die unglückliche Anna wälzt? Der 110te Brief nämlich betrifft den Ehezwist, und Herr Groen van Prinsterer schickt folgende sonderbare Bemerkung voraus: Il seroit facile de produire de preuves nombreuses de l'inconduite (ist das ein gutes Wort?) d'Anne de Saxe, qui ne tarda pas à se livrer à son humeur acariâtre et à ses mauvais penchans. Dabei macht es seiner Treue gegen das Haus Oranien und seiner Ergebenheit allerdings Ehre, nicht aber seinem Eifer für reine historische Wahrheit, wenn er hinzusetzt: *Nous n'en comptons guère faire usage* (von vorgefundenen Briefen der Anna), *que lorsqu'elles prouvent en même tems le bon droit, la modération et la patience de son epoux.*

Der Ehezwist war damals schon so weit gekommen, daſs Junii 1665 Hans Looser, marescallus ducis Saxoniae, wie er hier genannt wird, nach Brüssel hatte geschickt werden müssen. Wilhelm schreibt indessen ganz in seiner feinen und schlauen Art seinem Bruder folgendermaſsen:

Digitized by Google

Lieber Bruder. Da ich sowohl Morgens als Nachmittags verhindert bin, und mit dem Cavalier des Herzogs von Sachsen nicht reden kann, so scheint es mir, Du würdest wohl thun, ihn rufen zu lassen und ihm zu sagen, daſs meine Gemahlin die Versicherung gegeben hat, daſs sie sich künftig in Allem gehorsam gegen mich betragen wolle, und daſs sie auch das Vergangene bereue, gleichwohl damit es nicht scheine, als wäre alles, was ich und auch Du ihm gesagt hast, von uns erfunden, wünschte ich, daſs er die Haushofmeister verhörte, den van der Eike und wen er sonst wolle, selbst ihre Kammerfrau, die kleine Deutsche. Auf diese Weise wird er erfahren, wie und auf welche Weise sie sich aufführt. Wenn er hernach Alles gehört hat, kann er desto besser auf Mittel denken, dem Uebel abzuhelfen; denn was meine Gemahlin ihm gesagt hat, das hat sie hundertmal auch mir und Andern gesagt, ich fürchte daher, daſs, sobald er weg seyn wird, die alte Geschichte wieder beginnt. Sollte sich aber gegenwärtig kein Mittel finden lassen, so wird die von ihm eingezogene officielle Nachricht dem Herrn Kurfürsten dienen können, damit er desto besser irgend ein Mittel ausfinden und meiner Gemahlin darüber schreiben könne.

Sehr verständig schreibt hernach Landgraf Wilhelm von Hessen, Lettre CXIV S. 270, unter vielen andern Dingen auch über diese Sache. Wilhelm schreibt erst, Kurfürst August habe ihn von Hans Lofers Sendung benachrichtigt, und er habe seiner Muhme geschrieben, sie solle sich künftig besser gegen Wilhelm betragen; dann fügt er hinzu: dan ich wol auch in gutem vertrauwen nit verhalten, dasz man in der Pfalz, im Wirtemberg, Elsas und dem ganzen oberland da ich itzo kürzlich gewesen, mher als zuviel von diesem unwillen so zwischen baiden iren liebten sein soll, waisz zu plappern, nit ohne grosze bekummernus alles derer, so es baiderseits gut mainen. Dann fügt er hinzu, er hoffe, seine und des Kurfürsten Ermahnungen würden bei Anna fruchten, sie würde das Versprechen halten, welches sie, wie Wilhelm schreibe, gegeben habe, endlich aber fügt er bieder und wahr hinzu: So ist auch ihre Liebden (Anna) noch ein jung mensch und dero Landssitten vilaicht nit gewönt, darumb musz man i. L. auch etwas zu gute halten: bit und erman euch derhalben. als mainen insbesonders gelipten und vertrauten freund, Ir wollet an euch nichts lassen erwinden, so zu ablegung allerhand misverstands und erhaltung gutes, freundlichen willens zwischen baiderseits iren Libten, immer mag dienstlich erfunden werden.

Digitized by Google

Uebrigens ist es sehr anziehend, zu bemerken, mit welcher Klugheit Wilhelm sich in eben dem Maſse, als er einen völligen Bruch mit Spanien immer mehr ahndet, den Protestanten nähert und sich auf eine solche Weise erklärt, daſs er nur noch einen Schritt zu thun braucht, um als Protestant zu erscheinen. Diesen Schritt verzögert er absichtlich.

Im 119ten Briefe S. 283 schreibt Wilhelm seinem Bruder allerhand Neuigkeiten. Aus der Nachricht von Philipps Sohn, Don Carlos, wird man gelegentlich sehen können, wie man schon damals von diesem Prinzen dachte, der zwei Jahre später bekanntlich auf eine ganz eigene Weise wahnwitzig ward, ohne gerade den Verstand zu verlieren. Etwas Aehnliches ist bekanntlich dem Erben eines nordischen Königreichs in unserer Zeit auch begegnet. Es soll auch, schreibt er, hochgedachter Prinz von Hispanien, gleich wie vorhin 16 Pfund Obst also itzunder 4 Pf. Trauben geszen und darauf zween wasser trunck gethan haben, daraus er in schwachheit gefallen und krank worden seye.

Den Schluſs des ersten Bandes machen 6 lithographirte Facsimile's, unter denen auch die Handschrift des unglücklichen Grafen von Egmont und des Lazarus Schwendi sich findet.

Der zweite, an Seitenzahl stärkere, Band enthält nur Briefe eines einzigen Jahres; aber es ist das für die Geschichte der Niederlande so wichtige Jahr 1566. Der Verf. hätte sich also nicht entschuldigen dürfen, daſs er so viele Briefe eines einzigen Jahres bekannt gemacht hat; die Wissenschaft und Jeder, der aus dem Studium des Menschen ein Geschäft macht, wird ihm vielmehr sehr dankbar seyn, daſs er diesen Schatz ans Licht gebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 2. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Groen van Prinsterer: Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau.

(*Fortsetzung.*)

Ref. muſs des Zweckes dieser Blätter wegen sich bei dem 2ten und 3ten Bande kürzer zu fassen suchen, als bei dem ersten, weil sonst seine Anzeige einen zu groſsen Raum einnehmen würde; er verweilt daher etwas länger bei der Einleitung, welche Herr Groen van Prinsterer vorgesetzt hat, damit die Leser der Jahrbücher urtheilen können, was sie hier zu suchen haben und von wie groſser Bedeutung das Buch für die allgemeine Geschichte von Europa während des 16ten Jahrhunderts ist. Er sagt zuerst, daſs er sich entschuldigen müsse, daſs der 2te Band nur Briefe eines einzigen Jahres begreife, dann fährt er fort:

In der That entwickelten in diesem Jahre unvorhergesehene Umstände plötzlich, was der Gang der Dinge schon lange vorbereitet hatte. Seit einem halben Jahrhundert war durch den Protestantismus ganz Europa in Bewegung gebracht. Carls V. Macht und politischer Berechnung zum Trotz herrschte er in vielen Gegenden von Deutschland, auch hatten die nordischen Königreiche Schweden, Dänemark, Norwegen die Reformation eingeführt. Sie siegte nach manchen Abwechslungen endlich in England, auch in Schottland war sie durch eine kräftige Bestrebung der Nation durchgesetzt. Frankreich wurde durch Zwistigkeiten und innere Kriege zerrissen, welche dadurch erzeugt waren, daſs man die entstehende Kirche durch blutige Verfolgung zu unterdrücken suchte. — — Auch in den Niederlanden hatte sich die Zahl der Bekenner der neuen Lehre bedeutend vermehrt; das merkte man aber dort nur allein aus Verfolgungsdecreten und aus grausamen Bestrafungen. In den letzten Zeiten von 1561—1565 hatten sich Klagen erhoben; aber was hatten sie gefruchtet? Die Ritter des goldnen Flieſses hatten sich einigemal versammelt, dadurch war nichts ausgerichtet; es hatten sich stürmische Debatten im Staatsrathe erhoben, man hatte dem Könige Philipp Vorstellungen gethan, dadurch war nur eine Verdoppelung der Strenge herbeigeführt worden.

Im Jahre 1566 hörte dieser Zustand auf. Es galt in diesem Jahre nicht mehr blos dem Evangelium und den frommen Mär-

Digitized by Google

tyrern deſselben, ein groſser Theil des Adels erkannte, daſs die bisherige Verfaſsung bedroht werde; man fürchtete eine königliche Macht, welche sich auf die Inquiſition stütze und eine nach spanischer Weise furchtbare Unterdrückung übe. Ein bedeutender Theil des Adels schloſs daher eine Verbindung und erklärte sich offen gegen die Verfolgungsmaſsregeln des Königs. Dieser Schritt ward entscheidender, als selbst die Verbündeten vielleicht geahndet hatten. Die Protestanten, die sich bisher verborgen gehalten und schon sehr zahlreich waren, kamen hervor, überall traten Prediger auf; das Volk erhob sich, so zu sagen, in Masse, um Gottes Wort zu hören u. s. w. — — Aber ein unvorsichtiger Feuereifer und unbedachtsame Handlungen schadeten dem glücklichen Fortgange der Sache.

Viele Katholiken, welche die Verfolgung nicht billigten, waren gleichwohl sehr erbittert über die Unordnungen, die ihnen gottloser Frevel schienen; die Bande, welche die Verbündeten zusammenhielten, löseten sich; der König, der anfangs schwankte, rührte sich; die deutschen Fürsten miſstrauten einer Sache, die so viele Excesse veranlaſste. Die Verfolgung, die einen Augenblick aufgehört hatte, begann aufs neue; viele Protestanten nahmen, als sie sich verlassen sahen, ihre Zuflucht zu dem Mittel, welches den Verzweifelten allein übrig bleibt, zu den Waffen. Sie können fortan nur grausame Strafe von einem Monarchen erwarten, der sich zum Rächer der Gottheit aufzuwerfen berufen fühlt u. s. w.

Dies sind die Ereignisse, welche sich in diesem kurzen aber merkwürdigen Zeitraume zusammendrängen. Man findet in den hier abgedruckten Briefen eine fast ununterbrochene Erzählung der Ereignisse. Dann geht der Verf. mehr auf das Einzelne ein, wir wollen aber nur noch wenige Sätze ausheben, da wir ihm weder in der Apologie von Wilhelms moralischem Charakter, noch in der Lobrede auf die verschiedenen Glieder des Hauses, dem er dient, folgen können. Was das Erste angeht, so ist es uns genug, daſs Wilhelm ein groſser Mann war, wie Carl V., der ihn so sehr hervorzog, und daſs er, wie auch v. Rommel sehr richtig gesehen und geurtheilt hat, sich durch italienische Macchiavellistische Politik der ähnlichen Schlauheit der Jesuiten und Spanier überlegen zeigte. Was das Andere betrifft, so mag man darüber nachlesen, was Herr Groen van Prinsterer aus den Briefen anführt. Uebrigens bleibt Hr. G. v. P. ganz auf dem historischen Wege, er giebt keine Orakel, er macht keine Sophismen,

er ſetzt uns nicht dadurch in Verlegenheit, daſs, ſobald wir nur in einem Punkte von ihm abweichen, wir nicht mehr folgen, ſeinem Urtheile nicht mehr trauen können. Nein, er führt die Stellen an an, worauf er ſein Urtheil ſtützt, er ſtellt ſeine Anſicht einfach und ohne Machtſpruch ganz unbefangen auf, und überläſst es dem Andersdenkenden, die gegebenen Elemente ſeines Urtheils in ganz andere Verbindung zu bringen. Ref. erwähnt dies, weil die in Frankreich und in Deutſchland herrſchende Methode eine ganz andere iſt und ein Abſprechen Mode wird, deſſen man bisher nur in der ſpeculativen Philoſophie und in Recenſionen der Philologen gewohnt war.

Herr Groen van Prinſterer führt S. IX u. X einige bedeutende Fürſten und Herren an, die man aus ihren eigenen Briefen hier näher kennen lerne, und zwar unter den deutſchen Fürſten beſonders Kurfürſt August von Sachſen und ſeine lächerliche und verderbliche Wuth gegen Calvin und Calviniſtiſche Meinungen, Wilhelm von Heſſen und ſeine edle und verſtändige Toleranz, auch der alte Philipp, noch auf dem Todesbette dem Prinzen in der Sache rathend, für welche er ſein Lebelang gekämpft hatte. Unter den Niederländern, heiſst es S. IX, wird man hier näher kennen lernen: zuerſt den tapfern aber unglücklichen Grafen von Egmont, der mehr für den Krieg als für bürgerliche Bewegungen geboren war. Er war groſs in Schlachten, zeigte aber wenig Scharfſichtigkeit, wenn es darauf ankam, politiſche Ereigniſſe vorherzuſehen. Er bedachte ſich, wenn er hätte handeln ſollen, und Bernard von Merode meldet in einem Briefe, den man S. 424 dieſes Bandes findet, »que non obſtant toutes les faſcheries que l'on lui faict, ne ſe réſoudrat ſi non au grand beſoigne et extrémité.« Dann den Grafen von Brederode, deſſen Briefe überall verrathen, daſs er ohne Sitten und ohne Grundſätze iſt, und ſich auch in ſeinem lobenswürdigſten Beginnen von einem unüberlegten und heftigen Eifer treiben läſst, der mit jenem ruhigen Muthe, an welchem ſich alle ſtürmiſchen Wogen brechen, ohne ihm zu ſchaden, nichts-gemein hat. Den Herrn Bernard von Merode, der, wie ſo viele Belgier jener Zeit, bereit iſt, Alles zu thun, Alles zu opfern, um Religion, Rechte des Landes und wahre Freiheit zu vertheidigen. Den Grafen von Hoogſtraten, den der Prinz, der das Verdienſt ſo gut zu ſchätzen wuſste, ungemein werth hielt; den Baron von Montigny, den ſeine Treue gegen den König und ſeine Anhänglichkeit an die katholiſche Religion, von der man S. 359—361 dieſes Bandes die

Digitized by Google

Beweise findet, von einem gewaltsamen Tode nach kläglicher Gefangenschaft nicht retten konnten. — — Was hernach Herr Groen van Prinsterer von dem Nassauer Hause sagt, übergehen wir, um noch zu bemerken, daſs man aus den von uns anzuführenden Worten sehen wird, wie gut Hr. G. v. P. einsieht, daſs sein Wilhelm I. ebensogut als Ludwig Philipp verstand, bald den Katholiken, bald den Protestanten, bald den Monarchisten, bald den Republikaner zu spielen. Freilich ist dabei der groſse Unterschied, daſs Wilhelm seine Geschicklichkeit fürs Vaterland, Ludwig Philipp für sich gebrauchte.

Herr G. v. P. sagt S. XV: Besonders anziehend ist es, in diesen Briefen das Benehmen des Prinzen von Oranien in dieser Zeit zu verfolgen. Man wird in seiner Art zu handeln Dinge finden, welche dem Anschein nach widersprechend sind. Die Verbindung der Herren miſsfällt ihm nach S. 158; er ist nicht damit zufrieden, daſs öffentlich gepredigt wird nach S. 145 u. 158; er miſsbilligt die Heftigkeit der Bilderstürmer, und läſst die Urheber des Bildersturms bestrafen. Er versucht die Ordnung und den Gehorsam gegen die Obrigkeit wieder herzustellen und verlangt unbedingte (complète) Unterwerfung unter dem Könige als natürlichen und rechtmäſsigen Herrn. Auf der andern Seite knüpft er immer neue Verbindungen mit den deutschen Fürsten an und nimmt geheimen, jedoch sehr thätigen Antheil an allen Schritten, welche gethan werden, um zu jeder Zeit über eine bedeutende Anzahl Soldaten schalten zu können. Wie, fragt er, soll man dieses widersprechende Benehmen reimen? Er vereinigt es hernach auf seine Weise und gebraucht dabei die Briefe, die er hier herausgiebt, auf eine Weise, diese lieſsen sich aber sehr leicht auch auf eine andere gebrauchen.

Ref. findet keinen Beruf in sich, einen groſsen Mann, der das Gröſste geleistet und mit dem Leben bezahlt hat, was der Mensch auf Erden leisten kann — nämlich die Gewalt der Waffen, des Geldes und der Macht mit dem Verstande und ausdauernden Willen zu bekämpfen — von der Schattenseite zu zeigen; es soll ihn freuen, wenn Hr. G. v. P. jedermann überzeugt; doch muſs er ihn bitten etwas vorsichtiger im Urtheilen zu seyn. Er scheint gar nicht daran zu glauben, daſs auch der gröſste Mensch dennoch Mensch bleibe, daſs der Menschheit daran liege, daſs dies historisch bewiesen werde, daſs der stille Forscher, der unbekümmert um den Beifall der Menge oder der vornehmen Lese-

Digitized by Google

welt, die gern nur von Helden und Göttern und Zwergen und Teufeln lieset, die Schattenseite der Dinge andeutet, darum nicht gerade ein boshafter, ein gallsüchtiger, ein neidischer, ein beschränkter Mensch, oder gar ein Jakobiner oder Radikaler, wie man jetzt schimpft, zu seyn brauche. Wir nehmen es ihm daher sehr übel, daſs er sagt: C'est ainsi que dans un tems de philosophie incrédule (so sind die Frommen) on a cru préconiser Guillaume de Nassau en lui assignant le caractère assez commun, assez ignoble, d'intrigant politique.

Am Ende der Einleitung giebt Herr Groen van Prinsterer noch folgende Notiz: Wir haben, sagt er, geglaubt, den Briefen einige Abhandlungen oder Denkschriften beifügen zu müssen, welche ausserdem gewissermaſsen wesentlich zu den Briefen gehören und viele anziehende einzelne Nachrichten enthalten, z. B. über die Unternehmungen der Verbündeten S. 57—64, die Berathungen des Prinzen von Oranien mit dem Grafen von Egmont No. 215 a, mit den deutschen Fürsten No. 206 a, 227 a, die Werbung der Truppen No. 193, den Zustand von Antwerpen als Mittelpunkt des damaligen Welthandels No. 216 a, die Lage des Landes im Allgemeinen No. 236 a.

Zu der von dem Verf. selbst gegebenen Andeutung der bedeutendsten Stücke in diesem Bande will Ref. nur Weniges hinzufügen, was ihm für deutsche Forscher wichtig darin scheint, ausser dem, was der Verf. schon bemerkt hatte (das Verhältniſs der deutschen Fürsten zu Wilhelm von Oranien). Zuerst bemerkt er noch im Vorbeigehen, daſs er einen ihm noch unbekannten Brief von Theodor Beza hier gefunden hat. Dies bemerkt Ref., weil er zuerst in seinem Leben Beza's einige in Gotha handschriftlich aufbewahrte Briefe dieses Reformators und hernach Herr Generalsuperintendent Bretschneider die übrigen hat drucken lassen. Dieser Brief (hier der hundert ein und neunzigste) ist an einen Prediger geschrieben und handelt von der Abendmahlslehre, also von einem Punkte, durch dessen unvorsichtige Berührung und durch den declamatorischen Ausdruck über die Meinungsverschiedenheit der Lutheraner und Calvinisten Beza wenige Jahre vorher auf dem Religionsgespräche zu Poissy Urheber vieles Unglücks geworden war. Da der Brief den Prinzen und sein Haus nichts angeht, so vermuthet Ref., daſs er sich darum hier findet, weil August von Sachsen darauf drang und Wilhelm von Hessen dazu rieth, daſs die Niederländer durch Annahme der Augsburgischen Confession sich an die Lutheraner anschlieſsen sollten. Die

Digitized by Google

Spanier und Jesuiten erkannten wohl, daſs das Letztere nie geschehen werde, sie hatten daher sehr fein dem fanatisch lutherischen Kurfürsten August und den Geistlichen wie den theologischen Juristen, die ihn leiteten, in den Kopf gesetzt, wenn nur der radikale und bilderstürmende Calvinismus aufhöre und der Tübinger symbolische Bücher angenommen würden, dann werde Spanien Duldung proclamiren. Darauf bezieht sich, was August durch einen seiner Juristen, über die sich der wackere Philipp von Hessen, der seine Briefe selbst schrieb, oft so heftig beschwerte, im September 1566 schreiben lieſs. Lettre CCVII. p. 293:

— — — — wir wollen aber hoffenn, Gott werde Gnade verleihenn, das es zu keinem weitteren aufstandt oder thetlichen Handlung gerathe, sonderlich weill es mitt bewilligung der kœn. Würde und der Guvernantin dahin gerichtet seyn soll, das die Augsburgische Confession mit fernerm rath un zuthun der Landstende freigelassen und gute policeyordnung angerichtet werden solle. Welcher ordentlicher wege auch wohl der sicherste und beste ist und wann die Augsburgische confession also angenommen würdet, so kann alsdann der neben einreiſsenden Secten halben von der Christlichen Obrigkeit inn einer jeden stadt und gebiet auch gebürliches einsehen geschehen. Er erklärt hernach ganz fromm: Er halte dafür, alle die gegen seinen Glauben in Rücksicht des Katechismus und der Theologie kämpften, wären des Satans Werkzeuge zu seinem Wüthen gegen den Sohn Gottes, und verdienten daher ausgerottet zu werden. Dann ermahnt er zur Ruhe u. s. w. und schlieſst den Brief mit erneuter Erwähnung der Augsburgischen Confession. Es heiſst: (Es wird von) E. L. und andern Ordensherrn dahin zu sehenn seyn das es weitter zu keinem auffstandt der underthanen wieder die obrigkeit gerathe. Wann solchs geschiehett und die underthanen die Augsburgische Confession annehmen, und sich derselben durchaus gemeſz halten, so haltten wir dafür die Kœn. Würde solte es auch bei dem Religionfrieden beruhen lassen. Zu bewundern ist daher, mit welcher Klugheit in der Instruction No. CCVIII, die Wilhelm dem Grafen Ludwig von Witgenstein ertheilt, gerade dieser Punkt umgangen wird. Wilhelm schickt den Grafen an Kurfürst August, um in ihn zu dringen, daſs er seine Glaubensgenossen für die Niederlande in Bewegung bringe; doch verhehlt er ihm nicht, daſs es dort zwar Anhänger der Augsburgischen Confession, aber auch Calvinisten

Digitized by Google

gebe, und auch zu beſorgenn ſtünde der wiederthauff würde auch mit der zeit mit unterlauffen. Während aller dieſer Unterhandlungen hatte ſich Wilhelm noch gar nicht für den Proteſtantismus ausgeſprochen, weil er immer noch mit der Herzogin von Parma gut ſtand und noch nicht ſah, daſs es zum Aeuſserſten kommen werde; als aber die Herzogin ſelbſt ihm die nahe Ankunft einiger (wie ſie ſich ausdrückt) ſpaniſchen Truppen ankündigte und er erkannte, man werde mit Philipp II. brechen müſsen, lieſs er ſich durch Landgraf Wilhelm von Heſſen ein Gutachten aus Deutſchland kommen, ob er die Augsburgiſche Confeſsion annehmen ſolle. Dies Gutachten findet man hier No. CCXVI a p. 338. Dieſes Schreiben ſo wie ein anderes des Grafen Johann an Ludwig von Naſsau, No. CCXVIII, welches ſehr lang iſt, hat es nur mit der politiſchen Seite der Frage zu thun. Das letzte warnt den Prinzen und ſeine Freunde ſehr, ſich für den in Deutſchland verhaſsten Zwinglianismus zu erklären. Der Dr. Meixner, der dies Bedenken aufgeſetzt hatte, wurde, wie der Herausgeber in einer Note bemerkt, hernach vom Grafen Johann und vom Prinzen in vielen Sachen gebraucht. Dieſer Naſsauer (das Gutachten iſt datirt Dillenburg October 1566) mag ein guter theologiſcher Juriſt geweſen ſeyn, denn er ſagt, vor dem Calviniſmus warnend: Nebenn deme zum achten wirdt auch hiebey erwogen, das gleichwol im religionsfrieden Anno 55 zu Augſpurg uffgericht, nicht allein die Zwingliſchen, Calviniſche und dergleichen lähren ausdrücklich verboten und vom Religionsfrieden ausgeſchloſsen worden u. ſ. w. Das lange Memorial über den Zug ſeiner ſpaniſchen Truppen in die Niederlande, welches Philipp an Chriſtoph von Würtemberg und Wilhelm von Heſſen durch die Herzogin von Parma ergehen lieſs, findet man hier Lettre CCXXV. Man lernt freilich aus dergleichen diplomatiſchem Gerede gar nichts, die Hauptſache hat ſchon Strada angegeben. Wichtig iſt aber der Nachdruck, mit dem auch Wilhelm von Heſſen, der wie ſein Vater von dem Lutheriſchen Fanatismus ſehr entfernt iſt, doch darauf dringt, die Niederländer müſsten dem Calviniſmus entſagen und das Lutherthum annehmen. Darauf bezieht ſich der ganze Brief No. CCXXVII, wo es unter andern S. 392 heiſst: — — das ſie auch ſämtlich ſich zue der Augsburgiſchen Confeſsion erclertt und derſelben gemeſz beid in Lher und Ceremonien ſich verhieltenn, deszen auch ein oeffentliche Confeſsion ausgehen lieszen, ſo trugen wir keinen zweifel — der König von Spanien werde die Verfolgung einſtellen, die Deut-

schen werden sich mit vorschrifft, vorbitt und anderen guetten befürderungen der Niederländer annehmen. Uebrigens geht aus des Grafen von Wittgenstein Bericht an den Prinzen, der ihn nach Hessen und Sachsen geschickt hatte, deutlich hervor (No. XXXIV), daſs der Kanzler Craco, der hernach durch die Lutherischen Zeloten so grausam verfolgt und nebst allen Schülern Melanchthons wegen Cryptocalvinismus als Staatsverbrecher behandelt ward, damals noch einen so bedeutenden Einfluſs übte, daſs man die niederländischen Calvinisten wenigstens nicht ganz von sich stieſs. Wie wenig aber dem Prinzen an der ganzen Religionssache, die ihm durchaus Nebensache war, gelegen seyn mochte, bewies er dadurch, daſs er sich gar nicht öffentlich über Religion erklärte, sondern nach wie vor die Messe besuchte; er spricht es aber auch ausserdem in dem langen Briefe an Wilhelm von Hessen (No. CCXXXVII.) ganz bestimmt aus. Hier heiſst es in Beziehung auf die armseligen Streitigkeiten der protestantischen Theologen S. 452: Was uns den E. L. der Praedikanten halben vorgeschlagen, das befinden wir woll und treulich gerathen, und wolten, das wir dahien befördern und brengen könnthen. Es beruffen sich aber die Predicanten uff die erste Augspurgische Confeszion, die weilendt Kaiser Karolus dem fünfften von den Chur und Fürsten zun Augsburg in originali ist überantwordt worden und berühmen sich das sie dieselbig lauter und rein dociren und bekhennen und wollen dabei und denn Prophetischen und Apostolischen schrifften nach dem Symbolo Athanasii und was ferners in denn ersten vieren Conciliis nach eynander bestettigt worden ist, stehen und pleiben und mit kheiner weittern Apologien oder erklerungen zuthun haben. Sie wollen auch keine Ceremonien noch den nahmen der Augspurgischen Confeszion gebrauchen, auch die Apologiam, so der Augspurgischen Confeszion angehefftet, nit ahnemen, noch sich nach derselben richten. Das wir besorgen, dieweil wir uns hiebevhor hiemit mehrmals bemühet haben und nichts erhalten koennen, sie werden nachmals von solcher opinion schwerlich zu bringen sein. Und ist laider zu erbarmen, dasz diesze hehrliche und schöne Laender umb solicher Ursachen willent so jämmerlich überzogen und verderbet werden sollen. Dann folgen viele Seiten, wo er immer nur von politischen Gründen redet, und andeutet, daſs ihm, obgleich er Christ sey, doch Alles Andere ziemlich gleichgültig, hauptsächlich aber meint er pag. 454: — — Ob wir uns nun gleich zur Augspurgischen Con-

Digitized by Google

fession erklaerten, so würde uns doch nit glaubt werden, sondern müssten gleichwoll den Calvinischen nahmen behalten, und würde uns sovil desto steiffer zugelegt werden, das wir alles diszes handels ein ursacher und stiffter geweszen weren, und stünde also zu besorgen das uns und diszen länden durch solche unsere erklerung, vil mehr unraths und gefhar als hails und gutts endstehen möchte. Dennoch wiederholt der Landgraf im folgenden Briefe, Lettre CCXXXIX, seinen Rath und unterstützt ihn mit neuen politischen Gründen; da hier überall von theologischen gar nicht die Rede seyn kann, weil Wilhelm wiederholt erklärt, daſs er diese Streitigkeiten ganz richtig für Lappalien halte, die höchstens auf den Katheder oder die Kanzel gehören. Die Theologen bewiesen sich dort und damals, wie überall und zu allen Zeiten. Baptiste Vogelsang, den Ludwig von Nassau nach Breda geschickt hatte, um zwischen den Zänkern Frieden zu stiften, fand die Lutheraner ganz taub. Er schreibt Lettre CCXL: »Ceulx de la religion permise par provision ne désirent aultre chose et se présentent tousjours voluntaires, mais ceulx de la confession n'oyent goutte, quoique je leur ay sceu dire. Als indessen mit König Philipp II. nichts mehr anzufangen war, als die Noth drängte, als Kurfürst August mit Calvinisten, die er des Feuers würdig hält und gern der spanischen Inquisition preisgiebt, durchaus nichts zu thun haben wollte, als Wilhelm von Hessen in allen den zahlreichen Briefen, die wir hier von ihm finden, dringend und wohlmeinend zur Annahme der Augsburgischen Confession räth, so schreibt endlich im November 1566 der Prinz von Oranien im 47sten Briefe p. 496 an Wilhelm und an Kurfürst August:

Wiewoll uns auch sehr beschwärlich fält uns der religion halben öffentlich zu erkleren, wie E. L. desfals etliche unser bedenken in unserm schreiben unterm fünfften hujus, gesehen, nichts desto weniger, dieweil wir vor unser person, auch unser geliebte gemahl wegen (hier muſs also auch Anna bei ihren Verwandten ein Motiv werden) eben so tieff bey der Koenigl. Mat. in Verdacht stecken, als wan wir uns erklert hetten, so weren wir woll bedacht uns kegent der Kön. Mat. in einem gehaimbten schreiben zu erkleren, und ire Majt. undertheniglich zu bitten, wie wir das mit allerhandt bewegniszen und umbstenden ahm besten fügen koennen, nachdem mahl wir in der Augspurgischen Confession geboren und ufferzogen, auch dieselbig in unserm herzen je und allwege getragen undt

bekendt haben, das ihre Mat. uns und unsern underthanen dieselbig Confession frey und sicher zulassen wollen.

Darüber ist denn August hocherfreut und drückt in allen möglichen theologischen Floskeln seine Freude über den Triumph seines lutherischen Zions aus; wir wollen nur eine kurze Probe aus dem zweihundert und fünfzigsten Briefe S. 509 anführen: Das I. L. sich bedacht sich zu der Augspurgischen Confession öffentlich zu bekennen, thun wir uns kegen E. L. freundlich bedanken und wüntschen von Got dem Almechtigen das ehr E. L. in solchem Christlichen vorhaben durch seinen Heiligen Geist (von dem schreibt Wilhelm nie etwas) sterke, leithe und fhüre, wie dan das wahre erkenntnüs des Herrn Christi und seines allein seligmachenden worts, von Got alleine zu erbitten und zu erlangen, und gar nicht menschenwerk ist.

Auch diesem Theile sind wieder 4 Platten mit eilf Facsimile's angehängt.

Der dritte Theil begreift die Briefe der Jahre 1567—1572, und Herr Groen van Prinsterer hat diesem Bande zum groſsen Vortheil der Freunde gründlicher historischer Forschung eine Einleitung von neunzig Seiten vorgesetzt, worin die Resultate, welche für die Geschichte aus diesen Briefen hervorgehen, klar und vollständig hervorgehoben werden. Ref. darf, da er selbst noch von seiner Seite auf einige in diesem Bande enthaltene Briefe besonders aufmerksam machen möchte, nur einige Stellen der Einleitung übersetzen, um zu zeigen, wie vortrefflich der Herausgeber das Bedeutende vom Unbedeutenden unterscheidet, und wie weit er von der herrschenden Sucht, Phrasen zu machen, entfernt ist. Ref. hat schon oben erklärt, daſs er mit der Art, wie Hr. G. v. P. Wilhelms von Nassau Tugendhaftigkeit demonstrirt und alle hohe Anverwandten desselben in Schutz nimmt, nichts zu thun hat; er hält es aber gerade deshalb für Pflicht, aus einigen Stellen einleuchtend zu machen, wie gut der Herausgeber die Sache seiner Clienten führt, und wie er durchaus keine Sophismen der neuen Schule gebraucht.

Man schreibt gemeiniglich, sagt Hr. G. v. P. pag. VII, den geheimen Aufhetzungen Wilhelms die Unternehmungen zu, welche in den ersten Monaten des Jahres 1567 auf eine so traurige Weise scheiterten. Wir haben in den Documenten gar nichts gefunden, was diese Vermuthung rechtfertigen könnte, man kann sie sogar schwerlich mit dem Zustande der Dinge vereinigen. Der Prinz fand ja weder in dem Grafen von Egmont eine Stütze,

da dieser Alles aufbot, um sich mit dem Hofe auszusöhnen; eben so wenig in den Verbündeten, von denen die mehrsten entweder feige oder verwegen waren; noch weniger in den Ständen oder den städtischen Magistraten, die im Allgemeinen gegen die Reformation sehr eingenommen waren; auch nicht in der Masse des Volks, dessen unruhige (demokratische??) Bewegungen er gar nicht gern sah. Weiter unten sucht der Verf. diese Sätze aus Stellen der Briefe zu beweisen; da aber die Briefe alle hier abgedruckt sind, so wird nicht nöthig seyn, daſs Ref. seine entgegengesetzte Ansicht durch Stellen belege, jeder Forscher mag selbst zusehen; den Andern ist es heilsamer, die Behauptung des Herrn G. v. P. anzunehmen, als das Gegentheil. Herr G. v. P. fährt S. VIII fort:

Wenn hernach der Prinz dennoch aus dem Lande geht, so geschieht das keineswegs, um es ganz zu verlassen. Er geht nach S. 57 nach Deutschland »pour prendre conseil de ses seigneurs et amis«. Wenn er aber auch in demselben Briefe sagt: Soviel ich voraussehen kann, so ist es um diese Provinzen geschehen, weil in den jämmerlichen Niedermetzelungen tausende guter und frommer Christen ihr Leben und ihre Güter verlieren werden, so setzt er unmittelbar darauf hinzu: Es sey denn, daſs der allmächtige Gott dies Unglück abwenden wolle und daſs die deutschen Fürsten und Kurfürsten das Land vor so schrecklichen Verwüstungen retten. Der Herzog von Alba erscheint. Mit den Worten Ketzerei und Empörung scheint ihm Alles rechtmäſsig, Einkerkerung, Verbannung und Aechtung, Verletzung der Privilegien, Vernichtung der Rechte und Freiheiten, Beraubungen, Tortur und Todesstrafen. Man klagt den Prinzen an, man zieht seine Güter ein, man entführt seinen Sohn. Er ist durch die Stellen, die er vorher bekleidet hat, durch die Güter seiner Familie, durch seine Talente, durch seine bekannten Gesinnungen, durch seine Hülfsmittel und Verbindungen der bedeutendste und geachtetste Mann in Belgien. An ihn wenden sich daher die Unterdrückten, damit er sich der Freiheiten annehme, die er zu schützen gehalten ist; sie rufen ihn an im Namen des Königs, den die Spanier miſsbrauchen und verrathen; im Namen der heiligen Sache, welche er, wie man weiſs, aufrichtig liebt. Man bittet ihn, man ermuntert ihn, man beschwört ihn, er möge doch nicht zugeben, daſs die Provinzen ohne Widerstand zu Grunde gerichtet, die Bewohner niedergemacht werden. Darum sagt er dann endlich (in dem Entwurfe, den der Herausgeber

Digitized by Google

No. CCCIV aus einem von dem Prinzen eigenhändig aufgesetzten und corrigirten aber nicht vollendeten Aufsatze mit der Ueberschrift: Cesi est la déclaration que faict le Prince d'Orange sur l'instante réquisition qui lui ast esté faict de la part de la plus grande partie des inhabitans des Pays Bas maintenant par tant de fassons opprimés, S. 205 bekannt gemacht hat): »Der Prinz hat sich endlich entschlossen, der Bitte eines getreuen Volks Gehör zu geben, welches gegenwärtig ganz sich selbst überlassen ist; und zwar um soviel eher, als er gewiſs weiſs, daſs, wenn die Sachen bleiben, wie sie gegenwärtig sind, dies nicht blos der Ruin des Landes, sondern höchster Nachtheil des Königs seyn wird.« Ref. bemerkt noch einmal, daſs Alles dieses Worte des Herrn Groen van Prinsterer, nicht aber die seinigen sind. Ref. will noch die folgenden Bemerkungen beifügen S. X:

Ein groſser Theil der in diesem Bande enthaltenen Aktenstücke betrifft die kriegerischen Unternehmungen in den Jahren 1568 und 1572, und man wird künftig unter den Beweisen der strategischen Talente des Prinzen die Rathschläge aufzählen können, die er dem Grafen Ludwig giebt. Diesem wird darin die Niederlage bei Jemmingen, wenn er nicht die Belagerung von Gröningen aufgiebt, ganz bestimmt vorausgesagt, denn in dem auf Wilhelms Befehl geschriebenen Aufsatze No. CCCXIV a S. 208 heiſst es: Surtout faut avoir esgard que là où ils seroyent forcés de se retirer ils sont asseurés ne le pouvoir faire, ayant l'ennemy à doz, sans être ou deffaits ou grefvement endommagé.

Die Archive, heiſst es weiter, enthalten wenig über die Jahre 1569, 1570, 1571, weil der Prinz diese entweder in Frankreich zubrachte, wohin er mit einem kleinen Heer den Huguenotten zu Hülfe zog, oder in Deutschland, wo er mit Unterhandlungen und Vorbereitungen beschäftigt war u. s. w. Was dann von der Familie des Prinzen bis S. XVII aus den Documenten beigebracht wird, wollen wir den Lesern überlassen in dem Buche selbst aufzusuchen, und nur noch Einiges über einige andere Personen jener merkwürdigen Periode anführen. Unter diesen sagt der Herausgeber von Brederode, er sey 1568 gestorben und es sey ihm für das Andenken desselben lieb, daſs er keine Briefe von ihm gefunden habe. Der Graf Hoogstraten, der hier S. 170 Nachricht von seinem Tode giebt, und der in demselben Jahre umkam, zeigt sich S. 310 voll Theilnahme am traurigen Schicksale des Vaterlandes und voll Eifer, es zu befreien. Die Denkschrift über die Hülfe, die man Ludwig von Nassau schicken solle,

Digitized by Google

No. CCCX b, ist ein neuer Beweis, daſs der Prinz ihn um seine Rathschläge ersuchte. Man wird hier mehrere Beispiele seines lebhaften und naiven Styls finden. Er schreibt p. 241: La conscience de cestus Nero d'Alve le juge, qui vault mille temoings. J'ai en advertence que sommes — — — estés banniz à jamais — — — mais espère pour n'y avoir fondement, que monstreront de brief que nous en soulcions peu et que ce bon dieu nous en fera quelque jour la raison. Oder pag. 281: Je sui journellement entendant à faire exerciter mes gens à tirer aux butes puisque ne s'offrit encoires occasion à le faire sur les ennemis. Wir wollen die andern weniger bekannten Männer übergehen, und statt dessen einige vortreffliche historische Bemerkungen, welche Herr Groen van Prinsterer mit Stellen aus den Briefen dieses Bandes belegt, anführen. Es heiſst S. XVIII: Die niederländischen Herren, welche, nachdem sie kürzere oder längere Zeit angestanden, nachdem sie ein ziemlich offnes Bestreben, Widerstand zu leisten, gezeigt hatten, sich endlich ganz unbedingt auch in die willkührlichsten Befehle des Regenten ergaben, waren bei Alba's Ankunft in einer sehr traurigen und falschen Stellung. Dieser Band giebt merkwürdige Urkunden ihrer Kleinmüthigkeit. Die Grafen Egmont und Mansfeld wagen nicht, einem Nachtessen beizuwohnen, zu dem sie der Gesandte Maximilians II. einladet, weil sie fürchten, sie möchten dort die Abgeordneten der deutschen Fürsten finden, die sich für die Protestanten verwenden sollten (pag. 97). Sobald der Herzog von Alba nur über die Grenze kommt, so drängt man sich und stürzt ihm entgegen; S. 125 heiſst es: Viele Herren und Cavaliere sind ihm entgegen gegangen, unter andern der Herr Admiral. Seite 115 fgg.: Herr von Meghem kam Nachts in Antwerpen an, schon am frühen Morgen nahm er Post und fuhr dem Herzog von Alba entgegen — — — Der Herzog von Aerschot suchte den Herzog auf, und der Herr von Egmont ist mit etwa vierzig Cavalieren abgefahren, um ebenfalls dem Herzog seine Aufwartung zu machen, so daſs Madame jetzt hier ganz allein ist, ohne einen einzigen Ritter vom Flieſse. Der Graf Megen erhält (p. 253) vor Gröningen einen sehr merkwürdigen Brief von dem Grafen Ludwig von Nassau und von Hoogstraten, worin diese ihn ermahmen, daſs er und die Uebrigen, welche verbunden seyen dem Vaterlande zu dienen, doch nicht dem besondern Ehrgeiz einer Nation, die aller Gerechtigkeit, Vernunft, Staatsklugheit fremd und feindlich ist, dienstbar seyn mögen. Er antwortet (p. 254): Meine Herren, ich habe

Digitized by Google

Ihren Brief empfangen, und da ...... der Herzog mir verbot, Ihnen auf einen frühern, den ich von Ihnen erhalten habe, zu erwiedern, so wage ich auch auf diesen nicht zu antworten und habe ihn Sr. Excellenz übersendet.

Vom Herzog von Alba sind zwar keine Briefe da, doch finden sich in den andern Briefen einige Züge, die wir für unsere Leser herausheben wollen. Zuerst die Art, wie er den Sohn des Prinzen empfängt. Es heiſst S. 121: »Der Graf von Büren wurde vom Herrn Herzog sehr gut empfangen und sehr geliebkoset. Er erklärte ihm, daſs, wenn sich die Gelegenheit darbieten sollte, ihm einen Dienst zu leisten, er sie mit Freuden ergreifen würde. — — Den 22sten nahm der Herr von Büren Abschied; der Herzog umarmte ihn, und that ihm aufs neue dieselben und ähnliche Anerbietungen. Man hatte damals die Grafen von Egmont und Hoorn verhaftet, ein groſser Theil der Bürger von Brüssel begiebt sich zum Herzoge und wünscht die Ursache ihrer Verhaftung zu erfahren. Darauf läſst dieser ihnen sagen (pag. 126): Ich bin eben beschäftigt meine Truppen zu vereinigen, spanische, italienische, deutsche; bin ich damit fertig, so will ich euch Antwort geben. Er betheuert zugleich (p. 127), daſs er so aufrichtig wünsche, daſs die Grafen sich rechtfertigen könnten, als wenn die Sache seinen eignen Vater anginge. — — — Ueber den Anfang der Grausamkeiten ist hier pag. 239 sqq. das Zeugniſs eines Augenzeugen: »Enthauptet wurden die beiden Herren von Battenburgh, Cock, die Herren von Dhu und Villers. Die andern Namen, sagt dieser Augenzeuge, habe er nicht behalten, weil sein Herz nicht ausgehalten habe, es ferner anzusehen — — C'estoit, wird in der naiven Sprache der Zeit hinzugefügt, une chose de l'autre monde les crys, lamentation et juste compassion qu'aviont ceux de Bruxelles, nobles et ignobles, pour ceste barbare tyrannie — — — Was König Philipp II. angeht, so findet man hier wenig über ihn. Einige Angaben (sagt Hr. Groen van Prinsterer) über die Gefangenschaft des Prinzen Don Carlos scheinen zu beweisen, daſs der König in Beziehung auf diese traurige Geschichte zu hart beurtheilt worden. Da der Verf. blos auf die hieher gehörigen Briefe verweiset, vielen Lesern der Jahrbücher, denen das Buch nicht zur Hand ist, aber vielleicht gerade diese Notizen anziehend seyn könnten, so will Ref. die hauptsächlichsten kurz angeben. Die Sache wird übrigens nicht weiter gebracht, als sie vorher schon war, weil auch hier die zwei bekannten verschiedenen Angaben sich zusammen finden.

Digitized by Google

Landgraf Wilhelm von Hessen nämlich schreibt hier No. CCCII p. 188 u. f. an den Prinzen von Oranien, er habe den Spanier de Luis, der jetzt bei ihm sey, gefragt, ob Philipp seinen einzigen Sohn wirklich habe verhaften lassen, wie die Königin Elisabeth an ihre Mutter nach Frankreich geschrieben. Dieser habe es bejaht, die Ursache aber nicht gewuſst. Es wären drei Gerüchte darüber, etzliche sagen, der Printz sey Calvinisch und man habe in seine cahmmer Calvinische Bücher funden — andere sagten, er habe wollen in die Niederlande gehen, andere, er habe seinem Vater nach dem Leben getrachtet. Er habe sich krank gestellt, in der Erwartung, daſs ihn sein Vater, wie gewöhnlich, besuchen werde, dieser sey aber gewarnt worden, denn sein sohn der Printz hette zwo gespanter feuerbüchsen under seinem hauptküszen liegen; es sey aber die Koenigl. Würde gleichwoll zu ihm, dem Printzen, in sein chammer gangen, ihnen angesprochen und gefragt, wie es ihm gehe; hab der Printz geantwortett, er were gahr schwach, daruff die Koenigl. Würde ihn bey der Hand genohmen und gesagtt, er soltt uffstehen, er wehr nicht so gahr schwach wie er sich annehme, het auch alspalt das hauptküszen under dem Printzen abgeworffen und die zwo gespante Büchsen darunder funden und den Printzen gefragt, was er damit vorgehaptt und gemeint und was ihn dartzu verursacht; hab der Printz geantwort, er hette über zwantzig uhrsachen, die ihnen dartzu bewegt; daruff der König zu ihm gesagt, so hett er über dreiszig uhrsachen derwegen er ihnen hart straffen woltte, unndt also den Printzen alspalt dem Conte de Feria zu custodiren bevolhen. Es wird auch geschrieben, das bis in die achtzehn groszer und vornehmer Spanischer herren solcher Conspiration halben, auch gefenglich eingezogen sein sollen. Das wichtigste Actenstück ist Lettre CCCIV pag. 194. Wilhelm von Hessen an den Prinzen von Oranien über Don Carlos. Wir wollen den Brief ganz hier einrücken, die Sache wird dadurch nicht weiter gebracht, doch ist Ref. immer noch der Meinung, die er schon oben geäussert hat, welche auch Herr v. Raumer in einer hier angeführten Stelle als die seinige angiebt. Wilhelm schreibt: — — Es hatt uns jetze (den 23. März 1568) Hertzogh Heinrich zu Braunschweigk Copien zugefertigt was der Koenig zu Hispanien seines Sohnes Caroli gefenglicher intziehung halb an S. L. geschrieben, wie E. L. aus hiebey verwartter abschrift freundlich und vertrewlich zu sehen. Nachdem nuhn in solchen der Koenigl. Würde schreiben die wortte stehen: »Das solcher

unser väterlicher ernst nicht der uhrsach erfolgt, noch wir diesen eussersten weg gegen S. L. darumb fürgenohmen, das wir von derselben so hoch und schwerlich beleidigt sein oder sie sich so weit und sträflich gegen uns vergeszen noch auch sonst ichtes anders dergleichen ungepürlichs solle begangen haben. Item am ende solchs schreiben: Was wir hierin aus Christlichem und vatterlichen eiffer thun und fürnhemen soll tzuvorderst seiner Goettlichem Allmacht tzu ehren und dan unsern Königreichen, Fürstenthumben, Länden und Leuthen, auch ingemein der gantzen Christenheit tzu ruhe und wolfarth gereichen.« Koennen wir, setzt der Landgraf hinzu, daraus anders nicht abnhemen dan das der Koen. Würde zun Hispanien sohn ettwa durch die Inquisition der Religion halben ingezogen sey. Da auch solchs also wehre, trugen wir mit berürtem Printzen ein freundliches und Christliches mitleiden.

Weiter unten in der Einleitung hat Herr Groen van Prinsterer einzeln hervorgehoben, welche deutsche Herren und auf welche Weise sie sich der Niederländer annahmen, wir dürfen ihm aber in dem Einzelnen nicht folgen, da uns der Raum mangelt. Im Allgemeinen erscheint August, wie immer, vor lauter Eifer für das Lutherthum, um die Pflichten der Menschheit ganz unbekümmert, Wilhelm von Hessen und Christoph von Würtemberg edel und hülfreich, die Reformirten und ganz besonders der edle, wahrhaftig fromme Friedrich von der Pfalz voll Eifer den Leidenden zu helfen, Freiheit und Recht gegen Despotismus und Willkühr, Religion gegen Aberglauben und pfäffischen Wortglauben in Schutz zu nehmen. Zwei Stellen müssen wir jedoch ausheben, weil darin zuerst von Lutheranern die Rede ist, welche Reformirten helfen, dann aber, was weit mehr ist, von Kaufleuten, die ihren Geldvortheil der Theilnahme an einem Kampfe für Menschenrechte opfern. Graf Ludwig von Nassau schreibt nämlich, als er bei Gröningen liegt, zuerst S. 233: Die benachbarten Grafen und Herren sind sehr wohlwollend für unsere Sache gestimmt, namentlich die Grafen von Embden, Oldenburg, Bentem; und S. 234: Auch die Bürger von Bremen und andern Seestädten sind uns sehr gewogen.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 3. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Groen van Prinsterer: Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau.

(Beschluſs.)

Ja, man findet hier Lettre CCCLXXXIV pag. 493 sqq. einen Brief des Herzogs Adolph von Holstein, worin er dem Herzoge von Alba (1572) den traurigen Stand der spanischen Sache, die er verfechten hilft, schildert, und unter andern S. 495 schreibt: Wir wollen auch E. L. freundtlich unverhalten sein lassen das wir uff die zehen tausend thaler, darauf Caspar (Schetz) sich obligirt nicht mehr den viertehalb tausendt thaler in Hamburgk bekommen können, und haben uns selbst dafür obligiren müssen; den in den stetten Hamburgk und Bremen sint die kauffleute und der gemeine man den rebellen dermassen zugethan, das sie wieder dieselbige, so hoch und guet sie auch versichert werden mügen, kein Geld ausleihen wollen. Ref. übergeht das Uebrige, was der Herausgeber der Briefe in der Einleitung anführt, um seinerseits noch einen und den andern Punkt hervorzuheben. Zuerst muſs er noch einmal auf Anna von Sachsen zurückkommen, weil Herr Groen van Prinsterer der Apologie seines Helden in Beziehung auf sein Betragen gegen diese zweite Gemahlin die Seiten XLIV—LI, also sechs Seiten, sowie dem Beweise, daſs sein Held aufrichtig fromm gewesen sey, einige folgende Seiten widmet. Ueber den letzten Punkt hat Ref. wiederholt seine Meinung ausgesprochen, und er bleibt dabei, auch nachdem er Alles gelesen, was Hr. G. v. P. gesagt und angeführt. In Beziehung auf Anna von Sachsen scheint der Herausgeber der Briefe, besonders in Beziehung auf einen Aufsatz Böttigers in v. Raumers historischem Taschenbuche immer noch gesonnen zu seyn, alle Schuld allein auf die unglückliche Prinzessin zu schieben. Daſs die Prinzessin unleidlich war, daſs sie zuletzt alle Schaam und Scheu verlor und nothwendig in Haft gehalten werden muſste, wird niemand leugnen; nach Allem, was der Herausgeber als Defensor des Prinzen vorbringt, kann man aber immer noch fragen: warum lieſs man es so weit kommen? wo und wie lebte der Prinz, während seine Gemahlin allein war?

Ref. hält indessen dafür, daſs dieser Streit von gar keiner historischen Bedeutung ist. Er glaubt, dergleichen Dinge gehören zu den Curiositäten, die Untersuchung giebt eine angenehme Unterhaltung, eine Uebung des Scharfsinns u. s. w. Es möchte nach den Akten zu urtheilen, Wilhelm seiner schlechten zweiten Gemahlin wohl nicht mehr Aufmerksamkeit und Treue bewiesen haben, als er der vortrefflichen ersten erwiesen hatte, und doch opferte, wie aus den von Herrn G. v. P. selbst angeführten Stellen hervorgeht, die leichtfertige Anna ihm noch später das Ihrige!!

Wir wollen weiter unten das Nähere andeuten, und bemerken im Allgemeinen zuerst, daſs wir in diesem Theile unsere deutschen Fürsten gerade so finden, wie überall, sie geben Rath, sie lassen lange Briefe schreiben und schicken Gesandte, ohne irgendwo Nachdruck zu beweisen oder auch nur vernünftiger Weise erwarten zu können, daſs die Spanier oder Catharina von Medicis, an welche sie ebenfalls Gesandte schicken, die mindeste Rücksicht auf Vorstellungen ohne Nachdruck oder Anstalten, im Nothfall den Unterdrückten zu helfen, nehmen werden. August bleibt sich in Rücksicht des Lutherthums getreu. Man kann es aber dem Zeloten nicht verdenken, wenn er die scheinbare Indifferenz des Prinzen von Oranien anders deutet, als Hr. G. v. P., da man sieht, wie der Prinz sich bald für die Augsburgische Confession erklären will, bald wieder einmal nicht. Friedrich II. von Dänemark schreibt No. CCLXXIX im Juli 1667 einen sehr herzlichen Brief an den Prinzen, um ihn einzuladen, nach Dänemark zu kommen, wo er mit ihm theilen möge, so gut er es habe. Wilhelm, der damals in Dillenburg lebte, dankt ihm pag. 111 sehr verbindlich und höflich, und schreibt in Beziehung auf seine Entfernung aus den Niederlanden: — — ob ich schon itze aus den Niederländen gezogen bin und mich noch ein Zeitlang derselben enthalten muesz. Darzu mich under andern fürnemblich bewogen hatt, das man die Kön. Mat. nit allain die lehr des hailigen Evangelii der örten underdrücken und in derselben iren länden underdrücken, vertilgen und die armen Cristen hien und wieder jaemerlich vervolgen und umb leib und guett bringen lassen, sondern mir auch ein newen und ungewönlichen aidt uffdringen wollen, damit ich mich verpflichten solte das ich die Bäbstische relligion erhalten helfen und ire Mat. wieder mennig-lich, niemand ausgenommen dhienen solte, neben dem das auch die frau Regentinn aus sondern gefasten mistrauwen unversehener

sachen hinder mir und ohne mein wissen fremdes Kriegsvolk in meine gouvernementen füren und dieselbigen hat einnehmen lassen u. s. w.

Bei Gelegenheit des Entwurfs zu einem Traktat, welchen der Prinz von Condé und der Admiral Coligny mit dem Prinzen abschlieſsen wollen, um Gewissensfreiheit in Frankreich und in den Niederlanden zu erhalten, sucht der Herausgeber dieser Briefe in einer langen Note den Prinzen von Condé durch einzelne Stellen aus Schriften jener Zeit von allem Ehrgeiz freizusprechen; das ist keine gute historische Methode — Die Thatsachen vergleichen, das ist das einzige Mittel, über Motive abzusprechen; anzuführen, der urtheilt so über den Mann, jener anders, das führt nicht weit. Ueber Coligny stimmen wir ihm bei. Was Anna betrifft,so ist zwar Wilhelms Brief No. CCCXXX ganz vortrefflich und rührend, wir würden aber eben darum keinen Beweis für sein Betragen gegen seine Gemahlin daraus herleiten. Er ist überdies für eine Person, wie Anna war, viel zu verständig geschrieben, das konnte nur geschehen, um ostensible Briefe zu schreiben, deren Copien hernach, wie aus dem Folgenden hervorgeht, an Kurfürst August und an Wilhelm von Hessen geschickt wurden; bei der Prinzessin war damit nichts auszurichten. Der Prinz hatte verlangt, seine Gemahlin solle zu ihm nach Dillenburg kommen, sie (wahrscheinlich fürchtend, was auch hernach geschah, man möchte sie in Deutschland einsperren) hatte ihm geschrieben, sie habe ein Gelübde gethan, nie ins Nassauische zu gehen; er solle mit ihr nach Frankreich oder England reisen; darauf antwortet er, und sagt ihr, er wünsche sie zu sehen, um ihren Rath zu hören, es sey ihm ein Trost, sie bei sich zu haben, sie nur wenige Tage zu sehen u. s. w. Wer kann das glauben? obgleich Anna, bei allem ihren Leichtsinn, doch die Worte sehr schmeichelhaft finden möchte. Wie studiert der Brief war, kann man daraus sehen, daſs er ganz französisch geschrieben ist, und daſs gleichwohl hier noch der Anfang desselben deutsch sich findet, also zweimal und zwar von der eignen Hand des Prinzen. Auch ist darin eine offenbare Unwahrheit (man sehe den oben angeführten Brief Friedrichs von Dänemark). Es heiſst: car tant en viles que républiques je pense qu'ils le penseront plus de deux fois avant que me recevoir; comme je pense aussi que la Royne d'Angleterre, *Roy de Danemark*, Roy de Poloni et bien de Princes d'Alemaigne feront le même. Uebrigens ist der Brief in schriftstellerischer Rücksicht meister-

Digitized by Google

haft. So versichert er in dem deutschen Aufsatz desselben seine Gemahlin, dasz in der gefahr und elent, worin er itzunder sey, kain grösseren trost zu finden sey, dan wan ain man befindt und sieht das seine hausfraw beweiset das sie mit gedult ires herrn creutz, das Gott im hat zugeschickt gern wil mitt helffen dragen, sunderlich, wan es im darumb kompt, da er hatt gemaint Gottes ehr zu befördern und seines vaterlands freiheit zu suchen. Auf diesen Brief vom Dec. antwortet sie im Febr., und schreibt: in sein Nassauer Land wolle sie nicht kommen, wohl aber nach Leipzig oder nach Braubach, wo der Landgraf hause: Ich weisz keine bessere und bequemere oerter als in meiner zwei vettern landt, und dar mich dünkt, Ir wol sicher werdet sein. Diesen Brief hat Wilhelm eigenhändig copirt, wahrscheinlich weil er das Original wie sein Schreiben den Verwandten der Prinzessin mittheilte. Diese stand allerdings blos aus den Briefen sehr im Schatten. Den weitern Gang der Sache findet man bei v. Rommel; hier hat man noch einen Brief der Anna aus Köln No. CCXLI, wo sie sagt: Was angehet das ir schreibet (warum sind nicht auch die Briefe hier abgedruckt?) das ir nicht mittel habt mihr gelt zu schicken, ich habe es bisz daher wol befunden, das ir nicht grossen willen habt gehabt, mir zu helffen, ob es an der macht hat gebrochen wist ir besser. Sie schlieſst diesen Brief: und will euch hiemitt in Gottes schutz bevelen, den ich bitt er besser ahn Euer selbst wolt thun, dan Ir ahn mir habt gethan. In einem Briefe des Prinzen vom Mai 1570 No. CCCXLV ist er wieder sehr zärtlich, versichert sie, sein Bruder werde sie in Siegen, wohin sie jetzt sehr gern gehen will, aufs beste aufnehmen. Die weiter unten folgenden Briefe der Prinzessin beweisen dann freilich, daſs sie sich ganz allein überlassen, heftig und sinnlich, wie sie war, ganz heruntersank. Wilhelm heirathete hernach zum drittenmal — und zwar politisch. Die Prinzessin, als sie, des Ehebruchs überführt, sich Lettre CCCLII an Wilhelms Bruder wendet, Alles eingesteht, bittet, man möge die Sache nicht an den Kurfürsten bringen, erinnert mit Recht daran, daſs ihr als sechzehnjährigem Mädchen von dem Meister aller höfischen Feinheit der Kopf verrückt sey, und fleht: und das man will meine ehre sauveren — — — das ich nicht ursach mag haben mich vor dem letzten gericht Gottes zu beiklagen, dasz das heiradt, so ich zu dem Printzen von Uranien gethan habe, mihr ursach sein gewest von verlust guttes, ehre, leibes und der sele.

Ref. muſs hier abbrechen, weil er, um die Wichtigkeit der übrigen in diesem Bande enthaltenen Documente, die groſse Sorgfalt und den historischen Fleiſs, den der Herausgeber auf die trefflichen Noten und Bemerkungen gewendet hat, anschaulich zu machen, zu tief in das Einzelne der Geschichte der Gueusen und der französischen Protestanten eingehen müſste. Ref. bemerkt nur noch, daſs auch diesem dritten Theil 4 Platten mit 17 Fac Simile's beigefügt sind. Die erste Platte enthält das Fac Simile eines Billets der Anna von Sachsen, unter den andern sind die Signatur Friedrichs von Dänemark, die Handschrift von Wilhelms Schwester u. s. w.

Schlosser.

Monumenta Germaniae historica. Tom. III. (sive legum T. I.) Edidit G. H. Pertz. Hannoverae, impensis bibliopolii aulici Hahniani. MDCCCXXXV. Fol.

Endlich ist der dritte Band der Monumente erschienen. Die Hindernisse, die dessen frühere Herausgabe verzögerten, sind also gehoben. Gewiſs wird nun künftig, da auf Verwendung des deutschen Bundestages die hohen Regierungen Deutschlands diesem wahrhaften Nationalwerke eine bestimmte und bedeutende Unterstützung zugesichert haben, wohl keine andere Unterbrechung desselben mehr Statt finden, als die durch den Druck selbst bedingte.

Vielleicht hatte man aber erwartet, daſs von den Geschichtschreibern die Fortsetzung, oder daſs von den Legionen der Urkunden einige geliefert werden würden, und doch enthält dieser Band nichts von beiden. Gleichwohl giebt er eben so Werthvolles und Willkommenes, als Unerwartetes, nämlich Gesetze. Bei der groſsen Menge des höchst Wichtigen, Neuen, und vielfach Verbesserten, was hier dargeboten werden konnte, ist es mit Dank anzuerkennen, daſs dieses nicht länger zurückgehalten und vielmehr eine neue Abtheilung der Monumente damit angefangen wurde. Statt der Urkunden können ja einstweilen die vortrefflichen Regestenwerke des Herrn Dr. Böhmer mit Nutzen gebraucht werden; die Fortsetzung der Geschichtschreiber hingegen dürfte doch bald zu erwarten seyn.

Was enthält nun dieser neue Foliant? Er enthält die sogenannten capitularischen Gesetze der merovingischen und karolingischen Regenten, von 554 — 921; jedoch nicht blos die eigent-

lichen Capitularien, sondern auch manches zu ihrer Erklärung wichtige Document, damit uns die Art und Weise, wie damals die Gesetze zu Stande kamen, veröffentlicht und vollzogen wurden, so wie deren Geist, Umfang und Einfluſs, möglichst deutlich und anschaulich werde. Daſs in diesem Bande der Freund der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, daſs der Kirchenhistoriker und Canonist eine reiche Fundgrube für sich entdecken werden, braucht kaum angedeutet zu werden. So muſs es z. B. klar werden, daſs und warum in der Blüthezeit der Karolinger christlicher Staat und christliche Kirche keine Gegensätze bildeten und die Priester es noch nicht wagen konnten, sich allein für die christliche Kirche zu erklären. Hieraus läſst sich ferner die Frage beantworten, ob Karl d. G. wegen seiner Feindschaft gegen die Verehrung der Bilder und der neuen Heiligen, und wegen seiner Ueberzeugung, daſs man Gott nicht in einer bestimmten, sondern in jeder Sprache verehren dürfe, für einen Ketzer zu erklären sey, oder nicht. Auch wird es sich deutlich machen lassen, wie es kam und kommen muſste, daſs unter seinen Nachfolgern die Geistlichen sich zu erheben und unter dem Namen der Kirche sich vom Staate unabhängig zu machen suchten, und wie dann ihr wahres und verfälschtes canonisches Recht sammt den verfälschten Capitularien auf die Gesetzgebung des Staates, vorzüglich hinsichtlich der Ehe, einen überwiegenden Einfluſs erhielt. Doch die Fortsetzung dieser und ähnlicher Andeutungen würde zu weit führen, deshalb gehen wir gleich über zu der Angabe der Verschiedenheit dieser Capitularienausgabe von den früheren. Sie unterscheidet sich von ihnen durch das, was sie weniger, mehr und besser enthält, als sie.

Vergebens wird man das bei Baluze aufgeführte Capitular von 744 ex concilio regum etc. suchen und eben so erfolglos folgende: von 799 die Capitularien über verbrecherische Presbyter, über die Chorbischöfe und über die dem römischen Stuhle zu beweisende Hochachtung; von 803 das erste Capitular nebst denen, die de purgatione sacerdotum handeln; das achte Capitular von 803; das fünfte von 805; daſs zweite und dritte von Ludwig und Karl d. G. aus ungewisser Zeit und das ingelheimische von 826 de rapinis. Warum diese Stücke hier fehlen, darüber giebt theils die Vorrede einigen Aufschluſs, theils wird der hoffentlich noch in diesem Jahre erscheinende zweite Band der Gesetze das Weitere lehren. Es sind nämlich diese Capitularien aus äusseren und inneren Gründen unächt. Die meisten finden sich

nur in der Sammlung verfälschter Capitularien des mainzischen Diaconus Benedict und sind entweder von Goldast, Sirmond und Baluze aus dieser excerpirt, oder waren, so viel sich deren in Handschriften finden, am Ende des neunten Jahrhunderts, oder später, aus ihr genommen. Es kommen auch in diesen Karl dem Groſsen angedichteten Gesetzen Stellen aus den Briefen des Erzbischofs Bonifacius von Mainz und der 836 zu Achen gehaltenen Synode vor, was allein hinreichend ist, sie aus dem Kreise der ächten Capitularien zu verbannen und sie mit dem Werke des Benedict und anderen falschen Gesetzen in den Anhang des folgenden Bandes zu verweisen. Dort wird auch der Unterzeichnete in der Einleitung zum Benedict zeigen, worauf es bei der Betrachtung dieser Machwerke ankömmt. — Um indeſs eine vollständige Säuberung vorzunehmen und alles Verdächtige und Ungewisse aus der Gesellschaft des Zuverlässigen wegzuweisen, hätten die S. 191 fg. zum ersten Male mitgetheilten langobardischen Capitel entweder gleichfalls in den Anhang des zweiten Bandes gesetzt, oder, um Miſsverständnisse zu verhüten, mit der Bezeichnung versehen werden müssen, daſs sie nur verschiedene Auszüge wären. Sie finden sich ja nicht in alten und gleichzeitigen, sondern nur in späteren Handschriften; Karl dem G. können sie aber deshalb nicht zugeschrieben werden, weil Cap. 6 (S. 192) von ihm als einer dritten Person geredet wird. Ist aber auch das eine oder das andere Capitel später aus seinen Gesetzen entlehnt, so sind doch andere aus anderen Quellen geflossen, z. B. Cap. 3. S. 192 und Cap. 2. S. 191. Bei dem letzten ist zu bemerken, daſs es sich nicht auf die in der Einleitung dazu von Blume angegebenen Quellen beziehe; vielmehr ist es wörtlich aus einem, dem alarichschen Breviar angehängten, falschen Gesetze geschöpft, das Sirmond als das 20ste seines Anhanges zum theodosianischen Codex bekannt gemacht hat. (Operum Tom. I.) Ohne die Vergleichung dieser Quelle ist das Capitel durchaus unverständlich, weil der Epitomator, oder auch der Schreiber der Handschrift, viele Wörter ausließs, andere aber entstellte. Ausser diesen Capitularien wird man noch das dritte von 813 vermissen; allein dieses, das sich als ein Lokalrecht Xanthens ergeben hat, konnte deshalb nicht hier, sondern muſs mit den Volksrechten erscheinen.

Groſs ist die Zahl der Veränderungen und Verbesserungen, die den schon bekannten ächten Capitularien zu Theil geworden sind. So ist Karlmanns Gesetz von 742, das durch den Text des

Benedict (I, 2) Einwirkungen erfahren hatte, mit Hülfe der Handschriften rein und in seiner ursprünglichen Gestalt hergestellt. Nicht weniger berichtigt erscheint das vernensische Capitular Pipins von 755. Von dem aus ungewisser Zeit herstammenden Gesetze eben dieses Königs sind auf Auctorität der Handschriften Cap. 4 und 5 ausgelassen, weil sie sich aus Benedict (I, 13, 14) eingeschlichen hatten. Das langobardische Gesetz des italischen Königs Pipin von 782 und Karls admonitio generalis von 802, deren erste Hälfte früher dem ersten Capitular dieses Jahres angehängt war, sind gleichfalls vervollständigt. Mancherlei Berichtigungen erfuhren die Decrete Childeberts I. von 554, Childeberts II. von 595 und 596, Karls d. G. von 794 zu Frankfurt und 801 zu Tessino, Ludwigs I. von 822 zu Attigny, Lothars I. von 823 zu Olona, Ludwigs II. von 850 zu Tessino. Ganz vorzügliche Sorgfalt ist indeſs auf die Herausgabe der ansegisischen Capitulariensammlung verwendet. Diejenigen Capitel derselben, die man mit oder ohne Hülfe einer Handschrift eingeschaltet hatte, sind auf die Auctorität der meisten und besten Codices wieder entfernt worden. Demnach enthält jetzt das zweite Buch nicht 48, sondern 46 Capitel, weil die beiden nach Cap. 32 eingeschobenen Stücke weggelassen sind. Aus dem dritten Buche ist aus demselben Grunde Cap. 91, und aus dem vierten Cap. 15, 26 und 27 verbannt. Dadurch hat dieses Werk des fleiſsigen und redlichen Abtes seine ursprüngliche Gestalt wieder gewonnen. In den Vorbemerkungen zu demselben werden die Appendices mit Recht dem Ansegis selbst zugeschrieben, denn er schreibt sie sich ja selbst zu; dann wird auf die zweifache Ausgabe dieser Sammlung aufmerksam gemacht. Die zweite, in welcher die Dedication den Namen Lothars neben Ludwig dem Frommen wegläſst, konnte erst um 830 entstehen, denn damals wurde in Folge der Zwistigkeiten zwischen Vater und Sohne auch in den Urkunden der Name Lothars nicht gesetzt, was Erzbischof Agobard von Lyon in seinen Schriften heftig tadelt.

Bisher redete man auch von einer Capitulariensammlung Lothars II.; von nun an muſs dieses aufhören. Dieselbe Handschrift, welche zu dieser Meinung Veranlassung gegeben hatte, wurde jetzt wieder benutzt. Sie enthält aber keine solche Sammlung, sondern nur einen Auszug oder eine kurze Wiederholung früherer, wichtiger Gesetze, die Lothar seinen Unterthanen als vorzüglich zu beachtende und noch immer zu befolgende darlegte;

Digitized by Google

ihnen hat dann der Schreiber der Handschrift noch einige andere Stücke hinzugefügt (S. 360 ff.).

Die langobardischen Capitularien, unter denen beinahe gar keine Ordnung herrschte und die mit den fast gleichlautenden fränkischen gewöhnlich verwechselt wurden, sind erst jetzt recht zu gebrauchen, weil man weiſs, wenn und von wem sie abgefaſst wurden und in welches Verhältniſs zu den ähnlichen fränkischen Gesetzen sie gebracht werden müssen (S. 46, 70, 103, 109, 153, 157, 248). Anderen Capitularien ist eine richtigere Zeitbestimmung gegeben, z. B. Pipins von 753 zu Worms erlassener Verordnung; jener Karls von 811 de exercitu promovendo, jetzt 803; dem baierschen Gesetze von 806, jetzt 803; dem wichtigen Decrete Ludwigs aus Achen von 823, jetzt 825.

In Rücksicht der hier zum ersten Male gedruckten Stücke muſs zuvor bemerkt werden, daſs zwar einige derselben keine Capitularien, aber dennoch wichtig sind für das genauere Verständniſs dieser Gesetzgebung. Dahin gehört das leider nicht vollständig erhaltene, an die Suffraganbischöfe gerichtete Umlaufschreiben des Erzbischofs Riculf von Mainz aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts, worin er ihnen die nach dem Willen des Kaisers zu feiernden Fasttage anzeigt. Hierher sind auch zu rechnen die S. 77 ff. mitgetheilten, unter dem Erzbischofe Arno von Salzburg am Ende des achten Jahrhunderts auf den Synoden zu Rispach, Freising und Salzburg abgefaſsten Synodalcanonen. Auf diesen Synoden wurde nicht nur die von Karl d. G. eingeführte dionysio-hadrianische Canonensammlung gebraucht, sondern es wurden auch die Beschlüsse ganz dem Geiste der karolischen Gesetzgebung gemäſs abgefaſst, während man später den Vorschriften der Capitularien sich zu entziehen suchte. S. 410 ff. sind die Canonen einer groſsen, unter dem Erzbischofe Rhaban zu Mainz im Jahre 851 oder 852 gehaltenen Synode bekannt gemacht. Sie wiederholen zwar viele Bestimmungen früherer mainzer Kirchenversammlungen, allein sie enthalten doch auch manches Neue, was einiges Licht auf den damaligen Zustand der deutschen Kirche wirft. Uebrigens war der von dem anstöſsigen Leben der Presbyter handelnde Canon schon bekannt, nur wuſste man die Zeit und den Ort seiner Abfassung nicht. Canisius fand ihn, als ex concilio magno sub Ludovico rege genommen, einem alten Pönitenzialbuche angehängt, mit welchem er ihn herausgab. (Lectt. antiqq. Tom. II. part. 2. pag. 129.) Merkwürdig sind, ausser diesen, noch folgende neue Stücke: das mantuasche Capitular von 781,

Digitized by Google

das achensche von 802 und 805; das über die Räuber von 804, über kirchliche Angelegenheiten von 804; die Instruction für einen kaiserlichen Sendgrafen S. 135 und 136; das langobardische Gesetz von 808; über das Münzwesen S. 159; wegen der Juden S. 194 (cf. legg. Wisigothorum XII, 15.); über Freie und Vasallen S. 196; der Bericht der Bischöfe an Ludwig von 824 S. 238; Lothars I. Verordnung aus Marengo von 825 S. 241; eben so das S. 362, 434, 437, 439, 523, 568 Mitgetheilte. Aufmerksame Erwägung verdient endlich der aus einer wolfenbüttelschen Handschrift bekannt gemachte Bericht (S. 331 ff.), den die Bischöfe 829 zu Worms dem Kaiser über die Beschlüsse der kurz vorher gehaltenen Synoden abstatteten. Ludwig der Fromme hatte nämlich an vier Orten seines Reichs die Geistlichen zu Synoden zusammenberufen, damit sie sich über gewisse, von ihm bezeichnete Gegenstände berathen, den Grund mehrer Uebel und die Mittel, diesen abzuhelfen, aufsuchen und ihm angeben sollten.

Nach Beendigung dieser Kirchenversammlungen begaben sie sich auf den Reichstag nach Worms, um dem Kaiser das Ergebniſs ihrer Berathungen mitzutheilen und ihm die Beschlüsse der Synoden zur Bestätigung vorzulegen. Sie fanden aber für gut, ihren hierauf bezüglichen Bericht ganz in dem Sinne und selbst zum gröſsten Theile mit den Worten der Synodalacten abzufassen, die auf einer dieser vier Kirchenversammlungen, auf der zu Paris, aufgenommen waren. Allein auf dem Reichstage wurden, weil wahrscheinlich die weltlichen Groſsen widersprachen, nur wenige Sätze dieser Relation allgemein gebilligt und in das wormsische Capitular aufgenommen. Die Bischöfe suchten indeſs diese Grundsätze weiter zu verbreiten und geltend zu machen. Der Bischof Jonas von Orleans, der auf der pariser Synode gegenwärtig und bei der Abfassung ihrer Synodalacten thätig gewesen war, schrieb seine beiden Werke de institutione regia und de institutione laicali fast ganz mit ihren Worten und ganz in ihrem Geiste. Die im Jahre 836 zu Achen versammelten Geistlichen nahmen unter ihre Canonen ebenfalls viele aus jener Synode wieder auf. Dem Erzbischofe Otgar von Mainz und seinem Diaconus Benedict war auch viel an ihrer Verbreitung gelegen. Obwohl sie ihnen, wie ihre falsche Capitularsammlung beweist, noch zu gemäſsigt waren, so verschmäheten sie es doch nicht, die wichtigsten Stellen derselben und der daraus geflossenen Werke aufzunehmen. So benutzte Benedict die Pariser Synode, die Relation der Bischöfe, die Werke des Jonas und das Concilium von

Digitized by Google

Achen für seine Capitularsammlung, in der er alle diese Grundsätze für wirkliche Capitularien ausgiebt; ja seine zweite Addition entnahm er ganz der gedachten Relation. Dadurch aber wird betrüglich etwas für ein allgemein angenommenes und allgemein zu befolgendes Gesetz aufgestellt, was nie Gültigkeit gehabt hatte und nur die Ansichten und Wünsche einzelner Bischöfe oder der Geistlichkeit enthielt.

Es wäre überflüssig, über diese neue, mit Hülfe von mehr denn hundert Handschriften veranstaltete Ausgabe der Capitularien, die nach ihrer Beendigung alle bisherigen Ausgaben völlig antiquiren wird, noch mehr hier anzuführen; nur folgende Bemerkungen mögen schlieſslich noch Raum finden.

In den capitulis excerptis Ingelheimensibus von 826 ist der Druckfehler »constitutionis Juliani imperatoris septimae« zu verbessern in »constitutionis Juliani antecessoris septimae«, denn es ist hier nichts Anderes gemeint, als die Novellensammlung in der lateinischen Bearbeitung des Julian, eines Rechtsgelehrten.

Die unter dem achenschen Capitular von 789 angeführten Beweisstellen sind eigentlich überflüssig. Das Capitular giebt aus dem Codex der Canonen und Decretalen, den Karl d. G. von Hadrian I. erhielt, die wichtigsten und gelten sollenden kurz an; wer sie aber im Zusammenhange lesen wollte, müſste die erwähnte Canonensammlung, die allgemein verbreitet wurde, selbst nachschlagen. Allein die unter dem Gesetze angeführten Canonen sind gar nicht aus dieser Sammlung, sondern aus jener entlehnt, welche zuerst Quesnel bekannt machte und worin die griechischen Synoden in einer anderen, älteren Uebersetzung sich vorfinden. Die gedachten Canonen rühren also, falls sie sich wirklich in einer Handschrift finden sollten, nicht von der Redaction des Capitulars her, sondern von irgend einem klösterlichen Abschreiber desselben.

Die Freunde der altdeutschen Sprache werden das S. 67 am Ende des achenschen Capitulars von 789 zum ersten Male gedruckte alte Gebet und die S. 261 mitgetheilte verbesserte alte Uebersetzung von Ansegis IV, 18. willkommen heiſsen.

Frankfurt a. M.

F. H. Knust.

Digitized by Google

Handbuch der historisch-kritischen Einleitung in das Alte Testament, von H. A. Ch. Hävernick, der Theologie Licentiaten und Privatdocenten an der Universität Rostock. Erster Theil, erste Abtheilung. Erlangen, Verlag von Carl Heyder. 1836. *VIII und* 312 *S.* 8.

Herr Hävernick, ein Theologe von der strengen Observanz, hat schon in der Auslegung Daniels seine dogmatische Überzeugung walten lassen; dieselbe durchdringt diesen Anfang einer Einleitung allenthalben, aber nicht zum Vortheile des allerdings fleiſsig gearbeiteten und gelehrten Buches. Vergebens bemüht sich der Verf., seinen Standpunkt als wissenschaftlich zu rechtfertigen, und sich gegen die Andersdenkenden in Vortheil zu setzen. Er meint S. 3, die Betrachtung der biblischen Urkunden nach religiöser Ansicht zu verwerfen, wie de Wette gethan habe, sey eine irreligiöse Betrachtung, und somit eine partheiische, während sie doch als unpartheiisch dastehn wolle. Nun hat aber de Wette die Betrachtung nach religiöser Ansicht nicht verworfen, sondern sie für die Einleitungswissenschaft nur in die nöthigen Schranken gewiesen; und weiſs denn Hrn. Hävernicks Logik nicht, daſs zwischen nicht religiös und irreligiös ein Unterschied besteht? Der Verf. gibt S. 4 zu, die Einleitung wolle und müsse historisch seyn. »Geschichte ist aber ohne sichere und feste zu »Grund liegende Principien keine Wissenschaft: nicht eine ge- »priesene, aber in der Praxis unmöglich zu Stande kommende »Unpartheilichkeit verleiht der historischen Forschung ihren Werth, »sondern allein die wahre und allein haltbare ihr zur Basis die- »nende Überzeugung.« Meint Herr H., es sey überhaupt nicht möglich, je unpartheiisch zu seyn, so spricht er sich sein eignes Urtheil; sagt er aber, eine vollkommene Unpartheilichkeit sey nicht zu erreichen, so fragen wir, soll man sie etwa darum nicht anstreben? Soll der Mensch, weil Sündlosigkeit in praxi hienieden unmöglich zu Stande kommt, die Sünde nicht ernstlich meiden? Auch glaube uns der Vf., eine zu Grunde liegende Überzeugung, wie er sie wünscht, gibt nicht der Geschichtforschung, sondern der Geschichtschreibung einen Werth, wenn sie anders die wahre ist. Aber da liegt es eben. Was nennt Herr H. die wahre Überzeugung, welche der Geschichtforschung zur Basis dienen soll? Schwerlich etwas anderes, als das feste zum Voraus Fürwahrhalten von Sätzen, welche doch erst das Resultat der Forschung und Prüfung seyn sollten. Des Vfs Forschung weiſs also theilweise und gerade in den Hauptsachen zum Voraus, was sie herauszubringen hat; sie kennt das Ziel, bei welchem sie an-

Digitized by Google

kommen muſs, und richtet sich darnach ein, es um jeden Preis zu erreichen. Ist ein solches Verfahren kritisch? Herr H. sagt ferner: »die Einleitung will und muſs aber auch kritisch seyn. »Wahres von falschem, ächtes vom unächten, lauteres von un»lauterem zu unterscheiden ist unmöglich ohne Prüfstein, ohne »das richtige Princip, welches das Vorurtheil abhält und der »Willkühr steuert. In beiden Rücksichten ist es also (!) die »Dogmatik, die wahre dogmatische Überzeugung, welche in höch»ster Instanz als Schiedsrichterin auftritt u. s. w.« Man ist Hrn. H. für die Offenheit, mit welcher er seine Grundansicht ausspricht, zu Dank verpflichtet. Mit Consequenz auf seiner einmal eingeschlagenen Bahn vorwärts strebend, dringt er bis zum Adytum des Irrthums selber vor, und erspart uns die Mühe, ihn ad absurdum zu führen. Der Prüfstein des Einzelnen ist das Allgemeine, dessen Anschauung aus der Kenntniſs des Einzelnen emportaucht; und das Einzelne im gegebenen Falle an diesen Prüfstein hält die prüfende Vernunft. Wäre die Dogmatik der Prüfstein, so würde sie wohl das Urtheil abhalten und der Freiheit steuern. Der Verf. sagt aber nicht blos: die Dogmatik, sondern setzt hinzu: die wahre dogmatische Überzeugung. Meint er etwa, es könne nur eine wahre Dogmatik geben? Nicht doch! Thatsächlich existiren neben einander widersprechende dogmatische Überzeugungen; und S. 12 findet Herr H., es sey unwissenschaftlich, von vorgefaſsten dogmatischen Meinungen auszugehn. Also greift auch hier eine Sonderung des Wahren vom Falschen Platz; auch die Dogmatik unterliegt der Kritik; und natürlich kann sie, das zu prüfende Objekt, nicht sein eigener Prüfstein seyn, an welchen es gehalten werde. Hr. H. aber statuirt nicht nur dies, indem er eine von vorn wahre Dogmatik, nämlich die seinige postulirt, sondern will sogar, wie er deſs gar kein Hehl hat, die Dogmatik zum Prüfstein erheben, dessen die Kritik sich bedienen solle!

Die vorliegende erste Abtheilung der allgemeinen Einleitung handelt in drei Capiteln von der Geschichte des Canons, von der Geschichte der Grundsprachen des A. Test., von der Geschichte des Textes.

Einem Irrthum huldigend, den mit dem Verf. die meisten Zeitgenossen theilen, geht er für die Sammlung des A. Test. von dem Begriffe einer regula veritatis aus, was für das Neue Test. ganz in der Ordnung seyn mag. Man vergiſst, daſs im A. Test. die sämmtlichen Überreste der Literatur eines Volkes bis zum

Digitized by Google

Aussterben seiner Sprache enthalten sind, während das N. T. aus den heiligen Büchern einer religiösen Sekte besteht; und man setzt unbedenklich beide Sammlungen auf gleiche Linie. Ja Hr. H. glaubt sogar aus der frühzeitigen Sammlung des Corans auf eine baldige des A. Test. schlieſsen zu dürfen (S. 12), während doch der Coran gleich dem Neuen Test. das Gesetzbuch einer Religionspartbei bildet, ferner das Werk ist Einer Zeit und Eines Mannes, so daſs er nicht einmal für den Pentateuch eine vollkommene Analogie beut, und endlich neben ihm noch eine höchst bedeutende, auch religiöse Literatur besteht, welche bisher nicht gesammelt worden. Was die ältern Kirchenväter und jüdische Gelehrte lange nach der Sammlung der alttestamentlichen Schriften von derselben sich vorstellten, wird ohne weiters adoptirt, und der unerläſsliche Beweis, daſs die Sammler des A. Test. eine regula veritatis sammeln gewollt, unterlassen. So legt denn auch Herr H. dem Gerede des Josephus gegen Apion I, §. 8. ein besonderes Gewicht bei. Zwar findet er, es enthalte theils Privatmeinungen des Josephus, theils allgemeines Urtheil seiner Zeitgenossen; nichts destoweniger erklärt er es S. 35 für das nachdrücklichste Zeugniſs, daſs bald nach dem babylonischen Exil der Canon abgeschlossen sey. Auf dieses Resultat nämlich muſs der Verfasser, welcher den Daniel für authentisch ansieht, hinsteuern; dies zu erhärten, gibt er sich alle erdenkliche Mühe. Die Periode des Esra und Nehemia soll schon in sich selbst betrachtet als die passendste für jenes Geschäft erscheinen S. 28. — O ja! wenn damals die hebräische Sprache ausstarb. — In der Periode nach Esra und Nehemia finde man überall den Canon im Ganzen als eine heilige Urkunde behandelt, und mit der tiefsten Ehrfurcht angesehn. — Die ältesten Stellen, welche Herr H. §. 10 beibringt, lassen eine Lücke von ein Paar Jahrhunderten, und sagen nur vom Pentateuch und den Propheten etwas aus. Der Pentateuch galt noch viel früher für göttlich; von ihm handelt es sich noch weniger, als von den Propheten; die Frage dreht sich um die Hagiographen. Das weiſs Herr H. sehr wohl; also fragt er S. 30: wie kam es, daſs das ursprünglich hebräisch geschriebene Buch Sirach, welches mit groſsen Ansprüchen auftritt, nicht in den Canon aufgenommen wurde? Die Antwort könne nur die seyn, daſs nur eine fest und sicher gestellte Autorität des Canons allein im Stande war, dies zu verhindern. — Eine positive und doch auf Schrauben stehende Äusserung! Sogleich nachher sagt Herr H., Sirach sey nur dem Anschein und

Digitized by Google

den Ansprüchen nach der Aufnahme in den Canon würdig gewesen. Also muſste das Buch, auch wenn der Canon später erst geschlossen wurde, dennoch draussen bleiben; und nun argumentirt Herr H. aus seiner Ausschlieſsung auf einen frühern Abschluſs des Canons. Wie dann aber, wenn wir sagen, der hebräische Text war bei Sammlung der Hagiographen bereits verloren, und somit konnte das Buch in eine Sammlung hebräischer Schriften natürlich nicht aufgenommen werden? Was kann Herr H. erwiedern? Er beruft sich freilich auf Sirach selbst C. 44, 5. 3. Allein wenn dieser neben den Weissagungen noch ἔπη ἐν γραφῇ kennt, so beweist dies eben nicht ihre Sammlung in ein corpus, sondern lediglich ihr Vorhandenseyn zu Sirachs Zeiten; aber nicht einmal, welche, oder daſs alle, die jetzt im Canon der K'tubim stehn, vorhanden waren, sondern nur, daſs überhaupt welche existirten, lernen wir aus jener Stelle Sirachs, d. h. wir lernen daraus, was wir längst gewuſst und niemals bestritten haben. Auch der Prolog des Übersetzers hilft um keinen Schritt weiter. Herr H. steift sich trotz Allem, was längst gesagt worden ist, wieder auf die Worte τὰ ἄλλα πάτρια βιβλία und τὰ λοιπὰ τῶν βιβλίων. So und ähnlich, sagt er, seyen die K'tubim auch bei Philo, Josephus und im N. Test. bezeichnet. — Ist erstens theils nicht wahr, und würde zweitens, wenns wahr wäre, nichts beweisen. Daſs zu Philo's Zeit der Canon geschlossen war, wissen wir schon sonst; und also, wie der Prolog thut, konnte man vor und nach der Sammlung von den K'tubim sprechen, weil man damit nicht einmal negativ, geschweige positiv etwas Bestimmtes über die Sammlung aussagt. — Der Ausdruck sey auch keineswegs ein vager; es heiſse ja nicht etwa »andere« oder »einige übrige Schriften«, sondern »die andern«, »die noch übrigen«. — Hierauf erwiedern wir Herrn Hävernick: der Ausdruck könnte allerdings noch vager seyn, als er ist. Da der Übersetzer den Artikel braucht, so redet er offenbar von bestimmten, ihm bekannten Schriften, nicht von solchen, von deren Zahl, Namen, Inhalt er nichts wüſste; und daſs er die zu seiner Zeit vorhandenen Hagiographen alle, oder viele von ihnen, gekannt habe, ist noch nicht bezweifelt worden. Daſs aber der Ausdruck »die andern Bücher« die Vereinigung »der andern Bücher« in Ein corpus aussage und beweise, ist eine so grelle Behauptung, daſs Ref. kein Wort weiter dagegen verlieren mag. Wolle Herr H. in Zukunft seinen Matthiä zu eigenem Gebrauche nachschlagen, und nebenbei auch lernen, daſs die Wahrheit hebräisch *emèt* heiſst,

Digitized by Google

und nicht *émet*, wie die Schüler aussprechen, und S. 173 Herr H. geschrieben hat.

Die Annahme so frühe geschehener Abschlieſsung des Canons macht ein gleich frühes Aussterben der hebräischen Volkssprache wünschenswerth; allein wir vermissen S. 240 ff. den S. 26 verheiſsenen ausführlichen Beweis. Die Argumentation läuft im Grunde darauf hinaus: weil man nach dem Exil noch hebräisch schrieb, so war das Hebräische also noch Schriftsprache, ergo war es nicht mehr lebendige Volkssprache. Herr H. beruft sich wieder auf das mindestens höchst zweifelhafte מפרש Neh. 8, 8; selbst das bekannte Glossem Jer. 10, 11., das jedes Zusammenhanges spottet, wird nicht verschmäht. Er meint S. 242, es sey, wofern das Chaldäische nicht die Volkssprache war, unerklärbar, wie die chaldäischen Abschnitte in Esra und Daniel Eingang finden konnten. Wie aber, wenn der gelehrte Esra zu seiner Muttersprache auch das Aramäische erlernt hatte? Und glaubt Herr H. nicht auch selber, daſs das Aussterben des Hebräischen in der verhängniſsvollen Periode von Antiochus Epiphanes bis Herodes den Groſsen wenigstens eben so passend gedacht werde, als in der viel kürzern des Exils, wo die Juden beisammen wohnten, ihre eigenen Ältesten und Richter hatten, und weitere Angriffe auf ihre Nationalität gar nicht versucht worden sind?

Wo der Verf. seinen dogmatischen Prüfstein der Kritik zu befragen unterläſst, da nimmt seine Forschung sofort einen wissenschaftlichen Charakter an. Zeuge dessen ist das Capitel von den Grundsprachen des A. T. an vielen Stellen. Doch ist dasselbe für den Zweck der Einleitung zu breit angelegt, und theilweise in eine Geschichte der Literatur ausgeartet. Namentlich ist von der arabischen Sprache und Schriftstellerei ausführlicher die Rede, als nöthig war, um auf die wirklichen Grundsprachen des A. T. vom verwandten Arabismus aus das hinreichende Licht zu werfen. Wenn der Verf. dagegen S. 145 f. das Hebräische gern für die Ursprache der Menschheit erklären, oder es wenigstens in ein besonderes inniges Verhältniſs zur Ursprache treten läſst, so kommt auch dies wieder auf Rechnung seiner Unfreiheit; und es wäre allzu langweilig, mit ihm darüber zu streiten.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Hävernick: Einleitung in das Alte Testament.

(Beschluſs.)

Mit S. 155 beginnt eine allgemeine Charakteristik der hebräischen Sprache als Schriftsprache: ein Abschnitt, welcher vieles Brauchbare aufweist, z. B. S. 162—164 die Beiträge zur Synonymik, neben Vielem, was zweifelhaft oder verfehlt, z. B. wenn er 5 Mos. 33, 2. die Punktation אשׁ דת für richtig hält, für פרדס Hoh. L. 4, 13. eine semitische Etymologie sucht, und sich gegen den griechischen Ursprung des Wortes פסנתרין Dan. 3, 5. 7. noch jetzt wehren mag. Die meiste Veranlassung aber zu Ausstellungen bieten die §§. 31—34, in welchen die verschiedenen Perioden der hebräischen Sprache bis zur Zeit des Exils abgehandelt werden. Dem Vf. gebeut bekanntlich seine Dogmatik, vor den augenscheinlichsten Resultaten der neuern Kritik die Augen zu verschlieſsen; zum Voraus gläubig, nimmt er den ganzen Pentateuch für mosaisch, hält für uralt nicht nur Hiob, sondern auch das Buch Josua, und kämpft für die Authentie des ganzen Buches Jesaja. Sein Kampf für das Deuteronomium lehrt deutlich, daſs ihm ebenso sehr, als seinen Gegnern, Jeremia's Wirksamkeit und schriftstellerischer Charakter unerkannt geblieben; und in der Vertheidigung des zweiten Theils des Jesaja läſst er sich in dem Maaſse von der blinden Leidenschaft übermannen, daſs er poltert, sich auffallende Versehen zu Schulden kommen läſst, und sogar untreuen Bericht erstattet. Wir heben Einiges aus. In der Auslegung Jesaja's soll S. 273 Ref. behauptet haben, זנה heiſse bei Spätern geradezu Verkehr treiben. Ref. aber sagte, dies sey C. 23, 17. der Sinn des Wortes; die Bedeutung buhlen wird in der Übersetzung ausgedrückt. »Die Form מִכְסָה«, wirft er ferner ein, »soll nicht vor dem Exil gebildet seyn, und doch kennt sie schon der Pentateuch.« Ref. aber schrieb: »vor dem Exil wurde das Wort als Substantiv nicht gebildet vgl. zu C. 49, 7.,« wo gesagt wird, es sey ein Verbalsubstantiv, von Piel abgeleitet. Vgl. Ewald kl. Gr. §. 339 am Schluſs. Diese Verbalsubstantive aber verwechselt Herr H., wie auch zu Daniel S. 385 sein Gerede über משמם verräth, ächt empirisch mit dem

Digitized by Google

Participium, welches freilich auch 3 Mos. 9, 19. (vgl. 2 Mos. 29, 13.) vorkommt. Was Ref. ferner S. 395 zu Jesaj. 34. Begr. d. Kr. S. 76 f. gesagt hat, wird von Herrn H. gänzlich untreu und schief referirt. Ganz vergeblich verweist Herr H. den Ref. weiter für חפץ יגדיל Jes. 42, 21. auf die erst in der Zwischenzeit erschienene zweite Ausgabe von Ewalds Grammatik S. 331, wo auch aus der reinsten hebr. Prosa durchaus ähnliche Fälle citirt seyen. Kein einziger ist wirklich analog, aber am Tage liegt, daſs Herr H. in diesem Punkte wenigstens weder die hebräische, noch die arabische Syntax versteht. Wenn ausserdem Herr H. S. 222 glauben kann, Jes. 54, 15. stehe מאותי der Pausa wegen für מֵאִתִּי; wenn er die Stelle Jes. 47, 11., nachdem das Richtige gezeigt worden, und zugleich auch Joel 2, 2. gröblich miſsversteht, so verlangt er damit offenbar zuviel, daſs wir ihm auf sein Wort glauben sollen, חָצִיר Jes. 34, 13., Gehöfte, sey nicht das gleichlautende arabische حَصِيرٌ = Gehöfte, sondern ein sonst nirgends als solches vorkommendes Adjectiv von Herrn Hävernicks Fabrik. Eine ansehnliche Zahl noch anderer Machtsprüche und Flausen, welche sich überall breit machen, übergeht man am besten mit Schweigen.

Das dritte Capitel: von der Geschichte des Textes des A. T. ist von allen dreien wohl das unbedeutendste, und hat die wenigsten gelungenen Parthieen. Um die Fragen nach dem Alter der Buchstabenschrift bei den Semiten, nach dem Schreibematerial, nach der Genesis der Quadratschrift u. s. w. genügend zu beantworten, scheint der Vf. nicht hinreichend ausgestattet zu seyn, und auch nicht immer gewuſst zu haben, worauf es eigentlich ankomme. Wir verweilen deshalb auch nur kürzere Zeit bei demselben.

Der Verf. entscheidet sich dafür, daſs die Buchstabenschrift zu den Hebräern, wie zu den Griechen übergegangen sey von den Phöniciern (S. 268), welche er auch für die Schrifterfinder selbst zu halten scheint. Die Aramäer, heiſst es S. 263, als Schrifterfinder zu denken, sey eine Hypothese, welche leicht zu machen, aber auch eben so leicht zu widerlegen sey. Versuche es doch Herr H. einmal, ob er auch nur den Schein einer Widerlegung zu produciren vermöge! Aber die Beweisführung müſste sorgfältiger geschehen, als sie von S. 265 an sich entwickelt. Was für Cadmus und die Phönicier gilt, wird hier ganz

Digitized by Google

in der Stille auf die Vorderasiaten überhaupt und somit auch auf die Hebräer ausgedehnt; und weil die Phönicier die Schrift weiterhin nach Griechenland verbreiteten, »so dürfen wir bei den »stammverwandten Hebräern ihre Verbreitung mit Fug und Recht »voraussetzen.« Q. E. D. Und zwar noch vor Mose. Bei diesem Punkte gebehrdet sich der Verf. gewaltig kritisch. Da die mosaische Abfassung des Pentateuchs kritisch angefochten ist, so will er sich nicht auf diese berufen, jedenfalls aber »müssen wir von dem mosaischen Zeitalter ausgehen, als von demjenigen, in welchem uns die ersten schriftlichen Urkunden der Hebräer dargeboten werden.« Wenn wir sie annehmen! Dafs schriftliche Urkunden bis in Mosis Zeit hinaufreichen, wird ja von der Kritik gleichfalls beanstandet; und die Frage hängt mit der nach der Mosaischen Abfassung des Pentateuches enge zusammen. Des Vfs ganze Entwickelung bis S. 277 ist demnach vollkommen vergeblich.

In dem Abschnitte vom Schreibematerial herrscht arge Verwirrung. Das nothwendigste Hülfsmittel, die bekannte treffliche Abhandlung von Hug in der Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg, ist Herrn H. entgangen. Also glaubt er, die Hebräer hätten sich zu allen Zeiten nur Eines Materials, des Pergamentes, bedient, und zwar auf solches mit dem Griffel (Ps. 45, 2.) geschrieben, welchen man ohne Zweifel in Tinte (Jer. 36, 18.) getaucht hat!

Möchte Herrn Hävernick eine ruhige, klare Erwägung dessen, was er thut, möglich werden! Möchte er mit demselben Maafse von Fleifs und Eifer, demselben Vorrathe mannigfaltigen Wissens einst der Wissenschaft dienen, mit welchem er sie jetzt noch zu Gunsten seiner Dogmatik zu untergraben sucht! Schwer wird es auch ihm werden, wider den Stachel zu lecken.

Zürich. *Hitzig.*

Solemnia Natalitia regis augustissimi et serenissimi Friderici VI. die XXVIII mensis Januarii anni MDCCCXXXVI hora XII in auditorio majore rite celebranda academiae Christianae Albertinae rector et senatus indicunt per Justum Olshausen LL. OO. P. P. Ord. (Insunt observationes criticae ad vetus testamentum.) Kiliae, ex officina Christiani Friderici Mohr.

Herr Prof. Olshausen, welcher einer der Ersten die Gebrechen erkannt hat, an denen unsere Kritik und Exegese des A. T. kränkelte und noch kränkelt, gibt in diesem sehr lesenswerthen

Digitized by Google

Programme einige Textverbesserungen zum Besten, als Proben aus einem zu erwartenden kritischen Commentar. Herr Dr. Olshausen beabsichtigt ihn zunächst zum Nutzen der Studirenden; doch ist ein solcher überhaupt ein Bedürfniſs geworden auch für die Gelehrten und Lehrer, und Ref., der dasselbe längst lebhaft fühlt, hofft, Herr O. werde sich der verdienstlichen Arbeit in ausgedehnterem Maaſse unterziehn. Zugleich möchten wir dem verehrten Manne den Wunsch ausdrücken, des Guten doch nicht zuviel zu thun, sondern den Werth seines Buches durch jene vorsichtige Mäſsigung zu erhöhen, welche in dem Schriftchen vom Begriffe der Kritik dessen Verfasser jetzt vermiſst.

Hitzig.

---

1) *Die Logik, insbesondere die Analytik, vorgestellt von A. D. Ch. Twesten. Schleswig, im K. Taubstummeninstitut.* 1825.

2) *System der Logik. Ein Handbuch zum Selbststudium von Dr. C. Fr. Bachmann. Leipzig, bei Brockhaus.* 1828.

3) *Logik. Die Wissenschaft des Denkens und Kritik aller Erkenntniſs, von Dr. Troxler. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta.* 1828.

4) *Lehrbuch der Logik, als Kunstlehre des Denkens, von Dr. F. E. Benecke. Berlin, bei Mittler.* 1832.

5) *Denklehre, zum Gebrauch bei Vorlesungen von F. J. Zimmermann. Freiburg, bei Groos.* 1831.

(Zweiter Artikel.)
(s. Jahrg. 1836. Nr. 56.)

Ein zweiter Hauptpunkt der Logik, welcher gänzlicher Revision bedarf, ist die Eintheilung der Urtheile.

Und hier ist es denn billig, weil sie allgemein recipirt oder, bei Abweichungen im Einzelnen, wenigstens zu Grunde gelegt wird, von der Kantischen (in der Kritik der reinen Vernunft vorgetragenen) Eintheilung auszugehen und sie einer desto strengeren Kritik zu unterwerfen, je unbefangener sie wiederholt wird, ungeachtet sie ein ganzes Nest von logischen Verstöſsen einschlieſst und zu einem Specimen fast aller gegen die logischen Regeln der Eintheilung möglichen Fehler dienen kann.

Nach Kant kann die Function des Urtheilens unter vier Titel: Quantität, Qualität, Relation und Modalität, gebracht werden, deren jeder wieder drei Momente unter sich enthält. Unter dem vagen Ausdruck: Titel mit drei Momenten, der in der Terminologie der Eintheilung gar nicht vorkommt, versteckt sich der

Digitized by Google

schwankende und unausgetragene Grundgedanke der Kantischen Eintheilung, und es wird namentlich unentschieden gelassen, ob jene vier Titel ebenso viele Hauptarten oder aber vier Eintheilungsprincipien der Urtheile bezeichnen sollen. Im ersteren Falle wären die je dreigliedrigen Momente Unterarten, im letzteren Falle dagegen wären erst sie die unterschiedenen Arten des Urtheils. Diese schwankende Haltung konnte Bachmann verleiten, die Kantische Eintheilung nach der Voraussetzung zu beurtheilen, als ob sie durch jene vier Titel vier Hauptarten des Urtheils hätte bezeichnen wollen; was freilich ein ganz unverzeihlicher Verstoſs wäre, da jene vier Titel einander nicht ausschlieſsen, wie Arten es sollen, nach der logischen Regel: membra sint disjuncta, sondern vielmehr in jedem Urtheile nothwendig zusammen vorkommen. Allein die vage Haltung des Kantischen Ausdrucks läſst freie Hand, jene vier Titel in einem richtigen Sinne zu fassen: als die vier Hauptgesichtspunkte oder Seiten, wonach die Urtheile eingetheilt werden können, kurz als die vier Eintheilungsprincipien des Urtheils. Jede Classe von Gegenständen läſst sich nämlich von mehr als einer Seite eintheilen, so z. B. die Hüte in weiſs und schwarze nach der Farbe, in Filz- und Seidenhüte nach dem Stoff, in runde und spitze nach der Form. Hiebei schlieſsen sich immer nur die nach einer und derselben Seite unterschiedenen Arten aus, können sich dagegen mit sämmtlichen nach andern Seiten unterschiedenen Arten combiniren.

Die Eintheilungsprincipien den unterschiedenen Arten voranzustellen, war nun ganz in der Ordnung und getreu der logischen Regel: divisio ne careat fundamento. Allein die Begriffe der unterschiedenen Eintheilungsprincipien hätten etwas deutlicher und bestimmter angegeben werden sollen, als durch die unbestimmten und unverständlichen Titel geschehen ist. Nach allen Andeutungen versteht Kant unter Quantität den Umfang des Subjects, in welchem ihm das Prädicat beigelegt wird; unter Qualität die Beschaffenheit der Aussage, also der Copula; unter Relation das Verhältniſs der zwei Urtheilsglieder zu einander, und endlich unter Modalität den Grad der Uberzeugung, mit welchem das Urtheil gefällt wird.

Nach jedem dieser Gesichtspunkte sollen die Urtheile in drei verschiedene Arten zerfallen; so daſs es also am Ende zwölf verschiedene Formen des Urtheils gäbe, die aber, da sie verschiedenen Seiten angehören, nicht alle aussereinander fallen, sondern

Digitized by Google

nur je zu drei einander ausschlieſsen, dagegen mit sämmtlichen Gegensätzen aller übrigen Seiten sich combiniren können.

Eine solche mehrseitige Eintheilung des Urtheils vorerst zugegeben, vermiſst man freilich den Beweis: warum das Urtheil gerade vier Seiten zum Behuf der Eintheilung darbieten soll und nicht mehr; so wie auf der andern Seite die durchgängige Dreigliedrigkeit gar zu nett ist, als daſs sie nicht fast zum Voraus Verdacht erweckte. Doch betrachten wir erst die Eintheilung im Einzelnen:

1. Der Quantität nach zerfällt Kant die Urtheile in allgemeine, besondere und einzelne, je nachdem das Urtheil von allen, oder von mehreren, oder von einem einzelnen Dinge einer Classe gelte. Gleich diese Eintheilung, so scheinbar sie klingen mag, hat einen (indeſs ziemlich allgemein gerügten) Fehler, den Kant selbst, indem er ihn fühlte; nur mit Mühe verdecken kann. Bei der Quantität eines Urtheils handelt es sich nämlich nicht von dem Umfang des Subjekts an sich, sondern von dem Umfang, in welchem es genommen wird; mit andern Worten: es handelt sich nicht darum, ob der Subjektbegriff weit oder eng ist, sondern wie weit von ihm die Rede ist. Nun ist ein individuelles Subjekt zwar die möglichst kleinste Begriffssphäre; allein diese Beschränktheit der Individualsphäre kommt bei der Quantität des Urtheils eben so wenig in Betracht, als die Beschränktheit einer Artsphäre gegenüber von der Gattung. Auch fragt sich wirklich bei einer Individualsphäre, so klein sie auch seyn mag, immer noch, wie weit sie genommen werde, namentlich aber, ob ganz oder blos theilweise? Denn es giebt, wie allgemeine Individualurtheile, z. B. Cajus ist ein Genie, so auch partikuläre Aussagen von Individuen, z. B. Cajus ist theilweise ein Narr; — was nun freilich Kant, ohne wie es scheint, sich lange zu besinnen, läugnet. Kant fiel mit Aufzählung des individuellen Urtheils aus dem Eintheilungsprincip, in dem er ungefähr folgendermaſsen aufzählt: Der Subjektbegriff wird entweder ganz oder theilweise genommen, oder aber ist er ein Individuum.

2. Nach der Qualität oder nach der Beschaffenheit der Aussage zerfallen, wie Kant richtig aufzählt, die Urtheile in bejahende und verneinende; ganz verfehlt dagegen ist die Aufzählung der dritten Art, welche er bald unendliche, bald limitirende nennt. Es werden hierunter die Urtheile verstanden, wo die Negation nicht zur Copula, sondern zum Prädikate gehört, z. B. die Seele ist unsterblich, du bist nicht-klug u. dgl. Unendlich

Digitized by Google

nennt Kant diese Urtheile, weil er sich vermöge des herrschenden vagen Begriffs vom negativen Gegensatze einbildet, das Subjekt werde dadurch in die weite, unendliche Welt ausser dem negirten Prädikate hinausgesetzt. Allein in Wahrheit erhält durch solche negative Prädikate das Subjekt seine ganz bestimmte Stelle, so die Seele in obigem Beispiele im Gebiete der Dauer auf der dem Sterblichen entgegengesetzten Seite, der Unkluge auf der der Klugheit entgegengesetzten Seite der Intelligenz; und es ist somit ein solches Urtheil, da das Subjekt in eine bestimmte Prädikatssphäre versetzt und wirklich etwas von ihm ausgesagt wird, in Wahrheit positiv, nämlich Beilegung des negativen Gegensatzes. Wenn man im Kantischen Sinne von einem unendlichen Urtheile reden will, so ist es das negative. — Merkwürdiger Weise gesteht Kant selbst die Positivität seines unendlichen Urtheils zu, führt es aber doch, der Trilogie zu lieb, als dritte Art auf.

Dem Zusammenhange nach hat der Ausdruck limitirendes Urtheil bei Kant ungefähr den gleichen Sinn, nämlich Freistellung aller möglichen Prädikate bis auf eines. In einem andern Sinne könnte man unter dem Titel des limitirenden Urtheils wirklich eine dritte, der Bejahung und Verneinung coordinirte Art der Aussage aufzählen, nämlich eine solche, die weder ja noch nein sagt, sondern durch allerlei Limitationen, z. B. so zu sagen, ziemlich, gewissermaſsen u. dgl. die Aussage unbestimmt halten will.

Das eigentliche Nest von Fehlern, welche denn auch bis jetzt noch nicht gerügt worden sind, sitzt jedoch in der Eintheilung der Urtheile

3. nach der Relation. Hierunter ist, nach Vergleichung der Kategorientafel, das Verhältniſs der zwei Glieder des Urtheils zu einander zu verstehen. Je nach Verschiedenheit diesess Verhältnisses sollen nun die Urtheile entweder kategorisch, oder hypothetisch, oder disjunctiv seyn. Das kategorische Urtheil soll das Verhältniſs von Subjekt und Prädikat, das hypothetische das von Grund und Folge aussprechen; es werden wenigstens nach der Kategorientafel unter jener Urtheilsform die Begriffe von Substanz und Accidens, unter dieser der von Ursache und Wirkung gefunden. Das disjunctive Urtheil endlich soll das Verhältniſs des Subjekts zu den verschiedenen Eintheilungsgliedern der Sphäre des Prädikatbegriffes angeben.

Digitized by Google

Zwei verschiedene Arten des Urtheils sind, abgesehen von den falschen Titeln, das kategorische und das hypothetische, und zwar besteht ihre Verschiedenheit darin, daſs in beiden ein ganz verschiedenes inneres Verhältniſs der zwei Urtheilsglieder ausgesprochen wird: in dem kategorischen ein Verhältniſs der Identität, in dem hypothetischen dagegen ein Verhältniſs der Causalität.

Das disjunctive Urtheil hingegen ist den beiden übrigen nicht coordinirt; denn die Disjunction oder die Aufzählung der Eintheilungsglieder statt des Gattungsbegriffes kommt in den beiden Urtheilsformen, der hypothetischen wie der kategorischen, vor; wobei sich denn der weitere Fehler zeigt, daſs Kant unter dem Titel des disjunctiven Urtheils blos die kategorische Disjunction berücksichtigt hat. Es giebt nämlich 1) ein kategorisch-disjunctives Urtheil, z. B. die Thiere sind (was ihr Geschlecht anbelangt) entweder Männchen oder Weibchen. Hier werden dem Subjecte, anstatt des Gattungsbegriffes des Prädikats, die Artbegriffe desselben beigelegt; und es liegt dem Urtheile ganz dasselbe Verhältniſs wie bei dem einfachen kategorischen Urtheile zu Grunde, nämlich das von Subjekt und Prädikat. Allein es giebt nun 2) auch ein hypothetisch-disjunctives Urtheil, wenn die verschiedenen möglichen Gründe oder die verschiedenen möglichen Folgen aufgezählt werden, so daſs also im hypothetischen Urtheile sogar eine gedoppelte Disjunction vorkommt, von Seiten des Grundes wie von Seiten der Folge, z. B. man muſs hungern oder borgen, wenn man zu viel ausgiebt oder zu wenig einnimmt. Die Disjunction ändert auch hier an dem Grundverhältnisse nichts.

Die Disjunction wird, da sie sich mit den beiden Formen der Relation verträgt, eine anderswohin gehörige Abänderung des Urtheils seyn. Sie ist eine Zusammensetzung des Urtheils, deren es noch eine ganze Reihe giebt, welche aber von der bisherigen Logik kaum rhapsodisch sind aufgezählt worden.

Der schlimmste Fehler der Kantischen Eintheilung der Relationen des Urtheils liegt jedoch in den verfehlten Titeln kategorisch und hypothetisch, welche auf eine mangelhafte Unterscheidung des Eintheilungsprincips der Relation von dem folgenden der Modalität, welchem jene Namen eigentlich angehören, deutet. Denn kategorisch heiſst eine bestimmte, der Gewiſsheit correspondirende Aussage, und besagt auf Griechisch nichts anderes als das lateinische assertorisch; hypothetisch ist dagegen nur eine besondere Modifikation des Problematischen, nämlich eine von einer Bedingung abhängige Möglichkeit. Indem so die

Digitized by Google

Kantische Unterscheidung des kategorischen und hypothetischen Urtheils in zwei ganz verschiedene Eintheilungsprincipien hineinschwankte, der Sache nach ein Verhältniſs der Urtheilsglieder meinte, dem Worte nach aber einen Überzeugungsgrad sagte, haben sich bei Kant und seinen Nachfolgern sub titulo der Relation die wunderlichsten Wechselbälge schillernder und schwankender Begriffe erzeugt.

Eine Folge des unklaren Begriffs von hypothetischem Urtheil war gleich: daſs, während es doch die Aussage des Causalverhältnisses seyn sollte, seine Ausdrucksform auf die Conjunction, wenn — so, beschränkt wurde; ungeachtet in jeder Grammatik nachgesehen werden kann, daſs es, ausser wenn — so, noch eine ganze Reihe causaler Conjunctionen giebt. Daher ferner die Hereinziehung des unmittelbaren Schlusses, und selbst des disjunktiven Urtheils, welche nicht selten die Conjunction wenn — so annehmen, unter dem Titel des hypothetischen Urtheils.

Um wirklich verschiedene Arten der Relation oder des Verhältnisses zwischen den zwei Urtheilsgliedern zu bezeichnen, müſste man die Aussage des Verhältnisses zwischen Subjekt und Prädikat das prädikative, die Aussage des Verhältnisses zwischen Ursache und Wirkung dagegen das causale Urtheil nennen.

4. Von Seiten der Modalität oder des Überzeugungsgrades ist endlich die Trilogie der Eintheilung richtig, indem das Urtheil wirklich hienach in das problematische, assertorische und apodiktische zerfällt. Dagegen aber schlich sich wieder ein Fehler in die Specification dieser drei Abtheilungen ein, wie Kant in der Kategorientafel als correspondirend dem problematischen Urtheile die Begriffe der Möglichkeit und Unmöglichkeit, correspondirend dem assertorischen die Begriffe der Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit, und endlich correspondirend dem apodiktischen Urtheile die Begriffe der Nothwendigkeit und Zufälligkeit aufführt. Es ist zwar ganz richtig, daſs das assertorische oder, wie man es ebensogut nennen könnte, das kategorische Urtheil das Verhältniſs der Urtheilsglieder als ein wirkliches oder nichtwirkliches aussagt; ganz falsch ist dagegen, wenn gemeint wird, das problematische Urtheil spreche die Zusammengehörigkeit der Urtheilsglieder auch als unmöglich aus, indem die Aussage der Unmöglicheit vielmehr dem apodiktischen Urtheile angehört, wogegen das problematische Urtheil die Negation wie die Bejahung blos als möglich darstellt. Die Ausdrucksform der problematischen Negation ist nun auch nicht: es kann nicht, sondern: viel-

leicht nicht u. dgl., wenn nicht jener Ausdrucksform durch eine ganz besondere Betonung ein blos problematischer Sinn gegeben wird. Ebenso verfehlt war es, unter dem Titel des apodiktischen Urtheils oder der nothwendigen Überzeugung die Aussage des zufälligen Verhältnisses aufzuführen, denn dieses wird vielmehr assertorisch, als eine bloſse Wirklichkeit ausgesprochen.

Die Kantische Eintheilung hat nun aber nicht blos die mannigfachen, gerügten Fehler im Einzelnen, sondern ist nun auch noch im Ganzen als Eintheilung des Urtheils oder als Aufzählung seiner Arten verfehlt. Es ist eine Eintheilung, wie wenn man, um die verschiedenen Arten des Reisens anzugeben, untereinander aufzählen wollte: langsam oder schnell; zu Fuſs, zu Pferd, zu Wagen, zu Schiff; bequem oder unbequem. Der Fehler, den die Kantische Eintheilung nur in minder auffallender Weise begeht, springt hier in die Augen: nemlich daſs neben den wirklichen Arten des Reisens, welche in den verschiedenen Weisen des Fortkommens bestehen, ganz untergeordnete Abänderungen in gleicher Reihe aufgezählt werden. Ein Fehler, welcher auf mangelhafter Unterscheidung des wesentlichen und der unwesentlichen Eintheilungsprincipien beruht.

Sollte man nun im Unklaren seyn, welches das wesentliche Eintheilungsprincip der Urtheile seyn möchte, so gibt es ein sehr sicheres Mittel, darüber ins Reine zu kommen: es ist, wie bei jeder einzutheilenden Classe von Gegenständen, so lange sie wenigstens in rein wissenschaftlicher Absicht betrachtet werden, ihr Gattungsbegriff; nur bei einem speciellen Zwecke der Betrachtung kann eine andere, untergeordnete Seite als die wesentliche hervortreten. Da nun der Gattungsbegriff des Urtheils einstimmig dahin angenommen werden wird: daſs es die Aussage des inneren Verhältnisses zweier Vorstellungen sey, so kann das wesentliche Eintheilungsprincip der Urtheile kein anderes seyn, als die Relation. An dieser allein zerfallen die Urtheile in ihre wirklichen Arten, die übrigen Sorten des Urtheils mögen dagegen blos zu Unterabtheilnngen dienen, um innerhalb der Hauptarten die verschiedenen Abänderungen des Urtheils zu unterscheiden.

Ein dritter Hauptpunkt der Logik, welcher dringend einer Revision bedarf, ist die bisherige, ebenfalls wieder, und zwar noch ausnahmsloser als bei dem Urtheil, Kant nachgeschriebene Eintheilung der Schlüsse; daher wir wiederum Kant zum stellvertretenden Gegenstande unserer Kritik der bisherigen Logik nehmen können.

Digitized by Google

Die bisherige Eintheilung und Aufzählung der Schlüsse ist unvollständig und mangelhaft, indem gerade die wichtigsten und fruchtbarsten Schlüsse, nämlich die auf den Verhältnissen der Urtheile beruhenden, noch gar nicht beachtet und dargestellt sind; wogegen die Logiker die einfacheren und unergiebigeren Elementarschlüsse mit desto gröſserer Breite ausgesponnen haben und müſsigen Hirngespinsten, wie den Soriten, und ähnlichen, dem wirklichen menschlichen Denken gänzlich fremden Künsteleien nachgegangen sind mit ungemeinem Aufwand von Spitzfindigkeit.

Die bisherige Eintheilung der Schlüsse in unmittelbare und mittelbare ist übrigens, abgesehen von ihrer Unvollständigkeit, richtig. Unmittelbare Schlüsse sind solche, welche durch bloſse Veränderung eines Urtheils entstehen, wobei sonach nur mit zwei Hauptbegriffen operirt wird, z. B. wenn alle specifisch schwereren Körper im Wasser untersinken, so wird dies auch bei diesen und jenen eintreten. — Mittelbar nennt man dagegen den Schluſs, wo das Schluſsurtheil durch Zwischenurtheile vermittelt wird, z. B. das Gold sinkt im Wasser unter, weil es ein specifisch schwererer Körper ist, diese aber im Wasser sinken. Die zwei letzteren Urtheile treten gleichsam zwischen das Subjekt und Prädikat des ersteren vermittelnd ein; sie entstehen durch einen Mittelbegriff, welcher in dem einen mit dem Subjekte, in dem andern mit dem Prädikate in Verhältniſs gesetzt wird und so das zu erschlieſsende Verhältniſs zwischen diesen beiden vermittelt. In diesen mittelbaren Schlüssen wird mit drei Begriffen operirt, nämlich mit dem Subjekt und Prädikat des Schluſssatzes und dem Mittelbegriffe. Diese Zusammensetzung des mittelbaren Schlusses aus drei Hauptbegriffen, sowie die vermittelnde Stellung des Mittelbegriffs leuchtet am deutlichsten ein in der compendiösen Ausdrucksform des täglichen Lebens, so in unserem Beispiele: das Gold sinkt, als specifisch schwererer Körper, im Wasser unter.

Indem wir den Unterschied der unmittelbaren und mittelbaren Schlüsse, welcher durch die einfache Abzählung der Hauptbegriffe, mit denen operirt wird, fixirt werden kann, anerkennen, können wir aber nun auf der andern Seite diesem Unterschied nicht die Wichtigkeit geben, wie manche Logiker nach dem Vorgange Kants, daſs wir die unmittelbaren Schlüsse Verstandes-, die mittelbaren dagegen Vernunftschlüsse nennen und somit ein gedoppeltes Denkvermögen für beide unterscheiden möchten. Denn der mittelbare Schluſs ist wesentlich dieselbe Denkoperation, nur mit einer kleinen Complikation vermittelst des Mittelbegriffs;

Digitized by Google

so daſs er denn auch im täglichen Leben meist in der Form des unmittelbaren ausgesprochen wird.

Der unmittelbare Schluſs ist in der bisherigen Logik richtig eingetheilt; er entsteht durch die Veränderungen, welche an einem gegebenen Urtheile oder an dem gegebenen Verhältnisse zweier Hauptvorstellungen vorgenommen werden können; diese aber sind so vielfach als das Urtheil Seiten hat, an welchen dieselben angebracht werden können. Es giebt demnach unmittelbare Schlüsse durch veränderte Quantität, Qualität und Modalität. Was die Relation anbelangt, so kann kein Urtheil aus einem gegebenen prädikativen Verhältnisse in ein causales verwandelt werden, oder umgekehrt; es ist demnach kein Schluſs möglich von einer Art der Relation auf die andere, wodurch sich die Relation wiederum als das wesentlichere Eintheilungsprincip erweist. Wohl aber kann bei dem prädikativen Urtheile durch Conversion und Contraposition aus dem gegebenen Verhältnisse des Subjekts zum Prädikate auf ein Verhältniſs des Prädikats als Subjekt zum Subjekte als Prädikat geschlossen werden; weil diese Urtheilsglieder in Identitätsverhältniſs stehen und somit bei verschiedener Ansicht ihre Rollen tauschen können, was bei Ursache und Wirkung nicht der Fall ist.

Ausser den genannten vier Arten von unmittelbaren Schlüssen, welche alle Veränderungen umfassen, welche mit dem gegebenen Verhältnisse zweier Hauptvorstellungen vorgenommen werden können, findet man in der bisherigen Logik zu den unmittelbaren Schlüssen noch ferner gerechnet: die Gleichheitsschlüsse und die Schlüsse durch den Gegensatz. Letztere werden an die Schlüsse durch veränderte Qualität eines gegebenen Urtheils angeknüpft; erstere dagegen als eine eigene Art aufgeführt, welche gemeiniglich die Reihe der unmittelbaren Schlüsse eröffnet. Man hätte schon an dem umfassenden Fortschritte des Denkens, welcher in diesen beiden Schluſsweisen liegt, abnehmen können, daſs sie nicht zu der einfachen, fest auf der Stelle des gegebenen Urtheils verweilenden, nnmittelbaren Schluſsweise gehören. Denn selbst die Gleichheitsschlüsse bilden einen sehr bedeutenden und ungemein häufig gebrauchten Fortschritt des Denkens: wenn z. B. ein und derselbe Gedanke, dadurch daſs er verschieden gewendet wird, sich von immer neuen Seiten aufschlieſst und sich gleichsam eben so oft für die Erkenntniſs verdoppelt. Sodann war es, was die Schlüsse durch den Gegensatz anbelangt, nicht ohne Zwang möglich, sämmtliche Abänderungen

Digitized by Google

derselben bei dem unmittelbaren Schlusse durch veränderte Qualität einzureihen. Dieser läſst sich zwar als Schluſs durch den contradiktorischen Gegensatz der Copula oder der Abfolge darstellen. Allein nun giebt es auch noch Schlüsse durch den contradiktorischen und endlich Schlüsse durch den conträren Gegensatz der Prädikate und Wirkungen, welche auf keinerlei Weise unter die bloſse Veränderung der Qualität eingereiht werden können.

Diese beiden Schluſsweisen durch die Gleichheit und den Gegensatz gehören offenbar in die von der bisherigen Logik noch gar nicht dargestellte Abtheilung der Verhältniſsschlüsse.

Der mittelbare Schluſs, welcher durch einen dritten, zwischen die Glieder des Schluſssatzes vermittelnd eintretenden, Begriff entsteht, correspondirt der Zusammensetzung des Urtheils, wie die unmittelbaren Schlüsse den möglichen Abänderungen eines einfachen Urtheils correspondiren; wie denn auch im täglichen Leben die mittelbaren Schlüsse durchweg als zusammengesetzte Urtheile ausgesprochen werden, z. B. Cajus, als Mensch, ist sterblich.

Der Gewinn an Fortschritt oder Begründung der Erkenntniſs durch den mittelbaren Schluſs ist ziemlich unbedeutend und verlohnt kaum die ungemeine Breite und Sorgfalt der Ausführung, welche diesem Theile der Logik noch jetzt gegeben wird. Indessen hat diese Parthie der Logik auf der andern Seite wieder das Interessante, daſs sie, wenigstens was den sogenannten kategorischen Schluſs anbelangt, absolut im Reinen und abgeschlossen ist, und zwar gröſstentheils schon seit Aristoteles. Die Lehre vom kategorischen Schluſs darf sich, an Präcision und Nothwendigkeit der Darstellung, mit jeder Parthie der Mathematik messen; denn nur Logiker, welche sich nicht die Mühe nehmen sie zu studiren oder muthwillig revolutioniren, werden versuchen, zu einer Darstellung, wie sie z. B. Twesten gegeben, noch ein Titelchen davon oder dazu zu thun

Die Eintheilung der mittelbaren Schlüsse, welche wiederum die Kantische geblieben ist, überbietet an Fehlern noch die Eintheilung der Urtheile.

Als die drei Arten der mittelbaren Schlüsse werden aufgezählt: der kategorische, hypothetische und disjunktive.

Das Eintheilungsprincip, wovon hiebei ausgegangen wird, ist die Relation. Schon hieran hätten die Logiker rückwärts abnehmen können, daſs dieselbe auch das Haupteintheilungsprincip der

Urtheile seyn muſs, indem bei der Verwandtschaft der Urtheile und Schlüsse offenbar ein und derselbe Hauptunterschied durch beide gehen muſs; welchen die Logiker nur beim Schlusse weniger verkennen konnten, als bei den Urtheilen, indem je verwickelter die Formen werden, desto mehr die Nebenunterschiede in den Hintergrund treten und die Hauptunterschiede durchgreifen.

Dagegen machen die Logiker nun den groſsen Fehler, nur auf die Relation des Obersatzes zu sehen, während sie auf die durch den ganzen Schluſs hindurchgehende Relation hätten reflectiren und fragen sollen: welches Verhältniſs zwischen den zwei Gliedern des Schluſssatzes wird durch den Mittelbegriff vermittelt?

Wenn schon dieser Fehler nichts Gutes von der gebräuchlichen Eintheilung der Schlüsse erwarten läſst, so wird dieses vorläufige Miſstrauen noch verstärkt durch einen Rückblick auf die Eintheilung der Urtheile. Nach Analogie der letztern werden wir vermuthen dürfen, einmal daſs die Titel der drei Schluſsarten verfehlt und unpassend seyn werden, sodann aber, daſs es der Hauptarten des mittelbaren Schlusses nicht drei, sondern nur zwei geben wird, nämlich einen prädikativen und einen causalen. Die disjunktive Form wird wohl eben so wenig eine dritte Hauptart des Schlusses seyn, als sie eine dritte Hauptart des Urtheils war.

Beginnen wir mit einer Untersuchung der letzteren Vermuthung: der angeblich disjunktive Mittelschluſs besteht darin, daſs von einer Alternative, welche im Obersatze von dem Subjekte prädicirt wird, im Untersatze das eine Glied gesetzt und somit im Schluſssatze das andere geläugnet, oder aber im Untersatze das eine geläugnet und somit im Schluſssatze das andere gesetzt wird. Haben wir z. B. die Alternative: dieser Körper ist entweder fest oder flüssig, so läſst sich der gedoppelte Schluſs bilden: nun ist er fest, also nicht flüssig, oder nun ist er nicht flüssig, also fest.

Diese disjunktive Schluſsweise kann schon darum keine besondere Art des mittelbaren Schlusses seyn, weil kein Mittelbegriff vorhanden ist, sondern blos mit zwei Hauptbegriffen operirt wird, indem die Alternative des Obersatzes, welche nur für Einen Begriff, nämlich für den Gattungsbegriff ihrer Glieder, zählt, sich nur in veränderter Form im Unter- und Schluſssatze wiederholt. Eine nähere Betrachtung zeigt denn auch: daſs der disjunktive Schluſs bereits, nur noch etwas richtiger, unter den unmittelbaren Schlüssen abgehandelt ist und somit von der bisherigen Logik, welche sich durch die verschiedene Ausdrucks-

Digitized by Google

form täuschen lieſs, doppelt aufgeführt wird. Er ist nämlich nichts anderes als eine, überflüssiger Weise durch den Obersatz vermehrte, Darstellung des unmittelbaren Schlusses vermittelst veränderter Qualität, wie solcher gemeiniglich zum Schlusse vermittelst des Gegensatzes erweitert wird. Der modus ponens oder ponendo tollens ist die Folgerung aus der Wahrheit des einen von zwei entgegengesetzten Urtheilen auf die Falschheit des andern; der modus tollens oder tollendo ponens dagegen ist der Schluſs von der Falschheit des einen Gegensatzes auf die Wahrheit des andern. Letzterer Schluſs geht, was die Logiker bei dem disjunktiven Schlusse anzumerken vergessen, nicht bei allen Gegensätzen an, nämlich nicht zwischen zwei universellen.

Der Darstellung der einen Hauptart des mittelbaren Schlusses, des prädikativen, wenngleich unter dem falschen Titel des kategorischen, haben wir bereits die verdiente Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er selbst zerfällt wieder nach der Stellung oder Relation des Mittelbegriffs zu den beiden Schluſsbegriffen in die vier Figuren oder Unterarten; und diese nach den Abänderungen der Quantität und Qualität in verschiedene modos oder Modifikationen, wobei sich die verschiedene Dignität dieser Eintheilungsprincipien noch einmal schlagend herausstellt.

Die gewöhnliche Darstellung der andern Hauptart des mittelbaren Schlusses, des causalen, unter dem schiefen Titel des hypothetischen, ist dagegen leider wieder verfehlt und zwar wiederum eine, wir möchten fast sagen gedankenlose, Wiederholung bereits abgehandelter, unmittelbarer Schlüsse.

Der sogenannte hypothetische Vernunftschluſs hat zwei Abänderungen, 1) den modus ponens, wo von der Existenz der Ursache auf den Eintritt der Wirkung, und 2) den modus tollens, wo von dem Nichteintritt der Wirkung auf die Nichtexistenz der Ursache geschlossen wird; beidemal vorausgesetzt, daſs ein nothwendiger und allgemein gültiger Causalzusammenhang vorhanden ist, der nun freilich nur in seltenen Fällen mit Sicherheit statuirt werden kann.

Das Schema der schulgerechten Darstellungsform des modus ponens ist: wenn A ist, so ist auch B: nun ist A, also ist auch B; z. B. wenn die Sonne scheint, so wird es warm: nun aber scheint die Sonne, also wird es auch warm werden (wenn anders keine störenden Umstände dazwischen treten). Wenn dem oberflächlichen Anschein nach hier ein Ober-, Unter- und Schluſssatz und somit ein mittelbarer Schluſs vorzuliegen scheint, so wird

Digitized by Google

dieſe Illuſion doch ſogleich ſchwinden, wenn man auf die Zahl der Hauptbegriffe reflektirt: denn deren ſind es in der That nur zwei, A und B, Sonnenſchein und Wärme. Wir haben ſomit nur einen unmittelbaren Schluſs vor uns, der auch als ſolcher vor Augen geſtellt werden kann, wenn wir nur die für den Logiker ganz gleichgültige Ausdrucksform verändern: da, wenn die Sonne ſcheint, es allgemein und nothwendig warm wird, ſo wird dieſe Wirkung auch im vorliegenden Falle eintreten. Zugleich ſpringt nach dieſer die Gedankenverbindung nicht ändernden Veränderung, die Denkform hervor, unter welcher der modus ponens anderweitig ſchon abgehandelt iſt, nämlich als unmittelbarer Schluſs durch Veränderung der Quantität oder Modalität. Denn der modus ponens iſt nichts, als ein Schluſs von dem Allgemeinen auf das Beſondere oder, wie er auch betrachtet werden kann, von der Nothwendigkeit auf die Wirklichkeit.

Nach dieſer Entdeckung wird ſich zum voraus, der Analogie nach, vermuthen laſſen, daſs der modus tollens auf einem unmittelbaren Schluſſe durch veränderte Qualität oder vermittelſt des negativen Gegenſatzes beruhen wird, und ſo iſt es denn auch in der That. Sein Schema iſt: Wenn A iſt, ſo iſt auch B: nun iſt B nicht, alſo exiſtirt auch A nicht; z. B. ſo lange die Sonne über dem Horizonte iſt, iſt es Tag: nun iſt's aber nicht mehr Tag, alſo iſt auch die Sonne nicht mehr über dem Horizonte (wenn anders keine totale Sonnenfinſterniſs oder eine ganz auſſerordentliche Wolkenbedeckung oder ein Londner Nebel eintritt). Der nervus probandi dieſes Schuſſes liegt in dem Widerſpruche, welcher zwiſchen der Poſition und Negation derſelben Wirkung bei der Poſition der gleichen Urſache ſtattfinden würde.

Übrigens giebt es nun wirklich einen mittelbaren cauſalen Schluſs, an welchen denn auch ſchon hin und wieder einige Logiker, z. B. Bachmann, gedacht haben, ohne ihm jedoch zu ſeinem Rechte als alleinigem Gegenſatze des prädikativen Mittelſchluſſes zu verhelfen. Er entſteht durch Angabe einer Mittelurſache, iſt übrigens wegen der unveränderlichen Relation der letzteren ganz einfacher Art oder Figur: z. B. wenn der Hund geſchlagen wird, ſo ſchreit er, weil es ihm wehe thut, was leicht in einen Schluſs in Barbara wird auseinandergelegt werden können.

(Der Beſchluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 5. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Logik von Twesten, Bachmann, Troxler, Benecke und Zimmermann.

(Beschluſs.)

Was nun die dritte, von den Logikern bis jetzt noch nicht dargestellte, Classe von Schlüssen, die Verhältniſsschlüsse, anbelangt, so ist es hier nicht der Ort dieselben zu entwickeln, und wir begnügen uns mit einer bloſsen Aufzählung derselben.

Die Urtheile stehen mit einander in verschiedenen, von der bisherigen Logik übrigens wiederum mangelhaft dargestellten, Verhältnissen. Vermittelst dieser Verhältnisse kann der schliessende Fortgang des Denkens von einem Urtheile auf ein anderes übergehen, während er in dem mittelbaren wie in dem unmittelbaren Schlusse sich nur innerhalb des Umfangs Eines gegebenen Urtheils bewegt, dort nämlich in bloſsen Abänderungen, hier in einer Vermittlung desselben besteht. Durch diesen Übergang von einem Urtheil auf das andere macht das Denken wesentlich gröſsere und fruchtbarere Fortschritte; wie denn auch in dem Räsonnement des täglichen Lebens und dem wissenschaftlichen Gedankengange der schlieſsende Fortschritt im Groſsen jenen Verhältnissen der Urtheile untereinander nachgeht, und nur bei der Durcharbeitung im Kleinen, wenn er gleichsam stille steht um sich umzusehen und seine gemachten Fortschritte zu begründen, jene Elementarschlüsse innerhalb einzelner, meist schon gefällter, Urtheile macht.

Die Verhältnisse der Urtheile untereinander sind theils Inhalts- theils Umfangs-Verhältnisse. In jener Beziehung sind die Urtheile entweder gleich, oder verschieden, oder schlieſsen sie einander ein, wie das Ganze den Theil; die verschiedenen Urtheile aber zerfallen wieder in die absolut verschiedenen oder einstimmigen und in die verwandten oder entgegengesetzten. Die Schlüsse durch Gleichheit wie durch den Gegensatz der Urtheile sind in der bisherigen Logik bereits dargestellt; dagegen fehlen von den auf Inhaltsverhältnissen gegründeten die Einstimmigkeits- und die Einschlieſungsschlüsse; nur letztere werden hin und wieder unter den Gleichheitsschlüssen beispielsweise aufgeführt. Dahin gehört z. B. folgendes von Bachmann zur Erläuterung des

Digitized by Google

Gleichheitsschlusses gebrauchte Beispiel: Der Mensch ist endlich, also beschränkt in seinen Erkenntnissen und Handlungen; also mannigfachem Irrthum blosgestellt u. s. w. Die Einstimmigkeitsschlüsse gehen auf die Möglichkeit des Zusammenbestehens verschiedener Urtheile und Sätze.

Dem Umfange nach stehen die Urtheile in Subordinations- und Coordinationsverhältnissen. Hiervon hat die bisherige Logik blos das Subordinationsverhältniſs in Betracht genommen, ohngeachtet die Coordinationsverhältnisse der Urtheile gar nicht ohne logisches Moment sind; auch hat sie blos die Subordination der Subjekte ins Auge gefaſst, während es ebensogut auch eine Subordination der Prädikate, ja eine Subordination ganzer Urtheile gibt.

Coordinirt sind Urtheile, welche sich zu einander verhalten wie Arten desselben Gattungsurtheils, in welches sie denn auch müssen zusammengefaſst und wieder daraus abgeleitet werden können. Dieses kann nun aber auf dreifache Weise der Fall seyn und es findet also ein dreifaches Coordinationsverhältniſs zwischen Urtheilen statt, nämlich entweder zwischen den Urtheilen im Ganzen, oder blos zwischen ihren Vordergliedern oder blos zwischen ihren Hintergliedern. Die coordinirten Urtheile können, ungeachtet sie Gegensätze bilden, nicht nur nebeneinander bestehen, sondern setzen auch einander voraus als nothwendige Ergänzungsglieder des gemeinsamen Gattungsurtheils, und es dient demnach das eine zur Auffindung, ja zur Erzeugung und Beleuchtung des andern.

Das Subordinationsverhältniſs der Urtheile gestattet den doppelten Schluſsgang: von dem Gattungsurtheile vorwärts auf die Arturtheile und von diesen wieder rückwärts auf das Gattungsurtheil; indem dieses dem Inhalte nach in jenen, dieselben aber wieder dem Umfange nach unter ihm begriffen sind.

Durch Gleichheit und Gegensatz, wie durch Entwicklung des Eingeschlossenen, namentlich aber durch Subordination und Coordination gliedert sich jeder geordnete Gedankengang im Groſsen; der schlieſsende Fortgang nach diesen sich von selbst vollziehenden Verhältnissen ist die bewegende Seele alles Gedankenfortschritts, die immanente Methode alles wissenschaftlichen Denkens. Möchte demnach die Logik, statt der nutzlosen Fortspinnung der Soriten, sich bald mit Entwicklung dieser wichtigsten aller Schluſsformen, der Verhältniſsschlüsse, befassen.

***Fischer* in Basel.**

Digitized by Google

1) *Scipion Pinel, Traité complet du régime sanitaire des aliénés ou Manuel des établissemens, qui leur sont consacrés. Avec des planches explicatives, exécutées sur le modèle des constructions que l'administration des hôpitaux a fait élever a la Salpêtrière, d'après les plans de M. Huvé. A Paris chez Mauprivez, éditeur, et chez Béchet, libraire.* **1836.** *gr.* **4.** *VI und* **322** *Seiten.*

2) *Aloys Nowak, Notizen über die Prager k. k. Irrenanstalt und die Veränderungen in derselben seit dem Jahr* **1830,** *nebst* **2** *Übersichtstabellen und einigen Krankheitsgeschichten. Prag* 1835. 8. 79 *Seiten.*

3) *Friedrich Engelken, die Privatirrenanstalt zu Oberneuland bei Bremen. Mit* 2 *Steindrucktafeln. Bremen* 1835 *bei J. G. Heyse.* 8. 38 *S.*

Daſs abermals drei Schriften über Irrenanstalten erschienen sind, nachdem in kurzer Frist sieben solcher in diesen Jahrbüchern angezeigt worden waren, zeugt, ganz abgesehen von dem sehr verschiedenen Werth der einzelnen Schriften, von einem groſsen, weitverbreiteten Interesse, das sich glücklicherweise nicht nur in Büchern, sondern in den humansten Einrichtungen und Vorkehrungen kund gibt.

Der Verf. von No. 1, médecin surveillant an der Irrenabtheilung der Salpetriere und Sohn, aber nicht geistiger Erbe des hochverdienten Ph. Pinel, sagt selbst von seinem Buche: »l'ordre des matières et le titre des chapitres suffisent pour indiquer qu'un tel ouvrage peut être également consulté par le médecin, le magistrat, le juré et par les familles qui ont besoin d'un guide pour cette affligeante infirmité.« Jeder Sachverständige wird schon wegen einer solchen vielseitigen Bestimmung eines und desselben Buches bedenklich werden. Einer höchst unvollständigen, zum Theil aus Ferrus entlehnten geschichtlichen Notiz über die Verbesserung der französischen Irrenanstalten entlehnen wir nur den Umstand, daſs die ersten neuen Gebäude in der Salpetriere 1820 aufgeführt wurden. Esquirols Ausspruch, daſs die Irrenanstalt selbst schon ein Heilmittel wäre, wird von dem Vf. dahin amendirt, daſs ohne zweckmäſsige Baueinrichtungen (constructions) und Vertheilung der Kranken die Behandlung der Seelenstörung unmöglich wäre. [Hierin geht der Verf. offenbar zu weit. Geisteskranke können ebensowohl in Privathäusern genesen als in gut organisirten, wenn auch nicht neu erbauten, Irrenanstalten, obwohl in der Regel die Behandlung in einer Anstalt der in einem Privathause vorzuziehen ist und obwohl eine eigens zu ihrem Zweck erbaute Anstalt ceteris paribus günstigere Resultate liefern und auch nicht viel kostspieliger seyn wird, als eine, zu der ein altes Schloſs oder Kloster akkommodirt werden muſste.] — Ohne

weitere Erörterung gibt der Verf. in der Einleitung als Grundbestimmung einer Irrenanstalt an, daſs sie heilbare und unheilbare Kranke, höchstens 3—400 aufnehmen und in sechs, weiter unten anzuführende, Unterabtheilungen zerfallen soll. Die Gründe, warum die heilbaren nicht gänzlich von den unheilbaren getrennt werden sollen — ein Punkt, der jetzt zu den wichtigsten gehört — sind nirgends angegeben.

Erster Abschnitt. Über Lage und Bau. Die Zahl der beiden Geschlechter nimmt der Vf. gleich, jedes zu 150 an, [wodurch freilich manche Schwierigkeit beseitigt ist; in den allermeisten deutschen Anstalten würde aber dadurch auf der Frauenseite viel disponibler Raum entstehen. Auch in England, Belgien, Italien, Spanien und Sicilien, welche der Verf. als Beleg für seine Meinung anführt, möchte das Verhältniſs nicht so gleich seyn.] Für die Lage der Anstalt wird die Nähe einer groſsen Stadt, eine leichte, gegen Norden durch einen Hügel geschützte Anhöhe, sodann Wasser und endlich Sandboden gefordert, der nicht feucht sey und einen soliden Baugrund darbiete. Die Gebäude sollen gegen Osten gerichtet seyn, unter Anderm auch deſswegen, weil alsdann der Scorbut [diese Schmach der französischen Irrenanstalten] seltener vorkomme. Für 300 Kranke werden mindestens 25 Morgen Land gefordert [wohl zu wenig]. Die zweckmäſsige Vertheilung der Kranken, wie sie von seinem Vater empfohlen worden, hätten zwar alle Ärzte anerkannt, aber keiner ausgeführt. Die Desportes'sche Eintheilung wird von dem Verf. sehr gerühmt und mit Vereinfachungen angenommen. Gegen die Strahlenform des Ferrus'schen und mancher andern Projekte bemerkt der Verf. sehr richtig, daſs die damit bezweckte Aufsicht von einem Punkte aus eben so unausführbar als unnütz wäre. Gegen den Esquirol'schen, dem Verf. aus Löwenhayn's Schrift bekannt gewordenen, Plan führt er die allzu zahlreichen Unterabtheilungen an, sodann die Quadratform, wodurch die Kranken allzu isolirt würden und die Luft nicht frei genug durchstreichen könne, und endlich den wegen durchgehends einstöckiger Gebäude erforderlichen enormen Kostenaufwand. Des Verfs eigener Plan ist dem von Desportes, wie er ihn in seinem Programme und sodann in den einzelnen Neubauten der Salpetriere und des Bicetre dargelegt hat, entnommen und durch Zeichnungen erläutert. Zwischen den parallel laufenden Gebäuden für die beiden Geschlechter befinden sich die für die gemeinschaftlichen Raumbedürfnisse, zuerst die Kapelle. Gottesdienst hält

Digitized by Google

der Verf., wenn die Kranken nach dem ärztlichen Ermessen zugelassen würden, für heilsam. Zu beiden Seiten ist eine Pförtnerswohnung; folgt sodann nach der Seite zu der Saal der Aufnahme für jedes Geschlecht. Noch weiter seitlich, auf jeder der beiden vordern Ecken, ist eine Wohnung für den Chefs- und eine für den Hülfsarzt. Hinter der Kapelle ist das Verwaltungsgebäude mit Bureau, Magazinen, Wohnungen für Angestellte, Ansprachszimmer; hinter diesem ein Pavillon, im untern Stock mit gemeinschaftlichen Speisezimmern für das Wärterpersonale; im obern mit einem Saal, der für Lektüre, Musik, Tanz und Unterhaltung der Kranken höherer Stände bestimmt ist. Oben im Belvedere befindet sich der elève de garde. Folgt hierauf nach hinten die Küche und Pharmacie in einem Gebäude; hinter diesem das für Bäder, sodann das für die Lingerie und endlich das für die Waschanstalt und die Meierei, wovon die erste den weiblichen, die andere den männlichen Reconvalescenten zur Beschäftigung bestimmt ist. Alle diese in der Mitte befindlichen Gebäude sind zwei- und dreistöckig. Rechts und links von diesen Gebäuden befinden sich auf jeder Seite 6 Abtheilungen. Die erste, die Infirmerie, besteht aus zwei Sälen, jeder zu 6 Betten. Für Unreinliche schlägt der Verf. Betten mit einem konkaven Boden von Zink vor und erwähnt einer in der Salpetriere eingeführten Vorrichtung, wornach das aus Stroh bestehende Mittelstück der Matratze gewechselt wird. Die zweite Abtheilung ist für die Reconvalescenten, die dritte für die ruhigen Heilbaren und die 4te für die ruhigen Unheilbaren bestimmt. Die fünfte, für die unruhigen Unheilbaren, hat eine besondere Unterabtheilung für die Epileptischen. Diese Kranken schlafen sämmtlich in Sälen. Jeder der beiden Säle einer Abtheilung faſst 14 Betten. Auf der einen Seite ist der Versammlungs- und Arbeits-, auf der andern der Speisesaal. Die sechste Abtheilung enthält für die Tobsüchtigen einzelne Logen, deren hölzerne Zwischenwände auf steinernem Grunde ruhen. Die Fuſsböden, unter dem hölzernen ein steinerner, sind abhängig. Die Fenster sollen durch Gitter und Läden verwahrt seyn, aber keine Glasscheiben besitzen. Die Logen bilden nur eine Reihe. Zu jeder Abtheilung gehört ein kleiner, etwas entfernt stehender Pavillon mit einigen Zellen zur schnellen Unterbringung ruhestörender Kranker. Ganz zuletzt befindet sich mit einem eigenen Ausgang nach aussen der Saal für die Todten und die Sectionen. Abtritte im Innern der Logen verwirft der Verf. Statt deren will er für die Nacht Leibstühle und zum Gebrauch am Tag Abtritte in der

Digitized by Google

Mitte der Höfe [also im Freien], die durch das Wasser der ebendaselbst befindlichen Brunnen gereinigt werden. Die einzelnen Gebäude sind durch bedeckte Gallerieen verbunden. Für Luftheizung gibt er eine von Mauprivez verbesserte Methode an, wozu Zeichnungen auf der ersten Tafel gehören. Die Gebäude für die Irren sind durchgehends einstöckig. Unter denselben sind keine Keller, sondern nur Luftzüge angenommen. Die Kosten der Ausführung sollen 1 Million, nach Desportes nur 600,000 Franken betragen.

Zweiter Abschnitt. **Beamte, Leitung, Hausordnung.** Für den ärztlichen Dienst will der Verf. einen dirigirenden Arzt, einen Hülfsarzt, 2 interne und 4 externe Eleven, 3 Personen für die Apotheke. Er dringt auf uneingeschränkte Stellung des Arztes, besonders auch der Verwaltung gegenüber, will aber den agent comptable, welcher die obere Behörde in der Anstalt repräsentiren soll, dem Arzte nicht untergeordnet wissen, sondern daſs beide sich wegen Vorschlägen zu neuen Anstellungen berathen. [Gewiſs ein höchst unpraktischer Vorschlag.] Den Oberaufsehern räumt der Verf. sehr groſse Befugnisse, selbst die der Entlassung des untern Wärterpersonals ein. Jeder der 6 Männer-Abtheilungen soll ein Oberaufseher, jeder Weiberabtheilung eine Oberaufseherin vorstehen, und ausser den garçons und filles de services sollen noch drei Unteraufseher für jedes Geschlecht bestimmt seyn. Zur obern Leitung will der Verf. eine nicht ärztliche, dem conseil général der Pariser Spitäler ähnliche Behörde. Dieser sehr verdienstvollen Stelle ist auch das vorliegende Buch zugeeignet. In einem sehr dürftigen Überblick über die in der innern Leitung dieser Anstalten stattgehabten Verbesserungen ist nur die nähere, von dem jüngern Pinel übrigens bereits anderswo mitgetheilte, Angabe der Umstände interessant, welche 1792 vorfielen, als der ältere Pinel im Bicetre die Ketten so vieler Unglücklichen löste. Es verdient gelesen zu werden, mit welchem Muthe und welcher Ausdauer dieser edle Menschenfreund sein in der damaligen Schreckenszeit nicht ungefährliches Vorhaben durchführte, und wie gerade einer der von den Ketten befreiten Irren ihm später das Leben rettete, als eine Horde Unsinniger den menschenfreundlichen Arzt zur Laterne schleppen wollte. Daſs übrigens Ketten und andere Miſsbräuche noch jetzt in französischen Irrenanstalten fortbestehen, gibt der Verf. nach Ferrus an. In dem Kapitel über die Nahrungsmittel wird des ältern Pinel groſse Sorgfalt zur Verbesserung der Kost im Bicetre, wie sie

Digitized by Google

dieser selbst erzählt, mitgetheilt. Dem unter den Irren der Salpetriere verabreichten Wein wird das Aufhören des Skorbutes zugeschrieben. Nach der dortigen, von dem Verf. für seine Musteranstalt angenommenen, äusserst wunderlichen Speiseordnung erhalten die Kranken des Morgens um 7 Uhr Brod, um 9 Uhr Suppe, um 10½ Fleisch, Brod und Wein, um 2 Suppe, um 4 Bohnen, Linsen, Pflaumen oder Käse. Eine ernste Rüge aber verdient die ebenfalls in der Salpetriere bestehende und vom Vf. empfohlene Einrichtung, wornach sich die Kranken im Winter um 5, im Sommer um 7 Uhr schlafen legen, und um 6 Uhr im Winter, im Sommer um 5½ Uhr aufstehen, sie also im Winter 13, sage dreizehn, im Sommer 10½ Stunden im Bette zubringen!! Eſsgeschirr und Löffel will der Verf. von Holz und nur für die bettlägerigen Kranken und die Reconvalescenten von Zinn. Zur Austheilung des Nachts soll sowohl Brod als die gewöhnliche Tisane vorhanden seyn. Zum Lob der Beschäftigung citirt der Vf. abermals eine Stelle seines Vaters. 36 Jahre aber waren nöthig, bis es von Worten zu Thaten kam, da erst im J. 1835 ein Pachtgut für die genesenden Kranken des Bicetre angekauft ward. Belehrt durch den dortigen günstigen Erfolg will der Vf. ein hinreichend groſses Gebiet zur Beschäftigung für alle Klassen, selbst die Idioten, die empörend genug noch überall [ein französisches überall] einer stupiden Unthätigkeit überlassen wären. Von den Zwangsmitteln will der Verf. nur die Zwangsjacke, und diese nur auf kurze Zeit, gelten lassen. Den gröſsten Werth legt er auf die Mittel, welche die Hausordnung darbietet, auf Isolirung, zweckmäſsige Behandlung, Milde, sodann auf die Douche. Alle andere Mittel, wie Sturzbäder, Drehrad, Drehstuhl, Drehbett, das Zwangliegen (l'emboitement) und der Zwangstuhl heiſst der Vf. Folterinstrumente, würdig des 13ten [nach Löwenhayn des 16ten] Jahrhunderts, qui placent ceux, qui ont encore le courage de s'en servir au dessous des insensés, qu'ils prétendent guérir ainsi. [Ref. glaubt, daſs solche Aussprüche mehr einer leichtfertigen Unwissenheit als einer groben Unverschämtheit zuzuschreiben sind.] In der Aufzählung der einzelnen Heilmittel folgt er gröſstentheils seinem Vater; so namentlich im Urtheil über die Aderlässe, die er übrigens nicht unbedingt verwirft. Um dasselbe mit der pathologischen Ansicht von Gehirnreiz oder Entzündung in Einklang zu bringen, adoptirt er die Hypothese, daſs nicht der färbende, sondern der seröse Theil des Blutes das wirkliche Element der Reizung abgäbe. Parisets Methode, Melancholischen mit Blutandrang gegen den

Digitized by Google

Kopf zwei Blutegel in die Nasenlöcher zu setzen, wird rühmend erwähnt. Bäder werden gebührend gewürdigt, zumal in Verbindung mit der Douche, welche letztere man erst gegen das Ende des Bades und nur einige Minuten, nie aber während der Abnahme der Krankheit, anwenden soll. Beachtung verdient die zu oft vernachlässigte Bestimmung, daſs die Douche nur in Gegenwart des Arztes angewandt werden dürfe. Von ihrem ungeeigneten Gebrauche können der Kopf sehr heftig, sympathisch auch der Magen, und zumal die Lungen afficirt werden, wie aus Esquirols an sich selbst angestellten Versuchen bekannt ist. Nie soll man die Douche als Mittel zur Furcht gebrauchen. Vortrefflich sollen die von Pariset nach den Bädern angewandten trockenen Friktionen wirken. Äussere Ableitungsmittel werden im Anfang der Manie nicht gutgeheiſsen. Ganz vorzüglich wird das Haarseil im Nacken beim Beginn der allgemeinen Lähmung [wohl mit Recht] gerühmt. Das Glüheisen soll besonders dann indicirt seyn, wenn nach den Anfällen der Manie oder Monomanie ein ungewisser Zustand mit leichten Verstandesverwirrungen, Vernachlässigung der Reinlichkeit eintrete, sodann in den mit Hallucinationen, namentlich des Gehörs, verbundenen Seelenstörungen, wo es in 13 Fällen 11mal vollkommen geholfen haben soll. Die Gehörstäuschungen sollen von einer besondern Neurose der Gehörwerkzeuge herrühren. Zu den allgemeinen Vorschriften rechnet der Verf. die Isolirung der Kranken, die Art der Beschränkung, zweckmäſsige Ernährung und Sorge für Reinhaltung der ersten Wege, frische Luft und den ganzen Tag über möglichst freie Bewegung, säuerliche, schleimige und erschlaffende Getränke, die Benutzung jedes freien Augenblicks, um die Kranken zu ermuthigen oder zu beruhigen, die Entfernung schädlicher Eindrücke, die Unterdrückung etwaiger Aufwallungen, ein leichtes Beruhigungsmittel bei Schlaflosigkeit, alle 2 Tage ein laues Bad. Des Verfs werthvollste Vorschriften bestehen darin, daſs man von Zeit zu Zeit mit den Arzneimitteln aussetzen und der Heilkraft der Natur vertrauen soll »devant le constant et merveilleux privilége de l'organisme, l'observateur a le courage de savoir ne rien faire.« Bei Melancholischen, wo durch einen Schwächezustand die Verirrung unterhalten wird, räth er China und Opium; in der Verstopfung und Empfindlichkeit des Darmkanals, welche der periodischen Manie vorangehen, reichliche Getränke von einer Cichorienabkochung mit einem Salz. Diese und andere schleimige, oder säuerliche oder mit Zucker versetzte

Getränke, eine Gerstenabkochung, Molken, Limonade etc. hält er für sehr wichtig, zumal weil dadurch die Wirkung der Bäder unterstützt werde. Die Anwendung so vieler Arzneimittel wird getadelt. Am Schlusse spricht er als von zwei wesentlichen Punkten: 1) von den kritischen Bewegungen des Organismus in der Seelenstörung, die viel sichtbarer als in andern Krankheiten wären und die auf die mannigfaltigste Weise, besonders aber als stinkende Schweiſse, schaumichter Speichelfluſs, als Hautausschläge, Abscesse und Diarrhöen aufträten, wozu er bemerkt, daſs nach einer auf solche Weise erfolgten Heilung kein Recidiv mehr einträte; 2) von den in dieser Krankheit stattfindenden Veränderungen, welche zuerst von Foville und Pinel-Grandchamps und dann von Calmeil und ihm selbst einer nähern Beobachtung unterworfen worden wären. Die rothe Färbung des Gehirns entspricht den Symptomen von Tobsucht. Im Blödsinn sind nur einzelne marmorirte Flecken auf demselben zu sehen; die graue Substanz ist entfärbt, wird weiſs; das Gehirn hart. Die merkwürdigste Erscheinung bei der Manie oder Tobsucht ist die rothe und violette Färbung der mittlern Lage der grauen Substanz. Mit der Fortdauer der Krankheit wird sie weich, verliert ihre Farbe, verwandelt sich in einen Brei oder wird hart. In dieser Lage ist der Sitz der intellektuellen Exaltationen. Die Marksubstanz wird livid, braun, bisweilen gelb, erhält schwarze Flecken, Ekchymosen. Häufig sind bei Gehirnreizung die Markfibern zerstört. Je nach dem verschiedenen Grade der Reizung gibt es eine cérébrie (so nennt der Verf. die Seelenstörung zum Unterschied von cérébrite) aigué, sur-aigué und sous-aigué. Immer ist es eine blutige Injektion der Kapillargefäſse im Gehirn, welche die Symptome der Tobsucht bedingt. Der akute Blödsinn entsteht von Serosität oder Ödem des Gehirns und wird am besten durch Drastika in groſsen Gaben und durch Diuretika geheilt. Den Übergang zu den chronischen Seelenstörungen bildet die periodische Manie, die in Beziehung auf die ihr zu Grund liegende Gehirnverletzung und auf ihre Behandlung der akuten Manie analog ist. Zu den chronischen Übeln dieser Art gehört der Blödsinn, die Imbecillität, die allgemeine Lähmung und der Idiotism. Hier finden sich die bedeutendsten Gehirnverletzungen. — In dem Kapitel über régime moral wird als erster und heilsamster Eindruck der Anblick und die innere Einrichtung der Anstalt genannt. Der Verf. schildert hier die wohlthätigen Folgen der Isolirung, der uneingeschränkten Gewalt des Arztes und der Klas-

Digitized by Google

ſificirung der Irren. Bekannt ist gleichfalls, meist aus seines Vaters Buch, das über moralische Behandlung und Hausordnung Gesagte. — In einem weitern Kapitel spricht er von Privatanstalten, beklagt es, daſs, wie keine öffentliche, so auch keine Privatanstalt zu ihrem Zweck neu erbaut worden wäre [wobei es nur schwer abzusehen ist, warum der Verf. die Esquirol'sche nicht dafür gelten lassen will; denn der Vorwurf, daſs diese nach einem allzu engen Plan ausgeführt wäre und die nöthigen Unterabtheilungen nicht gestatte, scheint wohl unbegründet, stöſst jedenfalls die Thatsache nicht um, daſs jenes Privatinstitut zu seinem Zwecke fast ganz neu errichtet worden ist und am wenigsten sollte sich ein solcher homuncio berufen fühlen, das Werk eines Meisters zu bekriteln.] Bei dieser Gelegenheit erwähnt der Verf. der übrigen Pariser Privat-Irrenanstalten, der von Falret und Voisin bei Vanves, deren Gebäude alt, allzu nah bei einander und deren Höfe eng wären; der maison de Montmartre, die reine Luft, eine herrliche Aussicht, aber keine Gärten besitze und keine Abtheilungen zulasse; der des D. Pressat im Faubourg St. Antoine und der des D. Belhomme, rue de Charonne. Rücksichtlich der Lage macht der Vf. dieselben Forderungen, wie für seine groſse Anstalt; ebenso mutatis mutandis rücksichtlich der Stellung der einzelnen Gebäude; sie soll für 70 heilbare und unheilbare Kranke beiderlei Geschlechts bestimmt seyn.

Dritter Abschnitt. Psychisch gerichtliche Medicin. Die Zeichen des Wahnsinns und seiner Formen gibt der Verf. nach Chambeyron an, den Idiotism theilt er ein in abrutissement, stupidité, bêtise. In der ersten Form stehen die Geisteskräfte unter denen einer Auster; in der letzten findet sich die Fähigkeit der Sprache; hierauf folgt die imbécillité, sodann die démence. Diese 5 Klassen sind unheilbar. In die sechste gehört die Monomanie und zwar die eigentliche, sodann die mit Neigung zum Selbst- oder Menschenmord. Die ebenfalls hierher zu rechnenden Hallucinationen zerfallen in Täuschungen äusserer und innerer Wahrnehmungen. Die siebente Form ist die Manie, Wuth, allgemeines Delirium. Als achte führt der Verf. déraisonnement auf, einen Mittelzustand zwischen Wahnsinn und Vernunft, wo die Tausende von Ideen, die durch den Kopf gehen, nicht zurückgehalten werden, z. B. im Rausch. Unter No. 9 steht merkwürdigerweise die Vernunft! — Zu den Ursachen des vorübergehenden Wahnsinns rechnet der Verf. die Trunkenheit, gewisse Arzneimittel, plötzliche Leidenschaften und, wie in der meningitis

Digitized by Google

und Epilepsie, eine krankhafte Reizung der Peripherie des Gehirns. Ein ausführlich aus der Gazette des tribunaux mitgetheilter Fall, zum Beleg für die heftigen Wirkungen der Liebe als Leidenschaft, ist besonders deſswegen merkwürdig, weil hier in einem wirklich zweifelhaften Falle Freisprechung erfolgte, während sonst in Frankreich Seelengestörte, über deren Unzurechnungsfähigkeit kein Zweifel obwalten konnte, zum Tode verurtheilt wurden. Auch wird hier von den Zwischenzuständen zwischen Schlaf und Wachen, vom Somnambulismus gesprochen und in all den hier angeführten Zuständen die Unzurechnungsfähigkeit als erwiesen angenommen, aber nirgends deren nähere Merkmale angegeben. Nur darauf macht der Verf. sehr aufmerksam, ob diese Zustände wahr oder nur vorgeschützt seyen, und kömmt bei dieser Gelegenheit auch auf den simulirten, verborgen gehaltenen oder angeschuldigten Wahnsinn zu reden. Nach Marc gibt er hiefür folgende Verhaltungsregeln: man forsche nach den Motiven einer in Untersuchung gekommenen Handlung; man ermittle, zu welcher Form von Seelenstörung die vorhandenen Zeichen gehören; ob die körperlichen Erscheinungen der geistigen Störung entsprechen; wann die Seelenstörung begonnen hat; man wende bei solchen Untersuchungen Milde an. Am meisten spricht für vorhandene Geisteskrankheit die Anlage der Erblichkeit und des Temperaments, die Lebensweise, die Erziehung, der Einfluſs des Klima. Vorzugsweise sind die Umstände zu beachten, welche dem Verlust der Vernunft vorausgingen oder ihn begleiteten. Bei dem simulirten Wahnsinn fehlen die Vorläufer. Zur Erkenntniſs der Monomanie homicide ist eine sehr lange Einschlieſsung des Subjektes und eine von ihm nicht bemerkte Beobachtung nöthig. [Unter vielem Spreu zwei werthvolle Bemerkungen.] Ist diese Krankheit wirklich vorhanden, so bemerke man eine ausserordentliche Aufregung [die übrigens mit der unten erwähnten Ruhe nicht recht harmoniren will], Röthe im Gesicht, funkelnde Augen und vielleicht auch, wie beim Selbstmord, erhöhte Temperatur in den Hypochondrien. Frauen seyen diesem Uebel mehr unterworfen, hauptsächlich während der Menses und der Schwangerschaft. Endlich sollen die Beweggründe maaſsgebend seyn. Bei dem Verbrecher sey immer ein persönliches Interesse mit im Spiel. Wo der Mord von Diebstahl begleitet sey, fehle der Wahnsinn. Hier ist noch von wahrer und falscher Nostalgie, Ekstase und Dämonomanie die Rede; vom Simuliren der Stummheit und der Convulsionen. Der Blödsinn soll nie periodische Anfälle bilden. Rich-

tiger scheint dem Ref. die Vorsichtsmaſsregel, daſs man sich in Beurtheilung der Geisteskräfte durch Taubheit, Stottern und Gliederzucken nicht soll täuschen lassen. — In einem zweiten, »Strafbarkeit und Unvernunft« überschriebenen Kapitel gibt der Verf. auf 35 Quartseiten die von Georget erzählten Processe des Leger und Papavoine. Nach Esquirol nimmt er von der Monomanie homicide zwei Formen an. In der einen liegt dem Mord eine tiefbegründete, falsche Vorstellung, ein bestimmtes aber falsches Räsonnement zu Grund; in dem andern folgt er aus einem blinden Instinkte. Der Verf. eifert gegen die Verurtheilung solcher Kranken, und glaubt, sie würde nicht vorkommen, wenn man wüſste, daſs das Gehirn der Sitz des Erkenntniſsvermögens und der Neigungen (intelligence et penchans) ist und daſs jedes dieser Vermögen unabhängig vom andern erkranken kann. Man müsse eine Art monom. homicide anerkennen, in der sich durchaus keine Unordnung in den Ideen wahrnehmen lasse, wo der Mörder durch einen fremden Impuls hingerissen werde und ihn gegen seinen Willen handeln lieſse. Verschieden hiervon sey ein gewisser habitueller Mordtrieb, ein wahrer Blutdurst. Solche Menschenfresser, von denen einige, glücklicherweise seltene, Beispiele erzählt werden, sollen lebenslänglich eingeschlossen aber nicht hingerichtet werden. Merkmale der monom. homicide seyen, daſs Mitschuldige fehlten, daſs der Mord gerade an den theuersten Personen begangen würde, daſs nach demselben der Thäter ruhig sey, den Folgen nicht zu entgehen suche. Der Verf. will die Wirkung einer Leidenschaft oder einer idée délirante von der monomanie homicide geschieden wissen, und stimmt Georgets Urtheil bei, daſs Feldtmann nicht wahnsinnig gewesen sey, doch will er gewisse Leidenschaften als Milderungsgründe angesehen wissen. Die Schluſssätze der 60 Quartseiten groſsen Abhandlung sind: es gibt Neigungen zum Mord, Diebstahl und Feuereinlegen, welche wahre Seelenstörungen sind; es gibt andere, welche aus einer angeblichen Verirrung, aus einem leidenschaftlichen Delirium entstanden sind, welche nur als Milderungs- und nicht als Rechtfertigungsgründe angesehen werden dürfen. Im ersten Fall ist lebenslängliche Einsperrung im Irrenhause, im zweiten dieselbe in einer Strafanstalt nöthig. Als Amendement für den Art. 64 des code pénal, nach welchem nur démence Straflosigkeit begründet, schlägt der Verf. vor, daſs auch die monomanie daselbst aufgeführt werde. Die Art der Festnehmung dieser Kranken und ihres Transportes wird nach Ferrus angegeben; von den bezüglich

Digitized by Google

der Isolirung dieser Kranken bestehenden und mangelnden Gesetzen Georgets und Calmeils Ansicht angeführt. Von den Irren in Charenton muſs der dirigirende Arzt ein Jahr nach ihrer Aufnahme ein Certifikat über den Krankheitszustand ausstellen. Wird dieser für unheilbar erklärt, so wird der Staatsanwalt ersucht, die Entmündigung einzuleiten. Erfolgt diese nicht 18 Monate nach der Aufnahme, so wird der Kranke entlassen. Wo nach dem ersten Jahre noch Hoffnung zur Heilung vorhanden ist, wird ein zweites abgewartet. Zur Abwendung von Miſsbräuchen werden in Paris die Privatirrenanstalten vom Polizeipräfekten und Staatsanwalt, und die öffentlichen überdies von dem Hospital-Administrations-Conseil beaufsichtigt. Der code civil läſst unter den Formen, welche die Entmündigung nöthig machen, die habituell gewordene imbécillité, démence und fureur gelten, selbst wenn freie Zwischenzeiten vorhanden sind, während im code pénal nur die démence aufgeführt ist. Mit Recht wird die mündliche Vernehmung vor dem Richter, welche der Entmündigung vorausgehen muſs, als unsicher verworfen. Auch Zeugenaussagen reichen hier nicht aus; es wird das Zeugniſs sachverständiger Ärzte verlangt. Der Verf. hält die Entscheidung bei der Melancholie für die schwierigste. Zu den entschieden unheilbaren Formen rechnet er ausser dem Idiotism, der Epilepsie, der Imbecillität, dem Blödsinn, der allgemeinen und partiellen Lähmung, merkwürdigerweise auch die Monomanie von Aberglauben und Gröſse und die Melancholie. Die Geistesverwirrung, welche häufig den apoplektischen Anfällen vorhergeht, bildet, ebenso wie die Altersschwäche, einen Grund zur Entmündigung. Der Verf. will nach den verschiedenen Graden der Seelenstörung eine vollständige oder beschränkte, jährlich sich erneuernde Entmündigung. — In dem letzten, »principes de législation pour les aliénés«, überschriebenen Kapitel dringt er darauf, daſs die Rechte der mit jeder bedeutenden geistigen Entwicklung zunehmenden Zahl von Geisteskranken gewahrt und ihre Mitmenschen sicher vor ihnen gestellt würden. Er verlangt zur Aufnahme in eine Anstalt das Zeugniſs zweier Ärzte und die Ermächtigung der Polizeistelle, wie dies bereits in Paris der Fall ist. Eine authentische Krankheitserklärung soll auch die Entmündigung in sich schlieſsen und diese mit der Heilung und Entlassung wieder aufhören. [Ref. hat, um die mit der Entmündigung der Irren verbundene odiöse Publicität zu umgehen, einen ähnlichen Vorschlag vorbereitet.] Die ersten Spuren einer Seelenstörung sollen der Polizeistelle angezeigt und von dieser zwei

Digitized by Google

Arzte zur Untersuchung abgeschickt werden. Wird der Kranke als wahnsinnig erklärt, so müsse seine Abführung in die Irrenanstalt erfolgen, es sey denn, daſs die Familie ihn zu Hause behalten wolle und dazu das geeignete Lokale besitze. [Bemerkungen, die wohl gutgemeint sind, aber allzusehr in die Rechte der Familien eingreifen möchten.] Dem von Breton entworfenen, von Ferrus mitgetheilten Gesetzesentwurf über Entmündigung und Entmündigte läſst der Verf. die für öffentliche und Privatanstalten von Staatswegen zu treffenden Maſsregeln folgen, woraus Ref. nur den seltsamen Vorschlag hervorhebt, daſs Ärzte nie Eigenthümer der letztern seyn dürften, weil ihnen dadurch zu viel Gewalt eingeräumt würde. Zur Beschränkung der Zahl der Geisteskranken macht er folgenden [bei unsern Juristen schwerlich Beifall erndtenden] Gesetzesvorschlag: Pendant 60 ans à partir des présentes nul individu ne pourra contracter mariage s'il est sujet à l'aliénation mentale ou à l'épilepsie: le mariage sera nul, s'il est né de parens dont l'aliénation mentale ou l'épilepsie pourront être constatées.« Er motivirt denselben mit den Gefahren der Erblichkeit dieser Krankheit und der groſsen Irrenzahl der jetzigen Zeit. Die Julirevolution allein habe, nur was er wisse, mehr als 350 Menschen verrückt gemacht. England sey das eigentliche Land des Wahnsinns, doch hält er Foderé's Angabe von 32000 Irren in Frankreich nicht für übertrieben. Weniger und mehr nur religiöser und verliebter Wahnsinn komme in Italien vor; in den Gegenden des Nordens [wozu die Franzosen bekanntlich auch Deutschland zählen] entstünden aus der Unwissenheit des Mittelalters vielfache Dämonomanieen, der Vampirism und jede Art von Aberglauben.

Ref. hat sich die Mühe nicht verdrieſsen lassen, das Wesentliche, wofern solches vorhanden war, aus diesem voluminösen Buche hervorzuheben. Am schwierigsten war dies in dem Abschnitt über die Zurechnungsfähigkeit, in welchem der Mangel aller logischen Ordnung nur von der Oberflächlichkeit der Bearbeitung übertroffen wurde. Erleichtert war dem Ref. diese Arbeit freilich dadurch, daſs so vieles schon aus andern Schriften bekannt ist. Mit kindlicher Ehrfurcht schreibt der Verf. seines Vaters Buch zu einem guten Drittheile ab, aber dieselbe Pietät übt er auch gegen andere Schriftsteller aus. Von Deutschland und deutscher Literatur läuft nur das unter, was ihm aus Löwenhayns Machwerk bekannt geworden ist. Ausgesöhnt wird man etwas durch den vielfach hindurchblickenden guten Willen und

Digitized by Google

durch die Wärme, mit welchen der Verf. mehrere für das Irrenwohl wichtige Punkte geltend zu machen sucht und womit er, wie Ref. wünscht und hofft, auch manchen Nutzen stiften wird. Daſs aber aus der sogenannten Hauptstadt der Civilisation kurz hintereinander zwei Werke erscheinen, die wie das vorliegende und das von Ferrus (vgl. das 3te Heft Jahrg. 1836 dieser Jahrbb.) den billigsten Anforderungen so wenig entsprechen, veranlaſst vielleicht Esquirol, die Ehre seiner Landsleute zu retten und die Erwartungen endlich zu befriedigen, die er durch seine bisherigen Mittheilungen rege gemacht hat.

Der Verf. von No. 2, zweiter Arzt der Prager Irrenanstalt, gibt hier eine Fortsetzung der vor 5 Jahren erschienenen Schrift von Dr. Riedel: »Prags Irrenanstalt und ihre Leistungen in den Jahren 1827, 1828 u. 1829. Prag 1830.« Die hier vorliegende ist dem verdienstvollen Primärarzte dieser Anstalt, D. Rilke, dedicirt. Die im Eingang befindliche Bemerkung des Vfs, daſs Prags Irrenanstalt den jetzigen Anforderungen an solche Institute, die er übrigens mit Amelung zu hoch gestellt findet, nicht wohl entsprechen könne, weil sie keine neue zu ihrem Zwecke besonders erbaute und eingerichtete Anstalt ist, veranlaſste einen Rec. im letzen Märzhefte der Allg. med. Zeitung, Birds würdigen Zögling, wenn es dieser Meister nicht selber ist, gegen den Neubau von Irrenanstalten und gegen die Ärzte zu eifern, welche ihre Bücher mit pallastähnlichen, idealen Aufrissen ausschmückten, wofür kein deutscher Staat Geld besitze etc., von welchem Allem, beiläufig gesagt, nichts wahr ist, weil solche Bücher — in Deutschland wenigstens — gar nicht existiren und weil es in deutschen Staaten, in kleinen wie in groſsen, wirklich weder am Geld noch am guten Willen für diese wichtige Angelegenheit fehlt. Alles wohl erwogen, kommt der Neubau nicht viel höher, ja oft nicht einmal so hoch zu stehen, als die Herrichtung alter Gebäude, wie niedrig hier auch die e r s t e n Kostenüberschläge lauten. Wer sich hierin Erfahrung erwerben konnte, weiſs, daſs man in den alten Häusern nie mit den Verbesserungen, wohl aber mit groſsen Summen fertig wird. Man frage einmal, was z. B. auf die Siegburger und die erst vor wenig Jahren errichtete Winnenthaler Anstalt schon verwendet worden ist, was man künftig noch darauf verwenden möchte und welche Nachtheile auch dann noch übrig bleiben, schon wegen so mancher unabänderlicher Lokalverhältnisse, und man wird nicht ferner versucht seyn, die Wohlfeilheit dieser Hergänge allzu

Digitized by Google

sehr anzupreisen. Von dem segenvollen Wirken der beiden genannten Anstalten ist übrigens Niemand inniger überzeugt als Ref., der sie beide aus mehrmaliger Anschauung kennt und mehr als einmal empfohlen hat. Wenn aber die beiden dortigen Ärzte unter beengten Verhältnissen schon so Treffliches leisten, was lieſse sich von ihren Bemühungen in einer neuen und zweckmäſsigen Irrenanstalt erwarten! Daſs der vorhin erwähnte Recensent alten Gebäuden darum den Vorzug gibt, weil die Neubaue oft miſsriethen, war dem Ref. nur um deſswillen interessant, weil derselbe Unsinn von einem andern Recensenten in Schmidts Jahrbb. schon einmal ausgesprochen worden ist. Immer ist es eine unerfreuliche Erscheinung, wenn Ärzte mit Hintansetzung ihrer natürlichen Pflicht die Errichtung neuer Irrenanstalten für überflüssig erklären, während sie gewiſs den Bau anderer Spitäler als preiswürdig anerkennen und aus den da und dort sich erhebenden neuen Kasernen, Schauspielhäusern, Gemäldegallerieen etc. doch wohl folgern dürfen, daſs es an Geld zu edlern Zwecken nicht fehlen könne. In allen menschlich fühlenden Gemüthern nimmt die Sorge für Irren, je hülſsbedürftiger sie sind, eine um so höhere Stelle ein, und gerade die deutschen Staaten lassen sich, wie in mancher andern, so auch in dieser Pflicht edler Menschlichkeit, von keinem Reiche der Welt überbieten. Neu gebaut wurde schon eine Irrenanstalt, die Sachsenberger unter Dr. Flemming, in Mecklenburg-Schwerin und eine andere, die Marsberger unter Dr. Ruer, in der preuſsischen Provinz Westphalen; neu gebaut wird eben jetzt eine dritte im bayrischen Rezatkreise bei Erlangen, eine vierte, wie Ref. versichert worden ist, in der preuſsischen Provinz Sachsen, und eine fünfte endlich im Groſsherzogthum Baden, bei Achern, eine für mehr als 400 Kranke bestimmte, vereinigte Heil- und Pflegeanstalt, welche durch die herrliche Gegend und durch die mit vieler Sorgfalt entworfenen Plane bereits überall die lebendigste Theilnahme erregt hat.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 6. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schriften über Irrenanſtalten von Pinel, Nowak u. Engelken.

(Beſchluſs.)

Auf eine zweckmäſsige Weise wurde, wie der Verf. berichtet, der Raum der Prager Irrenanstalt erweitert durch Zimmer für Kranke aus höhern Ständen, für Genesende, durch ein Gesellschaftszimmer mit einem Billard und einer Hausbibliothek, durch ein eigenes Arbeitszimmer. Mehrere der mit Ziegeln gepflasterten Corridore wurden mit Quadersteinen ausgelegt; mehrere Gärten acquirirt, so daſs die Anstalt deren jetzt sechs zählt, einer mit schönen Anlagen und einem Sommerhaus ausgestattet, und der Plan dazu sowie die Ausführung von Geisteskranken besorgt. Die der Anstalt gehörigen seither nur zur Hälfte von Geisteskranken bestellten Felder werden nun ganz von ihnen bearbeitet. Die pünktliche Handhabung der Hausordnung wird hauptsächlich durch Strenge gegen das Dienstpersonale und durch milde Behandlung der Kranken erreicht. Hier stehen die Kranken des Sommers um halb 5 Uhr, des Winters um 6 Uhr auf und legen sich auch im Winter erst um 9 Uhr zu Bett, was Ref. für einen groſsen Vorzug der Prager vor vielen öffentlichen Irrenanstalten hält. Morgen- und Tischgebete werden gesprochen, den meisten Kranken gewöhnliche Bestecke verabreicht. Vor und nach dem Abendessen und zumal an Sonn- und Feiertagen wird die Zeit mit Musik ausgefüllt, an den letzten Tagen auch die Erlaubniſs zu Besuchen bei den Kranken ertheilt, kleine Feste gehalten. Die Anwendung der Zwangsmittel wird immer seltener. Schläge bleiben, trotz Amelungs neuerlicher Empfehlung, verbannt. [Dies gewiſs mit Recht; nur kann es Ref., obwohl er selbst einen kleinen Apparat von Zwangsmitteln möglichst selten gebraucht, für keinen Vorzug erklären, daſs der Zwangstuhl nie in Anwendung kommen soll, durch welchen die Anwendung so mancher anderer Mittel erst möglich gemacht und ein so mächtiger und heilsamer Eindruck hervorgerufen wird. Viel wird in der Prager Irrenanstalt, trotz der Abmahnung unverständiger Ärzte, auf Beschäftigung gehalten und der in Gärten und Feld die erste Stelle eingeräumt. Überdies ist verschiedenen Handwerkern, wie Schustern, Schneidern, Tischlern, Zimmerleuten und Maurern Gelegenheit zur Ar-

Digitized by Google

beit gegeben; andere werden durch verschiedene häusliche Arbeiten, durch das Kleinmachen des Brennholzes, das Umzupfen der Matratzen, Gebildete durch Musik, Lektüre, manchfache Verstandesübungen, durch Zeichnen, die Frauen überdies mit Nähen, Stricken etc. beschäftigt. Mit Erfolg werden Geldbelohnungen ausgetheilt. »Wo Beschäftigung bei Seelengestörten nicht Mittel zur Heilung, zur vollkommenen Genesung ist, da schafft dieselbe doch häufig Linderung und Zerstreuung.«

Im zweiten Abschnitt werden tabellarische Übersichten über das Verhältniſs der Geschlechter, über den ledigen und verheiratheten Stand, über das Alter, über Genesung, Besserung, Sterblichkeit und sonstigen Abgang, sodann über den frühern Stand und das Gewerbe der Kranken mitgetheilt. Die männl. Kranken verhalten sich in der dortigen Anstalt zu den weibl. wie 3 zu 2; geheilt und gebessert wurden zwischen $^2/_5$ und $^3/_5$; vollkommen genesen sind zwischen $^1/_3$ und $^9/_{20}$, [welches Verhältniſs in einer vereinigten Heil- und Versorgungsanstalt, um glaubwürdig zu bleiben, kaum günstiger seyn dürfte. Unzweckmäſsig aber scheint dem Ref. die Anordnung dieser Tabellen zu seyn. Unter der ersten Rubrik «Zahl der Aufgenommenen« versteht der Verf. die im Laufe des Jahres Hinzugekommenen, obwohl man wegen ihrer groſsen Zahl fast irre werden könnte. Dadurch erfährt man nicht, wieviel am Anfang und Ende eines Jahres (das Ende von 1834 ausgenommen) zugleich in der Anstalt waren oder wieviel in einem Jahre überhaupt genesen und gestorben sind. Die Irrenzahl belief sich übrigens zur Zeit, als Ref. diese Blätter schrieb, auf 190.]

Die erste der im dritten Abschnitt erzählten fünf Krankheitsgeschichten betrifft ein 17jähr. Mädchen, das nicht menstruirt war und 1 Jahr lang oder länger alle 4 Wochen von einem Anfall mit unwiderstehlichem Trieb zu lügen und zu stehlen heimgesucht war und vor Eintritt der Menses, die übrigens noch in der Anstalt erfolgten, davon befreit wurde. Auch die vier weitern rationell behandelten und erläuterten Fälle verliefen glücklich. Wenn sich Ref. eine Bemerkung erlauben darf, so ist es die, daſs Blutentziehungen hie und da, namentlich die allgemeinen, im zweiten Falle wenigstens theilweise hätten unterbleiben können.

Die ganze Schrift ist eine recht willkommene Erscheinung. In prunkloser Darstellung gibt der Verf. Nachricht von einer der bessern deutschen Irrenanstalten, in welcher die Ärzte, fern von einseitiger Betrachtungs- und Handlungsweise das wahre Beste

Digitized by Google

dieser Kranken mit einfachen Mitteln zu fördern suchen und, wie Alles zeigt, auch wirklich fördern. Unter den wenigen Schriftstellern, welche der Verf. citirte, hätte der Plagiarius Löwenhayn wohl wegbleiben können, Bird dagegen bei den manchfachen Gelegenheiten etwas derber, als geschehen, abgefertigt werden sollen, dagegen war nach den verdeckten Angriffen dieses unsaubern Geistes auf Jacobi die ihm vom Verf. an verschiedenen Stellen gezollte Anerkennung recht an ihrem Platze.

Der Verf. von No. 3 ist Besitzer und Arzt der hier beschriebenen Privat-Irrenanstalt Hodenberg in Oberneuland bei Bremen und von einem andern Engelken, der in jener Gegend, zu Rockwinkel, ebenfalls einer Privat-Irrenanstalt vorsteht, zu unterscheiden. Jener hatte die Irrenbehandlung als ein Geschäft seines Vaters und Groſsvaters ererbt und muſste dasselbe, nachdem er eben seine Studien zu Heidelberg beendigt hatte, schon 1829, in welchem Jahre sein Vater starb, antreten. Die Gegend des Hodenberger Institutes wird als lieblich und angenehm beschrieben. Das Areal beträgt zwischen 8 und 9000 □ Ruthen und besteht aus Äckern, Wiesen, Gärten, Obstbaumschule und Wald. Ein Fischteich kann mit einem kleinen Nachen befahren werden. In mehreren isolirten, nahe bei einander liegenden, zum Theil neu gebauten, gröſseren und kleineren Gebäuden sind die Wohnungen der Kranken und die übrigen Raumbedürfnisse der Anstalt vertheilt, welche Einrichtung der Verf., und mit Recht, nur bei einer kleinen Anstalt für passend hält, da sonst die Einheit verletzt und die Auſsicht erschwert werden würde. Die Benützung älterer Gebäude hält er gleichfalls für einen Übelstand. Das Äussere erscheint nach dem beigegebenen Steindruck als eine freundliche ländliche Wohnung. Der Vf. spricht offen aus, daſs öffentliche ohne Privat-Irrenanstalten, aber nicht umgekehrt, bestehen könnten, hält jedoch die letzten in manchen Fällen für sehr nützlich, und wünscht nur, daſs sie bei den Verbesserungen der ersten nicht zurückbleiben und auch über sie öffentliche Mittheilungen erscheinen möchten. [Eine Beschreibung seiner Privatanstalt lieferte auch Dr. Görgen schon 1820; da sie aber seither in ein viel schöneres Lokale verlegt worden ist, so wäre wohl eine zweite Auflage erwünscht] Von 1800 bis 1814 wurden 134 Kranke aufgenommen, 37 ungeheilt, 84 geheilt, 9 gebessert entlassen, 4 starben. Von 1815 bis 1834 wurden 426 aufgenommen, 147 ungeheilt, 230 geheilt, 28 gebessert und 21 starben. [Dar-

Digitized by Google

nach sind $^2/_5$ genesen, $^1/_{15}$ wurde gehessert, im Ganzen also $^7/_{15}$ geheilt und gebessert entlassen.] Diese Anstalt ist für Kranke beiderlei Geschlechts, meist höherer Stände, bestimmt. Ausgeschlossen sind Kranke mit unreinen, schweren und unheilbaren Körperübeln; ungern werden die aufgenommen, deren Krankheit schon 2 Jahre gedauert hat und wenig Hoffnung zur Genesung übrig läſst. Zu gleicher Zeit sind meist 20 bis 25 Kranke in der Anstalt. Über das Wesen und die Behandlung dieser Krankheiten werden vom somatischen Standpunkte aus kurze Betrachtungen in deutlicher und populärer Sprache mitgetheilt. Daſs der Irre sich nie für geisteskrank halte, daſs er Störungen, die ihm durch das Gemeingefühl zugeführt werden, entweder gar nicht bemerke, oder nicht darauf achte, oder sie absichtlich verschweige, erkennt Ref. nicht als allgemeingültige Bemerkungen an. Psychische Behandlung ist gebührend gewürdigt und der Werth des Zusammenlebens des Kranken mit dem Arzte, eines Vortheiles von Privatanstalten, hervorgehoben. Sehr oft hält es der Verf. für gerathen, den Irrthum der Kranken direkt anzugreifen. Reichlich ist für Beschäftigung und Unterhaltung gesorgt; die erste, zumal die, welche körperlich ermüden soll, wird von dem Verf. bei Kranken aus höhern Ständen für sehr schwierig erklärt und durch Spaziergänge und Fahrten ersetzt, welche er mit psychischen Beschäftigungen abwechseln läſst. Auch dieser Arzt hat es erfahren, wie viel sich durch Güte, gepaart mit Geduld, ausrichten lasse. Die Honorare, von denen übrigens Abweichungen vorkommen, sind für die erste Klasse jährlich 4 bis 600 Rthlr.; für die zweite 3 bis 400; für die dritte 150 bis 250; worunter nur besondere Bedürfnisse nicht begriffen sind. Das Dienstpersonale besteht ausser dem Oberaufseher, der zugleich Apotheker ist, und der Oberaufseherin aus 15 Personen, wovon 3 männliche und 3 weibliche Wärter für den eigentlichen Krankendienst bestimmt sind.

Auch diese Schrift trägt das Gepräge einer lebendigen Anschauung an sich und gibt, wie die vorige, ein Bild von dem Leben und Treiben der jetzigen bessern Irrenanstalten in Deutschland. Es zeugen die wenigen Blätter von reicher Erfahrung und erregen den Wunsch, daſs der Verf. bald einmal als Arzt zu Ärzten reden möge.

Roller.

Digitized by Google

ÜBERSICHTEN und KURZE ANZEIGEN.

RECHTS- und STAATSWISSENSCHAFT.

Bemerkungen über den Stand der Gesetzgebung u. Jurisprudenz in Deutschland, von Ludwig Minnigerode, *GH. Hessischem quiesc. Hofgerichts-Präsid. u. GRathe, Command.* 1. *Klasse des GH. H. Ludwigs-Ordens. Darmstadt* 1836. *J. W. Heyer's Hofbuchhandlung, G. Jonghaus.* 134 *S.* 12.

Der Verf. theilt in dieser Schrift, (wie in einer frühern in unsern Jahrbüchern schon angezeigten Schrift,) Resultate der Erfahrungen mit, welche er in einem vieljährigen Geschäftsleben zu machen Gelegenheit hatte. Die Abhandlung enthält nicht blos, wie der Titel vermuthen läſst, Bemerkungen über die Mängel und Gebrechen unserer Civil- und Criminal-Gesetzgebung und Jurisprudenz, z. B. über die Menge und Verschiedenheit unserer Rechtsquellen, über die sowohl hieraus als aus der Beschaffenheit dieser Rechtsquellen entstehenden Unsicherheit des Rechts, über den Einfluſs, welchen die wissenschaftlichen Untersuchungen der neueren und der neuesten Zeit auf die festere Praxis der Vorzeit gehabt haben. Sie verbreitet sich zugleich über einige verwandte Gegenstände, z. B. über die Besserung der Verbrecher, über die zweckmäſsige Einrichtung der Detentions- und Strafgefängnisse. Sie erörtert überdies, von S. 115 an, mehrere den Staatsdienst betreffende Aufgaben unter folgenden Aufschriften: Anstellung der Staatsdiener; Versetzen derselben; Pönitenz-Posten; Prüfung der Staatsdiener; Wiederbesetzung erledigter Stellen; Visitationen; Vorschläge bei Besetzung der öffentlichen Ämter durch Wahl der Staatsbürger oder ihrer Repräsentanten; Organisation und Centralisation. — Fast immer wird man Ursache haben, den Äusserungen des Vfs. vollkommen beizustimmen. Ref. wenigstens hat nur bei der Stelle der Schrift Anstand gefunden, in welcher sich der Verf. gegen die Rechtsregel erklärt, daſs ein in einer Strafsache gefälltes Erkenntniſs zum Vortheile des Angeschuldigten *sofort* rechtskräftig werde. Allerdings kann diese Regel die Folge haben, daſs der Schuldige der wohlverdienten Strafe entgeht. Allein müſste man nicht aus demselben Grunde eine jede Förmlichkeit des Strafverfahrens verwerflich finden? Liegt nicht in einem jeden Gesetze, welches die individuelle Freiheit in Schutz nimmt, zugleich die Erlaubniſs, von dieser Freiheit, so weit sie geht, auch einen Miſsbrauch zu machen?

Digitized by Google

Germanistische Rechtsfälle zum Gebrauch bei Vorlesungen und zum Privatstudium, nebst einem Repertorium für germanistische Rechtsfälle und Abhandlungen. Von Dr. C. F. L. Frhrn. v. Löw, ord. Prof. der Rechte in Zürich. Heidelberg 1836, *in der akad. Buchhandlung von J. C. B. Mohr. VI und* 388 *S.* 8.

Die Rechtsfälle, welche das vorliegende Werk (eine den Freunden des deutschen Rechts gewiſs sehr willkommene Erscheinung) enthält, beziehen sich nicht blos auf das bürgerliche, sondern auch auf das Verfassungs- und Regierungsrecht. Die Fälle sind nach der Verschiedenheit ihrer Gegenstände unter gewisse Überschriften geordnet; z. B. I. Collision der Gesetze; II. Standesverhältnisse; III. Nachsteuer und Abschoſs; IV. Juden. (Die Zahl dieser Rubriken ist 34.) — Ein jeder Fall wird mit musterhafter Kürze und Klarheit erzählt, mit Hinzufügung der streitigen Frage, übrigens ohne die Entscheidung der Frage. Bald ist der Fall allgemein bald speciell (mit Bezeichnung der Partheien) gefaſst. Z. B.

Ein Landesherr erklärt ein uneheliches Kind für legitim. Muſs dasselbe überall für ein eheliches gehalten werden?

Nach Errichtung des Rheinbundes verordnete der Groſsherzog von Hessen am ersten August 1807: »Der Standesherrn bisherige und künftige Familienverträge, Fideicommisse und besonders ihre Successionsordnungen erfordern zu ihrer Gültigkeit Unsere Einsicht und Bestätigung. Die bereits vorhandenen Familienstatuten sind binnen drei Monaten an Unser Staatsministerium einzusenden.« Eine hessische standesherrliche Familie, in welcher durch ein Hausgesetz Primogeniturordnung und Unveräusserlichkeit der Stammgüter eingeführt war, versäumte jene Bestätigung einzuholen, und so hielt sich im J. 1813 der Besitzer der Standesherrschaft für berechtigt, einen Theil der Stammgüter zu verkaufen und in einem Testament ausdrücklich zu verordnen, daſs seine drei Söhne in seiner Erbschaft zu gleichen Theilen succediren sollten. Er starb am Ende des Jahres 1815, und es entstand nun Streit zwischen dem Erstgebornen und seinen Brüdern über die Erbfolge, sowie zwischen ihm und dem Besitzer der veräusserten Immobilien über die Gültigkeit der Veräusserung Wie ist zu entscheiden?

Auf die Darstellung der Rechtsfälle folgt in einem Anhange: I. Ein alphabetisches Verzeichniſs der Werke, aus welchen die Fälle entlehnt sind. II. Die Nachweisung der Orte, an welchen sich die mitgetheilten Fälle abgedruckt finden. (Die Citate folgen in derselben Ordnung auf einander, wie in dem Werke die einzelnen Fälle.)

Digitized by Google

Geschichtliche Entwickelung des Staatsrechts des Groſsherzogthums Baden und der verschiedenen darauf bezüglichen öffentlichen Rechte. Nach Quellen bearbeitet und mit Urkunden belegt vom Justizamtmann E. J. J. Pfister zu Heidelberg. — Erster Theil. Äussere Staatsverhältnisse des Groſsherzogthums. Verfassung seines Regentenhauses. — Mit dem Bildnisse des Groſsherzogs Carl Friedrich. — Heidelberg, A. Oswald's Univ. Buchhandlung. 1836. *VIII u.* 601 *S.*

Das Werk, welches der Gegenstand dieser Anzeige ist, — eine geschichtliche Entwickelung des heutigen Staatsrechts des GH. Baden, — wird aus drei Theilen bestehn. — Der jetzt erschienene erste Theil enthält das auswärtige Staatsrecht des Groſsherzogthums und das Familienrecht des regierenden Hauses. (Einen Abschnitt dieses Theiles, den ersten, hatte der Verf. bereits im J. 1829 herausgegeben. Jedoch die seit diesem Jahre eingetretenen Veränderungen haben den Verf. bewogen, diesen Abschnitt mit einigen zeitgemäſsen Verbesserungen in dem vorliegenden Werke wieder abdrucken zu lassen. Der Verf. fügt hinzu, daſs er die Käufer der früheren Schrift ersuche, diese gegen seine neue Bearbeitung desselben Gegenstandes umzutauschen.) Der zweite Theil wird das innere Staatsrecht des Groſsherzogthums, das Verfassungs- und das Regierungsrecht, umfassen. In dem dritten und letzten Theile will der Vf. die das Badensche Staatsrecht betreffenden Haupturkunden abdrucken lassen.

Der vorliegende erste Theil zerfällt in zwei Abtheilungen. — Die erste dieser Abtheilungen ist überschrieben: Die Regierung Carl Friedrichs, des ersten Groſsherzogs von Baden. (1806—1811.) Errichtung des Groſsherzogthums Baden und seine Constituirung zu einem Rheinischen Bundesstaate. Verfassung des Groſsherzoglichen Hauses. S. 1—263. Die zweite Abtheilung hat die Überschrift: Die Regierung der Groſsherzoge Carl und Ludwig, nebst dem Anfange der Regierung Leopolds. (1811 bis 1836.) Constituirung des Groſsherzogthums zu einem deutschen Bundes-, Rheinschifffahrts- und Zollvereinsstaate. Weitere Ausbildung der Verfassung des groſsherzoglichen Hauses. Die eine und die andere Abtheilung zerfällt wieder in zwei Abschnitte. (Auswärtige Verhältnisse. — Verfassung des regierenden Hauses.) In den einzelnen Abschnitten befolgt der Verf. bald die chronologische bald eine von der Verschiedenheit der Gegenstände entlehnte Ordnung, so wie es der Inhalt eines jeden einzelnen Abschnittes mit sich brachte. So enthält z. B. der erste Abschnitt der ersten Abtheilung folgende Rubriken: I. Das Kurfürstenthum Baden, seine Bestandtheile und staatsrechtlichen Verhältnisse. II. Die Souveränetät des badischen Staates; ihre Ausbildung und Befestigung. III. Das GH. Baden; seine Bestandtheile und staatsrechtlichen Verhältnisse. IV. Rheinische Bundeskriege mit Preuſsen und Österreich. V. Staatsverträge mit den Nachbarstaaten. VI. Grenzen des GH.; seine Enclaven. Umfang seiner äussern Staatsverhältnisse.

Digitized by Google

Man hat es dem Verf. zum Verdienst anzurechnen, daſs er seinem Werke nicht die Form eines Lehrbuchs sondern die einer geschichtlichen Entwickelung des Staatsrechts des GH. Baden gegeben hat. Ein Werk dieser Art hat auch für den Geschäftsmann ein besonderes Interesse. Denn diesem bieten sich nicht selten Fragen dar, über welche er sich nicht aus den Gesetzen, sondern nur aus der Geschichte belehren kann. Sollte sich auch der Verf. bewogen finden, in dem zweiten Theile seines Werkes, (welchem das Publikum mit Verlangen entgegensehn wird,) wegen der Beschaffenheit der diesem Theile vorbehaltenen Gegenstände, eine mehr systematische Ordnung und Darstellung zu wählen, so bitten wir ihn doch gar sehr, deswegen nicht die ursprüngliche Idee des Werkes gänzlich zu verlassen. Ja es würde gewiſs Vielen willkommen seyn, wenn der Verf. an den geeigneten Stellen zugleich auf den vormaligen Rechtszustand der heutigen Bestandtheile des GH. Baden einige Rücksicht nähme.

Zachariä d. Aelt.

Dr. B. W. Pfeiffer (Kurfürstlich Hessischem Oberappellationsrathe), Praktische Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft. Mit Erkenntnissen des Oberappellationsgerichts zu Cassel. Vierter Band. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1836. 4.

Der rühmlichst bekannte Herr Verf. setzt ein Werk fort, dessen dritter Band im J. 1831 erschienen ist und, gleich den frühern Bänden, die Fortsetzung um so wünschenswerther machen muſste, als zu erwarten war, derselbe werde der Schrift: »Prüfung der neusten Einwendungen gegen die Zulässigkeit der Verwaltungsjustiz und gegen ihren Umfang. Von Carl v. Pfizer. Stuttgart 1833., welche vorzüglich gegen die 10te Abhandlung des dritten Bandes dieser Ausführungen gerichtet ist, einige Aufmerksamkeit schenken und nicht, wie in der Vorrede geschehen, sie kurz mit den Worten abfertigen: »Gegen einzelne »Ansichten, z. B. über Administrativjustiz, hat sich wohl hin und »wieder eine Stimme erhoben, deren Befangenheit sich jedoch »schon durch die Art ihres Ausdruckes selbst kund giebt.« Jeden Falles hätte durch genauere Bestimmung einzelner Grundsätze und durch Widerlegung der dagegen gemachten Einwendungen die Wissenschaft und die Legislation gewonnen, und Ref. glaubt in dieser Beziehung den Herrn Verf. bitten zu dürfen, in dem versprochenen fünften Bande noch einige Mittheilungen über des rechtliche Verhältniſs der Justiz zur Administration zu machen. Der Herr Verf. entschuldigt das späte Erscheinen dieses Bandes mit überhäuften vielfachen Dienstgeschäften, welche der Eintritt in die Ständeversammlung und die Versehung der Präsidentenstelle bei dem Oberappellationsgerichte verursacht habe.

Digitized by Google

Der vorliegende Band enthält 7 Abhandlungen des römischen und 4 des deutschen Privatrechts. Der Inhalt ist folgender: 1) Von dem Rechte, Fenster in der eigenen Wand anzulegen und das Verbauen oder Verdunkeln der schon vorhandenen dem Nachbar zu untersagen. 2) Über die Befugniſs eines Gemeinschuldners zur Erbschaftsausschlagung nach erkanntem Concurse. 3) Von den wesentlichen Bedingungen eines Stundungsvertrages zum Zwecke einer Nöthigung der Minderzahl der Gläubiger, demselben beizutreten. 4) Über die rechtliche Unwirksamkeit eines zu verbotenem Hazardspiele gegebenen Darlehens, mit besonderer Rücksicht auf das in Badeorten ausnahmsweise erlaubte Spielen. 5) Über die Zinsverbindlichkeit in Beziehung auf die bei einer Erbvertheilung zu conferirende Gegenstände. 6) Von den nothwendigen Einschränkungen des römisch-rechtlichen Verbots der Übertragung von Schuldforderungen an einen Mächtigern. 7) Von den eigenthümlichen Merkmalen einer Theilung der Eltern unter ihren Kindern. 8) Von den durch die deutsch-rechtliche Gutabtretung (Güteransatz) begründeten Rechten und Verbindlichkeiten, insonderheit von dem elterlichen Auszuge oder der Leibzucht. 9. Ueber das Vorzugsrecht der Erbgelder im Concurse der Gläubiger. 10. Von der Nothwendigkeit einer Nachweisung der Ermächtigung dessen, welcher das Indossement eines Wechsels Namens eines Andern (per procura) unterzeichnet hat, im Wechselprocesse. 11. Mehrere Rechtsfragen, die Curatel über Abwesende (Verschollene) betreffend: insonderheit über Todeserklärung.

In die Beurtheilung der einzelnen Abhandlungen und der darin ausgeführten Ansichten sowie der jede Ansicht unterstützenden Gründen einzugehen, ist hier der Ort nicht und gestattet der Zweck der Jahrbücher nicht. Nur soviel kann angeführt werden, daſs der Herr Verf. dieselbe Gelehrsamkeit, dieselbe Schärfe des Geistes, dieselbe Umsicht entwickelt und darlegt, welche aus den frühern Bänden sichtbar sind. Möge es dem Herrn Verf. gefallen, in Bälde den fünften Band nachfolgen zu lassen, der, wenn er auch den Ministerproceſs nicht enthält, doch sehr willkommen seyn wird. Die Hahn'sche Hofbuchhandlung als Verlegerin hat das Werk würdig ausgestattet.

Das Handelsgesetzbuch der Königl. Preuſsischen Rheinprovinzen, übersetzt und erläutert von C. A. Broicher und F. F. Grimm, Königl. Landgerichtsräthen. Köln 1835. 8.

Diese Schrift enthält nicht blos eine Übersetzung des französischen Handelsgesetzbuches, sondern erläutert dasselbe vorzüglich durch die in Frankreich und in den preuſsischen Rheinprovinzen ergangene Urtheile. Es sind die Rechtscontroversen kurz angegeben mit den Gründen, welche sich für eine oder andere Ansicht anführen lassen, mit Hinweisung z. B. auf Sirey Recueil général etc. Sind gleichwohl dadurch die gröſsern Schrif-

Digitized by Google

ten von Locré, Pardessus, Sirey etc. nicht überflüssig geworden, so wird durch dieses Werk dem Geschäftsmann, der oft die Zeit nicht hat, lange zu suchen, doch Gelegenheit gegeben, sich schnell zu orientiren und selbst bei dem Mangel der gröſsern Schriften ein richtiges Urtheil, wenn auch nicht vollständig motivirt, zu geben. Es verdiente diese Schrift in die Hände eines jeden praktischen Juristen zu kommen. Es ist nicht zu zweifeln, daſs die Erläuterung des französ. Civilgesetzbuches auf gleiche Weise dem Geschäftsmanne angenehm seyn würde, besonders da die Bearbeitung des Gesetzbuches von Sirey und de Villeneuve noch Manches zu wünschen übrig läſst.

Dr. Uihlein.

RÖMISCHE LITERATUR.

P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon libri XV. Mit kritischen und erläuternden Anmerkungen von E. C. Chr. Bach, Director am Gymnasium zu Schaffhausen, wie auch Professor der lat. Sprache am dasigen Colleg. Human und Mitgliede des Schulraths. — Zweiter Band, VIII — XV. Nebst nachträglichen Bemerkungen des Hrn Prof. Ochsner, Register über die Anmerkk und eine Übersicht der abweichenden Lesarten in Jahn's Ausgabe. Hannover 1836. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. VIII u.* 632 *S. in gr.* 8.

Wir freuen uns, mit dem Erscheinen dieses zweiten Bandes die Vollendung dieser werthvollen und nützlichen Ausgabe anzeigen zu können, über deren ersten Band in diesen Jahrbb. (1832 pag. 702 ff.) berichtet wurde. Der längere Zwischenraum seit dem Erscheinen des ersten Bandes (mit durch gehäufte Berufsgeschäfte, aber auch durch das Streben möglichster Sorgfalt und Genauigkeit in Ausarbeitung der Noten herbeigeführt, wie, auch ohne die ausdrückliche Erklärung des Herausgebers in der Vorrede, leicht ein Blick in die Noten selbst lehren kann), ist auf diese Weise nur zum Vortheil des Ganzen ausgefallen, dessen Brauchbarkeit durch möglichst vollendete Ausarbeitung des Einzelnen nur gewinnen konnte. Die Grundsätze, nach denen der Verf. arbeitete, sind im Ganzen dieselben geblieben, so wie der Plan der Ausgabe, die zunächst Lehrer sowohl als reifere Schüler beabsichtigt und von Jenen ebensowohl mit Vortheil beim Unterricht als auch von Diesen beim Privatstudium im Allgemeinen benutzt werden kann. In der Constituirung des Textes hat sich der Verf. noch mehr als bei dem ersten Bande an die Autorität der Handschriften und ältern Ausgaben gehalten, aus Gründen, denen man schwerlich den Beifall versagen kann; er hat daher noch manche von Heinsius eingeführte Lesart beibehalten, zumal da manche angebliche Conjectur des geistreichen Mannes sich bei näherer Nachforschung als handschriftlich beglaubigt auswies und

auch aus sprachlichen und andern Rücksichten als die zweckmäſsigere und passendere Lesart erschien; überdem die Mehrzahl der Handschriften, welche die schlechtere Lesart darbieten, nicht in Vergleich kommen kann mit der Minderzahl der ältern Handschriften, die eine bessere Lesart darbieten: ein Satz, der besonders bei einem im Mittelalter so viel gelesenen, darum so häufig abgeschriebenen und auch so häufig interpolirten Dichter, wie Ovid, besonders beachtet werden sollte, so wenig dies auch früher geschehen ist. Indessen würde man sich wohl irren, wenn man in dieser Ausgabe die Mittheilung eines vollständig gesammelten, kritischen Apparates erwarten wollte; das lag nicht im Plane des Herausgebers, das konnte nicht darin liegen, wenn man Veranlassung und Bestimmung seiner Ausgabe bedenkt, wornach zunächst nur solche Varianten erwähnt werden konnten, welche auf die Gestaltung des Textes einen wesentlichen Einfluſs ausüben und den Sinn der Urschrift verändern, oder welche wenigstens Veranlassung zu sprachlichen und andern Bemerkungen, oder Gelegenheit zu weitern Erörterungen, die für den Lehrer wie für den Schüler gleich ersprieſslich und dienlich ausfallen, geben konnten. Eine gleiche Rücksicht auf den Zweck und die Bestimmung der Ausgabe hat auch den Umfang, Inhalt und die Einrichtung der Noten bestimmt, die, wie bereits früher bemerkt, unter dem Text gedruckt, neben den bemerkten kritischen Angaben zugleich das Wesentlichste darbieten, zumal in sprachlicher Hinsicht, was für Verständniſs und richtige Auffassung des Dichters erforderlich ist, der bisher im Ganzen doch mehr in Absicht auf sachliche, insbesondere mythologische und antiquarische Punkte, als hinsichtlich der genaueren Kunde des Sprachgebrauchs und der davon abhängigen Auffassung des Sinns so mancher Stellen, sowie der richtigeren Würdigung und Beurtheilung so mancher Varianten, seine Erklärung gefunden hatte. Die gedrängte Kürze, die Bestimmtheit, und die vollständige Auswahl, die wir in diesen Noten auch bei diesem Bande, bei allem Reichthum derselben anerkennen müssen, erhöht den Werth und die Nützlichkeit dieser Ausgabe für die oben bemerkten Zwecke. Eine sehr schätzbare Beigabe sind die Bemerkungen des Herrn Prof. Ochsner, die am Schlusse von S. 515 bis 575 reichen und eine groſse Anzahl von Stellen kritisch und exegetisch behandeln oder durch eine feine Auswahl von Parallelstellen erläutern; dann folgt S. 576 ff. ein Verzeichniſs der vom Herausgeber benutzten kritischen und exegetischen Hülfsmittel, worin er zuerst die verschiedenen Sammlungen von Varianten nennt, die sich in der Burmannschen Ausgabe v. 1727, bei Bothe u. A. finden, dann die vollständigen Collationen der Jahn'schen Codd. und des Codex Rhenovanus (der jedoch nur bis XIII, 753 reicht) und darauf die von ihm selbst für diese Ausgabe verglichenen Handschriften, eine Dresdner, zwei Gothaer und vier Basler, zum Theil in das zwölfte Jahrhundert zurückgehend, verzeichnet und beschreibt; dann folgt ein stets mit kurzen Urtheilen über Gehalt und Werth

Digitized by Google

des Einzelnen begleitetes Verzeichniſs der Ausgaben und anderer, Kritik und Erklärung der Metamorphosen berücksichtigenden Schriften, bis auf eine bekannte deutsche Übersetzung herab, die indeſs nur einzelne Partien giebt, obwohl (wie der Vf. bemerkt) »das Original leichter als die Übersetzung zu verstehen ist.« Man wird übrigens nicht wohl eine Ausgabe oder eine die Metamorphosen betreffende Schrift von einiger Erheblichkeit nennen können, die hier übersehen wäre. An diese Verzeichnisse reiht sich ein genaues Register über die Anmerkungen (denn gröſsere Wortregister lagen wohl ausser dem Plan und der Bestimmung der Ausgabe) von S. 582—621, und dann zum Schluſs S. 623: »Abweichende Lesarten der Jahn'schen Ausgabe von 1832«, nebst einigen Berichtigungen. Die möglichste Correctheit des Drucks und eine empfehlenswerthe typographische Ausstattung verdienen rühmliche und dankbare Anerkennung.

Ein besonderer, zunächst zum Behuf der Schulen veranstalteter, Textesabdruck erschien unter folgendem Titel:

P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon libri XV. Mit Inhaltsanzeigen und Varianten des Gierig-Jahn'schen und Bothe'schen Textes versehen von F. C. Chr. Bach, des Gymnasiums in Schaffhausen Director etc. Nebst Übersicht der abweichenden Lesarten der Jahn'schen Ausgabe vom Jahre 1832. *Hannover* 1836. *Im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. IV und* 361 *S. in* 8.

Die auf dem Titel genannte Übersicht ist am Schluſs des Textes beigefügt; unter dem Texte stehen die Varianten der auf dem Titel genannten Ausgaben, der Gierig-Jahn'schen vom Jahr 1821 und 1823, und der Bothe'schen vom J. 1818, welche aus dem Grunde beigegeben wurden, weil jene Ausgabe die durch vielfältige Abdrücke noch bis jetzt vielfach verbreitete Heinsius-Burmann'sche Textesrecension im Ganzen repräsentirt, die Bothesche Ausgabe aber manches Eigene darbietet; auf diese Weise aber eine Übersicht der Abweichungen im Texte der gangbarsten Ausgaben gewonnen ist, welche dem Lehrer manche Gelegenheit darbieten kann zu kritischen, grammatischen und sprachlichen Erörterungen. Wenn ein möglicht correcter Druck, gute Lettern und Papier eben so wie ein möglichst berichtigter Text eine Schulausgabe insbesondere empfehlen müssen, so kann dies von der vorliegenden in jeder Hinsicht gelten.

Digitized by Google

M. Tullius Cicero Φιλοπλάτων. *Disquisitio de philosophiae Ciceronianae fonte praecipuo, quam — pro gradu doctoratus summisque in philosophia theoretica et literis humanioribus, honoribus ac privilegiis, in Academia Rheno-Trajectina alteris saecularibus academiae concelebrandis more majorum consequendis, publico ac solemni examini submittit Joannes Adolphus Carolus van Heusde, Rheno Trajectinus. Trajecti ad Rhenum, ex officina J. Altheer. MDCCCXXXVI. XVI und 292 S. in gr. 8.*

Diese Schrift, zunächst eine Gelegenheitsschrift, obwohl vor andern Schriften der Art sowohl durch Form wie durch den umfassenden Inhalt ausgezeichnet, umfaſst in jeder Hinsicht weit mehr, als man nach dem Titel derselben erwarten sollte, indem der Vf. die ganze Bildungsgeschichte des Cicero und eine Würdigung der meisten und bedeutendsten seiner rhetorischen und philosophischen Schriften mit in den Kreis seiner Darstellung gezogen, die, unmittelbar aus den Quellen selbst entnommen und auch die neuere Literatur stets berücksichtigend, nirgends die Beweise gründlicher Bildung vermissen läſst. So erklärt sich der verhältniſsmäſsig bedeutende Umfang des Buches, das von Cicero's frühester Jugendbildung ausgehend diese weiter bis in die Jahre verfolgt, wo Cicero die öffentliche Laufbahn begann, die bald darauf durch eine Reise nach Griechenland und Asien unterbrochen, nur dazu beitrug, Cicero's Liebe für die Wissenschaft zu nähren und seinen Studien eine bestimmtere und festere Richtung zu geben, die ihn mitten unter den folgenden Stürmen des Lebens nie verlieſs und in späteren Jahren, als er von öffentlicher Thätigkeit sich zurückzuziehen genöthigt sah, ganz einer wissenschaftlichen Thätigkeit zuführte. Das was Cicero als Schriftsteller in der Redekunst und in der Philosophie in dieser Periode seines Lebens geleistet hat, ist Gegenstand des gröſseren Theils dieser Schrift vom dritten Abschnitt an, indem der Verf. darin nachzuweisen sucht, wie Cicero's ganze wissenschaftliche Bildung aus Plato hervorgegangen, gegen den daher auch Cicero, wie die vom Vf. am Eingang der Schrift gesammelten Belege und Zeugnisse beweisen, eine Achtung und Liebe, ja eine Verehrung bewies, die den griechischen Philosophen fast wie ein höheres, übermenschliches Wesen betrachtete. Dies ist dann auch der Grund, warum der Verf., so ausführlich in den beiden ersten Abschnitten, freilich auch manche damit verwandte, zunächst literärhistorische Punkte berührend, die ganze Bildungsgeschichte Cicero's darzustellen sucht, dessen besondere Neigung und Vorliebe für Plato er zugleich aus der verwandten Denk- und Sinnesweise des Römers, den geistigen Anlagen und der sittlichen Richtung desselben zu erklären bemüht ist.

So lehrt uns denn der erste Abschnitt, überschrieben: *M. Tullii Ciceronis adolescentia, literarum et philosophiae studia, praeceptores, inprimis Philo, ab ineunte aetate ad annum duodetricesimum*, Cicero's ganze Erziehung kennen, seinen Unterricht und

seine Jugendbildung sowie seine Lieblingsstudien und Neigungen, namentlich auch seine Beschäftigung mit der Poesie und die daraus hervorgegangenen Versuche, die am Ende doch meistens nur Gegenstände der Übung und formeller Ausbildung waren. Der Verf. durchgeht selbst die einzelnen unter Cicero's Namen vorkommenden Dichtungen, so wenig wir auch Näheres über deren Inhalt, ja oft kaum mehr als den bloſsen Namen wissen. So hält er z. B. die *Alcyone* für ein elegisches Gedicht, worin Cicero gleich andern römischen Dichtern, wie z. B. Ovid, nach dem Vorbilde der Griechen, den Mythus von Ceyx und Alcyone elegisch behandelt (p. 27 ff.), den *Glaucus* aber hält er für eine lateinische Bearbeitung eines Äschyleischen Drama's (p. 29), wie denn Cicero auch an Stücken des Sophokles und Euripides in ähnlicher Weise sich versucht. Den gleichen Zweck einer Übung und Ausbildung hatten wohl auch die Übersetzungen des *Aratus,* wobei jedoch der Verf. auch (vgl. p. 41 ff.) an Cicero's Liebe für das Landleben, Naturbetrachtung u. dgl. erinnert, um daraus den Grund abzuleiten, warum Cicero gerade diesen Gedichten sich zugewendet, ebenso wie er auch damals eine Bearbeitung des Xenophonteischen Oeconomicus unternahm, die leider so wenig wie andere Versuche aus jener Periode auf uns gekommen ist. Wir wollen bei dieser Gelegenheit auf eine Stelle des Capitolinus in Vit. Gordian. 3. aufmerksam machen, welche der Vf. S. 35 ff. kritisch behandelt, weil durch die Veränderung, welche der Verf. vorschlägt, zwei angebliche Gedichte Ciceros, über deren Inhalt man freilich auch nicht das mindeste bisher nur mit einiger Sicherheit anzugeben wuſste, aus der Reihe derselben verschwinden. In jener Stelle heiſst es nämlich: »Adolescens quum esset Gordianus, poemata scripsit, quae omnia exstant et cuncta illa, quae Cicero *ex Demetrio et Arato et Alcyonas et Uxorium et Nilum:* quae quidem ad hoc scripsit, ut Ciceronis poemata nimis antiqua viderentur«: eine offenbar verdorbene Stelle, an der schon Salmasius sich versuchte, der eben so wenig als Andere über den hier genannten *Demetrius* nähere Auskunft zu geben wuſste. Unser Verf. schlägt daher die Verbesserung vor: »— et cuncta illa, quae Cicero *hexametris ex Arato halucinatus* »*est, Exortum et Nixum:* quae quidem etc.« Da nämlich des Aratus Phänomena in zwei Bücher abgetheilt waren, wovon das eine die Aufschrift Ἀστροθεσία, das andere die Aufschrift Ἀνατολή führte, so seyen *Exortus* und *Nixus* die lateinischen Übersetzungen dieser Titel der beiden Bücher. Mehr Anstoſs könnte vielleicht der Ausdruck *halucinatus est* erregen, welchen der Vf. auf die irrige und falsche Auffassung mancher Stellen des Aratus, auf einzelne Nachlässigkeiten der lateinischen Übersetzung bezieht. Auch über den muthmaſslichen Inhalt des *Marius*, eines epischen Gedichts, bei dem wohl die Verherrlichung seiner mit Marius gemeinsamen Vaterstadt ein Hauptgegenstand seyn mochte, verbreitet sich der Vf. S. 44 ff., desgleichen über Cicero's Vorliebe für den alten Ennius (wovon die vorhandenen Schriften

Digitized by Google

sattsam zeigen) und für den Komiker Terentius, bei welcher Gelegenheit er auch die Vermuthung ausspricht, daſs das unter Cicero's poetischen Versuchen aufgeführte Gedicht *Limon*, eine Sammlung, eine Blumenlese (— λειμών —) von einzelnen kleinern Gedichten, von Epigrammen auf einzelne, ausgezeichnete Männer, wie etwa Terentius, gewesen. Dann fällt die von A. Schott vorgeschlagene Änderung, hier *Libon* statt *Limon* zu lesen, von selbst weg. Vgl. pag. 50. 51. Das Gedicht *De Consulatu*, das Cicero zwei Jahre nach der Verwaltung des Consulats schrieb, wird hier S. 55, und wir glauben mit Recht, sorgfältig unterschieden von dem andern Gedicht *De temporibus suis*, das erst nach der Rückkehr aus dem Exil geschrieben wurde; ein anderes elegisches Gedicht, *Tamelestis*, woraus Servius Einiges anführt, wird vom Verf. muthmaſsungsweise in *Tempestas* (S. 58) verwandelt, was freilich immerhin etwas gewagt ist; das Buch, das die Aufschrift führte: *liber jacularis*, wird als eine Sammlung von Epigrammen betrachtet. Nachdem so der Vf. die verschiedenen einzelnen Poesien, deren Kunde uns zugekommen, durchgangen, schlieſst er mit einer Zusammenstellung der Urtheile über Cicero's Poesie und über Cicero's poetische Leistungen im Allgemeinen, wie sie bei spätern Schriftstellern Roms vorkommen, wobei er insbesondere der bekannten Stelle des Quintilian Inst. Or. XI, 1. §. 24. (in *carminibus utinam pepercisset*, quae non desierunt carpere maligni etc.) ihre richtige Deutung zu geben sucht, da sie nicht sowohl eine tadelnde Ausserung über Cicero's Poesie im Allgemeinen — denn darüber dachte Quintilian wohl anders — als vielmehr den Wunsch ausspreche, Cicero hätte doch in seinen, die Zeitereignisse berührenden Gedichten — De consulatu, De temporibus suis — die von allzugroſser Selbstgefälligkeit und Eigenlob zeugenden Stellen, die seinen Neidern und Gegnern nur neuen Stoff gaben, lieber unterdrücken und in dieser Beziehung mehr Schonung beobachten sollen. An diese Urtheile alter Kritiker und Dichter über Cicero's poetische Leistungen reihen sich einige Urtheile neuerer Kunstrichter. Wir wollen nur Voltaire's Urtheil hier anführen, dem auch unser Verf. vollkommen beipflichtet, aus der Préface zu Rome sauvée: »Ciceron était un des premiers poëtes [?] d'un siècle où la belle poesie commençait à naître. Il balançait la reputation de Lucrèce [?]. I a-t-il rien de plus beau que ces vers, qui nous sont restés de son poëme sur Marius et qui font regretter la perte de cet ouvrage? etc.« Ref., so günstig er auch über Cicero denkt, würde darum doch nicht wagen, dieses Urtheil, obwohl eines berühmten französischen Kunstrichters, der ja auch selbst ein Dichter war, unbedingt zu unterschreiben, da er den Werth der poetischen Leistungen Cicero's, so weit nach dem, was wir noch davon besitzen, ein Schluſs zu machen erlaubt ist, mehr in die Form, in die gefällige und anziehende, Behandlung des Gegenstandes, als in den Inhalt selber setzen zu müssen glaubt. — Nun bespricht der Verf. die in diese Zeit fallenden rhetorischen Studien Cicero's, wovon seine

Digitized by Google

damals versuchten Übersetzungen einzelner Reden des Demosthenes und Äschines zeugen, sowie seine philosophische Ausbildung in befriedigender Weise. Über Philo, den Lehrer des Cicero, und über dessen System wird S. 73 ff. 88 ff. mit Ausführlichkeit geredet und der Bekanntschaft, die Cicero damals mit der Platonischen Philosophie machte, wie man aus der Übersetzung des Platonischen Protagoras und vielleicht auch noch anderer Dialoge schlieſsen kann, gedacht, sowie seiner Verhältnisse zu dem gelehrten Stoiker Diodotus: lauter Gegenstände, die wir hier nur im Allgemeinen andeuten können, um auch noch über die übrigen Theile der Schrift Einiges zu bemerken. Der nächste Abschnitt befaſst die beiden nächsten für Cicero's wissenschaftliche Bildung so wichtigen und einfluſsreichen Jahre: »*M. Tullii Ciceronis philosophiae studia ac praeceptores, inprimis Antiochus et Posidonius;* ab anno aetatis duodetricesimo usque ad tricesimum — *Iter in Graeciam.*« Den Mittelpunkt bildet die eben erwähnte Reise nach Griechenland und Asien, die persönliche Bekanntschaft, die Cicero mit den Häuptern griechischer Redekunst und Philosophie machte und die für seine ganze Folgezeit so wichtig geworden ist, da sie in ihm mitten unter dem Gewühl praktischer Thätigkeit und mitten nnter allen politischen Stürmen die Liebe und den Sinn für die Wissenschaft erhalten hat, der ihn späterhin zu dieser, als zu einer sichern und nützlichen Zufluchtstätte des Alters, zurückgeführt hat. Daſs der Grund zu dieser Reise Cicero's in politischen Rücksichten gelegen, die ihn zu einer Entfernung von Rom veranlaſst, kann der Verf. so wenig glauben, als Ref., der sich schon in der zweiten Auflage seiner Röm. Lit. Gesch. S. 490 darüber in gleichem Sinne ausgesprochen hat, mit Bezug auf die Hauptstelle in Cicero's Brutus cap. 91, die auch für unsern Verf. in dieser Hinsicht entscheidend ist. Es wird kaum noch einer besondern Bemerkung bedürfen, daſs auch in diesem Abschnitt alle einzelnen, dahin einschlägigen Punkte mit gleicher Genauigkeit behandelt und insbesondere Cicero's Verhältnisse zu den berühmten Männern, die er auf jener Reise kennen lernte, namentlich zu Posidonius und Molo, ausführlich besprochen werden.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 7. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Römische Literatur.

(Beſchluſs.)

Nun erst, nachdem der ganze Gang der wissenschaftlichen Bildung Cicero's, insbesondere seiner philosophischen, entwickelt worden, kommt der Verf. mit dem dritten Abschnitt, der die nächsten sechszehn Jahre seines Lebens umfaſst, auf die Schriften Cicero's innerhalb der genannten Zeit, zunächst die rhetorischen, in denen sich die Spuren dieser philosophischen Bildung und die Früchte derselben bald mehr bald minder nachweisen lassen. Es werden zuerst die Bücher *De inventione rhetorica* besprochen, auch mit Rücksicht auf die *Rhetorica ad Herennium*, die der Verf. dem Rhetor Gnipho beilegt, ganz nach Schützens Vermuthung (vgl. S. 149 not.), die wir indeſs aus manchen Gründen für noch nicht so sicher und ausgemacht halten; dann wird Inhalt und Tendenz der Schrift, sowie der innere Werth und Gehalt derselben, untersucht, und aus einzelnen Spuren der Beweis versucht, daſs Cicero durch seine Platonischen Studien, durch seinen Eifer und seine Vorliebe für Plato und dessen Dialoge, die in dieser Schrift überall durchblicken soll, zu Abfassung derselben überhaupt veranlaſst worden. Vgl. S. 154: »Postremo vero loco animadvertimus, Ciceronem, studio Platonis imbutum, ad hujus operis scriptionem accessisse. Cujus rei vestigia non difficile est invenire (?) etc. etc.« nebst den Schluſsworten der ganzen Untersuchung S. 160: »Sic igitur, quod operae pretium est animadvertere, in his rudibus inchoatisque praestantioris disciplinae elementis, quae a Cicerone puero aut adolescentulo conflata, e commentariis exciderunt, juvenem jam statim φιλοπλάτωνα agnoscimus.« Sollte, namentlich was die erste Stelle betrifft, der Verf. hier aus natürlicher Vorliebe für das Thema seiner Schrift, nicht zu weit gegangen seyn und die Sache zu speciell aufgefaſst haben? Es ist dies eine Frage, die sich uns auch im Verfolg mehrfach aufgedrängt hat, wo wir nämlich glauben, daſs einzelne Schlüsse und Folgerungen zu speciell und bestimmt genommen sind, während höchstens nur allgemeine Folgerungen zulässig waren. Der Vf. nämlich, um Cicero's Vorliebe für Plato zu erweisen, durchgeht mehrere Reden, in denen er die Belege einer philosophischen Bildung (was gewiſs nicht in Abrede zu stellen ist), und zwar zunächst der platonischen Philosophie, sowie eines besonderen Einflusses derselben auf Fassung und Inhalt dieser Reden nachzuweisen versucht; so die Rede pro Roscio Amerino, die Verrinen, die Rede für die Manilische Bill, die Catilinarischen Reden, deren Lectüre uns, wie es S. 178 heiſst,

einen Redner erkennen lasse, der nicht aus den Schulen der Rhetoren sondern »ex Academiae spatiis« hervorgegangen, weſshalb denn auch mehrere einzelne Stellen, die der Verf. für Nachbildung Platonischer ansieht, hervorgehoben werden. Den in neueren Zeiten mehrfach erhobenen Zweifel an der Ächtheit einiger dieser Reden berührt der Verf. nicht; was wir ihm nicht auch gerade verargen wollen. Ebenso betrachtet der Verf., mit gleichen Erörterungen über Inhalt und Tendenz, die Reden für den Murena und für den Dichter Archias, in welcher Rede er ganz besonders ein Vorherrschen Platonischer Philosophie findet, sowohl in Absicht auf Form wie auf Inhalt. An der Aechtheit der Rede zweifelt der Verf. so wenig wie an ihrer Trefflichkeit, da er sie nach dem Vorgang eines Victorius und Wyttenbach mit zu den vorzüglichsten Geistesprodukten des Cicero rechnet. Einige Bemerkungen über Cicero's verlorene Schrift *De Gloria* beschlieſsen diesen Abschnitt. — S. 157 hat der Verf. eine Vermuthung seines Vaters, des berühmten holländischen Philologen, über eine Stelle bei Cic. Tuscull. III, 1., wo unseres Wissens bisher Niemand angestoſsen ist (wir finden auch in Mosers groſser Ausgabe Nichts darüber bemerkt), angeführt. Statt: »nunc parvu*los* nobis (natura) dedit igniculos etc.« soll gelesen werden: »nunc parvu*lis* nobis etc.

Der nächste, vierte Abschnitt: »*M. Tullii Ciceronis Dialogi inprimis de eloquentia et de republica, ab anno aetatis sexto et quadragesimo ad sexagesimum secundum*« durchgeht in ähnlicher Weise den Inhalt der Bücher De Oratore, Orator und Brutus, der Bücher De republica und De legibus, um auch in ihnen überall die Spuren und den vorherrschenden Einfluſs Platonischer Philosophie im Einzelnen nachzuweisen, und in dem fünften Abschnitt, der die in die letzten Lebensjahre fallenden Schriften berücksichtigt, werden diese Untersuchungen über die verlorenen Schriften, die Consolatio und den Hortensius fortgesetzt und mit allgemeineren Bemerkungen über Cicero's Art und Weise, die Philosophie zu behandeln, beschlossen.

Der letzte Abschnitt stellt nun noch einmal im Allgemeinen die Resultate zusammen, welche der Verf. durch seine Untersuchung gewonnen zu haben glaubt, daſs nämlich Platons Philosophie eine Hauptquelle der Ciceronianischen bilde, und knüpft daran noch einige Bemerkungen über die Art und Weise, in der Cicero diese seine Quelle benutzt, namentlich auch im Vergleich und im Verhältniſs zu den Schriften anderer Philosophen, deren Werke Cicero gelesen und benutzt, und wie Cicero selbst diejenigen Dialoge Plato's, welche dialektische Fragen behandeln, z. B. einen Sophistes, oder Philebus, oder Parmenides, durchaus nicht berücksichtigt (eben aus dem natürlichen Grunde, wie wir glauben, weil sie seiner weniger spekulativen, sondern rein praktischen Natur nicht zusagen konnten und ihm für die Zwecke, zu deren Erreichung er überhaupt die philosophischen Studien betrieb, nutzlos waren), dagegen vorzugsweise an einen Phädrus

Digitized by Google

oder Gorgias, an den Phädon oder die Politia sich hält: was die ganze Geistesrichtung und Tendenz des Römers zur Genüge charakterisirt.

Indem wir unsere Anzeige einer Schrift schlieſsen, die sich auch von Seiten der reinen und flieſsenden Sprache empfiehlt, können wir nicht umhin, der Pietät zu gedenken, mit welcher der dankbare Sohn und Schüler sich bei dieser Gelegenheit gegen seine Lehrer wie gegen seinen würdigen Vater ausspricht, der ihn in die Laufbahn eingeführt, die er mit so vieler Ehre betreten und auf eine so rühmliche Weise weiter zu verfolgen verspricht: und dieser Umstand veranlaſst uns, auch hier mit einem Worte der trefflichen Rede zu gedenken, welche der gleichen Veranlassung, die auch die Schrift, die wir eben näher besprochen haben; ihre Entstehung verdankt:

Oratio de naturali artium et doctrinarum conjunctione, alteris celebrandis Academiae Rheno-Trajectinae saecularibus, habita d. XIII. m. Junii a. MDCCCXXXVI. Accedit Protrepticus ad filium promotionis more majorum opportunitate. Auctore Phil. Guil. van Heusde. Trajecti ad Rhenum, apud Joh. Altheer, academiae typographum. 1836. 40 *S. gr.* 8.

Die geschmackvolle Behandlung des Gegenstandes, eine schöne Sprache und ein inniges Gemüth, das sich besonders in dem Protrepticus ausspricht, lassen dieser Rede recht viele Leser wünschen; für die zahlreichen Freunde und Verehrer des berühmten holländischen Gelehrten wird es dazu auch bei uns keiner besondern Aufforderung bedürfen.

Wir verbinden damit zugleich die Anzeige einer andern älteren in Holland erschienenen Preisschrift, die eine andere Seite des römischen Alterthums in einer gefälligen und flieſsenden Sprache auf eine nicht minder befriedigende Weise behandelt:

Commentatio de Militum Praetorianorum apud Romanos historia. Auctore S. A. J. Groneman, in Acad.-Rheno-Traj. theolog. stud. Praemio ornata die XXVI m. Martii a. MDCCCXXXI. Trajecti ad Rhenum, apud Joh. Altheer, academiae typographum. 1832. 101 *S. in* 8.

Die von der philosophischen Facultät zu Utrecht gestellte Aufgabe, welche in dieser Schrift auf eine Weise gelöst wurde, der die Facultät — und mit Recht — den Preis ertheilen konnte, lautete folgendermaſsen: »Sic enarretur militum Praetorianorum, ab Augusto inde ad Septimium Severum, historia, ut demonstretur simul, quam illi vim, hoc temporis spatio, in imperium Romanorum habuerint.« Dem Geist und Sinn dieser Aufgabe gemäſs giebt der Verf., nachdem er in einem Vorwort den Begriff und den Sinn des Wortes *Praetoriani* und damit die Entstehung und der Ursprung der Leibgarde, die unter dieſem Namen seit Augustus vorkommt, entwickelt, einen geschichtlichen, unmittel-

bar aus den Quellen geschöpften Überblick dieses Instituts bis auf die oben in der Aufgabe selbst als Gränze bestimmte Periode, abgetheilt in zwei Abschnitte, wovon der erste bis auf Commodus reicht, der zweite die ungleich wichtigere Periode von Commodus bis Septimius Severus befaſst, weil in dieser Zeit, besonders seit dem Tode der Antonine, der politische Einfluſs und die politische Wichtigkeit der Prätoriani und ihres Chefs sich eigentlich entwickelte und ausbildete. Die weitere Geschichte, die uns die furchtbare Entartung dieses Instituts und den frechen Übermuth dieser Satelliten bei jeder Gelegenheit zeigt, bis unter Constantin ihre Auflösung erfolgte, hat der Verf., als ausserhalb der Gränzen seiner Aufgabe liegend, nicht behandelt. Zur Vervollständigung und Vollendung des ganzen Bildes möchten wir wohl von seiner Hand auch die Erörterung dieser Punkte in gleich befriedigender Weise wünschen.

An die historische Darstellung schlieſsen sich Betrachtungen über den Grund und die Veranlassung des Entstehens dieser Art von Leibwache unter August, dann Angaben über ihre Anzahl unter den verschiedenen Imperatoren, welche alsbald deren Macht fühlen und selbst in Abhängigkeit von denselben kommen muſsten, seit jene in frechem Übermuth über alle Schranken der Gesetze und des Lebens sich wegsetzend blos diesem Übermuth und ungestümer Willkühr sich überlassen konnten. Daſs in dieser Schilderung auch der Praefectus praetorio nicht übergangen ist, wird kaum zu bemerken nöthig seyn. Der Verf. schlieſst seine Untersuchungen damit, daſs er aus der Geschichte dieser Leibwache nachzuweisen sucht, wie die durch Augustus gegründete römische Militärherrschaft nach und nach in die einer Soldateska überging, die damit den Grund des Falls und Untergangs des römischen Reichs legte oder vielmehr beförderte, wie sich dies wohl kaum wird bezweifeln lassen.

Zu der öffentlichen Prüfung und Redeübung, welche am 12. *und* 13. *Sept.* 1836 *in dem königl. Gymnasium und der Redeschule zu Duisburg gehalten werden sollen, ladet ehrerbietigst ein der Director Landfermann. Duisburg* 1836, *gedruckt bei Schmachtenberg u. Korschefsky. Inhalt:* 1. *Commentatio in Quintiliani Instit. orat. lib. X. c.* 1. §. 104. 2. *Schulnachrichten.* 44 *S. in* 4.

Die vorliegende Abhandlung hat sich zu ihrem Thema die vielbesprochene und vielgedeutete Stelle Quintilian's in der Instit. orat. X, 1. §. 104. gewählt: »Superest adhuc et exornat aetatis nostrae gloriam vir saeculorum memoria dignus, qui olim nominabitur, nunc intelligitur. Habet amatores nec imitatores; ut libertas, quamquam circumcisis, quae dixisset, ei nocuerit. Sed elatum abunde spiritum et audaces sententias deprehendas etiam in iis, quae manent.« Es ist bekannt, wie die Allgemeinheit dieser Äusserung verschiedene Deutungen und Erklärungen hervor-

Digitized by Google

rief, wer denn eigentlich hier gemeint sey, welchen Geschichtschreiber Quintilian hier vor Augen habe, ohne ihn ausdrücklich zu bezeichnen und mit seinem Namen zu nennen. Man dachte an Tacitus, was jedoch Andere bestritten, indem sie zugleich andere Namen von Geschichtschreibern, welche in Quintilians Zeit zunächst fallen und hier gemeint seyn sollten, in Umlauf brachten, ohne jedoch ihre Ansichten oder vielmehr ihre Vermuthungen auch nur einigermaſsen näher durch sichere und bestimmtere Beweise begründen zu können. Ref. will seine Leser nicht mit Aufzählung der verschiedenen Namen, die man hier geltend gemacht hat, oder der verschiedenartigen Deutungen und Beziehungen dieser Stelle ermüden, zumal da er schon früher in der Röm. Lit. Gesch. §. 213. not. 2. Einiges darüber angeführt hat, was er jetzt noch mit Mehrerem Andern vermehren könnte, welches indessen auch dem Herrn Vf. dieser Abhandlung keineswegs entgangen ist, der vielmehr am Anfange seiner Untersuchung die verschiedenen Deutungsversuche und Erklärungsversuche der Stelle sorgfältig durchgeht und prüft: woraus man denn freilich bald die Überzeugung gewinnt, wie ungenügend und unbefriedigend eigentlich alle die zahlreichen bisher angewendeten Versuche sind, den wahren Sinn der Stelle auszumitteln, um dann mit mehr Glück und Sicherheit eine weitere Vermuthung wagen zu können. Der Verf. schlägt daher einen andern Weg ein, den einzig sichern gewiſs, der zu einem ersprieſslichen Resultate führen könnte, indem er nämlich, ehe er über die Beziehung der Stelle sich irgend eine Deutung und Vermuthung erlaubt, den wahren Sinn und die wahre Bedeutung der einzelnen Worte auf streng philologisch grammatischem Wege und mit besonderer Rücksicht auf den Sprachgebrauch und die Redeweise Quintilians, in einer sicheren und zuverlässigen Weise auszumitteln sucht, was die zahlreichen Vorgänger mehr oder minder vernachlässigt, oder woran sie vielmehr nicht gedacht hatten. So zeigt sich denn z. B. daſs gleich der erste Ausdruck *superest* nicht mit Niebuhr und Andern in dem Sinne von *superstes est:* es lebt noch, sondern in dem Sinne von *restat*, aufzählungsweise zu nehmen ist, daſs ferner die nachfolgenden, bei der weiteren Frage nach dem Sinn und der Bedeutung des Ganzen besonders in Betracht kommenden Worte: *libertas, elatus spiritus, audaces sententiae,* nicht sowohl auf den Inhalt des Vorgetragenen, als auf die Form des Vortrags, den rednerischen Ausdruck und Vortrag zu beziehen sind, keineswegs aber einen moralischen oder politischen Sinn haben, zumal da, wie S. 13 f. ganz richtig bemerkt wird, Quintilians Beurtheilung und Kritik im Allgemeinen nicht sowohl auf den Inhalt der von ihm angeführten Schriftsteller, deren Moral, politische und andere Ansichten u. dgl. sich erstreckt, sondern rein formell, auf Darstellung und Vortrag sich bezieht, in wiefern der junge Mann, der Schüler aus deren Lectüre für seine rednerische Ausbildung, die damals den Mann allein machte und immer noch das einzige Bildungsmittel war, um im Staate zu

Digitized by Google

Ehren und Würden, zu Ansehen und Einfluſs zu gelangen, Etwas gewinnen konnte. Da wir dem Vf. in seiner Beweisführung im Einzelnen nicht folgen können, so wollen wir wenigstens aus S. 21 die deutsche Übersetzung der Stelle anführen, wie sie nach den von ihm gegebenen Erörterungen und nach der Erklärung der einzelnen Worte mit Sicherheit sich herausstellt: »Noch bleibt zu erwähnen und vollendet unsers Zeitalters Ruhm ein Mann, des Andenkens der Jahrhunderte würdig, den man einst nennen wird, jetzt schon kennt. Er wird geschätzt, aber auch nicht nachgeahmt, so daſs sein freier Styl ihm sogar geschadet haben mag, obgleich er beschnitten hatte, was er gesagt hatte. Aber erhabenen Schwung und gewagte Stellen findet man auch in dem, was bleibt.«

So weit wird man mit dem Vf. gern und auch sicher gehen oder vielmehr mit ihm gehen müssen, da Alles Einzelne wohl begründet, und die gegebene Übersetzung in dem wahren Sinne der Stelle durchaus gerechtfertigt erscheint. Die nächste Frage, wer aber nun der so charakterisirte Historiker sey, läſst sich nur vermuthungsweise beantworten und wird daher immer mehr oder minder problematisch bleiben. Der Verf. nämlich stellt hier die Vermuthung auf, daſs dieser so gerühmte Historiker kein anderer gewesen, als der Kaiser Domitianus, und er weiſs auch geschickt S. 21—23 Alles das anzuführen, was für diese Vermuthung sprechen und sie einigermaſsen begründen könnte. Der Vorwurf einer wirklich übertriebenen und darum verächtlichen Schmeichelei würde dann freilich den römischen Rhetor noch in weit gröſserem Grade treffen, als wir dies bisher nach einigen in der Institutio oratoria vorkommenden Äusserungen thun zu können glaubten, zumal da diese Äusserungen aus äussern Verhältnissen, wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch einigermaſsen entschuldigt werden konnten, was indeſs bei vorliegender Stelle, wenn sie wirklich auf Domitian zu beziehen ist, schwerlich möglich wäre. — Eine klare Entwicklung des Gegenstandes, eine flieſsende und classische Sprache macht die Lectüre der Abhandlung sehr angenehm.

Index Lectionum in Academia Turicensi inde a die XXVII mensis Aprilis usque ad diem XXV mensis Septembris MDCCCXXXV habendarum. Insunt Jo. Casp. Orellii Symbolae nonnullae ad historiam philologiae, adjectis duabus Poggii epistolis. Turici, ex officina Ulrichiana MDCCCXXXV. 32 S. in 4.

Dieses Programm enthält interessante Mittheilungen aus den Schriften, namentlich aus den Briefen einiger ausgezeichneten Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts, auf den Fund einiger der bedeutendsten römischen Schriftsteller und deren Kritik bezüglich, begleitet von dem Herausgeber mit manchen kritischen und literärhistorischen Bemerkungen, die den Werth dieser Mit-

Digitized by Google

theilungen nicht wenig erhöhen. Zuerst Einiges aus den Briefen des Gasparinus Barzigius aus Bergamo (1370—1431), über Cicero's Bücher De oratore; dann folgt Mehreres aus den Briefen des Florentiners Poggi, dessen Anwesenheit auf dem Costnitzer Concilium bekanntlich die Veranlassung zur Auffindung des bis dahin nur stückweise bekannten Quintilianus und einiger andern römischen Classiker gab. Herr Prof. Orelli hat aus den Briefen des gelehrten Mannes die interessante Nachricht über den Fund des Quintilianus zu St. Gallen abdrucken und diesem Abdruck weitere erklärende und ergänzende Bemerkungen folgen lassen, die sich z. B. unter Anderm auch über das Schicksal der durch Poggi zu St. Gallen entdeckten und jetzt nicht mehr dort vorfindlichen Handschrift verbreiten und es wahrscheinlich machen, daſs Poggi durch welche Mittel auch immer den Codex an sich gebracht, der jetzt bekanntlich in der Laurentiana zu Florenz sich befindet, weſshalb Ref. auf Bandini's Catalog II. p. 382 f. verweist. Die später nach Zürch gekommene Handschrift des *Quintilian* (von der uns Herr Prof. Orelli in dem andern, demnächst anzuführenden Programm S. 18. 19 Nachricht giebt, nebst einem Fac Simile) ist es in keinem Fall gewesen; sie mochte wohl dem Poggi nicht unter die Augen gekommen seyn, was bei der schlechten Verwahrung der Handschriften »in teterrimo quodam et obscuro carcere, fundo scilicet alicujus turris, quo ne capitalis quidem rei damnati detruderentur« wohl denkbar ist.

Aber auch über die anderen merkwürdigen Funde des gelehrten Florentiners, der bekanntlich so glücklich war, einen Ammianus Marcellinus, Asconius Pedianus, Calpurnius Siculus, Columella, Firmicus, Frontinus, Petronius, Valerius, Mehreres von Cicero u. s. w. aufzufinden, verbreiten sich die belehrenden Mittheilungen des Hrn. Prof. Orelli, der bei dieser Gelegenheit, veranlaſst durch einige Angaben Poggi's über die von ihm gefundenen Handschriften des Plautus, seine Ansicht über die kritische Behandlung dieses Autors mittheilt, die wir um so mehr hier anführen wollen, da wir bei Gelegenheit der Ausgaben des Bacchides von Herrn Prof. Ritschl dieses Punktes mehrmals gedacht haben. Herr Prof. Orelli nämlich nimmt eine vierfache Abstufung oder Classification der Handschriften des Plautus an; vor 1429 seyen in Italien blos Handschriften der acht ersten Stücke gewesen, welche nun die erste Classe (A) bilden, zu welcher auch die Wolfenbüttler Handschrift bei Bothe gehöre. Im Jahr 1429 kam nach Rom der Codex Nicolai Treverensis mit sechszehn Stücken, indem vier Stücke (Curculio, Casina, Cistellaria, Epidicus) fehlen, deren Lesart sich auf die Autorität der ersten Classe A stützt; eine Abschrift dieser oder einer ähnlichen sey die Pfälzische (jetzt Heidelbergische) Handschrift, welche die 12 letzten Stücke enthält, und somit dieser zweiten Familie (B) angehört (ob wohl auch die andere gröſsere, noch in Rom befindliche alte Pfälzische Handschrift?); eine dritte Classe (C) bilden die nach 1429 geschriebenen Codd. und die Editt. principes, gemischt aus

Digitized by Google

den beiden andern Classen oder aus A und B. Eine vierte, eigene Classe bildet das Ambrosianische Palimpsest. Was demnach für die Kritik des Plautus nun zu thun sey, spricht der Verf. in folgenden Worten aus S. 9: »Sed nulla prorsus Plauto salus ferri potest, nisi κρίσις ejus de integro instituta erit. Ante omnia opus est, ut praestantior aliquis codex veteris Plauti (A) fideliter exprimatur, eique varietas solorum familiae A Codicum subjungatur: idem faciendum in familia B, ut si fieri potest, investigetur Cod. Treverensis postea Ursinianus vel saltem optimum aliquod ejus exemplar. Renovandus, quantum ejus condicio patietur, Codex Ambrosianus Palimpsestus idemque separatim edendus: inquirendum deinde, utrum in quattuor fabulis prioribus exstent Codd. sec. XV et Edd. vett. mixtum ex familiis A et B contextum exhibentes: tum denique in editione vere critica e trium familiarum A B D varietate (nam familiae C nulla fere est auctoritas) et e conjecturis V. V. D. D. nova recensio artis legibus satisfactura constitui poterit. Vides igitur minimum quattuor editiones diplomaticas requiri, priusquam nepotibus nostris Plauti lectione vere frui licebit.« Diese Worte können immerhin zeigen, wie viel noch für die Kritik des Plautus zu thun ist und wie wenig Ersprieſsliches im Ganzen bisher noch dafür geschehen ist, wenn man von den bereits genannten Versuchen des Hrn. Prof. Ritschl und Einigem Andern absieht. In wiefern es möglich seyn wird, den oben gestellten Anforderungen in ihrem ganzen Umfange zu genügen, mag die Zeit lehren; immerhin aber wird es gewiſs fruchtbringender und ersprieſslicher seyn, bei der Kritik des Plautus vorerst mehr auf die Handschriften und zwar auf die älteren zu sehen, als dies bisher der Fall war, und den von Hrn. Prof. Orelli bezeichneten Weg einzuschlagen, nicht aber in Vervielfältigung der bisherigen Textesabdrücke und Wiederholung der alten Ausgaben Zeit, Kräfte und Mittel zu verschwenden.

Auch über die vorgeblichen Hoffnungen des Poggius, einen ganzen Livius oder Cicero De republica oder des Plinius Werk über Deutschland und die darin geführten Kriege der Römer, zu gewinnen und irgendwo aufzufinden, erhalten wir in diesem Programm noch einige weitere Mittheilungen; den Schluſs bildet ein erneuerter Abdruck der beiden herrlichen, in ihrer Art gewiſs unübertrefflichen (darum wohl auch von Shepherd in dem Leben des Poggi p. 58 ff. der französischen Übersetzung wörtlich aufgenommenen) Briefe desselben Poggi, von denen der eine die letzten Schicksale des Hieronymus von Prag auf eine in der That erhebende, und im Ganzen, mit wenig Ausnahmen, parteilose Weise erzählt, der andere aber eine äusserst anmuthige Schilderung des Lebens in den warmen Bädern zu (Schweizerisch) Baden, des gemeinschaftlichen Badens daselbst, der dort üblichen Unterhaltung und Belustigung u. dgl. m. enthält, die zumal aus der Feder eines Italieners gewiſs recht anziehend für uns ist.

Digitized by Google

Das nächste Programm zu den Wintervorlesungen (1835—1836) enthält von demselben Verfasser und unter demselben Titel: *Index lectionum etc. etc.*

I. M. Tullii Ciceronis in P. Vatinium Interrogatio. II. Specimen Codd. Turicensium et Einsiedlensium. Turici ex offic. Ulrichiana MDCCCXXXV. 82 S. und 8 S Facsimile's der Handschriften.

Dieses Programm läſst sich in seinem ersten Abschnitte als ein Nachtrag zu der auch in diesen Blättern (1836 pag. 903 ff.) angezeigten Ausgabe einer Auswahl von Reden des Cicero betrachten, in welche die Vatiniana nicht aufgenommen werden konnte. Dann soll aber auch dieser erneuerte und berichtigte Abdruck der genannten Rede als Probe einer neuen, minder umfangreichen, aber desto berichtigteren Ausgabe der Werke Cicero's, welche der um diesen Schriftsteller so hochverdiente Kritiker beabsichtigt, gelten. Benutzt zur Gestaltung des Textes wurden ausser den in einem Programm vom Jahr 1834 enthaltenen Bemerkungen Madvigs zu dieser Rede und den darin gleichfalls mitgetheilten Varianten einer Pariser Handschrift, eine Berner, die der Herausgeber aufs neue verglich, ferner die Erfurter und Vaticana und die Ascensiana Editio v. 1531. Unter dem so berichtigten Texte stehen die Abweichungen von Ernesti und die Lesarten der genannten Handschriften, auch wohl mit einzelnen Bemerkungen begleitet, unter denen wir nur beispielshalber auf die längere zu §. 29 über den Sinn von *Partes* d. i. Actien, aufmerksam machen wollen. Auf den Abdruck der Rede folgen Nachrichten über eine Anzahl alter und wichtiger Handschriften zu Zürich (wohin sie zum Theil von St. Gallen aus gekommen sind) und zu Einsiedlen, aus dem achten, neunten und den folgenden Jahrhunderten. Diesen Nachrichten sind auf vier groſsen Quartblättern trefflich ausgeführte Facsimile's der in diesen Nachrichten aufgeführten und beschriebenen Handschriften beigefügt.

Das dritte Programm oder der Index Lectionum für das Sommersemester 1836 enthält

Jo. Casp. Orellii Lectiones Petronianae. Turici, ex officina Ulrichiana MDCCCXXXVI. 28 S. in 4.

Es sind genaue Zusammenstellungen verschiedener Lesarten des Petronius, begleitet mit kritischen Bemerkungen und Verbesserungsvorschlägen, die bei einem Autor, für den seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in kritischer Hinsicht gar Nichts geschehen ist, und der in Sache wie in Sprache so manche Schwierigkeit darbietet, doppelt erfreulich seyn müssen, zumal da Herr Prof. Orelli sich nicht zur Herausgabe eines Patronius, wie wohl zu wünschen wäre, entschlossen hat.

Digitized by Google

Dem Herrn Dr. G. E. Klausen, Professor und Rector des königl. Christianeum in Altona etc., am 22. Mai 1836 gewidmet von Dr. K. L. Struve, Director des altstädtischen Gymnasium in Königsberg. Königsberg, gedruckt in der Hartung'schen Hofbuchdruckerei. 15 S. 8.

Als einen Nachtrag zu der durch eine gleiche Veranlassung hervorgerufenen (1836) S. 725 ff. dieser Jhrbb. angezeigten Schrift glauben wir auch dieses Programm nennen zu dürfen, das neben den persönlichen Beziehungen zugleich einen wissenschaftlichen Gehalt durch die Bemerkungen erhalten hat, die der Herr Vf. über eine Anzahl Horazischer Stellen beigefügt hat, deren Unächtheit hier mit Bezug auf die bekannte Recension Peerlkamps besprochen wird. So wird als eine solche Stelle, die bei näherer Betrachtung als unächt, mithin als untergeschoben erscheint, Od. IV, 8, 17. bezeichnet; als verdächtig werden ferner bezeichnet die Strophen IV, 4, 18—22. III, 17, 5—8. III, 11, 17—20. I, 2, 9—12 oder III, 4, 69—72; sie enthalten meist historische oder mythologische Notizen, die seit Horatius Schulautor geworden und in die Hände gelehrter Grammatiker gefallen war, leicht eingefügt werden konnten, eben darum aber auch, unbeschadet des Sinns und der Verbindung, wieder ausfallen können. Ein solches, weiteres Einschiebsel wird denn auch in Od. IV, 4, 61 — 65. erkannt.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch nachträglich auf die schöne Rede aufmerksam machen, welche derselbe Herr Verfasser am Jubelfeste der Übergabe der Augsburgischen Confession am 26. Juni 1830 gehalten und welche später als Einladungsschrift zu den Prüfungen des Altstädter Gymnasiums (Königsberg 1833. 32 S. in gr. 4.) im Druck erschienen ist. Inhalt und Form zeichnen diesen Vortrag in jeder Hinsicht aus.

Über den Straſsenzug der Peutingerschen Tafel von Vindonissa nach Samulocenis und von da nach Regino. Von August Pauly, Professor der alt. Lit. am Ober-Gymnasium zu Stuttgart, des königl. würtemb. Vereins f. Vaterlandskunde ordentl. und d. archäol. Vereins zu Rotweil corresp. Mitglied. Stuttgart, gedruckt bei d. königl. Hof- u. Kanzleibuchdruckern, Gebrüder Mäntler. In Commission der Metzler'schen Buchhandlung. 33 *S. in gr.* 4. *Nebst einer Karte.*

Der Gegenstand, den diese Schrift behandelt, gehört zu denen, welche, ihrer eigentümlichen Schwierigkeit wegen, vielfach in der neuerer Zeit die süddeutschen Alterthumsforscher beschäftigt, ohne jedoch zu einem befriedigenden und sichern Resultate bisher geführt zu haben; denn es galt hier, einen Straſsenzug, dessen Anfangs- und Ausgangspunkte allein sicher waren, eine Strecke von wohl hundert Meilen hindurch im Einzelnen nachzuweisen, während die auf jenem Straſsenzuge, wie ihn die Peutingersche Tafel angibt, verzeichneten einzelnen Orte innerhalb der beiden bemerkten Endpunkte, keineswegs in ihren Benennungen

Digitized by Google

irgend eine Ähnlichkeit mit jetzigen Orten in dieser Richtung darboten, noch weniger aber alte Denkmale der Römerzeit selbst uns von diesen Orten Kunde geben oder nur auf eine nähere und sichere Spur der auf diesem Straſsenzuge nach den einzelnen Distanzen bezeichneten Orte führen konnten. Die natürliche Folge davon war, daſs man sich durch Vermuthungen zu helfen suchte, die aber, eben weil sie der festen und sichern Basis ermangelten, meist mehr oder minder verunglückt ausfallen muſsten und den Gegenstand selber in der That fast mehr verwirrt und verdunkelt, als aufgehellt haben. Um so nöthiger war daher eine neue Prüfung und eine streng kritische Untersuchung des Gegenstandes, die auf fester und sicherer Grundlage, das Unsichere und Ungewisse ausscheidend, damit zugleich das, was nach den vorhandenen Forschungen und nach aufgefundenen Resten römischer Bauwerke als sicher und wahr sich zur Erläuterung des auf jener Tafel angegebenen Straſsenzugs herausstellt, nachweise, und die wissenschaftliche Forschung so bis auf den äussersten Punkt führe, von wo aus nur durch die Ergebnisse neuer Funde der Gegenstand weiter fortgeführt und aufgeklärt werden kann. Eine solche Untersuchung haben wir durch die vorliegende, den Gegenstand allerdings erschöpfende Schrift erhalten, insofern nicht neue Thatsachen, aus dem Schooſse der Erde hervorgerufen, neue Aufschlüsse über das bringen werden, was der Verf. nach den vorhandenen Daten als problematisch ausscheiden und damit dem Reiche der Vermuthung überlassen muſste.

Der Verf. zeigt uns zuvörderst, wie und warum die bisherigen Versuche, jenen Straſsenzug in der jetzigen Localität auszumitteln und nachzuweisen, schon darum scheitern muſsten, weil sie von durchaus falschen Voraussetzungen ausgingen, wie dies z. B. bei Mannert der Fall war, der, gleich Andern, von dem Satze ausgehend, daſs die Donau Gränzfluſs der römischen Herrschaft gewesen, diesen Straſsenzug auf der rechten Donauseite suchen wollte, und sich dadurch zu grundlosen Annahmen genöthigt sah, oder in Widersprüche sich verwickelte, die auf das gänzlich Verfehlte und Miſsglückte des Versuchs hinreichend aufmerksam machen konnten. Weit richtiger sahen die, welche diesen Straſsenzug auf der linken Seite der Donau suchen wollten: weſshalb der Verf. auch das Verdienstliche der Forschungen eines Herrn v. Stichaner, Leichtlin, mit Gebühr anerkannt hat. Des Letztern Untersuchungen waren es, die den Grund weiterer Forschung legen muſsten: denn er hatte nachgewiesen, daſs von Windisch aus die nördliche Richtung nach dem Neckarthale einzuschlagen war, über Burg bei Zurzach, Stühlingen, Hüfingen in die Nähe von Rottweil, wo die *Arae Flaviae* nun nach so reichen Entdeckungen nicht mehr zu bezweifeln sind; dann weiter zu dem von Leichtlin nur geahneten, jetzt ebenfalls urkundlich bestätigten *Samulocennis*, d. i. Rottenburg. Die weitere Strecke von da nach Regensburg ward muthmaſslich bestimmt und daher auch manchen Einwürfen ausgesetzt.

Digitized by Google

Ungeachtet dieſer Beſtimmungen verlieſs man nachher wieder dieſe Bahn; Herr Prof. Pauly ſucht deshalb insbeſondere die entgegengeſetzte Anſicht Oken's zu widerlegen, die zu ähnlichen Widerſprüchen und Unrichtigkeiten wie Mannert's Meinung führt, und es zeigt ſeine Widerlegung dieſer Anſicht zur Genüge, daſs der auf der Peutingerſchen Tafel angegebene Straſsenzug von Vindoniſsa oder Windiſch nach Reginum nicht den directen Verbindungsweg zwiſchen beiden Orten darſtellen konnte, zumal für die wirkliche Donauſtraſse die Zahl der Millien zu bedeutend iſt und dabei auch das auf der Tafel nicht genannte Augsburg nicht füglich umgangen werden konnte. Man muſs alſo einen Bogen nördlich von der Donau ſchlagen und der oben bezeichneten, von Leichtlin ſchon beſtimmten Richtung bis Samulocennis folgen, deſſen Exiſtenz durch neue Funde in der Nähe des heutigen Rottenburg am Neckar auſser Zweifel geſetzt iſt. Bis hierher unterliegt die Richtung des Zugs keinem weiteren Zweifel; von da aber bis Reginum oder dem dieſem zunächſt liegenden Iciniacum (Itzing) ſind wir auf Muthmaſsungen beſchränkt, da von Rottenburg drei Straſsenzüge auslaufen, die ſich bei Bopfingen vereinigen und weder Alterthümer, an Ort und Stelle aufgefunden, noch Ähnlichkeiten der heutigen Ortsnamen mit den auf der Tafel angegebenen, uns hier mit Sicherheit auf die wahre Straſse führen können. *Grinarione* in dem heutigen Kannſtadt zu ſuchen, hat gewiſs Manches für ſich, mehr, wie wir glauben, als wenn man in die Nähe von Pforzheim zurückgehen und in den in deſſen Nähe entdeckten römiſchen Niederlaſſungen den Ort ſuchen wollte. Nur neue Funde, die wir hoffen und wünſchen, werden über dieſe Punkte ein befriedigendes Licht zu werfen und unſere Zweifel zu löſen im Stande ſeyn.

Ref. hat, indem er die Hauptreſultate dieſer gründlichen und darum ſo befriedigenden Unterſuchung in der Kürze angedeutet hat, Manches Andere übergangen, was man in der Schrift ſelber näher und nicht ohne mannichfache Belehrung nachleſen wird. Dahin gehören auch die Bemerkungen und Anſichten des Verfs über das merkwürdige Document ſelber, das die Veranlaſſung zu der ganzen Unterſuchung gegeben hat, S. 27 ff. Er hält nämlich nicht Viel auf Mannerts Gründe, wornach die Abfaſſung der Peutingerſchen Tafel oder vielmehr des Originals, wovon dieſe die Copie iſt, unter Alexander Severus fallen ſoll; er hält es überhaupt nicht leicht für möglich, das Alter der Tafel zu beſtimmen, da Altes und Neues auf merkwürdige Weiſe zuſammengetragen ſey; indeſs ſey es ihm wahrſcheinlich, daſs die Tafel einer Zeit angehöre, wo die Donau Reichsgränze geweſen: eine Anſicht, die wir, anderer Anſichten über die Zeit der Abfaſſung der Tafel zu geſchweigen (ſ. meine Röm. Lit. Geſch. §. 327), mit der von Eichhorn (Deutſche Staats- u. Rechtgeſch. I. p. 114 der 4. Ausg.) aufgeſtellten Behauptung nun zuſammenhalten, daſs nämlich die Tafel die Geſtalt, in der ſie auf uns gekommen, nicht früher als in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts habe

Digitized by Google

erhalten können, und daſs sie in eine Zeit gehöre, wo das römische Vorland in Germanien schon aufgegeben worden. Übrigens hält Herr Pauly die Tafel nicht sowohl für eine Landkarte, als vielmehr für eine Tabelle in Form einer Landkarte, und darum hält er auch Mannerts Behauptung, daſs wir in der Tafel eine Copie der auf Befehl des Augustus durch genaue Messungen zu Stande gebrachten groſsen Reichskarte besäſsen, für unwahrscheinlich oder vielmehr für unverträglich mit der gegenwärtigen Beschaffenheit der Karte, indem aus den Aufnahmen der Römer gewiſs eine bessere Landkarte, als die, welche wir jetzt besitzen, voll von manchen groben Fehlern und Irrthümern, hätte hervorgehen können. Er sagt S. 29: »Das Verfahren der Letztern ist kein, die Gegenstände verzeichnendes, sondern blos ein andeutendes. In die allerdings sinnreich angelegte, aber höchst seltsam in die Länge gezogene Länderconstruction wurden nun, so gut sichs thun lieſs, Distanzen aus den vorhandenen Itinerarien eingetragen und die Orte ohne sorgfältige Vergleichung mit ihrer wirklichen Situation oder ohne Kenntniſs derselben, angesetzt.« Mannerts Annahme unterliegt allerdings manchen Bedenken, während andrerseits es sich wohl erklären läſst, wie man, nachdem schriftliche Itineraria, eine Art von Guides zu militärischem Gebrauche zunächst bestimmt, und die Entfernungen der einzelnen Stationen von einander angebend, aufgekommen waren, dann auch weiter darauf verfiel, diese Ortsverzeichnisse mit ihren Entfernungen auf eine Art von Karte einzutragen, die das Ganze noch mehr zu versinnlichen und zu veranschaulichen fähig war. Vgl. Krause in Büschings wöchentl. Nachrichten IV, 4. p. 235.

Für das beigegebene nette Kärtchen, auf dem alle alten, römischen Straſsenzüge durch Schwaben genau angegeben und alle Orte, die sicheren sowohl als die unsichern und bezweifelten (durch besondere Zeichen kenntlich) möglichst genau verzeichnet sind, hat man dem Verf. alle Ursache zu danken.

Die beiden

Karten der westlichen und östlichen Hälfte des Römischen Reichs mit beigefügten Namen der neuen Geographie, von Dr. Georg Lauteschläger, Groſsh. Hess. Hofrath. Verlag von C. W. Leske in Darmstadt.

kann Ref. als ihrem Zweck entsprechend, als nützlich und brauchbar beim Unterricht in der alten Geographie (wo solcher besonders ertheilt wird) oder zum Privatgebrauche bei der Lectüre der Alten empfehlen: wozu die jedem Orte beigefügten jetzigen Benennungen gewiſs recht dienlich sind. Stich und Ausführung der Karte auf Steindruck ist sehr befriedigend ausgefallen.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

MATHEMATIK.

Des Apollonius von Perga zwei Bücher vom Verhältniſsschnitt (de sectione rationis). Aus dem Lateinischen des Halley übersetzt und mit Anmerkungen begleitet und einem Anhange versehen von August Richter. Mit 4 Tafeln Figuren. Elbing, Druck und Verlag von F. W. Neumann-Hartmann. 1836. 8. *XXXII u.* 143 *S.*

Die Schrift des Apollonius de sectione rationis ist nicht in der Ursprache, sondern nur in einer arabischen Übersetzung erhalten. Der codex ms., der diese Übersetzung mit mehrerem andern enthält, gehörte früher dem bekannten Gelehrten Seldenus, und kam 1659 mit den übrigen Mss. dieses Mannes durch Schenkung in die Bibliotheca Bodleiana zu Oxford. Dies ergiebt sich aus dem Catalog dieser Bibliothek (Oxonii, 1697, fol.), in dem die Handschrift S. 157, Nr. 3140 mit der Inhaltsangabe: »Apollonius de Sectione linearum secundum proportionem, cum aliis scriptis Mathematicis, Arab.« aufgeführt wird. Aus dem Umstande, daſs Seldenus den Codex besessen hat, darf man wohl rückwärts schlieſsen, daſs die Handschrift eine lange Zeit in den Händen der Orientalisten war, und so ist es nicht zu verwundern, daſs die Mathematiker über den Verlust der Apollonischen Schrift klagen konnten, während sie sorgfältig aufbewahrt wurde. Unter den Mathematikern war Eduard Bernard (geb. 1638, gest. 1697) der erste, der von dem Vorhandenseyn der Handschrift Kenntniſs erhielt und zugleich die zur Benutzung nöthigen Sprachkenntnisse inne hatte. Bernard war schon im J. 1668 nach Leiden gereist, um von einer dort befindlichen arabischen Handschrift des 5ten, 6ten und 7ten Buches der Kegelschnitte des Apollonius eine lateinische Übersetzung zu verfertigen; welches Vorhaben jedoch nicht zur Ausführung kam, wohl deshalb, weil er von der Übersetzung derselben Bücher, welche Ravius in Kiel um diese Zeit drucken lieſs (sie kam 1669 heraus) Nachricht erhalten hat. Desto erfreulicher muſste für ihn, nachdem er 1673 als Professor der Astronomie nach Oxford gekommen war, der Fund in der Bibl. Bodlei. seyn; er machte sich auch daran, eine lateinische Übersetzung der Schrift auszuarbeiten, lieſs jedoch, nachdem er kaum den zehnten Theil übersetzt hatte, die Sache wieder fallen. Dies muſs schon vor 1684 gewesen seyn: denn schon einige Zeit vorher hatte Bernard alle Freude an der Astronomie und Mathematik verloren und der Theologie sich zugewendet; und um 1684 legte er endlich seine Professur nieder. Nach seinem Tode (1697) kamen seine Papiere in die Bibl. Bodleiana, und dadurch war die angefangene Übersetzung gerettet. Ein Fortsetzer wollte sich jedoch nicht sobald finden: denn Gregori, dem Bernards Arbeit übergeben worden, lieſs es bei einigen Verbesserungen bewenden. Endlich kam jedoch Edmund Halley (geb. 1656, gest. 1742), welcher nach Wallis's Tode 1703 die Professur der Geometrie in Oxford erhalten hatte, an die Sache.

Digitized by Google

Dieser, ein rüstiger Geist, der überall mit kräftiger Hand an- und eingriff, wo er nützen konnte, lieſs sich durch den Übelstand, daſs er erst das Arabische lernen muſste, und sich durch die Schwierigkeiten eines schlecht geschriebenen Codex durchzuarbeiten hatte; nicht abhalten, sondern übersetzte die noch fehlenden neun Zehntheile, verbesserte, wo im Codex Fehler, ergänzte, wo Lücken waren, und gab das Ganze 1706 heraus.

Diese Apollonius-Halley'sche Arbeit giebt Herr Richter in einer deutschen Übersetzung. Obwohl man den Gedanken, des Griechen Arbeit treu wiedergegeben zu finden, völlig aufgeben muſs, so möchte die deutsche Arbeit dennoch als eine willkommene Gabe zu begrüſsen seyn, aus der zweifachen Ursache: weil aus den Gründen, welche Halley, und nach diesem Herr Richter, für die Ächtheit des Werkes anführt, das wenigstens mit Zuversicht anzunehmen ist, daſs man das Werk des Apollonius der Hauptsache nach habe; und weil die Halley'sche Übersetzung nur sehr schwer zu bekommen ist. Es wird jetzt jedem, dem es um eine historische Ausbildung zu thun ist, leicht möglich, über den Gegenstand und die Behandlungsweise sich zu unterrichten, und dies genügt.

Wenn in einer ebenen Fläche zwei gerade Linien gegeben sind, in jeder derselben ein Punkt, und ausserhalb derselben, aber in der ebenen Fläche, noch ein dritter Punkt festgesetzt ist, und wenn durch diesen dritten Punkt eine gerade Linie angenommen wird, welche den zweien anderen begegnet, so ergeben sich in erstern zwei Linien zwei Segmente, jedes von dem festgesetzten bis zum Durchschnittspunkte gerechnet. Die Gröſse dieser Segmente ist von der Lage der dritten oder schneidenden Linie abhängig, wenn alles übrige, einmal festgesetzt, unverändert beibehalten wird. Deshalb kann eine Reihe von Aufgaben, welche bestimmte Bedingungen für die Lage der dritten Linie enthalten, aufgestellt werden, z. B.: die dritte Linie so zu ziehen, daſs das Produkt aus den zwei Segmenten, als Ausdruck für den Inhalt eines Rechtecks genommen, einem gegebenen Rechteck gleich werde; oder: die dritte Linie so zu ziehen, daſs das Verhältniſs der zwei Segmente einem gegebenen Verhältniſs gleich werde; oder: die dritte Linie so zu ziehen, daſs irgend eine (bestimmt zu nennende) Function der zwei Segmente einer gegebenen entsprechenden Gröſse gleich werde. Die zweite der hier genannten Aufgaben ist der Gegenstand der vorliegenden Schrift.

Behufs der Auflösung betrachtet Apollonius viele einzelne Fälle, deren Unterscheidung sich leicht darbietet, zugleich aber auch ein sicheres Mittel ist, um nichts zu übersehen und der Gefahr auszuweichen, allgemeinen Sätzen eine weitere Bedeutung, als logisch zulässig ist, beizulegen. Hinsichtlich der Lage der zwei gegebenen Linien sind zwei Fälle möglich: die parallele, und auch jene Lage, bei welcher ein Durchschneiden stattfindet; weiter ist rücksichtlich der zwei Punkte, welche in den Linien vorausgesetzt sind, eine Mannichfaltigkeit von Fällen unterscheid-

Digitized by Google

bar; dazu kommt noch die Möglichkeit verschiedener Stellungen des dritten Punktes, und endlich in jedem Falle die Möglichkeit mehrerer Lagen für die schneidende Linie. Die Einzelnheiten dieser groſsen Mannigfaltigkeit hält nun Apollonius dadurch fest, daſs er das Ganze in verschiedene Aufgaben vertheilt und bei jeder Aufgabe wieder die einzelnen möglichen Fälle anführt.

Ausser dem Texte hat Herr R. auch Halley's Anmerkungen in der Übersetzung mitgetheilt. Unter diesen sind besonders jene wichtig, in welchen Halley das von Apollonius behandelte Problem nochmals vornimmt und die Gesammtheit der Einzelnfälle auf drei reducirt.

Zugleich hat Herr R., der schon bei der Wiederherstellung der Apollonischen Schrift de sectione spatii seine Bekanntschaft mit der Methode der Alten dargethan hat, überall, wo es nöthig schien, eigene Bemerkungen beigefügt, theils zur Berichtigung, theils zur Ergänzung. Daſs er dabei einen interessanten Beitrag zu geben unterlassen, soll hier zwar ausgesprochen, jedoch ihm nicht zum Vorwurf gemacht, sondern nur in der Absicht erwähnt werden, damit irgend jemand vielleicht zum Versuche einer Ausführung Veranlassung nehme. Nämlich das Problem, wie es Apollonius gefaſst hat, ist ein specieller Fall; allgemeiner genommen müſste es so gestellt werden: Es sind zwei gerade Linien, die nicht in einer Ebene liegen, und in jeder derselben ein Punkt gegeben; ausser den Linien ist noch ein dritter Punkt gegeben, und ein Verhältniſs: man soll durch den dritten Punkt eine Ebene legen, welche die zwei Linien so schneidet, daſs das Verhältniſs der Segmente dem gegebenen Verhältniſs gleich ist. Die Auflösung dieses Problems, rein geometrisch und einfach gehalten, ohne Calcul, würde natürlich auch die Auflösung des Apollonischen Problems enthalten, und es wäre ein höherer Vereinigungspunkt für eine groſse Masse von Einzelnheiten gefunden, anderer interessanter Gegenstände nicht zu erwähnen, die sich dabei nothwendig darbieten würden.

Müller.

Digitized by Google

N°. 8. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Religion der Römer nach den Quellen dargestellt von J. A. Hartung. Erster Theil. Erlangen, bei Palm und Enke. 1836. *XVI und* 320 *S. Zweiter Theil. Ebendas.* 1836, *mit dem Register.* 298 *S. gr.* 8.

Der Zusatz: »nach den Quellen dargestellt« enthält die Erklärung der Unabhängigkeit von den Vorarbeitern. Und wirklich sind die wenigsten Hilfsmittel auch nur erwähnt, z. B. das ältere Werk des Dallaeus de cultibus religiosis Latinorum Genf 1671. Benjamin Constant Du Polythéisme Romain Paris 1833. 2 Voll., Spangenberg de veteris Latii religionibus Göttingen 1806; Frandsen Haruspices, Berlin 1823; Thorlacius de privatis Romanorum sacris, Kopenh. 1823; Jaekel de Diis domesticis priscorum Italorum, Berlin 1830. Doch da der Verf. sich nun einmal blos an die Quellen halten wollte, so will ich darüber mit ihm nicht rechten; — wohl aber fragen, warum er doch auf diesem dunkelen Gebiete, wo jeder Lichtstrahl willkommen seyn muſs, mehrere neugewonnene Quellen groſsentheils gar nicht oder sehr sparsam zu Rathe gezogen? — wie die Werke des Fronto, die Mythographi Vaticani, die von Ph. Ed. Huschke zu Breslau 1829 zuerst edirten und trefflich erläuterten: Incerti auctoris Magistratuum et *Sacerdotiorum* expositiones; des Jo. Laurent. Lydus Bücher de magistratibus rei publicae Rom.; dessen Fragmente de ostentis; und warum er desselben Autors Büchlein de mensibus vett. Romanorum lange nicht gehörig benutzt hat, dessen ziemlich neuer Verfasser doch manche von ihm selbst angeführte ältere römische Schriftsteller, die uns abgehen, excerpirt hat.

Zu dieser beschränkteren Quellenbenutzung gehört auch die Vernachlässigung der bildlichen Denkmahle, deren Einsicht heut zu Tage doch so sehr erleichtert ist. Auf dem jetzigen Standpunkt der Alterthumswissenschaft ist es doch wohl fast allgemein anerkannt, daſs Archäologie und Mythologie untrennbar sind, und daſs eine Betrachtung altclassischer Religionen und Culte, welche die bildlichen Monumente von der Hand weiset, sich selber nicht nur der sinnlichen Anschauung, sondern auch einer Fülle von Aufklärungen beraubt, die allein von dorther zu gewinnen sind.

Digitized by Google

Doch abgesehen von diesen Beschränktheiten muſs an unserm Verfasser eine höchstlöbliche Selbstständigkeit, verbunden mit groſser Wahrheitsliebe, gepriesen werden. In Wahrheit, Herr H. ist ein Selbstdenker, und sein Forschungsgeist kennt keine Autoritäten. Nirgends wird mit Vorliebe irgend einem groſsen Namen gehuldigt, sondern eine und dieselbe Notabilität der neuern Philologie gewinnt jetzt seinen Beifall, ein andermal trifft sie sein unumwunden ausgesprochener Tadel. Eine so männliche Unabhängigkeit verdient alle Ehre, und Ref. erweiset sie ihr mit wahrer Freude; und wenn er das Verdienstliche dieses Werkes, wo nicht im Ganzen, so doch in manchen Einzelheiten gern und willig anerkennt, so fürchtet er von einem solchen Schriftsteller hinwieder auch den Verdacht oder Vorwurf der Partheilichkeit oder unreinen Absichtlichkeit nicht, wenn er sich ganz freimüthig im Voraus darüber erklärt, daſs er mit vielen Grundsätzen und Ansichten des Verfs., ja mit dem Geist und Tone seines Buches gröſstentheils sich nicht vertragen kann.

Herr H. ist ein tüchtiger Grammatiker, und hat davon in mehreren nützlichen und werthvollen Schriften bündige Beweise geliefert. Wenn er aber nun die Förderung der Mythologie und Religionsgeschichte zu sehr in blos grammatischen Forschungen sucht, so giebt dies seinem Buch eine groſse Trockenheit, die gegen die lebendige und seelenvolle Art, womit solche Gegenstände behandelt seyn wollen, sehr unangenehm absticht. Mit den Zangen der Grammatik lassen sich wohl Götter- und Heroennamen und Cultusformeln ans Licht der Welt ziehen; aber um jene Wesen nun auch zu beseelen, sie in sprechende Handlung zu versetzen, dazu gehören andere Kräfte. Solche aus Beseelung der Natur und aus den Bedürfnissen des Herzens geborne Wesen der antiken Religionen sollen vom Mythologen aus den Elementen jener Natur und aus der Denk- und Sinnesart der Vorwelt, die sie geglaubt und angebetet, auſs Neue ins Leben gerufen werden. Dazu gehört eine Gewandtheit des Geistes, ein Reproductionsvermögen, eine Assimilationskraft, wie ich sie in diesem Buche mit Bedauern vermisse. Mit dem Herüberziehen von Parthien aus den sogenannten römischen Antiquitäten und mit der äusserlichen Beschreibung von Cultushandlungen, wie sie hier, zum Theil sogar aus der Compilation des Maternus von Cilano, gegeben werden, treten uns die Personalitäten des römischen Pantheon noch nicht anschaulich gegenüber; und ist uns noch nicht geholfen, wenn wir nun auch das Walten jener italischen Junonen und

Digitized by Google

das geisterhafte Leben und Thun jener Laren und Penaten begreifen, ja, so zu sagen, mitempfinden wollen.

Dies hängt mit einer andern Beschränkung zusammen, wodurch sich der Verf. um viele Mittel einer tieferen Erkenntniſs gebracht, indem er nämlich das Latinisch-Römische Religionsgebiet von dem Etruskischen fast gänzlich abscheidet. Er gehört nämlich auch zu der in Deutschland jetzt ansehnlichen Classe der Neuerer, d. h. solcher Alterthumsforscher, welche vermeinen, nicht für originell und selbständig gehalten zu werden, wenn sie irgend einen Einfluſs des Orients auf griechische Länder und Dinge, und wenn sie Verzweigungen morgenländischer Götterwesen, Mythen und Cultushandlungen mit den abendländischen anerkennen. Demgemäſs wehret auch unser Verf. jeden Gedanken an die ursprüngliche Verschmelzung ägyptischer, phönicischer, pelasgischer und hellenischer Elemente mit den italischen hartnäckig ab, — während er doch andererseits sich recht empfänglich zeigt für die Aufnahme mancher Ergebnisse der neuesten orientalischen Sprachforschungen, und verschiedentlich Latinisch-Römische Worte und Namen aus dem Sanskrit herzuleiten nicht verschmähet. Überhaupt ist eine idiosynkratische Neigung zum Etymologisiren ein recht eigentlicher Charakterzug des Verfs. — Belege dazu werden sich im Verfolg, bei Betrachtung einzelner Sätze, ergeben.

Denn genug im Allgemeinen, dessen weitere Ausführung ich absichtlich fallen lasse, einmal weil damit, wie die Sachen auf diesem Felde jetzt stehen, doch nicht viel ausgerichtet ist, und weil ich nicht schon wieder als ein Cicero pro domo zu sprechen scheinen möchte. Deswegen begnüge ich mich, Diejenigen, welche unsers Verfs. Grundsätze im Allgemeinen kennen lernen und sie mit meinen obigen Ausstellungen controliren wollen, auf folgende Stellen des ersten Theils dieses Werkes zu verweisen: I. S. 20. 123. I. 244 ff. 280. 237—240. 269. 273—277. 279. 294 ff. 312 ff.

Mit Grundansichten des Herrn H. hängt die Behauptung zusammen, daſs S y m b o l nicht B i l d, sondern Z e i c h e n oder P f a n d sey. S. 14 sagt er (und schon in der Vorrede S. VII f. hatte er diesen Satz eingeschärft): »Doch haben sie (gewisse Gelehrte) bei aller Sorgfalt, mit der sich's Einige derselben angelegen seyn lieſsen, den Begriff und die Anwendung des Bildes zu erörtern, und die Bilder der Religion von andern Bildern zu unterscheiden, nicht beachtet, was das Lexikon einen jeden lehrt,

Digitized by Google

daſs nämlich das Wort σύμβολον gar nie und nirgends Bild, sondern immer und überall nur Pfand oder Zeichen bedeutet. Der Unterschied zwischen beiden ist aber, mein' ich, sehr groſs. Denn das Bild wird durch einseitige Wahl geschaffen oder erkoren, und durch einseitige Deutung errathen, das Zeichen aber beruht auf Einverständniſs oder Übereinkunft.« Um vom Letzteren zuerst zu sprechen, so sagt Aristophanes der Byzantier von Privatgastfreunden, ἰδιόξενοι — an Herodiani Partitiones p. 286 Boisson.): »welche vermittelst Siegeln und andern Symbolen mit einander verkehren können, οἳ καὶ διὰ σφραγίδων καὶ ἄλλων συμβόλων ἀλλήλοις δύνανται ὁμιλεῖν). Nun ist doch wohl ein Siegel etwas Bildliches, es zeigt uns beim Anblick ein Bild, und doch rechnet es der scharfe Grammatiker durch den Beisatz andern zu den Symbolen. Ferner, ein Siegelbild ist doch wohl eine Sache der einseitigsten und eigensinnigsten Wahl, und doch wird es nicht blos einseitig gedeutet, sondern beiderseitig, vom Schreiber des Briefs und vom empfangenden Gastfreund, errathen und anerkannt. — Wie vertragen sich hier mit des Verſs. Definition Logik und Grammatik? Ferner heiſst es, die Orphische, d. i. die alttheologische Lehrart sey symbolisch gewesen; d. h. bildlich, wie wenn die sich selbst aufnehmende Schlange als das Bild der Ewigkeit gebraucht wurde; wenn in derselben Lehrart der Begriff der sich unaufhörlich verjüngenden Zeit in verschiedenen Momenten, der Entstehung und des Bestandes, als die Geburt und das Wachsen einer Schlange mit verschiedenen aus dem Zodiakus entlehnten Thiertheilen aufgefaſst wurde, so hieſs das erstere διὰ συμβόλων, das letztere διὰ μυθικῶν συμβόλων lehren. (Proclus in Theolog. Platonis I. 4. p. 9. Suidas in Ὀρφεύς und Eudocia Violar. p. 318.) Sind dies keine Bilder? ist dies keine bildliche Lehrart? — Aber, wird man einwenden, von den Pythagoreern heiſst es doch, und zwar zur Unterscheidung von den Orphikern und Andern, sie hätten διὰ τῶν εἰκόνων, durch Bilder, göttliche Personen und Dinge dargestellt; wo also das Bildliche nicht mit: συμβολικῶς oder mit διὰ συμβόλων bezeichnet wird (Proclus a. a. O.). — Es wird nicht damit bezeichnet, weil hier von der mathematischen Construction im Raum die Rede ist, wodurch die Pythagoreer Begriffe und selbst theologische Begriffe anschaulich machten, z. B. die Mutter der Götter (Rhea) durch die mathematische Figur des Cubus. Wenn aber dieselben Pythagoreer die beiden Bären am Polarkreis die Hände der Rhea nannten, so bemerkt Aristoteles (apud Por-

Digitized by Google

phyr. de vit. Pythag. §. 41. p. 42. Kust.), das sey symbolisch (συμβολικῶς) — das heiſst doch wohl bildlich oder sinnbildlich — gesprochen. Und wenn des Aristoteles Schüler Aristoxenus meldet, die Pythagoreer hätten durch die Bohne (κυάμῳ) einen gewissen Theil des thierischen Körpers angedeutet, so sagt der lateinische Berichterstatter (Gellius N. A. IV. 11 p. 286 Gronov.), das sey operte et *symbolice* geredet, d. h. μυστικῷ τρόπῳ συμβολικῶς (Porphyr. a. a. O.) das heiſst bildlich auf verborgene Weise, indem nun noch eine weitere Belehrung dazu gehört, um einzusehen, warum jenes vegetabilische Gewächs zur Bezeichnung eines organischen Körpertheiles gewählt worden. — Ich denke, dies wird hinreichen, den Vf. von der Nichtigkeit seiner vermeinten neuen Entdeckung zu überzeugen und ihn gegen sein Lexikon miſstrauisch zu machen. Gelehrte non trepidant circa Lexica, wie J. A. Ernesti sagte, sondern sehen sich hübsch in den Autoren selber um.

Nach allgemeinen Betrachtungen über Religion, die Motive des religiösen Glaubens und der Cultusarten wird der zweite Abschnitt mit einer Erörterung der Begriffe Numen und Deus eröffnet, und wir lesen S. 31 f.: »Deus ist meistens noch lange nicht so viel als ein Heiliger: denn die Seele des Verstorbenen, wenn sie den Leib verlassen hatte, ward nach Verrichtung ähnlicher Ceremonien, wie bei der Apotheose der Kaiser, deus genannt: deus hieſs ferner der unsichtbare Geleiter jedes einzelnen Menschen, der ihm von oben beigegeben war: deus bezeichnet sowohl ein gutes als auch ein schlimmes Wesen.« — Hier wäre bei mehrerer Umsicht ein höherer Standpunkt zu gewinnen gewesen. Ich muſs jetzt auf das, was zum Porphyr. de vita Plotini p. 130 ed. Oxon, und in einer Anmerkung Symbolik I. S. 156 f. dritter Ausg. bemerkt worden, verweisen. Hier will ich den Appuleius (nicht Apuleius, wie Herr H. S. 57 und öfter schreibt, s. Ruhnken. Praefat. ad Appuleii Metam.) sprechen lassen (de deo Socrat. Tom. II. p. 153 ed. Bosscha.): — nomine Manem Deum nuncupant. Scilicet honoris gratia Dei vocabulum additum est. Quippe tantum eos Deos appellant, qui ex eodem numero iuste ac prudenter vitae curriculo gubernato, pro *numinibus* postea ab hominibus proditi fanis ac caerimoniis vulgo advertuntur: ut in Boeotia Amphiaraus, in Africa Mopsus etc., und wie der Verf. S. 57 selbst bemerkt, war ja Labeo vorzüglich der Führer des Appuleius in diesen Lehren. — Wenn Herr H. (S. 56) selbst auf diese ältere Quelle mit den Worten hinweiset: »Aus Servius (Aen.

III. 168) entnehmen wir, daſs der Rechtsgelehrte Labeo eine Schrift über die Götter, welche ihren Ursprung aus Menschenseelen haben [Ich füge aus dem Originaltext, der hier wohl hätte mitgetheilt werden sollen hinzu: sie war De Diis animalibus betitelt] verfaſst, und unter denselben die Laren sowohl des Hauses (penates [?]) als auch der Straſsen (viales) verstanden hatte«, so bemerke ich, daſs aus dieser Schrift des Labeo auch ohne Zweifel die Stelle des Jo. Laur. Lydus (IV. 1. p. 172 Roether.) über den Februarius als Trauermonat entlehnt ist, denn er wird dort zwar nur im Allgemeinen als Gewährsmann genannt, die sacra dieses Monats besogen sich aber groſsentheils auf Todtendienst und Geisterwesen. Wenn der Verf. kurz darauf fortfährt: »Apulejus, welcher nach deutlichen Spuren die Schrift des Labeo vor Augen gehabt hat, überliefert uns folgendes System von Geistern der Verstorbenen: Jeder Geist eines Verstorbenen, welcher umgeht, ist ein lemur: wenn er friedlich und wohlthätig im Hause waltet und den Nachkommen Sicherheit und Seegen bereitet, so heiſst er lar [Es heiſst aber im Original de Deo Socratis p. 688 sq. p. 152 Bossch.: Ex hisce ergo Lemuribus, qui posterorum suorum *curam* sortitus *placato et quieto numine domum possidet* Lar dicitur *familiaris*, und von Wohlthaten und Seegen ist nicht die Rede. Seegen verleihen die Penaten, Sicherheit und Ruhe die Laren, der Familie der Lar familiaris, welches Beiwort der Verf. ganz weggelassen hat]; wird er vom Bewuſstseyn seiner Übelthaten gepeinigt und rastlos umhergetrieben [vielmehr in unstätem Umherschweifen wie in einer Art von Verbannung, incerta vagatione, ceu quodam exilio] zum nichtigen Spuk für die Guten und zur Qual der Bösen, so nennt man ihn [meistens, plerique] Larva: ist er endlich indifferent [wenn es aber ungewiſs ist, welches Loos einen jeden von ihnen betroffen, cum vero incertum est, quae cuique eorum sortitio evenerit], so wird er zu den Manengöttern gezählt.« Enthält diese classische Stelle ein System, wie der Verf. selbst mit Recht sagt, und sie ist ja auch, füge ich bei, vom Martianus Capella (II. 162—164, wo man jetzt die Anmerk. des Fr. U. Kopp p. 217 sq. nachsehe) aufgenommen werden, so hätte sie wohl schon an dem Anfange dieses Abschnittes, nämlich S. 43 an den Anfang des, *Manes* überschriebenen, §. 4. gehöret. — Doch über die oft sehr unsystematische Anordnung wollen wir mit dem Verf. nicht rechten. Er fährt fort: »Die Laren unterscheiden sich von den gemeinen Manen wie in der katholischen Kirche die Heiligen von

den Seligen: denn diese genieſsen ihren Zustand nur für sich, jener Verdienst ist so überschwenglich, daſs es auch auf andere überquillt.« Wie verträgt sich dies mit der obigen ersten Stelle des Appulejus, wonach das Deus dem Manis beigesetzt worden seyn soll, honoris gratia und um sie den durch Apotheose öffentlich göttlich verehrten Menschen gleichzustellen; und wie verträgt sich ein solcher Manis *Deus* mit dem obigen Satze des Vfs.: »Deus ist meistens noch lange nicht so viel wie ein Heiliger« — ? Einen andern Satz unsers Verfs. S. 42: »Diese Annahme macht erstlich den Grund begreiflich, durch welchen Varro veranlaſst werden konnte, den Rang der Semonen so niedrig zu stellen« u. s. w. findet der ausserdem mit Herrn H. in diesen Punkte übereinstimmende Klausen (de carmine Fratrum arvalium Bonn. 1836 p. 64) bedenklich; und ich verweise den Vf. überhaupt auf dessen Äusserungen über die Herabsetzung des Varro.

Es ist oben angedeutet worden, daſs in dieser ganzen Erörterung ein Hauptpunkt verfehlt, und die Bedeutung der Penaten und der Laren nicht gehörig gesondert ist. So manches Gute und Richtige der Verf. (I. S. 60 f. vgl. S. 300 und II. 49) über die Haus- und Stadt-Laren, von den Örtlichkeiten ihrer Verehrung, vom Juppiter Hercius, von herctum, heres und herus u. s. w. vorbringt, so hat er doch meines Bedünkens sich selbst den richtigen Einblick in diese Dinge durch hartnäckiges Abweisen aller griechischen Worte und Sachen verdüstert. Daher er auch (II. 49), nachdem er doch kurz zuvor aus Festus angeführt hatte: »*Hercius* Jupiter intra conseptum domus cuiusque colebatur, quem etiam deum *penetralem* appellabant« gleich darauf in einer Anmerkung sagt: »Vielleicht hat die lat. Form ursprünglich nicht Hercius sondern Hortius gelautet, und ist erst durch Vermengung mit ἑρκεῖος in Hercius umgewandelt worden.« Hier stört ihn die juristische Formel de familia herciscunda so wenig wie andere Dinge. Es gehört die Vergleichung mit der gesammten antiken, namentlich altdorischen und jonischen Hausreligion dazu, um hier das Rechte zu treffen. Der Ζεὺς ἑρκεῖος hatte als Schutzgott neben dem schützenden Heros dem lar familiaris manchmal allerdings am ἑρκίον, an dem Zaune oder an der Ringmauer des Hauses sammt dem Hofe, seinen Altar, manchmal aber auch im Innern einer Kapelle, wie z. B. im Pandrosium. Doch hat Dionysius (A. R. I. 67. p. 169 Reisk.) die römischen Penaten richtig mit den θεοῖς ἑρκείοις der Griechen zusammengestellt; und wie die Bedeutung des Schutzgottes solchen Göttern ihren

Platz am ἕρκος, oder ἑρκίον anweiset, so muſs sie folgerichtig dem Zeus-Juppiter als Penaten auch einen Altar im Innern des heiligen Hauses anweisen; und darum nennet Festus a. a. O. den Juppiter Hercius auch Deus penetralis. Da ich hier in ausführliche Erörterung nicht eingehen kann, so verweise ich der Kürze wegen auf Stuarts Alterthümer von Athen I. p. 472. 481. 498 f. der deutsch. Übers. auf die Commentatt. Herodott. I. p. 232 sqq. und auf Raoul-Rochette Lettre à M. Panofka in den Annales de l'Institut de France III. p. 415 sqq. S. 61 heiſst es: »Die lares praestites hüteten sowohl die Wohnungen als auch die Straſsen und Kreuzwege, nach dem doppelten Geschäfte aller Laren, sowohl daheim als auch ausserhalb die Angehörigen zu beschützen. An diesen zwei Laren wird man um so gröſsere Ähnlichkeit mit den Dioskuren gewahren u. s. w.« Hier hätte man nun aber auch die verschiedenen Angaben des Nigidius (beim Arnobius III. 41. p. 133 Orelli) über die Laren erwarten sollen; wo es heiſst: »In diversis Nigidius scriptis modo tectorum domuumque custodes, modo Curetas illos, qui occultasse perhibentur Jovis aeribus aliquando vagitum, modo digitos Samothracios, quos quinque indicant Graeci Idaeos dactylos nuncupari.« obschon wir keineswegs diese Zusammenstellungen alle zu vertreten gesonnen sind. Von den Dioskuren aber berührt unser Verf. zwar (II. 272) die Sage von ihrer Erscheinung und darauf erfolgter Verehrung nach der Schlacht am Regillus. Dagegen läſst er sich (II. 31) so vernehmen: »Der freieren griechischen Religion genügten kaum zwei Zeussöhne mit ihrem unendlichen Reichthum von Kämpfen und Heldenthaten, wo wir die einseitige römische bei Einem Heros (dem Herkules) und Einem Mythus sich beruhigen sehen.« — Aber die Römer hatten doch auch den Cultus der Dioskuren; hätte unser Verf. die alten amykläischen und alt-samothrakischen Elemente in den latinisch-römischen Religionen ins Auge gefaſst, so würde er einerseits den Grund gesehen haben, warum die Römer auf eine solche Sage verfallen konnten, andererseits sich dieser letzteren Bemerkung über Herkules enthalten haben, obschon wir gerne zugeben, daſs die Römerreligion nicht jene epische Ausbreitung wie die griechische hatte. Es ist hier nicht der Ort, über den inneren Zusammenhang der Einsetzung von zwei Consuln mit dem Cult zweier Dioskuren u. s. w. zu sprechen. Auf jeden Fall hätten die Dioskuren in einem Buche über die römische Religion ein Capitel verdient. — S. 64: »Bei derjenigen ehelichen Verbindung, welche coemptio hieſs, kam die Braut mit

Digitized by Google

drei Kaufschillingen ins Haus des Bräutigams: den einen gab sie dem Gatten, den zweiten legte sie auf den Herd der Hauslaren, den dritten auf die nächste Kreuzung der Gassen für die öffentlichen Laren, womit sie ihre Rechte symbolisch erkaufte. Nonius p. 531 Merc.« Von der juristischen Handlung der coemtio sagt Nonius kein Wort. Jene rechtliche Eheschlieſsung, per aes et libram genannt, hatte einen ganz andern Hergang. Auch kaufte die Frau den Mann nicht, noch Rechte auf den Mann. Jenes Darbringen von 3 Asses war eine blos symbolische, zu den Hochzeitfeierlichkeiten (das Rechtliche gar nichts angehende) gehörige Handlung. Jene juristische coemtio war eine Form der in manum conventio. (Grupen de uxore Romana p. 231 sq. vgl. Gaii Institutt. Commentar. I. 110.) Auch widerspricht schon, was (II. 88) nach Plutarch (Quaest. Rom. c. 105 aus dem Varro) erzählt wird, jenem angeblichen Kaufen. — Nicht blos die Hochzeitgebräuche, sondern die altrechtlichen Formen des Eheschlusses machen aber ein bedeutendes Moment in der Religion der Römer aus, und hätten in ihren Gründen Betrachtung verdient. Das gleich folgende (nach Cato de r. r. c. 143. I. 144 Schneider) lautet im Original vollständig so: »Kalendis, Idibus, Nonis, festus dies cum erit coronam in focum indat. Per eosdem dies Lari familiari coronam in focum indat (villica)« Die Kalenden, Idus und Nonen waren der Juno, dem Juppiter und den Laren geheiligte Tage. Der Neumond (nascens luna) war aber nach dem alten Kalender identisch mit den Kalenden (s. die Ausleger p. 83 d. Schneider und Torrentius zum Horat. Odarr. III. 23. 2.) S. 65. Mit der Erwähnung der Opfer und Gebete der Arvalbrüder muſs das Gebet (II. 146) selbst verbunden werden. An beiden Stellen hätte unser Verf. aus Foggini in Verrii Flacci fastos p. 127, Marini gli Atti des fratelli arvali II. 600, Lanzi Saggio d. ling. Etrusca I. p. 142 sqq. viele Belehrung ziehen können. Jetzt findet Herr Klausen (de carmine fratrr arvall. pag. VI.) des Vfs. Erörterung ungenügend, und konnte sie wohl nicht anders finden. So ist z. B. von der Ceres einigemal die Rede (I. 47. II. 135 ff.) — aber warum ist denn von dem so bedeutenden und langbestandenen Cult und Wesen der italischen Δηώ, bei den Latinern *Dea Dia* genannt, gar nichts gesagt? worüber ich (ausser Symbolik II. 329—586. 880. 905 zweiter Ausg.) jetzt auf die Erörterungen des Herrn Klausen in der angeführten Schrift (p. 56—65) der Kürze wegen verweisen will.

S. 66: »Saturnus ist aber Herr der sämmtlichen Geister, gleichwie Jupiter Herr der Genien ist, und sein Name kommt gleich dem der Semonen von serere her. Denn auch Κρόνος bedeutet keineswegs die Zeit (χρόνος), sondern ist vielmehr von creare — karômi [?] benannt: beide Namen bezeichnen den Urheber der Existenz.« Da der Verf. in den Berichtigungen alle diese Sätze ausgelöscht wissen will, so enthalte ich mich gegen ihn zu sprechen und verweise kürzlich auf meine Erörterungen in diesen Jahrbb. 1827. Nro. 34. S. 539—541. Eben so hat der Verf. eine andere unglückliche Etymologie getilgt II. S. 173., wo wir lesen: »Die Molae des Mars (Gell. XIII. 22. 1.) haben wir im ersten Theile (p. 130) für Musen (Μῶαι) erklärt: berücksichtigen wir indeſs, daſs ein dem Mars sehr nahe stehender Gott von der Mörserkeile, womit man das Getreide stampſte, benannt worden war, so scheint es uns nicht unmöglich, daſs sie mit der Mühle in Verbindung standen.« — Eine Vergleichung dieser Molae mit der Molione und den Molioniden oder Aktoriden würde diesem Satze mehr Sicherheit und Ausbreitung gegeben haben, zumal wenn benützt worden wäre was Herr Welcker und ich selbst (Symbolik II. S. 387 ff. 2ter Ausg.) über diese letzteren ausgeführt haben. Wir nehmen gleich mit, was ebendaselbst über die Gattin des Mars Nerio oder Nerina bemerkt wird. Hier ist Jo. Laur. Lydus de menss. IV. 42. von ihm angeführt, und weil dieser und Andere diesen Namen aus dem Sabinischen in der Bedeutung fortis ableiten [man füge bei Lydus de magistratibus Rom. p. 44: Καὶ Νέρων ὁ ἰσχυρὸς τῇ Σαβίνων φωνῇ], so erinnert Herr H. an das indische nri und an das griechische ἀνὴρ, Mann. Ich habe nichts dagegen, hätte aber doch eine Erläuterung erwartet, ob jene Nerina mit der Minerva oder mit der Venus identisch sey. Letzteres läugnet Lydus, und thut sich auf einen Homerischen Vers, den er geltend macht, etwas zu gut, aus Unkunde samothrakischer Götterordnung. Dies hängt mit zwei andern Stellen (II. 5 und I. 165) zusammen. An letzterem Orte heiſst es: »Bei ausserordentlichen Veranlassungen aber hat man sehr feierliche Kissenbreitungen (lecti sternia) für mehrere Gottheiten zugleich, deren Bilder an geweihten Plätzen (fana) paarweise auf die Polster gelagert zu werden pflegten, veranstaltet.« Hier frage ich: »paarweise« aber wie? und was kann man daraus über den Ursprung des altrömischen Cultus für Folgerungen ziehen, z. B. daſs Venus wie in der pompa circensi mit Mars und nicht mit Vulcan verbunden erschien? nämlich nach samo-

thrakischer Götterordnung. Wäre dies erwogen worden, so würde (II. 5) diese Verbindung von Mars und Venus vom Verf. nicht als unrömisch, sondern als uralt samothrakisch-römisch bezeichnet worden seyn. — Übrigens, um auf den ersten Punkt zurückzukommen, so wären noch weit mehrere gewagte Etymologien zu streichen gewesen; z. B. wer möchte wohl geneigt seyn die Ableitungen des Verrius Flaccus (Festus p. 509 Dacer.) silicernium von silentium und cernere, welches den Vorstellungen der Alten von der Unterwelt so angemessen ist, oder die des Jos. Scaliger (a. a. O.) von selucernium (ἀλυχνία, s. dessen Note) mit folgender des Herrn H. zu vertauschen (I. 48): »In silicernium ist der zweite Bestandtheil aus coesium geworden, und von coesna oder coena hergeleitet, der erste aber vielleicht aus situs unorganisch verändert.« ? —

Zu S. I. 68 und II. 162, woselbst der Verf. seine Unabhängigkeit von den Sanscritgelehrten beweiset und über die oft schwankende Quantität in den Götternamen eine beachtungswerthe Anmerkung macht, verweise ich noch auf Servius ad Aen. I. 282: »Mars quum saevit, *Gradivus* dicitur, quum tranquillus est, *Quirinus*«, womit man Martianus Capella I. 4 und I. 46 nebst den Auslegern p. 93 ed. Kopp. vergleiche; wie auch auf derselben Seite zu maniae und larvae denselben Martianus II. 162 sqq. mit p. 219 und K. O. Müllers Etrusker II. S. 101. — Ohne S. 76 der aus Dionysius Hal. (I. 68) mitgetheilten Notiz von der Vorstellung der Troischen Penaten: »immer zwei Jünglinge im kriegerischen Anzuge« geradezu widersprechen zu wollen, muſs ich doch auf eine ganz abweichende Angabe aufmerksam machen. In einem Scholion einer sehr alten Trierer Handschrift des Persius (zu Satir V. 81) fand ich: »Quia Gabino habitu cincti Penates formabantur, obvoluti toga super humero sinistro et dextro« Auch mit verschleiertem Hinterhaupte sind sie in den Bildern des Vatikanischen Codex des Virgilius und daraus in Millin's Gallerie mythol. pl. CLXXVI vorgestellt; also togati, friedlich und priesterlich oder den verborgenen Gottheiten, wie dem Kronos-Saturnus ähnlich; welche Nachweisung zum Beleg dienen mag, daſs die Religionsgeschichte der antiken Denkmahle der Bildnerei nicht entbehren kann. Zu S. 79 verweise ich, wegen der meteorologischen und astronomischen Seite, von welcher die Penaten auch betrachtet wurden, wieder auf Martian I. 41 und I. 45 wie auf K. O. Müllers Etrusker II. 81 f. Dort heiſst es: »Qui Penates ferebantur Tonantis ipsius«. Nämlich nach diesem System nah-

Digitized by Google

men unter den 16 Regionen des Himmels die erste ein: post ipsum Jovem dii Consentes, *Penates*, Salus ac *Lares*, Janus, opertanei, Nocturnusque.« — Zu S. 81 oben bemerke man die Inschrift bei Muratori: »Dibus Penatibus *ob rem militarem* votum solvit T. A. Largus« vgl. des Marini fratelli Arvali p. 120.

S. 88 f. erzählt der Verf. nach Virgilius (Aen. VII. 678) die Mythen von den dii Indigetes und vom Caeculus, und macht zu den Worten: »Zu Praeneste gab es Pontifices und Dii indigetes so gut wie zu Rom. Es gab nämlich daselbst zwei Brüder, welche indigetes genannt wurden«, die Anmerkung: »Im Texte [des Servius] heist es: erant *etiam* duo fratres, qui *divi* appellabantur. Allein der Zusammenhang zeigt deutlich, daſs enim oder autem für etiam [?] und indigetes für divi geschrieben werden muſs.« Hierzu bemerke ich: La Cerda zum Virgilius l. l. wollte: digitii. Aber der Mythographus Vaticanus II. 184 hat divini und die Interpretes Virgilii l. l. ed. Ang. Mai haben: Varro a *Dipidiis* pastoribus educatum, ipsique *Dipidio* nomen fuisse et cognomentum Caeculo tradit libro, qui inscribitur Marius aut de fortuna. Hierauf wird (S. 89) aus Solinus berichtet: »Praeneste ist laut den Praenestinischen Urkunden von Caeculus gegründet, den, wie die Sage geht, die Schwestern der Digitii neben einem zufälligen Feuer gefunden haben«. [Es muſs heiſsen: zufällig neben einem Feuer, denn es muſs fortuito gelesen werden s. H. Grotius zum Martianus VI. 642.] Hierauf fährt der Verf. fort: Aber was sollen hier die Digeti oder Digitii, womit die Römer die idäischen Δάκτυλοι zu übersetzen pflegen? denn von diesen ist keine Spur in der latinischen Religion [? S. oben die Stelle des Nigidius bei Arnobius III. 41.] Offenbar muſs Indigetum geschrieben werden, welches Wort auch bei Arnobius und anderwärts mit Digeti verwechselt ist. [Aber die Codd. Palatini haben *Digitorum* sorores. Dagegen wollte Salmasius in Solin. p. 46: *Igidiorum* sorores, i. e. icidiorum, οἰκιδίων i. e. Larum. Allein alsdann müſste es oecidiorum heiſsen, da die Lateiner von οἶκος *oecus* bildeten. Ohne triftige Autorität möchte ich also Digitorum oder Digitiorum nicht ändern. Im Verfolg beschlieſst dee Verf. seine Ausdeutung dieses latinischen Mythus mit den Worten: »Caeculus ist sein Name, ein Name, der ohne Zweifel aus καίω (caleo) gebildet ist, und dessen Bedeutung mit der Sage übereinstimmt, daſs die Flamme des Herdgottes ihn umleuchtet hatte.« Dieser Herleitung kommt, wie es scheint, Martianus zu Hilfe (a. a. O. p. 525 Kopp.): »Praeneste ab Ulyssis nepote Praeneste (conditum), licet alii ve-

lint Caeculum conditorem, quem pignus asserunt fuisse *flammarum.*« Aber in der Beschreibung des Caeculus heiſst es beim Servius (a. a. O. vgl. die Mythogr. Vaticc. I. 84. II. 184. und die Interprr. Virgilii l. l.): oculis *minoribus*, quam rem efficit fumus; — also die Alten dachten beim Caeculus an caecus, und in caecultarit (beim Festus p. 60 Dacer.), wo das *l* erscheint, liegt die nähere Etymologie. Das Natürliche des genealogischen Mythus leidet darunter nicht; des Feuers Sohn ist der Rauch, und der hinkende Vulcanus hatte einen blinzelnden Sohn Caeculus ganz in der naiven Sprache der Vorwelt, welche natürliche Erscheinungen in ihrem ursachlichen Zusammenhang personificirt; und wenn die alten Pränestiner den Caeculus abgebildet haben, so haben sie ihn, in der Kunstsprache zu reden, ὄμμασι μεμυκόσι vorgestellt, wie wir auf alt-sicilischen Münzen die chthonische Demeter-Ceres vorgestellt sehen. Wer endlich diesen mythisch-genealogischen Spuren weiter nachgeht, wird in einem von Flammen umleuchteten und halbblinden Sohn des Vulcanus einen Feuerarbeiter und demzufolge auch seine Verwandtschaft mit den mythischen Digitis oder was einerlei ist Δακτύλοις nicht verkennen.

S. 94: »Nehmen wir an, daſs novensides aus nove insides zusammengezogen sey, und im Gegensatz von indigetes, den altheimischen, die neu eingebürgerten Götter bezeichne« In diesem Sate über die novensiles stimmt Kopp zum Martianus p. 94 mit Herrn H. überein, mit der Bemerkung, daſs auch K. O. Müller (Etrusker II. 84) die Neunzahl zu bezweifeln scheine, aber auch wieder mit dem Beisatz: »modo eam vocem (novensiles) Latinam putemus.« — Zu S. 96 f. über omen, ostentum, portentum, monstrum, prodigium wäre wohl das Büchlein de differentiis vocabulorum hinter den Werken des Fronto ed. Mediol. II. p. 467 sq. zu vergleichen gewesen.

S. 110 heiſst es von den Auguren: »Die Macht dieser Priester war sehr groſs.« Aber die Auguren waren keine Priester. In dem Schriftchen: Incerti auctoris magistratuum et sacerdotiorum expositiones p. 4 werden von den verschiedenen römischen Priestern die Auguren abgesondert, und so bezeichnet: »Collegium augurum ordo hominum *prudentum* erat, qui prodigiis publicis praeerant; — eine Unterscheidung, welche der Herausgeber Herr Ph. Ed. Huschke p. 137 sqq. gelehrt findet und selbst sehr gelehrt beleuchtet und bestätigt hat. — Auf der folgenden Seite muſs Z. 11 Cic. Philipp. II. 32 ergänzt werden.

S. 118 heiſst es: »in dessen (des Krummstabs, lituus des Augurs) Gestalt in der That die Pflugkrümme nachgeahmt zu seyn scheint.« Hätte der Verf. sich in den bildlichen Denkmahlen anderer Völker umgesehen, so würde er diese Vermuthung unterdrückt haben; auch geben uns die Alten über den Ursprung und über die Gestalt des Lituus viel natürlichere Erklärungen, die ich zu Cic. de divinat. (I. 17. p. 82—84 ed. Moser.) angeführt habe; wo besonders die Stelle aus den neuaufgefundenen Bruchstücken der Röm. Gesch. des Dionysius von Halik. zu beachten ist. Ebendaselbst (nämlich zu I. 41 p. 203 sq. Moseri und in der Symbolik II. S. 836 f. zweiter Ausg.) habe ich mich für eine Meinung erklärt, die auch, wie ich aus S. 123 f. ersehe, die des Heern H. ist: »Um jene Kunst zu lernen, und sich nicht immer mit gedungenen Etruskern behelfen zu müssen, sandten die Römer einst in ganz früher Zeit in die einzelnen etruskischen Staaten entweder sechs oder zehn der vornehmsten Jünglinge in Unterricht.« Für diesen Satz, daſs ehemals römische Jünglinge in Etruskerstädte zur Unterweisung gesendet worden, bringt der Verf. in einer Anmerkung noch mehrere sehr triftige Gründe bei. Nun aber höre man, wie sich derselbe (I. S. 242) vernehmen läſst: »Diese Nachricht (nämlich von jenen Absendungen römischer Jünglinge) ist jedoch sicherlich, wo nicht erdichtet [?], doch sehr übertrieben, da sich nicht einsehen läſst, was diese Jünglinge, ausser der Opferschau, irgend von den Tuskern hätten holen können. Denn da deren Fortschritte in Künsten und Wissenschaften nicht beneidenswerth waren, so konnte blos ihre pedantische Genauigkeit und abergläubische Scrupulosität in Beobachtung von Ceremonien den Römern, welche an demselben Fehler krankten, nachahmungswerth scheinen.« Im Verfolg wird sodann der Einfluſs jenes gegenseitigen Verkehrs auf die römische Religion als nicht so gar wichtig bezeichnet und mit den Worten geschlossen: »Kaum Erwähnung verdient endlich daſs Miſsverständniſs, daſs die alten römischen Ritualbücher ganz oder zum Theil etrurisch (Festus p. 233) wohl gar in etrurischer Sprache verfaſst gewesen seyen.« Ich sage dagegen: Kaum Erwähnung verdienen solche Behauptungen, zumal heut zu Tage. Es sey also nur ganz kurz bemerkt, daſs die Bauten des ältesten Roms über und unter der Erde etruskisch waren, daſs die Römer ihre ältesten Götterbilder gröſstentheils von den Etruskern erhalten hatten, die dii fictiles, neben andern Tempelgeräthen, Insignien und Ornamenten, daſs die römischen

Digitized by Google

Schriftsteller übereinstimmend den etruskischen Einfluſs auf römischen Cult und römische Sittigung anerkennen, daſs die Etrusker ihre eigene Literatur hatten, zumal eine priesterliche, wie die Bücher des Tages u. a. beweisen, daſs, trotz der Vorherrschaft des griechischen Mythus zumal des Heroenmythus, in den Bilderdenkmahlen der Etrusker sich noch eine Menge von Eigenthümlichkeiten zeigen, die auf nationalem Mythus und Cultus beruhen; wovon sich der Verf. hätte überzeugen können, hätte er sich in den Monumenten umsehen wollen, die seit Dempster bis auf Micali, Inghirami u. A. besonders auch durch das römisch-archäologische Institut bekannt gemacht werden. — Sollte aber nun einmal die Religion der alten Römer durchaus als ganz eigen, originell und abgeschlossen vorgestellt werden, so muſsten nicht nur fast alle orientalische und griechische Verzweigungen mit ihr geleugnet, sondern es muſste auch das tiefsinnige, eigenthümlich in seiner Art durchgebildete und in Künsten erfahrene Volk der Etrusker als eine Schaar von Pedanten und peinlich-ängstlichen Kleingeistern dargestellt wurden. Durch solche Vorurtheile hat sich der Verf. eine freiere Umsicht selbst verschlossen und sich des Gewinnes beraubt, den er aus der in neuerer Zeit durch K. O. Müllers u. A. Werke gewonnenen tieferen Kunde des Etruskervolkes hätte ziehen können. — Wir haben hiermit einen Hauptfehler dieses sonst in manchem Betracht brauchbaren Buchs bezeichnet, und muſsten ihn im Interesse der Wissenschaft bezeichnen.

Bei einem solchen Urtheile, das sich mir aus der Lesung dieses Buches gebildet, konnte es nicht fehlen, daſs ich an den Rändern desselben eine Menge von Fragezeichen machen muſste, die, wollte ich sie in wirkliche Zweifel oder Einwürfe verwandeln, hinlänglichen Stoff zu einer eignen Schrift darbieten würden. Ich unterdrücke sie der Kürze wegen, und beschränke mich, das Weitere betreffend, auf einige Bemerkungen und Nachweisungen über Einzelnes:

Bei I. S. 129 und 219 habe ich die Stelle des Festus p. 96 (p. 217 Dacer.) aber auch noch eine zweite in Aemiliam gentem (p. 14 Dac.) verglichen, und mich von Bentley (Respons. ad Boyl. p. 188 Lips.) darüber belehren lassen, welcher dazu bemerkt: »Narrat enim Festus v. Aemiliam g. fuisse Pythagorae filium nomine Mamercum; quod formatum videtur e Dorico Μνάμαρχος«. Aber auch des Pythagoras Vater hatte diesen Namen. (S. meine Schrift: Zur Gemmenkunde S. 134.) — S. 130: »Einstimmig

melden die Zeugen, daſs dies die cumäische Sibylle gewesen sey, deren Namen auf Maltea zurückzuführen, dergestalt daſs er mit Martea — Martia identisch wäre, ich groſse Lust hätte.« Diese Lust würde ihm wohl vergangen seyn, hätte er den Sokrates ap. Stob. (Serm. LIV. p. 409 Gaisford), den Jo. Laur. Lydus de menss. p. 193 sqq. ed. Roether mit den Noten, und besonders Böttigers Ausführung in den Amalthea I. S. 18 einsehen wollen. Diese Synonymie der Sibylle mit Juppiters nährender Ziege Amalhea, die zum Sternbild und Vorzeichen geworden, leitet bei einer Weissagerin auf einen ganz andern Kreis von Anschauungen und Vorstellungen hin. — Bei S. 151 über die Zeiteintheilung der Römer verweise ich den Verf. auf Ph. Ed. Huschke's Abhandlung über die Stelle des Varro von den Liciniern, Heidelb. 1835 S. 59. — Zu dem ganzen §. 4 von den Priestern muſste das bereits oben angeführte Büchlein Incerti auctoris Magistratt. et Sacerdotiorum Expositiones mit Huschke's Commentar zu Rath gezogen werden. — S. 157 (vgl. I. S. 209 f. und II. S. 116): »Jede Gottheit hat ihre eigenen Priester, und alle Priester stunden unter der Aufsicht der Pontifices (Cic. Leg. II. 8.)« — Hier und dort war 1) zu zeigen, wie Religion und Staatsregierung sich bei den Römern zu einander verhielten; 2) wie der Pontifex Maximus sich zu den Magistraten verhielt (s. Incert. auct. de Magistratt. p. 3 mit den Erörterungen Huschke's p. 121 sqq. vgl. meinen Abriſs der röm. Antiqq. p. 167 sqq. 2ter Ausg.); 3) wie in der römischen Hierarchie die Aufsicht und die Gewalt des Pontif. Max. über die Vestalinnen sich gestaltet hatte. Zu I. S. 158 und II. S. 267 bemerke ich, daſs Huschke ad Incert. auctor. p. 136 sq. die Herleitung des flamen von filum, filare sehr unwahrscheinlich findet, und wohl mit Recht. — Derselbe neugefundene Schriftsteller (pag. 3 et 4) und sein Ausleger (p. 128 sqq.) hätten auch den Erörterungen (I. S. 159. II. 163 und 267 f.) über den rex sacrificulus und namentlich über seine Verhältnisse zum Pontifex M., über die Fetiales und den Pater patratus so wie über die Salier manche Erläuterungen und Berichtigungen an die Hand geben können. Bei I. S. 171 über den ludus Troiae würde der Verf. ganz andere Aufschlüsse gewonnen haben, hätte er Raoul-Rochettes Monumens inedits, im Abschnitt Orestéide, nachgesehen.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 9. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Hartung, Die Religion der Römer.

(Beschluſs.)

S. 207 f. Die Urtheile des Polybius (VI. 56) über die römische Religion sind eine Ausgeburt des damals unter den Aufgeklärten und Weltleuten eingerissenen Euhemerismus, welchem entgegengetreten zu seyn wenigen andern, wie einem Arrianus und Plutarchus, desto gröſsere Ehre und Achtung sichert. — S. 212. Den Handel zwischen dem Pontifex M. Aemilius Lepidus und dem Volkstribunen Cn. Tremellius (Liv. Epitom. 47) hat neulich Herr Huschke zum Incert. auctor p. 122 sq. sehr lichtvoll dargestellt. — Zu S. 213 oben von den Religionsurkunden gehörten die libri augurales im engeren Sinne nicht, wie die augures auch nicht Priester waren (s. oben). Es waren vielmehr hieratisch-wissenschaftliche Bücher, der disciplina Etrusca angehörig, und von den Römern aufgenommen. Das Fetialenrecht soll erst Ancus Martius eingeführt haben. — Zu S. 226 bemerke ich, daſs Herr Husche in der Abhandlung über posessio und possessiones (Heidelb. 1835) mit unserm Verf. in der Vergleichung der ersten röm. Könige nicht in der Etymologie der Namen übereinstimmt. Huschke sagt (S. 82): »Dem Romulus gleicht wieder Tullus Hostilius, dem Numa, Ancus Martius, welche sämmtlich auch schon durch ihre Namen bestätigen, was die Geschichte bezeugt, daſs sie alternirend vom Römer- und Quiritenstamme ausgingen. — Numa Pompilius von νόμος und pompa; Tullus Hostilius von tollere hostibus; Ancus (verwandt mit sancus, sanctus) heiligte zuerst den Krieg durch das Fetialenrecht. Sein Name zeigt aber auch, daſs mit ihm der Gegensatz beider Stämme erschöpft war, und anfing zusammenzufallen.« Ich lasse zwar auch diese Etymologien dahingestellt seyn, bemerke jedoch, daſs Herr Huschke wegen der Verwandlung des o in u auf die Analogie von νόμος (νόμισμα) und dem dorisch-sicilischen νοῦμμος, numus, hätte verweisen können (Pollux IX. 79 Bentley Resp. ad Boyl. p. 415 und Ekhel Doctr. N. V. Prolegomm. p. II.) — S. 226: »Dieser kleine Staat im Staate, oder die Familiengemeinde hatte ihre eigenen Götter.« Hier hätte zur Verhütung irriger Vorstellungen gleich bemerkt werden sollen, daſs diese Gottheiten der sacra privata keine von denen der sacra publica verschie-

Digitized by Google

dene waren; und über das Folgende (S. 227) hätte aus v. Savigny's Abhandlung über die sacra privata der Römer viel Licht gewonnen werden können.

Der siebente Abschnitt, betitelt: Geschichte der römischen Religion und schon §. 1: Charakter der röm. Relig. könnte einem Ref. reichen Stoff zu allgemeinen Betrachtungen über den Geist der röm. Religion darbieten. Da ich mich jedoch erst neulich im allgemeinen Theil der Symbolik und Mythologie (S. 120 ff.) auch mit Berücksichtigung der Vorlesungen über die Philosophie der Religionen von Hegel (II. S. 132 ff.) darüber ausgesprochen habe, so unterdrücke ich dieses im Allgemeinen, und bemerke nur nachträglich, daſs seitdem ein geistreicher und philologisch durchgebildeter Rechtsgelehrter diese Punkte berührt hat (s. Ed. Platneri Quaestiones historicae de criminum iure antiquo Romano Marburg. 1836. pag. 21 sqq.), wo auch ein Satz Hegels gehörig eingeschränkt wird. Sodann über den angenommenen groſsen Wendepunkt in der römischen Sittengeschichte (S. 219) und der religiösen Denkart seit dem zweiten punischen Kriege schlieſse ich mich mehr der Meinung des Herrn Klausen (de carm. fratrr. arvall. pag. VI sq. und p. 31 sqq.) an: »Imo quamdiu exstitit quisquam, qui iure suo Romanum se diceret, religionum, quas prisci instituerant Quirites, non omnino interisse potest conscientia et intellectus.« Wie wenig der griechische Mythus und Cultus in das römische Volk im Ganzen eingedrungen war, zeigen die Fasti des Ovidius jedem Unbefangenen, ja wer sich in den Schriften des Augustinus, Lactantius, Arnobius, Minutius Felix und anderer Kirchenschriftsteller umsehen will, ja selbst noch in den Autoren des sechsten Jahrh. nach Chr. Geb., wie z. B. im Jo. Laur. Lydus, wird auf allen Blättern sehen können, wie fest der gemeine Mann in Rom und in den latinischen Orten, an den religiösen Örtlichkeiten, an den heimischen Gottheiten, Genien und Heroen und an den Gebräuchen hing, die ihm seit undenklichen Zeiten von den Altvordern überliefert worden waren. Ist doch Manches der Art bis auf den heutigen Tag in dem Sitze der katholischen Christenheit wie in Roms Umgegend aus dem Leben und den Gewohnheiten des Volks noch nicht ganz entschwunden, sondern behauptet, mit christlichen Vorstellungen und Gebräuchen vermengt, noch immer eine Art von Leben; worüber neuerlich der Engländer Blunt manche interessante Thatsachen zusammengestellt hat.

Es wäre die Aufgabe einer eigenen Schrift, wollte man in

Digitized by Google

eine Epikrise der nun folgenden Kapitel über die **einzelnen Gottheiten** der römischen Religion eingehen. Hier vermiſst Ref. gerade am meisten jene poetische Kraft, die längst in den Hintergrund der Zeiten zurückgetretenen Personalitäten der altrömischen Culte wieder in den Vordergrund hervorzurufen und in den Bereich unserer Anschauung zu stellen; und manche Parthien, welche doch in der lebendigen Sage ihre Localfarben mit sich bringen, wie z. B. der geniale Cultus und Mythus der Anna Perenna, erschienen ihm ziemlich farblos.

II. S. 14 ff. Über die Bedeutung des Juppiter in der römischen Staatsreligion, seine irdische Repräsentation durch den König, den vorsitzenden Consul, den triumphirenden Imperator, über die religiöse Seite des Triumphs u. s. w. wird der Verf. jetzt aus dem zweiten Theil der von Herrn Sillig redigirten Kunstmythologie des sel. Böttiger manche Aufklärungen und Berichtigungen schöpfen können. — S. 59 über den Summanus verweise ich den Verf. auf Kopps Noten zum Martianus Capella II. 161. p. 216 sqq. — S. 61, wo es vom Juppiter heiſst: »Im Gegensatz zu den Todesmächten war dem Fürsten des Lichts die weiſse Farbe heilig u. s. w.«, hätte aus Jo. Laur. Lydus (IV. 3. p. 150 Röther.) beigefügt werden sollen, daſs in dem sogenannten processus consularis einer der Consuln auf einem weiſsen Rosse zum Capitolium hinaufreiten muſste. Auch bemerken die Kunstkenner, daſs die alten Lithoglyphen die Bilder des Zeus-Juppiter vorzugsweise in weiſsen Chalcedon einzugraben pflegten. — S. 103 zu §. 6: »Die Argeenopfer« vermiſst man ungern die Benutzung von K. O. Müllers Abhandlung: Über die Fragmente der sacra Argeorum bei Varro de L. L. V. (IV.) 8. in Böttigers Archäologie und Kunst I. 1. S. 69—94. — Ebenso möge der Verf. (zu II. S. 155) über den Mars-Silvanus jetzt Klausen de carm. fratrr. arvall. p. 36—43 einsehen; der ihm übrigens (zu S. 258) in Betreff der Erörterung über den Mutinus (p. 64) seinen Beifall bezeigt.

Hiermit beschlieſse ich meinen Bericht über ein Buch, das ich, bei manchem Verdienstlichen, das es hat, und bei dem unverkennbaren Fleiſse, womit es bearbeitet worden, seinen Grundsätzen und seinem Geiste nach nicht für ein gelungenes halten kann. Ich glaube dies sine ira et studio auszusprechen, da ich mit dem achtbaren Verfasser in keinerlei Verhältnissen stehe, und mein Name in seinem Werke weder in Gutem noch im Bösen genannt ist.

Fr. Creuzer.

Digitized by Google

C. A. D. **Unterholzner**, *de mutata ratione Centuriatorum Comitiorum a Servio Tullio Rege institutorum. Vratislaviae* 1835.

Es ist eine bekannte Sache, daſs die genaue Kenntniſs der Staatsordnung in der Periode der römischen Republik von der Lösung dieser in der neueren Zeit so oft und hier am neuesten aufgeworfenen Frage abhängt. Am auffallendsten ist es dabei, daſs die Meisten darüber einig zu seyn scheinen, daſs auch in der umgeänderten Centurienverfassung das Vermögen (die Schätzung) noch Bedeutung gehabt habe, aber Einige davon am Ende doch glauben, auf Livius I. 43. i. f. bauend, die Centurieneinrichtung sey später lediglich darin bestanden, daſs in jeder der 35 tribus eine Centurie seniorum und eine Centurie juniorum gezählt worden sey. Was soll hier die Schätzung bedeuten? Hieher gehört z. B. unter den neuesten Büchern **Dahlmanns** Politik S. 42. — Viel consequenter sind diejenigen, welche geradezu annehmen, auf die Schätzung sey in der späteren Zeit bei der Centurieneinrichtung Nichts mehr angekommen, und man habe von dem System der Centurien nur die Eintheilung in den ritterlichen und nichtritterlichen Stand, und den Unterschied der seniores et juniores beibehalten — die Classen seyen abgeschafft worden, und Alle von 1 Million Assen bis zu 4000 Assen seyen sich gleich gewesen. Diese Ansicht vertheidigt vorzüglich **Niebuhr** III. Bd. S. 382. Abgesehen davon, daſs das **Wesen** der Centurieneinrichtung auf die **Vermögensclassen** gerichtet und der Unterschied des Alters nur secundär war, welcher letztere gewiſs auch leicht gefallen wäre, wenn er nicht mit dem ersteren in Verbindung gestanden: abgesehen davon, daſs die römischen Schriftsteller selbst immerhin von den classes reden, namentlich auch Cicero de republica in einer Stelle, die man gewöhnlich in das vierte Buch stellt: Quam commode ordines descripti, aetates, classes, equitatus, in quo suffragia sunt etc. — so ist der Unterschied zwischen der Abstimmung in den Tributcomitien und jener in den Centuriatcomitien gar nicht leicht zu fassen, wenn man annehmen soll, daſs die letzteren allein das voraushatten, daſs die Älteren die eine Hälfte, und die Jüngeren die andere Hälfte der Stimmen hatten. Sicherlich hätte man wegen dieser Rücksicht von einer Beibehaltung der Centuriateinrichtung nicht sprechen können. Die gröſste Schwierigkeit macht freilich **der** Umstand, daſs man gewiſs ist, daſs der alte Maasstab der Vermögensabtheilung sich geändert hat, aber nicht weiſs, welcher Maasstab an die

Digitized by Google

Stelle getreten ist. Allein auch hier kann man wohl annehmen, daſs die erste Classe einen Maasstab hatte, welcher die ganze Zahl der bemittelten Bürger umfassen konnte, was schon aus dem Verhältnisse von 80 Centurien zu 20 und 30 hervorgeht, und daſs daher von jeher der Geist der Centurieneintheilung darin zu suchen ist, — daſs die erste Classe die wirklich gut bemittelten Bürger sämmtlich umfaſst, und so ein Gegensatz dieser ersten Classe zu allen andern entstanden ist. Mit Recht wurde daher von jeher gesagt, daſs, wenn die Stimmen der Centurien der ersten Classe vereinigt seyen, von den andern Classen nicht mehr die Rede seyn könne. — Unter solchen Voraussetzungen muſs auch die Hauptstelle bei Livius I. 43. ausgelegt werden, und Niebuhr hat daher nicht nur von Gegnern, wie z. B. von Schultz, sondern auch von Freunden und Anhängern, wie z. B. von Walter, Widerspruch erfahren. Auch dürfte schwerlich v. Savigny seine frühere Meinung geändert haben. Dieser berühmte Rechtgelehrte vertheidigt nämlich die in Drakenborch ad Livium I. 43. angeführte Ansicht des Antonius Augustinus oder vielmehr des Ottavio Pantagatho, wornach in jeder der 35 tribus nach Classen gefragt wurde, und folglich schon die erste Classe aus 35 Centurien seniorum und ebensoviel Centurien juniorum bestand. Abgesehen davon, ob hinsichtlich der Ritter etwas geändert wurde, in welcher Beziehung wir auf Burchardi über den Census der Römer S. 67 verweisen — ist diese Ansicht diejenige, welche sich als natürliche Fortentwickelung der Censusanstalt nach der hauptsächlich auf Regionen sich beziehenden Abtheilung der groſsen Römerstadt am meisten empfiehlt. Es hat auch nicht an solchen gefehlt, welche bei der Annahme, daſs nur 70 Centurien gewesen seyen, weil sie das Zeugniſs des Livius für unangreifbar hielten, doch eine Vermögensrücksicht damit zu verbinden wuſsten, wie z. B. Zachariä in seinem L. Cornelius Sulla, welcher der Ansicht ist, daſs nach der Bedeutung der ganzen tribus in Hinsicht auf das Vermögen die zwei Centurien der tribus in eine der fünf Classen gebracht worden seyen; allein es muſs doch wohl angenommen werden, daſs in jeder tribus sowohl Reiche als Arme waren, und daſs im Geiste des Census die Einzelnen in Berücksichtigung genommen wurden, worauf auch schon die mitverbundene praefectura morum hinweist, und der Umstand, daſs die Einzelnen in die tabulae censuales eingetragen wurden. Die Meinungen von Nic. Gruchius de comitiis Romanorum, von Schulze von den Volksversammlungen der

Digitized by Google

Römer, von Frannke de tribuum, curiarum atque centuriarum ratione, von Hüllmann in seinem Staatsrechte des Alterthums, von Boner in seiner Dissert. de comitiis Romanorum centuriatis sind bekannt. Nur das Einzige ist noch zu erwähnen, daſs Schultz in seiner Grundlegung zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer von der sicherlich falschen Idee ausgeht, daſs bei der Bildung des Census nicht die einzelnen Bürger angeschlagen worden, als vielmehr eine bestimmte Vermögenssumme, so, daſs caput nicht die Person als vielmehr den Capitalstock gleichsam bedeute, welcher als Typus der Classification angenommen worden. Endlich wollen wir noch erwähnen, daſs die neueste Stimme, eine Recension über Zachariä in den gelehrten Blättern der Akademie der Wissenschaften zu München, ebenfalls der Ansicht des Ottavio Panthagatho beitritt.

Allein unser Verfasser verwirft dieselbe, und will, daſs man bei den 70 Centurien als dem Totale festhalte. Zuerst bezieht er sich auf die bekannte Stelle von Livius I. 43. und darauf, daſs Livius immer in jeder tribus nur eine Centurie juniorum und eine seniorum nach dem Namen der tribus aufführe, sodann darauf, daſs die Annahme von 350 Centurien, wozu noch die Ritter- und andere Centurien kommen, die Abstimmung in einem Tage fast unmöglich gemacht habe, endlich darauf, daſs Niemand von dem neuen Vermögensmaasstabe etwas wisse, und man bei Gelegenheit der Contributionen, z. B. im zweiten punischen Kriege, ein neues System erfunden habe, was nicht nothwendig gewesen wäre, wenn ein allgemeines Vermögenssteuersystem des Census existirt hätte, im besten Falle könne man das System der Classen nur zum Schein als beibehalten annehmen, so daſs etwa die 35 tribus in 5 Classen geordnet worden, wornach jede Classe 7 tribus umfaſst habe, und wo dann die 4 tribus urbanae in der letzten Classe gestimmt hätten. Wir sind von diesen Gründen nicht überzeugt worden, denn Livius Endworte im 43. Capitel müssen mit Rücksicht auf das Vorhergegangene gedeutet werden. Hier heiſst es: non enim viritim suffragium eadem vi, eodemque jure promiscue omnibus datum est: sed gradus facti, ut neque exclusus quisquam suffragio videretur, et vis omnis penes primores civitatis esset. Equites enim vocabantur primi: LXXX inde primae classis centuriae; ibi si variaret, quod raro incidebat, ut secundae classis vocarectur: nec fere unquam infra ita descenderent, ut ad infimos pervenirent. Nun kömmt unmittelbar die Stelle über die Abänderung, in welcher Nichts von dem Auf-

Digitized by Google

geben der Classen und des ganzen Systems, sondern blos von der Vertheilung der Centurien über die 35 tribus gesprochen ist. Dabei konnte Livius nur die Bildung der ersten Classe um so leichter im Auge haben, als er gerade zuvor gesagt hatte, nur sie stimme in der Regel, und zu einer weiteren Abstimmung am wenigsten in einer niederen Classe sey es je gekommen. Was Livius schon von der älteren Zeit sagt, muſs noch mehr von der späteren angenommen werden, wo gerade, wenn man nicht tributim im engern Sinne d. i. viritim stimmte, blos auf die primores dachte. Also wollen wir auch zugeben, daſs die Aufstellung des Volkes in 350 und mehr Centurien nicht leicht vorkam oder vielleicht gar nicht de facto vorkam; dies ändert aber nicht das juristisch angenommene Princip der Classenabtheilung. Auch thut es nichts zur Sache, daſs wir die Veränderungen in der Quantität des census nicht mehr kennen: noch wichtigeres wissen wir nicht mehr genau aus der mittelalterischen germanischen Geschichte, und gar leicht läſst es sich denken, daſs für einzelne Zwecke ein neues System der Vermögenssteuer erfunden werden muſste, wie in den Kriegszeiten in Deutschland zum oftesten vorgekommen ist. Am wenigsten behagt uns der Versuch des gelehrten Verfassers, doch wieder in das System der Classen zurückzukehren, weil dieser Versuch zu seinen historischen Argumenten nicht paſst, und an sich eine ganz ohne Stütze stehende Conjectur ist. Warum Unterholzner die bekannte Stelle bei Cicero Philipp. II. 33. nicht näher gewürdigt hat, ist uns ebenfalls aufgefallen; daraus geht nämlich hervor, daſs die Aufrufung der zweiten Classe als Form sicher beibehalten war, wobei aber wieder folgt, daſs der Theorie nach das wenn immerhin erschütterte alte Comitialsystem blieb. Ecce Dolabellae comitiorum dies; sortitio praerogativae: quiescit. Renuntiatur: tacet. Prima classis vocatur; renuntiatur; deinde ut assolet, suffragia; *tum secunda classis* quae omnia sunt citius facta, quam dixi. Ich weiſs wohl, welche kritische Schwierigkeiten die Stelle hat; aber die Endworte sind jedenfalls gegen die Bedenklichkeiten gerichtet, welche wieder Niebuhr und Unterholzner aufgestellt haben, nämlich, daſs die Ausführung der Classenabstimmung in einem Tage unmöglich gewesen sey: denn gesetzt auch, Cicero spricht mit Rücksicht auf den concreten Fall, so kann man annehmen, daſs, wenn auch für andere Fälle die Abstimmung ein und das andremal miſsglückte, der Kalender reich genug mit dies comitiales ausgestattet war. Doch es ist hier nicht der Ort, diesen

Digitized by Google

Gegenstand weiter auszuführen, sondern unser Zweck geht lediglich dahin, auf die Versuche der neueren Zeit in diesem schwierigen und wichtigen Punkte in unsern Annalen aufmerksam zu machen und die Vermuthung zu äussern, daſs die Auctorität auch eines Niebuhr und Unteholzner schwerlich die gelehrte Welt für die neuere Ansicht gewinnen werden. Noch sey uns erlaubt, einen ähnlich schwierigen Punkt und unsre Ansicht darüber zu berühren. Es ist dies die famöse Stelle bei Cicero de republica II. 22: Nunc rationem videtis esse talem, ut equitum centuriae cum sex suffragiis et prima classis, addita centuria, quae ad summum usum urbis fabris tignariis est data, LXXXVIIII centurias habeat; quibus ex centum quatuor centuriis (tot enim reliquae sunt) octo solae si accesserunt, confecta est vis populi universa: reliquaque multo maior multitudo sex et nonaginta centuriarum neque excluderetur suffragiis, ne superbum esset, nec valeret nimis, ne esset perniciosum. Wir wollen hier durchaus nicht auf die verschiedenen Versuche, diese Stelle mit Livius und Dionys. zu vereinigen, eingehen; sondern nur Folgendes bemerken: die centuriae equitum waren nach Livius und Dionys 12, und die 6 suffragia dazu genommen waren 18 centuriae; dieser Stand läſst sich nicht läugnen, oder die Sache sich so darstellen, als wenn 3 centur. aus Romulus Zeit und 6 suffragia aus späterer Zeit, also nur 9 centur. gewesen wären; wo würde dann der Satz *una* addita centuria Bedeutung haben? Also es waren 18 Rittercenturien und unâ addita 19. Demnach aber bleiben nach der Zählung Cicero's nur noch 70 andere Centurien. So scheint er auch die Sache angesehen, aber leider aus seiner Zeit der zweimal 35 tribus Centurien auf die alte Zeit zurückgeschlossen zu haben. Freilich wäre dann auch die ganze andere Rechnung falsch, und dies anzunehmen wird keine groſse Überwindung kosten, da Livius und Dionys übereinstimmend anders rechnen, und Cicero mehr nach dem Resultate zu streben scheint, die Übermacht der Reicheren zu zeigen, als eine historisch treue Darstellung der alten Centurieneinrichtung zu geben. War einmal der Irrthum der Berechnung der ersten Classe gemacht, so ist der darauf gegründete Zahlencalcul, da Cicero das Totale der 193 Centurien im Kopfe hatte, leicht erklärlich, und wievielen ist es nicht schon begegnet, daſs, wenn sie aus zwei Zahlengröſsen Berechnungen machten und die eine falsch hatten, sie sich durch gewagte und falsche Annahmen zu helfen suchten, sich und andere täuschend! Eine mir erst, nachdem ich diese Zeilen schon

Digitized by Google

hingeworfen hatte, bekannt gewordene Ausführung von Orelli in seinen in diesem Jahre herausgegebenen selectis orationibus, und zwar im Excurse ad Philipp. II. 33, ist mit uns zwar darin übereinstimmend, daſs Cicero de republ. II. 22. seine Berechnung der ersten Classe von der Abstimmung der Centurien nach der Einrichtung der Tributim geschehenen Zusammenberufung genommen habe, so daſs 12 centuriae equitum, 35 centuriae juniorum, 35 c. seniorum und die 6 suffragia die erste Classe gebildet hätten: allein er glaubt, daſs auch in der späteren Zeit wirklich die alte Zahl von 193 Centurien bestanden habe, was ihn auf Conjecturen führt, die nicht nur ohne Bestätigung sind, sondern auch in sich unverlässig scheinen. So sollen nämlich in der 2ten Classe 35, in der 3ten und 4ten ebensoviel, oder in der 2ten Classe 70 und in der 3ten 35 Centurien gestimmt, damit aber die Abstimmung beendigt gewesen seyn, ja, daher erkläre es sich, daſs wenn nach Cicero die 89 Centurien der ersten Classe einig waren, nur noch 8 der zweiten Classe dazu zu kommen brauchten. Von uns weicht also der gelehrte Herausgeber Cicero's darin ab, daſs er für die erste Classe 70 Centurien zugibt, aber die Durchführung für die übrigen Classen nach dem Maasstabe von 35 Centurien juniores und 35 Centurien seniores läugnet. Seine Ansicht wäre plausibler — wenn er annehmen würde, daſs in der 2ten bis 5ten Classe die Centurien nicht in gleicher Zahl bestanden hätten, und die vollen 70 Centurien nur in der ersten Classe hervorgetreten seyen.

Roſshirt.

---

v. Savigny, Beitrag zur Rechtsgeschichte des Adels im neuern Europa. Eine in der königl. Akademie der Wissenschaften am 21. Januar 1836 gelesene Abhandlung.

Dem Unterzeichneten, welcher sich in seinen germanistischen Studien auf den engern Kreis des Strafrechts beschränkt, sey es erlaubt, diese durch ihre eben so gründliche als klare Darstellung ausgezeichnete Schrift in unsern Jahrbüchern anzuzeigen. Gleich will er gestehen, daſs er die Resultate des ersten und zweiten Abschnittes der Schrift über den Adel in der Urzeit und nach den Völkergesetzen nicht prüfen kann und will, wenn er auch mit dem berühmten Verfasser der Meinung ist, daſs immerhin die Grundlage der Beurtheilung unsers Gegenstandes dort gefunden

Digitized by Google

werden wird. Mit der Bildung einer festeren Ordnung, mit der Gewinnung eines neuen Anhaltspunkts für neue Gesittung durch die Herrschaft Karls des Groſsen beginnt eigentlich die Geschichte des deutschen Adels, und nur aus jener Zeit sind die einzelnen Familiengeschichten abzuleiten, von welchen wir zu einer allgemeinen Geschichte des deutschen Adels aufsteigen können. Immer war der Unterzeichnete des Dafürhaltens, daſs nur dann, wenn die Archive der Dynasten mehr noch, als bisher geschehen, geöffnet sind, wir zur rechten Einsicht ihres ursprünglichen Verhältnisses gelangen werden, und daſs die beste Kenntniſs der alten Völkergesetze nicht im Stande ist, den Bau der Brücke in die Zeit, wo wir durch die bekannten Forschungen unsrer Gelehrten fester stehen, zu vollenden. In der neuesten Zeit hat man besonders in Baiern Manches geleistet, und mehr wird durch die überall organisirten historischen Vereine daselbst noch geschehen. Das Land in Franken, Schwaben und am Rhein ist für die Geschichte des deutschen Adels das richtig gewählte Theater, ohne daſs wir dadurch die Ausdehnung der Forschungen begrenzen wollen.

I. Als Kennzeichen des Adels aus der Karolingischen Zeit sind von dem berühmten Verf. richtig angeführt: a) die Dienstfolge freier Männer (active Gefolgschaft; b) die Dienst- und Hoffolge für den König (passive Gefolgschaft). Mit Recht sagt v. Savigny S. 28: »das eine war die Fortdauer der alten Zeit, das andere hatte die neuere Zeit entweder zuerst hinzugefügt oder doch allgemeiner und wichtiger gemacht.« Das erste Kennzeichen ist das Hauptkriterium des Adels, oder des Herrenstandes durch das ganze Mittelalter in Deutschland geblieben, wie aus einer Reihe archivalischer Urkunden dargethan werden kann. Dies geht nebstdem hervor aus den Spiegeln »wir zelen dreier hande vreien der heizen eine semper freien daz sind die freien herren als fürsten und ander freien ze man hant. So heizzen die andere mitervreien, das sind die die der hohen freien man sind. Auf dieses Verhältniſs des wahren und alten Adels war man besonders im 16ten Jahrhundert noch höchst eifersüchtig, denn so steht in dem Präsenzprotocoll des Reichstags vom Jahre 1521.« Georg, Bischof zu Bamberg, aus dem Geschlechte von Limpurg semperfrei, und darneben andrer Bischöfe mit dem Prädicat »aus dem adelichen Geschlechte« was schon den Adel der neueren Zeit, den Ritterahnenadel bedeutet. Was die passive Gefolgschaft des Adels in Beziehung

Digitized by Google

auf den König angeht, so bildete sich daraus die Umgebung des Königs im Rath und Gericht, und Manches, was bis auf die späteste Zeit herunter davon abgeleitet werden muſs, z. B. die Reichsstandschaft, daſs der Reichskammerrichter vom Herrenstande seyn muſste u. s. w. Diese passive Gefolgschaft, die auch in der Versehung der Reichsämter hervortrat, und zwar in Ober- und Unterämter, wo aber auch die Unterämter nur dem Herrenstande gebührten, z. B. das Schenkamt dem obengenannten Geschlechte von Limpurg, war natürlich nach dem Standpunkte der Ministerialität nicht zu beurtheilen; ebenso wenig war Ministerialität vorhanden, wenn Fürsten blos honoris causa Ämter bei den geistlichen Fürsten übernahmen, obgleich sie deshalb Ehrenhalber aber ohne weitere Folgen um einen Schritt zurücktreten muſsten.

II. Die Entwickelung des Herrenstandes in Deutschland während des Mittelalters erfordert noch groſser vorbereitender Untersuchungen, denn wenn die Sache vor und mit den Spiegeln feststeht hinsichtlich derjenigen Geschlechter, welche damals als Fürsten anerkannt waren, so ist von der andern Seite, nämlich hinsichtlich der domini, die nicht als Fürsten anerkannt waren, Alles höchst im Trüben. Aus den Archiven in Franken läſst sich nachweisen, daſs mancher Burgmann eines Herrn später durch eine mit Einwilligung des Herrn erhaltene kaiserliche Immunität selbst zum Herrn, später zum Grafen und Fürsten geworden, ferner daſs manches Herrengeschlecht ausgestorben, der Name desselben aber von Burgleuten jenes Geschlechtes fortgeführt worden, und daſs mit einem Worte verschiedene Erscheinungen dies Gebiet so ängstlich machen, daſs die Schwierigkeiten der Geschichte des Adels nicht in den Erinnerungen aus den ältesten Zeiten, sondern vielmehr in dieser uns so nahen Zeit liegen.

III. Im Übrigen muſs man wieder mit dem gelehrten Verf. darin übereinstimmen, daſs der Ritterstand, auch wenn er wegen der Rückführung des ordo militaris in seine Ahnen eine Art von Adel in Anspruch nahm, nur zu den gemeinen Freien oder Schöffenbarfreien zu rechnen war, und der sprechendste Beweis hiefür liegt in der Bestellung der kaiserlichen Landgerichte, von welchen Eichhorn III. S. 178 der neuesten Auflage mit Recht sagt, daſs die Geschichte dieser Gerichte soviel wie noch gar nicht geschrieben sey. Wenn auch in einzelnen unmittelbar aus Archiven gearbeiteten Büchern Materialien hiefür liegen, z. B. in Lang's Baireuther Geschichte, so ist doch hier nichts ex pro-

Digitized by Google

posito dargestellt, und man darf nur die Verzeichnisse ansehen, die sich von den Gerichtspersonen in diesen Landgerichten, z. B. des Herzogthums Franken in Würzburg, des kaiserlichen dem Bischof von Bamberg überlassenen Landgerichts zu Bamberg finden, um zu erkennen, daſs die Besetzung bis in die ganz neue Zeit aus den Geschlechtern dieser freien Ritterleute vorgenommen wurde. Der Zustand der Schöffenbarfreien bildet also einen Gegensatz zum Herrenstande.

IV. Soweit sind wir mit den Resultaten des berühmten Verſs. für die neuere Zeit, die wir allein in dieser Anzeige vor Augen haben, einverstanden: dagegen scheint uns etwas nicht einmal angezeigt zu seyn, was in Beziehung auf den deutschen Adel von der gröſsten Wichtigkeit ist. Wir meinen die Berührungspunkte des Herren- und Ritterstandes, welche die Veranlassung des Unterschiedes in hohen und niederen Adel wurden, und den einen Theil offenbar dem andern näher rückten; so daſs eine strenge Grenzscheide, die fürstlichen Geschlechter abgerechnet, wenn sie auch früher vorhanden war, schon im Mittelalter gefallen ist, wie wir dies ja auch in den Ländern ausser Deutschland wahrnehmen. So sehr Ref. überzeugt ist, daſs Pütter und jetzt v. Savigny den rechten Punkt eines Fundamental-Unterschiedes des eigentlichen oder Herrenadels und des uneigentlichen oder Ritteradels getroffen haben, so kann man doch die Gestaltungen der späteren Zeit nicht ausser Betracht lassen, welche gebieten, im Leben und in der Wissenschaft bedenklicher bei Aufstellung fester Grenzen zu seyn. Wir erinnern hier nur an die Concurrenz des Herrenstandes und des Ritterahnenstandes in den Domstiftern, und die dadurch bewirkte Erleichterung des Ineinanderheirathens dieser beiden Classen des Adels, an die Erwerbung reichsfreien mit Immunitäten versehenen Guts in blos rittermäſsige Hände und an den Einfluſs dieses Punktes auf das Geschlecht, an die Einigungen des Herren- und Ritterstandes zum Schutze und Trotze — später an das Zusammentreffen beider Arten des Adels im Kriegsdienste eines angesehenen Fürsten, ebenso in den Reichsgerichten, an das Erheben von einem Stande in den andern durch die kaiserliche Macht u. s. w. Das frühzeitige Ineinanderlaufen der Herren- und Rittergeschlechter sieht man am besten aus den Tafeln der Geschlechtsverwandten, die gewöhnlich bei den Grabmalen der Bischöfe und Domherren in den Domkirchen sich befinden. Gewiſs aber läſst es sich nicht läugnen, daſs die an Land und Leuten mächtigen Herren, die

Digitized by Google

alten Fürſtengeſchlechter, ihres Herrenthums und der angeſtammten Rechtsgrundſätze bei allen Schritten des öffentlichen und des Familienlebens mehr eingedenk waren, als die anderen Herren, die ihrerſeits mit mächtigen Rittern den Weg der Ehre und des Lebens gingen, ſo daſs in der That in letzterer Hinſicht die groſse Erzeugerin des Rechts, die Gewohnheit, hier Manches that, womit ſich eine Rückführung in die Zeiten der alten Völkergeſetze nicht verträgt. Die Welt war durch und durch eine andere geworden, und verband und ſchied ſich nach neuen Wahlverwandſchaften. Ebendeshalb werden wir für das neuere Recht neben dem Fürſtenadel in Deutſchland noch einen andern Adel annehmen müſſen, in welchen manche Dynaſtengeſchlechter vielleicht herabgeſunken ſind (obgleich die meiſten ſich durch die Gunſt der deutſchen Reichseinrichtung und ſelbſt bei der Mediatiſirung erhalten haben); wogegen einzelne rittermäſsige Geſchlechter allerdings zu dem wirklichen Adel ſich hinaufgehoben haben. Was den praktiſchen Punkt des jus connubii oder die Ebenbürtigkeit betrifft, ſo haben ſich im Mittelalter gewiſs Dynaſtenfamilien mit rittermäſsigen verbunden, wenn auch die Fürſten die alte Sitte wohl in Obacht nahmen. Dann iſt und bleibt es eine noch nicht verhandelte Frage, wenn man hierin den Dynaſten an ſich keine Schwierigkeit machte, aus welchem Grunde man den fürſtlichen Dynaſten gegenübertreten wollte? Gerade deshalb ſorgte man durch Hausgeſetze, und aus dieſen geht eigentlich das Fürſtenrecht hervor, ſo daſs hierin dann Betrachtungen der älteren Sitte und des alten Volksrechts praktiſch unfruchtbar werden. Im Übrigen muſs die Wiſſenſchaft immer den Grundſtein ſo legen, wie ihn auch hier der berühmte Rechtshiſtoriker gelegt hat.

Roſshirt.

Geſchichte des Hellenismus von Joh. Guſt. Droyſen. Erſter Theil. Geſchichte der Nachfolger Alexanders. Hamburg 1836, *bei Friedrich Perthes. XVI und* 766 *S. gr.* 8.

Der Verfaſſer iſt dem gelehrten Publikum ſchon durch ſeine Geſchichte Alexanders des Groſsen bekannt. Dieſelbe ſoll als die Einleitung des vorgenannten Werkes angeſehen werden. Suchte Herr Droyſen in der Geſchichte Alexanders nachzuweiſen, wie von demſelben das altheimiſche macedoniſche Weſen und die Be-

Digitized by Google

schränktheit des Griechenthums überwunden und die neue Zeit vorgebildet, kurz das abendländische Leben mit dem morgenländischen verschmolzen habe, so setzt er sich in der Geschichte des Hellenismus die Aufgabe, die Entwicklungen, welche aus Alexanders Eroberungen hervorgegangen sind, in allen ihren Richtungen und Beziehungen zum frühern Griechenthum und zu der römischen Weltherrschaft, zum Christenthum und zum Islam, darzustellen. Der Verf. meint, man habe bisher in dem Hellenismus nichts als Negatives, nichts als Verschlechterung, Verworfenheit und Untergang gesehen: jedoch sey es gewiſs, daſs er ausser der Schwäche auch Kraft enthalten und wäre es auch nur die des Verneinens und der Zerstörung, des Leidens und der Trägheit; von dieser Ansicht, von diesem Principe aus müsse die Geschichte des Hellenismus begriffen werden.

In dieser Beziehung unterscheidet sich des Verfs. Darstellung und Auffassung der Zeiten, welche nach Alexanders Tod folgten, wesentlich von der Behandlung derselben durch frühere Bearbeiter, und es ist daher natürlich, daſs er nicht mit Flathe (Geschichte Macedoniens und der Reiche, welche von macedonischen Königen beherrscht wurden) in der Art der Auffassung übereinstimmen konnte. Bei dem, was Flathe als macedonisch bezeichnet, findet der Verf. nichts Macedonisches als nur den Namen und einige Formen in Bezug auf das Hofleben, alle Einrichtungen, alle Sitte, Mode, Bildung, alle Verhältnisse der neuen Staaten und der alten Bevölkerung, der Unterthanen zu ihren Herrschern und der Reiche zu einander bezeichnet Herr Droysen als hellenistisch. Mit Recht erklärt er sich dagegen, daſs die höchste Aufgabe des Historikers darin bestünde, den historischen Stoff fleiſsig und sorgfältig zu sammeln, mit Kritik von dem Fremdartigen zu reinigen und ihn zu einem Ganzen zusammenzufügen: ihm ist die historische Kunst ihrem Wesen nach, daſs sie den Gedanken geschichtlicher Entwicklungen erkennt und in Beziehung auf ihn den Verlauf des äusserlich Faktischen begreift und durch die rechte Vertheilung der Massen das Ganze als eine viel gegliederte Einheit darstellt, die ein Bild von dem Werden und der Gestaltung eines einigen und wesentlichen Gedankens in der Erinnerung haften läſst. Jedoch wird Herr Droysen bei dieser philosophischen Auffassung der historischen Kunst einräumen, daſs ohne Gelehrsamkeit, ohne Kritik, der Gedanke geschichtlicher Entwicklungen zwar errathen, aber nicht nachgewiesen, nicht be-

Digitized by Google

gründet werden kann, und daſs ohne diese feste Grundlage leicht ein Verlieren in die Nebelbilder philosophischen Räsonnements stattfindet.

Von dem in dem Vorworte ausgesprochenen Princip aus stellt der Verf. die Geschichte der Nachfolger Alexanders im Buche selbst dar. Sie ist ihm die Antistrophe der Geschichte Alexanders: sie entwickelt die negativen Bestimmungen, die sich an dem Werke des groſsen Eroberers herausstellen muſsten: sie stellt die blutigen Kämpfe dar, durch welche aus dem Weltreiche die Anfänge der hellenistischen Staaten sich gebildet haben. Demgemäſs theilt er den ersten Theil in vier Bücher oder Stadien, deren jedes das von Alexander gegründete Reich dem Untergange näher führt. Im ersten Buche (v. J. 323—319 vor Chr.) steht Perdikkas im Mittelpunkt der Geschichte, im zweiten (v. J. 319—315) stellt der Verf. Polysperchon und Eumenes in den Vordergrund, den einen im Abendlande, den andern im Oriente; im dritten Buche (v. J. 315—301) gruppirt sich alles um Antigonus, der das Reich Alexanders wieder herzustellen sucht, aber in der Schlacht bei Ipsus unterliegt; im vierten Buche (v. J. 301—278) verschwindet mit dem Tode des Demetrius Poliorcetes und Seleucus, indem sie dem Gedanken, Wiederhersteller des groſsen Alexanderreiches zu werden, vergeblich nachhängen, jeder ähnliche Versuch. Es ist in derselben Zeit als Pyrrhus mit den Römern kämpft und die Pest und gallische Völkerwanderung Thracien, Macedonien und Kleinasien heimsuchen.

Es ist nicht zu bestreiten, daſs für eine klare, leicht zu übersehende Darstellung wenige Zeiten des geschichtlichen Alterthums so viele Schwierigkeiten darbieten, als die der Nachfolger Alexanders, da die vielfach sich kreuzenden Verhältnisse und die Menge der handelnden Hauptpersonen in verschiedenen Reichen und Gegenden, wie auch der Mangel und die Einseitigkeit der Nachrichten verhindern ein überschauliches Bild zu liefern. Herr Droysen hat in seiner Geschichte diese Schwierigkeiten so viel als möglich glücklich überwunden, indem er die Hauptpersonen und die Hauptmotive in den Vordergrund stellt und sie mit scharfen Umrissen zeichnet. Es war freilich, was der Verf. selbst gefühlt hat, nicht zu vermeiden, daſs an den bestimmten Urtheilen, an den scharfen Zeichnungen, die strenge historische Kritik Manches könnte zu tadeln finden.

Daſs der Verf. die Quellen sorgfältig studirt und auch die

Digitized by Google

Hülfsschriften von Bedeutung benutzt hat, läſst sich aus der ganzen Bearbeitung nicht verkennen. Nach den jetzigen Anforgerungen, die man an ein historisches Werk macht, genügt es nicht mehr, die Quellen allein zu kennen, man verlangt auch, daſs der Schriftsteller die Vorarbeiten über seinen Gegenstand berücksichtigt und die Ansichten der Vorgänger über streitige Punkte, insofern sie Beifall oder Widerlegung verdienen, beleuchtet. Über den Charakter der Quellen selbst handelt der Vf. in der ersten Beilage S. 667—688. Bekanntlich sind sämmtliche gleichzeitige Quellen über die Nachfolger Alexanders verloren gegangen: wir haben über ihre Geschichte nur solche Schriftsteller, welche mehrere Jahrhunderte später gelebt haben, doch haben sie zum Theil aus gleichzeitigen Quellen geschöpft. Bei der Würdigung der jetzt noch vorhandenen Schriftsteller über die Diadochen, haben Diodor von Sicilien, Arrian, Plutarch, Justin, Pausanias als die Hauptquellen besondere Beachtung erhalten; kürzer ist über Polyän, Frontin, Appian, Cornelius Nepos, Memnon von Heraclea gesprochen: die fragmentarischen Berichte und Notizen, die sich sonst noch bei den alten Schriftstellern, Kirchenvätern etc. finden, sind zwar in dieser Beilage S. 688 nicht näher bezeichnet, jedoch zeigt der Verf. in den Noten zur Geschichtsdarstellung, daſs er mit dem Material der Geschichte bekannt ist, auch selbst mit zerstreuten, ganz kurzen Notizen. In Bezug auf die Quellen und die Zeitbestimmungen ist die zweite Beilage über die Angabe einiger Chronographen (S. 689—697) wichtig. Sie enthält vorzüglich über des Eusebius (Porphyrius), Syncellus (Dexippus) und des Ptolemäus Kanon Untersuchungen, deren Resultate in der chronologischen Tabelle (S. 726—738) von Alexanders Tod bis zum Jahr 278 vor Chr. niedergelegt sind.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Droysen: Geschichte der Nachfolger Alexanders.

(Beschluſs.)

In Betreff der Hilfsschriften und Vorarbeiten, welche Herr Droysen benutzt hat, so zählt er dieselben in der Vorrede auf. Er nennt darunter mit ganz besonderer Auszeichnung das Buch von Mannert »Geschichte der unmittelbaren Nachfolger Alexanders.« Wir verkennen keineswegs die Verdienste dieses Gelehrten um alte Geschichte und Geographie, wir bezweifeln jedoch, daſs auf ihm ein Historiker, der auf das innigste mit allen Quellen bekannt und selbständig in der Behandlung der Geschichte und seinem Urtheile ist, fuſsen werde. In dieser Beziehung ist daher der Ausspruch offenbar unrichtig, den die Phrase Vorrede S. IX enthält: »Auf ihm (Mannert) fuſsend konnte Schlosser, in Wahrheit ein Historiker im groſsen Styl, auch diesem Abschnitt seiner trefflichen alten Geschichte eine Füllung und eine Deutlichkeit geben, wie man sie umsonst bei den Historikern des Auslandes, namentlich bei Gillies sucht.« Wenn auch Herr Droysen mit Flathe (Geschichte Macedoniens etc.) nicht in der Art der Auffassung der Zustände der Zeit übereinstimmt, so bekennt er doch diesem Historiker, der sich in seiner Geschichte nur an die Quellen hält, ohne sich um die neuen Forschungen zu bekümmern, viele Aufklärungen streitiger Punkte zu verdanken. Das Werk von Champollion Figeac annales des Lagides ou chronologie des rois Grecs d'Egypte, fand Herr Droysen weder in den Sachen noch in den chronologischen Bestimmungen zuverlässig, bessere Hülfe leisteten ihm die Clintonschen Fasten nach der Krügerschen Revision, ferner Niebuhrs Abhandlung über den armenischen Eusebius und dessen Ansichten über die Zeit der Diadochen in Grauert's Analekten.

Einzelne wichtige Streitpunkte hat der Verf. in besondern Beilagen besprochen. Man wird seinen Gründen Beifall geben, daſs Alexander ohne Testament gestorben und erst zweihundert Jahre nach seinem Tode die Sage verbreitet wurde, daſs die Nachfolger nicht durch Gewalt der Waffen, sondern durch testamentarische Verfügung die Herrschaft erlangt hätten (Beilage III.

Digitized by Google

S. 698—704). Auch die Sage von Alexanders Vergiftung (Beilage IV. S. 705—707) verwirft er mit Recht. Was die Beilage VI. (S. 711—726) über die mittelalterlichen Sagen von Alexander und seinen Nachfolgern betrifft, so hätten diese, ungeachtet ihres historisch-literärischen Interesses, füglich in einem historischen Werke der Art wegbleiben können. Das beigefügte Register gibt nicht nur über den ersten Theil der Geschichte des Hellenismus, sondern auch über die Geschichte Alexanders Nachweisungen.

Die folgenden beiden Bände sollen die politische Geschichte des Hellenismus bis zum Untergange seiner selbständigen staatlichen Existenz enthalten. In den weitern Bänden verspricht der Verf. die religiösen und sittlichen Zustände bis auf den Sieg des Christenthums und die Reaction im Sassanidenreich und Muhammedismus, endlich die Literatur und Kunst bis zu den letzten byzantinischen Nachklängen der grofsen Vorzeit zu behandeln.

Wir wünschen dem Verf. Mufse, Kraft und Ausdauer zu der Fortsetzung. Möge derselbe durch eine gedrängtere Darstellung und eine freiere Auffassung seines Gegenstandes den Werth des Werkes noch mehr erhöhen.

Aschbach.

Fr. Ad. **Römer**, *Die Versteinerungen des norddeutschen Oolithen-Gebirges Zweite und dritte Lieferung, enthaltend: neuen Titel, Text von S.* 65 *bis* 68 *und* 75 *bis* 218 *und Taf. I — XVI. Hannover* 1836. *gr.* 4. *(Preis des Ganzen* 14 *fl.* 24 *kr.)*

Wir haben die erste Lieferung auf S. 50 d. J. angezeigt, und haben die Freude, nicht nur die Vollendung des Werkes so bald berichten, sondern auch dem wesentlichsten von uns bezeichneten Mangel desselben abgeholfen, nämlich die gespenstisch aussehenden 12 Tafeln der ersten Lieferung durch wohlgediehene, ganz neu lithographirte und bei dieser Gelegenheit in einigen Punkten berichtigte und zum Theil mit mehr Figuren versehene ersetzt zu finden. Zu diesen dankenswerthen Leistungen gesellt sich die Erweiterung des Werkes um 4 Tafeln mit Supplementen und der Umdruck einiger Seiten des Textes zum Behufe seiner Berichtigung, indem die 2 Placuna-Arten sich nun wirklich, mit unserer früher ausgesprochenen Vermuthung nahe übereinstimmend, als Klappen von Pollicipes ergeben haben, welches Genus daher bei den Cirrbopoden noch beigefügt werden mufs und das erste Auftreten dieser Familie zu bezeichnen scheint.

Von Konchiferen werden im Ganzen nun 35 Genera mit 242 Arten angegeben. Zu den früher genannten Geschlechtern kommen nämlich noch hinzu: Lima, Posidonia, Inoceramus, Perna, Gervillia, Avicula, Pinna, Mytilus, Modiola, Unio, Trigonia, Nucula, Arca, Cucullaea, Isocardia, Cardium, Venus, Astarte, Cyrena, Lucina, Corbis, Tellina, Amphidesma, Mactra, Mya, Panopaea, Pholadomya. Unter diesen sind denn natürlich manche, die keine ganz bezeichnende äussere Form besitzen, hier nur mit sehr zweifelhaften Arten versehen worden, da oft auch die Schaale mangelt und gewöhnlich auch das Schloſs nicht zu sehen gestattet war. Dies gilt insbesondere von Cardium, Venus, Corbis, Tellina, Amphidesma, Mactra, Mya, Panopaea, deren Arten oft sogar einen diesen Geschlechtern fremdartigen Habitus besitzen, doch fürerst noch nicht besser untergebracht werden können.

Die Gasteropoden mit 23 Geschlechtern und 81 Arten zerfallen auf folgende Weise in Unterordnungen: a) Cirrhobranchier mit dem Genus Dentalium; b) Cyclobranchier mit dem Geschlecht Patella, dessen 4 Arten jedoch einen befremdlichen Habitus besitzen; c) Scutibranchier mit dem Genus Emarginula, wovon die eine deutlich erhaltene Art eine überraschende Erscheinung in den Oolithen ist; d) Tectibranchier mit dem Genus Bulla, welches einige deutliche Arten liefert; e) Pectinibranchier mit 7, von Lamarck unter die Zoophagen, und mit 12 von demselben zu den Phytophagen gestellten Generibus, nämlich Buccinum, Fusus, Potamides, Cerithium, Nerinea, Pterocerns, Rostellaria, — Scalaria (deutlich!), Pleurotomaria, Trochus, Cirrus, Turbo, Turritella, Littorina, Nerita, Natica, Melania, Paludina, Helix. Bekannt ist, daſs in den sekundären Formationen: aus der Abtheilung der Zoophagen nur die flügelmundigen Geschlechter Pteroceras und Rostellaria so wie das Genus Nerinea zu den bezeichnenden gehören, die übrigen aber nur mehr zufällig oder zweifelhaft darin vorkommen. In der That liefern auch hier diese 3 Genera 9 Arten von 23; und von den übrigen 14 Arten trägt keine mit Bestimmtheit die Charaktere und den Habitus des Geschlechtes, dem sie beigezählt ist. Die thurmförmigen Gestalten schwanken zwischen Cerithium, Potamides, Melania . . . ., die übrigen gröſstentheils könnten möglicher Weise noch verstümmelte Flügelmunder seyn. Unter den aufgeführten 7 Nerinea-Arten sind N. nodosa und N. fasciata verschieden von den Voltz'schen dieses Namens und gehört die erste gar nicht zu diesem Genus. — Unter den Phytophagen-Geschlechtern würde das Auftreten von

Digitized by Google

Helix in den Oolithen überraschen; doch hat keine der drei dahin gerechneten Arten den bestimmten Charakter dieses Geschlechts.

Die Cephalopoden endlich sind durch die 4 Genera Belemnites, Nautilus, Ammonites und Rhyncholites mit 81 Arten repräsentirt, und bei Angabe der Unterabtheilungen noch manche, nicht in den Weser-Gegenden einheimisch gefundene Arten nebst ihren Diagnosen je an ihrer Stelle eingeschaltet.

Eine Krebsscheere, welche der Verf. Glyphea Meyeri nennt, eine Schildkröte Emys Menkii, und einige ? Ichthyosaurus-Zähne sind noch abgebildet, aber nicht beschrieben.

Ein Supplement enthält noch 3 Pecten-, 1 Plicatula- und 1 Unio-Art, nebst einigen geognostischen Bemerkungen über die früher mitgetheilte Gebirgs-Gliederung an der Weser, sowie die Nachweisung, daſs unter allen in diesem Werke beschriebenen Arten nur 5 sind, welche drei Formationsgliedern: dem Coralrag, Portlandkalk und Hilsthone, und nur 4 bis 7, welche je zweien derselben: dem Lias und Dogger ?, dem Dogger und Oxfordthon ?, dem Coralrag und Portlandkalk, oder dem Portlandkalk und Hilsthone gemeinschaftlich zustehen; alle übrigen sind, in jenen Gegenden wenigstens, auf nur je eines dieser Gebilde beschränkt.

Das Werk schlieſst mit einer Angabe des Inhalts der Tafeln und einem Register der Genera. Was die Ausstattung desselben in seiner jetzigen Vollkommenheit betrifft, so ist solche sehr glänzend zu nennen. Nicht leicht wird es seyn ein anderes Werk zu finden, welches die so treffliche Beschreibung von mehr als 500 Arten und die oft noch mit Detail-Zeichnung versehenen schönen Abbildungen von mehr als 300 derselben um einen so billigen Preis lieferte. Der Umstand, daſs diese Versteinerungen aus einer, bis gegen die Mitte von Deutschland reichenden, und bis jetzt in Beziehung auf sie fast gar nicht untersucht gewesenen Gegend abstammen, so daſs sie mit denen analoger Gebilde im übrigen Deutschland gewiſs groſse Ähnlichkeit darbieten und viele Belehrung verschaffen können, muſs dem Werke noch eine besondere praktische Nützlichkeit geben, sowie andrerseits gewiſs zu vielen neuen Forschungen anspornen.

H. G. Bronn.

Digitized by Google

Mémoires de la Société des sciences naturelles de Neuchâtel. Tom. I, 99 pp., Bulletin de 36 pp., et XVIII pll. 4. *Neuchâtel* 1836. (Preis 20 Francs; das Bülletin insbesondere 5 Francs, beim Secretariat der Gesellschaft.)

Wir freuen uns, den ersten Band dieser Memoiren als einen Beweis energischer Thätigkeit einer noch jugendlichen und kleinen Gesellschaft anzuzeigen, welche sich zur Aufgabe gesetzt hat, in ihrem Bereiche den Sinn für die Naturwissenschaften und deren Anwendung auf Medizin und Gewerbe mehr zu erwecken und zu verbreiten. Es ist die zweite Kantonal-Gesellschaft der Schweitz, die sich aber gleichwohl mit der allgemeinen Schweitzer-Gesellschaft in Verbindung hält. Wenn in beiden Kantonen schon eine hinreichende Grundlage wissenschaftlichen Sinnes und Strebens vorhanden war, um sich mit Naturforschern von Beruf durch deren Anstellung zu öffentlichen Lehrern der Naturgeschichte zu verbinden, nämlich in Genf mit De Candolle einem Fremden, hier mit Agassiz einem Eingebornen, so war an beiden Orten eben diese Verbindung der Vorbote gemeinschaftlich planmäſsigeren Arbeitens und öffentlichen Auftretens mit diesen Arbeiten. In der That zählte diese Gesellschaft bis zum Jänner 1835 nur 24 ordentliche, in Neuchatel ansässige, und 12 ausserordentliche Mitglieder, welche meistens Neuchateler von Geburt, theils im Kantone, theils im Auslande umher wohnen, oder sich auf Reisen befinden. Der erste Band der Gesellschafts-Schrift enthält ausser den Berichten der beiden Sekretäre über die Arbeiten der Gesellschaft im Jahre 1833 auf 1834, nämlich dem des Professors De Joannis von der physikalisch-mathematisch-ökonomischen, und den des Professors Agassiz von der naturhistorisch-medizinischen Sektion, folgende Abhandlungen. Aus dem Gebiete der Naturgeschichte finden wir einen Aufsatz von L. Coulon: Beschreibung und Abbildung von einigen seltenen Thieren des Museums in Neuchatel, nemlich von Sciurus humeralis C., Sc. Rafflesii Horsf., Sc. griseiventer Geoffr., Sc. auriventer Geoffr., und eine Varietät des Palaeornis Benghalensis Wagl. (S. 122—125, Taf. 8—13); — Beobachtungen von Allamand über die Sitten einiger Hausthiere (S. 77—92); — Beschreibung und Abbildung einiger neuen Cyprinus-Arten aus dem Neuchateler See, von Agassiz, nemlich des Leuciscus rodens, L. majalis und L. prasinus Ag., der eine allgemeine Charakteristik der Familie der Cyprinen (Cyprinus und Cobitis Lin. ohne Zähne in den Kinnladen, im Gegensatze der Cyprinodonten mit Zähnen und welche

die übrigen Cuvier'schen Genera in sich begreifen) und eine Eintheilung derselben in 13 Geschlechter nach des Verfs. eigenen Untersuchungen mit Angabe ihrer lebenden und fossilen Species vorangeht (S. 33—48, Taf. I. II.). Ferner liefert derselbe Verf. den Prodromus einer Monographie der Radiarien oder Echinodermen, welche er in drei Ordnungen sondert, in Fistuliden mit 11, in Echiniden mit 29, und in Stelleriden mit 41—44 Geschlechtern, die alle neu charakterisirt, theils neu gebildet sind durch Zerlegung der schon früher bekannten; bei jedem Geschlechte führt der Verf. alle ihm bekannte, lebende und fossile, alte und neue Arten namentlich auf, die er in der Lage war auf seinen Reisen gröſstentheils selbst zu untersuchen. Doch war er nicht bedacht, die Arten über die Gebühr zu vervielfältigen; er hat im Gegentheil solche in manchen Geschlechtern vermindern müssen, da man bei den fossilen insbesondere nicht berücksichtigt hatte, daſs in ihrer Körperhülle die Anzahl der kalkigen Täfelchen in jeder Reihe mit dem Alter zunimmt und hiedurch auch die Form sich ändert. Auch hat er die Stelle nachgewiesen, wo diese Zunahme erfolgt: bei den Echiniden nämlich da, wo um die Eileiter-Täfelchen her die radialen Täfelchen-Reihen sich mit ihren kleinsten Täfelchen endigen; bei den Stelleriden aber an der (der vorigen Stelle entsprechenden) seitlichen Basis der Arme, und nicht am Ende derselben, obschon hier die Reihen der kleinsten und unregelmäſsigsten Täfelchen sich wahrnehmen lassen. Um bei den regelmäſsig radialen Echiniden zu einer genauen Parallelisirung der Theile mit denen der übrigen Formen zu gelangen und namentlich zu bestimmen, was vorn und was hinten sey, bediente sich der Verf. des sog. Madreporenförmigen Körpers der Stelleriden, welchem das unpaare Oviduktal-Täfelchen des Scheitels bei den Echiniden (sofern es nicht ganz fehlt und seine Stelle dann durch einen bloſsen Eindruck angedeutet ist) entspricht. In beiden Fällen steht dasselbe, gleich dem After, zwischen den zwei hintersten Fühlergängen und mithin dem unpaaren Fühlergange, welcher seine Richtung auf der vordern Mittellinie zum Munde nimmt, gegenüber (S. 168—199). — Daran schlieſst sich eine fernere Unterſuchung von Agassiz über die fossilen Reste (16 Arten Echinodermen) des Kreidegebildes im Neuchateler Jura (S. 126—145, Taf. XIV), welches Aug. v. Montmollin (S. 49—65, Taf. 3) vortrefflich beschrieben und durch Aufzählung seiner Fossil-Reste — wozu dann jener Aufsatz als Ergänzung gelten kann — als ein reines Kreide- und zwar Grünsand-Gebilde er-

wiesen hat, in welchem keineswegs eine Untermengung von Oolith-Versteinerungen zu erkennen sey. — Nicolet untersuchte die Portland- und verwandten Kalksteine um Chaux-de-Fond rücksichtlich ihrer Brauchbarkeit zur Lithographie; welche sehr befriedigende Resultate gewährten, obschon sie gröſstentheils nur in kleinen Tafeln gewonnen werden können (S. 66—70). — Professor Ladame hat eine Abhandlung über die Bildung der gegenwärtigen Oberfläche der Erdkugel geliefert (S. 149—167). — Von Osterwald lesen wir eine Bestimmung der Höhe des Neuchateler See's auf 1342′ Par. über dem Meere (S. 146—148), — und von Montmollin, dem Vater, Beobachtungen über die Änderungen in der Höhe des Seespiegels während der Jahre 1817—1834 (S. 116—121 nebst 4 Tabellen), sowie eine Darstellung der Bewegung der Bevölkerung von Neuchatel in den 34 Jahren seit dem Beginne des Jahrhunderts (S. 116—121 mit 3 Tabellen), wornach 1,8 illegitime Geburten auf 100 legitime, eine Geburt auf 35,88 Lebende, eine Heirath auf 156,01, und 1 Tod auf 48,23 Lebende kommen, die mittle Lebensdauer 37,77 Jahre (im letzten Quinquennium allein nur 35 Jahre) beträgt und die wahrscheinliche Lebensdauer der Neugebornen 38¼ Jahre ist. — Endlich hätten wir drei medizinische Abhandlungen anzuführen, eine von Dr. de Castella über Heilung eines falschen consecutiven Aneurisma's durch Unterbindung der Crural-Arterien (S. 93—98), — eine Bemerkung über die Unterbindung dieser Arterie, — und Borel's Beobachtungen und Betrachtungen über Wasserscheu (S. 103—115). Das Bulletin bibliographique liefert eine Übersetzung von Lyell's Beobachtungen über die allmählige Emporhebung einiger Theile Schwedens, besorgt von Coulon (S. 1—35, Taf. XV—XVIII), — und eine kurze Anzeige von Brandt und Erichson's Monographia generis Meloes, 1831, und Erichson's Genera Dyticeorum, Berol. 1832.

Die gegenwärtige Tendenz der Gesellschaft ist daher vorzugsweise eine naturhistorische, insbesondere auf Zoologie und Geognosie gerichtete, im Gegensatze mit der mehr zur Botanik und Physik neigenden ihrer Nachbarin, so daſs sich beide gegenseitig ergänzen, wenn nicht, wie zu erwarten, diese Lücke künftig durch Männer aus ihrem Schooſse selbst ausgefüllt werden sollte.

H. G. Bronn.

Digitized by Google

Die Erkenntniſs und Heilung der Ohrenkrankheiten. Von Dr. Wilh. Kramer. Zweite, sehr verbesserte und vermehrte Auflage seiner „langwierigen Schwerhörigkeit". Mit Abbildungen in Kupferstich. Berlin, in der Nicolai'schen Buchhandlung. 1836. *gr.* 8. *S. VI und* 400. *(Pr. 3 fl. 36 kr.)*

(Vergl. diese Jahrbb. 1834. 9tes Heft. No. 59. S. 942 ff.)

Der Herr Verf. hätte diese Auflage mit allem Rechte eine neue Schrift nennen können, und wir müssen sie auch als eine solche ansehen; indem man hier eine ziemlich erschöpfende Darstellung der gesammten Ohrenheilkunde findet, wogegen die erste Auflage blos eine fragmentarische Arbeit über die wichtigern chronischen Krankheiten des Gehörorgans war.

Die Schrift zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste handelt von der allgemeinen, der zweite von der besondern Ohrenheilkunde.

Der Herr Vf. gibt in dem ersten Abschnitte (S. 1—94) zuerst eine chronologische Übersicht und eine kritische Beleuchtung der wichtigern Leistungen im Gebiete der Ohrenheilkunde. Die Kritik des Herrn Verfs. ist scharf und mit Sachkenntniſs geschrieben, aber oft völlig rücksichtslos, nicht beachtend, daſs Einzelne auf dem jedesmaligen Standpunkte, den die Ohrenheilkunde hatte, sehr Wichtiges geleistet haben. Herr Kramer hat die Leistungen seiner Vorgänger von einem falschen Gesichtspunkte aus beurtheilt, er hat die Zeit und die Umstände, in welchen und unter welchen die einzelnen Schriften erschienen, nicht gehörig ins Auge gefaſst, und nicht bedacht, daſs er ohne diese Vorgänger gewiſs das nicht hätte leisten können, was er in der vorliegenden Schrift geleistet hat. Unverkennbar gehört das Bessere in der Ohrenheilkunde der neuern Zeit an, und diese verspätete Ausbildung ist hauptsächlich der oberflächlichen und vernachlässigten Untersuchung des Gehörorgans im kranken Zustande zuzuschreiben, wodurch Unsicherheit in der Diagnose und somit Planlosigkeit und Verwirrung in dem Heilverfahren entstanden sind.

In den Hippokratischen Schriften werden die Krankheiten des Gehörorgans als selbstständige Krankheitsformen fast nirgends erwähnt. Sie waren den Coïschen Ärzten nur wichtig als Begleiter anderer, namentlich fieberhafter und stürmisch verlaufender Krankheiten, insofern sie nämlich für die Prognose günstige oder ungünstige Momente darboten. — Celsus begründete eine wissenschaftliche Entwickelung dieses Zweiges der Heilkunst, indem er

Digitized by Google

zuerst die Ohrenkrankheiten als selbstständige Krankheitsformen aufführte, vortreffliche Vorschriften bei heftigern Entzündungen des Gehörorgans gab und bei langwieriger Schwerhörigkeit zur Ocularinspecction des Gehörganges aufforderte. — Zu Galen's Zeiten machte die Ohrenheilkunde einen nicht unbedeutenden Rückschritt, indem die bei Celsus deutlich hervortretende Richtung zum Individualisiren der Krankheitszustände offenbar in den Hintergrund trat, man die verschiedensten Krankheiten, obgleich theoretisch unterscheidend, in der Praxis aber nicht beachtend, mit den heftigsten, erhitzendsten Mitteln behandelte. Länger als ein Jahrhundert erhielten sich diese roh empirischen Grundsätze Galen's in vollem Ansehen. Die unschätzbaren anatomischen Entdeckungen im Bereiche des Gehörorgans gegen das Ende des 15ten und in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts durch *Achillini*, Berengar, Vesalius, Ingrassias, Eustachius, Fallopia *u. s. w.* gewannen keinen Einfluſs auf die pathologischen und therapeutischen Ansichten der Ärzte damaliger Zeit, so daſs wir in der für jene Zeit am meisten in Ruf stehenden Abhandlung des H. Mercurialis (de oculorum et aurium affectibus praelectiones. 1591.) nach Abzug der theoretischen Ausschmückung, in keiner Beziehung mehr finden, als was Galen 14 Jahrhunderte früher ausgesprochen hatte. — Fabr. Hildanus (Opera omnia 1646) kam zuerst wieder auf den Weg gründlicher Untersuchung, richtete aber nur seine Aufmerksamkeit auf den äussern Gehörgang und dessen krankhafte Zustände. Er erfand zur bessern Untersuchung des Gehörganges das erste *Speculum auris*. — Bonet's Leichenöffnungen (Sepulchretum. 1679) haben wenig Werth, da keine erläuternden Krankengeschichten beigefügt und die Untersuchungen des Gehörorgans nicht genau sind. — Du Verney's Werk (Traité de l'organe de l'ouïe etc. 1683) verdient in anatomischer Hinsicht seinen groſsen Ruf; allein dieser darf nicht auf den pathologisch-therapeutischen Theil übertragen werden. Ein Gleiches gilt von den Leistungen eines Vieussens, Valsalva, Cassebohm. — Die vereinzelten pathologischen Beobachtungen von Wepfer, Willis, Riedlin, Friedr. Hoffmann u. A. konnten die Diagnostik und Therapeutik der Ohrenkrankheiten wesentlich nicht fördern. Den erfolgreichsten Anstoſs zu weitern, wichtigen Fortschritten gab ein Postmeister in Versailles, Namens Guyot, indem er zur Erleichterung eigner Schwerhörigkeit die Eustachische Trompete durch die Mundhöhle einspritzte, worüber im Jahre 1724 der Pariser Akademie der Wissenschaften eine kurze Mit-

theilung gemacht wurde. Dieses Verfahren wurde durch Cleland 1741 zuerst vervollkommnet, indem dieser einen silbernen, aber biegsamen Catheter durch die Nase einzubringen versuchte. Montpellier'sche Ärzte verwandelten nach einer Reihe von Jahren den biegsamen Catheter, als unbequem in der Anwendung, in einen unbiegsamen. — Wathen (1755) theilte die ersten Krankengeschichten mit, bei denen durch Einspritzungen in die Tuba Eustachii ein wenigstens theilweise günstiges Ergebniſs von ihm erzielt worden ist. Von der Diagnose der Krankheiten dieses Kanals war damals noch nicht die Rede. — Nach Herrn Kramer hat Leschevin diese Operation nur an Leichen vorgenommen. — Büchner, Gniditsch und Wildberg dürfen als ganz unwichtig für die Krankheiten des Gehörorgans übergangen und ihnen auch Morgagni zugesellt werden, dessen wenige Sectionsberichte über Eiterungen und Caries im Gehörorgan wenig Aufschluſs geben, da das Organ weder bei Lebzeiten noch nach dem Tode der Kranken genau untersucht worden ist.

Bei all' diesen Mängeln der besten literärischen Arbeiten damaliger Zeit war in der Praxis die Behandlung der acuten Gehörkrankheiten leidlich; man fügte sich mit gutem Erfolge den augenfälligen allgemeinen therapeutischen Indicationen. Allein über die acuten Krankheitszustände hinaus reichte die Einsicht der Ärzte am Schlusse des 18ten und am Anfange des 19ten Jahrhunderts nicht; wovon Lentin's verunglückter Versuch (1793) den besten Beweis liefert. Er verlor sich in Speculationen über die krankhaften Veränderungen der Aqua Cotunni und deren Heilung, und seine therapeutischen Vorschläge sind praktisch unbrauchbar. (Diese Vorwürfe verdient Lentin nicht, denn er trieb zuerst warme Luft in die Eustachische Röhre. Ref.)

Bei dem gänzlichen Mangel einer gründlichen Diagnostik der Ohrenkrankheiten (sagt der Herr Verf.) gewannen selbst die abenteuerlichsten Dinge Eingang; man ergriff am Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Durchbohrung des Trommelfelles, die Electricität, den Galvanismus als allgemeine Heilmittel der Taubheit mit einem Enthusiasmus, bei dem man nur bedauern kann, daſs er nicht eine bessere Richtung genommen hat. Allein weder Cooper, noch Himly, Itard, Deleau u. A., welche die Durchbohrung des Trommelfelles ganz besonders empfohlen, haben den Beweis gründlich geführt, daſs diese Operation die Lobsprüche wirklich verdiene, welche ihr so reichlich gespendet worden sind. Keiner von ihnen hat vor der Ope-

ration die Eustachische Trompete genau untersucht. Das unsichere Verfahren und die überspannten Hoffnungen brachten diese Operation bald in Miſscredit. Noch schlimmer erging es der, freilich noch leidenschaftlicher angepriesenen elektrischen, galvanischen und mineralisch-magnetischen Behandlung der Ohrenkranken. Cavallo, le Bouvier-Desmortiers, Grapengieser, Sprenger, Augustin, Becker u. A. erwecken durch ihre Mittheilungen so wenig Vertrauen zu der wohlthätigen Wirksamkeit jener mächtigen Naturkräfte auf das Gehörorgan, daſs durch die Aufrichtigkeit unbefangener Beobachter, wie Eschke der Vater, Schubert, Castberg, Pfaff, Pfingsten u. A. in jedem Leser das ungläubigste Miſstrauen gegen die gepriesenen Wunderkuren rege gemacht werden muſs.

Fabre d'Olivet behandelt seine, wahrscheinlich auf Electricität *beruhende*, Methode, die Taubheit zu heilen, als Geheimmit*tel*, rühmt sich der Heilung dreier Taubstummen in wenigen Tagen. Da er aber das Versprechen, seine Methode bekannt und einer wissenschaftlichen Prüfung zugänglich zu machen, nicht erfüllt hat, so geräth er mit andern Geheimniſskrämern, wie J. Williams, Méne-Maurice u. A. in eine Kategorie.

Sogar bei den sonst ausgezeichneten Ärzten der letzten Decennien begegnet man, nach Herrn Kramer's Behauptung, einer nur wenig geläuterten Empirie, da sie ohne alle Kritik die oberflächlichsten Beobachtungen und die irrigen Ansichten ihrer Vorgänger wiederholen, nach sogenannten merkwürdigen, ganz isolirt aufgefaſsten Beobachtungen haschen, sich und die Leser durch Hypothesen beruhigen, — statt zu untersuchen, was in den krankhaften Veränderungen des Gehörorgans der sinnlichen Wahrnehmung zugänglich ist. Trampel's Arbeit ist zu unbedeutend, als daſs sein Name genannt zu werden verdiene, und dieselbe verliert noch an Werth durch die weitschweifige Bearbeitung von Menke. Selbst Jos. Frank läſst sich noch im Jahre 1821 durch Autoritäten zu hypothetischen Annahmen verleiten, stellt Otalgie und Ohrentönen als selbstständige Krankheitsformen auf und stützt die Diagnostik überhaupt nur auf subjective Empfindungen der Kranken, statt auf das objective Resultat der Localexploration. — Vergebens bemühte sich Rauch in Petersburg mit groſsem Eifer um eine gründliche Erforschung der Krankheiten des äussern Gehörganges; die unzuverlässige Sonde, deren er sich noch zur Erforschung der Krankheitszustände des Trommelfelles bedient, flöſst schon kein Vertrauen ein.

Chronologisch reihen sich hier an die fleiſsigen, aber ohne alle, nur durch eigne Erfahrung zu erlangende, Kritik geschriebenen und deshalb zur praktischen Belehrung untauglichen Schriften von van Hooven und von Beck, sowie die Volksschrift von Riedel und die Aphorismen von Vering.

Die Engländer scheinen die Vorarbeiten ihrer Landsleute, Cleland und Walthen, ganz vergessen zu haben. Whright's Arbeit ist höchst ungenügend und wird an Oberflächlichkeit und Gehaltlosigkeit nur durch Stevenson und Curtis übertroffen. Herr Kramer behauptet von Curtis, daſs derselbe trotz alles Nachbetens des Saissy den Catheterismus der Eustachischen Trompete niemals an Kranken ausgeübt habe. Man stöſst in seinen Schriften auf die roheste Empirie und trotz dieses genieſst er bei seinen Landsleuten und im Auslande allgemein den Ruf eines ausgezeichneten Ohrenarztes. — Nicht minder groſs, obgleich nicht ganz so unverdient, ist der Beifall, mit welchem man die Arbeiten von Saunders und Buchanan aufgenommen. Nnach Herrn Kramer ist Buchanan der einzige unter den englischen Ärzten, der den Catheterismus der Eustachischen Trompete kennt und übt, wenn auch dies das einzige Gute an seiner Arbeit, welcher alle wissenschaftliche Ordnung fehlt, ist.

Die Gründlichkeit, deren Mangel wir bei den deutschen und englischen Ohrenärzten (fährt der Herr Vf. fort) mit Bedauern, aber doch nothgedrungen, nachgewiesen haben, tritt uns endlich auf eine recht erfreuliche Weise in den otiatrischen Schriften von Itard und Deleau entgegen. Desmonceaux dürfen wir denselben nicht zugesellen, selbst nicht Alard, obgleich seine Arbeit von Itard klassisch genannt wird. — Monfalcon ist ein sclavischer Nachbeter des Leschevin. Selbst Saissy verdient nicht entfernt das Ansehen, welches ihm seine beiden Übersetzer in Deutschland zu verschaffen gesucht haben. Weit über Saissy erhebt sich Itard, obgleich auch er von groſsen Mängeln nicht frei ist, die hauptsächlich in der Systematisirung der von ihm abgehandelten Krankheiten hervortreten. So trennt er die materiellen Krankheiten des Gehörorgans von den Functionsstörungen derselben; die Entzündung des Gehörganges und der Trommelhöhle von den Nachkrankheiten derselben u. s. w. Ungeachtet dieser und anderer Mängel hat er unläugbar das groſse Verdienst, die Ohrkrankheiten umfassender, geordneter und mit mehr Kritik, als jemals vor ihm geschehen, abgehandelt au haben. Mit Vergnügen sieht man, wie er das Steckenpferd der Autoren, die Erschlaffung

und Spannung des Trommelfelles, die Trennung und Verwachsung der Gehörknöchelchen unter sich, die Lähmung und die Convulsionen der Muskeln eben dieser Knöchelchen als ein Ergebniſs theoretischer Speculationen betrachtet und sie aus der Reihe der Krankheitsformen des Gehörorgans streicht. Am meisten verdanken wir dem Fleiſse, welchen Itard auf Behandlung der Krankheiten des mittleren Ohres durch wässerige Einspritzungen verwendet hat. Aus der groſsen Brauchbarkeit seiner Instrumente, aus seiner Art, sie anzuwenden, aus den praktischen Cautelen bei seinem Verfahren sieht man deutlich, daſs er die Einspritzungen in der That öfter in Anwendung gebracht hat.

Nach solchen Vorarbeiten war der Schritt, statt des Wassers comprimirte Luft in die Trommelhöhle zu treiben und als mechanisch-dynamisches Heilmittel bei den Krankheiten derselben zu benutzen, nicht so groſs und erstaunenswürdig, als Deleau glauben machen möchte. Deſsungeachtet hat sein Verfahren groſse Vorzüge vor der Wasserdouche. Lentin hat schon früher warme Luft in die Eustachische Trompete gepreſst. Leider hat sich Deleau's Fleiſs nur auf die Diagnose und Therapie der Krankheiten des mittlern Ohres erstreckt. Besonders reicht seine Kunst nicht bis in das Labyrinth, dessen Nerv natürlich keinen wohlthätigen Eindruck von einem Strome comprimirter Luft erfahren kann. Da, wo die gepreſste Luft frei ins mittlere Ohr einströmt, erklärt Deleau die Schwerhörigkeit für nervös und unheilbar. Nicht ganz so muthlos hatte sich Itard von diesem Felde der nervösen Taubheit zurückgezogen; er bestimmt sehr richtig die Diagnose und Entstehungsweise derselben und machte sogar einen, dem Wesen dieser Krankheit vollkommen angemessenen Heilversuch, dessen geringer Erfolg ihn aber leider zu früh von dem eingeschlagenen Wege zurückscheuchte.

Kein Schriftsteller hat seitdem diesen miſslungenen Versuch wieder aufgenommen, keiner hat die Mängel zu verbessern gesucht, welche den gewünschten Erfolg nothwendig vereiteln muſsten, so daſs die groſse Zahl nervös-Schwerhöriger noch immer ohne alle Hülfe blieb. Diesem Mangel abzuhelfen ist das hauptsächlichste Bemühen des Herrn Vfs. gewesen. Ausserdem ging aber das Bestreben des Herrn Kramer dahin, die Krankheiten des Gehörorgans naturgemäſser, als bisher, zu ordnen; sie auf bestimmte organische Veränderungen der constituirenden Bestandtheile des Ohres zurückzuführen; alle hypothetischen und specu-

lativen Annahmen zu vermeiden; die Diagnose der einzelnen Krankheitsformen durch Aufstellung objectiver Kennzeichen von den immer zweifelhaften Aussagen der Kranken unabhängig zu machen und auf diese sichere Basis eine möglichst einfache und sichere Behandlung zu gründen.

Der Herr Vf. spricht von der groſsen Wichtigkeit des Gehörorgans; übergeht dessen Anatomie, da sie durch die Arbeiten eines Scarpa, Sömmerring u. A. als abgeschlossen angesehen werden kann; zeigt, wie unsicher und unbestimmt unsere physiologischen Kenntnisse des Gehörorgans sind und wie wichtig die Sorge um die Erhaltung der Gesundheit desselben ist. Hier warnt der Herr Verf., zumal bei schon geschwächtem Gehöre, vor Kälte und scharfem Schalle als vor zwei sehr wichtigen Schädlichkeiten.

Nur ein einziges Symptom, eine entweder krankhaft gesteigerte oder in den verschiedensten Gradationen verminderte Thätigkeit des Gehörnerven ist allen Ohrenkrankheiten ohne Ausnahme eigen. — Bei jeder Krankheit des Ohres muſs die Hörfähigkeit genau untersucht werden. Zur Ausmittelung der Hörweite (Entfernung, in welcher ein bestimmter Schall noch gehört wird) bedient sich der Herr Verf. einer Taschenuhr, wie schon vor ihm Sunders. Nur bei einer genauen Messung der Hörweite, welche stets unter gleichen Verhältnissen und Bedingungen angestellt werden muſs, kann eine Folgerung zu Gunsten einer oder der andern Behandlungsweise gezogen werden. — Der Verlauf der Ohrenkrankheiten neigt vorzugsweise zum langwierigen, fieberlosen; selbst der ursprünglich entzündliche, fieberhafte Charakter mancher dieser Krankheiten ist nur sehr selten wahrhaft acut. — Ohrenkrankheiten sind ausserordentlich häufig, viel häufiger, als man gemeiniglich glaubt. Unbezweifelt sind viele Menschen erblich zu Ohrenkrankheiten prädisponirt; auch gibt das höhere Alter eine bedeutende Prädisposition zur Schwerhörigkeit. — Unter den ursächlichen Momenten, die aber bei vielen Kranken ungeachtet aller Nachforschungen in tiefes Dunkel gehüllt bleiben, steht Erkältung oben an; daran reihen sich die acuten und die chronischen Hautkrankheiten mit ihrer dyskrasischen Grundlage. — Die Prognose ist im Allgemeinen bei Ohrenkrankheiten nicht so schlecht, als man gewöhnlich annimmt. Organische Ohrenkrankheiten sind im Allgemeinen sicherer zu heilen und nach gelungener Heilung vor Rückfällen zu hüten, als dynamische. Un-

Digitized by Google

ter 300 Ohrenkranken (der Herr Vf. gibt S. 93 eine interessante tabellarische Übersicht der Heilbarkeit und Frequenz der Ohrenkrankheiten) fanden sich 104 vollkommen Unheilbare, jeder Besserung Unzugängliche, die gar nicht in Behandlung genommen wurden, also etwa Einer auf Drei; 188 dagegen wurden entweder ganz geheilt oder gebessert aus der Behandlung entlassen; nur 8 waren einer Behandlung unterworfen, bei welcher trotz aller Mühe und Sorgfalt keine Besserung erlangt werden konnte.

Im Allgemeinen ist die Behandlung der Ohrenkrankheiten eben noch eine empirische, die sich aber nicht entschuldigen läſst, weil bei einer sichern Diagnose eine rationelle Behandlung uns zu Gebote steht. Hier unterwirft der Herr Verf. die gangbarsten der bisher bei Gehörkrankheiten empfohlenen Mittel einer scharfen Kritik. Er theilt sie ein in I. Örtlich und II. Allgemein wirkende Mittel. Zu den örtlich wirkenden Mitteln zählt er 1, 2 und 3, Electricität, Galvanismus und den mineralischen Magnetismus, welche nach seinem Urtheile bei den Krankheiten des Gehörorgans durchaus keine Hülfe bringen, sondern den Gehörnerven sehr wesentlich gefährden. Rec. hat bei nervöser Schwerhörigkeit die Electricität öfter, den Galvanismus aber nur zweimal angewendet, aber nie irgend ein günstiges Resultat erhalten, weſshalb er mit dem Herrn Verf. hierin völlig übereinstimmt. An diese Mittel schlieſsen sich an 4) die Moxa und das Glüheisen, welche Herr Kramer als zu gewaltsame und vernichtende Mittel bei den Ohrenkrankheiten verwirft. 5) Spanische Fliegen und Brechweinsteinsalbe, hinter den Ohren angebracht, sind nur in gewissen Fällen angezeigt, in andern ohne allen Nutzen, bei nervöser Taubheit sogar positiv schädlich. 6 und 7) Fontanelle auf dem Arme und Haarseil im Nacken haben Herrn Kramer niemals einen wesentlich wohlthätigen Einfluſs auf Gehörkrankheiten beobachten lassen. 8) Douchebäder in und hinter die Ohren sind gefährlich für das Gehörorgan. 9) Eintröpfelungen, Einspritzungen, zumal spirituöser, scharfer, reizender Mittel sind im Durchschnitte nachtheilig für das Gehör, und da die meisten gegen Taubheit empfohlenen Geheimmittel in diese Klasse gehören, so müssen sie als durchaus schädlich verworfen werden, besonders das acustische, höchst theure Öl von Mêne-Maurice. — Cajeputöl, Kampher, Opium, Zwiebelsaft, Gewürznelkenöl, Kastoreumtinktur, Eau de Cologne und unzählige andere Mittel müssen als schädlich betrachtet werden. Am nachtheiligsten wirken

die Mittel, wenn sie in Salbenform in den Gehörgang gebracht werden. — Warme Bähungen, Einspritzungen von warmer Milch, Flieder- und Chamillenthee, heiſse Dämpfe und heiſses Brod u. s. w. können durch zu groſse Hitze schaden. 10) Blutegel nützen nur bei acuten Entzündungen des Gehörorgans, schaden bei Ohrentönen von Erethismus des geschwächten Gehörnerven.

Die allgemeinwirkenden Mittel haben nur selten einen wohlthätigen Einfluſs auf das Gehörorgan, was sich aus dem geringen Säftezuflusse zu den Ohren und der unbedeutenden Anastomose des Gehörnerven mit den übrigen Nerven erklären läſst. Der Hr. Vf. zählt hieher: 1) die russischen Bäder; 2) die Seebäder, Schwefel-, Stahl- und andere Bäder; 3 und 4) Brech- und Abführmittel; 5) Aderlässe; 6) Hunger- und Schmierkur; 7) Gebrauch der Arnica u. s. f. Diese Mittel können sogar höchst nachtheilig wirken.

Nach dieser verwerfenden Kritik der allgemeinen gegen Ohrenkrankheiten gerichteten Heilmethoden könnte es leicht das Ansehen gewinnen, als wollte Herr Kramer die Gehörkrankheiten durchaus als isolirt, ausser allem Zusammenhange mit den Krankheiten des übrigen Organismus für sich bestehend betrachten; allein er protestirt förmlich gegen eine solche Auslegung. Er ist überzeugt, daſs bei jeder, namentlich langwierigen, Ohrenkrankheit das allgemeine Befinden des Patienten nach den Regeln der allgemeinen und speziellen Therapie sorgfältigst geregelt werden muſs, aber nur nicht in der Absicht oder mit der Hoffnung, auf diesem Wege das Ohrenleiden zu bessern oder gar zu heilen. Die bei weitem gröſste Mehrzahl der Ohrenübel ist einfacher Natur und nicht von allgemeinen Krankheiten begleitet, welche in irgend einer innern Verbindung mit denselben stehen. Diese Mehrzahl kann nur von einer dem jedesmaligen Krankheitszustande sorgfältigst angepaſsten Behandlungsweise Heilung erwarten; diese aber natürlich nur durch eine sehr sorgfältig angestellte Untersuchung des Gehörganges festgestellt werden.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 11. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kramer, Erkenntniſs und Heilung der Ohrenkrankheiten.

(Beschluſs.)

Der zweite Abschnitt (S. 94—400) beschäftigt sich mit der besondern Ohrenheilkunde. In der Einleitung theilt der Herr Vf. die Eintheilungen der Ohrenkrankheiten von mehreren Schriftstellern mit nebst einer kurzen Beurtheilung derselben. Er selbst behält mit geringer Modification die in der ersten Auflage angenommene Eintheilung bei.

Das erste Kapitel (S. 99—239) umfaſst die Krankheiten des äussern Ohres. Sie gehören vorzugsweise dem kindlichen und jugendlichen Alter an, in welchem die naturgemäſs reichlichere Absonderung eines weichern, hellgelben Ohrenschmalzes einen gröſsern Säfteandrang zu diesen Theilen und somit eine gröſsere Disposition zu Vegetationskrankheiten andeutet.

1) Krankheiten des Ohrknorpels. Itard und nach ihm Vering sprechen dem Ohrknorpel jeden Nutzen ab; Buchanan dagegen macht das feine Gehör vom Ohrknorpel dergestalt abhängig, daſs er in der Gestalt und dem Anheftungswinkel desselben an die Schädelknochen, sowie in der Gestalt und Tiefe der Ohrmuschel schon hinreichend zuverlässige prognostische Andeutungen für solche Fälle von Schwerhörigkeit zu finden glaubt. Nach Herrn Kramer liegt die Wahrheit in der Mitte. — Es werden hier abgehandelt: a) die rosenartige Entzündung; b) die scirrhöse Entartung und c) die Furunkel des Ohrknorpels.

2) Krankheiten des äussern Gehörganges. Anatomische Beschreibung des äussern Gehörganges; — Untersuchung desselben mit dem Ohrenspiegel; — Beschreibung seines abgebildeten Ohrenspiegels; — Benutzung des Sonnenlichtes bei der Untersuchung mit demselben; — Beurtheilung der Vorrichtungen zum Exploriren von Cleland, Bozzini und Deleau; — physiologische Ansichten der Schriftsteller über den Gehörgang; — Eintheilung der Krankheiten desselben nach verschiedenen Autoren; — Herrn Kramer's Eintheilung in a) erysipelatöse Entzündung des Gehörganges; b) Entzündung der drüsigen Haut des Gehörganges (catarrhalische Entzündung); c) Entzündung des Zellgewebes im Gehörgange (phlegmonöse Entzündung) und d) Entzündung

Digitized by Google

der Knochenhaut des Gehörganges (metastatische Entzündung). Diese Formen werden genau beschrieben und die ursächlichen Momente, die Diagnose, Prognose und Cur exact angegeben.

3) Krankheiten des Trommelfelles. Die von den meisten Ohrenärzten angenommene Erschlaffung und krankhafte Anspannung des Trommelfelles wird für eine Hypothese, das Zerreiſsen desselben ohne vorherige Entzündung für unmöglich, und das Selbstverzehren und Selbstdurchlöchern desselben für einen Irrthum erklärt. Nach des Herrn Vfs. Beobachtungen bringt das Durchlöchern desselben stets einen höhern oder geringern Grad von Schwerhörigkeit hervor. Herr Kr. nimmt nur die Entzündungen des Trommelfelles an und unterscheidet: a) acute Entzündung (Ohrenzwang) und b) chronische Entzündung desselben.

Zweites Capitel. Krankheiten des mittlern Ohres (S. 239—330). Der Herr Verf. begreift darunter alle diejenigen Krankheiten, welche sich in der Trommelhöhle und der Eustachischen Trompete entwickeln und hier schon bei Lebzeiten der Kranken unserer Diagnose zugänglich sind. — Miſsbildungen der Gehörknöchelchen überläſst er den Handbüchern der pathologischen Anatomie; die Lähmung und Zerreiſsung der Muskeln der Gehörknöchelchen, die Diagnose der Wassersucht der Trommelhöhle, der Caries, der Ankylose der Gehörknöchelchen u. dgl. m. den Hypothesenträumern. — Nur die Entzündung der Schleimhaut der Eustachischen Trompete und der Trommelhöhle mit ihren verschiedenen Ausgängen und Nachkrankheiten, so wie die Entzündung des unter jener Schleimhaut liegenden Zellgewebes lassen sich in der Wirklichkeit als deutlich ausgeprägte Krankheitsformen nachweisen. Darum führt der Herr Vf. nur folgende Formen an:

1) Entzündung der Schleimhaut des mittlern Ohres. — Catheterismus der Eustachischen Trompete durch Röhren von Silber, welche bei den Einspritzungen liegen bleiben und mittelst eines Stirnbandes befestigt werden. Mit Deleau erkennt der Herr Vf. die Übelstände der wässerigen Einspritzungen und wendet, wie jener, die comprimirte Luft statt der wässerigen Einspritzungen an, wozu er eine Luftpresse beschreibt und in Abbildung liefert. Rec. hat früher angeführt, daſs schon Lentin die Eustachische Trompete durch erwärmte Luft zu öffnen suchte. Derselbe sagt nämlich: »Nach meinen jetzigen Erfahrungen ist es weit besser, die durch Schleim verstopften Eustachischen Röhren durch erwärmte Luft, als durch irgend eine Flüssigkeit zu

öffnen, und zwar aus dem Grunde, weil es eines Theils durch dieses Mittel eben so gut geschehen kann, andern Theils aber auch, weil man oft nicht ohne Nachtheil des Gehörs Flüssigkeiten in die Trommelhöhle bringt, die nicht leicht wieder abflieſsen können, auch hieher durchaus keine Flüssigkeiten gehören, sondern Luft das Element ist, das die Trommel haben muſs u. s. w.« (vgl. Lentin, Beiträge zur ausübenden Arzneiwissenschaft Bd. II. S. 128). Herr Kramer geht demnach zu weit, wenn er den Leistungen Lentin's alle praktische Brauchbarkeit abspricht. — Die von Deleau gegen die Brauchbarkeit der unbiegsamen silbernen Röhren aufgestellten Gründe widerlegt der Herr Vf. und macht dann folgende Unterabtheilungen der Entzündung der Schleimhaut des mittlern Ohres: a) Entzündung derselben mit Schleimanhäufung im mittlern Ohre; b) Entzündung der Schleimhaut der Eustachischen Trompete mit Verengerung derselben; c) Entzündung der Eustachischen Trompete mit Verwachsung derselben. — Die Beschreibung, Aetiologie, Diagnose, Prognose und Cur dieser Formen ist mit vielem Fleiſse gegeben.

2) Entzündung des Zellgewebes und der Knochenhaut in der Trommelhöhle (echte innere Ohrenentzündung). Der Herr Verf. unterscheidet und beschreibt zwei Formen der inneren Ohrenentzündung: a) eine acute und b) eine chronische.

Drittes Capitel. Krankheiten des inneren Ohres (S. 330 — 377). Es gehören hieher die Krankheiten des Labyrinthes, d. h. des Vorhofes, der halbcirkelförmigen Canäle, der Schnecke und der in diesen Theilen enthaltenen Nervenausbreitungen. Die sehr versteckte Lage dieser Theile, die nicht nur während der Lebzeiten, sondern selbst nach dem Tode des Kranken die Untersuchung in hohem Grade erschwert, hat die rein speculative Richtung, welche die Bearbeitung der Krankheiten des inneren Ohres von Anfang an genommen hat, ungemein begünstigt. — Der Herr Verf. geht nun die Meinungen der verschiedenen Autoren über diese Krankheiten durch, giebt eine scharfe Kritik der einzelnen Leistungen, und behauptet endlich, daſs die einzige unzweifelhafte Krankheitsform des Labyrinthes, d. h. der darin enthaltenen Nervenausbreitungen, die dynamische Affection derselben unter der Form veränderter Thätigkeitsäusserung, der nervösen Taubheit, sey. Man findet ein verändertes, ein geschwächtes Gehör, ohne irgend

eine materielle Abnormität im ganzen Umfange des Gehörorgans. Übrigens gesteht der Herr Verf. zu, daſs der Gehörnerv auch organisch erkranke, allein die materiellen Veränderungen entziehen sich unserer sinnlichen Wahrnehmung. Auch muſs das Labyrinth sich entzünden können, aber gewiſs nur in Folge sich weiter verbreitender primär entzündlicher Affection der Trommelhöhle und der sie umschlieſsenden Knochenparthien. — Der Schwächezustand des Gehörnerven tritt in zwei wesentlich von einander verschiedenen Formen auf: 1) mit erhöheter Reizbarkeit, Erethismus, 2) mit verminderter Reizbarkeit, Torpidität. Den wesentlichen Differenzpunkt zwischen beiden bildet das Ohrentönen, welches der erethischen Form ohne Ausnahme angehört, während es der torpiden Form gänzlich fehlt. Jedoch gehört dasselbe der erethisch-nervösen Form nicht ausschlieſslich an. — Die Diagnose der nervösen Schwerhörigkeit beruht lediglich auf der genauesten Localuntersuchung des Gehörorgans: der Gehörgang ist frei, meistens ohne alles Ohrenschmalz; die Trommelhöhle sammt der Eustachischen Trompete ist ebenfalls frei von materieller Anhäufung; die eingeblasene Luft dringt ohne alle Anstrengung bis zur Mitte des Gehörganges, bis zum Trommelfell. Zur nervösen Schwerhörigkeit disponiren eine gewisse erbliche Beschaffenheit, Schwäche des Nervensystems und hohes Alter. Die Prognose ist unsicher und meist ungünstig. Nachdem der Herr Verf. die bisherigen Behandlungsweisen und die einzelnen bisher angewandten Mittel einer Kritik unterworfen hat, kommt er zu seiner Methode. Zuerst regulirt er den allgemeinen Gesundheitszustand, wodurch sich jedoch in der Regel das Localleiden nicht im geringsten bessert. Wie Itard benutzt er das Einführen ätherischer Dünste in das mittlere Ohr durch die Eustachische Röhre. Da sich bei dem Verfahren Itards der Essigäther, der vor allen andern Mitteln den Vorzug verdient, zersetzt und somit reizend einwirkt; so hat der Herr Verf. eine andere Vorrichtung getroffen, wozu er den Apparat abbilden lieſs. Wir müssen den Leser ersuchen, die Verfahrungsart selbst nachzulesen, da sie ohne Betrachtung der Abbildung in Kürze nicht wiederzugeben ist. — Die Sitzungen, in welchen die ätherischen Dünste in das mittlere Ohr geleitet werden, müssen täglich auf einander folgen, wenn Nutzen erwartet werden soll. Bei der torpid-nervösen Schwerhörigkeit muſs die Einwirkung kräftiger seyn. Deſshalb läſst der Herr Verf. den Äther, der bei der ere-

Digitized by Google

thisch nervösen Form durch Wasser verdunstet wird, bei der torpid-nervösen Form durch eine Öllampe erwärmen.

Viertes Capitel. Von den Hörröhren (S. 377—383). Der Herr Verf. hält es nicht der Mühe werth, die verschiedenen Hörröhren zu beschreiben, da sie trotz aller angewandten Bemühungen doch unpraktisch seyen. Er faſst deshalb nur das Gemeinsame derselben zusammen und theilt sie, ohne Rücksicht auf ihre Form zu nehmen, folgendermaſsen ein: sie nehmen entweder 1) den Schall blos als einfache Leiter auf und leiten ihn unverändert in seiner ganzen Stärke dem Ohre zu, oder 2) sie verstärken durch das Metall, woraus sie gefertigt sind, den Schall und verändern ihn zugleich. Unter der Verstärkung des Schalles durch metallische und andere ähnlich construirte Hörinstrumente geht gewöhnlich die Verständlichkeit verloren, oder der Gehörnerv wird in der Art gereizt, daſs die Lähmung um so rascher eintritt. Darum warnt Herr Kr. nachdrücklich vor dem Gebrauche dieser Instrumente.

Fünftes Capitel. Von der Taubstummheit (S. 383—400). Der Herr Vf. glaubt, daſs bis jetzt kein einziger Taubstumme wirklich geheilt, d. h. in einen solchen Zustand versetzt worden sey, daſs er gleich einem gesundhörenden Menschen mit seinen Mitmenschen ungehindert durch das Gehör in allen Verhältnissen hätte verkehren können. Das so wichtige Problem, ob Taubstummheit heilbar sey, ist nach ihm praktisch noch nicht gelöst, und er zweifelt auch daran, daſs es jemals bejahend auf eine befriedigende Weise gelöst werden möge. Alle gegen die Taubstummheit vorgeschlagenen Mittel und Heilmethoden verwirft er unbedingt, und zwar deſshalb, weil der Gehörnerv, auch ohne primär afficirt zu seyn, dennoch bei allen Taubstummen durch die viele Jahre dauernde Unthätigkeit so bedeutend gelähmt werde, daſs selbst die passendste Beseitigung materieller Miſsverhältnisse des Gehörorgans die Lähmung nicht aufheben könne. — Hier ist der Herr Verf. gegen seine Gewohnheit auf das Feld der Hypothese gerathen. Wir wollen hoffen, daſs er den unglücklichen Taubstummen seine Bemühungen für die Zukunft nicht entziehen wird.

Der gedrängt dargelegte Inhalt dieser Schrift beweist ihre Reichhaltigkeit und Gediegenheit. Ihr praktischer Werth wird durch Mittheilung sehr vieler, höchst interessanter Krankheitsfälle aus dem Gebiete der verschiedenen Formen der Ohrenkrankheiteiten, meist nach eigner Beobachtung, sehr erhöht.

Digitized by Google

Auf Tab. I. sind ein Ohrenspiegel, ein Erleuchtungsapparat für den Gehörgang, ein silberner unbiegsamer Catheter und ein Stirnband, auf Tab. II. die Luftpresse und ein groſser und ein kleiner Dunstapparat abgebildet.

Dieses Werk verdient in hohem Grade die Berücksichtigung der Ärzte.

Dr. Franz Ludw. Feist in Mainz.

Lateinische Synonyme und Etymologieen von Ludw. Döderlein. — Fünfter Theil. — Leipzig 1836, *bei E. C. W. Vogel. XIV u.* 392 *Seiten* 8.

Seit zehen Jahren hat dieses Werk, dessen vorletzter Band jetzt vor uns liegt, sich auf dem Gebiete der philologischen Forschung, in dem Kreise, in welchem es sich zu bewegen bestimmt war, Achtung verdient und erworben, und Ref. hat jeden neu erschienenen Band in diesen Jahrbüchern bewillkommt und beurtheilt. Wenn er dies auch bei diesem thut, so geschieht es theils weil es von ihm erwartet wird, theils weil er den lebhaftesten Antheil an der Fortsetzung des Werkes nimmt, theils endlich, weil er sich freut, jetzt im fünften Theile einen Wunsch erfüllt zu sehen, den er schon wiederholt, und gleich bei dem ersten Theile, ausgesprochen hat. Der Verf. erklärt nemlich in der Vorrede, »es habe sich die Vollendung dieses Bandes hauptsächlich dadurch verzögert, daſs er sich mehr und mehr überzeugte, daſs er die Sprachvergleichung bei seinen etymologischen Untersuchungen weniger entbehren könne, als er bei seinem bisherigen Verfahren that, und nach seinen frühern Grundsätzen thun zu müssen glaubte.« Es habe darunter, fährt er fort, freilich die Gleichförmigkeit und Consequenz gelitten, allein zum Frommen der Resultate: denn jetzt habe er das Griechische regelmäſsig, das Deutsche häufig zur Vergleichung beigezogen, und bei seiner jetzigen Methode sey ihm klar geworden, daſs die lateinische Sprache, namentlich im lexikalischen Theile, nur als ein Dialekt der griechischen Sprache behandelt werden dürfe, und daſs die ungriechischen Elemente derselben auf eine unverhältniſsmäſsig kleine Zahl zusammenschmelzen. Bei Vergleichung der germanischen Dialekte sey er vorsichtig gewesen, weil ihm ihre Kenntniſs abgehe, auch habe die nächste Bestimmung seines Werkes ein tieferes Eingehen in historische Forschung abgelehnt.«

Digitized by Google

Daſs der Vf. nicht auf das Ansinnen eingieng, welches ein Recensent des zweiten Theils seines Werkes machte, nemlich das Sanscrit zur Grundlage seiner etymologischen Forschungen zu nehmen, können wir aus demselben Grunde nur billigen. Da der Vf. anfangs beabsichtigte, mit dem fünften Theile das Werk zu schlieſsen, so beflifs er sich gröſserer Kürze und enthielt sich der kritischen Excurse, der Polemik gegen fremde Ansichten und der Häufung von Beweisstellen, konnte jedoch nicht verhindern, daſs nicht noch ein sechster Band nöthig wurde. Dieser wird denn auch ein Generalregister enthalten, um das lästige Nachschlagen der einzelnen Register unnöthig zu machen, und dieses soll die weitere Bestimmung erhalten, zur Ergänzung und zur Berichtigung des ganzen Werkes sowohl in synonymischer als besonders auch in etymologischer Beziehung zu dienen, und mithin die Stelle eines Supplementbandes und zugleich einer neuen, verbesserten und vermehrten Ausgabe, auch wo möglich gar die Stelle eines *Etymologicum Latinum* zu vertreten. Da der Vf. sich zugleich vorbehält, in einer Einleitung zu dem nächsten Theile sich über die Motive seiner ausgesprochenen Bekenntnisse, wonach sich in seinen Ansichten und Grundsätzen hinsichtlich der Etymologie Manches geändert hat, auszusprechen, so versparen wir eine Erörterung darüber billig auf die Beurtheilung des letzten Theiles, und fügen unsern obigen Äusserungen hierüber nichts weiter bei, um für die Bemerkungen Raum zu gewinnen, welche wir über den vorliegenden mitzutheilen haben: Bemerkungen, die zwar nicht Anspruch auf hohe Wichtigkeit machen, und zum Theil blos subjective Ansichten aussprechen wollen, die aber doch vielleicht in einzelnen Puncten bei dem sechsten Theile beachtet werden könnten.

Wenn wir zuvörderst aussprechen, daſs wir in diesem Bande die gleiche Sorgfalt und Feinheit der synonymischen Begriffsbestimmungen, oder vielmehr der genauen Unterscheidung scheinbar synonymer Wörter, mit den treffendsten Stellen belegt, angetroffen haben, wie in den frühern, ja daſs uns eine groſse Menge Artikel (der Band enthält ihrer hundert) vorgekommen sind, bei denen wir nicht nur Nichts zu erinnern haben, sondern die uns gleichsam aus der Seele geschrieben sind, so ist dies nicht eine bloſse Folie, auf welcher, als auf einem glänzenden Hintergrunde, sich der darauf folgende Tadel besser ausnehmen soll, sondern unsre vollste Überzeugung, welche wohl selbst diejenigen theilen dürften, die mit dem etymologischen Theile weniger, als wir,

Digitized by Google

einverstanden und zufrieden seyn möchten. Haben wir übrigens oben unsere Freude über die Änderung des etymologischen Princips unsers Vſs ausgesprochen; so sind wir doch nicht in dem Falle, alle Anwendungen desselben mit Beifall aufnehmen zu können. Indessen spricht er selbst, aus reiner Wahrheitsliebe, öfters nicht entscheidend, und hat dadurch gezeigt, wie ihm am persönlichen Rechtbehalten nichts, an Förderung der Wissenschaft alles liege.

Gleich auf der ersten Seite will uns die Stammverwandtschaft zwischen *mitis* und *mollis*, auf welche Seneca Ep. 114 deuten soll, gar nicht einleuchten: eben so wenig der gemeinschaftliche Stamm *melc*, und die Entstehung von *mitis* aus *melctis*. Alle angegebenen Analogieen von Veränderung der Sylben *el*, *il* und *ol* beweisen nicht, was sie beweisen sollen, weil nirgends das *l* wegfällt, sondern nur der Vokal verändert wird; was aber unter N. 3 S. 4 angegeben ist, möchte wohl nicht geeignet seyn, das Unhaltbare zu unterstützen, da es selbst sehr zweifelhaft ist. Denn wie kann z. B. die Ausstoſsung des *l* dadurch bewiesen werden, daſs *procerus* für *procelrus* stehe, und *caecus* von *calim* komme, *vis* (die Kraft) aber von *valeo* herzuleiten sey, und eigentlich *vels* heiſse: da doch ἴς so nahe liegt. S. Passow u. d. W. Und warum soll denn *mulceo* von ἀμέλγω herkommen, und nicht vielmehr *mulgeo?* *) — S. 4 konnten wir es nicht verdauen, daſs *comis* aus *coquere* stammen und mit höflich und hübsch verwandt seyn soll. Hübsch ist zwar wahrscheinlich höfisch (s. Frisch u. d. W. hüpsch): aber was höflich und höfisch für eine Wurzel habe, darüber scheint doch kaum ein Zweifel seyn zu müssen. Und sind auch die Ableitungen von Varro aus κῶμος, von Baumgarten-Crusius aus *coire*, die Vermuthung Freunds aus *commitis*, nicht sicherer, so möchten wir doch lieber die Sache dahingestellt seyn lassen, als solche Vermuthungen aufstellen und rechtfertigen wollen. Im Lateinischen weit mehr als im Griechischen ist in manchen Fällen das ἐπέχειν das Beste. — S. 6 oder 10 fg. konnte bei *mansuetudo* auch auf die Bedeutung des Wortes in der spätern Latinität, z. B. in der Vorrede des Eutropius, hingedeutet werden. — S. 7 hätten wir bei *humanitus* anstatt in Folge meiner Menschlichkeit lieber von Seiten meiner Menschlichkeit gesagt. — Zu

---

*) Womit übrigens eine Stammverwandtschaft beider nicht gerade geläugnet seyn soll.

S. 18 bemerken wir, daſs der Vf. des Schwäbischen Wörterbuchs nicht Schmidt, sondern Schmid, hieſs. — S. 21 f. war bei *curiosus* in der Bedeutung *macer* erstlich das Beispiel aus Nonius anzuführen, der *curio* bei Plaut. Aulul. III. 6. 27. durch *curiosus* erklärt; dann hätte aber das *curiosus* in der Bedeutung von *macer* aus eben jener Plautinischen Stelle III. 6. 26. nachgewiesen werden sollen (*magis curiosam nusquam esse ullam belluam*), wo freilich Mehrere *curionem* lesen, damit die Frage des Megadorus (*volo ego ex te scire, qui sit agnus curio*) darauf passe, worauf dann von Euclio die scherzhafte Antwort gegeben wird: *qui ossa atque pellis totus est, ita ut cura macet:* wo man dann erst begreift, warum Hr. D. sagt, die Ableitung von *cura* könne nur für Scherz gelten. Liest man aber an jener Stelle *curionem* und nicht *curiosam*, so hat *curiosus* in diesem Sinne weiter keinen Beleg mehr. — S. 23 hätten wir bei *macer* wenigstens den Zusammenhang mit μακρὸς angedeutet. — S. 25 N. 9 hätten wir die griechische Etymologie bei *tener* auch hereingezogen, etwa so: Die Ähnlichkeit zwischen τέρην und *tener* ist gewiſs eben so wenig zufällig, als die zwischen μορφὴ und *forma*. *Tendere* aber ist gewiſs mit τείνω, τανύω und dadurch mit dehnen verwandt: mit *tener* dann das holländische *teder*, das französische *tendre*, engl. *tender* und durch diese Vermittelung das deutsche zart. — S. 26. Daſs ἰσχὺς auf *égere*, und nicht auf ἴσχω, also ἔχω, zurückzuführen sey, davon möchten sich wohl Wenige überzeugen lassen: noch Wenigere aber von der Behauptung S. 27, dürftig und dürr seyen stammverwandt. Die Buchstaben dür dürfen uns nicht verleiten. Wir verweisen wegen dürftig, der Kürze wegen, nur auf den Artikel darben bei Frisch, und ebd. den Artikel dürr. — S. 29 würde es auch passend gewesen seyn, die *minuti philosophi* des Cicero (de Sen. 23, 85. de Divin. I. 30. 62. p. 150 uns. Ausg. und die dortigen Citate), zu vergleichen. — S. 32 sollte zwischen *tingere* und tauchen die in Süddeutschland so häufige und fast allgemeine Mittelform tunken (dunken) stehen. — S. 35 hätten wir angedeutet, daſs schon in der Bildung des Wortes *fundamentum* (aus *fundare*) die Andeutung liege, daſs es einen künstlichen (eigentl. gemachten) Grund bezeichne. — S. 38. Die Analogie von μίγνυμι, *misceo, mixtus*, um die höchst problematische Ableitung des Wortes *restis* von *stringere, trahere* zu vermitteln [daſs nemlich zwischen den Endradical und die Endung ein *s* eingeschoben sey], scheint nicht zu passen, denn *misceo* ist nicht auf diese Weise von μίγνυμι

entstanden, sondern von ΜΙΣΓΩ (hebr. מְסַךְ, deutsch mischen) kommt es her, wovon es freilich eine alte, erweichte Nebenform ΜΙΓΩ (daher mengen) gab; das Supinum aber ist von *miscitum*, syncopirt *mistum*, und erst durch die Aussprache *mixtum* (nicht von *migstum*) geworden. Nan vergleiche nur in dieser Hinsicht *Sestius* und *Sextius*: ursprünglich ein Name, dann bekanntlich unterschieden als patricische und plebejische Familie. *Mistus* also ist nicht, wie angedeutet zu werden scheint, aus *mixtus* entstanden, sondern, wie wir glaubten, umgekehrt dieses aus jenem. *) — S. 44 wird zu *Sancta puer, Saturni filia* allzu unbestimmt Liv. Odyss. citirt, so daſs man gar nicht nachschlagen kann. Das Citat sollte heiſsen Liv. Andronic. in Odyssia bei Priscian. VI, 8. 42. p. 248. Krehl. p. 698. Putsch. — S. 45 unten ist in der Stelle aus Cic. de Sen. 2. falsch geschrieben *quam pueritiae adolescentiae surrepit* Druckfehler für *adolescentia*. — S. 56. Gegen die angenommene Buttmann'sche (Lexil. I. S. 26) Unterscheidung von θέλω und βούλομαι, daſs jenes einen energischen Willensact, dieses nur ein bloſses Gefühl, einen Wunsch bezeichne, haben wir einzuwenden, daſs, ob wir gleich die Reduction beider Verba auf Eine Wurzel und Grundbedeutung nicht bestreiten, sich uns doch, bei Beobachtung des Gebrauches der besten Schriftsteller, nicht ein blos gradueller Unterschied ergeben, sondern die Ansicht festgestellt hat, daſs θέλειν, ἐθέλειν ein Wollen aus Neigung, Laune, Eigensinn bezeichne, wo man den Grund des Wollens entweder nicht angeben kann oder nicht angeben will, aber dafür desto fester darauf beharrt, überhaupt ein Wollen, das in der Natur des Wollenden liegt, so daſs er nicht wohl anders wollen kann, weil er es nicht in Folge von vorgestellten oder von aussen ihm vorgehaltenen Gründen will: βούλομαι aber ein Wollen aus Gründen, mit Absicht oder in Folge eines durch Erwägung herbeigeführten Entschlusses. Wir wissen zwar wohl, daſs Rost in seinem deutsch-griechischen Wörterbuche (unter Wollen) nicht blos so ziemlich die entgegengesetzte Ansicht aufstellt, ja daſs er die Ansicht, welche wir aufstellten, und die

*) Es läſst sich *mixtus* auch als blos durch Umstellung hart zusammenstoſsender Consonanten entstanden denken, daſs nemlich aus *miscitus* wäre *misctus*, und aus diesem umgestellt *micstus*, d. i. *mixtus*, geworden; ungefähr wie sich *nervus* und νεῦρον (νεϝρον), *parvus* und παῦρος (wovon das lateinische *paulus* nur eine andere Aussprache ist) verhalten.

er auch einem Jenaer Recensenten (1822. 155.) zuschreibt, mit der kurzen Bemerkung abfertigt, sie sey grundlos. Passow, ohne Buttmanns Ansicht zu widersprechen, drückt sich behutsamer aus. Wir getrauen uns, unsere Unterscheidung eher durchzuführen, als wir dies der entgegengesetzten zutrauen. Wenn z. B. Buttmann sagt, ἐθέλειν komme häufig vom Willen der Götter vor, so ist dies ganz im Sinne der Homerischen Menschen, welche ihre Götter nach dem Grundsatze handeln lassen: *sic volo, sic iubeo: stat pro ratione voluntas.* Ferner erklären wir aus unserer Ansicht leicht, warum nach Buttmann ἐθέλειν allein (nicht βούλεσθαι) gebraucht wird für δύνασθαι, warum ἐθέλειν ohne die Überzeugung von der Möglichkeit in dem Wollenden nicht stattfinde, warum βούλομαι, und nicht ἐθέλω, bei Homer zuweilen für **lieber wollen** stehe, endlich warum und wie an **einer** Stelle (*Odyss.* ρ. 226.) ἐθέλω und βούλομαι einander entgegengestellt sind *). Und nun vergleiche man vollends die Familien beider Wörter und die herrschenden, ja fast ausschlieſsenden Bedeutungen in denselben: man halte βούλευμα, βούλευσις, βουλευτής, βουλευτικός, kurz βουλεύω mit seinen Derivaten, dann βουλή, βούλημα, βουληφόρος gegen θέλησις, θέλημα, θελήμων, ἐθελοντής und alle mit ἐθελο— zusammengesetzten Wörter, und sehe, ob sich nicht ihre Bedeutung am ungezwungensten bei unserer Unterscheidung erklären läſst **). — S. 57 möchten wir wir fragen, warum denn bei *optare* nicht die Bedeutung **sich Etwas ersehen, wählen**, herausgehoben ist, die doch z. B.

*) Damit verträgt sich auch recht gut der Platonische Sprachgebrauch von ἐθέλειν, z. B. Phaedon. c. 50. u. 51. p. 102 u. 103. Steph. τὸ σμικρὸν οὐκ ἐθέλει ποτὲ μέγα γίγνεσθαι und ἐκεῖνά οὐκ ἄν ποτέ φαμεν ἐθελῆσαι γένεσιν ἀλλήλων δέξασθαι. An solchen Stellen hätte βούλεσθαι darum keinen Platz, weil es sich nicht davon handelt, daſs ein **Entschluſs** zu etwas gefaſst werde, sondern daſs das Nichtwollen **in der Natur** liege und also fast ein Nichtkönnen sey. S. Wyttenbach ad Platon. Phaedon. p. 272 sq.

**) Ein gelehrter Freund, dem Ref. diese Ansicht mittheilte, erklärte sich darüber so: „die Gränzlinie zwischen βούλομαι und ἐθέλω möchte oft nicht scharf gezogen werden können [natürlich, weil es oft von der Subjectivität des Sprechenden und Schreibenden abhängt, welche Art des Wollens er andeuten wolle]; übrigens glaube ich auch, daſs βούλομαι mehr auf eine Willensmeinung geht, Willensvermögen vom Verstande bestimmt, ἐθέλω mehr auf eine Äusserung des sich selbst überlassenen Willensvermögens: wollen, daſs Etwas geschehe, weil man es will: ein unabhängiges Wollen.“

Digitized by Google

ganz deutlich in der aus Plaut. Rud. III. 6. 16: *utrum vis opta, dum licet* ausgehobenen Stelle stattfindet, auch offenbar in der Stelle aus dem Festus (S. 58 N. 7) gemeint ist, wo es heiſst: *In re militari optio appellatur is, quem decurio aut centurio optat sibi rerum privatarum magistrum* — mag man nun gegen die Ansicht des Grammatikers selbst einwenden, was man will. Vgl. noch die verschiedenen bei Forcellini angeführten Stellen. — S. 62 wird in Tac. Ann. XI. 9. Walthers Wiederherstellung der Lesart der meisten Handschriften *foetus repente iaciunt*, das neuerlich auch Ruperti, doch nicht ohne einigen Zweifel, wie es scheint, aufnahm, als die richtigere empfohlen, und die Erklärung Walthers: *verba repente iniiciunt de foedere sanciendo* haltbar genannt. Wir erblicken hier nichts Haltbares, wo eine Erklärung gegeben werden muſs, die zwar einen guten Sinn giebt, aber in den Worten nimmermehr liegen kann. Die von W. angeführten Stellen, welche diesen Gebrauch belegen sollen, sind alle anders: Ann. XV. 50: *scelera principis inter se aut inter amicos iaciunt;* I. 10: *quamquam quaedam de — institutis eius iecerat;* III. 66: *Mamercus antiqua exempla iaciens;* IV. 7: *neque apud paucos talia iaciebat;* IV. 68: *Latiaris iacere fortuitos primum sermones;* VI. 4: *si qua discordes iecissent, melius obliterari;* VI. 31: *veteres — terminos — per vaniloquentiam ac minas iaciebat;* VI. 46: *iactis tamen vocibus, per quas intelligeretur providus futurorum.* Wir lassen uns sogar die Scheller'sche Erklärung des von W. nicht angeführten Beispieles aus Tac. I. 69: *odia in longum iaciens* gefallen: den Grund zum Hasse legen, und finden uns dadurch doch noch nicht bewogen, zu glauben, daſs *foedus repente iaciunt* gesagt und so erklärt werden dürfe. Der Sprache angemessener sind die nicht von Autoritäten entblöſsten Lesarten *iciunt* (das freilich hier einzeln dasteht, da man sonst das Präsens von *icere* nicht findet), *faciunt* oder die Conjectur *sanciunt.* Damit aber das von Walther gerügte ὕστερον πρότερον nicht in die Erzählung komme, nehmen wir an, es werde das Schlieſsen des Bündnisses mit diesen Worten erst im Allgemeinen angegeben, im Folgenden dann das Wie genauer erzählt, so daſs *congressique* stehe für *et congressi quidem* (primo cunctantur cet.). — S. 64 fg. Die angeführten Redensarten über den Haufen werfen und *nive verberat agros Jupiter* beweisen nicht, daſs die Grundbedeutung von werfen der Begriff des Schlagens ist, und daſs *verberare*, umgekehrt, die Bedeutung von Werfen (goth. *wairpan*), seiner Abstammung nach, hat. Die erste Phrase entstand aus einem Act beim Ringen auf einem mit Sand bestreuten Boden, wenn ein Ringer den andern so zu fassen wuſste, daſs er ihn über den Sand-Haufen hinüber warf, nicht daſs er ihn zu Boden schlug; in der zweiten aber ist der Ausdruck poetisch: Jupiter bewirft nicht die Felder mit Schnee, sondern er schlägt oder peitscht sie gleichsam mit Schnee. — S. 71. In der Stelle aus Columella XI. 1. prc.: *Claudius Augustalis excudit mihi, cultus hortorum prosa ut oratione componerem* hilft es nichts, wenn man die Ver-

besserung *extudit* damit abweist, daſs sie »die bezeichnete Handlung etwas zu derb, als zwingende Zudringlichkeit darstelle.« Die Grammatik erlaubt nicht zu sagen *excudere alicui, ut aliquid faciat.* Sagt doch Valer. Max. I. 4. n. 4: *extuderunt, ut domum rediret*, und V. 2. n. 2: *Perseveranti postulatione extuderunt, ut — addiceretur.* So wird auch das starke *extorquere* gebraucht, z. B. Cic. Tuscc. I. 7: *extorsisti, ut faterer.* Doch wir brauchen nicht mehr Beispiele beizubringen. — S. 71 muſs es in dem Fragment aus Plautus *ne te — cajet*, nicht *cajat*, heiſsen, da das Verbum *cajare* heiſst, wie der Vf. zwei Zeilen weiter oben selbst sagt. — S. 72. Die für die Abstammung des Verbums *soleo* von ἔϑω beigebrachten Analogieen haben für uns sehr wenig Überzeugendes, wenn schon der Vf. die Ableitung unstreitig nennt. Eben so will es uns S. 77 mit der Reduction von *ops* auf *juvare* gehen, und S. 83 mit dem zu *potis* und πότνιος gestellten Fetzenkerl. — S. 83 wird zu Tac. Hist. I. 1: *Postquam omnem potestatem ad unum conferri pacis interfuit* gesagt, Walther habe mit richtigem Sinne *potentiam* hergestellt, da die Allmacht des souveränen Herrschers, nicht die Vereinigung der Staatsgewalten in Einer Person der Freimüthigkeit Abbruch gethan habe. Aber es handelt sich in dem Satze nicht davon, was der Freimüthigkeit Abbruch that, sondern zunächst ob *potentiam* in die Stelle paſst, und zu *ad unum conferri pacis interfuit* füglich gesetzt werden könne? Und darauf giebt es doch, in Erwägung von *conferri*, nur eine verneinende Antwort. Daſs diese übertragene *potestas* eine *potentia* zur Folge hatte, und dadurch der Freimüthigkeit Abbruch geschah, ist richtig und lag in der Natur der so übertragenen *potestas:* aber das war hier noch nicht zu sagen. — S. 85 fg. Was wollte wohl der Vf. mit dem angefangenen Satze sagen: »Aber eine Vergleichung von Seneca — mit — Oder Plinius — mit —« und nun folgt keine Vollendung dieses Anfangs. — S. 88 und an verschiedenen andern Stellen ist uns aufgefallen, daſs bei der, übrigens ganz richtigen; Unterscheidung zweier Wörter nur der Unterschied der Bedeutung selbst angegeben ist, der dann, wenn nicht wie ein Orakel, doch wie ein Resultat einer Untersuchung erscheint, während er doch ganz einfach und offen in der Wortbildung und in der Bedeutung der Endungen liegt, nemlich hier in *furialis* die Ähnlichkeit mit den Furien, in *furiosus* die Besessenheit von den Furien. Es sollte also gesagt seyn, die Bedeutung erhelle aus der Bildung der Wörter. — S. 88 will uns die Ableitung des Verb. *delirare* von *delinquere* nicht zusagen, und wir halten uns — nicht an *lira*, was wir, trotz der Erklärung des Plinius H. N. 18, 20, 49, mit dem Verf. gerne aufgeben, sondern an ληρεῖν. Aber nicht viel besser *sero* von *sequi*, und noch weniger *spirare*, das eigentlich *svenrare* geheiſsen habe, von *ventus* (S. 93), Heimath von *civitas* (S. 98), Schelm von *calvere*, schlimm, d. h. schief, von *laevus* ebd. Gewiſs ist schlimm mit *limus*, im Sinne von *obliquus*, verwandt. Vgl. Frisch u. d. W. schlimm.

Digitized by Google

— S. 92. Hier bemerken wir, daſs Cicero nicht nur Univ. 5. *anima* für *aër* setzt, wo 7 Handschriften doch das Letztere geben, sondern auch Acad. II. 39, 124, und hier, wie es scheint, ohne Variante. — S. 120 wird uns zugemuthet, *ira* und Eifer für einerlei Wort zu nehmen, und *succensere* nicht von *censere*, sondern von *succendere* abzuleiten, S. 124 aber *indagare*, δήω und ζητεῖν von Einem Stamme herzuleiten, und dann soll wieder *indaginem* buchstäblich das deutsche Zaun seyn, S. 125 Fährte nicht nur Eines Stammes mit Spur, sondern auch mit *vestigare*, S. 137 *famulus* von ἅμα herkommen, (das ist eine starke Hinneigung zur Ableitung lateinischer Wörter aus dem Griechischen, in Vergleichung mit der frühern Abneigung davon:) S. 151 *palatum* mit *spelunca* und *palam* verwandt seyn, S. 246 *pangere* bedeuten fangen. Dergleichen unhaltbare Ableitungen machen den Nichtkenner und Halbkenner und den Studierenden miſstrauisch auch gegen ganz Sicheres, und geben den hohlköpfigen Gegnern der Philologie Stoff zu ihren schaalen Witzeleien, welche besonders heut zu Tage die Masse der Ungebildeten so schmackhaft findet. — S. 120. Wenn Hr. Pr. D. Anstand findet, *fel* und *bilis* mit χολὴ und Galle zusammen zu stellen, weil er kein evidentes Beispiel finde, in welchem das lateinische *f* dem griechischen χ entspräche: so bemerken wir, daſs diese Verwechslung in den germanischen Dialekten wenigstens sichtbar genug ist: man vergleiche das holländische *kracht* mit Kraft, *lucht* mit Luft, ja die zwei deutschen Wörter Schucht und Schluft. — S. 126 steht in der Note γέγωνα sey ein eben so regelmäſsig gebildetes Perfect von ΓΟΝΩ, wie ὄλωλα von ὄλω — und doch giebt es keine verschiedenern Bildungen. Von γόνω könnte eben so wenig ein Perfectum γέγωνα herkommen, als von ΚΟΠΩ (gebr. κόπτω) κέκωπα, sondern γέγονα wie κέκοπα. Sodann ist das Perfectaugment in γέγωνα ein ganz anderes, als in ὄλωλα. Bei jenem ist dem augm. syllabicum, gang nach der Regel, der erste Stammbuchstabe vorgesetzt: bei diesem ist von ὄλω das Perfectum mit dem augm. temporale (weil das Verbum mit einem Vocal anfängt) eigentlich ὦλα; zu diesem wird nun, nach einer sich über viele Verba erstreckenden Analogie, der ganze Stamm noch einmal vorgesetzt, nemlich ολ, folglich wird es ὄλ-ωλα: gerade so bilden sich auch die Perfecte ὄδ-ωδα, ὄπ-ωπα, ὄρ-ωρα, ὀμ-ώμοκα, ὀρ-ώρυχα und andere ähnliche. — S. 148 fg. fiel uns die Stelle auf: »*Faux* existirt in seiner Bedeutung in dem schwäbischen Bungerer d. i. Luftröhre; vgl. Schmids Wörterbuch.« (Die Stelle ist S. 107). Wenn das sonst ganz unerhörte Wort nicht durch einen Schreibfehler entstanden ist, was uns sehr möglich vorkommt, so liegt es doch von *faux* so fern ab, daſs wir darin unmöglich die Verwandtschaft erkennen können. Wer weiſs aber, ob es in dem Manuscript, aus welchem es Schmid hat, nicht Lungenrer, d. i. Lungenröhre, geheiſsen hat? Eben so seltsam war dem Ref. die Stelle S. 151: »Und sollte nicht das deutsche Kuttel, Kuttelfleck für Eingeweide, die deutsche

Form für *γαστὴρ* und *guttur* seyn?« Wir wollen die Sache nicht weiter auseinandersetzen, nur auf Friſch verweisen, und andeuten, daſs Kuttelfleck nicht sowohl Eingeweide bedeutet, als die zu einer Speise zubereiteten zerschnittenen Kaldaunen. — S. 166 will es uns sonderbar vorkommen, daſs *urgere* in den Stellen des Horatius (Ep. I. 14. 26: *Urges iam pridem non tacta ligonibus arva*) und Tibullus (I. 9. 8: *Et durum terrae rusticus urget opus*) nicht denselben Stamm haben soll, der S. 164 angegeben ist, sondern für die lateinische Form von *ἐργάζομαι* angenommen wird: als ob die Dichter nicht das starke Verbum *urgere* in dem Sinne von sich eifrig beschäftigen brauchen könnten. — S. 181. Bei der Zusammenstellung von *οἶκος*, *vicus* mit Schweig [Schwaig, auch Schweick; s. Schmid und Frisch] konnte noch ein Mittelglied, das holländische *wyk*, eingeschaltet werden. — S. 198 fg. Bei Erörterung der Bedeutung von *meditari* und *meditatio* konnte darauf hingedeutet werden, daſs die Römer oft sich im Sprachgebrauche an das wahrscheinlich verwandte *μελετᾶν* und *μελέτη* erinnerten, und ihnen deswegen die oft ganz materielle Bedeutung des Vorübens und Einübens irgend einer Fertigkeit gaben, wie eine ziemliche Anzahl von Stellen bei Forcellini beweist. Übrigens weiſs Ref. wohl, daſs die Verwandtschaft zwischen *μελετᾶν* und *meditari* neulich von einem nahmhaften Gelehrten in einer Recension bezweifelt worden ist. Wyttenbach erklärte sie für gewiſs. In Rücksicht auf das Obige möchte Ref. S. 200 bei der Unterscheidung zwischen *commentari* und *meditari*, (daſs jenes mehr extensiv, mit Muſse, Ruhe und Gründlichkeit, dieses mehr intensiv, mit Ernst, Anstrengung und Lebendigkeit über Etwas nachdenken heiſse,) wenn beide neben einander stehen, wie de Or. 2, 27, 118: *locos multa commentatione et meditatione paratos* — den Unterschied so modificiren, daſs sie sich fast wie inneres und Äusseres (*mens* und *μελέτη*) verhalten. — S. 200. Ob das gothische Verbum *hugjan*, denken, wähnen, mit *cogitare* oder mit *νοεῖν* und *incohare* zusammen hange, welches Beides dem Ref. gleich unwahrscheinlich vorkommt, wollen wir nicht untersuchen, sondern es nur auch aus dem Holländischen in den Wörtern *heugen*, gedenken, *geheugen*, Gedächtniſs, nachweisen. — S. 207 war neben das deutsche Vogel, das gothische *fugls*, das althochdeutsche *fogal*, auch das englische *fowl* zu setzen. — S. 345. Zu der Stelle aus Tacitus Ann. I. 42: *Primane et vicesima legiones, illa signis a Tiberio acceptis, tu tot praeliorum socia, tot praemiis aucta, egregiam duci vestro gratiam refertis* behauptet der Vf. »das Wort *primanus* stehe unerkannt in derselben. Es haben nemlich alle Ausleger das Wort *Primane* als Femininum mit der Fragpartikel gefaſst, und sich dann durch das folgende *egregiam* in Verlegenheit gesetzt gesehen, da es entweder heiſsen müſste *primăne — hănc gratiam* oder *prima — egregiam gratiam refertis.* Lese man aber *primāne*, so rede Germanicus damit die anwesende, mit *vicesima legio* die abwesende Legion an.« Hiemit können wir nicht übereinstimmen. Erstlich

ist nicht die erste Legion anwesend, und die zwanzigste abwesend, sondern beide sind zugegen, und beide werden als gegenwärtig angeredet: und zweitens läſst sich die Alternative, daſs man sonst entweder *primāne* — *hanc gratiam* oder *prima* — *egregiam gratiam refertis* lesen müſste, dadurch leicht beseitigen, daſs man nach Ruperti's Vorschlage (den Hr. Pr. D. nicht zu kennen scheint) ganz einfach und ohne alle Änderung *Prima ne* oder *nae* d. i. *profecto*, liest: endlich würde durch die Annahme, *Primāne* sey der Vocativ von *primanus*, die Concinnität des Ausdrucks gar sehr leiden, und *vicesima legiones* gar seltsam daneben stehen. Doch genug der Bemerkungen, an welche wir nur noch die Berichtigung einiger uns zufällig vorgekommenen ungenauen Citate schlieſsen. S. 102 unten ist die Stelle aus Tacitus nicht II. 42, sondern 41; S. 131 oben Tusc. II. 22. 53, nicht 52; S. 132 nicht Deiot. 12, 32, sondern 33; S. 144 ist die Stelle, die blos *Cic. Rull.* citirt wird, zu finden II. 35. 96; S. 231, oben, sollte es Legg. I. 2. 5, für I, 5 heiſsen.

Der Kürze wegen möchte Ref. bei der Erörterung S. 276 über Cic. de Rep. IV. bei Nonius Marcellus, doch auf seine Anmerkung zu jener Stelle, nemlich zu IV, 8. p. 428 fg. seiner Ausgabe, hindeuten.

Da wir uns nun bei lauter Einzelnheiten berichtigend oder zweifelnd aufgehalten haben, so fragt vielleicht Jemand, der unsere frühern Anzeigen des Werkes nicht gelesen hat: was ist nun der langen Rede kurzer Sinn? Nicht der, der aus dem Tadel hervorzugehen scheinen könnte, sondern ein sehr entgegengesetzter. Wir laden vielmehr Jeden, der sich für gründliche Wortforschung, Synonymik und überhaupt für gründliches Studium der lateinischen Sprache interessirt, falls er diesen Theil oder das ganze Werk noch nicht kennte, ein, sich einen eben so reichen Genuſs, als vielseitige Belehrung durch dessen Studium zu verschaffen. Wir waren etwas ausführlich in der Darstellung und Begründung einer Anzahl von Desiderien, womit wir dem würdigen Verfasser besser, als mit einem oberflächlichen Lobe, zu dienen glaubten: aber wir wären unerschöpflich, wollten wir die vielen treffenden und trefflichen Artikel (dergleichen z. B. der N. 214 über *Scientia. Notitia. Inscius. Nescius. Literae. Artes. Doctrina. Disciplina* ist) aufzählen oder gar zergliedern. Der Dank der Gelehrten, der Lehrer und der Studierenden wird dem Vf. nicht entgehen. Mit Vergnügen sehen wir dem Bande entgegen, der das Werk noch brauchbarer machen, runden und abschlieſsen wird.

Ulm. Nov. 1836. *G. H. Moser.*

Digitized by Google

N°. 12. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

HISTORISCHE LITERATUR.

Historisch-politische Darstellung der völkerrechtlichen Begründung des Königreichs Belgien, von Nothomb. Nach dem Französischen bearbeitet mit Anmerkungen und Zugaben von Dr. Adolph Michaelis, ordentl. Professor der Rechte in Tübingen. Mit einer Karte des Königreichs Belgien. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1836. *CIV und* 501 *und* 119 *S. gr.* 8.

Ein als Lehrer der Rechtswissenschaft, als Kenner der älteren Rechtsgeschichte von Flandern, wie der Verfassung und des Zustandes von Belgien auf gleiche Weise berühmter Gelehrter hat das Original der oben angeführten Übersetzung in diesen Blättern angezeigt, Ref. darf daher um so weniger auf den Inhalt zurückkommen, als er die Verhältnisse, von denen hier die Rede ist, nicht wie jener Gelehrte aus eigner Ansicht und Einsicht der belgischen Zustände und Verhandlungen kennt. Er begnügt sich daher mit einer bloſsen, nackten Anzeige, womit er die der Gegenschrift des Herrn von Keverberg verbinden will. Die Übersetzung enthält nicht blos alle Verbesserungen und Zusätze der neuern Auflagen von Nothombs Schrift, sondern auch Bemerkungen des gelehrten Übersetzers. Der Anhang von hundert und neunzehn Seiten besteht aus einem Urkundenbuche, welches die wichtigsten diplomatischen Staatsacten und politischen Documente über die belgisch-holländischen Angelegenheiten enthält. Etwas weniger diplomatisch-juristisch ängstlich hätte vielleicht der Übersetzer verfahren können, ohne daſs der deutsche Leser etwas Wesentliches verloren hätte. Es scheint uns nämlich, daſs es nicht sehr schwer gewesen seyn würde, den Hauptinhalt der drei Vorreden der drei Ausgaben des Herrn Nothomb in einen kleinen Raum zusammenzudrängen, statt daſs hier diese drei Vorreden, eine nach der andern wörtlich übersetzt, mehr als 100 Seiten füllen. Nothombs Werk hat übrigens in Holland einen Gegner gefunden, der, als Gelehrter und als Geschäftsmann ausgezeichnet, die holländische Regierung oder eigentlich den König, der unstreitig den besten Willen hatte, wenn er auch nicht immer glücklich in der Wahl seiner Mittel und seiner Rathgeber war, gegen viele Vorwürfe Nothombs glücklich vertheidigt hat; auch von diesem Werke liegt eine deutsche Übersetzung vor uns:

Digitized by Google

Vom Königreiche der Niederlande. Durch den Freiherrn von Keverberg, Commandeur des königl. Ordens vom niederländischen Löwen, Mitglied des Staatsraths und Präfecten während des Kaiserreichs u. s. w. Stuttgart, Hallbergersche Verlagsbuchhandlung. 1836. 392 *S.* 8.

Der Verfasser dieser Anzeige muſs aufrichtig gestehen, daſs er sich über den historischen Werth des Buchs sehr getäuscht gesehen, da er es bisher nur aus einseitigen Anzeigen und Auszügen gekannt hat. Wahrscheinlich verdankt das Buch die günstige Aufnahme, die es gefunden hat, theils der Partheilichkeit eines Theils der Leser, und der Neugierde, die Defension der Holländer zu lesen, eines andern Theils, theils dem leichten, diplomatisch vornehmen Styl und den klingenden Worten und Phrasen, ganz besonders aber wohl, wie Ref. hofft, dem Hauptheil, worüber er sich kein Urtheil anmaſst, dem Bericht über die holländische Verwaltung und Regierung in Belgien. Er überläſst daher Männern von Fach, die Vertheidigung der Holländer, als den Hauptheil des Buches, zu prüfen, und beschränkt sich auf die ersten hundert Seiten, um deutlich zu machen, warum er sich geirrt hatte, als er es für historisch hielt. Es ist eine im Style der Napoleonischen Zeit geschickt und gewandt abgefaſste Schrift eines dienstfertigen, geschäftskundigen Kosmopoliten. Das ist Alles, was man davon sagen kann; historischen Werth hat sie sehr wenig. Der Übersetzer redet in dieser Beziehung viel offener als der Verfasser. Er sagt nämlich ganz offen heraus, er wolle, wenn er den zweiten Theil des von ihm sehr hölzern übersetzten Buchs herausgebe, nicht blos widerlegende Rücksicht auf die dritte Auflage von Nothombs Buch nehmen, sondern auch in eignen Nachträgen Alles widerlegen, was Nothombs Übersetzer Neues beigebracht habe, ja, er wolle sogar zu Gunsten des Königs von Holland gegen Osianders Schrift über die niederländischen Finanzen zu Felde ziehen. Dabei muſs man eingestehen, daſs das Buch des Baron von Keverberg sich viel besser lesen läſst (nur nicht in der Übersetzung) als das belgische Buch, daſs es vortreffliche und genaue Angaben enthält, daſs es vielleicht in Beziehung auf seinen eigentlichen Zweck vortrefflich seyn mag, daſs es also ganz allein Ref. Schuld ist, wenn er darin nicht gefunden hat, was er suchte. Um anzudeuten, was er suchte und nicht fand, will Ref. die ersten scheinbar ganz historischen Seiten des Buchs durchgehen und seine Meinung leise andeuten. Die Einleitung will Ref. ganz übergehen, da diese vornehme und geistreiche Manier ihm für diplomatische Aufsätze passender scheint als für historische, weil es bei den erstern auf glänzenden Schein, bei den andern ganz allein auf dürre Wahrheit ankommt; er geht daher gleich zum ersten Abschnitt über, welcher überschrieben ist: Entstehung des Königreichs der Niederlande. Die Geschichte des Falls der alten Republik der sieben Provinzen hätte Herr von Keverberg lieber ganz übergehen sollen, sie hat mit seinem Gegenstande nichts zu thun, und was

Digitized by Google

er berichtet, und die Quellen, aus denen er es nimmt, sind doch wohl hoffentlich selbst den Lesern, für welche er schreibt, gar zu flach. Es scheint uns sogar, als wenn es seiner Geschicktichkeit als Vertheidiger und Lobredner seines Königs wenig Ehre macht, daſs er so weit ausholt. Wie würde er sich aus der Sache ziehen, wenn nun einer ihn von dieser Seite faſste (die Belgien gar nicht angeht)? Wenn einer zu beweisen suchte, daſs seit der Erneuerung des Statthouderats um 1747 Holland unter englische Vormundschaft kam? Wenn er auf die Zeiten von Schlözers Phocion und auf das Betragen der Regierung im amerikanischen Kriege, besonders zur Zeit des Plans der bewaffneten Neutralität, als ein schneller Entschluſs, den Ludwig von Braunschweig und Oranien hinderten, der Republik ihre alte Bedeutung im Handel hatte wiedergeben können, zurückkäme? Wenn er der Folgen der preuſsischen Besetzung und ihres Zusammenhangs mit dem Einfall um 1795 gedächte und Mirabeau sur le Stadhouderat benutzte? War es nicht besser, die Heldenthaten des jetzigen Königs, deren S. 11 u. 12 gedacht wird, ganz zu übergehen, als sich ein si tacuisses zuzuziehen? Dies gehört unter die Dinge, die Herr von Keverberg in der guten Schule für dergleichen Defensionswerk, worin er zur Kaiserzeit lange genug gewesen ist, hätte besser lernen sollen. Wir machen den Verfasser und das Publikum aufmerksam, daſs ein geschickter Gegner die vierzehn ersten Seiten diplomatischer Historie durch einen ganzen Band derber, und wie die Sophisten sagen, unartiger Historie auf eine solche Weise persifliren könnte, daſs dadurch auf die Hauptsache ein starker Schatten geworfen würde. Dies wäre für den eigentlichen Inhalt des Buchs sehr Schade, da Herr v. Keverberg weiter unten wirklich historisch, nicht diplomatisch verfährt, und die Thatsachen für ihn sprechen, auch sein König höchst achtbar ist, wäre es auch nur, weil er Charakter hat ohne Despot zu seyn. Der zweite Abschnitt, Wiederherstellung der holländischen Neutralität, enthält leider kein einziges Datum über den holländischen Aufstand im J. 1813, sondern berichtet nur, was dieser und jener Legationssecretär gesagt und dieser und jener General einem holländischen Baron oder Grafen geantwortet habe. Wir müssen es also wohl dahin gestellt seyn lassen, bis wir bessere Quellen haben, als des Herrn Barons on dit, ob in der That die alliirten Mächte ihren Rheinübergang von dem Aufstecken der oranischen Flagge und dem Volksgeschrei Oranje boven abhängig machten. Ref. traut den verbundenen Mächten mehr zu als ihnen Herr v. Keverberg zuzutrauen scheint, weil er gern beweisen möchte, daſs Holland nicht durch die alliirten Mächte, sondern durch sich selbst wieder hergestellt sey — Credat Judaeus Apella. Es folgt Seite 21 der Abschnitt: Auflösung des französischen Kaiserreichs. Dieser Abschnitt hat innere Wahrheit und streitet gegen die bekannten französischen und belgischen Declamationen mit der siegenden Gewalt unläugbarer Thatsachen. Wir übergehen die folgen-

Digitized by Google

den beiden Seiten, Frankreichs Stellung im politischen System von Europa; denn was auf den beiden weitläufig gedruckten Octavseiten steht, ist doch offenbar gar zu wenig für eine so viel versprechende Überschrift. Bei dem folgenden Artikel, Errichtung des Königreichs der Niederlande, ist der Verf. etwas ausführlicher, und gesteht ganz offen und frei, daſs die Verbindung der beiden ganz verschiedenartigen Staaten, Belgien und Holland, ein bloſses diplomatisches Kunststück, oder, wie er sich sehr bedeutsam ausdrückt, eine Wirkung conservativer Maasregeln der europäischen Monarchien gewesen sey. Dies angenommen, sehen wir nicht ein, warum nicht dieselben Herren Diplomaten und ihre Committenten, sobald sie sahen, daſs ihre Maasregel nicht conservirend war, die gemachte Einrichtung wieder aufheben konnten. Daſs wir dem Verfasser nichts in den Mund legen, was er nicht gesagt hat, beweiset nicht blos sein Ausdruck conservativ, sondern er sagt S. 28 wörtlich: die Mächte hätten zwar den beiden von ihnen verbundenen Theilen des neuen Reichs alles mögliche Gute *gewünscht*, und auch gehofft, daſs die Einrichtung den Bewohnern dieses Reichs sehr heilsam seyn werde; aber *gewollt* hätten sie doch eigentlich nur die Errichtung eines Staats, von dem kein Volk je ehrgeizige Anschläge zu fürchten habe, vor dem das allseitige Interesse der Hauptmächte Europa's (soll wohl heiſsen: das Interesse aller Hauptmächte Europa's) Achtung zu haben erforderte, welcher also das Unterpfand des allgemeinen Friedens werden konnte. Mit vieler Geschicklichkeit macht daher auch der Verfasser den Unterschied geltend, daſs Belgien ein erobertes Land gewesen sey, Holland dagegen nicht, daſs also über das erste Land durch Protocolle, wie über Algier oder über die Moldau, habe verfügt werden können, über das andere nicht. Daſs diese ganze Argumentation eine bloſse, sehr geschickte Benutzung des Scheins ist, sieht jeder, der weiſs, was es eigentlich mit Holland für eine Bewandtniſs hatte, und wie es damit zuging, daſs es sich selbst constituirte. Wir würden indessen mit dem Verf. nicht darüber rechten, daſs er die Thatsache anführt nnd darauf einen Unterschied zwischen Holland, welches Republik, und Belgien, welches österreichische und französische Provinz gewesen war, gründet; lächerlich ist es aber, wenn man sich jener Zeiten erinnert, wo man über Sachsen und Polen schaltete und Italien vertheilte, daſs er hinzusetzt, keine Macht der Welt habe ein Recht gehabt über Holland auf irgend eine Art zu verfügen, und dadurch wahrscheinlich andeuten will, die Belgier aber hätten gar nichts zu fodern gehabt. Diese Logik schmeckt uns zu sehr nach der Kaiserzeit. Das Übrige ist vortrefflich und bündig entwickelt, um zu beweisen, daſs man die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte, daſs man eine Einigkeit voraussetzte, die nicht vorhanden war, daſs auf dem Papier ausgemacht wurde, was sich nicht möglich machen lieſs, daſs der neue König von Holland die unmögliche Aufgabe erhielt, durch Gesetze ein

Digitized by Google

Volk zu erschaffen, wo Gott und die Natur zwei Naturen, zwei verschiedene Interessen geschaffen hatten. Möglich war das nur allein unter der Bedingung, daſs man Bonaparte's eisernen Arm, seine Gensd'armes oder Ruſslands Heere gebrauchen konnte; dann ist freilich Alles möglich. Der Verf. geht hernach zu einer Andeutung der Geschichte Hollands über und preiset S. 39 die Urheber des Aufstandes zu Gunsten des Prinzen von Oranien auf eine Weise, die sich in der Übersetzung ganz komisch ausnimmt, da diese französischen Stelzen, wenn sie ihren Mann heben sollen, in Deutschland durchaus aus einer philosophischen Fabrik seyn müssen. Was das übrigens für Leute waren, die in Holland handelten, sagt der Herr Baron ganz ohne dabei etwas Arges zu ahnden, wenn er um den neuen König, der übrigens aller Achtung würdig ist und bleiben wird, desto mehr zu erheben, sich darauf stützt, daſs ihm die Souveränität *ohne Vorbehalt, ohne Schranken, ohne irgend eine Restriction oder Bedingung angetragen worden.* Was soll die Geschichte dazu sagen? Von England findet sich auch kein Wort — Oranien und die Statthalterische Parthei, die Fagels u. s. w. ohne England!!! und doch ist es auf der andern Seite ein Engländer, den der holländische Staatsrath über holländische Begebenheiten citirt! Die Geschichte ist indessen getreu und richtig; die Holländer geben sich eine Verfassung, die ihnen nicht aufgedrungen, sondern nach ihrer Art und ihrem Willen gemacht wird; alles ist fertig, dann kommen die Belgier als groſsmüthiges Geschenk der Mächte hinzu. Das ist Alles ganz in der Ordnung, da aber die Belgier bei der holländischen Constitution und der Groſsmuth der Mächte gar nicht gefragt sind, so scheint auch ihre Verpflichtung in der Sache nicht weiter zu gehen, als die Macht derer, welche die Einrichtung gemacht hatten. Sobald man auf dem Felde bleibt, worauf sich der Verf. in dem Abschnitt *Ergänzung der constitutiven Verhandlungen über das Königreich der Niederlande* hält, ist schwerlich etwas Bedeutendes gegen ihn einzuwenden, denn es gilt nur positiven und von dem, der die Macht hat, gemachten Bestimmungen; historisch ist das aber nicht, als nur in so weit es allerdings das *Geschehene* getreulich berichtet. Sobald man einmal darüber hinaus ist, daſs die Hauptsache nicht von Innen ausgehen konnte und durfte, dann wird man dem Verf. ganz Recht geben, wenn er S. 56 sagt, daſs er sich darauf beschränken könne, darzuthun, daſs der Gang, den man 1813 in Holland genommen, 1815 in allen constituirenden Theilen des Königreichs der Niederlande strenge befolgt worden, sowohl in der Vorbereitung als Discussion und Annahme des Fundamentalgesetzes u. s. w. Über den Krieg von 1815 gibt der Verf. sehr schöne Redensarten. Was die Hauptsache, den Vertrag, der die Wurzel des Übels war, weil er Unmögliches möglich machen sollte, angeht, so sagt der Verf. S. 66—67: Wäre die Regierung der einen oder der andern dieser Stipulationen auch nur um das Mindeste ausgewichen, so hätte sie den

Digitized by Google

kontrahirenden Mächten gegründete Ursachen zu klagen gegeben. Das nennt man Gewandtheit. Weniger Kunst bedurfte das, was er vom Negerhandel sagt, dagegen der Artikel Rheinschifffahrt ein Meisterstück diplomatischer Kunst ist. Historisches finden wir gar nichts darin. Die Reden über die Familienverbindungen des Hauses Oranien übergehen wir; die Nachrichten von der Expedition gegen Algier und der Bericht über die orientalischen Angelegenheiten sind wenigstens historischer Art. Die Art, wie der Verf. zu den belgischen Angelegenheiten S. 83 übergeht, ist die beste, die man denken kann, in Beziehung auf das Publikum, für welches sein Buch besonders bestimmt ist. Wer das Stück, welches er überschrieben hat: auswärtige Politik in Beziehung auf die belgische Revolution, gläubig lieset, der ist für den eigentlichen Gegenstand schon durch die Meinung gewonnen, und darauf kommt es ja für den Erfolg der Überredung nur ganz allein an; was innige Überzeugung ist, davon weiſs der groſse Haufen der Menschen nichts. Die Demonstration ist ungefähr folgende: Die französische Juliusrevolution ist die Frucht des unruhigen Strebens der Franzosen nach Herrschaft und Kriegsruhm (das möchte wohl wahr seyn), damit ist verbunden Proselytenmacherei, deren Frucht die belgische Revolution, deren nothwendige Folge Bedrohung des in Europa bestehenden Systems ist. Der König von Holland, der sich weigert, Belgien als ein besonderes Königreich bei seinem Hause zu erhalten, ist daher nach dem Verf. dem System der monarchischen Mächte, die ihn verlassen, getreuer als diese Mächte selbst. Das beweiset Herr von Keverberg bündig genug; Ref. glaubt indessen hinreichend angedeutet zu haben, wie meisterhaft hier die Vertheidigung der holländischen Verwaltung von Belgien nicht sowohl historisch, als vielmehr historisch-diplomatisch vorbereitet wird; das Übrige des Buchs muſs er jemandem überlassen, der mit der praktischen Staatsverwaltung vertrauter ist, als er.

Pragmatische Geschichte der nationalen und politischen Wiedergeburt Griechenlands bis zu dem Regierungsantritt des Königs Otto. Von Joh. Ludwig Klüber. Frankfurt am Main. Franz Varrentrapp. 1835. *gr.* 8. 604 *S.*

Ref. ergreift um so lieber die ihm gebotene Gelegenheit, auf dieses schätzbare Werk auch in diesen Blättern durch eine ganz kurze Anzeige aufmerksam zu machen, als er den Enthusiasmus für Griechen und Griechenland mit jedem Tage mehr verschwinden sieht, und daher fast zu fürchten ist, daſs ein so ausführliches, gut und in würdigem, einfachem historischen Styl geschriebenes Werk nicht die Bedeutung erlange, die es vor vier Jahren würde gehabt haben. Thiersch allein hält aus; er bleibt immer voller Hoffnung und voller Bewunderung, hat aber nach unserer Meinung an Fallmereyer einen so furchtbaren Gegner er-

Digitized by Google

halten, daſs Ref., seitdem ihm der gelehrte Tübinger Professor Tafel mündlich noch Manches mitgetheilt hat, offen eingesteht, daſs er Fallmereyers Ansicht für die richtigere halten muſs, so sehr er ihr vorher entgegen war. Er hat selten etwas Stärkeres, Kühneres, Gründlicheres gelesen, als Fallmereyers Vorrede zum zweiten Theile seines Morea. Wie selten trifft man unter der Masse der täglich erscheinenden Bücher ein einziges an, das auf mehrern hundert Seiten so viele wahre Belehrung gewährt, als Fallmereyers Vorrede auf wenigen Seiten! Der Mann hat nicht, wie das zu gehen pflegt, vor Gelehrsamkeit, Tiefe der Speculation, Objectivität der Auffassung, Begeisterung der Poesie, und wie die Ausdrücke sonst heiſsen, den gesunden Menschenverstand verloren! Er hat selbst den Orient und Griechenland gesehen, er hat gedacht, und das Gedachte mit dem Gelesenen verglichen. Man lese ihn! Ref. macht diese Bemerkung, weil er sehr gewünscht hätte, daſs ein so besonnener Geschichtschreiber, wie Herr Klüber, auf das Resultat des Inhalts jener Vorrede hätte Rücksicht nehmen und viele dort gegebene Winke benutzen können. Für die Geschichte, wie sie Herr Klüber behandelt, war dort freilich nichts zu gewinnen, aber für Ansicht und Beurtheilung derselben sehr viel, weil manche Begebenheit in einem ganz andern Lichte hätte gezeigt werden müssen. Vielleicht ist es aber auch besser, daſs Herr Klüber in seinem Vertrauen nicht wankend gemacht worden; sein Buch wird dadurch allen Partheien als belehrende und lesbare Zusammenstellung der ganzen Geschichte um desto brauchbarer. Er hat sogar die ganze Organisationsgeschichte des neuen Königreichs aus Maurers bekanntem Werke aufgenommen; obgleich Vieles davon kaum eine historische Bedeutung hat, da es eher verschwand, ehe es noch ganz fertig dastand, oder gar überhaupt nur in der Idee, oder höchstens auf dem Papier je vorhanden war. Nach der Vorrede hat der Verfasser dieser Geschichte sehr groſse Vorstellungen von der Bedeutung des neuen griechischen Staats und von dessen künftiger Gröſse, sowie von der Organisation desselben und von dem heilbringenden System, dessen Kind die jetzige Verfassung und Einrichtung der Griechen sey, und welches alle Mächte zu einer sittlich politischen Staatsgesellschaft vereinige. Ref. gesteht, daſs er, auf Fallmereyer gestützt, in Rücksicht des Ersten ganz anders denkt, und das Letzte für ein doctrinäres und diplomatisches Hirngespinnst hält, das im besten Fall in einer charakterlosen Zeit alle Nationalität und Individualität völlig vernichten würde. Der Satz des Vfs., daſs man sich nicht über Zögerungen, Langwierigkeit der Verhandlungen, Anzahl der Noten, Sitzungen und Protocolle beschweren dürfe, weil sie friedlicher Natur seyen, und nicht zu vergleichen mit dem Elend auch des kürzesten Kriegs, wäre nur dann wahr, wenn das Menschengeschlecht eine Heerde Schaafe wäre, und wenn nicht diese Unterhandlungen u. s. w. andere Übel zur nothwendigen Folge hätten, die freilich nicht so auffallend als die des Kriegs, dagegen gleich

Digitized by Google

allen schleichenden Übeln um desto verderblicher wären, und wenn der endlich doch unvermeidliche Krieg nicht am Ende mit völliger Auflösung verbunden seyn müſste, wenn man ihn künstlich aufgeschoben. Eine nähere Anzeige des Buchs, welches besonders für Staats- und Geschäftsmänner bestimmt scheint, die sich auf dem kürzesten und dabei zuverlässigsten Wege mit der Geschichte und Organisation des neuen Königreichs und den Verhandlungen, Unterhandlungen und diplomatischen Künsten, auf denen es gegründet worden, bekannt machen wollen, wird man von Ref. nicht erwarten, da er nur über sich genommen hat, die Leser der Jahrbücher aufmerksam auf das Buch zu machen. Er will daher nur noch mit den eignen Worten des Vfs. den Inhalt der Hauptabschnitte oder, wie der Vf. sich ausdrückt, die Zeiträume angeben, damit der Leser wisse, was er darin zu suchen habe. Der erste, in sechs Abschnitte getheilte, Zeitraum begreift die Geschichte der Erhebung der Hellenen zur Befreiung von türkischer Herrschaft bis auf Groſsbrittanniens und Ruſslands Vereinigung zur gemeinschaftlichen Vermittelung des Streits, also vom März 1821 bis April 1826. Dies ist der Inhalt der ersten hundert und fünfzig Seiten. Der zweite Zeitraum begreift die Geschichte von Groſsbrittanniens und Ruſslands, dann auch Frankreichs Vereinigung zur Vermittelung bis auf die Zustimmung der Pforte zu den von den vermittelnden Mächten verabredeten Grundlagen für Griechenlands eigne politische Stellung unter türkischer modificirter Oberherrlichkeit. April 1826 bis 14. Sept. 1829. Zwei Abschnitte von S. 153—242. Der dritte Zeitraum S. 242 bis 287 begreift nur einen Abschnitt und reicht von der Zustimmung der Pforte zu Griechenlands eigner politischer Stellung unter ihrer modificirten Oberherrlichkeit, bis auf deren Einwilligung in Griechenlands vollständige politische Unabhängigkeit unter einem erbmonarchischen Oberhaupt, vom 14. Sept. 1829 bis 24. April 1830. Der vierte Zeitraum, S. 288—406, begreift in vier Abschnitten die Geschichte von der Einwilligung der Pforte in Griechenlands vollständige Unabhängigkeit unter einem erbmonarchischen Oberhaupt bis auf des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg Rücktritt von seiner Annahme der ihm angetragenen Würde eines souveränen Erbfürsten von Griechenland. Vom 14. April bis 21. Mai 1830. Der fünfte und letzte Zeitraum begreift endlich in drei langen Abschnitten die Geschichte vom Rücktritt des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, von seiner Annahme der Würde eines souveränen Fürsten von Griechenland bis — nach Ernennung des minderjährigen Prinzen Otto von Baiern zum König von Griechenland und nach Anerkennung einer Regentschaft — zu dem Regierungsantritt des Königs Otto d. 21. Mai 1830 bis 1. Juni 1835. Angehängt sind Schriften für die Geschichte der Befreiung Griechenlands S. 593—601. Ein furchtbares Register, welches am besten beweiset, wie nöthig Herrn Klübers Buch war, damit man die angeführte Bibliothek entbehren kann. Darauf folgt ein Verzeichniſs von Zeitungen und Re-

Digitized by Google

gierungsblättern, welche seit 1823 in Griechenland erschienen sind, und endlich Verzeichniſs der Landkarten von dem alten und neuen Griechenland.

Denkwürdigkeiten der spanischen Revolution. Gesammelt und herausgegeben von J. B. von Pfeilschifter, herzogl. Anhalt-Cöthenschem Legationsrathe. Aschaffenburg, bei Theodor Pergay. 1836. 375 S. 8.

Die Verworrenheit der spanischen Angelegenheiten und der Mangel eines leitenden und sichern Fadens wird deutschen Lesern jeden neuen Versuch, Licht über die neuere und neueste Geschichte zu verbreiten, empfehlungswerth machen, Ref. glaubt daher auf das aus spanischen Quellen zum Theil wörtlich übersetzte Buch eines sonst gerade nicht sehr beliebten oder als zuverlässig bekannten politischen Schriftstellers aufmerksam machen zu müssen, und ergreift diese Gelegenheit, um auf einen vortrefflichen Aufsatz in einer ausländischen Zeitschrift zu verweisen. Man findet nemlich in dem Juli-Heft des Foreign Review eine Collectivanzeige von Schriften über Spanien, oder vielmehr, wie das die Sitte der englischen kritischen Journale ist, unter der bloſsen Rubrik dieser Schriften einen klaren und vortrefflichen Aufsatz über die neuere spanische Geschichte. Ref. hofft, daſs dieser Aufsatz in irgend einem der vielen deutschen Journale, unter denen leider jetzt ausser dem etwas zu sehr befangenen und diplomatischen des Herrn Ranke kein einigermaſsen erträgliches politisches oder historisches sich findet, übersetzt erscheinen werde, da er sich für das groſse Publikum sehr gut eignet. Der Aufsatz des Foreign Review giebt eine vollständige, zusammenhängende, beurtheilende Geschichte, Herr Pfeilschifter dagegen giebt nur über einzelne Punkte Aufklärung, und zwar gröſstentheils durch Übersetzung spanischer Schriften. Schon aus dem letztern Grunde, und noch mehr, weil sich Ref. über Spanien kein eignes Urtheil zutraut, will er nur bemerken, was der Leser in diesem Bändchen findet. Die ersten Aufsätze sind aus einer Historia de la guerra de España contra Napoleon Bonaparte übersetzt, als deren Redacteur Herr Pfeilschifter nach dem Gerüchte einen General angiebt, der sich jetzt in Don Carlos Hauptquartier befindet. So wenig Zutrauen auch Ref. zu Carlistischer Geschichte und Carlistischen Geschichtschreibern hat, so ist es doch unter den gegenwärtigen Umständen sehr anziehend, zu erfahren, wie diese Leute ihre Geschichte betrachten. Das Buch beginnt mit einem schrecklichen Gemälde des Godoy, Fürsten de la Paz, der uns neulich mit einem höchst langweiligen Buche über sich selbst hat beschenken lassen, welches nicht einmal den Vorzug der andern zahlreichen Fabrikate von Denkwürdigkeiten und Lebensbeschreibungen hat, daſs es eine Menge unterhaltender Lügen verbreitet oder Geschichte im Romanenstyl vorträgt. Der gute, ganz reducirte Fürst, seine Helfershelfer und der

Digitized by Google

Buchhändler werden sich sehr betrogen finden, wenn sie geglaubt haben, der Armuth des Mannes, der einst Millionen besaſs, durch den Absatz der dicken Bände voll diplomatischen Plunders etwas aufzuhelfen. Savary und Montholon und Frau Junot, schmählichen Andenkens, haben das viel besser verstanden. Über diese Denkwürdigkeiten und ihre völlige Nichtigkeit und Abgeschmacktheit hat Herr Pfeilschifter übrigens hier S. 5 und 6 eine sehr gute Beurtheilung und Bemerkung eingerückt, woraus man sehen kann, auf welche Weise dieses Verfertigen historischer Denkmale getrieben wird. Es ist bekanntlich jetzt in Paris und London ein förmlich Gewerbe, wie Zeitungschreiben. Der arme Godoy kommt in dem Aufsatze, der des Herrn Pfeilschifters Buch eröffnet, sehr schlecht weg, denn der Carlist ist über die schlüpferigen Seiten des Helden eben so ausführlich als der Verfertiger von Godoy's Denkwürdigkeiten über sein Verhältniſs zu König und Königin unnatürlich kurz ist, oder eigentlicher, gar nichts sagt. Doch läſst man ihm auch hier die Gerechtigkeit wiederfahren, daſs er wohl zuweilen hart, nie aber grausam gewesen sey. Er habe jeden, der ihm widersprochen, heiſst es, aus Madrid verbannt; er habe aber Jedem seine Besoldung gelassen, selten Einen der Freiheit, nie des Lebens beraubt. Übrigens wird er hier besonders darum sehr hart mitgenommen, weil er kein Pfaffenfreund war. Die folgenden Geschichten bis zum preuſsischen Kriege von 1806—7 enthalten nichts, das uns neu gewesen wäre. Herr Pfeilschifter hat sehr wohl gethan, daſs er S. 12 in der Note den ganzen Aufruf mitgetheilt hat, den der Friedensfürst damals ergehen lieſs; er gab dadurch bekanntlich dem französischen Kaiser den erwünschten Vorwand und die unmittelbare Veranlassung zu seiner spanischen Unternehmung. Daſs in der weitern Erzählung der elende Ferdinand ganz unschuldig erscheint, wird man von einer solchen Quelle nicht anders erwarten. Als Actenstücke sind hier beigefügt S. 20—23 das Decret des Königs gegen seinen Sohn und das Abolitionsdecret, und von S. 23—27 der Bericht über diese ärgerlichen Geschichten aus der Gaceta de Madrid vom 31. März 1808. Die folgende Erzählung, von den Ereignissen kurz vor der Entfernung Carls IV. und seines Sohnes aus Spanien, ist sehr nüchtern, unzureichend und ungenügend; das einzige Merkwürdige, woran man wahrlich nicht gewöhnt ist, scheint uns, daſs Ferdinand in diesem Berichte sehr hervorgehoben wird. Um das zu thun, muſs man doch durchaus ein Carlist von der blindesten Gattung seyn! Dabei kommen eben so lächerliche Lügen und Übertreibungen zum Vorschein, als in den Berichten, die der Moniteur giebt, und die von den Bonapartisten verbreitet werden. Besser als diese Geschichte, die einen solchen Namen nicht verdient, mögen vielleicht die folgenden statistischen Angaben seyn, in deren Prüfung wir nicht eingehen können. Es folgt nämlich zuerst S. 49 eine allgemeine Bemerkung über Spaniens Staatskräfte im Jahr 1808. Dann S. 55 Bevölkerung, Landbau, Gewerbe und Handel. Dann S. 59 Verwaltung, Staatsschuld,

Digitized by Google

Stimmung des Volks, S. 64 folgt endlich Land- und Seemacht. Wer dieſe Bemerkungen eines ächten Spaniers und Royaliſten geleſen hat, der wird ſich eher verwundern, daſs noch irgend etwas in Spanien geſchehen kann, was einer Regierungsmaasregel ähnlich ſieht, als darüber, daſs eine allgemeine Auflöſung ſich überall kund giebt. Schon 1799 betrug die Ausgabe 1823 Millionen Realen, die Einnahme 493, alſo das jährliche Deficit 1329 Millionen!! Das zweite Stück dieſes Bandes iſt überſchrieben: Eröffnung der auſſerordentlichen Cortes im Jahre 1810 von Don Miguel de Lardizabal y Uribe. Dieſe für die Geſchichte von Spanien zur Zeit der Abweſenheit des erbärmlichen Ferdinands allerdings ſehr wichtige Schrift kennt man ſchon aus Pfeilſchifters Staatsmann von 1823. Sie iſt unter den jetzigen Umſtänden für den denkenden Forſcher in Rückſicht derjenigen Stimmung der Cortes, die dem Lardizabal und ſeinen Collegen ſo ungemein widrig war, von ſehr groſser Wichtigkeit. Lardizabal ward Märtyrer für Ferdinand, er diente ihm hernach ſehr getreu, und doch ward er auf Befehl des elenden Königs in harter Haft gehalten, weil er einen Brief an einen Freund geſchrieben hatte, worin er die Verbindung mit portugieſiſchen Prinzeſſinnen in ſtarken Ausdrücken miſsbilligte. Dann folgt das unſeelige Decret von Valencia, welches Ferdinand ſich ſelbſt und den Pfaffen zu Gefallen den 4. Mai 1814 undankbarer und unverſtändiger Weiſe erlieſs. Des Louis Jullian Précis hiſtorique des événemens politiques et militaires qui ont amené la révolution d'Eſpagne, woraus S. 150—182 ein Auszug gegeben wird, kennen wahrſcheinlich diejenigen unſerer Leſer, die ſich für Spanien intereſſiren, aus dem Original, und die Noten des Überſetzers werden ſchwerlich viel Glück machen, ſo verächtlich auch der Liberalismus der eiteln und gemeinen Seelen iſt, die unter uns und in Spanien ein Gewerbe daraus machen; denn, wahrlich! wenn je auf einen willkührlichen Herrſcher oder einen betenden Dummkopf, der ſich durch Begünſtigung des Aberglaubens von jeder menſchlichen Pflicht entbunden glaubte, Horazens Worte anwendbar waren, ſo waren ſie es auf den wiedereingeſetzten Ferdinand. Horaz ſagt bekanntlich von dem auf ähnliche Weiſe wieder eingeſetzten Parthiſchen Tyrannen:

Redditum Cyri ſolio Phrabaten
Diſſidens plebi, numero bea-
torum eximit virtus, populumque falſis
    Dedocet uti
Vocibus — — —

Das fünfte Stück dieſes Bändchens ſpaniſcher Geſchichten iſt die aus den im ſpaniſchen Journal la Colmena enthaltenen Acten gezogene Geſchichte der Empörung des Generals Porlier. Ref. geſteht, daſs ihn dieſe ſpaniſchen Gräuel zu ſehr anekeln, als daſs er in ein ſolches Detail, als man hier findet, eingehen möchte, indeſſen iſt die Bekanntmachung dieſes actenmäſsigen Berichts für Deutſchland ſehr wichtig, wie Herr von

Pfeilschifter durch seine Schluſsbemerkung und seine zwar sehr scharfe, aber, wie uns scheint, keineswegs ungerechte Polemik gegen Buchholz, Münch, Venturini sehr einleuchtend bewiesen hat. Das folgende sechste Stück enthält die aus Don Juan von Halen Memoires übersetzte Geschichte der Verschwörung des Obersten Vidal in Valencia. Ob die Spanier, von denen dort die Rede ist, wirklich glaubten, daſs ein Mensch, wie König Ferdinand, der doch gewiſs zu den Leuten gehörte, die weder etwas lernen noch verlernen, durch eine Reise nach England besser werden könne, lassen wir dahingestellt seyn; Verkehrteres konnte wenigstens nichts erdacht werden, als Carl IV. aus Rom zurückzuholen! Die Geschichte dieser Verschwörung ist wenigstens unterhaltend, wenn sie gleich nicht sehr belehrend ist. Das siebente Stück enthält die Geschichte der nach Amerika bestimmten Armee von zweiundzwanzigtausend Mann, oder der sogenannten Nationalarmee von San Fernando, aus dem Spanischen des D. Evaristo San Miguel und D. Fernando Miranda. Wer alle diese Geschichten aufmerksam gelesen und das Betragen und die Charaktere derer, die eine Rolle in Spanien gespielt haben, geprüft und erwogen, wer ferner die Theilnehmer der polnischen Revolution aus den Schilderungen ihrer eigenen Freunde kennen lernt, der muſs leider zu der Überzeugung kommen, daſs es in unsern Tagen weniger an den Verfassungen und Regierungen; als an den Menschen überhaupt liegt, daſs wir, wie es scheint, nächstens ganz in die juristisch militärischen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts zurückkommen werden. Wenn jeder nur an sich denkt, kann freilich nur der Stock Ordnung halten. Übrigens gesteht Ref., daſs er auch hier nicht ganz aufmerksam dem Einzelnen gefolgt ist, weil er an der ganzen Sache zu wenig Antheil nimmt. Dasselbe gilt von dem achten Stück, von der aus dem Spanischen des Obersten Santiago Rotalde übersetzten Geschichte des miſsglückten Aufstandes in Cadix. Wer Verschwörungen und Empörungen der Truppen zu leiten hätte, der könnte hier wahrscheinlich manche Belehrung schöpfen. Der folgende Aufsatz, der neunte, Riego's Kreuzzug, nach zwei spanischen Berichten, welche hier beide mitgetheilt werden, hat wenigstens den Vorzug, daſs der Hauptheld eine groſse Bedeutung in den allgemeinen spanischen Angelegenheiten gehabt hat. Die Kunst, mit welcher diese Aufsätze dem letzten vorausgeschickt sind, muſs man bewundern, denn wenn man das lange Register der Verwirrungen, der Mordthaten und des Verraths gelesen hat und dann vernimmt, was deutsche Sophisten und Juristen und Professoren zu Gunsten des spanischen Despotismus und Aberglaubens vorbringen, oder wie sie uns alles Veraltete dringend empfehlen, wird man eher geneigt seyn, mit Achselzucken einzugestehen, daſs die Hoffnung, in Spanien oder unter Menschen, die den Spaniern gleichen, Tugend, legale Regierung, Freiheit und wahre Religion eingeführt zu sehen, ein leerer phi-

Digitized by Google

lanthropischer Traum sey! Diese Schutzschrift für das Priesterthum ist überschrieben: *über die Restauration Spaniens*, geschrieben im Jahre 1825. Man findet hier zuerst einen aus Madrid am 26. Nov. 1823 datirten Brief über die spanischen Angelegenheiten, den der Verfasser des Briefs und dieses Buchs schon in seinem Staatsmann hat abdrucken lassen. Da der Geist dieser Zeitschrift seiner Zeit bekannt genug war, so braucht Ref. über S. 332—344, wo dieser Aufsatz zum zweiten Male abgedruckt ist, nichts weiter zu bemerken. Bei Gelegenheit der neuen Nutzanwendung eines alten von den Gläubigen schon einmal bezahlten Briefs kann Ref. indeſs nicht umhin, einen Satz zu rügen, den er einem Katholiken nicht übel nimmt, den aber bekanntlich auch die neuen Theologen unserer Kirche, die gar zu gern Kirchenväter wären, und allen alten Wust unter dem Titel *Wissenschaft* wieder aufwärmen, gläubig nachbeten: *daſs die eigentlichen Protestanten* (d. h. die nicht auf Formeln schwören) *sonst wenig Gemeinsames hätten als das Protestiren.* Darauf antwortet Ref. im Namen derer, die für ihren *Glauben* niemals Orden oder Besoldungen erhalten haben oder werden: daſs sie allerdings keine gemeinsamen Formen und Formeln, Dogmen und alte aus diesen oder jenen vergessenen Folianten geschöpfte Lehren gemein haben, wohl aber ein ewiges Wort in ihrem Herzen, das vor der Welt war, das die Welt geschaffen hat und nach der Welt ewig seyn wird, wie es vorher ewig gewesen ist. Dies Wort in ihrem Herzen ist im Leben beim Vorwärtsgehen und beim Rückweichen der theologischen eiteln und herrschsüchtigen und heuchelnden Schaar ihr Trost, im Tode ihre Hoffnung, und verbindet sie, nicht mit Pfaffen und blinden Gelehrten, sondern mit den Edeln aller Zeiten und Orte, mit den groſsen Männern, welche Kirchenväter und Concilien, anmaſsende Theologen und ihre einfältigen Schüler in die Hölle stoſsen, weil sie ihre Dummheiten nicht nachsprechen. Solche Protestanten lassen jeden glauben, was er will; schimpfen niemand, erinnern sich der Worte der Bibel, die sie gleich dem Haufen, aber auf andere Weise ehren: *mein ist das Gericht, ich will vergelten, spricht der Herr*, und harren getrost *seines Tags*, wo sich zeigen wird, wer zu den Böcken und wer zu den Schaafen gehört.

Durch diesen Aufsatz S. 331 fgg. wird übrigens die Geschichte keineswegs gefördert, ob die Politik dadurch gefördert wird, weiſs Ref. nicht, da das sein Fach nicht ist. S. 364—375 findet sich ein nützliches Verzeichniſs spanischer Schriften über die spanische Revolution.

Digitized by Google

Die Rolle der Diplomatie bei dem Falle Polens. Ein belehrendes Beispiel für alle Völker. Von einem ausgewanderten Polen. St. Gallen und Leipzig, im Bureau des Freimüthigen. 1835. 198 *S. gr.* 8.

Diese Schrift eines ultra-liberalen Vertheidigers der polnischen Clubbisten führt leider durch die Geschichte zu demselben Resultat, welches der vorher angeführte Schriftsteller, der von ganz entgegengesetzten Grundsätzen ausgeht, aus der künstlichen Anordnung spanischer revolutionärer Unternehmungen nicht etwa durch logische Folgerung, sondern unmittelbar herleitete. Wir finden hier denselben Miſsbrauch gewisser hochklingender Reden, dieselbe Verschiedenheit der Ansichten und Interessen, dieselbe Erbitterung der Partheien, denselben Ehrgeiz der Führer, denselben Verrath, und wenn Einige reiner scheinen, so ist es nur, weil sie nicht zum Handeln kamen. Eine eigentliche Geschichte der polnischen Revolution enthält das Büchlein nicht, sondern nur eine Kritik alles dessen, was geschehen ist, und besonders aller der Männer, welche irgend eine bedeutende Rolle gespielt haben. Keiner der Generale, keiner der leitenden Männer wird verschont; Czartoriski und Radzivil fahren besonders übel. Wir wollen nicht leugnen, daſs die Herren, die viel zu verlieren hatten, zu viel auf diplomatische Waffen vertrauten, daſs sie sich täuschen liessen, daſs sie nicht so rasch als die, welche wenig zu verlieren hatten, vorwärts schritten, weil sie fürchteten, aus der despotischen Charybdis in die ochlokratische Scylla zu fallen; aber es fragt sich doch auch, ob die vom Verf. gerühmten Demokraten, denen gröſstentheils Alles fehlte, was Gewicht giebt, mit den Maasregeln der Clubbs weiter gekommen wären! Schon Soltyks ganz im demokratischen Sinne abgefaſste Geschichte hatte uns in Rücksicht der Polen fast auf dieselben Gedanken gebracht, als Fallmereyers Vorrede und Maurers Buch in Rücksicht der Griechen; diese Schrift eines geflüchteten Mitglieds der Clubbs überzeugt uns völlig, daſs aus den in Polen gährenden Elementen kein Staat entstehen konnte, wohl aber eine Armee. Das Resultat der Lectüre dieses ungemein heftig geschriebenen Buchs wird für jeden aufrichtigen Freund der Freiheit und eines für alle gleichen Rechts ein ganz anderes seyn, als sich der Vf. gedacht hat. — Jeder Verständige wird verzweifeln und ausrufen, wenn diese Menschen nach dem Zeugniſs ihrer eignen Unglücksgenossen so waren, wie sie hier geschildert sind, wenn die Gebildetsten und Edelsten aus solchen Beweggründen handelten, als ihnen hier zugeschrieben werden; wenn Generale und Minister, Regenten und Deputirte alle diejenigen verriethen, die sich ihnen anvertrauten; wenn Chlopizki, Skrzynecki, Dembinski und zehn andere nichts taugten, wie sollten wir vom rohen Pöbel eines Landes, wie Polen, Besseres erwarten und hoffen? Daſs die Verdorbenheit groſs und unheilbar war, daſs hinter dem Dunst eines aufwallenden Patriotismus und einer kriegerischen Begeisterung durchaus nichts Festes und Ernstes lag, daſs den Leuten alle Solidität, alle

Digitized by Google

Ausdauer fehlte, hat leider der Verf. nur gar zu gut bewiesen! Er hat vielleicht die Clubbs gerechtfertigt, er hat die Dämagogen entschuldigt, er hat aber zugleich bei den Verständigen seiner Nation einen schlechten Dienst gethan, und Ref. muſs, so sehr ihn das schmerzt, doch eingestehen, daſs er von Griechen, Spaniern, Polen, nachdem er die angeführten Bücher durchgelesen hatte, so wenig hoffen kann, als von einem Thiers und Consorten, oder von den übrigen Leuten, welche die Politik als Mittel gebrauchen, zuerst ihre Parthei, dann sich selbst ans Ruder zu bringen. Er beklagt aber darum das Schicksal der den sogenannten praktischen Männern hingegebenen Menschheit nicht weniger. Zum Schlusse will Ref. die Leser noch auf zwei Artikel über Polen aufmerksam machen, die ihm viel Belehrung gewährt haben, und durchaus frei von Declamation oder partheilicher Rücksicht sind. Der eine ist der Artikel Constantin in der bei Treuttel und Würz in Paris erscheinenden Encyclopédie des gens du monde, von der Gemahlin eines polnischen Generals, die in Paris lebt, während ihr Gemahl in russischen Diensten zurückgeblieben ist. Dieser Artikel ist im gemäſsigten Tone geschrieben, und begreift fast die ganze Geschichte des unseligen Kriegs. Der zweite Artikel ist eine Gesammtanzeige im Juli-Stück des Foreign Review, worin über die polnischen Angelegenheiten ein eben so vollständiger und klarer Bericht gegeben wird, als in der andern über die spanischen, nur wäre es sehr nützlich gewesen, wenn der Vf. das von uns angezeigte Buch gekannt hätte, er würde oft ganz anders geurtheilt haben, als er gethan hat.

Mit der Anzeige dieser Bücher, die von der Tagsgeschichte handeln, wollen wir die des Werks eines bekannten gründlichen Gelehrten über das Mittelalter verbinden, blos um dem Vf. unsere Achtung und Aufmerksamkeit zu bezeugen, und so viel an uns liegt beizutragen, daſs diese gründliche Arbeit nicht mit den Producten mechanischen Fleiſses, hohler Speculation oder poetischer Narrheit, an denen wir über das Mittelalter keinen Mangel haben, verwechselt werde.

Die Geschichte des Mittelalters in sechs Büchern. Von Dr Friedrich Kortüm, Prof. der Geschichte an der Hochschule zu Bern. Erster Band. Bern 4836. *Jenni Sohn.* 592 *S. gr.* 8.
Zweiter Band, ebendaselbst. 575 *S.*

Dieses Werk würde eine ganz durchgeführte und ausführliche Prüfung mehr als irgend ein anderes verdienen, aber theils fehlt es dem Ref. dazu an Zeit, theils würde der ihm nach dem Zweck dieser Jahrbücher vergönnte Raum dazu zu klein seyn; einzelne Ausstellungen an einem Werke von solchem Umfange zu machen, würde freilich leicht aber auch ungerecht seyn, eine kurze allgemeine Anzeige mag daher hinreichen. Herr Kortüm ist durch frühere Arbeiten als Kenner des Alterthums und als Forscher des Mittelalters bekannt; er ist ein kräftiger und ern-

Digitized by Google

ster Mann, der weiter sieht als ein Rühs und Seinesgleichen, es wäre daher sehr zu wünschen, daſs dieses Handbuch das ganz in gewöhnlicher Compendien-Manier geschriebene Buch von Rühs verdrängte. Was Rehm betrifft, so ist dessen Geschichte des Mittelalters sehr bequem neben Kortüms Buch zu gebrauchen, weil es die Geschichte auf eine andere Weise nicht weniger gründlich als das Werk, von dem wir hier reden, behandelt, auf das Einzelne genau eingeht und eine ganz vollständige Literatur giebt; dahingegen Herrn Kortüms Werk mehr die Form von Vorlesungen über die Geschichte des Mittelalters hat. Der Verf. beginnt den ersten Theil mit einer Einleitung und einer kurzen Übersicht der Geschichte des römischen Reichs von Constantin bis zur Regierung des Ostgothenkönigs Theodorich, und endet ihn im vorletzten Abschnitt des fünften Buchs mit der sicilianischen Vesper, die er eine Blutrache der Hohenstauffen nennt. Im vorletzten Abschnitt giebt er eine Übersicht der allgemeinen Völkergeschichte ausserhalb Deutschland und Italiens; dann im letzten Abschnitt eine Übersicht der innern Geschichte, oder des Zeitalters Grundverfassung, Kunst, Wissenschaft. Den Inhalt des zweiten Bandes hat der Verf. in der Überschrift des sechsten Buchs, oder des sechsten Zeitraums, der darin behandelt wird, folgendermaſsen angegeben: Vom Untergange der Hohenstauffen in Westen, der Chalifen von Bagdad in Osten bis zur Eroberung Constantinopels durch die Osmanen (1268 — 1453); des Mittelalters Abnahme und Verfall. Ref. war bisher immer in Verlegenheit, wenn er gefragt wurde, wo man sich über das Mittelalter vollständig belehren könnte? Er wird künftig ohne alles Bedenken auf Kortüms Buch verweisen, und glaubt, daſs wer dieses studiert hat, leicht selbst erkennen wird, wie die übrigen Werke, deren Verfasser Herr Kortüm ganz am Schlusse genannt hat, gebraucht werden können. Herr Kortüm kennt, besonders was Deutschland und Italien angeht, die er immer vorzugsweise im Auge hat, die Quellen und das Einzelne der Geschichte und Verfassung, wie sehr wenige unserer Schriftsteller sie kennen. Man findet hier den reichen Vorrath der Kenntnisse eines tüchtigen Gelehrten, der seine Materie Jahre lang studiert hat, in einer gedrängten Übersicht, die nicht wie Rühs Sammlungen schnell in ein gewöhnliches Compendium verwandelt, nur consultirt, nicht aber durchgelesen werden können, sondern ein Buch, das sich gut lesen läſst. Dabei hat Herrn Kortüms Vortrag auch nicht die flache Glätte, die bei Hallam in den historischen Stücken so sehr gegen die juristischen Parthien seines Buchs absticht. Herr Kortüm macht auch nicht, wie jetzt unter uns Sitte ist, Schulphilosophie aus der Geschichte, man findet keine Sophistik irgend einer Art, obgleich er seine eigne Ansicht hat, von der Ref. sehr oft ungemein abweicht.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 13. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Historische Literatur.

(Beschluſs.)

Ref. hält aber den Mann allein für einen wahren und aufrichtigen Geschichtschreiber, der seine Individualität nicht versteckt, vorausgesetzt, daſs diese Individualität achtbar ist. Ein Trotzen auf höhere Ansicht, auf objective Erkenntniſs, auf ein poetisches Gemüth, kurz, auf etwas Exclusives oder gewissermaſsen Geoffenbartes, ist dem Publicum, das sich Ref. und gewiſs auch Herr Kortüm wünscht, sehr lächerlich. Herr Kortüm wird mit dem Ref. in dem Alter, worin er ist, es Andern überlassen, saevas currere per Alpes, ut pueris mulierculisque placeat, utque fabula fiat. Vielleicht hätte Herr Kortüm wohlgethan, Manches nicht so sehr zusammenzudrängen, als in dem Werke geschehen ist und den Schwachen am Geist durch öftere Absätze und häufigere Scheidung des Zusammenhangs der Begebenheiten von den Zuständen zu Hülfe zu kommen. Ob der Vf. übrigens Recht hat, Karl den Groſsen S. 176 im häuslichen Leben glücklich zu nennen, und ob seine Töchter, die Herr Kortüm in Turnkünsten geübt nennt, so sittsame Jungfrauen waren, als sie hier beschrieben werden, darüber wollen wir hier nicht disputiren. Herr Kortüm mag das selbst verantworten; wenn aber Ref. das Beispiel der Töchter Karls andern Prinzessinnen empfehlen sollte, so würde er sich doch etwas bedenken. Auch würde er in einer allgemeinen Geschichte des Mittelalters nicht so ausführlich von Karls des Groſsen Beerdigung und der unbedeutenden Inschrift über seinem Grabe geredet haben, als S. 76—77 geschehen ist. Gedrängt und vortrefflich ist dagegen Alles, was Karls Bauwesen angeht, angegeben, und Ref. hat in dem gedrängten Bericht manchen Wink gefunden, der ihm ganz neu und sehr belehrend war. Daſs Herr Kortüm der Geschichte der Hohenstauffen etwas mehr Umfang gegeben hat, als man in einer allgemeinen Geschichte des Mittelalters erwarten würde, wird man ihm aus vielen Ursachen Dank wissen. Er steht auf seinen eignen Füſsen, er giebt Bericht aus den Quellen und betrachtet die Geschichte in einem andern Lichte als seine Vorgänger; ausserdem ist die Einsicht in die Verhältnisse des Mittelalters ohne eine ganz genaue Kenntniſs dieser Geschichte nicht zu erlangen. Er hat auch, weil er die Geschichte der Hohenstauffen sehr speziell behandelt, dem ersten Bande zwei Actenstücke aus dem Wiener Archiv angehängt. Das eine ist ein Schreiben der zu Bamberg versammelten Wahlfürsten an den König Friedrich II. von Sicilien, vom Jahre 1212; das andere ein Brief des Kanzlers Peter a Vineis über des unglücklichen Conrads Erziehung. Dem letztern, dem die That und die Erfahrung widerspricht, legen

Digitized by Google

wir, so wie allen den declamatorisch zierlichen Schreiben des Kanzlers, keine gröſsere Bedeutung bei, als den von Bonapartes Sophisten in ähnlichem Styl im Moniteur und überall bekannt gemachten Artikeln. Herrn Kortüms kurze Darstellung der Vehme und des Vehmgerichts, so wie überhaupt vieler Sitten und Einrichtungen des Mittelalters erhält dadurch etwas sehr Belehrendes, Bewegtes, Lebendiges, daſs Herr Kortüm dem Mittelalter sehr gewogen scheint; Ref. gesteht, daſs er nicht so sehr dafür eingenommen ist, weil ihm immer Spanien einfällt, welches allerdings auch seine poetischen und vielgepriesenen Seiten hat. Im zweiten Theile wie im ersten, hat sich Herr Kortüm hie und da von einer gewissen Vorliebe verleiten lassen, das Ebenmaaſs der einzelnen Theile nicht so genau zu beobachten, als die von ihm übernommene Verbindlichkeit, das Ganze der Geschichte vollständig zu geben, erfordert hätte. Als Beispiel mag die türkische Geschichte dienen, wo er hie und da Besonderheiten und Einzelnes mittheilt, wie wir sie in der Geschichte Karls des Groſsen angedeutet haben, oder wie sie in der Geschichte der Hohenstauffen vorkommen. Um den Lesern dieser Blätter zu zeigen, welchen Gang Herr Kortüm im zweiten Theile genommen hat, wollen wir das von ihm selbst gegebene Verzeichniſs des Inhalts der verschiedenen Abschnitte dieses sechsten Buchs mittheilen. Die erste Abtheilung behandelt die allgemeine Geschichte des sechsten Zeitraums, und zwar zuerst die ständische (parlamentarische) Entwickelung in Deutschland, England, Spanien und Frankreich. Dann folgt, was Herr Kortüm das Freistädterthum nennt (der Republikanismus), und die freistädtischen Bünde. Diesem Stück hat der Verf. wieder eine Ausdehnung gegeben, die allerdings uns Deutschen willkommen seyn muſs, die aber doch den deutschen Angelegenheiten einen etwas zu bedeutenden Raum giebt. Dasselbe ist bei Hallam der Fall mit der englischen Verfassungsgeschichte. Bei diesem bildet die gedehnte und oft ganz juristische Ausführlichkeit der Verfassungsgeschichte mit der Dürftigkeit, Nüchternheit, Seichtigkeit, Oberflächlichkeit der andern Parthien einen ganz lächerlichen Contrast. Das ist nun freilich Herrn Kortüm nicht vorzuwerfen; man sieht immer und überall, daſs er ein Geschichtschreiber, aber nicht wie Hallam ein Advokat ist, der keck über das, was er gar nicht kennt, das erste beste Buch zu Rathe zieht, und mit der Feder oder der Rede daraus macht, was sich eben daraus machen läſst. Freilich dient so etwas den gewöhnlichen Lesern am besten, Herr Kortüm achtet aber sein Publikum und wird darum von uns ebenfalls geachtet. Die Abtheilung, welche die Städtebündnisse begreift, zerfällt in die folgenden Abschnitte. Von dem niederdeutschen Städtebund der Hanse, Ursprung, Wachsthum, Grundverfassung; dann von dem Aufblühen und Untergang des schwäbischen Städtebundes, dann der hochdeutschen (schweizerischen) Eidsgenossenschaft Ursprung und Wachsthum. Darauf folgen ähnliche Abschnitte über die Abnahme und den Untergang der meisten Frei-

Digitized by Google

städte Italiens, und zwar zuerst über die Wirren und Umwandlungen der Republiken Mailand und Florenz; dann von Wirren und Umgestaltungen der Republiken Pisa, Venedig und Rom. Der dritte Hauptabschnitt befremdet etwas, doch mehr durch seine Überschrift als durch den Inhalt, obgleich hier allerdings der Verfasser, weniger einheimisch, weniger innig vertraut mit der sehr schwierigen Materie ist, als in andern Theilen seines Buchs. Er handelt nämlich von der ständisch-republikanischen (??) Entwickelung der Kirche und Priesterschaft, oder vom zweiten Kampf des Papstthums mit der weltlichen Fürstenmacht und den religiös-philosophischen Brüderschaften. Dies ist der allgemeine, nach unserer Meinung etwas sehr ausgedehnte Theil. Dann erst folgt der Theil, der das Besondere enthält, und zwar zuerst des mittelalterlichen Reichs deutscher Nation Sinken und Verfall; vom Untergang der Hohenstauften bis zur Aschaffenburger Verkomniſs unter Kaiser Friedrich III. (1268—1447); dann Preuſsen und Scandinavien; dann England und Frankreich; Ursprung, Gang, Folgen der englisch-französischen Nationalkriege; neuburgundisches Zwischenreich. Dann folgt Spanien, Portugall und das fürstliche (monarchische) Italien. Im fünften Abschnitt endlich wird gehandelt von Slaven, Ungarn, Byzantinern, Osmanen und Mongolen, Fall von Constantinopel. Wer geneigt seyn sollte, den Vf. wegen der Eintheilung des Werks und wegen der Vertheilung der Materie zu tadeln, der wird hoffentlich die Kunst nicht übersehen, mit welcher Herr Kortüm nicht allein die wichtigsten Punkte durch Anordnung und Ausführlichkeit der Behandlung zu heben und voranzustellen verstanden hat; sondern auch die Geschicklichkeit, mit welcher er, was sehr selten unter uns geschieht, das Buch zu einem Ganzen gemacht hat. Der Verf. räsonnirt nicht und macht keine Philosophie über die Geschichte; er ordnet aber das, was er giebt, auf eine solche Weise, daſs der Leser, der ihm aufmerksam gefolgt ist, zugleich die Kenntniſs des Einzelnen und ein allgemeines Resultat nach und nach gewinnt. Dies scheint uns die einzige richtige Methode in der Geschichte zu seyn; jede andere Manier ist Spiegelfechterei. Die Wege und Mittel, den angegebenen Zweck zu erreichen, muſs man billig jedem Schriftsteller selbst überlassen, und man bedarf daher verschiedener Werke dieser Art, damit der Leser nach seinem Bedürfniſs, welches sich nach seiner Individualität richtet, wählen könne. Was das Einzelne angeht, so wird man bei einem kräftigen Manne, wie Herr Kortüm, der, innig mit der Sache, die er behandelt, und mit den Quellen vertraut, überall selbst urtheilt, und eigne und eigenthümliche, auch mitunter sonderbare Ansichten aufstellt und vertheidigt, leichter und öfter anstoſsen, als bei einem Windmacher und Sophisten, oder einem fleiſsigen Sammler und Buchmacher; gerade dieses ist es aber, was einem solchen Lehrbuche nicht blos für den Lernenden, sondern auch für den Gelehrten und für die Welt dauernden Werth giebt.

Schlosser.

LITERÄRGESCHICHTE.

Catalogue de la Bibliothèque publique de Genève, rédigé par Louis Vaucher, Docteur ès-lettres et bibliothécaire honoraire. Genève. Se rend chez les principaux libraires 1834. *I et II Partie.* — *XLIV.* 948 *und* 133 *S. in gr.* 8.

Die Bibliothek zu Genf, deren Schätze in diesem Werke zu allgemeiner Kenntniſs gebracht werden, fällt ihrer ersten Anlage nach in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, und sie hat seit dieser Zeit, theils durch den Patriotismus einzelner Bürger Genfs, theils durch die Einsicht der leitenden Behörden, auf eine Weise zugenommen, daſs sie füglich den ansehnlicheren Bibliotheken der Schweiz und Deutschlands, mehr noch durch die gute Auswahl und den innern Gehalt der darin enthaltenen Werke, als durch die Zahl der Bände zugezählt werden kann. Was uns in dieser Beziehung über die Entstehung der Bibliothek, ihre allmähligen Erweiterungen im Laufe der Zeit, ihre Schicksale bis zu dem dermaligen Bestand in der Préface von dem Herausgeber Hrn. Vaucher berichtet wird, dürfte wohl geeignet seyn, auch ausserhalb der Stadt und der Anstalt, deren Geschichte berichtet wird, Aufmerksamkeit und Beachtung zu verdienen, zumal da Herr Vaucher nicht unterlassen hat, auch über den gegenwärtigen Stand der Anstalt, über die Administration derselben und Alles, was dahin einschlägt, genauere Nachrichten mitzutheilen, an welche sich zugleich einige weitere Vorschläge über den Gebrauch und die Benutzung der Bibliothek von Seiten des Publikums knüpfen, um so in jeder Hinsicht ein vollständiges und getreues Bild der ganzen Anstalt vorzulegen. Wir freuen uns, aus dieser Schilderung zu erfahren, wie ausser den zahlreichen Geschenken, die von Einzelnen der Bibliothek zugekommen sind und deren dankbares Andenken die Vorrede erneuert, insbesondere die beaufſichtigenden Behörden stets ein sorgsames Augenmerk auf die Pflege und auf das Gedeihen dieser Anstalt gerichtet, und namentlich auf die zweckmäſsige Verwendung der zum Ankauf der Bücher bestimmten Fonds so sehr gesehen haben; was wir mit Dank und Achtung anerkennen müssen. Man gieng und geht auch dort von dem für solche Bibliotheken gewiſs allein richtigen Grundsatz aus, nicht sowohl auf gewisse Raritäten alter Drucke und Editionen, die sonst ganz gehaltlos sind, bei den Anschaffungen sein Augenmerk zu richten, und gewissen Liebhabereien zu folgen, wie sie bei manchen Vorstehern von Bibliotheken angetroffen werden, sondern vielmehr, nach Maſsgabe der vorhandenen Mittel, möglichst nützliche und brauchbare Werke, die somit durch ihren Inhalt auch einen Werth und Gehalt bekommen, anzuschaffen; ein Grundsatz, dem Ref., namentlich in Absicht auf Universitätsbibliotheken oder auf andere, minder umfangreiche und minder reich dotirte, der öffentlichen Benutzung übergebene Bibliotheken, mit ganzer Seele ergeben ist.

Digitized by Google

Daſs es übrigens der Genfer Bibliothek auch nicht an solchen literarischen Seltenheiten fehlt, die übrigens wohl meist durch Schenkung ihr zugefallen sind, kann eine nähere Einsicht in das Verzeichniſs dieses Bücherschatzes, wie es uns hier durch die Bemühungen des Herrn Vaucher vorgelegt ist, bald lehren. Wir finden darin manche merkwürdige Incunabel, manche seltene Editio princeps; so z. B. den Augustinus De civitate dei von 1468, den Apulejus von 1469, den Suetonius von 1470, einen Lactantius aus demselben Jahre, Cicero's Officien von den Jahren 1465 und 1466, die Aldiner Ausgabe der Griechischen Rhetores von 1508 (1r Bd.), die selbst unserm Freunde Walz in der sorgfältigen Aufzeichnung der wenigen von dieser Ausgabe in den verschiedenen Bibliotheken Europa's noch vorhandenen Exemplare unbekannt geblieben zu seyn scheint, und Anderes der Art.

Die Gesammtzahl der Bände wird auf 31000 angegeben; vor etwas mehr als einem Jahrhundert, um 1702, belief sie sich auf 3503, wovon 1485 in Folio, 719 in 4to und 1299 in Octav. Eine spätere Zählung vom Jahr 1717 erwies die Summe von 6374 Bänden. Der bedeutende Zuwachs seit dieser Zeit hat in verschiedenen Ursachen seinen Grund, die aus dem, was über die Geschichte und Verwaltung der Bibliothek in der Vorrede bemerkt wird, leicht ersehen werden können. Daher ist es denn auch die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts oder vielmehr eine gute Auswahl des Besseren aus derselben, welche in dieser Bibliothek insbesondere zu suchen ist.

Was nun den Catalog selbst betrifft, zu dessen Bekanntmachung durch den Druck die nöthigen Fonds aus Staatsmitteln bewilligt wurden, so kennt Jeder, der nur einigermaſsen an einer Bibliothek gearbeitet und sich mit den dahin einschlägigen Geschäften bekannt gemacht hat, die groſsen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, die unsägliche, oft wenig oder nur mit Undank belohnte Mühe, welche mit der Ausführung eines solchen Unternehmens zumal dann unzertrennlich verbunden ist, wenn nicht schon eine bestimmte Anlage eines Catalogs existirt, der nur fortgesetzt, und nicht erst ganz neu geschaffen zu werden braucht; um so mehr wird man dem Herausgeber dieses Catalogs zu besonderem Dank sich verpflichtet fühlen, da er diesem so schwierigen und mühevollen Geschäfte sich auf eine, seine Mühe zwar unendlich vermehrende, aber auch den Gebrauch und die Benutzung des Catalogs für das Publikum unendlich erleichternde Weise, mittelst einer streng systematischen Anordnung des gesammten Büberschatzes nach den einzelnen Fächern, unterzogen hat; während die Anordnung eines freilich blos zum Nachschlagen dienenden Nominalcatalogs, der nichts als das alphabetisch geordnete Verzeichniſs aller Bücher, ohne Rücksicht auf den Inhalt, also ohne alle systematische Ordnung enthält, weit leichter gewesen, aber auch bei weitem nicht die Vortheile für das Publikum gehabt hätte, welche aus einem solchen systematisch nach den einzelnen

Digitized by Google

Fächern streng wissenschaftlich geordneten Verzeichnisse, oder einem Realcataloge, jetzt hervorgehen. Zu diesem Zwecke wurden zuerst alle einzelne Büchertitel auf besondere Zettel geschrieben, diese dann nach den einzelnen Wissenschaften möglichst systematisch geordnet, und so überhaupt die Ausführung des Ganzen und sein Erscheinen durch den Druck möglichst beschleunigt. Dankbar nennt der Verfasser bei diesem mühevollen Geschäft die Unterstützung und Hülfe, die ihm von Seiten mehrerer der namhaftesten Gelehrten Genfs zugekommen ist und es ihm möglich machte, schneller das ganze Geschäft zu beendigen. Die Ordnung des Catalogs ist daher die streng wissenschaftliche, indem die Bücher nach den einzelnen Wissenschaften, in welche sie einschlagen, zusammengestellt und geordnet aufgeführt werden: woraus denn zugleich ersichtlich ist, was von literärischen Hülfsmitteln die Bibliothek in jedem einzelnen Zweige der Wissenschaft aufzuweisen hat: somit z. B. bald und leicht zu sehen ist, wie reich das Fach der Geschichte, namentlich der französischen, ausgestattet ist, oder was von Bedeutung einzelne Zweige der Theologie, z. B. die Patristik, enthalten.

Da die einzelnen Unterabtheilungen hier überaus zahlreich sind, was gewiſs für den, der den Catalog braucht oder auch nur ansieht, um zu wissen, was in jedem einzelnen Fache und über jeden einzelnen Gegenstand vorhanden ist, sehr bequem ist und manche Vortheile darbietet; so entsteht aber auch wiederum andererseits die Frage, ob nicht durch Vermeidung dieser zahlreichen Abtheilungen und Unterabtheilungen und der dadurch herbeigeführten gröſseren Zersplitterung der Herr Verf. sich seine schwierige Arbeit und sein mühevolles Geschäft selbst hätte erleichtern können, ohne damit dem wissenschaftlichen Princip und der streng systematischen Anordnung und Abtheilung des Ganzen Abbruch zu thun: insofern er nemlich Manches zusammengestellt, und unter allgemeinere Rubriken gebracht, was jetzt allzu sehr von einander getrennt und an zu verschiedenen Orten aufgeführt erscheint. So, um ein Beispiel anzuführen, scheint uns die griechische und römische Literatur, d. h. die alten Classiker sammt der ganzen darauf bezüglichen Literatur, doch unter zu viele Fächer zerstückelt, dadurch daſs jeder Autor bei dem Fache und bei der Wissenschaft angeführt ist, der er seinem Inhalte nach angehört, so daſs wir nun die alten Autoren unter der Geschichte, der griechischen wie der römischen, der allgemeinen wie der besondern, unter der Mythologie (bei der Theologie), unter der Kriegswissenschaft u. s. w. zu suchen haben, während dann wieder ein eigener Abschnitt *Literature Grecque* und *Literature Romaine* nur die Rhetoren und Redner, andere Prosaiker (Autres Prosateurs), Dichter und Polygraphen, als Unterabtheilungen enthält, und unter der alten Philosophie die Werke des Plato und Aristoteles vorkommen; Einzelnes von Plato steht unter der Politik oder unter den Moralisten, wo auch Cicero's philosophische Schriften stehen; die rhetorischen Schriften des

Digitized by Google

Aristoteles unter der Rhetorik u. s. f. Daſs das, was man Antiquitäten nennt, sowie die eigentliche Literär- und Culturgeschichte u. a. ebenfalls abgesondert ist, wird wohl weniger befremden, als die eben erwähnten Trennungen, die wohl Manchem allzu zahlreich und dadurch selbst der Übersicht des Ganzen nachtheilig erscheinen dürften, wenn auch gleich in der consequenten Durchführung des wissenschaftlichen Princips vielleicht zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. Es würde Undankbarkeit verrathen, an vorliegendem Catalog eben das tadeln zu wollen, was nur aus dem Bestreben einer möglichst consequenten Durchführung des wissenschaftlichen Princips hervorgegangen, die an und für sich schon genug mühevolle Arbeit noch vermehrt hat, da auf Erleichterung der beschwerlichen Mühe bei solchen Arbeiten zu denken, eine gewiſs eben so billige als erlaubte Rücksicht ist, und Ref. würde schon aus diesem Grunde, zur Vermeidung der gröſseren Zersplitterung und Trennung, einen andern Weg einschlagen, weil jenes Princip in der consequenten Durchführung manchen Schwierigkeiten unterworfen bleibt, zu den bemerkten unvermeidlichen Nachtheilen führt, und leicht Verwirrung erregen oder durch vergebliches Suchen die Benutzung erschweren kann; obwohl diesem Übelstande in vorliegendem Catalog wieder dadurch abgeholfen ist, daſs am Schluſs noch zwei genaue Register beigefügt sind, eine Table alphabetique des noms d'auteurs und eine Table des anonymes, durch welche man im Stande ist, Alles mit Leichtigkeit und auf der Stelle zu finden; so wie im ersten Bande nach der Préface eine Table méthodique, d. i. eine sehr genaue und detaillirte Inhaltsübersicht des Ganzen, mithin jedem Bedürfniſs vollkommen entsprochen und jede Beschwerde beseitigt ist.

Ref. kann seinen Bericht nicht anders, als mit der wiederholten, dankbaren Anerkennung der verdienstlichen Leistungen und der einsichtsvollen Leitung, welche dieses schwierige Unternehmen auszuführen und zu vollenden wuſste, beschlieſsen; möge das Publikum, das diesen Catalog sowie die darin verzeichneten, ihm zur Benutzung gebotenen Schätze benutzt, die gleiche, gerechte Anerkennung dem Verf. zu Theil werden lassen und so der Zweck des ganzen Unternehmens erreicht werden, den wir mit den eigenen Worten des Verfassers am Schlusse unserer Anzeige beifügen wollen: »Ce Catalogue, schreibt derselbe p. XXV, me paraît destiné à faire apprécier, comme elle le merite, cette Bibliothèque, à l'établissement et au developpement de laquelle nos ancêtres ont mis un si grand intérêt, et par conséquent à soutenir, à ranimer même cet intérêt dans le public de nos jours et dans le corps dont dépend la véritable prosperité de cette précieuse collection; il servira à montrer les ressources qu'elle présente à tous ceux qui veulent faire des recherches approfondies et consciencieuses, recourir aux sources et y puiser des connaissances exactes et solides, et non pas ces notions superficielles qu'on ne reçoit que de seconde ou de troisième main lorsque l'on

se contente d'étudier la plupart des ouvrages modernes; il sera naître chez tous ceux qui s'occupent, comme maîtres ou comme élèves, des lettres, des arts ou des sciences, la pensée et le désir de faire usage du précieux dépot qui leur est ouvert et leur épargnera de longues recherches ou des courses inutiles; il présentera etc. etc.

Encyclopédie des gens du monde. Tome septième. Première et seconde Partie. Paris, Treuttel et Würtz, Rue de Lille, n. 17. *Straſsbourg même maison, Grand-Rue pr.* 15. 1836. 800 *S. in gr.* 8.

Indem wir die Erscheinung eines neuen, aus zwei Theilen bestehenden Bandes dieser Encyclopädie anzeigen, können wir uns wiederholt auf die mehrfach in diesen Blättern und zuletzt noch (1836) p. 521 sq. gegebenen Berichte beziehen, und hier nur die Bemerkung wiederholen, daſs die Ausführung, in raschem Gange fortschreitend, geleitet durch einen eben so kenntniſsreichen als einsichtsvollen Redacteur (Hrn. Schnitzler), der sich der Unterstützung der nahmhaftesten Gelehrten Frankreichs, die wir in unsern früheren Anzeigen groſsentheils nahmhaft gemacht haben, erfreut, sich auch in diesem Bande den früheren durchaus gleich geblieben ist; die aus dem deutschen Werke entnommenen Artikel verschwinden immer mehr und die eigenthümlichen Vorzüge des französischen Werkes, das wir durchaus als ein selbständiges nun betrachten müssen, treten immer mehr hervor. Wir könnten in dieser Beziehung auch hier wieder eine Menge Artikel aus dem Gebiet der Geographie und Geschichte, der Biographie und Literärhistorie u. s. w. hervorheben, um daraus die Zweckmäſsigkeit und Brauchbarkeit des Werks für die Bestimmung, die ihm gegeben ist, und für die Zwecke, die durch es erreicht werden sollen, nachzuweisen, wenn anders dies nach dem mehrfach Gesagten noch nothwendig scheinen könnte. So könnten wir z. B. im ersten Theile nur auf den umfassenden und wichtigen Artikel *Croisades* aufmerksam machen, dessen Bearbeitung Herr Geh. Rath Schlosser sich unterzogen hat; so wird man z. B. unter den biographischen Artikeln nicht ohne Interesse die Artikel Courier, Daguesseau, Dante d'Alighieri und zahlreiche andere der Art lesen. Ref. bemerkt nur noch am Schlusse, daſs dieser Band in seinen beiden Abtheilungen von *Cormenin* bis *Depart* reicht.

Vollständiges Wörterbuch der Mythologie aller Nationen. Eine gedrängte Zusammenstellung des Wissenswürdigsten aus der Fabel- und Götterlehre aller Völker der alten und neuen Welt. Von Dr. W. Vollmer. In Einem Bande mit einem englischen Stahlstich und 129 *Tafeln. Stuttgart, Hoffmannsche Verlagsbuchhandlung* 1836. 1558 *S. in gr.* 8.

Einige der früheren Lieferungen dieses umfassenden mythologischen Wörterbuchs sind in diesen Jahrbüchern (1835. p. 1176 f.

1826 p. 1038) angezeigt und dabei auch Plan, Anlage und Bestimmung des Ganzen besprochen worden. Indem wir nun mit dem Erscheinen der noch rückständigen Lieferungen und eines den Subscribenten unentgeldlich gelieferten Schluſsbandes, dem zugleich eine Reihe der bildlichen Darstellungen von Tafel XLIV bis CXXVIII beigefügt sind, die Vollendung des Ganzen anzeigen, bemerken wir wiederholt, was auch in einer Nachschrift des Werkes selbst erinnert wird und was wir bereits in der früheren Anzeige bemerkt haben, daſs der Verf. kein gelehrtes Werk liefern wollte, »kein Hülfswerk für den Antiquar, für den Archäologen, für den Philologen«, sondern ein Werk, das dem Laien in diesen Wissenschaften zum Nachschlagen dienen und ihn mit dem bekannt machen soll, was die besten Quellen über jeden Gegenstand sagen, und zwar in einer einfachen und gedrängten ten Zusammenstellung. Das Buch ist demnach überhaupt für gebildete Leser bestimmt, die es zum Nachschlagen gebrauchen sollen, um über jeden vorkommendenMythus, über jeden mythologischen Namen, der ihnen aufstöſst, er sey aus der alten classischen Zeit der Griechen und Römer, oder aus der Religion der nordischen und slavischen Stämme sowie der Völker Asiens, der Inder, Chinesen, Japanesen u. s. w. oder auch der Bewohner der neuen Welt, vor der Entdeckung Amerika's, entnommen, befriedigende Auskunft zu erhalten, wobei das Streben nach möglichster Vollständigkeit berücksichtigt wurde, und alle gelehrte Nachweisungen und Erörterungen, Citate u. dgl. wegfielen, eben sowohl um Raum zu gewinnen, als um dem Buche keinen zu gelehrten Anstrich zu geben und das gebildete Publikum, für das es bestimmt ist, abzuschrecken. Papier und Druck, wie überhaupt die äussere Ausstattung sind sehr befriedigend ausgefallen; insbesondere aber verdienen die sehr gut in Zeichnung wie im Druck ausgeführten bildlichen Darstellungen, welche in den oben bezeichneten Tafeln über die gesammte Mythologie sich verbreiten und eben so gut griechische Göttergestalten, als indische (z. B. die Incarnationen des Wischnu), chinesische, japanesische, mexikanische, deutsche und slavische Götterbilder liefern, eine dankbare Anerkennung.

Die Sanchuniathonische Streitfrage, nach ungedruckten Briefen gewürdigt von Dr. C. L. Grotefend. Hannover 1836. *In der Hahn'schen Hofbuchhandlung.* 28 *S. in gr.* 8.

Nachdem in Nr. 50 und 51 dieser Jahrbb. die hier in Frage stehende Schrift ausführlich beurtheilt worden, so sehen wir uns veranlaſst, auch das vorliegende Büchlein zur Kenntniſs unserer Leser zu bringen, mit dem Bemerken, daſs nach den darin enthaltenen Mittheilungen, zumal wenn wir damit einige andere, in öffentlichen Blättern befindliche, Nachrichten verbinden, es wohl kaum einem Zweifel unterliegen kann, daſs die angebliche Ur-

Digitized by Google

geschichte der Phönizier von Sanchuniathon, womit uns Herr Wagenfeld überrascht hat, keineswegs als ein Werk oder als ein Auszug aus dem Werke des phönicischen Weisen, sondern vielmehr als ein Product der neuesten Zeit, und zwar des genannten Gelehrten, zu betrachten ist. Dem Herausgeber dieser Documente, Hrn. Dr. Grotefend, aber hat das Publikum alle Ursache zu danken, weil durch die Bekanntmachung derselben nun erst die ganze Sache klar geworden ist und das ganze Unternehmen in seinem wahren Lichte erscheint.

Das Blumenblatt, eine epische Dichtung der Chinesen, aus dem Original übersetzt von Dr. Heinrich Kurz, Professor an der Kantonsschule zu St. Gallen, Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Paris. — Nebst einleitenden Bemerkungen über die chinesische Poesie und einer chinesischen Novelle als Anhang. St Gallen, Druck und Verlag von Wartmann u. Scheitlin, 1836. *XXIV und* 180. 44 *S.*

Der gerechte Beifall, der in der neuesten Zeit Mehrerem von dem zu Theil geworden ist, das uns in passender Form, in gebundener wie in ungebundener Rede, aus der chinesischen Literatur mitgetheilt worden ist, konnte schon hinreichend den Herausgeber rechtfertigen, mit einer deutschen Bearbeitung einer epischen Dichtung hervorzutreten, die sich in China zu jeder Zeit eines ausgezeichneten Rufes erfreut hat, um damit zugleich einen Beitrag zu einer richtigeren und besseren Würdigung einer Literatur zu liefern, über die, eben aus Unkunde, die verschiedensten, meistentheils ganz irrigen Ansichten und Urtheile, obwohl oft mit der gröſsesten Bestimmtheit ausgesprochen worden sind, zumal da der Kreis Derjenigen, welche zu der Quelle selbst zurückgehen können und die Sprache dieses Landes verstehen, noch immer sehr gering ist. Aber auch abgesehen von dem Interesse, das die Wissenschaft, die Literatur an einer solchen Erscheinung nimmt oder vielmehr nehmen muſs, werden selbst Diejenigen, die blos eine angenehme Unterhaltung durch Lectüre suchen, sich in dieser Dichtung, die bei allem Eigenthümlichen, was die Erscheinung des chinesischen Lebens für uns darbietet, doch mehr Berührungs- und Anziehungspunkte hat, als man auf den ersten Anblick glauben sollte, und die eben deshalb uns weit näher liegt, als so manche wunderliche Dichtungen anderer Nationen, weit eher befriedigt finden, als in dem elenden, schamlosen Roman- und Novellengeschmier, mit welchem jetzt unsere Literatur überschwemmt und besudelt wird, wenn anders in ihnen ein besserer Sinn und Geschmack noch nicht völlig erloschen ist.

Ref. hatte bereits diese Worte niedergeschrieben, als ihm Eckermanns Gespräche mit Göthe in die Hände fielen; er kann sich nicht enthalten, folgende Stelle daraus hier beizufügen: »In diesen Tagen (sagte Göthe) habe ich Vieles und mancherlei gelesen, besonders auch einen chinesischen Roman, der mich

noch beschäftigt und der mir in hohem Grade merkwürdig erscheint.« Chinesischen Roman? sagte ich (Eckermann), der muſs wohl sehr fremdartig aussehen. »Nicht so sehr, als man glauben sollte, sagte Göthe. Die Menschen denken, handeln und empfinden fast eben so wie wir und man fühlt sich sehr bald als ihres Gleichen, nur daſs bei ihnen Alles klarer, reinlicher und sittlicher zugeht. Es ist bei ihnen Alles verständig, bürgerlich, ohne groſse Leidenschaft und poetischen Schwung, und hat dadurch viele Ähnlichkeit mit meinem Hermann und Dorothea, sowie mit den englischen Romanen des Richardson. Es unterscheidet sich aber wieder dadurch, daſs bei ihnen die äussere Natur neben den menschlichen Figuren immer mitlebt. Die Goldfische in den Teichen hört man immer plätschern, die Vögel auf den Zweigen singen immerfort, der Tag ist immer heiter und sonnig, die Nacht immer klar; vom Mond ist viel die Rede, allein er verändert die Landschaft nicht, sein Schein ist so helle gedacht, wie der Tag selber. Und das Innere der Häuser so nett und zierlich, wie ihre Bilder — Und nun eine Unzahl von Legenden, die immer in der Erzählung nebenher gehen und gleichsam sprüchwörtlich angewendet werden — Und so unzählige von Legenden, die alle auf das Sittliche und Schickliche gehen. Aber eben durch diese strenge Mäſsigung in Allem hat sich denn auch das chinesische Reich seit Jahrtausenden erhalten und wird dadurch ferner bestehen.« (S. Band 1. S. 322 ff.)

Indessen auch für den, der von einem andern, dem wissenschaftlichen, Standpunkte aus die Erscheinungen der chinesischen Literatur und des chinesischen Lebens kennen lernen und würdigen will, ohne der Sprache selbst kundig zu seyn, wird es weiter keiner besonderen Aufforderung in Absicht auf das vorliegende Buch bedürfen, um so mehr, als der Herausgeber seiner Bearbeitung eine Reihe von einleitenden Bemerkungen über die chinesische Poesie vorausgeschickt hat, geeignet, irrige und falsche Urtheile über chinesische Literatur und chinesisches Volk und Land, wie sie z. B. noch in Rottecks vielverbreiteter Weltgeschichte auf eine so auffallende, nur aus Unkunde zu erklärende Weise hervortreten, zu beseitigen und eine richtige Ansicht darüber zu verschaffen. Wir erlauben uns eben deshalb einige Punkte aus diesen einleitenden Bemerkungen hier mitzutheilen, die von besonderer Wichtigkeit und Bedeutung zugleich zu weiterem Studium Veranlassung geben mögen.

S. VII. »Wie das ganze Leben in China, so zerfällt auch der Ausdruck desselben, die Poesie, in zwei scharf von einander getrennte Perioden, welche durch das Auftreten Khungtse's bedingt werden. Diesem groſsen Manne (welchen die Europäer ganz irrig Confucius nennen) gelang es, dem chinesischen Volke eine dem Alterthum beinahe ganz entgegengesetzte Richtung zu geben, unter dem Scheine, dasselbe in seiner ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen. Vor Khungtse waren in China alle poetischen Elemente vorhanden, die bei einem Volke,

Digitized by Google

das eine uralte Geschichte und zugleich eine reichhaltige Sagenwelt besitzt, sich nur vorfinden können. Ihm und seiner bewundernswürdigen Consequenz in Lehre und That gelang es, den poetischen Genius seines Volkes, wenn nicht auszurotten, doch in hohem Grade zu unterdrücken. Das chinesische Reich war zu seinen Zeiten und vor ihm eine Feudalmonarchie, der deutschen nicht unähnlich; man kann einen gewissen ritterlichen Geist in den damaligen Fürsten und Herren nicht verkennen; das Volk bekannte sich zu einer schon in sehr frühen Zeiten aus dem Sterndienste entstandenen Religion und besaſs daher auch alle mit Religion nothwendig verbundenen poetischen Elemente, u. s. w.«

»Ganz anders gestaltete sich das Leben in China, als *Khungtse* auftrat und seine Moralphilosophie sich Eingang zu verschaffen wuſste. Die Feudalmonarchie sank immer mehr und noch vor Christi Geburt wurden die alten zahlreichen Fürstenthümer und Herrschaften in ein einziges groſses Reich zusammengeschmolzen. Die alte Religion wurde abgeschafft, und an ihre Stelle trat der leere, prosaische Gedanke; es wurde der Mensch von dem sehnsüchtigen Hoffen auf ein besseres Jenseits abgezogen, wogegen er als Ersatz das schale Treiben des pedantischen Philisterlebens erhielt. Der Staat wurde durch ihn die Alles in Bewegung setzende Triebfeder; der Beamte und der in den administrativen Functionen ist Alles; der Enkel eines alten edlen Hauses ebenso sehr als der Gelehrte und Schöngeist ist als solcher mehr verachtet als geehrt und vorgezogen. *Staatsverwaltungskunst* ist der einzige, aber auch unfehlbare Weg zu Ehrenstellen und zum Reichthum, und nur einem um den Staat verdienten Manne wird die Achtung und die Ehrfurcht der Mit- wie der Nachwelt zu Theil. Es ist, mit einem Worte, das ganze Leben so prosaisch, so einförmig; es ist zu einer so ängstlichen und geistlosen Nachbeterei des falsch verstandenen Lebens im hohen Alterthum geworden; alle poetischen Elemente sind mit so vieler Einsicht unterdrückt, daſs es ein seltenes Glück ist, wenn ein poetisches Genie, deren es in China ebensogut giebt, als irgendwo sonst in der Welt, zu seiner eigenen Erkenntniſs gelangt.«

Eben deshalb dringt der Herr Verf., und gewiſs mit vollem Rechte, auf sorgfältige Unterscheidung der poetischen Erzeugnisse vor dem Auftreten des Khungtse oder Confucius und den Poesien der neueren Zeit, nachdem dieser groſse chinesische Reformator die Reste der älteren Poesie, wie sie in Schrift und Mund des Volkes sich erhalten, in eine Sammlung vereint, deren jetzige Gestalt allerdings von ihm herrührt, und die eigentlich nur eine Auswahl aus jenen älteren Liedern, eine Art von Blumenlese ist, die äusserst mannigfach, über die verschiedensten Verhältnisse des öffentlichen wie des Privatlebens sich verbreitet, und darum für die Kenntniſs des chinesischen Lebens von besonderer Wichtigkeit ist. Dieses chinesische Liederbuch, Schiking genannt, das freilich von den dreitausend Liedern, die der Reformator zusammenbrachte, nur wenig mehr als dreihundert enthält, — die übrigen

Digitized by Google

soll derselbe vernichtet haben — ist uns bekanntlich seit Kurzem durch Rückerts geschmackvolle Bearbeitung näher bekannt geworden. Nun wendet sich der Verf., nachdem er die einzelnen Theile dieser Sammlung durchgangen, zu der neueren chinesischen Poesie und Literatur (nach Confucius), die obwohl durch die äusseren Verhältnisse vielfach eingeengt und gehemmt, doch immerhin noch manches Beachtungswerthe, ja zum Theil sogar Ausgezeichnete geliefert hat. Besonders reich ist die Romanen- und Novellenliteratur, wovon auch die am Schlusse des Bandes beigefügte Novelle: »Der weibliche und der männliche Bruder« S. 181 ff. einen Beweis giebt; auch die dramatische Literatur ist nicht arm zu nennen; weniger ist vom Epos anzuführen, das überhaupt mehr den Charakter erzählender Gedichte angenommen, wie dies wohl aus der Beschaffenheit der äusseren Verhältnisse und der ganzen Entwickelung des chinesischen Lebens sich hinreichend erklären läſst. Mit einer dieser epischen Dichtungen, die in China eines besonderen Ansehens und groſsen Rufes sich erfreut, hat der Verf. in vorliegender deutschen Bearbeitung uns bekannt gemacht. Diese Bearbeitung, zu welcher der Verf. durch seinen verstorbenen Lehrer Abel-Remusat zu Paris veranlaſst ward, die auch unter dessen Leitung begonnen, später unterbrochen und jetzt erst wieder aufgenommen und vollendet wurde, giebt uns jene Dichtung getreu wieder, nicht in Versen, sondern in ungebundener Rede. »Das Gedicht hätte freilich gewonnen, sagt der Vf. am Schluſs der Vorrede, wenn es, statt in Prosa, in Versen wiedergegeben worden wäre; aber zu einer guten, metrischen Übertragung, welche die Eigenthümlichkeit und den Charakter des Originals zu bewahren und mit einer ungezwungenen Darstellung zu verbinden weiſs, gehört ein Talent, das neben Rückert nur noch wenige Auserwählte besitzen.« Freiere poetische Bearbeitungen, in einem deutschen, frei gewählten Metrum — wozu doch ein Übersetzer am Ende genöthigt ist, wenn er eine poetische Übertragung liefern will, bei der Unmöglichkeit das ursprüngliche Metrum beizubehalten, ohne in weit gröſsere Schwierigkeiten sich zu stürzen und eine gänzlich unverständliche und unlesbare Übersetzung zu liefern, verwischen gar zu leicht Ton und Farbe des Originals, das doch in der Nachbildung, in der Copie, immer erkannt werden soll, erschweren dadurch oft die gerechte Würdigung des Werkes, dessen Charakter sich nicht mehr in der Nachbildung erkennen läſst. Dieser Übelstand wird durch eine getreue prosaische Übertragung vermieden, zumal wenn sie möglichst treu an die Urschrift sich hält und doch zugleich sorgfältig alle Härten vermeidend, in einem angenehmen und gefälligen Fluſs der Rede sich bewegt, wie man dies bei vorliegender Uebersetzung dankbar anerkennen muſs. Am Schlusse derselben S. 168 ff. sind eine Anzahl Noten beigefügt, in denen der Vf. alle in dieser Dichtung, dessen Abfassung unter die Dynastie der Ming 1367—1643 fällt, vorkommenden, einer Erklärung zum richtigen Verständniſs des

Digitized by Google

Ganzen bedürftigen Gegenstände, namentlich solche, welche sich auf Eigenthümlichkeiten des chinesischen Lebens, oder auf die diesem Lande eigenthümliche Bildersprache u. dgl. m. beziehen, aufs genaueste erörtert hat.

Wir zweifeln daher nicht, daſs diese Arbeit mit Beifall werde aufgenommen werden, der Vf. aber dadurch sich bewogen finden möge, die Übersetzung des Sisiangkhi, eines der geschätztesten chinesischen Romane, dialogischer Art und aus zwanzig Abtheilungen bestehend, an der er seit längerer Zeit arbeitet, zu vollenden und recht bald nachfolgen zu lassen.

Die deutsche Philologie im Grundriſs. Ein Leitfaden zu Vorlesungen von Dr. Heinrich Hoffmann, Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu Breslau. Breslau, bei Georg Philipp Aderholz. 1836. *XXXII und* 239 *S. in gr.* 8. (Mit dem Motto aus Otfrid; Nu freuuen sih es alle so uuer so uuola uuolle Ioh so uuer si hold in muate Francono thiote.)

Es ist diese Schrift, um des Verfs. eigne Worte zu gebrauchen, ein bibliographischer Umriſs der deutschen Philologie, bestimmt, den ganzen Stoff, die Hülfsmittel und die Quellen dieser Wissenschaft, wie sie sich jetzt systematisch gestaltet, in der genauen Angabe aller darauf bezüglichen und darüber erschienenen Werke zu verzeichnen, um uns auf diese Weise ebensowohl das in dieser Wissenschaft bereits Geleistete als noch zu Leistende d. h. die Lücken näher kennen lernen und hervortreten zu lassen. Urtheile über den Werth oder Unwerth der einzelnen Schriften, oder Andeutungen über den Inhalt und die Tendenz derselben (so weit sie nemlich nicht aus dem Titel ersichtlich sind), beizufügen, lag ausser dem Plane und der Absicht des Vfs., der dies dem mündlichen Vortrage überlassen will. Ebenso schloſs derselbe nach S. VII die Ausgaben einzelner deutscher Schriftsteller der älteren wie der neueren Zeit und deren Biographien aus, weil sie ebenfalls der speciellen Literaturgeschichte und der Bibliographie anheimfallen.

Demnach beginnt das Buch mit einem möglichst vollständigen Verzeichniſs aller derjenigen Männer, deren Bemühungen sich in mehr oder minder ausgedehntem Grade auf das, was man deutsche Philologie im umfassenden Sinne des Worts, deutsche Sprache und Literatur nennt, erstreckt haben, und zwar in einer gewissen chronologischen Ordnung von Notker, also von dem Jahre 1000 ungefähr an bis zu dem Jahre 1836, überall mit genauer Angabe des Geburts- und des Todesjahres, so weit nämlich eins oder das Andere oder auch Beides mit Bestimmtheit angegeben werden konnte. Auf diesen Abschnitt, der die Aufschrift führt: »Geschichte der deutschen Philologie«, aber nichts weiter als das angegebene Verzeichniſs mit diesen Lebens- und Todesnotizen enthält, folgt nun unter der Aufschrift Hülfsmittel

Digitized by Google

ein Verzeichniſs aller der im Bereiche der deutschen Literatur erschienenen Sammlungen gemischten Inhalts, oder, wie sich der Verf. ausdrückt, der Mischsammlungen literarhistorischen, sprachlichen, kritischen Inhalts nebst Quellenabdruck (schlieſsend mit Laube's modernen Charakteristiken?), worunter auch die Zeitschriften und Briefe begriffen sind. Darauf folgen die Quellensammlungen, zuerst allgemeine und dann nach Zeiträumen (worunter auch die Musenalmanache und Taschenbücher), nach den einzelnen Dichtungsarten, sowie auch der prosaischen Schriften; daran reihen sich bibliographische, bio-bibliographische, biographische Werke und Literaturzeitungen.

Ein **zweiter** Abschnitt S. 113 ff. verzeichnet alle in die Geschichte der deutschen Literatur, im Allgemeinen wie im Besondern, d. h. in die einzelnen Zweige einschlägigen Schriften, im **dritten** S. 123 ff. alle die auf die Sprache selbst und deren Studium bezüglichen Bücher, worunter also auch alle Grammatiken, Wörterbücher, Glossare, alle über die einzelnen Mundarten und Volksdialekte geschriebenen Bücher vorkommen. Den Beschluſs des Ganzen machen dann die Schriften über Poetik und Prosodie, über Styl, und in einem vierten Abschnitt S. 216 ff. über Hermeneutik und Kritik. Die Preise der einzelnen Bücher, was vielleicht Manchem wünschenswerth gewesen, sind nicht beigefügt, dagegen herrscht in den Angaben der Bücher selbst, neben der Vollständigkeit, die rühmlichste, nur mit dem gerechtesten Dank anzuerkennende Sorgfalt und Genauigkeit, welche das Buch für den Literarhistoriker überhaupt, sowie speciell für den Freund der deutschen Literatur zu einem recht brauchbaren, die Schätze dieses Zweigs der Literatur in einer streng methodischen und systematischen Weise genau verzeichnenden Hülfsmittel und Handbuch macht, zumal da man nicht leicht eine Schrift von einiger Bedeutung anführen könnte, die dem Vf. entgangen wäre. Mehr freilich als diese möglichst genauen und wohlgeordneten Bücherverzeichnisse giebt diese deutsche Philologie nicht, indem keine weitere Angaben oder Erklärungen, wenn auch nur in kurzen Notizen, den einzelnen Büchern oder den einzelnen Abschnitten, nach denen sie geordnet und zusammengestellt sind, beigefügt werden; wohl aber enthält die ausführliche Vorrede eine Reihe von schätzbaren, den Gang und die Behandlungs- und Eintheilungsweise, die der Verf. befolgt hat, näher erörternden Bemerkungen zu den einzelnen Abschnitten und Paragraphen seines Wnrkes mit weiteren Andeutungen über einige spezielle Punkte unserer Literatur, namentlich in ihrem poetischen Theile oder in dem verhältniſsmäſsig gröſseren Reichthum derselben an bibliographischen Werken u. dgl. oder über andere und noch sehr fühlbare Lücken derselben u. s. w., wie denn diese Bemerkungen als eine zum Verständniſs der Schrift nothwendige, das Verfahren des Verſs. rechtfertigende oder näher erklärende Zugabe, somit als eine wahre Ergänzung zu betrachten sind. Ein Personenregister am Schlusse des Bandes fehlt nicht.

Digitized by Google

Ref. glaubt durch diese getreue Darstellung Inhalt und Charakter hinreichend bezeichnet zu haben um jeden Unbefangenen zu einer gerechten Würdigung dieser Schrift bei näherer Einsicht zu veranlassen.

Grundriſs der Geschichte der deutschen Literatur. Von Dr. Johann Wilhelm Schäfer, ordentlichem Lehrer an der Hauptschule zu Bremen. Bremen, Verlag von A. D. Geiſsler. 1836. *X u.* 133 *S. in* 8.

Ein seinem Zweck entsprechender und darum zum Gebrauch auf höheren Bildungsanstalten oder bei allgemeineren Vorträgen zu empfehlender Grundriſs, der nicht ein bloſses Gerippe von Namen, Daten, Jahrszahlen und Büchertiteln giebt, oder einen bloſsen Ramen, den der Lehrer erst auszufüllen hat und mit dem ohne diesen wenig anzufangen ist, sondern der in zusammenhängender Darstellung aus der gewaltigen Masse das, was den Stand der Bildung und Wissenschaft in jeder Periode am besten bezeichnen und kenntlich machen kann, hervorhebt, und so mit den nöthigen, erklärenden, biographischen und bibliographischen Notizen begleitet, zu Einem in sich abgerundeten Ganzen verarbeitet. In das Einzelne einzugehen und die meist sehr gemäſsigt und in einem würdigen Tone ausgesprochenen Untheile (wie dies bei Schriften, die für die jüngere Generation bestimmt sind, immer der Fall seyn sollte), weiter zu prüfen, kann der Zweck dieser Anzeige und dieser Blätter nicht seyn. Was der Verf. S. 131 von der ästhetischen Kritik unserer Zeit schreibt, wie nemlich hier allein die Oberflächlichkeit auf dem Markte der Literatur das Wort führe, läſst sich leider auch auf andere Zweige der wissenschaftlichen Kritik, wie sie unter namenlosen Artikeln jetzt in Deutschland in so manchen Blättern auf eine so schamlose Weise geführt wird, anwenden. Wir schlieſsen auch unsere Anzeige mit den Schluſsworten des Verfassers: »Wenn die poetische Literatur der Gegenwart Sehnsucht nach einer schönern Vergangenheit erregen kann, so finden wir doch in dem wissenschaftlichen Fortstreben eine Bürgschaft, daſs das geistige Leben der Nation nicht ermattet, daſs neue Keime der Bildung ausgestreut werden, damit neue Früchte künftigen Zeiten entgegenreifen.«

Chr. Bähr.

Digitized by Google

N°. 14. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

1) *Vorläufige Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten, von G. Semper. Altona, bei J. F. Hammerich,* 1834. *XIV u.* 49 *S.* 8.

2) *Über die Polychromie der griechischen Architektur und Skulptur und ihre Grenzen, von Fr. Kugler. Mit einer farbigen Lithographie. Berlin, bei G. Gropius.* 1835. 4. 75 *S.*

3) *De veterum Graecorum pictura parietum conjecturae. Scripsit G. Hermannus. Lipsiae MDCCCXXXIV.* 4. 20 *S.*

4) *Lettres d'un antiquaire à un artiste sur l'emploi de la peinture historique murale dans la decoration des temples et des autres édifices publics ou particuliers chez les Grecs et les Romains; ouvrage pouvant servir de suite et de supplément à tous ceux qui traitent de l'histoire de l'art dans l'antiquité. Par M. Letronne. Paris, Heideloff et Campé* 1835. 8. *XVI und* 524 *S.*

5) *Peintures antiques inédites précedées de recherches sur l'emploi de la peinture dans la decoration des édifices sacrés et publics, chez les Grecs et chez les Romains; faisant suite aux Monuments inédits, par M. Raoul-Rochette. Paris, imprimerie royale,* 1836. 4. *XIII u.* 470 *S. Mit* 15 *colorirten Tafeln.*

6) *Die Malerei der Alten in ihrer Anwendung und Technik, insbesondere als Decorationsmalerei, von R. Wiegmann. Nebst einer Vorrede von K. O. Müller. Hannover, bei Hahn.* 1836. 8. *XVIII u.* 248 *S.*

7) *Die Malerei der Alten von ihrem Anfange bis auf die christliche Zeitrechnung; nach Plinius, mit Berücksichtigung Vitruv's und anderer alten Classiker, bearbeitet und erläutert. Nebst theoretischer u. praktischer Untersuchung der antiken Tafel-, Wand- und Vasenmalerei, der Enkaustik und ältesten Mosaik, von J. F. John. Berlin* 1836, *bei L. Steffen.* 8. *XVI u.* 224 *S.*

Die revolutionärste Entdeckung, die auf dem friedlichen Gebiete der Archäologie gemacht worden ist, ist die Entdeckung der Polychromie in der griechischen Architektur und Sculptur. Bei uns Allen, die wir h. z. T. leben, gehört es so zu sagen zu den angebornen Ideen, daſs die antike Architektur und Sculptur sich mit der reinen Farbe des Marmors begnügt habe, und daſs ihre eigenthümliche Würde und die gebietende Macht ihrer Schönheit eben darin bestehe, daſs sie mit Verschmähung alles Farbenreizes allein durch die Umrisse der Formen gefallen wolle. Winckelmann konnte zwar bei seiner ausgebreiteten Kenntniſs der Monu-

Digitized by Google

mente nicht übersehen, daſs sich bei manchen Statuen, z. B. bei einem Apollo im Museo Capitolino und bei der Pallas von Portici noch jetzt Spuren von Vergoldung in den Haaren zeigen, und daſs sich bei vielen Köpfen, sowohl von Marmor als von Erz, eingesetzte Augen finden *), ja bei der Betrachtung der Diana aus Herculanum, an welcher das Haar, der Saum des Rockes und andere Stücke der Kleidung bemalt sind **), verbunden mit einer Stelle des Plato ***), kam er wirklich auf die Idee, diese Bemalung für einen bei den Griechen üblichen Gebrauch anzusehen; allein die Meinung, diese Statue sey ein hetruscisches Werk, hielt ihn ab, dieser Idee weitere Folge zu geben †): und sein Commentator H. Meyer verwarnte alles Ernstes, man solle ja nicht glauben, daſs solche eingesetzte Augäpfel ursprünglich an solchen Denkmahlen gewesen, im Gegentheil ergebe sich aus dem Augenscheine, daſs es ein meistens in späterer Zeit hinzugefügter Schmuck gewesen, von eben der Art, wie die vergoldeten Haare und die Ohrgehänge. In gleichem Geiste äussert sich auch Göthe, getreu den Lehren, die er ein halbes Jahrhundert vorher im Kreis der Weimar'schen Kunstfreunde empfangen und gegeben hatte, im 4ten Band seiner nachgelassenen Werke p. 158: »Wir sind nun unterrichtet, daſs die Metopen der ern»stesten sicilischen Gebäude hie und da gefärbt waren, und daſs »man selbst im griechischen Alterthume einer gewissen Wirk»lichkeitsforderung nachzugeben sich nicht enthalten kann. So »viel aber möchten wir behaupten, daſs der köstliche Stoff des »Pentelischen Marmors, sowie der ernste Ton eherner Statuen, »einer höher und zarter gesinnten Menschheit den Anlaſs gege»ben, die reine Form über Alles zu schätzen, und sie dadurch »dem innern Sinne, abgesondert von allen empirischen Reizen, »ausschlieſslich anzueignen. So mag es sich denn auch mit der »Architektur und dem, was sich sonst anschlieſst, verhalten »haben.«

---

*) Gesch. der Kunst B. VII. c. 2 § 12 sqq.

**) R. Rochette giebt Taf. VII. eine colorirte, nach dem Original gefertigte Abbildung dieser Statue.

***) De rep. IV. p. 420. C. ὥσπερ οὖν ἂν εἰ ἡμῶν ἀνδριάντας γράφοντας προςελθών τις ἔψεγε λέγων, ὅτι οὐ τοῖς καλλίστοις τοῦ ζώου τὰ κάλλιστα φάρμακα προστίθεμεν· οἱ γὰρ ὀφθαλμοὶ, κάλλιστον ὂν, οὐκ ὀστρείῳ ἐναληλιμμένοι εἶεν, ἀλλὰ μέλανι· κ. τ. λ.

†) Gesch. der Kunst B. VII. c. 4. §. 15.

Zwar machte Millin *) auf die sichtbaren Farbenreste an der durch Choiseul Gouffier ins Pariser Museum gebrachten Platte von dem Friese des Parthenon aufmerksam, und Dodwell **) machte dieselbe Beobachtung an den Sculpturen des Theseus-Tempels: allein diese Beobachtungen waren zu vereinzelt, und standen mit den über griechische Kunst herrschenden Ideen in so directem Widerspruch, daſs man sich eher entschlieſsen konnte, diese Färbung barbarischen Händen zuzuschreiben, als die Künstler des Perikleischen Zeitalters solcher Geschmacklosigkeit fähig zu glauben. Inzwischen aber brachten die vielseitigen Forschungen über griechische Kunst, welche im Laufe unsers Jahrhunderts in Griechenland, Unteritalien und Sicilien angestellt wurden, dasselbe Phänomen auf so verschiedenen Punkten, in Bassae in Arkadien, auf der Insel Aegina, in Selinunt in Sicilien und an mehrern andern Orten zum Vorschein, bei Bildwerken, von denen man mit Sicherheit annehmen konnte, daſs sie die ganze Zeit der Barbarei hindurch im schützenden Schooſse der Erde verborgen gelegen haben, daſs man nicht umhin konnte, der Sache mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Gleichzeitig mit diesen Entdeckungen kam ein tiefer Kenner der alten Kunst auf dem Wege der Speculation zu demselben Resultate. Die Betrachtung des hohen Werthes, den die Griechen in der schönsten Epoche ihrer Kunst auf die aus Gold und Elfenbein zusammengesetzten Statuen legten, führte Quatremère de Quincy zu allgemeinen Forschungen über die farbige Sculptur der Griechen, die er 1815 in seinem Jupiter Olympien bekannt machte. Nun erst, nachdem man durch Theorie und Erfahrung mit der Idee von Bemalung der Statuen vertrauter geworden war, fieng man an, bei längst bekannten Bildwerken auf eine Zuthat zu merken, vor der man lange Zeit mit einer gewissen heiligen Scheu die Augen verschlossen hatte. Die Diana von Versailles, die Venus von Arles, die Pallas von Velletri, die Vestalin von Versailles, die Amazone des Vatikans, Orest und Electra in Villa Ludovisi, die Mediceische Venus, vor allen aber die schon erwähnte Diana von Herculanum im alt-griechischen Styl, und verschiedene andere Statuen, die Herr Kugler p. 62 sqq. mit groſser Präcision aufzählt, zeigen an Haaren, Augen oder Gewändern unverkennbare Spuren ehemaliger Bemalung.

---

*) Monum. inéd. T. II. p. 48.

**) Alcuni Bassirilievi della Grecia, Rom. 1812. p. VI.

Ebenso gieng es bei der Architektur. Dieselben Forschungen, von denen wir oben gesprochen haben, führten auch hier zu überraschenden Resultaten. An den Attischen Monumenten, dem Theseum, dem Parthenon, dem Erechtheum, den Propyläen, dem choragischen Monument des Lysicrates, dem jonischen Tempel am Ilissus, an den äusseren Propyläen des Ceres-Tempels zu Eleusis, dem gröſsern Tempel zu Rhamnus, ferner an dem Apollo-Tempel zu Bassae, dem dorischen Tempel-Ruin zu Korinth, an dem Minerven-Tempel auf Aegina, an den Tempeln zu Selinunt, in Metapont und an der Basilica zu Paestum hat man an verschiedenen Theilen eine mit dem Ganzen so harmonische, geschmackvoll ausgeführte Bemalung entdeckt, daſs man an der mit dem Bau gleichzeitigen Entstehung derselben nicht zweifeln kann. Nach diesen unwiderlegbaren Beweisen ist es h. z. T. beinahe allgemein anerkannt, daſs die Griechen in der Blüthezeit ihrer Kunst Malerei mit der Sculptur und Architektur verbunden haben: aber die groſse Frage ist nun die: wie weit gieng diese Anwendung der Malerei? dehnte sie sich auf die ganzen Statuen und Gebäude, oder nur auf einzelne Bauwerke und Theile derselben aus? Herr Hittorff *) war der erste, der sich für eine vollständige Bemalung der Architektur und Sculptur aussprach; und diese Theorie veranschaulichte er durch die colorirte Restauration eines kleinen Sacellums auf der Akropolis von Selinunt, das er den Tempel des Empedocles nennt. Noch weiter geht Herr Semper, der es als Resultat seiner gründlichen Studien, die er in Griechenland an den noch erhaltenen Gebäuden gemacht hat, ausspricht, daſs auch die Pracht-Bauten der Perikleischen Zeit vollständig bemalt gewesen seyen, und ein aus farbigen Lithographien und Kupfertafeln bestehendes Werk verspricht, worin er seine gesammelten Studien, in ein System gebracht, auseinanderzusetzen gedenkt. Gegen diese Ausdehnung der Polychromie nun ist das Werk von Herrn Kugler gerichtet, dessen Erscheinen als sehr zeitgemäſs erscheinen muſs. Er prüft zuerst die Zeugnisse der alten Schriftsteller, betrachtet dann die Farbenreste an alten Monumenten der Baukunst, geographisch gesondert: nimmt

*) De l'architecture polychrôme chez les Grecs, ou restitution complète du temple d'Empedocles, dans l'acropolis de Sélinunte. Extrait d'un Mémoire lu aux Académies des Inscriptions et Belles-Lettres et des Beaux-Arts de Paris. — Annali dell' Instituto di corrispond. archeol. 1830. T. II. p. 263.

Digitized by Google

davon Veranlassung zu tieferen Untersuchungen über die Eigenthümlichkeiten des Baustyles im Peloponnes und Sicilien, — Untersuchungen, welche eine mehr als nur gelegenheitliche Behandlung verdienen, dann aber durch Abbildungen der besprochenen Architektur-Theile beleuchtet werden sollten — er entwickelt dann an den im reinsten Styl ausgeführten Monumenten von Attika die Bedeutung der architektonischen Formen, und auf diesem Wege kommt er zu der Ansicht, daſs bei der Verschiedenheit der Formen das schon an sich beweglichere Gesetz der Farbe einem noch gröſseren Wechsel unterworfen gewesen seyn müsse, und daſs auch in dieser Beziehung in den Attischen Monumenten das reinste Maas vorausgesetzt werden dürfe. Nach diesen Prämissen entwickelt sich sein System der Polychromie, dessen Grundzüge in Kurzem folgende sind: Die Säule vollkommen weiſs; ob der Echinus mit Eiern zu verzieren, bleibt unbestimmt. Der Architrav zeigt wiederum eine schlichte Masse, dient jedoch als Träger reicher, vergoldeter Weihschilde und Inschriften. Das Band über dem Architrav, welches ihn mit dem Fries verbindet, dürfte — in Bezug auf die dunklere Farbe der Metopen — auch gefärbt und mit einem Mäander verziert seyn. Die Triglyphen wiederum, als Haupttheile des gesammten Gerüstes, weiſs. Das Riemchen darunter mit zierlichem hängenden Palmetten-Ornament, welches das Riemchen als eine untere Begränzung oder Besäumung der Triglyphen erscheinen läſst. Die Tropfen vielleicht vergoldet. Das Band, welches das Kopfgesims der Triglyphen bildet, vielleicht mit einem ähnlichen, hier natürlich stehenden, Palmetten-Ornament. Die schmalere Fortsetzung des Bandes über den Metopen wohl nicht weiſs, sondern farbig, in einem gewissen Verhältniſs zur Farbe der letztern. Das höher liegende Band, aus welchem die Dielen-Köpfe hervortreten, gefärbt, etwa roth, mit einem unter den Dielenköpfen durchlaufenden Mäander. Die Dielenköpfe vielleicht, wie sich einige Angaben finden, und wie es dann als eine Vermittelung zu der Farbe der Metopen motivirt würde, blau, mit goldenen Tropfen. Das Plättchen, welches die Dielenköpfe tragen, und welches unter der Hängeplatte liegt, vielleicht ganz roth. Die Bekrönung der Hängeplatte mit zierlichen Blättchen. Ähnlich die Gesimse des Giebels, dessen Tympanum klein zu denken ist, um somit wiederum einen angemessenen Grund für die Statuen des Giebels zu enthalten. Der Rinnleisten weiſs, mit einer Palmetten-Verzierung in Gold. Die Acroterien, Stirn- und First-Ziegel als freier Schmuck

Digitized by Google

farbig verziert, das Gold aber ebenfalls vorherrschend. Die Wände der Cella waren, wenn von Marmor, vermuthlich auch weiſs. Die Friese für die etwaigen Reliefs blau. Die Aeten-Capitale bemalt, der Hals vielleicht mit einer Palmetten-Verzierung. Die anderweitigen Gesimse ebenfalls bemalt: als oberes Hauptglied gewöhnlich ein breites Band mit Palmetten. Die Deckbalken weiſs mit Eierstäben. Der Grund der Cassetten dunkelfarbig mit vorleuchtenden Sternen. Dies in Kürze Herrn Kuglers System der Polychromie, wobei man aber stets festhalten muſs, daſs er es nur auf die attischen Monumente der schönsten Zeit angewendet wissen will, für den Peloponnes aber und noch mehr für Sicilien eine reichlichere Anwendung der Farbe zugiebt. Auf dieselbe Weise begründet Herr K. für die Sculptur sein System der Polychromie. Er prüft zuerst die Stellen der alten Schriftsteller, betrachtet dann die Monumente, an denen sich noch Farbenspuren finden, und kommt so zu dem Resultate, daſs sich die Bemalung eigentlich nur auf die Gewandung erstreckt habe, das Nackte aber durch weiſsen Marmor oder durch Elfenbein dargestellt worden sey: nur für das Auge wurde irgend ein dunkler, leuchtender Stein, irgend ein farbiges Material angewendet. Auch beim Haare, das dem Menschen als ein Schmuck gegeben ist und als solcher gepflegt und getragen wird, wurde Farbe, am häufigsten Gold angewendet. Aller andere Schmuck, wie Agraffen, Kopfzierden, Gürtel, Armspangen, ferner die Attribute der Götter, Waffen der Krieger, Geschirre der Pferde u. dgl. wurde entweder bemalt oder von Metall angesetzt, doch immer bleiben die nackten Theile des menschlichen Körpers in der einfachen Weise ausgeführt, welche dem vollkommensten Genusse der reinen Form kein Hinderniſs in den Weg legt.

Unterwerfen wir nun dieses System, wie es sich nennt, einer nähern Prüfung, so erscheint als charakteristisch darin die Geltung, die der weiſsen Farbe des Marmors gesichert wird. Gewiſs ist es mit dem bei der Architektur besonders gültigen Grundsatz der Zweckmäſsigkeit schwer zu vereinigen, daſs man das schöne und kostbare Material des Marmors angewendet haben solle, um es wieder mit Farben zu verdecken. Am auffallendsten ist dies bei Gebäuden, wozu man den Marmor aus groſser Entfernung herführte: z. B. in Gortys in Arkadien war ein Tempel des Äskulap aus Pentelischem Marmor, Paus. VIII, 28, 1 (nicht 41, 5), in Delphi erbaute Herodes Atticus das Stadium aus demselben Steine, Paus. X, 32, 1. Zur Zeit der Pisistratiden-Herrschaft

erbauten die Alkmäoniden die Vorderseite des Delphischen Tempels aus Parischem Marmor, während sie durch ihren Vertrag mit den Amphiktyonen nur verbindlich waren, Poros-Stein zu nehmen, Herod. V, 62. In allen diesen Fällen sieht man nicht ein, warum man mit schweren Kosten das schöne Material herbeigeschafft haben würde, wenn es nicht gerade durch seine natürliche Beschaffenheit den Glanz des Gebäudes erhöhen sollte. Auch verdient die Bemerkung von O. Müller (Göttinger gel. Anz. 1834 St. 140) Beachtung, daſs der bekannten Bauinschrift vom Erechtheum zufolge die Fläche der Wände erst, wenn sie aus den Stein-Quadern aufgesetzt waren, im Ganzen polirt wurde, daſs aber eine solche Politur unnütz gewesen seyn würde, wenn man ihren Glanz wieder durch einen Farbenüberzug vernichtet hätte. Diese Wahrscheinlichkeitsgründe sucht Herr Kugler noch zu verstärken durch die Bemerkung, daſs Pausanias und Strabo öfters von Gebäuden aus weiſsem Stein (λίθου λευκοῦ) sprechen, daſs aber diese Erwähnung der Farbe gar keinen Sinn hätte, wenn man die Eigenschaft des Steines nirgends zu Gesicht bekam. Alle noch übrigen Zweifel aber glaubt er durch folgenden aus Herodot III, 57. geführten Beweis beseitigt zu haben. Die Siphnier befragten zur Zeit ihres gröſsten Wohlstandes das Delphische Orakel, ob ihr Wohlstand von langer Dauer seyn könne. Die Pythia antwortete ihnen:

> Ἀλλ' ὅταν ἐν Σίφνῳ πρυτανήϊα λευκὰ γένηται,
> Λεύκοφρύς τ' ἀγορὴ, τότε δὴ δεῖ φράδμονος ἀνδρὸς,
> Φράσσασθαι ξύλινόν τε λόχον κήρυκά τ' ἐρυθρόν.

Τοῖσι δὲ Σιφνίοισι τότε ἦν ἡ ἀγορὴ καὶ τὸ πρυτανήϊον Παρίῳ λίθῳ ἠσκημένα. Diese Stelle ist nicht nur wegen der Angabe über die weiſsen Gebäude der Siphnier, sondern, wie Herr K. richtig bemerkt, wegen des von Herodot angegebenen Grundes, warum sie weiſs waren, von gröſster Wichtigkeit: dennoch aber können wir die Schluſsfolgerung, die Hr. K. daraus als entschieden zieht, nicht unterschreiben. Diese lautet: »Was in der Blüthezeit der griechischen Kunst von Parischem Marmor — und wir dürfen ohne Bedenken hinzufügen: von jedem edlen weiſsen Marmor, namentlich dem Pentelischen zu Athen — erbaut worden war, erschien im Äussern wesentlich als weiſs.« Daſs diese Schluſsfolgerung zu allgemein gefaſst sey, scheint uns aus folgender Stelle des Pausanias zu erhellen. Er spricht VII, 22, 4 von Tritäa in Achaja: πρὶν δὲ ἐς τὴν πόλιν εἰσελθεῖν μνῆμά ἐστι λευκοῦ λίθου,

Digitized by Google

θέας καὶ ἐς τὰ ἄλλα ἄξιον καὶ οὐχ ἥκιστα ἐπὶ ταῖς γραφαῖς, αἵ εἰσιν ἐπὶ τοῦ τάφου, τέχνη Νικίου, θρόνος τε ἐλέφαντος, καὶ γυνὴ νέα καὶ εἴδους εὖ ἔχουσα ἐπὶ τῷ θρόνῳ, θεράπαινα δὲ αὐτῇ προσέστηκε σκιάδιον φέρουσα· καὶ νεανίσκος ὀρθὸς οὐκ ἔχων πω γένειά ἐστι χιτῶνα ἐνδεδυκὼς καὶ χλαμύδα ἐπὶ τῷ χιτῶνι φοινικῆν· παρὰ δὲ αὐτὸν οἰκέτης ἀκόντια ἔχων ἐστὶ, καὶ ἄγει κύνας ἐπιτηδείας θηρεύουσιν ἀνθρώποις. πυθέσθαι μὲν ἤδη τὰ ὀνόματα αὐτῶν οὐκ εἴχομεν· ταφῆναι δὲ ἄνδρα καὶ γυναῖκα ἐν κοινῷ παρίστατο ἅπασιν εἰκάζειν. Nach dieser Stelle sah also Pausanias von der Stadt Tritäa ein Grabmal (daſs *μνῆμα* und *τάφος* gleichbedeutend seyen, setzen wir als anerkannt voraus) aus weiſsem Marmor, auf dessen äusserer Oberfläche Gemälde ausgeführt waren: und dies geschah in der Blüthezeit der griechischen Kunst, denn die Gemälde waren von Nicias, der nach Plin. XXXV, 11, s. 40. zu den berühmtesten Malern gehörte. Herr Raoul-Rochette (Journal des savans 1833 p. 369) erklärt zwar in der ganz ähnlichen Stelle Paus. VII, 25, 7. die Worte *ἐπὶ τῷ μνήματι* von dem Innern des Grabmales, und ohne Zweifel versteht er in der von uns angeführten Stelle die Worte *ἐπὶ τοῦ τάφου* ebenso, da er beide Stellen neben einander stellt; allein Herr Letronne, der dieselben Stellen in seinem sechszehnten Briefe für einen von dem unsrigen verschiedenen Zweck behandelt, hat vollkommen Recht, wenn er diese Erklärung nicht nur für sprachlich, sondern auch für sachlich unmöglich hält, denn so lange das Heidenthum bestand, konnte Pausanias in das Innere der Grabmäler nicht eindringen, und Nicias, einer der ersten Maler seines Jahrhunderts, würde sich wohl nie dazu hergegeben haben, das Innere eines Grabmales mit Gemälden zu schmücken, die Niemand zu Augen kamen. Die Stelle des Herodot verliert dadurch ihre Geltung nicht, aber eben so wenig, als wir aus der angezogenen Stelle des Pausanias auf die Bemalung aller Marmor-Gebäude schlieſsen, eben so wenig darf Herr Kugler aus der Stelle des Herodot herleiten, daſs alle weiſs gewesen seyen. Eine weitere Folgerung, die wir aus dieser Stelle machen können, ist die, daſs der Ausdruck des Strabo und Pausanias, dieses oder jenes Gebäude sey aus weiſsem Stein gebaut, durchaus keinen Beweis gegen die Bemalung derselben abgiebt, daſs sie vielmehr unter *λίθος λευκὸς* weiſsen Marmor verstehen, ohne damit zu entscheiden, ob er seine natürliche Farbe behalten, oder eine fremde bekommen habe. Noch minder glücklich ist Herr K. in den übrigen gegen die polychrome Architek-

Digitized by Google

tur angeführten Stellen. Plinius 36, c. 23. erzählt, daſs Panänus im Tempel der Minerva zu Elis den Stucküberzug der Wände in einer Auflösung von Milch und Safran aufgetragen habe, und daſs noch zu seiner Zeit der Geruch und Geschmack des Safrans empfindbar gewesen sey, wenn man die Wand mit Speichel rieb. Um nun aus dieser Stelle die Notiz von einer gelblichen Farbe der Wände zu entfernen, sagt Herr Kugler: »Die ganze Stelle ist eine von den wenig bedeutenden Künstler-Anekdoten, in deren Aufsammlung sich Plinius wohlgefällt: die Hauptsache ist ihm der Safrangeruch, der noch zu seiner Zeit entstanden war, wenn man jene Wand mit Speichel rieb.« Wir möchten im Gegentheil behaupten, daſs diese Stelle eine sehr bedeutende ist; denn das ist doch sonnenklar, daſs Panänus diesen Anwurf der Wände in der Absicht machte, um darauf zu malen, und insofern ist diese Stelle ein sicherer Beweis, daſs die griechischen Meister in der schönsten Periode der Kunst auf die Wand gemalt haben. Diese Sitte wird uns bestätigt durch die Angabe des Pausanias V, 11, 2, daſs derselbe Panänus die um die Jupiter-Statue in Olympia herumlaufende Brustwehr auf drei Seiten mit Gemälden geschmückt, die vierte Seite der Thür gegenüber blos einfach blau angestrichen habe. Auch diese Stelle führt Herr K. an, und nimmt mit Völkel (Archäol. Nachl. p. 51) richtig an, daſs unter dieser Thüre die unmittelbar hinter der Statue befindliche Thüre des Opisthodomus zu verstehen sey, so daſs also an dem hintern Theile der Brustwehr, wohin wenig Beschauer kamen und wohin nur ein geringes Licht fallen konnte, die Gemälde überflüssig waren. »Aber, sagt er nun weiter, wenn dieser Theil blau an- »gestrichen wurde, so liegt es nahe, in seiner Farbe eine Über- »einstimmung mit den umliegenden Wänden der Cella zu suchen; »waren diese weiſs, so hätte man, wie es scheint, die Wand »der Brustwehr am füglichsten ebenfalls weiſs gelassen.« Wir müssen bekennen, daſs wir nicht einsehen, wie diese beiden Stellen in Herrn Kuglers Buch kommen konnten, denn der Verlauf seiner Untersuchung zeigt uns, daſs er nur die Aussenseite der Gebäude behandeln wollte; daſs somit diese Stellen dem Zweck seines Buches ganz fremd sind; wollte er aber auch auf das Innere der Tempel Rücksicht nehmen, so konnte er unmöglich von »ganz einzeln stehenden und wenig bedeutenden Äusserungen der Alten über polychrome Architektur« reden, sondern muſste in seinem Plinius und Pausanias, die er fast auf jeder Seite citirt, Stellen dem Dutzend nach finden, die ihn von dem Gedanken an

weiſse Wände ablenken konnten. Da wir uns hierüber weiter unten ausführlich aussprechen werden, so verweilen wir jetzt nicht länger dabei, und schreiten zur Prüfung des Kuglerschen Systems der Polychromie. Vorerst können wir hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daſs uns bei den bis jetzt vorliegenden, von Hrn. K. zwar mit groſser Sorgfa't aufgezählten, aber doch immer höchst fragmentarischen Daten die Ankündigung eines Systems der Polychromie anno Domini 1835 etwas frühe vorkommt: doch man muſs sich h. z. T. daran gewöhnen, daſs die jüngere Generation mit folgerechten Systemen parat ist, wo andere Leute, wie in unserem Falle ein Gottfr. Hermann und Bröndsted, bescheidene Muthmaſsungen äussern. Doch wollen wir an einem Beispiele zeigen, wie es bei diesem Verfahren hergeht. Vitruv IV, 2. §. 2. sagt, daſs man bei dem alten Holzbau vor die Balkenköpfe Bretter genagelt, und, um diese Verdeckung dem Auge wohlgefällig zu machen, mit blauem Wachse bemalt habe: daraus seyen dann die Triglyphen entstanden. Man sollte glauben, daſs bei einem Gegenstande, wo wir von der Angabe der alten Schriftsteller so ganz entblöst sind, ein solches Zeugniſs vom Meister Vitruv um so willkommener wäre, da Bröndsted (Reisen in Griechenland B. 2. p. 147) versichert, daſs diese Angabe Vitruv's durch seine und seiner Reisegefährten Untersuchungen in den Dorischen Tempeln von Griechenland und Sicilien durchgängig auf eine merkwürdige Weise bestätigt werde, indem die Triglyphen der altdorischen Tempel überall, wo ihre Farbe noch erkannt wurde, himmelblau gewesen; ihre Zwischenflächen aber eben so allgemein einen hochrothen oder doch fast immer einen röthlichen Anstrich gehabt zu haben scheinen. Diese beiden Zeugnisse waren Herrn K. nicht unbekannt, allein gefärbte Tryglyphen passen einmal in sein System der Polychromie nicht: als Haupttheile des gesammten Gerüstes müssen sie weiſs seyn, wie die Säulen und der Architrav, und daher ist er der Meinung, daſs man bei Vitruv, da er über einen Gebrauch der Vorzeit berichte, mehr an alterthümliche Monumente, als an die eines entwickelten Styles denken müsse, zugleich an solche, welche ihm, wie die etruskischen oder sicilischen, näher lagen, als die hellenischen: als ob Vitruv nach Weise der heutigen italienischen Künstler nur die Bauten seines Vaterlandes gekannt oder wenigstens präsent gehabt hätte, während sich ja in seinem Werke deutlich ausspricht, daſs er mit den Gebäuden Griechenlands und Kleinasiens ebenso bekannt war, wie mit denen Italiens und Siciliens; Herrn

Digitized by Google

Bröndsted's Zeugniſs aber wird p. 46 damit zurückgewiesen, daſs er nur sicilische Monumente im Sinne zu haben scheine, während er doch ausdrücklich von Griechenland und Sicilien spricht. Aus diesem Verfahren sehen wir zwar, wie fest Herr K. von der Folgerichtigkeit seines Systemes überzeugt ist; wir aber sind dadurch in unserer Überzeugung nicht wankend geworden, daſs man bei Sachen, die man nicht a priori sondern nur a posteriori wissen kann, glaubwürdigen Zeugnissen des Alterthums und neuerer Reisenden den ersten Rang einräumen müsse. Für die Thätigkeit der Phantasie bleibt immer noch ein weites Feld offen, sobald es sich darum handelt, aus einzelnen gegebenen Fragmenten ein harmonisches Ganzes zu componiren. Was diesen Punkt betrifft, so ist Herrn Kuglers Restauration des Parthenon, nach seinen Ideen von Herrn Architekt Strack ausgeführt, sehr geschmackvoll: wie weit sie im Einzelnen wahr ist, kann nicht untersucht werden. Der Hauptpunkt, der durch Herrn Kuglers Untersuchungen herausgestellt wurde, ist der, daſs der weiſse Marmor seine Naturfarbe behalten müsse, weil wir bis jetzt noch nicht Data genug besitzen, um die Bemalung der Architektur auch auf die aus weiſsem Marmor aufgeführten Gebäude der schönsten Periode griechischer Kunstübung auszudehnen. Dieses Resultat ist aber mehr negativ und so prekär, daſs wir nicht wissen, ob wir das, was wir am Ende des Jahres 1836 für wahr halten, bis zum Ende des nächsten Jahres hinüberretten werden; denn sollte es Herrn Semper gelingen, seine p. 23 ausgesprochene Überzeugung, daſs die goldne Kruste der griechischen Monumente nicht Bodensatz der Zeiten, sondern Rest der antiken Malerei sey, zu beweisen, so wird uns das Demonstriren und Wehklagen der Systematiker ebensowenig hindern, eine durchgängige Bemalung der Architektur anzunehmen, als uns das bisher gangbare System der Ästhetik gehindert hat, an eine theilweise Bemalung zu glauben. Die apriorische Wahrscheinlichkeit scheint uns viel mehr für das Gelingen als für das Miſslingen des Beweises zu seyn; denn wenn dieser Punkt ins Reine gebracht ist, so sind alle Data zur Construction eines Systemes der Polychromie vorhanden. Wir haben oben gesehen, daſs auf die Aussenseite von Grabmälern sogar historische Gemälde durch berühmte Meister ausgeführt wurden, ähnlich wie wir dies in den alten Städten von Deutschland, Italien und der Schweiz in vielen Häusern erblicken, und daſs selbst der weiſse Marmor die Bemalung sich gefallen lassen muſste. Als Beispiele für öffentliche Gebäude

Digitized by Google

erwähnt Pausanias I, 28, 8 zwei Gerichtshöfe in Athen, welche der Grüne und der Rothe nach ihren Farben hieſsen, und bis auf seine Zeit diese Namen führten. Daſs diese Farben den an der Pforte der Gerichtshöfe angebrachten Buchstaben entsprochen haben und als ein bloſses Abzeichen zur Unterscheidung für die der Schrift Unkundigen zu betrachten seyen, wird uns Herr Raoul-Rochette und Herr Kugler ebenso wenig überzeugen, als wir je glauben werden, daſs das rothe und das grüne Haus in Stuttgart diesen Namen von rothen oder grünen Täfelchen, auf denen die Feuer-Asseckuranz oder die Straſsen-Nummer bezeichnet ist, erhalten haben. Die Façade der Privathäuser wurde ebenfalls bemalt, wie Herr Letronne in seinem zweiundzwanzigsten Briefe aus vielen bis jetzt unbeachteten Stellen der Alten nachweist. Tempel, die aus geringerem Material aufgeführt waren, wurden mit einem Anwurf überzogen, dessen Bemalung, wie Herr K. p. 7. richtig bemerkt, in ein gewisses Verhältniſs zu den mit weiſsem Marmor errichteten Prachtbauten gesetzt worden seyn wird. Es kommt nun also Alles darauf an, welche Entdeckungen an den letzteren in Zukunft gemacht werden. Wollten wir uns durch Systemsucht bestimmen lassen, so könnten wir der Erfahrung vorgreifen, und das, was wir an den verschiedenen Arten von Gebäuden wahrgenommen, durch einen Inductions-Beweis auch auf die Gebäude aus weiſsem Marmor in ihrer Allgemeinheit übertragen: aber wir halten es für unwissenschaftlich, ohne entscheidende Beweise die oben angeführten, von Herrn K. wesentlich verstärkten Wahrscheinlichkeitsgründe, welche für die weiſse Farbe der Marmor-Bauten sprechen, zu verwerfen.

Wenn wir dem Gesagten zufolge dem Kuglerschen System der Polychromie in Rücksicht der Architektur nur mit groſsen Beschränkungen beitreten können, so müssen wir von demselben in seiner Anwendung auf die Sculptur ganz abweichen. Die ältesten Holzbilder, welche roth angestrichen und ganz nach menschlicher Weise bekleidet waren, lassen wir wie Herr K. ausserhalb des Bereiches unserer Untersuchung, und betrachten mit ihm die Akrolithen als die ersten Versuche einer entwickelteren Kunstperiode. Dies waren Statuen aus Holz, deren Extremitäten, Kopf, Hände und Füſse, von Marmor angesetzt waren: dieser Marmor war nach ausdrücklicher Bemerkung des Pausanias bei einigen parischer oder pentelischer. Wenn nun aber Herr K. p. 52 daraus schlieſst, daſs jedenfalls dieser Marmor im Wesentlichen in seiner natürlichen Farbe erschienen sey, weil es widersinnig wäre,

Digitized by Google

wenn man an einzelnen Theilen ein anderes und zwar kostbareres Material angefügt, und dessen Eigenthümlichkeit wieder durch einen Farbenüberzug verdeckt hätte, so ist dies eine petitio principii, d. h. Herr K. setzt als bewiesen voraus, was erst bewiesen werden sollte: wir haben aber bereits oben einen positiven Beweis aus Pausanias angeführt, daſs der λίϑος λευκὸς die Bemalung nicht ausgeschlossen habe. Betrachten wir die Sache psychologisch, so finden wir es im Gegentheil sehr unwahrscheinlich, wie das an die menschlich aussehenden Schnitzbilder (ξόανα) gewöhnte Auge des gläubigen Volkes sich mit solchen gespensterartig aussehenden Akrolithen befreundet haben sollte: erhielten aber die Marmortheile einen dem vergoldeten oder bemalten Tronc entsprechenden Anstrich, so finden wir darin einen wesentlichen und doch gegen die Ansprüche der gläubigen Menge nicht verstoſsenden Fortschritt der Kunst, denn der Marmor gestattete nicht nur gröſsere Präcision in Bildung der Gesichtsformen, sondern auch, wenn die Färbung nicht zu dick aufgetragen wurde, gröſsere Natürlichkeit des Colorits. In noch höherem Grade war dies bei dem Elfenbein der Fall, das vermöge seines weichen Charakters durch eine leichte Bemalung des schönsten Fleischtones fähig war. Daſs aber dieses Material in dem Perikleischen Zeitalter, wo die vom ganzen Alterthum angestaunten Wunderwerke der Kunst aus Elfenbein und Gold ausgeführt wurden, wirklich bemalt worden sey, dafür spricht uns der Umstand, daſs Plutarch (Perikl. c. 12) unter den von Perikles beschäftigten Künstlern ausdrücklich die Elfenbeinmaler erwähnt; wenn es aber eigene Künstler gab, die sich damit beschäftigten, so können wir uns nichts denken, was sie malen konnten, als eben diese Statuen, denn von sonstiger Anwendung des Elfenbeins bei den Perikleischen Unternehmungen haben wir keine Kunde. Herr K. sieht sich nun freilich p. 55 veranlaſst, um diesem Schluſs zu entgehen, eine von Reiske und Facius (Excerpta p. 9) vorgeschlagene Emendation zu adoptiren. Diese wollen nemlich statt der gewöhnlichen Lesart, χρυσοῦ μαλακτῆρες, ἐλέφαντος ζωγράφοι, lesen: χρυσοῦ μαλακτῆρες καὶ ἐλέφαντος, ζωγράφοι Diese Verbesserung trägt die unverkennbaren Spuren eines Zeitalters, wo man von bemalter Sculptur keine Idee hatte, und darum mit den Worten ἐλέφαντος ζωγράφοι keinen Sinn zu verbinden wuſste: h. z. T. aber sollte niemand mehr, am wenigsten ein Schriftsteller über Polychromie der Alten, diese längst zerfallene Hinterthür aufsuchen, zumal da es stets eine miſsliche Sache ist, wenn

man eine kritisch unverdächtige Stelle einer aufgestellten Hypothese zulieb abändert. Demgemäſs ist wohl der Schluſs von der Existenz eigener Elfenbeinmaler auf Bemalung des Elfenbeins an den Statuen gerechtfertigt, und haben wir dies Datum gewonnen, so schlieſsen wir mit gröſserem Recht von der Bemalung der chryselephantinen Bilder auf das ähnliche Verfahren bei den Akrolithen, als Herr K. p. 54 von der Analogie der Aerolithen, deren weiſse Extremitäten er nur postulirt, aber nicht beweist, auf die Nicht-Bemalung des Elfenbeins schlieſst. Wenn er aber weiter argumentirt, daſs das Elfenbein an trocknen Orten durch Wasser, an nassen durch Öl frisch erhalten werden muſste, was bei einem stärkern Farbenüberzug ohne Wirkung gewesen wäre und eine leichtere Färbung bald beeinträchtigt haben würde, so machen wir ihn darauf aufmerksam, daſs nach Pausanias V, 14, 5. die Reinigung der Olympischen Jupiter-Statue den Nachkommen des Phidias, unter dem Titel φαιδρυνταὶ, als erbliches Ehrenamt anvertraut war. Die Verwendung dieses Künstlergeschlechts zu diesem scheinbar einfachen Dienste erhält ihren vollen Sinn erst dadurch, wenn wir annehmen, daſs die Phädrynten nicht blos das Öl einzureiben, sondern auch für die Erhaltung des zarten Colorits zu sorgen hatten; und sofern diese Thätigkeit nur die Fortsetzung von dem Geschäft der Elfenbeinmaler war, wird uns diese Nachricht eine Bestätigung von der herkömmlichen Lesart in der Plutarchischen Stelle. Wenden wir uns nun zu den Marmorbildern, so erblicken wir an den Selinuntischen, Äginetischen, Attischen und Phigalischen Bildwerken unverkennbare Spuren der Bemalung, die sich bei den Ägineten, wie Herr K. p. 68 selbst erwähnt, nicht blos auf die Gewandung, sondern auch auf Augen und Lippen erstreckte: an den Augen der Minerva war sogar noch der Umriſs des Augapfels und noch ein Hauch von Färbung zu erkennen. Damit verbindet sich, daſs einer der gröſsten Meister auf dem Culminationspunkte der Kunst, Praxiteles, diejenigen von seinen Marmorarbeiten am höchsten schätzte, an welche der Maler Nicias Hand angelegt hatte: tantum circumlitioni ejus tribuebat (Plin. XXXV, c. 11. s. 40.). Herr K. giebt p. 59 selbst zu, daſs die natürlichste und einfachste Erklärung dieser Stelle diejenige sey, welche die Hülfeleistung des Nicias von einer vollständigen Bemalung verstehe: aber um diese einfache Erklärung zurückzuweisen, hält er sich an die von Sillig im Catalogus Artificum gemachte Bemerkung, daſs die Blüthe der beiden Künstler um 50 Jahre auseinanderfalle, weſs-

Digitized by Google

wegen Sillig zwei Künstler dieses Namens annimmt. »Wollen »wir jedoch,« sagt Herr K., »diese Annahme nicht gelten las»sen und das späteste Alter des Praxiteles mit der frühesten Ju»gend des Nicias in Verbindung bringen, so müssen wir gleich»wohl jedenfalls zugeben, daſs hiemit der Hauptumstand der obi»gen Untersuchungen verschwindet: der Nicias, von dem die »Circumlitio an den Statuen des Praxiteles herrührte, konnte ent»weder dazumal noch kein berühmter Maler seyn, — oder er »war es überhaupt nicht; seine Arbeit schlug also, möglicher »Weise, nicht in das Gebiet der höhern Kunst.« Wir haben diese Argumentation wörtlich beigesetzt, weil wir gestehen müssen, daſs wir ein solches Dilemma nicht verstehen, nur so viel ist uns klar, daſs die Erzählung des Plinius dadurch ihrer Beweiskraft beraubt werden soll; will man aber den Nicias durch ein Dilemma todtschlagen, so glauben wir unsererseits, ihn durch *ein* Dilemma retten zu können. Wir können in der angeführten Stelle entweder Einen Nicias oder zwei statuiren: gab es nur Einen, so konnte dieser bei einer Altersverschiedenheit von fünfzig Jahren zu Lebzeiten des Praxiteles noch kein berühmter Name seyn, aber Praxiteles konnte schon in dem Jünglinge den groſsen Künstler ahnen und seine Arbeiten denen anderer bekannteren Meister vorziehen: waren es aber zwei, so ist es allerdings möglich, daſs der ältere kein berühmter Maler war, wahrscheinlich aber ist es durchaus nicht, denn die hochachtungsvolle Äusserung eines Praxiteles scheint uns ein besserer Beweis für, als Herrn Kuglers Dilemma gegen seine Kunst. Wenn aber Herr Sillig zwei Nicias annahm, so war dies nicht der gewöhnliche Ausweg, den man bei schwierigen Zeitbestimmungen ergreift, sondern Plinius selbst gab ihm den Grund dazu an die Hand, indem er zu der in Rede stehenden Stelle beifügt: non satis discernitur, alium eodem nomine, an hunc eundem quidam faciant Olympiade centesima duodecima. Wir dürfen wohl annehmen, daſs durch *die* frühzeitige Vermischung der Namen auch die Werke beider Künstler unter Einen Namen geworfen worden sind, und daſs demnach unter den von Plinius genannten Gemälden mehrere dem ältern angehören, namentlich möchte die Gewandtheit, die Gemälde stark über die Fläche hervortreten zu lassen (ut eminerent e tabulis picturae, maxime curavit) als Folge seiner Bemalung der Sculptur zu betrachten seyn. Da demnach das Factum, daſs ein Maler Nicias Hand an die Bildsäulen des Praxiteles gelegt habe, auf keine Weise entkräftet werden kann, so handeln wir

den Gesetzen der Kritik angemessen, wenn wir dieses Handanlegen von der dem Maler eigenthümlichen Thätigkeit, von dem Bemalen (und zwar in dem Fall, daſs es blos Einen Nicias gegeben hätte, von dem enkaustischen Bemalen) verstehen, und wir verweilen uns bei den abweichenden Erklärungen um so weniger, da Herr K. selbst dies als die einfachste Erklärung anerkennt. An dieses Zeugniſs reiht sich die oben angeführte Stelle des Plato De Republ. IV. init., wo er von dem *ἀνδριάντας γράφειν* als einer gewöhnlichen Sache spricht. Dieses Bestreben, auch das Nackte der Bildsäulen zu bemalen, theilte sich selbst dem Erzgusse mit, daher erzielte Silanion, der Zeitgenosse des Lysippus, bei seiner sterbenden Jokaste die Todesblässe des Gesichts durch Mischung des Silbers unter die Bronze (Plut. de aud. poët. 3. Qu. Symp. V, 1), und Aristonidas brachte durch Eisenbeimischung Schamröthe im Gesicht seines reuevollen Athamas hervor (Plin. XXXIV, 14). Wenn aber Herr K. dies zu der bereits entarteten Kunst zählt, so möchten wir ihn ausser dem Zeitalter des Silanion auf die Bacchantin des Scopas, die aus Marmor war, aufmerksam machen. Hier war die Todtenblässe des zerrissenen Ziegenböckleins neben der vollen Lebensfarbe der taumelnden Bacchantin bis zur täuschenden Ähnlichkeit nachgeahmt; *μίαν οὖσαν τὴν ὕλην εἰς ϑανάτου καὶ ζωῆς διῄρει τὴν μίμησιν* sagt Callistratus Stat. 2. Somit haben wir aus der schönsten Periode der griechischen Kunst eine Reihe von Beweisen für die Bemalung der Statuen in den verschiedensten Zweigen der Kunstübung; allein Hr. K. sagt uns p. 57, in einer Stelle des Lucian sey mit Bestimmtheit ausgesprochen, daſs die bedeutendsten Statuen des Alterthums im Wesentlichen farblos erscheinen. In dieser Stelle (de imagin. 5—10) sagt Lykinos, er wolle sich eine vollendete Schönheit zusammensetzen, in welcher er die gelungensten Theile der vorzüglichsten Statuen vereinige.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 15. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schriften über die Malerei der Alten von Semper, Kugler, Hermann, Letronne, Raoul-Rochette, Wiegmann und John.

(*Fortsetzung.*)

So nimmt er denn von der knidischen Venus des Praxiteles den Kopf und die Gröſse: von der Venus des Alkamenes in den Gärten (zu Athen) die Brust und die vordern Theile des Gesichts, die Hand und die schönzugespitzen Finger; von der Lemnischen Pallas des Phidias die weichen Wangen und die symmetrische Nase; von der Amazone des Phidias den Mund und den Nacken; von der Sosandra des Calamis das ſanfte Lächeln und die Sittsamkeit; für das Colorit aber nimmt er das Haar von der Here des Euphranor, die Augbrauen und die Röthe der Wangen von der Cassandra des Polygnot, den übrigen Körper von der Pakate (richtiger Pankaste) des Apelles, die Lippen von der Roxane des Aëtion. Nun möchten wir gern hören, inwiefern in dieser Stelle ausgesprochen seyn soll, daſs die genannten Statuen farblos gewesen seyen. Es ist ganz der Natur der Sache gemäſs, das Lykinos die Formen für die ideale Schönheit, die er sich componirt, von den Statuen entlehnt; nun ist es aber in der Kunst ebensowenig als in der Natur der Fall, daſs mit der schönsten Form immer die schönste Farbe verbunden ist, wie die Venetianische Malerschule am evidentesten zeigt; darum wählt er das Colorit für sein Idealbild von den anerkannt gelungensten Parthien der gefeiertsten Gemälde: nicht weil die Statuen nicht bemalt gewesen sind, sondern weil das Vollendetste in der Farbengebung in der Malerei, und nicht in der Sculptur, zu suchen ist. Somit ist also mit dieser Stelle nur so viel bewiesen, daſs ein Gemälde des Apelles ein schöneres Colorit gehabt habe, als eine Statue des Praxiteles, und da Niemanden einfallen wird, dies zu bestreiten, so gehört diese Stelle zu denen, welche zu der vorliegenden Frage gar nicht gehören. Dennoch nehmen wir unsern oben aufgestellten Satz, daſs die Griechen auch das Nackte ihrer Statuen bemalt haben, wieder auf, und bestätigen ihn durch die an einzelnen Bildern erhaltenen Farbenspuren. An dem Capitolinischen Apoll mit den Greifen scheint das Nackte ursprünglich mit einer

Digitized by Google

rothen Farbe bedeckt gewesen zu seyn; ebenso ist es mit dem Gesichte der Vestalin von Versailles (Quatremère de Quincy Jup. Olymp. p. 54). Im Pariser Museum ist ein Pan mit Bocksfüſsen, von griechischer Arbeit, in Haut-relief, an dem die Hörner, die Bocksfüſse und die Nebris von Metall und ohne Zweifel vergoldet waren, während die Lippen und das Innere des Mundes mit Zinnober roth gefärbt waren (R. Rochette Journ. d. Sav. 1833 p. 362). An der Pallas von Velletri waren nach Fernows Bericht im Neuen deutsch. Merc. 1798 p. 301, nach ihrer Entdeckung Augen und Mund mit einer schwachen violetten Tinte gefärbt, welche an den ersteren nicht allein den Augapfel, sondern auch die Augenlieder und die zwischen diesen uud den Brauen befindliche Vertiefung über den Augen einnahm, und am Munde waren gleichfalls nicht die Lippen allein, sondern auch der ganze Umfang der Oberlippe von den Mundwinkeln bis an die Nase und ein Theil der Unterlippe mit derselben Tinte gefärbt. Herr K. betrachtet diese Statue als eine Copie aus der Kaiserzeit nach irgend einem ältern trefflichen Werke, und nimmt daher diese barbarische Bemalung als eine Zuthat des italischen Copisten an. Allein damit ist die Sache nicht abgethan, denn veilchenblauer Teint war auch in der Kaiserzeit nie Mode, darum strich auch der dummste Copist gewiſs nie ein Gesicht mit dieser Farbe an. So viel ist wohl gewiſs, daſs Mund und Augen an dieser Statue bemalt waren; bei dem Umsturze der Statue aber scheint das Metall der Helmzierde vor das Gesicht zu liegen gekommen zu seyn, und durch seine Oxydation die ursprüngliche Farbe alterirt und weiter auf die nächsten Theile ausgebreitet zu haben. Die Volscischen in Velletri gefundenen Reliefs aus Terra cotta zeigten bei ihrer Entdeckung eine vollständige Bemalung: das Nackte war fleischfarben, die Gewandung weiſs und gelb, zuweilen auch roth, die Haare schwarz, die Pferde weiſs, auch braun und schwärzlich, die Wagen gelb, die Waffen und andern Geräthe meist weiſs. Sollte die Menge der aufgezählten Monumente etwas zur Verstärkung unserer Argumentation beitragen, so könnten wir noch zahlreiche Reliefs aus Marmor oder Terra cotta anführen, könnten uns auch auf viele kleine vollständig bemalte Figuren aus Terra cotta berufen, aber wir glauben, daſs die angeführten Monumente für unsern Zweck genügen, und daher wenden wir uns zu der letzten Seite unserer Aufgabe, zu der Rechtfertigung unserer Ansicht von dem Gesichtspunkt der Ästhetik aus. Nach unserm Geschmack, für den wir natürlich keine andere als

Digitized by Google

subjective Geltung ansprechen, sind nur die zwei Extreme möglich, entweder ausschlieſsende Herrschaft der reinen Form mit Verschmähung alles Farbenreizes, oder vollkommene Naturnachahmung. Die von Vielen gewählte Mittelstraſse aber, vermöge der die Naturnachahmung in den Nebentheilen zugegeben, für die Hauptformen aber der conventionelle Typus der weiſsen Farbe erhalten wird, scheint uns das Ergebniſs der Unentschiedenheit zwischen zwei entgegengesetzten Ansichten, deren jede mit gebieterischer Gewalt sich geltend macht: die eine durch altes Herkommen, die andere durch zahlreiche Entdeckungen und Zeugnisse der Schriftsteller. Es ist bei der Sculptur ein anderer Fall, als bei der Architektur: bei dieser ist es im Verhältniſs zur Natur gleichgültig, ob die Säulen und das Gebälke weiſs oder roth oder gelb sind, und darin hat eine nur theilweise Bemalung für das Auge und für den Geschmack nichts Störendes: bei der Statue aber bildet die Natürlichkeit in Augen, Haaren, Lippen, besonders in der Gewandung und Bewaffnung einen unangenehmen Contrast mit der gespensterhaften Unnatürlichkeit des weiſsen Körpers: das Abstractionsvermögen des Beschauers wird durch die Verbindung von Natürlichkeit und Unnatürlichkeit in Einem und demselben Bilde so stark in Anspruch genommen, daſs er sich nicht mehr in dem zum Genuſs des Kunstwerkes erforderlichen Gleichmaas der Seelenvermögen befindet. Denken wir uns aber die weiſse Fläche des Marmors von einer sanften Röthe angehaucht, so haben wir auf der einen Seite treue Naturnachahmung, auf der andern aber durch die über die Naturerscheinung sich erhebende Schönheit des Bildes den für das Kunstwerk erforderlichen Charakter des Ideales. Nehmen wir einen leichten fleischfarbenen Ton, etwa wie bei den Volscischen Reliefs, für das Nackte an, so wird es uns auch erklärlich, warum die Spuren dieser Färbung sich in so seltenen Beispielen erhalten haben: ferner sehen wir dann ein, wie Pausanias an vielen Marmorstatuen das Material trotz der Bemalung als Parischen, Pentelischen und weiſsen Stein bezeichnen, wie er VIII, 24, 6. sagen konnte, die Fluſsgötter werden insgemein aus weiſsem Stein gearbeitet, die Statuen des Nils aber aus schwarzem: denn einer leicht gerötheten durchsichtigen Hautfarbe war nur der weiſse Marmor fähig, den man auch unter der Bemalung leicht erkennen konnte. Jedoch wir enthalten uns weiterer Muthmaſsungen über die Art und Weise dieser Bemalung, denn wir dürfen, wie Herr K. richtig bemerkt, dem griechischen Genius vertrauen, daſs er die

Digitized by Google

herrlichen Schöpfungen seines Meisels nicht durch ein unpassendes Colorit entstellt haben werde. Das Gewisseste, was wir über diese Bemalung aussagen können, ist das, daſs sie schön gewesen sey. Um übrigens den modernen Ästhetikern, denen zu groſse Naturwahrheit Schauder erregt, einen Beweis zu geben, wie leicht man sich mit der Verbindung von Plastik und Malerei befreunden könne, berufen wir uns auf das Urtheil eines durch Geschmack und Talent gleich berühmten Künstlers. Herr Professor Wach aus Berlin sah in Prag und im Egerlande mehrere bemalte Holzstatuen, welche einen Eindruck auf ihn machten, den er durch die Verbindung dieser Künste gar nicht geahnet hätte, und er spricht die Vermuthung aus, daſs vielleicht diese Kunst zu nie geahnten Resultaten führen könnte (Kunstbl. 1833, nr. 2). Wenn nun diese von unbekannten Holzschnitzern herrührenden Statuen durch die Malerei so tiefen Ausdruck erhalten konnten, was dürfen wir erst von solchen erwarten, bei denen die Kunst eines Praxiteles und Nicias in freundlichen Bund getreten? Am Schluſs dieser Untersuchung mögen die Worte Herrn Semper's p. 24 stehen: »Man protestirt gegen die Wachsfigurengallerien, man »spricht von Gefühlen des Grauens, die bei zu groſser Treue in »der Plastik erregt werden, man versichert, daſs Farben ange»wendet auf Bildnerei die Formen verwirren und das Auge ver»wöhnen müssen. Im Gegentheil, sie entwirren die Formen, »denn sie gewähren dem Künstler neue Mittel des Hervorhebens »und des Zurücktreibens. Sie bringen das Auge wieder zurück »auf den natürlichen Weg des Sehens, den es verloren hat durch »die Macht des Abstractionswesens, das so haarscharf in der »Kunst die sichtbaren unzertrennlichen Eigenschaften der Körper, »die Farbe von der Form zu trennen weiſs, durch jene unse»ligen Principien der Ästhetik, welche das Gebiet der einzel»nen Künste genau umschreiben und keine Streifereien in das »benachbarte Feld erlauben. Die Wachsfiguren erregen Grauen. »Ganz natürlich, denn nicht von Künstlern, sondern von Markt»schreiern, und was oft dasselbe bedeutet, von Ärzten, wurden »hier die wirksamsten Hebel der Kunst gehandhabt. Und gesetzt »auch, man könne zu natürlich werden, bleibt nicht selbst bei »gemalter Plastik noch immer der Convention die Herrschaft? »Convention und Geschmack, das sind die beiden heilsamen Ge»gengewichte schrankenloser Freiheit in der Kunst!«

Eine andere Streitfrage, welche die Pariser Archäologen seit einigen Jahren beschäftigt, betrifft die Bemalung des Inneren der

Digitized by Google

Gebäude. Herr Hittorff stellte in dem schon erwähnten Memoire über polychrome Architektur in dieser Beziehung die Behauptung auf, daſs die Wände der Tempel, Hallen, Propyläen, Palläste und Grabmäler in Griechenland zu allen Epochen der Kunst mit historischen Gemälden bemalt gewesen seyen, gemäſs einer von Ägypten angenommenen Sitte; derselbe Gebrauch sey für Italien durch die ältesten Wandgemälde in Ardea, Lavinium und Caere bezeugt, endlich seyen die Mosaiken der ersten Basiliken und die Fresken aus der Zeit der Renaissance nichts weiter, als eine Fortsetzung dieser Sitte. Gegen diese Theorie erklärte sich Herr Raoul Rochette in einer Abhandlung »De la peinture sur mur chez les anciens«, die er in das Journal des Savans 1833, p. 361—371, 429—440, 486—491 einrückte. Er sucht darin die von Böttiger in der Archäologie der Malerei aufgestellte Behauptung, daſs die Arbeiten der gröſsten Meister Griechenlands nicht auf der Wand, sondern auf Holz ausgeführt gewesen seyen, zu vertheidigen und in solcher Ausdehnung geltend zu machen, daſs er geradezu ausspricht p. 368: »*nous n'avons à ma connaissance aucune preuve positive de l'existance de peintures historiques executées sur mur et appartenant à la haute antiquité Grecque.* Diese Abhandlung gab Herrn G. Hermann Veranlassung zu dem Leipziger Oster-Programm von 1834, worin er mit dem ihm eigenthümlichen Scharfsinn und vollkommener Unpartheilichkeit manche die Polychromie der Sculptur und Architektur betreffenden Stellen der Alten behandelt und verbessert, im Ganzen aber Herrn R. Rochette's Behauptung in einigen Punkten beschränkt: doch widmete er der ganzen Sache nur wenige Seiten: Herr Letronne hingegen unternahm es in einer Reihe von sechsundzwanzig an Herrn Hittorff gerichteten Briefen, dessen Meinung gegen die ihr entgegengestellten Behauptungen zu vertheidigen, und durch den gelehrten Apparat, der dem Künstler abgieng, sicher zu stellen, und dies gelang ihm vermöge seiner siegreichen Dialektik zum groſsen Theil auf eine so schlagende Weise, daſs man ordentlich überrascht war, als Herr Raoul Rochette ein Jahr später mit einem groſsen Werke auftrat, worin er seine früher aufgestellte Ansicht mit einem wahrhaft glänzenden Apparat von Gelehrsamkeit zu halten und in ihrem weitesten Umfange zu begründen sucht.

Da dieser Punkt für die Geschichte der alten Malerei von groſser Wichtigkeit ist, so wollen wir es versuchen, unsern Lesern den Stand der Streitfrage vor Augen zu legen, und zu die-

Digitized by Google

sem Zwecke diejenigen Stellen, von deren Erklärung die Entscheidung hauptsächlich abhängt, zu prüfen.

Wir haben von Panänus, dem Bruder oder Bruders Sohn des Phidias, zwei unumstöſsliche Beweise, daſs er auf die Wand gemalt habe. Plinius XXXVI, 23, 55. sagt von ihm: in Elide aedes est Minervae, in qua frater Phidiae Panaenus tectorium induxit lacte et croco subactum, ut ferunt. Es ist zwar hier nicht ausdrücklich gesagt, daſs er diese Wand bemalt habe, aber selbst Böttiger und R. Rochette müssen dies als Zweck des Überwurfes annehmen. Nach Pausanias V, 11, 5. schmückte er die um die Statue des Olympischen Jupiters herumlaufende Schutzwehr, die in einer Mauer bestand (τρόπον τοίχων πεποιημένα), auf drei Seiten mit Gemälden. Diese beiden Facta kann Herr Rochette nicht leugnen, dennoch aber behauptet er (Journ. de Sav. p. 431), man könne daraus nicht mit der mindesten Sicherheit abnehmen, daſs diese Art der Malerei bei den Griechen in der schönen Epoche der Kunst und durch Künstler ersten Ranges ausgeübt worden sey. Das Beispiel des Panänus beweise nur soviel, daſs er bei dem thätigen Antheil, den er an den Arbeiten des Phidias in Elis sowie in Athen genommen, es nicht verschmäht habe, die Hand an Arbeiten zu legen, die unter der Würde seiner Kunst und seines Talents scheinen konnten, daſs er sich aber durch die Bande der Verwandtschaft und Freundschaft, die ihn mit Phidias verbanden, zu diesen subalternen Arbeiten habe bestimmen lassen. Daſs sich in diesem Raisonnement ein Widerstreben, den natürlichen Sinn der Worte anzuerkennen, ausdrückt, können wir am besten darthun, wenn wir eine andere ebenso klare Stelle vornehmen. Plinius XXXV, 40. sagt von Pausias: pinxit et ipse penicillo parietes Thespiis cum reficerentur, quondam a Polygnoto picti. Hier ist von zwei berühmten Malern deutlich ausgesprochen, daſs sie auf die Wand gemalt haben: Böttiger (Archäol. der Mal. p. 368) und R. Rochette (Journ. de Sav. p. 431) können nicht umhin dies anzuerkennen, doch vermuthet Letzterer, der Name Polygnot's könne sich durch Unachtsamkeit in die Stelle des Plinius eingeschlichen haben. Dagegen bemerkt Herr Letronne ganz treffend, daſs für die Sache damit nichts gewonnen sey; denn wenn Pausias, Zeitgenosse des Apelles, der im vierten Jahrhundert v. Chr. blühte, diese Wandgemälde wiederherstellen muſste, so darf man doch immer annehmen, daſs sie ein Jahrhundert vorher gemacht seyn muſsten, was mit dem Zeitalter des Polygnot übereinstimmt: und somit ist jedenfalls soviel

erwiesen, daſs um diese Zeit von irgend einem ausgezeichneten Künstler in Thespiä Wandgemälde ausgeführt worden sind. Dies scheint Herrn Rochette bestimmt zu haben, in seinem neusten Werke p. 182 seine eben erwähnte Vermuthung zurückzunehmen, und in diesem Falle ein von Polygnot ausgeführtes Wandgemälde anzuerkennen, aber mit der ausdrücklichen Restriction: çe n'est là du reste qu'une exception au système général de la peinture grecque, exception unique sans doute dans la vie de Polygnote.« Was es mit der *einzigen* Ausnahme im Leben Polygnot's auf sich hat, werden wir später sehen: aber schon jetzt, wo wir noch an der Schwelle unserer Untersuchung stehen, müssen wir uns wundern, wie dieser Fall als eine Ausnahme von dem allgemeinen System der griechischen Malerei aufgestellt werden kann, nachdem wir bereits zwei berühmte Künstlernamen, den des Panänus und den des Pausias, den einen im Zeitalter des Phidias, den andern im Zeitalter des Apelles mit Wandmalerei beschäftigt gefunden haben. Wenn wir trotz dieser Zeugnisse noch immer von einer Tradition des ganzen Alterthums, daſs die groſsen Künstler blos auf Holz gemalt haben, sprechen, und die Wandmaler verächtlich als Decorateurs der Mauern bezeichnet sehen, so können wir nicht läugnen, daſs wir in die Unbefangenheit von Herrn Rochette Miſstrauen setzen, und fühlen uns ebendeswegen zu desto strengerer Prüfung mancher sehr specioser Demonstrationen aufgefordert. Kehren wir denn zu Polygnot zurück, dessen Kunstübung sich an mehrere der berühmtesten Gebäude Griechenlands anschlieſst, aber am meisten im Streite liegt. Der Haupthebel, womit Böttiger und R. Rochette ihr System unterstützen, ist ein Zeugniſs des Synesius über die Gemälde des Polygnot in der Στοὰ Ποικίλη zu Athen. Nachdem dieser Bischoff von Cyrene im Jahre 402 n. Chr. Athen besucht hatte, so schreibt er unter andern Bemerkungen über seine Reise Epist. 54. *καὶ τὴν ἐν ᾗ Ζήνων ἐφιλοσόφει Ποικίλην, νῦν οὐκέτ' οὖσαν Ποικίλην. Ὁ γὰρ ἀνθύπατος τὰς* σανίδας *ἀφείλετο· ἔπειτα ἐκώλυσεν αὐτοὺς ἐπὶ τῇ σοφίᾳ μεῖζον φρονεῖν.* Dieselbe Angabe wiederholt er noch bestimmter Epist. 135: *ὁ γὰρ ἀνθύπατος τὰς* σανίδας *ἀφείλετο, ἐν αἷς ἐγκατέθετο τὴν τέχνην ὁ ἐκ Θάσου Πολύγνωτος.* Diese Stellen sprechen unbezweifelt von Gemälden auf Holz, und wir sind dadurch nicht im mindesten befremdet, da beide Zweige der Kunstübung nicht nur in Einem Zeitalter, sondern auch bei Einem und demselben Meister vereinigt seyn konnten. Darum können wir auch die Art,

Digitized by Google

wie Herr Letronne dieses Zeugniſs zu entkräften sucht, nicht billigen. Er vermuthet nemlich, die Wandgemälde des Polygnot und Micon seyen zu der Zeit des Synesius groſsentheils verschwunden gewesen, und nach und nach durch Gemälde auf Holz, welche man an den Wänden aufhieng, ersetzt worden; diese letzteren nun habe der Proconsul weggenommen. Als man aber dem Synesius von den weggenommenen Gemälden erzählt habe, so habe er dies, voll seiner classischen Erinnerungen, auf die Gemälde des Polygnot bezogen; oder Synesius könnte bei dem Anblick der Mauern, deren Gemälde durch die Länge der Zeit verbleicht waren, auf die Vermuthung gekommen seyn, sie seyen ehemals mit Gemälden behängt gewesen, weil man zu seiner Zeit die Hallen mit Tafelgemälden schmückte. Uns fiel bei Lesung dieser sophistischen Argumentation mit einiger nähern Beziehung auf den Gegenstand unserer Untersuchung der bekannte Vers ein:

Iliacos intra muros peccatur et extra.

Es würde übrigens ungerecht seyn, wenn wir die Gründe, welche Herrn Letronne zu seiner Erklärung bewogen, verschweigen wollten. Alle andere Zeugnisse des Alterthums nemlich lauten so, daſs man sie am natürlichsten auf Wandgemälde deuten muſs. Plinius XXXV, 35. sagt: hic (sc. Polygnotus) et Athenis porticum, quae Poecile vocatur, gratuito (pinxit), cum partem ejus Micon mercede pingeret. Lycurg (bei Harpocrat. v. Πολύγνωτος) u. Plutarch. Cim. c. 4. sagen ebenso: *Πολύγνωτος — ἔγραψε τὴν στοὰν προῖκα.* Suidas (v. Πεισιανάκτειος) sagt: *ὕστερον δὲ ζωγραφηθεῖσα Ποικίλη ἐκλήθη.* Lucian bis accus. §. 18. nennt sie *κατάγραφος.* Allein da die Ausdrücke des Synesius so bestimmt von Tafeln sprechen, so halten wir uns kritisch nicht für befugt, ein ausdrückliches Zeugniſs mehrern minder bestimmten aufzuopfern. Für Aufhängung von Tafelgemälden spricht auch der Umstand, daſs diese Halle jedenfalls nicht gleich bei ihrer Erbauung mit Gemälden geschmückt wurde, denn sie hieſs ursprünglich Πεισιανάκτειος, und erhielt erst später nach ihrer Ausschmückung mit Gemälden den Namen Ποικίλη. Auch die Beschreibung des Pausanias I, 15, obwohl an und für sich zunächst auf Wandgemälde hinweisend, läſst sich mit Tafelgemälden wohl vereinigen; denn im Vergleich mit den zahlreichen einzelnen Scenen, aus denen jedes der Gemälde in der Lesche zu Delphi bestand, erscheint die Composition sehr einfach. Auf der ersten Wand standen die Athenienser in Schlachtordnung gegen

Digitized by Google

die Lacedämonier bei Oenoë. Auf der mittlern Wand, im Fond, waren zwei Gegenstände, die Schlacht der Athenienser mit den Amazonen, und darüber die Eroberung von Troja; dann in zwei Scenen: die Griechen, welche so eben Troja erobert haben, und die Versammlung der Könige wegen des Frevels, den Ajas an der Cassandra begangen. Auf der dritten Wand war die Schlacht von Marathon in drei Scenen: 1) die Schlacht; 2) die Flucht der Barbaren, welche einander in den Sumpf treiben; 3) die phönicischen Schiffe, bei denen die Barbaren Zuflucht suchen. Bei dem reliefartigen Charakter, in welchem wir uns diese Gemälde zu denken haben, lieſsen sich diese drei Scenen wohl auf Einer Tafel vereinigen: sollte aber auch jede Scene auf einer besondern Tafel dargestellt gewesen seyn, worüber wir nicht disputiren wollen, so ist auch in diesem Fall eine symmetrische Anordnung wohl denkbar. Somit haben wir also an der Poecile ein Beispiel, daſs Polygnot auf Holz gemalt habe: ein anderes von seiner Wandmalerei haben wir früher kennen gelernt, und so können wir denn mit vollkommener Unbefangenheit an die Untersuchung seiner übrigen Arbeiten gehen. Die Cella im Tempel des Theseus war von Micon und Polygnot gemalt. Pausanias I, 17. nennt zwar den Namen Polygnot's nicht, aber die Correction *ἐν Θησέως ἱερῷ* für *ἐν Θησαυρῷ*, welche Reinesius und Valckenaer bei Harpocration s. v. *Πολύγνωτος* machten, darf als entschieden angenommen werden. Ob die Gemälde auf Holz oder auf der Mauer ausgeführt gewesen, kann aus den Ausdrücken des Pausanias nicht mit Bestimmtheit entschieden werden, doch scheint der Ausdruck *τοῦ δὲ τρίτου τῶν τοίχων ἡ γραφὴ μὴ πυθομένοις ἃ λέγουσιν οὐ σαφής ἐστιν* mehr auf Mauergemälde hinzuweisen. Doch um uns ein bestimmtes Urtheil zu bilden, müssen wir uns an das Monument selbst halten, das einer der wenigen Tempel ist, an denen die Cella erhalten ist. An den Wänden der Cella sieht man noch hie und da mehr oder minder beträchtliche Überbleibsel von Stuk, und auf den nackten Seiten der Wände bemerkt man regelmäſsige Meiselschläge, wodurch die Wand rauh gehauen und zum Festhalten des Stuks tauglich gemacht wurde. Die Vermuthung, daſs dieser Stuk zum Behuf der von Pausanias erwähnten Gemälde aufgetragen worden sey, liegt sehr nahe, und wenn O. Müller aus diesem Grund diese Gemälde wirklich für Wandmalereien gehalten hat (Handb. der Kunst-Archäol. p. 319. 5.), so können wir darin mit Herrn Hermann p. 13 und

Digitized by Google

Herrn Rochette p. 148 *) so wenig als Herr Letronne eine Leichtfertigkeit (levitas) erkennen: wenigstens würde Herrn Rochette derselbe Vorwurf treffen, wenn er bei dem von Panänus im Tempel zu Elis gemachten Anwurf schlieſst: »il est manifeste, que cet enduit n'avait été préparé, que pour peindre« (Journ. d. Sav. p. 430). Neuere Notizen hierüber haben unsere beiden Kämpfer durch Fried. Thiersch erhalten, der bei seinem Aufenthalt in Griechenland an Ort und Stelle Forschungen angestellt hat, und es ist amusant, zu sehen, wie dieselben Mittheilungen von jedem von beiden als Bestätigung seiner Ansicht benützt worden sind. Herr Thiersch bemerkt nemlich einstimmend mit Semper, daſs die innere Mauer der Cella einen zehn bis zwölf Fuſs hohen Sockel aus weiſsem Marmor enthalte, darauf folgt eine 1½ Zoll zurücktretende Vertiefung, mit Stuk beworfen, auf dem er die Gemälde ausgeführt glaubt, und darauf folgt ein etwa drei Fuſs hoher Fries aus Marmor. Auf der Stukmasse bemerkte Herr Thiersch farbenlose Linien, wie bei den Vasen, und diese hält er für die Umrisse der verschiedenen Gemälde. Von Löchern und Nägeln, die zur Befestigung von Holztafeln hätten dienen können, bemerkt man keine Spur. Daſs diese Notizen für Herrn Letronne's Ansicht sehr günstig sind, springt von selbst in die Augen: aber auch Herr Rochette zieht daraus einen materiellen Beweis für sein System, und betrachtet als Zweck dieser Vertiefung den, um die Holztafeln darin anzubringen, die in ihrer Höhe und Dicke dieser Vertiefung so genau entsprechen muſsten, daſs sie keiner Befestigung durch Eisen bedurften. Die Bemerkung der Contouren, die ihm Thiersch wohl ebensogut als Herr Letronne mitgetheilt hatte, übergeht er mit Stillschweigen. Später aber bekam er ein Zeugniſs von Herrn v. Klenze, das noch eben recht kam, um es in der Vorrede p. XII nachtragen zu können. Herr v. Klenze lieſs auf Bitten von Herrn Rochette durch einen unter seiner Direction stehenden Künstler untersuchen, ob sich auf den innern Wänden des Theseus-Tempels wirklich Spuren von Wandgemälden finden: und das Resultat der mit Leitern, Lichtern und der scrupulösesten Sorgfalt (»pour ainsi dire à la loupe«) vorgenommenen Untersuchungen war, daſs auf keiner der noch übrigen Stukmassen, welche aus christlicher Zeit herzustammen scheinen, die mindeste Spur von Farben oder

*) Wir bemerken hier ein- für allemal, daſs wir im Folgenden das gröſsere Werk mit der bloſsen Seitenzahl anführen.

Digitized by Google

Umrissen sich finde. Siegreich ruft daher Herr Rochette aus: »voilà donc un fait qui devra désormais être admis dans la science avec l'autorité du nom de M. de Klenze, et qui remplacera tant d'observations fugitives, de conjectures hasardées, d'inductions gratuites ou interessées, auxquelles avait donné lieu le monument dont il s'agit.« Wir können in diesem Triumphgesang nicht vollkommen einstimmen: denn was besagt hier die Autorität des Herrn v. Klenze, der ja die Sache nicht selbst untersucht, sondern durch einen, ohne Zweifel sehr ehrenwerthen, aber unbekannten Künstler untersuchen lieſs, und nach Paris schrieb, was dieser ihm dictirte. Wir haben es also durchaus mit keiner Autorität zu thun, wodurch die von Semper und Fr. Thiersch mit Einem Hiebe vernichtet würde. Da Herrn Klenze's Beauftragter ausser Leuten und Lichtern, die auch Thiersch anwendete, noch so zu sagen die Luppe brauchte, so wollen wir ihm glauben, daſs es mit den Umrissen nichts ist, denn die Erfahrung lehrt, daſs die Phantasie der Naturforscher und Archäologen über das, was sie finden möchten, leicht eine Illusion machen kann; nehmen wir also an, daſs die Wände ganz weiſs seyen, so bleibt noch immer die Frage, wozu der Stuk und die nicht bestrittenen Meiselhiebe auf der Mauer dienen sollten, wenn man nicht darauf malen wollte. Wenn sich aber Herr Rochette p. 147 darauf beruft, daſs es unbegreiflich sey, wie die Reste der Farben bei den Sculpturen am Äussern der Cella sich haben erhalten können, während die Gemälde im Innern der Cella ganz verschwunden seyen, und im Bewuſstseyn dieses schlagenden Argumentes sagt, daſs ihm darauf noch niemand geantwortet habe, ohne Zweifel weil man nicht habe antworten können, so hat er S. 99 in Herrn Letronne's Schrift übersehen, wo der einfache Grund angegeben ward, daſs der Tempel frühzeitig in eine christliche Kirche verwandelt worden sey, daſs darum mit dem Act der Weihe die profanen Bilder ausgekratzt oder mit Farbe überstrichen werden muſsten: und um diese vollkommen befriedigende Antwort zu geben hat man nicht einmal nöthig, in die Mysterien der Archäologie eingeweiht zu seyn. Man sage einem von der Mutter Natur nur mäſsig bedachten Laien, der Theseus-Tempel sey zur Kirche des heiligen Georgius verwandelt worden, und er wird die Conclusion von selbst ziehen, daſs man im Innern der Kirche die heidnischen Gemälde vernichtete, hingegen die mit dem Äussern des Gebäudes eng verwachsenen Sculpturen des Frieses und der Metopen unangetastet lieſs, um das Gebäude nicht zu beschädigen.

Digitized by Google

Dem Gesagten gemäſs glauben wir denn noch immer mit überwiegender Wahrscheinlichkeit annehmen zu dürfen, daſs die Gemälde Polygnot's und Micon's auf der Wand ausgeführt waren.

Schreiten wir nun weiter zu den Propyläen. Pausanias sagt I, 22, 6.: *ἔστι δὲ ἐν ἀριστερᾷ τῶν προπυλαίων οἴκημα ἔχον γραφὰς, ὁπόσαις γε μὴ καθέστηκεν ὁ χρόνος αἴτιος ἀφανέσιν εἶναι* (nach Hermanns Emendation p. 19). In diesen Worten ist nicht bestimmt gesagt, ob die Gemälde auf Holz oder Wand gemalt gewesen, und Herr Rochette p. 176 hat ganz Recht, daſs *οἴκημα ἔχον γραφὰς* nichts weiter heiſst, als ein Haus, das Gemälde enthält; wir glauben ferner, daſs verschiedene unter den angeführten Gemälden, namentlich die Portraits von Alcibiades, dem Dichter Musäus und einem Athleten, auf Holz gemalt waren, was auch Herr Letronne nicht leugnet: daſs aber auch Wandgemälde darunter gewesen, finden wir hauptsächlich in dem Beisatz ausgedrückt: *ὁπόσαις γε μὴ καθέστηκεν ὁ χρόνος αἴτιος ἀφανέσιν εἶναι*: denn das Verbleichen und allmählige Verschwinden trifft doch hauptsächlich die Wandgemälde, und der Ausdruck *ἀμυδρὰ γραφὴ* Paus. VII, 25, 7. war für Herrn Rochette selbst (Journ. d. Sav. p. 369) ein Bestimmungsgrund, jenes Gemälde für Wandgemälde zu halten. Herr Hermann p. 19 schärft diesen Beweis durch passende Anziehung von Paus. X, 38, 9, wo von einem Tempel der Diana gesagt wird: *γραφαὶ δὲ ἐπὶ τῶν τοίχων ἐξίτηλοί τε ἦσαν ὑπὸ τοῦ χρόνου καὶ οὐδὲν ἔτι ἐλείπετο ἐς θέαν αὐτῶν.* Wir wundern uns, daſs Herr Letronne diesen Beweis ganz übergangen hat: von Bedeutung aber ist allerdings seine vom jetzigen Zustand des Monumentes entnommene Bemerkung, daſs sich keine Spuren von Nägeln in den Mauern befinden, daſs dagegen die h. z. T. nackten Mauern mit dem Meisel gepickt sind, ohne Zweifel zu demselben Zweck, wie in dem Tempel des Theseus. Herr Rochette glaubt nun aber jeden Gedanken an Wandgemälde in den Propyläen dadurch zu unterdrücken, daſs er aus Harpocration v. *λαμπὰς* das Werk des Polemon *περὶ τῶν ἐν Προπυλαίοις πινάκων* citirt. Wir geben Herrn Rochette zu, daſs *πίναξ* nur von Gemälden auf Holz gebraucht werde, glauben aber darum doch nicht, daſs aus diesem Titel gefolgert werden dürfe, in den Propyläen seyen nur Gemälde auf Holz gewesen, so wenig wir aus einem andern Werk desselben Schriftstellers *περὶ τῶν ἐν Σικυῶνι πινάκων* folgern möchten, daſs in Sicyon blos Gemälde auf Holz existirt haben, während wir bereits den Pausias aus Sicyon mit Wandmalerei be-

Digitized by Google

schäftigt gefunden haben. Dieser Polemon ist ganz in gleichem Falle mit Herrn Rochette. Dieser betitelte sein bedeutendstes Werk »*Monuments inédits*«, obwohl wir uns manches schon früher bekannten Monuments daraus entsinnen: allein wir sind weit entfernt, den gelehrten Herausgeber darum zu tadeln, denn er handelte nach dem Grundsatz: denominatio fit a parte potiori: eben so machte es auch der alte Polemon mit dem Titel seiner beiden genannten Werke. Nun wäre noch immer die Frage übrig, ob unter diesen Wandgemälden gerade die von Polygnot befaſst gewesen: dies wollen wir nicht bestimmt behaupten, aber daſs man bei den verblichenen Gemälden zunächst an die ältesten denkt, wird man uns nicht bestreiten: die ältesten waren aber wohl die des Polygnot.

Betrachten wir ferner den Tempel der Minerva Area zu Platäa. Von ihm sagt Pausanias IX, 4, 2: *γραφαὶ δέ εἰσιν ἐν τῷ ναῷ, Πολυγνώτου μὲν Ὀδυσσεὺς τοὺς μνηστῆρας κατειργασμένος, Ὀνατᾶ δὲ Ἀργείων ἐπὶ Θήβας ἡ προτέρα στρατεία· αὗται μὲν δή εἰσιν ἐπὶ τοῦ προνάου τῶν τοίχων αἱ γραφαί.* Wenn Letronne diesen letzten Ausdruck nach dem Vorgang von Winckelmann, Hirt und Stieglitz von Wandgemälden versteht, so folgt er gewiſs dem natürlichen Sinn der Worte, während es ganz gezwungen lautet, wenn Herr Rochette p. 190 den Ausdruck *γραφαὶ ἐπὶ τοῦ προνάου τῶν τοίχων* als Gegensatz von den Gemälden, welche an Säulen aufgehängt waren, *στυλοπινάκια*, betrachtet; denn die hiebei vorausgesetzte Erklärung von *στυλοπινάκια* ist bis jetzt noch nichts weiter, als eine Conjektur von Herrn Rochette: gesetzt aber auch, sie sey richtig, so kennt wenigstens Pausanias keine Gemälde, welche an Säulen hingen: in keinem Fall aber hatte er nöthig, irgend einem seiner Leser zu bemerken, daſs Odysseus der die Freyer erlegt hat von Polygnot, und der erste Feldzug der Argiver gegen Theben von Onatas nicht an den Säulen gehangen haben, denn dies waren ohne Zweifel groſse Gemälde, und vermöge des Alters ihrer Meister, auch wenn sie auf Holz waren, zu einer Zeit in dem Tempel, wo man den Raum noch nicht an den Säulen suchen muſste.

Noch knüpft sich der Name Polygnot's an eines der berühmtesten Heiligthümer Griechenlands, den Tempel zu Delphi, was unsere beiden Kämpfer übersehen haben. Herr Rochette spricht von diesem Tempel p. 110 mit der Bemerkung, daſs wenn Bemalung der Tempel üblich gewesen wäre, dies bei diesem Tempel

Digitized by Google

vermöge seiner Bedeutung und Berühmtheit zu erwarten wäre. Daſs aber dies nicht der Fall gewesen, ist ihm so ausgemacht, daſs er sogar seinem Gegner eine für sein System günstige Stelle, die ihm entgangen seyn soll, bezeichnet. Es ist dies Plin. XXXV, 40: Aristoclides, qui pinxit aedem Apollinis Delphis. Es scheint aber im Gegentheil Herrn Rochette entgangen zu seyn, daſs diese Stelle bei Letronne p. 114 citirt, und aus derselben der Schluſs gezogen ist, daſs auch in diesem Tempel die Wände bemalt gewesen seyen. Ehe wir nun beweisen, daſs dies durch Polygnot in Verbindung mit Aristoclides geschehen sey, müssen wir vorher eine andere Argumentation Herrn Rochette's zurückweisen. Die mögliche Voraussetzung von Wandgemälden in diesem Tempel sucht er nemlich dadurch abzuschneiden, daſs nach Euripides Jon 189—215 im Pronaos des Delphischen Tempels Gemälde existirt haben, und daſs die geschicktesten Kritiker mit Inbegriff von Böckh (Graec. tragoed. p. 80 sqq.) nur darüber verschiedener Meinung seyen, ob Bilder auf Leinwand oder Holz, mit andern Worten, ob Gemälde oder Tapeten gemeint seyen. Was soll nun hier die Autorität der geschicktesten Kritiker besagen? Niemand prägt es uns öfter ein, als Herr Rochette, welch groſser Unterschied zwischen einem guten Kritiker und einem tüchtigen Archäologen sey. Im vorliegenden Fall, wo der Text unverdorben ist, könnte also nur die Autorität der geschicktesten Archäologen Geltung haben: solche kennen wir aber unter den Bearbeitern des Euripides nicht, und es ist wahre Illusion, wenn Böckh wegen seiner jetzt allgemein anerkannten Celebrität uns als eine alles weitere Forschen abschneidende Autorität gelten soll, wegen eines ganz gelegenheitlichen Ausspruchs in einer Schrift, die er im Jahr 1808 als Jüngling schrieb. Diese Autoritäten erlaubten also ebensowohl an eine dritte Art von Gemälden, auf der Wand, zu denken, wie es von dem Tempel der Minerva zu Platää heiſst: *αὗται μὲν δή εἰσιν ἐπὶ τοῦ προνάου τῶν τοίχων αἱ γραφαὶ* (Paus. IX, 4, 2). Allein ein oberflächlicher Anblick der Stelle belehrt uns, daſs gar nicht von Gemälden, sondern von Metopen die Rede ist. Man sehe gleich v. 185:

οὐκ ἐν ταῖς ζαθέαις Ἀθήναις
εὐκίονες ἦσαν αὐλαὶ
θεῶν μόνον κ. τ. λ.

Besonders treffend aber ist v. 205:

σκέψαι κλόνον ἐν πτυχαῖσι
λαΐνασι γιγάντων.

Digitized by Google

Wir fragen, wo kann eine den Giganten Enkeladus erschlagende Pallas ἐν πτυχαῖσι λαΐναισι dargestellt seyn, als in den Metopen. Besonders interessant ist, daſs gleich die erste v. 190 — 199 geschilderte Gruppe, Herkules und Jolaus, die Hyder erlegend unter den Metopen an der vordern Seite des Theseus-Tempels vorkommt. Dieselbe Ansicht über diese Stelle finden wir bei Brøndsted Reisen u. Unters. in Griechenland B. 2. p. 151. Für unsern Zweck ergiebt sich aus dem Gesagten so viel, daſs diese Stelle gar nicht hieher gehört. Mit dieser Beweisstelle verliert nun auch eine weitere p. 112 geführte Argumentation einen groſsen Theil ihrer Beweiskraft. Herr Rochette macht nemlich darauf aufmerksam, daſs Pausanias, welcher eine so detaillirte Beschreibung vom Tempel zu Delphi liefere, und nicht nur die Sculpturen der Frontons und die an dem Fries aufgehängten goldnen Schilde beschreibe (X, 19, 3), sondern auch von dem Pronaos so viele specielle Notizen gebe — daſs Pausanias, sage ich, der hier befindlichen Gemälde gar nicht erwähne. Daraus macht er den Schluſs, daſs diese Gemälde, welche sich früher hier befanden, von ihm nicht mehr angetroffen, folglich im Laufe der zahlreichen Kunstplünderungen entführt worden, folglich — auf Holz gemalt gewesen seyen. Dieser Schluſs ist nun zwar in Bezug auf den Pronaos beseits beseitigt, da er aber auch auf den übrigen Tempel angewendet werden kann, so sehen wir uns doch veranlaſst, in Bezug auf das Stillschweigen des Pausanias ein- für allemal unsere Erklärung abzugeben. Wenn bei diesem Schriftsteller das argumentum ex silentio gelten soll, so bin ich erbötig, Herrn Rochette zu beweisen, daſs Lord Elgin ein römischer Proconsul vor dem Zeitalter der Antonine gewesen sey. Es ist notorisch, daſs Lord Elgin die Metopen und den Fries vom Parthenon entführte; Pausanias erwähnt dieser Bildwerke nicht, was er gewiſs gethan, wenn er sie noch angetroffen hätte, da sie zum wenigsten ebenso interessant waren, als die Gemälde des Aristoclides, eines Malers zweiten Ranges, im Tempel zu Delphi; also folgt ganz consequenterweise, daſs sie schon damals entführt waren, und weiter, daſs der Entführer, Lord Elgin, vor des Pausanias Zeit gelebt habe. Ebenso verhält es sich mit dem Theseus-Tempel. Pausanias I, 17, 2. spricht nur von den Gemälden darin, und doch wissen wir wenige Dinge in der Archäologie so gewiſs, als daſs zu seiner Zeit die Metopen und der Fries vorhanden waren: daſs wir aber die γραφαὶ, welche Pausanias erwähnt, von bemalten Reliefs verstehen sollen, wie man schon

Digitized by Google

vorgeschlagen hat, wird uns hoffentlich Niemand zumuthen. Nach diesen unvermeidlichen Digressionen nehmen wir unsern oben aufgestellten Satz wieder auf, daſs in dem Delphischen Tempel die Wände von Polygnot in Verbindung mit Aristoclides gemalt worden seyen. Plinius XXXV, 35. sagt von Polygnot: hic Delphis aedem pinxit, was Herr Letronne p. 190 auf die Lesche bezieht. Herr Rochette hat dieses Verfahren nicht nur nicht verbessert, sondern sogar p. 180 selbst adoptirt. Nun ist aber bekannt, daſs aedes oder aedis im Singular nie von einem gewöhnlichen Gebäude, sondern blos von einem Tempel gebraucht wird. Wir setzen die Worte des deutschen Herausgebers von Forcellini's Lexicon bei: singulari quidem numero, si nude ponitur, *semper* significat *domum Deorum*, gr. ναὸς s. templum, was die von Forcellini gesammelten Stellen bestätigen. Dennoch kann aedes nie auf ein profanes Gebäude, nie eine Lesche, bezogen werden, und wir haben in den Worten des Plinius nichts anderes zu finden, als die lateinische Übersetzung seines griechischen Originals: τὸν ἐν Δελφοῖς ναὸν κατέγραψε, und somit ist dies gleichbedeutend mit XXXV, 40. Aristoclides, qui pinxit aedem Apollinis Delphis. Auf diese Weise haben wir durch eine unanfechtbare Exegese die Thätigkeit Polygnot's für den Delphischen Tempel gewonnen, und somit waren denn, ganz entsprechend der Idee, welche sich Herr Rochette von der Bedeutung und Berühmtheit dieses Heiligthums macht, zwei Künstler mit der Ausmalung desselben beschäftigt, einer ersten Ranges, Polygnot, der andere zweiten Ranges (primis proximus Plin. l. l.), Aristoclides, den auch Herr Letronne p. 114 als Zeitgenossen Polygnot's annimmt, obwohl ihm unsere Combination fremd ist. Wir finden dies um so passender, weil es befremden könnte, wenn der durch seine Arbeiten in der Lesche zu Delphi so berühmte Künstler nicht auch mit Bemalung des doch ungleich wichtigeren Tempels beauftragt worden wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 16. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schriften über die Malerei der Alten von Semper, Kugler, Hermann, Letronne, Raoul-Rochette, Wiegmann und John.

(Fortsetzung.)

Wir fühlen, daſs wir uns schon zu lange bei dem Delphischen Tempel verweilt haben, aber noch ist uns ein letzter Einwurf Herrn Rochette's übrig, den er für den schlagendsten ansieht. Es war nemlich nach Polemon bei Athenäus XIII, 84. p. 606 in Delphi eine eigene Gemäldegallerie, ein πινάκων ϑησαυρός. Herr Rochette denkt sich die Sache so: in dem Tempel zu Delphi sey eine eigene Kapelle (édicule particulier) gewesen, worin sich unter andern Kunstwerken auch eine Gemäldegallerie befunden habe: und daſs diese Gemälde auf Holz gewesen seyen, schlieſst er sowohl aus dem Ausdruck πίνακες, als auch daraus, daſs diese Thesauren nichts anderes als Weihgeschenke enthielten. Aber wir möchten vor Allem wissen, woher Herr Rochette weiſs, daſs dieser Thesaurus in dem Tempel zu Delphi war. In Olympia war in der Altis ein eigener Unterbau aus Poros-Stein, auf dem die Thesauren erbaut waren. Pausanias VI, 19, 1. sagt: ἔστι δὲ λίϑου πορίνου κρηπὶς ἐν τῇ Ἄλτει, πρὸς ἄρκτον τοῦ Ἡραίου, κατὰ νῶτον δὲ αὐτῆς παρήκει τὸ Κρόνιον. ἐπὶ ταύτης τῆς κρηπῖδός εἰσιν οἱ ϑησαυροί, καϑὰ καὶ ἐν Δελφοῖς Ἑλλήνων τινὲς ἐποιήσαντο τῷ Ἀπόλλωνι ϑησαυρούς. Man lese nur die Beschreibung, welche Pausanias von den Thesauren der Sikyonier, Karthaginenser, Epidamnier, Sybariten, Kyrenäer, Selinuntier, Metopontiner, Megarenser und Geloer macht, und man wird leicht begreifen, daſs diese in der Cella des gröſsten antiken Tempels nicht Raum gehabt haben könnten. Ebenso war es in Delphi, wo nach Herrn Rochette's eigener Bemerkung die meisten griechischen Städte und Völker ihre eigenen Thesauren geweiht hatten, und demgemäſs scheint es uns mehr als wahrscheinlich, daſs dieser πινάκων ϑησαυρὸς ein in der Reihe der übrigen Thesauren stehendes, von dem Tempel unabhängiges Gebäude gewesen sey. Polemon l. l. sagt auch nichts weiter, als: ἐν Δελφοῖς ἐν πινάκων ϑησαυρῷ. Setzen wir aber auch den Fall, daſs dieser πινάκων ϑησαυρὸς eine im

Digitized by Google

Tempel befindliche aedicula gewesen sey, mit welchem Recht könnte daraus geschlossen werden, das die Gemälde des Polygnot und Aristoclides nicht auf der Wand gewesen seyen? Mit demselben Rechte könnten wir schlieſsen: weil in der Kirche des heil. Franciscus in Assisi am Hauptaltar und an den Seitenaltären Gemälde auf Leinwand und auf Holz sind, so können in dieser Kirche keine Frescogemälde seyn, oder umgekehrt: weil in der Kirche del Carmine zu Florenz eine der Kapellen von Masaccio a fresco gemalt ist, so können in dieser Kirche keine Gemälde auf Leinwand seyn. Doch wir sehen voraus, Herr Rochette, der seinen Gegnern so oft vorwirft, daſs sie ihre in den Kirchen, Klöstern und Pällästen Italiens gebildeten Ideen auf das griechische Alterthum übertragen, wird uns solche Analogien nicht gelten lassen. Dies veranlaſst uns, hier eine Bemerkung auszusprechen, die uns bei Lesung von Herrn Rochette's Werk mehr als einmal aufgestoſsen ist. G. Hermann nennt auf der ersten Seite seines Programms ebenso einfach als wahr drei Quellen, aus denen die Archäologie zu schöpfen hat: ipsorum contemplatio superstitum monumentorum; testimonia literarum, *indagatio eorum quae rei cujusque natura vel fert vel poscit.* Hätte Herr Rochette der dritten dieser Quellen, die ihm ebensogut bekannt ist, als die zwei ersteren, mehr Rücksicht geschenkt, er würde diejenigen Behauptungen, welche die Grundpfeiler seines Systems ausmachen, um ein Bedeutendes ermäſsigt haben. Denn seine Argumentation ist ohngefähr immer diese: wir wissen von Polygnot, Zeuxis und Protogenes, daſs sie auf Holz gemalt haben, folglich müssen sie das immer gethan haben; wir wissen, daſs im Tempel zu Delphi eine eigene aedicula mit Holzgemälden war, folglich können die Wände nicht bemalt gewesen seyn; die Römer entführten drei Jahrhunderte lang aus Griechenland die schönsten Gemälde, diese waren alle auf Holz, folglich gab es keine (historische) Gemälde auf den Wänden. Vor solchen Schlüssen würde er bewahrt worden seyn, wenn er den so natürlich sich darbietenden Analogien der neuern Kunst einigen Werth beigelegt hätte. Wir können ebenso sagen, seit drei Jahrhunderten werden Gemälde aus Italien ausgeführt, und alle sind auf Leinwand, aber Niemand wird daraus schlieſsen wollen, daſs es darum in Italien keine Wandgemälde gebe. Ebensowenig wird es Jemand beigehen zu leugnen, die Stanzen im Vatican, die berühmte Kuppel in Parma, oder die Aurora im Pallast Rospigliosi seyen nicht von Rafael, Correggio oder Guido Reni, weil diese Meister in über-

Digitized by Google

wiegender Mehrzahl auf Leinwand gemalt haben. Solche Analogien neben gewissenhafter Prüfung der alten Zeugnisse zu Rathe zu ziehen, halten wir sogar nicht unter der Würde des Archäologen, daſs wir vielmehr glauben, der klarsehende Alterthumsforscher wird ebensoviele Ähnlichkeiten als Verschiedenheiten zwischen der alten und der neuen Welt finden: ein Punkt, den gerade der jüngst verschiedene Böttiger, dessen Manen Herr Rochette sein Werk ehrfurchtsvoll weiht, mit so glücklichem Erfolg bei allen seinen Forschungen hervorgehoben hat. Die Rücksicht auf die jedem Zweig der Kunstübung eigenthümliche Art und Weise wird uns wohl auch am sichersten leiten, um zu bestimmen, welcher Art die Gemälde Polygnot's in der Lesche zu Delphi gewesen seyen. Bekanntlich feierte dieser Meister in den zwei groſsen Gemälden, mit denen er die Seitenwände dieser Halle bedeckte, den Triumph seiner Kunst. Auf der einen Seite war die Eroberung und Zerstörung Troja's, auf der andern der Besuch des Ulysses in der Unterwelt dargestellt. Über die Art dieser Gemälde haben wir keine bestimmte Angabe, denn die Stelle des Plinius: hic Delphis aedem pinxit, haben wir bereits als nicht hierher gehörig beseitigt; somit sind wir allein auf Pausanias verwiesen. Dieser sagt X, 25, 1: *ὑπὲρ δὲ τὴν Κασσωτίδα ἐστὶν οἴκημα γραφὰς ἔχον τῶν Πολυγνώτου, ἀνάθημα μὲν Κνιδίων, καλεῖται δὲ ὑπὸ Δελφῶν λέσχη.* Herr Rochette behält die alte Lesart *ἀναθήματα* bei, welche seinem System günstiger ist: doch halten wir dies nicht für absichtliche Ignorirung der richtigen Lesart, denn wir glauben auch in sonstigen Citaten bemerkt zu haben, daſs er sich der Siebelis'schen Ausgabe bedient. Daſs aber *ἀνάθημα*, was von Bekker aus Codex Paris. 1410 aufgenommen und vom Codex Angelicus bestätigt ist, die richtige Lesart sey, erhellt schon aus den Correlativ-Partikeln *ἀνάθημα μὲν Κνιδίων, καλεῖται δὲ ὑπὸ Δ. λέσχη.* Es ist aber auch dem Sprachgebrauch des Pausanias ganz angemessen, der *ἀνάθημα* und *ἀνατιθέναι* nicht nur von mobilen Weihgeschenken gebraucht, sondern auch von Gebäuden, Tempeln, Thesauren, Hallen, die einer Gottheit zu Ehren aufgeführt werden. Da Herr Rochette darauf, daſs die *ἀναθήματα* immer von mobilen Gegenständen, also in Beziehung auf Gemälde von Holzgemälden verstanden werden müſsten, eine groſse Anzahl seiner Beweise gründet, so müssen wir unsere Behauptung durch evidente Belege sichern. Der Thesaurus der Sikyonier in Olympia heiſst VI, 19, 2. *Μύρωνος ἀνάθημα* Ibid. §. 5. *ὁ δὲ τρίτος τῶν θησαυρῶν καὶ*

Digitized by Google

ὁ τέταρτος ἀνάθημά ἐστιν Ἐπιδαυρίων. §. 10. heiſst es: Γελώων δὲ ἀνάθημα τόν τε θησαυρὸν καὶ τὰ ἀγάλματα εἶναι τὰ ἐν αὐτῷ λέγει τὸ ἐπίγραμμα; dasselbe, was §. 9 so ausgedrückt ist: Μεγαρεῖς δὲ — θησαυρόν τε ᾠκοδομήσαντο καὶ ἀναθήματα ἀνέθεσαν ἐς τὸν θησαυρόν. Der Tempel, den Diomedes in Trözen errichtete, heiſst II, 32, 2: Διομήδους ἀνάθημα. Somit ist der Beweis, den Herr Rochette aus seiner Lesart ἀναθήματα für Gemälde auf Holz zieht, entkräftet, der Ausdruck οἴκημα γραφὰς ἔχον entscheidet für keine von beiden Ansichten, und es bleibt uns nichts übrig, als aus Gründen der Wahrscheinlichkeit uns für eine der beiden Ansichten zu entscheiden. Man denke sich zwei groſse Compositionen, jede aus siebzehn einzelnen, in drei Reihen über einander geordneten Gruppen bestehend, über eine ganze Wand ausgebreitet: welcher Zweck, welcher Vortheil lieſse sich vermuthen, diese auf hölzernen Tafeln auszuführen? an Rahmen, welche jede einzelne Tafel umgeben hätten, läſst sich bei dem engen Zusammenhang der einzelnen Gruppen nicht denken: man hätte wohl die ganze Wand mit Brettern bedecken müssen, auf die der Künstler nur an Ort und Stelle hätte malen können, da er stets die Disposition des Ganzen im Auge haben muſste. Alle diese Umständlichkeiten hätten nur dann einen vernünftigen Grund, wenn man die Wandmalerei nicht kannte: da es aber notorisch ist, daſs sie nicht nur bekannt, sondern namentlich von Polygnot ausgeübt wurde, so scheint uns die zusammenhängende Fläche der Wand um so viel geeigneter zur Ausführung einer solchen organisch gegliederten Composition, daſs wir es als feste historische Überzeugung aussprechen, daſs wir hier Wandgemälde zu erblicken haben; dabei wissen wir aber gar wohl, daſs dies beim Mangel an urkundlichen Beweisen nur subjektiven Werth hat.

Nach den bisher behandelten Beispielen können wir schon zum Voraus annehmen, daſs Herr Rochette auch an andern Stellen, wo in unbestimmten Ausdrücken von Gemälden die Rede ist, Gemälde auf Holz erblicken werde, z. B. in Athen im Tempel der Dioskuren, wo Polygnot und Myron malten (Pausan. I, 18, 1), im Porticus des Ceramicus (I, 3, 3), im Tempel des Dionysos (I, 20, 3), im Tempel des Äskulap (I, 21, 4), im Erechtheum (I, 26, 5). Uns machen nicht sowohl Ausdrücke, wie ἐπὶ δὲ τῷ τοίχῳ τῷ πέραν Θησεύς ἐστι γεγραμμένος (I, 3, 3), oder γραφαὶ δὲ ἐπὶ τῶν τοίχων (I, 26, 5), geneigt, an Wandgemälde zu denken, als eine allgemeine Betrachtung, die

Digitized by Google

sich uns aus Veranlassung der vielen Tafelgemälde, welche Pausanias in Griechenland nach Herrn Rochette's System vorfand, aufgedrungen hat. Denn lesen wir die Geschichte der Kunstplünderungen in Griechenland, wie sie Völkel, Sickler, Jacobs und nun auch Herr Rochette p. 46—86 beschrieben haben, und betrachten wir das mehrere Jahrhunderte hindurch fortgesetzte System der römischen Statthalter, so können wir uns nicht genug wundern, wie Pausanias noch so viele Gemälde gerade von den berühmtesten Meistern angetroffen haben solle. Plinius (XXXV, 35) kannte in Rom nur Ein Gemälde von Polygnot, welches Hr. Letronne p. 185 ohne zureichenden Grund für ein von der Wand ausgesägtes Wandgemälde hält; ist es nicht auffallend, daſs man die übrigen Gemälde dieses berühmten Meisters im Theseustempel, in den Propyläen, in der Poecile, im Tempel der Dioskuren, in Platää unangetastet lieſs, ja daſs aus der Lesche in Delphi, aus welchem Orte Nero allein fünfhundert Statuen entführen lieſs, auch nicht eine einzige Tafel von den vielen, aus denen die zwei groſsen Gemälde zusammengesetzt waren, weggekommen seyn soll? und dies aus einem Gebäude, wo nicht einmal die Scheu vor der Heiligkeit des Ortes den Raublustigen zurückschrecken konnte. Wir müssen gestehen, daſs der Schutz, welchen der Genius der Kunst dieser Classe von Kunstwerken leistete, an das Wunderbare grenzt. Vielleicht könnte es scheinen, als stehe Herr Rochette mit sich selbst in einem kleinen Widerspruch; denn wenn er p. 62 erzählt, daſs Nero den Acratus und Carinus nach Griechenland und Asien geschickt habe, »pour en enlever *tout ce qui pouvait y rester encore* de statues et des *peintures* précieuses,« so folgt daraus nach der streng buchstäblichen Deutung, welche er selbst bei den Ausdrücken anderer Schriftsteller geltend macht, daſs nach dieser Sendung von kostbaren Statuen und Gemälden nichts mehr übrig gewesen sey: und daraus würde sich nach gerade für unsre Ansicht ergeben, daſs diejenigen Gemälde, welche sich nachher noch vorfanden, nicht transportabel, d. h. auf die Mauer gemalt gewesen seyen. Wollen wir aber auch den Ausdruck in dem weiteren Sinne, in dem ihn der Verfasser verstand, auffassen, so soll dem ganzen Zusammenhange der Abhandlung nach jedenfalls soviel ausgesagt werden, daſs nach dieser Plünderung Gemälde auf Holz äusserst selten gewesen seyen. Dies sind sie aber nach Herrn Rochette's System so gar nicht, daſs vielmehr sämmtliche Arbeiten eines sehr berühmten Meisters bis auf eine einzige, welche nach Rom entführt worden war, an

Digitized by Google

ihren ursprünglichen Bestimmungsorten erhalten waren. Indem auf diese Weise Herr Rochette durch die Geschichte der Kunstplünderungen den materiellen Beweis liefern wollte, daſs alle Gemälde der berühmtesten Meister auf Holz gewesen seyen, hat er zugleich einen Wahrscheinlichkeitsbeweis geführt, daſs das, was nicht entführt wurde, nicht entführbar war, d. h. auf der Wand fest saſs. Auf der andern Seite hieng es mit diesem System der Kunstplünderung ganz natürlich zusammen, daſs sich in den Pinakotheken Italiens wo nicht ausschlieſsend, doch gröſstentheils Wandgemälde befanden. Wenn sich daher Herr Rochette p. 160 sqq. auf die von Philostratus dem Älteren beschriebene Gemäldegallerie in Neapel beruft, und aus dem Ausdruck (im Prooemium p. 4 ed. Jacobs) μάλιστα δὲ ἤνθει (sc. ἡ στοὰ) γραφαῖς, ἐνηρμοσμένων αὐτῇ πινάκων, der unleugbar von Tafelgemälden, die in die Wand eingelassen waren, zu verstehen ist, schlieſst, daſs dies in den Hallen und Leschen Griechenlands ebenso gewesen sey, so müssen wir uns wundern, wie er die Verschiedenheit der Zeitverhältnisse so ganz übersehen konnte. In der Zeit, wo Philostratus schrieb, war die historische Malerei so zu sagen verloschen. Kennen wir doch aus dem ganzen Zeitraum von den Antoninen bis zur Gründung Constantinopels nur zwei Künstlernamen: den Eumelus, von dem eine Helena auf dem Forum zu Rom zu sehen war (Philostr. Vit. Soph. II, 5), und dessen Schüler Aristodemus aus Carien, bei dem Philostratus vier Jahre zubrachte, um sich die für einen Sophisten nothwendigen Kunstkenntnisse zu erwerben. Daſs in dieser Zeit historische Gemälde, wie sie Philostratus beschreibt, nicht mehr auf den Wänden ausgeführt werden konnten, ist ganz klar. Daſs aber die Gallerie nicht Jahrhunderte lang vor Philostratus in Neapel gewesen, wird dadurch wahrscheinlich, daſs kein anderer Schriftsteller derselben erwähnt. Sollen wir also wirklich an die Realität dieser Gallerie glauben, so müssen wir annehmen, daſs sie in der Blüthe dieser Stadt, die namentlich von Hadrian sehr gehoben wurde, errichtet und daſs die Gemälde aus den Städten Groſs-Griechenlands und Siciliens zusammengekauft worden seyen. Daſs diese Gemälde auf Holz waren, ist ganz natürlich: aber was soll daraus für die Hallen und Leschen Griechenlands in der schönsten Periode der Kunst folgen? Wenn aber Herr Rochette p. 160 die Realität dieser Gemäldegallerie des Philostratus als eine durch Einstimmung der gröſsten Kritiker des letzten und des gegenwärtigen Jahrhunderts entschiedene Frage betrachtet, so machen wir ihn

jetzt auf eine von dieser Ansicht abweichende Abhandlung aufmerksam, die er bei Abfassung seines Werks noch nicht kennen konnte, nemlich auf die Vorlesung von Franz Passow über die Gemälde des ältern Philostratus in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1836 Nr. 71—73.

Da es uns bei den Grenzen, die durch das Wesen einer Recension geboten sind, nicht möglich ist, das ganze Buch Schritt vor Schritt durchzugehen, so möge es an den bisher geprüften Stellen genügen. Ohne leugnen zu wollen, daſs die Maler der schönsten Kunstperiode Griechenlands auf Holz gemalt haben, glauben wir klar dargethan zu haben, daſs in derselben Periode historische Gemälde von den ersten Meistern auf den Wänden der Tempel und Hallen ausgeführt worden seyen. Die Wahrheit dieses Satzes wird noch bestätigt dadurch, daſs wir nach positiven Zeugnissen auch in Italien gleichzeitig mit oder wenigstens nicht lange nach der Einwanderung griechischer Künstler historische Gemälde auf den Wänden der Tempel ausgeführt finden. Wir setzen die betreffende Stelle aus Plinius XXXV, 6. her: exstant certe hodieque antiquiores Urbe picturae Ardeae in aedibus sacris, quibus equidem nullas aeque demiror, tam longo aevo durantes in orbitate tecti, veluti recentes; similiter Lanuvii, ubi Atalanta et Helena cominus pictae sunt nudae ab eodem artifice, utraque excellentissima forma, sed altera ut virgo, ne ruinis quidem templi concussae. Gajus princeps tollere eas conatus est, libidine accensus, si tectorii natura permisisset. Durant et Caere, antiquiores et ipsae. — Beseitigen wir hiebei die Angabe, daſs diese Gemälde älter als die Stadt gewesen seyen, als ein dem Plinius von unwissenden Ciceroni aufgebundenes Mährchen, so bleibt in dieser Stelle immer soviel übrig, daſs in Italien in sehr früher Zeit, wohl nicht lange nach Einwanderung der von Demaratus geführten korinthischen Colonie nach Tarquinii, historische Gemälde auf die Wand gemalt worden sind, und da die Gegenstände aus der griechischen Mythologie genommen waren, so schlieſst man mit Grund, daſs die Künstler Griechen oder von Griechen gebildete Etrusker waren. Um aber nun den weiteren Schluſs, daſs die Griechen eine Technik, die sie in Italien ausübten, aus ihrem Mutterlande mitgebracht haben müssen, abzuweisen, sagt Herr Rochette p. 270, die griechische Kunst habe sich auf dem fremden Boden nach dem Klima und dem Geist der Einwohner modificiren müssen. »La *brique*, qui fut d'abord et qui resta longtemps l'élément es-

sentiel des constructions romaines, exigeait l'emploi du stuc pour revêtir au dedans et au dehors la surface de temples ou d'édifices bâtis de cette manière. Et ce stuc ne pouvait manquer d'être colorié. — — De là, sans doute cet usage de peintures sur mur, ou sur enduit, que nous a fait connaitre le témoignage de Pline, pour quelques-uns des plus anciens temples du Latium.« Wir würden Herrn Rochette sehr dankbar gewesen seyn, wenn er uns nachgewiesen hätte, daſs der Backstein ursprünglich das wesentliche Element der römischen Bauten gewesen sey. So weit uns die Anschauung der römischen Ruinen belehren konnte, fanden wir bei den aus dem Königthum und den ältesten Zeiten der Republik herrührenden Bauten immer Peperino (lapis Albanus) und Travertin (lapis Tiburtinus) angewendet: so ist es bei der Cloaca maxima, bei den ältesten Resten der Stadtmauer, bei den Substructionen des Capitols, bei dem Emissar des Albaner-See's. Wenn wir aber bei diesen Gebäuden, namentlich bei der Cloaca, auf Etrurien zurückgewiesen werden, so ist dies noch viel mehr der Fall bei den Tempeln, da uns der gründlichste Forscher über römische Alterthümer, Varro, bei Plin. XXXV, 45. berichtet, daſs vor Erbauung des Tempels der Ceres im J. d. St. 258 in den Tempeln alles etruskisch gewesen sey. Im alten Etrurien aber ist uns von Backstein-Constructionen ebenfalls nichts bekannt, und wenn wir die Cyclopen-Mauern, mit denen die Etrusker ihre Städte umgaben, betrachten, so wird uns sehr unwahrscheinlich, daſs sie diese Mauern darum so fest gemacht haben sollten, um dahinter Gebäude aus Backstein zu bergen. Das einzige, was uns ausser diesen Mauern von ihrer Architektur übrig ist, sind ihre Grabmäler, die gewöhnlich in Tuffstein gehauen sind. Da nun vollends Vitruv II, 8, 9 eine Mauer aus Backsteinen in Aretium als eine Ausnahme für das alte Italien anführt, so bleiben wir, bis wir eines Besseren belehrt werden, bei unserer alten Meinung, daſs in Etrurien und Latium in den ältesten Zeiten der Steinbau herrschend gewesen sey, und daſs die häſslichen Backstein-Ruinen, welche Rom und seine Campagna, sowie den paradiesischen Meerbusen von Bajä und die Ebene von Olympia bedecken, erst der spätern Zeit der Republik und dem Kaiserreich angehören. Ist dem aber so, so möchten wir wissen, welche Modificationen das Clima und der Geist der Einwohner in die griechische Kunstübung bringen sollte. Auch in Griechenland waren die Marmorwände, besonders vor der Perikleischen Zeit, selten, und selbst diese wurden mit Stuk überzogen, wie

Digitized by Google

wir bei dem Theseus-Tempel gesehen haben: wenn der Tufstein selbst bei dem Tempel zu Olympia, den die Eleer im Wetteifer mit dem Parthenon erbauten, angewendet wurde (Paus. V, 10, 3), so dürfen wir wohl voraussetzen, daſs er bei den meisten Tempeln, in deren Nähe er sich vorfand, gebraucht worden sey. Um dieses und anderes unscheinbare Material dem Auge angenehm zu machen, wurde ihm ein Überwurf gegeben, welcher colorirt wurde: und wenn wir dies ebenso in Italien finden, z. B. an den aus porösem Travertin gebauten Tempeln zu Paestum und an dem Sibyllen-Tempel zn Tivoli, so haben wir dies nicht als eine Modification der griechischen Kunst zu betrachten, sondern als eine im Gefolge der übrigen Technik geschehene Übertragung. Doch, wollten wir auch zugeben, daſs in Italien zur Zeit, als die griechische Kunst dahin verpflanzt wurde, der Backstein-Bau herrschend gewesen sey, so hätten die griechischen Künstler auch in diesem Falle durchaus nicht nothwendig gehabt, Modificationen in ihrer Kunst anzubringen, da auch in Griechenland auf Backstein-Wände gemalt wurde, wie aus der Erzählung bei Vitruv II, 8, 9, daſs Varro und Muräna in Lacedämon Gemälde *intersectis lateribus* aus den Wänden ausschneiden lieſsen, zu ersehen ist. Betrachten wir nun ein anderes Beispiel von früher Wandmalerei in Italien. Plinius XXXV, 45. sagt: Plastae laudatissimi fuere Damophilus et Gorgasus, iidemque pictores: qui Cereris aedem Romae ad Circum Maximum utroque genere artis suae excoluerunt, versibus inscriptis Graece, quibus significarent, a dextrâ opera Damophili esse, a parte laeva Gorgasi — — Ex hâc, cum reficeretur, crustas parietum excisas tabulis marginatis inclusas esse (auctor est Varro): item signa ex fastigiis dispersa. Dieser Tempel wurde im J. d. St. 258 erbaut, und drei Jahre nachher, 261, geweiht, drei Jahre vor der Schlacht von Marathon. Herr Rochette macht darauf aufmerksam, daſs nirgends angegeben sey, ob die Arbeiten dieser Künstler gleichzeitig mit der Erbauung des Tempels gewesen seyen, und daſs der Name Damophilus sich ein halbes Jahrhundert später bei einem Maler aus Himera finde, welcher als Lehrer des Zeuxis, von dem ebenfalls figlina opera bekannt sind, genannt wird. Diese Combination hat ihre Wahrscheinlichkeit, ändert aber an dem, was die Stelle für unsern Zweck beweisen soll, nichts. Wichtiger aber ist die Bemerkung, welche Herr Rochette nach dem Vorgang von Grund (Malerei der Griechen Bd. I. p. 289) macht, daſs diese Arbeiten des Gorgasus und Damophilus gemalte Basreliefs aus Terra cotta

Digitized by Google

gewesen seyen, womit der Fries im Innern der Cella geschmückt gewesen sey, und daſs darin die Vereinigung der Plastik und Malerei bestanden habe. So sehr sich auch diese Erklärung durch die Analogie mit den vielen architektonischen Zierden aus bemalter Terra cotta, die uns aus Griechenland, Etrurien und Rom zugekommen sind, empfiehlt, so scheinen doch die Worte »utroque genere artis excoluerunt« nicht sowohl das Zusammenwirken beider Künste in Einer und derselben Arbeit, als zwei verschiedene Kunstprodukte zu bezeichnen. Zu dieser Unterscheidung werden wir namentlich durch das Verfahren bei der Restauration des Tempels veranlaſst. Der Ausdruck crustas parietum excisas tabulis marginatis inclusas esse stimmt schon den Worten nach zu genau überein mit der Erzählung Vitruv's II, 8, 9. Lacedaemone e quibusdam parietibus etiam *picturae* excisae, intersectis lateribus, *inclusae sunt in ligneis formis.* Es ist zwar möglich, daſs die Reliefs in die Wand eingelassen und mit Mörtel darauf befestigt waren, so daſs bei ihrer Abnahme die Stücke Wand mitabgenommen werden muſsten, aber daſs man diese Wand-Unterlage zugleich in hölzerne Rahmen gefaſst haben soll, ist uns nicht wahrscheinlich, wenn wir solche Reliefs betrachten, deren nackte Platten stark genug sind, um sich bis auf den heutigen Tag zu erhalten. Zur Zeit des Plinius waren bemalte Wände und Ausschneidung einzelner Stücke daraus eine so alltägliche Sache, daſs man unter crustae parietum excisae nichts anderes verstand, als Gemälde, und somit liegt in seinen Worten selbst die Unterscheidung von zweierlei Arbeiten: Gemälden an den innern Wänden der Cella, und Statuen oder Reliefs in den Giebelfeldern. Daſs aber diese Statuen oder Reliefs aus Terra cotta gewesen seyen, wird uns nicht nur durch die Vorliebe, welche man in Etrurien für die Art Arbeiten hatte, wahrscheinlich, sondern auch durch die Werthschätzung, welche ihnen bei der Restauration des Tempels gegenüber von den Gemälden zu Theil wurde, denn die signa der Giebelfelder, sey es, daſs sie durch die Zeit stark gelitten hatten, oder daſs man auf das Material keinen Werth legte, wurden zerstreut, während man die Gemälde so hoch schätzte, daſs man sie aus der Wand ausschnitt und in Rahmen faſste. Dem Gesagten zufolge scheint uns der Schluſs, welchen Herr Letronne p. 44 aus den angeführten Stellen des Plinius zieht, vollkommen gültig, daſs sobald die Ausführung historischer Wandgemälde für Italien ausgemacht ist, die Frage auch für Griechenland entschieden ist.

Digitized by Google

Ehe wir jedoch ein Conclusum ziehen, müssen wir noch eine Stelle des Plinius prüfen, die Herr Rochette als den stärksten Beweis seines Systems betrachtet. Es ist dies die Stelle XXXV, 40. sed nulla gloria artificum est, nisi eorum, qui *tabulas* pinxere; eoque venerabilior apparet antiquitas. Non enim parietes excolebant dominis tantum, nec domos uno in loco mansuras, quae ex incendiis rapi non possent. Casula Protogenes contentus erat in hortulo suo. Nulla in tectoriis Apellis pictura erat. Nondum libebat parietes totos pingere. Omnis eorum ars urbibus excubabat: pictorque res communis terrarum erat. Herr Rochette sagt p. 71, seit der Wiedergeburt der Wissenschaften, wo so vieler Streit über Gegenstände des Alterthums geführt worden, sey diese Ansicht des Plinius das Orakel der Kritik geblieben, und führt zum Beweis dafür eine Stelle aus Ansaldi, *de sacro et publico apud Ethnicos pictarum tabularum cultu*, Augustae Taurinorum 1768. p. 279 an: quia Graeci Romanique pictores usum pingendi in linteis prorsus ignorantes, ... suos credere labores ligneis tabulis consueverant, ut fuse Menardus, Maffejus, Belgradus, Abbas de Guasco, aliique *sexcenti* ostenderunt: und mit Beziehung hierauf fährt er also fort: »vers la fin du siècle dernier — — le nombre des savants qui avaient adhéré, sans une seule exception, au jugement de Pline, pouvait être evalué *à six cents;* et ce nombre a peut-être été *doublé* dans l'intervalle d'un demi-siècle. Wir müssen offen gestehn, daſs es uns ordentlich bange wird, wenn wir denken, wir sollten ein Bollwerk angreifen, das durch so schweres Geschütz und von zwölfhundert Getreuen vertheidigt wird. Doch ehe wir uns entſchlieſsen können, als feiger Überläufer die dreizehnte Centurie dieser Glaubensarmee zu eröffnen, und das σύμβολον, *nulla gloria artificum est, nisi eorum, qui tabulas pinxere,* zu beschwören, versuchen wir den Weg der Capitulation. Wir sind erbörtig den Eid zu leisten, unter der Bedingung, daſs Herr Rochette unsern ebenfalls auf Plinius ausdrückliches Zeugniſs gegründeten Satz adoptirt, daſs alle einigermaſsen bedeutenden Gemälde vor der drei- und neunzigsten Olympiade auf der Wand ausgeführt gewesen. Plinius sagt XXXV, 36: nonagesima autem Olympiade fuere Aglaophon, Cephissodorus etc. — — omnes jam illustres, non tamen, in quibus haerere expositio debeat, festinans ad lumina artis, in quibus primus refulsit Apollodorus Atheniensis XCIV. Olympiade. Hic primus species exprimere instituit primusque gloriam penicillo jure contulit. — — neque ante eum *tabula*

Digitized by Google

ullius ostenditur, quae teneat oculos. Hier sagt also Plinius deutlich, daſs vor Apollodor (Olymp. 93.) kein Gemälde auf Holz (tabula) aufzuweisen sey, das den Beschauer fessele. Da aber Panänus, Micon, Onatas und Polygnot lange vor Apollodor berühmte Maler waren, wie Plinius selbst wenige Zeilen weiter oben ausspricht, da namentlich von Polygnot, dem ἠθογράφος, vorauszusetzen ist, daſs er durch den Ausdruck, welchen er in seine Gemälde zu legen wuſste, die Augen der Beschauer gefesselt haben müsse, so können wir diesem Widerspruch nur dadurch ausweichen, wenn wir den Ausdruck des Plinius streng nach dem Buchstaben blos auf die Gemälde aus Holz beziehen, woraus denn folgt, daſs die genannten Meister nicht darunter begriffen, sondern als Wandmaler zu betrachten seyen. Somit würde der angeführte Ausspruch des Plinius ihre Gemälde ebensowenig treffen, als die auf den Wänden des Lanuvinischen Tempels gemalte Helena und Atalanta, welche die Augen des Caligula so sehr fesselten, daſs er in Liebe zu ihnen entbrannte. Wir sehen voraus, Herr Rochette wird uns diese Exegese nicht zugeben, und auch wir fanden uns nur aus dem Grunde dazu veranlaſst, um zu zeigen, welche Widersprüche entstehen, wenn man einen Schriftsteller, wie Plinius, au pied de la lettre erklären will. Es ist gewiſs richtiger, wenn wir tabula im allgemeinsten Sinn von Gemälden verstehen, und die Worte »neque ante eum tabula ullius ostenditur, quae teneat oculos« so auffassen, daſs die Gemälde Apollodor's, namentlich in Beziehung auf die Behandlung von Licht und Schatten, die seiner Vorgänger bei weitem übertroffen haben. Es gieng dem Plinius wie noch h. z. T. so manchen Schriftstellern, welche über Kunst schreiben, daſs sie in der augenblicklichen Begeisterung, worein sie durch die Leistungen eines Künstlers versetzt werden, die Ausdrücke einzig, unvergleichlich, alles übertreffend, unerreicht u. dgl. mit groſser Freigebigkeit gebrauchen, ohne darum ein Präjudiz gegen die Werke anderer Künstler aussprechen zu wollen, mit andern Worten: man spricht häufig im Superlativ, wo man nach der strengsten Consequenz im Positiv oder Comparativ sprechen sollte. So ist es auch mit der besprochenen Stelle: nulla gloria artificum est, nisi eorum, qui tabulas pinxere. Der Ausdruck, der ebenso ausschlieſsend lautet, wie der oben angeführte, sagt nicht mehr, als daſs die Gemälde auf Holz ihre Meister weit berühmter machen, als die auf der Wand; und dies ist der Natur der Sache ganz gemäſs, denn alle Vortheile, welche

Digitized by Google

zu der schnellen und weiten Verbreitung eines Künstler-Namens dienen, stehen auf Seiten der Holzgemälde. Sie sind in der Regel kleiner, der Künstler kann also weit mehr produciren, kann sie in seinem Atelier mit aller Muſse in dem ihm günstigsten Lichte ausführen, und ihnen im Einzelnen eine Vollendung geben, welche Gemälde auf der Wand, namentlich auf der nassen Wand, nicht zulassen; und zu dem allen können sie nach allen Seiten hin verbreitet und bei vorkommender Feuersbrunst gerettet werden. Sind nun die Wandgemälde in den öffentlichen Gebäuden der Städte ausgeführt (omnis eorum ars urbibus excubabat), so ist es noch einigermaſsen möglich, daſs die Künstler bekannt werden: sind sie aber in Häusern der Privatleute eingeschlossen, so ist aller Ruhm für den Künstler verloren. Ganz dieselbe Ansicht über unsere Stelle finden wir bei Herrn Wiegmann p. 93, dessen gehaltreicher Schrift wir folgende Worte entheben: »Es muſs uns auffallen, daſs das Verhältniſs der Wand- und Tafelbilder ein ganz ähnliches war, wie bei uns zwischen den Wand- und Staffeleibildern stattfindet. Nicht weniger übereinstimmend sind die Zwecke jener und dieser. Wie die Alten besondern Werth auf den Privatbesitz ausgezeichneter Tafeln legten, oder sie in Pinakotheken sammelten, so wir unsere Staffeleibilder. Wie die Alten ihre Heiligthümer und öffentlichen Gebäude mit durch die Architektur bedingten und mit derselben verschmolzenen Fresken schmückten, — so wir noch heut zu Tage. Und dieses Verhältniſs ist in der That auch zu natürlich, als daſs dasselbe hätte je ganz verleugnet werden können. Es wird gültig bleiben und stattfinden, so lange echte Kunst geübt wird; denn es ist ein nothwendiges.«

Wir schlieſsen nun die Beurtheilung dieser beiden gelehrten Werke mit der Versicherung, daſs wir dieselbe mit vollkommener Unbefangenheit unternommen haben. Das uns gewordene Ergebniſs ist das, daſs die Ansicht über die Wandmalerei im alten Griechenland, die wir uns bei Lesung des Pausanias und Plinius längst gebildet hatten, sich nun durch die nothwendig gewordene Prüfung der entgegengesetzten Ansicht zur festen Überzeugung erhoben hat. Wir wünschen aber jetzt im Interesse der Wissenschaft, daſs die Behandlung dieser wichtigen Frage fernerhin nicht mehr als Controvers, sondern als ruhige wissenschaftliche Untersuchung geführt werde, und hoffen, Herr Rochette werde in seiner Geschichte der alten Kunst, mit der er schon seit Jahren beschäftigt ist, seine Vorliebe für eine subjective Idee ver-

Digitized by Google

läugnen und den Gegenstand mit der Objectivität behandeln, welche des Geschichtschreibers würdig und für Werke, die *κτήματα εἰς ἀεὶ* seyn sollen, unerläſslich ist. Die verschiedenen Beiwerke, mit denen Herrn Rochette's Werk ausgeschmückt ist, müssen wir hier übergehen: vielleicht wird uns Gelegenheit, an einem andern Ortte davon zu sprechen.

Wir wenden uns nun zu den beiden Schriften von Herrn Wiegmann und Herrn John, die sich hauptsächlich mit dem technischen Theil der alten Malerei beschäftigen, und sich somit an die bisherigen Untersuchungen als sehr willkommene Ergänzung anschlieſsen. - Herr Wiegmann, ein durch O. Müller's Vorlesungen archäologisch gebildeter Architekt, theilt uns ganz neue, durch genaue Untersuchung der Pompejanischen Gemälde und durch eigene Versuche gewonnene Beobachtungen mit. Er nimmt die vielfach behandelte, und in neuerer Zeit als unergründlich fast aufgegebene Frage, wie die Wandmalerei der Alten ausgeführt worden sey, wieder auf, und behauptet, daſs es eine Art Frescomalerei gewesen, die sich jedoch in mehr als einer Hinsicht von der jetzt gebräuchlichen unterscheidet. Diese Ansicht gründet sich hauptsächlich auf die Beobachtung, daſs an Wänden, deren Oberfläche groſs oder auch verziert ist, der letzte Stuküberzug nicht in einem Male über die ganze Fläche ausgebreitet worden ist, sondern nach Maſsgabe der Eintheilung der Felder, und ausserdem in den Winkeln des Zimmers sich angesetzt zeigt, und daſs auch die Bilder, welche sich innerhalb der Felder zu befinden pflegen, von einer Ansatzfuge umgeben sind. Daraus schlieſst Herr W. mit Recht, daſs eine gewisse Frische und Feuchtigkeit des letzten Überzugs zum Färben, Glätten und Malen erforderlich war, da sonst mit gröſserer Leichtigkeit und Gleichheit die ganze Wand auf einmal hätte überzogen werden können. Ferner bemerkte er Umrisse, Eintheilungen und Hülfslinien, welche mit einem Griffel eingedrückt und nicht immer durch die Malerei wieder verdeckt worden sind. Diese Zeichnungen konnten nur gemacht werden, während die Masse der Bekleidung noch weich und für leichte Eindrücke empfänglich war; denn in einem bereits völlig erhärteten Stuk hätten sie sich wohl einreiſsen, nicht aber eindrücken lassen. Der Umstand, daſs diese Umrisse nicht bei allen alten Wandgemälden sichtbar sind, ist kein Beweis für eine verschiedene Art der Bemalung; denn man machte diese Zeichnung nur da, wo es auf groſse Genauigkeit ankam; war dies nicht der Fall, so traute man dem

Digitized by Google

durch Übung geschärften Augenmaſse. Zuweilen ist die Zeichnung auch deſshalb nicht mehr sichtbar, weil der starke Farbenauftrag sie verdeckt hat. Zu diesen beiden Erscheinungen, für die sich nur im Falle der Frescomalerei ein vernünftiger Grund denken läſst, kommt eine dritte Beobachtung, daſs in jeder Farbe ohne Ausnahme, selbst in dem tiefsten Schwarz, Kalk vorhanden ist. »Wie sollte aber der Antheil Kalk zu allen Farben kommen, wenn nicht als Auflösung in dem Wasser, welches von der feuchten Masse des Stuks aus die Farben durchdringt, und dieselben während der Krystallisation als Tropfsteingebilde bindet?« Diese durch sorgfältige Forschung eines in jeder Hinsicht befähigten Zeugen ermittelten Gründe scheinen uns den Gebrauch der Frescomalerei bei den Alten so evident darzuthun, daſs die von Herrn Hirt in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1799 und 1800 und neuerdings von Herrn Letronne in seinem vierundzwanzigsten Briefe wider sie erhobenen Zweifel dagegen weichen müssen. Die Stelle des Vitruvius VII, 3: Colores autem udo tectorio tum diligenter sunt inducti, ideo non remittunt, sed fiunt perpetuo permanentes, quod calx in fornacibus excocto liquore et facta raritatibus evanida jejunitate coacta corripit in se etc. handelt allerdings nur vom Bemalen des Stukanwurfes, und wir haben auch von dem Architekten, besonders an dieser Stelle, weitere Nachweisungen gar nicht zu erwarten. Anders aber verhält es sich mit Plinius XXXV, 31: ex omnibus coloribus cretulam amant *udoque illini* recusant purpurissum, Indicum, caeruleum, *Melinum* etc. Denn wenn man die Stelle in ihrem Zusammenhang betrachtet, so kann man nur soviel darüber sagen, daſs es unentschieden sey, ob von dem bloſsen Anstreichen oder von wirklichem Bemalen die Rede sey. Wundern müssen wir uns, wenn Herr Letronne p. 367 sagen mag: »le verbe *illini* dont se sert Pline, et qui ne répond pas du tout au ζωγραφεῖν grec, montre, qu'il ne s'agit pas de la peinture proprement dite en cet endroit; l'auteur ne parle que de l'opération d'enduire les murailles de ces couleurs plates, qui étaient un des ornemens usités par les anciens, während er doch p. 200 in Betreff der Poecile in Athen die Ausdrücke des Suidas: δὲ ζωγραφηθεῖσα Ποικίλη ἐκλήθη, und des Persius Sat. III, 53. *illita* Medis porticus in Parallele setzt, und das Wort illinere als eine Hinweisung auf Wandmalerei betrachtet. Illinere heiſst nicht anstreichen, sondern die Farbe auftragen. So sagt Plinius XXXV, 36. von Apelles: absoluta opera atramento illinebat ita tenui. Ebenso wird

Digitized by Google

sublinere gebraucht bei Plin. XXXV, 26. Pingentes sandyce sublita — fulgorem minii faciunt. Si purpuram facere malunt, caeruleum sublinunt. Wenn aber Plinius sagt, das Weiſs von Melos (Melinum) lasse sich nicht auf frischem Mauerbewurf auftragen, so finden wir darin keinen Widerspruch mit der Angabe, daſs dieses Melinum eine der vier Hauptfarben war, deren die alten Maler sich bedienten: denn sehen wir die Stelle XXXV, 32. näher an, so heiſst es: quatuor coloribus solis immortalia illa opera fecere, ex albis Melino, ex silaceis Attico, ex rubris Sinopide Pontica, ex nigris atramento, Apelles, Echion, Melanthius, Nicomachus, clarissimi pictores, cum *tabulae* eorum singulae oppidorum venirent opibus: es ist also nicht allgemein von allen alten Malern ausgesprochen, wie es Herr Hirt p. 352 und Herr Letronne p. 367 angeben, sondern nur von vieren, die wir als Maler auf Tafeln kennen. Wollte man aber den Ausspruch des Plinius auch auf die älteren Maler und selbst auf die Wandmaler ausdehnen, so konnten ja letztere das Melische Weiſs auf einen Kreidegrund auftragen. Herr Letronne führt ferner an, nach Plinius XXXV, 25. haben Polygnot und Micon ihr Schwarz aus Traubenmark bereitet, diese vegetabilische Farbe aber sey von der Frescomalerei ausgeschlossen; es ist aber nicht gesagt, daſs sie dieses Schwarz bei allen ihren Gemälden gebraucht haben, sondern unter den verschiedenen Arten, Schwarz zu bereiten, wird auch diese angeführt; dabei versteht sich aber von selbst, daſs sie dieselbe nur bei der Art von Malerei, womit sie sich vertrug, anwendeten. Die Herren Hirt und Letronne hätten noch weiter darauf aufmerksam machen können, daſs sich auf den alten Gemälden Purpurissum finde, was nach Plinius XXXV, 31. auf dem nassen Bewurf nicht zu gebrauchen ist; allein Herr Wiegmann beseitigt diesen möglichen Einwurf damit, daſs diese Farbe erst mit Eiweiſs oder dergl. aufgetragen werden konnte, nachdem alles Übrige vollendet und durchaus trocken war. Vielleicht gab man auch, um vor der Wirkung des Kalkes ganz sicher zu seyn, auf den Stuk einen schwachen Kreidegrund. Solche Farben waren natürlicher Weise nie so dauerhaft und fest, wie die andern: aber was blieb den Alten für ein anderes Mittel, wenn sie nun einmal das Purpurissum anwenden wollten? — Unter den Frescofarben gab es keine ähnliche und giebt es noch gegenwärtig keine. Und die Schönheit und Kostbarkeit derselben entschuldigt jene Inconsequenz hinlänglich.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 17. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schriften über die Malerei der Alten von Semper, Kugler, Hermann, Letronne, Raoul-Rochette, Wiegmann und John.

(*Beſchluſs.*)

Soweit sind wir ganz einverstanden mit Herrn Wiegmann: hingegen sind wir noch nicht überzeugt, ob nicht auf die bereits bemalten Wände einzelne Ornamente enkaustisch aufgetragen wurden. Wenigstens erinnern wir uns einzelner Fragmente von Pompejanischen Wänden, auf deren roth bemalter Fläche grünlichte Decorationen in schmalen Schnörkeln so erhaben aufgetragen sind, und einen solchen Fettglanz an sich tragen, daſs man unwillkührlich an ein fettes Bindemittel, wie Wachs, erinnert wird. Daſs enkaustische Malerei in Pompeji ausgeübt wurde, dafür scheinen uns schon die daselbst gefundenen Farbentöpfe zu sprechen. Wir haben ohnlängst bei Herrn Bauinspector Sibland in München ein solches Gefäſs gesehen, mit ziemlich starker Ausbauchung und so schmaler Basis, daſs es ohne Zweifel in einem Behälter gestanden hat: und daſs dieser Behälter zur Heizung eingerichtet war, sieht man aus den Spuren des Rauches, welche an dem Gefäſse in der Gegend der Ausbauchung, welche aus dem Behälter hervortrat, sichtbar sind. Wenn uns aber auch zugegeben wird, daſs solche Gefäſse zu dem Apparate eines Enkaustikers gehört haben, so ist damit naürlich noch lange nicht bewiesen, daſs dieser Enkaustiker auf den Wänden gemalt habe; darum möge auch diese Bemerkung blos als eine gelegenheitlich hingeworſene betrachtet werden.

In den folgenden Abschnitten von der Polychromie der Werke der Plastik bei den Alten und von der Anwendung des Marmorstuks und dessen farbiger Übertünchung am Äussern der Bauwerke der Alten finden wir des Vfs. Ansichten den unsrigen oben ausgesprochenen so nahe stehend, daſs wir eine besondere Auseinandersetzung derselben nicht für nothwendig halten, und es könnte pedantisch erscheinen, wenn wir uns bei einzelnen Versehen aufhalten wollten, wie p. 107, wo die Kentauromachie und Amazonenschlacht am Hypäthros zu Phigalia und die Bildwerke vom Apollotempel zu Bassä in Arkadien als zwei verschiedene Dinge aufgeführt werden. Als besonders interessant heben wir

Digitized by Google

das sechste Capitel, vom Gebrauch wirklicher Gemälde an Bauwerken als architektonischer Schmuck, heraus, worin wir das schöne Prognostikon der künftigen Leistungen dieses scharfsinnigen Künstlers zu erblicken glauben. Herr W. kommt hier auf den Fries des Erechtheums auf der Akropolis von Athen zu sprechen. Dieser war noch nach Stuart's Zeit vorhanden, und bestand aus eleusinischem Stein, der ein dichter grauer Kalkstein ist. Auf der ganzen Oberfläche war er mit vielen Löchern versehen, welche sich jedoch mit dem nämlichen Marmorstück ausgefüllt fanden, der die übrige Oberfläche des Steins bedeckte und sehr sorgfältig geglättet war. Hier ist nun schwer zu begreifen, wie ein griechischer Künstler für so wichtiges Bauglied den schlechten Eleusinischen Stein gewählt haben solle, während der ganze übrige Bau vom schönsten Marmor ausgeführt war. Welche Art von Bildwerken sollen wir uns auf diesem Fries denken? Marmor-Reliefs hätten auf Platten gearbeitet seyn müssen, welche zwischen dem Vorsprunge des Architravs und des Kranzgesimses eingesetzt waren. Dann sieht man aber nicht ein, wozu die vielen Klammerlöcher und der Stuck dienen sollte; zudem springt die Friesfläche nicht so weit hinter den Architrav zurück, daſs die Tafeln mit den Bildwerken auch bei mäſsiger Stärke in die richtige Ebene hätten fallen können. Bei runden Figuren lieſsen sich die Klammerlöcher am ehesten erklären; allein wo hat man ein Beispiel von runden Figuren in einem Fries, und wozu diese auf einem grauen Stein aufstellen, wenn das Übrige von weiſsem Marmor war? Nun heiſst es aber in der Bau-Inschrift des Erechtheums:

— — ὁ Ἐλευσινιακὸς
λίθος, πρὸς ᾧ τὰ ζῷα . . . .

Da nun ζῷον gewöhnlich Gemälde heiſst, so macht Herr W. p. 136 folgende Combination: »Der Fries des Erechtheums sollte mit Figuren bemalt werden, — und zwar der Dauerhaftigkeit und der Eleganz des Grundes halber — a fresco. Da zu dem Zweck der Stein des Frieses mit Marmorstuk überzogen werden muſste, so war es nicht nöthig, daſs man dazu den nämlichen kostbaren Marmor nahm, aus dem die übrigen Theile des Gebäudes bestanden; es genügte der schlechtere eleusinische Stein. Dieser war aber ein dichter Kalkstein, auf dem der Stuck ohne besondere Vorkehrung nicht dauernd gehaftet haben würde, zumal in einer solchen Dicke, als für die wirkliche Malerei unumgänglich nothwendig war, wenn sie gehörig binden und ihr Grund

Digitized by Google

glänzend werden sollte. Deshalb traf man das sehr zweckmäſsige Auskunftsmittel, jene erwähnten Löcher als sichere Haltpunkte des Stucks einzuhauen.« Von diesem Beispiele aus schlieſst nun Herr W. weiter, daſs es bei den Griechen Sitte gewesen, die Friese und Metopen an ihren Tempeln mit farbigen Bildern zu schmücken, entweder mit halberhabenen Sculpturen, enkaustisch bemalt, oder mit wirklichen Frescogemälden auf ebenem Grunde: und es hat uns wahrhafte Freude gemacht, diese scharfsinnige Vermuthung sobald durch entsprechende Entdeckungen bestätigt zu sehen. Herr Raoul-Rochette in seinem oben genannten Werke p. 291 theilt nach Briefen des Herrn v. Klenze vom 26. Sept. und 24. Nov. 1834 die Nachricht aus Griechenland mit, daſs zwei neugefundene Stücke vom Fries der Propyläen, eines in der Länge von zwei Metopen und drei Triglyphen, das andere von drei Metopen und zwei Triglyphen, die Eigenthümlichkeit darboten, daſs die Metopen abwechselnd etwa acht bis neun Zoll tief hohl oder voll und glatt waren, woraus sich ergab, daſs die vollen Metopen gemalt, die leeren mit Sculpturen ausgefüllt waren. Wirklich trugen auch die vollen Metopen sichtbare Spuren verschiedener Farben, besonders von Roth und Blau, ohne daſs man jedoch die bestimmten Formen der Ornamente unterscheiden konnte. Die folgenden Abschnitte dieser Schrift handeln von der Enkaustik; der Kausis, die Herr W. von der Enkaustik unterscheidet, der Anleitung zur Stuckmalerei, und von den Farben. Mit diesem letzten Abschnitt sind die Untersuchungen von Herrn John p. 112—143 seiner Schrift zu verbinden, die durch die chemischen Kenntnisse des Vfs. groſses Interesse erhalten. Als wichtigster Theil dieser Schrift aber erschienen uns die Untersuchungen über die gebrannten Thonarbeiten der Alten in Rücksicht auf ihr Material und Farbe p. 163—189, wozu Herr John aus der reichen Sammlung des Berliner Museums die verschiedenartigsten Fragmente zur chemischen Zerlegung erhielt. Nach diesen einzelnen Abschnitten wäre zu wünschen gewesen, der Herr Verf. hätte dem Titel der Schrift gemäſs die alte Malerei gerade von dem ihm eigenthümlichen Standpunkte aus nach einem selbstständigen Plane behandelt: statt dessen aber erhalten wir eigentlich einen Abdruck seiner Collectaneen. Er giebt nemlich zuerst eine deutsche Übersetzung des ganzen fünfunddreiſsigsten Buches und der übrigen auf Malerei bezüglichen Abschnitte des Plinius, und schlieſst daran seine Bemerkungen in Form eines fortlaufenden Commentars an. Durch diese Anordnung mag die

Schrift für den Anfänger, welcher die ersten Ideen über die Malerei der Alten erhalten soll, immerhin ihren Nutzen haben: vorgerücktere Leser aber, denen diese Basis für die Geschichte der alten Malerei schon aus dem Originale bekannt ist, machen wir auf die zwei oben genannten, frei verarbeiteten Artikel aufmerksam, welche die Archäologie als schätzenswerthe Beiträge eines erfahrenen Chemikers mit Dank aufzunehmen hat.

Tübingen. *Chr. Walz.*

Über das Evangelium der Ägyptier. Ein historisch kritischer Versuch von Dr. Matth. Schneckenburger, Prof. d. Theol. an d. Universität zu Bern, der historisch-theol. Gesellsch. zu Leipzig Mitglied. Bern, bei Jenni. 1834. 45 *S. in* 8.

Die neuesten Untersuchungen: ob die geschichtlichen Erzählungen unserer kirchlichgültigen (kanonischen) Evangelien aus der Tradition *) (historischer Überlieferung) unmittelbarer und

---

*) Der Unterschied, ob Tradition? oder ob Mythe? die Quelle unserer Kenntniſs von Jesu Lehre und Leben sey, ist wichtig. Historische Tradition besteht hauptsächlich aus dem, was man als geschehen sah und als gesprochen hörte, zum Theil aber auch aus dem, was die Seher und Hörer daran unabsichtlich insofern mehrend und mindernd änderten, als jeder Mensch nur nach seiner Fassungskraft auffaſst und berichtet. Bemüht sich nun der Geschichtsforscher, in dem Tradierten das abzusondern, was nach der Individualität der Zeugen nur als ihre Meinung zu der Thatsache hinzugekommen oder von ihr weggelassen war, so bleibt doch aus der Tradition das Factum, die Basis des Gesehenen und Gehörten! Die Mythe dagegen wäre nur eine aus Meinungen später entstandene und blos geschichtlich eingekleidete Sage. Sondert der Forscher die Meinung ab, so bleibt nicht das geschichtlich glaubliche, sondern nur eine geschichtartige Einkleidung oder Sage, von welcher nicht zu behaupten ist, daſs ihr etwas Geschehenes oder Gehörtes als Factum zum Grund liege. Der Streit zwischen rationeller Behandlung der historischen Tradition und der Hypothese von Mythen dreht sich demnach am Ende um die Frage: ob von Jesu Lehre und Leben uns factische Data, Kenntnisse dessen, was wirklich war, übrig bleiben, wenn wir die Tradition, soviel möglich, rationell von den Meinungen der Überlieferer reinigen? oder ob, wenn wir nur spätere Mythen, eine Nachgeburt der Phantasie, haben, uns nichts wirklich vorgegangenes, kein Factum des Worts oder der That, übrig bleibe, sondern nur

Digitized by Google

mittelbarer Zeugen des Geschehenen und aus der Auffassungsweise der Zeugen? oder aus später entstandenen und in das Leben Jesu blos zurückgetragenen »Mythen«, als Glaubenssagen und Meinungsverwirklichungen, abstammen? sind allbekannt. Sie machen auch aufs neue auf die sogenannte apokryphische Evangelien, auf deren Ursprung, Alter, Verhältniſs zu den kanonischen und zu der christlichen Religionsgeschichte überhaupt aufmerksam.

Der Verf., welcher gegen die Ableitung des ersten Evangeliums von Matthäus und überhaupt von einem Apostel, schon in seinen Beiträgen zur Einleitung ins Neue Testament (Stuttg. 1832) S. 16—47 bemerkenswerthe, aber doch, nach meiner Überzeugung, durch Berichtigung mancher Voraussetzungen wohl auflösbare Zweifel auf eine sehr würdige Weise bekannt gemacht hat, wurde dadurch auf neue Untersuchungen über das nur nach wenigen Fragmenten und alten Notizen bekannte, aber durch eine eigene Gnosis sonderbare Evangelium, *quod,* wie Origenes Homil. 1. in Lucam sagt, *scribitur secundum Aegyptios,* geleitet.

Er hat durch vorliegende Schrift das schätzbare Verdienst, für mehrere Kenntniſs von diesem Apokryphon eine neue Quelle in dem alten Aufsatz, welcher als Epistola II. Clementis Romani citirt zu werden pflegt und eine Art von Homilie gewesen seyn muſs, entdeckt und überhaupt die Verwandtschaft des ägyptischen Evangelium mit einem altgnostischen Theil der Ebioniten und

---

die Meinung der Späteren, die sich ihr Meinen durch sagenhafte Erzählungen anschaulich machten?

In wiefern geben Homer, Hesiod etc. Mythen? Ihre Glaubens-Meinung setzte Götter voraus mit gewissen charakteristischen Eigenschaften. Nun dachte der Begeisterte, wie jeder Gott nach seinem Charakter gehandelt und gesprochen haben könne oder müsse. Dies haben diese Geweiheten der Musen, voll vom Geiste der Götter, geschichtartig in sinnreiche Sagen verwandelt. Aber jeder, der denkt, was Mythe bedeuten soll, weiſs, daſs ihm dadurch nichts bleibe, als die Kenntniſs, welche Meinung die Mythologen von ihren Göttern hatten, welche Reden und Thaten sie derselben würdig achteten. Von den Göttern selbst bleibt durch die Mythe nichts übrig.

Deutlich gemacht ist durch die neueste Durchführung der Mythenhypothese, daſs nur die Wahl bleibt, ob die rationelle Geschichtforschung uns Lehre und Leben Jesu, als glaubliches Factum gewähren könne, oder ob nur ein späteres Meinen über ihn durch die Mythik übrig seyn solle.

Digitized by Google

Therapeuten nachgewiesen zu haben. Auch macht er sehr wahrscheinlich, dafs die beiden, als alt, merkwürdigsten apokyphischen Evangelien, das nach den Hebräern und das nach der Ägyptiern, in der Wurzel Eines gewesen seyen. Sie wurden nur nach verschiedenen dogmatischen Bedürfnissen, anders bei dem populärglaubigen Theil der Ebioniten und Nazaräer, anders bei den Gnosticierenden redigiert und mit traditionellen Äusserungen Jesu vervollständigt.

Für unsere Leser, denke ich, möchte das angemessenste seyn, wenn ich ihnen theils was ich durch des Verfs. eigenthümliche Combinationen selbst gelernt, theils was ich dabei in etwas verschieden zu denken veranlafst bin, in einem jene urchristliche merkwürdige Gedankenreliquien beleuchtenden Überblick vorlege, und zugleich den altchristlichen Unterschied zwischen Pistis und Gnosis in Erinnerung bringe.

Zuvörderst legt Herr Sch. die Stellen vor, welche in den Kirchenvätern als Citate aus dem Evangelium nach den Ägyptiern aufbewahrt sind. Diese Methode, die Texte selbst aus den Quellen, mit nöthigen Erläuterungen, darzulegen ist allein die richtige, weil sie zu eigener Prüfung und Überzeugung vorbereitet. Joh. Casp. Orelli hat sie zu gründlicher Bildung der Zuhörer am Zürcher Carolinum in den Jahren 1820—25 trefflich durch seine »Selecta Patrum Ecclesiae ad εισηγητικην sacram angewendet. Mag man in akademischen Vorträgen noch so viel über schwierige Punkte aus dem Alterthum discutiren, ohne das eigene Hineinblicken in die vieldeutigen Überlieferungen selbst entstehen meist nur moderne, nicht alterthümliche, Ansichten.

Wer die letzten Bücher der Archäologie des Josephus, seinen jüdischen Krieg, den Gesandtschaftsbericht des Philo und dann das nur allzu Wenige, was von der Zerstörung Jerusalems an bis ans Ende des zweiten Jahrhunderts von christlichen Quellschriften da ist, der Reihe nach ohne Vorurtheil liest, wird in kurzer Zeit viel anschaulicher in den äussern und innern Zustand der Juden und Christen der urchristlichen Weltperiode eingeführt seyn, als sonst durch eine Menge umschreibender Beschreibungen. Auch für die Theologen sollte (wie Semler und Stroth eine solche Förderung des theologischen Quellenstudiums beabsichtigten) eine solche zweckmäfsig auswählende, gedrängte, nur durch die nöthigsten Sprach- und Sacherläuterungen ausgestattete »Bibliothek ihrer Classiker« bearbeitet werden; freilich aber

Digitized by Google

nicht, wie ja wohl Versuche gemacht worden sind, von Anfängern, sondern von geübten Sachkennern, die sich von dem Anwendbaren nichts wesentliches entgehen lassen, den alten Überfluſs von geschmackloser patristischer Vielredenheit aber zu dämmen wissen.

Nach Clemens Stromata 3, 13. berief sich Cassian, als Enkratite auf ein ρητον, welches Cl. εν τῳ κατ' Αιγυπτιους εναγγ. fand. Nicht auf eine später mythisch und ohne Gewährschaft entstandene Sage, sondern auf eine Begleiterin Jesu, Salome (vgl. Mark. 15, 40) berief sich der doketisch gesinnte Enthaltsamkeitslehrer, indem er die wörtlich dunkle Stelle überliefert: Der Herr habe auf ihr Fragen: wann das, wovon gesprochen worden war (??) erkennbar werde? geantwortet: »Alsdann, wenn ihr getreten habt die Kleidung der Scham, und »wenn die Zwei Eines geworden sind, und das Männliche nebst »dem Weiblichen weder männlich noch weiblich ist.«

Dies klingt orientalisch räthselhaft genug, in der That aber um so mehr wie ursprüngliche ächte Reminiscenz und Überlieferung. Zum Glück hat der sog. II. Brief von Clemens Rom. die bestimmtere Notiz uns erhalten, auf welche Frage Jesus so geantwortet habe. Jemand nämlich habe ihn befragt: wann das Reich (der messianische höhere Regierungszustand 1 Kor. 15, 24) kommen werde? und die Antwort sey gewesen: »Alsdann, »wenn die Zwei Eines seyn werden, und das Äussere wie das »Innere, und das Männliche nebst dem Weiblichen weder männ»lich noch weiblich.«

Der Sinn des Räthsels ist demnach unverkennbar eben der, welcher Mt. 22, 30. Lk. 20, 35. populär und kirchlichfaſslich ausgedrückt ist. Die Sadducäer hatten Jesu aus der Voraussetzung, daſs nach der pharisäischen crassen Vorstellung durch Auferstehung ein zur Fortpflanzung gebildeter Leib zu erwarten sey, eine Einwendung gegen die idealischere Anastase, gegen die Fortdauer der Geister in angemessenen Leibern überhaupt, vorgetragen. Ihnen deutete Jesus pneumatischer darauf, daſs es in dem künftigen Äon des Reiches Gottes Leiber ohne Geschlechtstheile geben könne, weil man weder heirathen, noch sich verheirathen lassen werde, εν τῃ αναστασει ουτε γαμουσι, ουτε εκγαμιζονται. Paulus, über die pharisäische crasse Dogmatik erhoben, deutet auf ähnliche Weise 1 Kor. 15, 39. darauf, daſs der Leiber (der organischen Mittel für das äussere Bewuſstwerden der Geister) gar mancherlei Arten seyn könnten,

Digitized by Google

auch solche, die nicht mehr für das Psychische, die Animalität, sondern rein der Geistigkeit angemessen (πνευματικα) wären. Nach vs. 50 ist ein aus Fleisch und Blut bestehender Leib für jene ewige βασιλεια θεου nicht zu erwarten, da die βασιλεια του θεου nicht in Essen und Trinken bestehe. Rom. 14, 17. (Das Pneuma des Urchristenthums ist, in allen solchen Stellen, die leidenschaftlos wollende Vernunftkraft des die begehrende ψυχη (το επιθυμητικον) sowohl als den Leib regierenden Geistes.)

Auch Jesu mehr änigmatische und deswegen schwerlich unächte Beantwortung ging demnach darauf, daſs »nach dem irdischen Tode, wenn man auf diesen Leib, dessen Glieder zum Theil Scham erwecken, als auf einen abgelegten und der Erde übergebenen trete, ein Gottesreich beginne, wo man weder Mann noch Weib (weder heirathend, noch sich verheirathen lassend) sey, wo vielmehr das Äussere wie das Innere, das ist Alles geistig, und für das Geistige passend, seyn werde.« (Dies wäre das, was man dann einen verklärten Leib nannte.)

Der Enkratite Cassian aber fehlte darin, daſs er, was Jesus, zwischen der pharisäischen crassen Behauptung und der sadducäischen grundlosen Verneinung künftiger Organisationen für die Menschengeister in der Mitte stehend, von einer ohne Verdauungs- und Fortpflanzungs-Organe wohl im höheren Äon denkbaren Körperlichkeit gesagt hatte, gegen die Fortpflanzuug diesseitiger irdischer Organisationen anwenden und das diesseitige Gebähren deswegen (gegen den Sinn Jesu, Matth. 19, 11. 12.) hindern zu müssen meinte. Auch dieser Irrthum entstand, weil die populäre Theologie damals, wie fast immer noch, die Sünde nicht im imperativen Wollen des Geistes fand, sondern die zur Zeugung physikalisch nothwendige Erregbarkeit des Leibs, indem sie in das Leidenschaftliche ausarten kann, als Sünde deutete.

Abgesehen von dem Dogmatischen dieser Gnosis (die wir übrigens nach S. 4. 5. bis von der pythagoräischen Zahlenphilosophie abzuleiten für allzu entfernt halten) führt nun Herr Sch. S. 13 einen Schritt weiter. Ein Glück ist's, daſs die Epa II. Clementis jene Hauptstelle aus dem ägyptischen Evangelium aufbewahrt hat. Wir erfahren dadurch, nicht blos was Jesus antwortete, sondern auch wie er befragt worden war, und daſs also seine Antwort nicht auf den jetzigen Erdenzustand, sondern darauf sich bezog, wie ein Reich Gottes unter den Auferweckten und mit neuen, aber umgewandelten oder verklärten Leibern auf der Erde (in dem neuen Jerusalem?) bestehen werde.

Digitized by Google

Das Weitere ist noch etwas mehr problematisch. Auch die dogmatischen Grundideen des Clementinischen Fragments stimmen, wie der Verf. bemerkt, mit dem, was die **speculative** Parthie unter den Ebioniten lehrte und gnostisierte, überein. Sollten also, fragt er weiter, nicht auch die übrigen Evangeliencitate in derselben Reliquie aus dem ägyptischen Evangelium genommen seyn? Dadurch würde unsre Kenntniſs von diesem um 12 Citationen, welche §. 8. angiebt und beleuchtet, vermehrt werden.

Ich finde nichts bedeutendes, was gegen diese Wahrscheinlichkeit einzuwenden wäre. Denn daſs Eine der zwölf Citationen — *λεγει γαρ κυριος εν τῳ ευαγγελιῳ· ει το μικρον ουκ ετηρησατε, το μεγα τις ὑμιν δωσει; λεγω γαρ ὑμιν, ὁτι ὁ πιστὸς ἐν ἐλαχίστῳ καὶ ἐν πολλῷ πιστός ἐστι* — mit **Lukas** 16, 11. wörtlich übereinstimmt, an Matth. 25, 23. aber nur entfernter erinnert, beweist uns nicht das Gegentheil, da die Redactionen der apokryphischen Evangelien offenbar späterhin ihre Texte immer mehr vervollständigten = ein einziges *Ευαγγελιον* aber *πληρεστατον* haben wollten. Sollte jedoch auf diese von dem Verf. scharfsinnig gefundene Probabilität einst etwas weiteres gebaut werden, so würde, daſs sie indeſs nur eine Wahrscheinlichkeit ist, alsdann nicht vergessen werden dürfen. Man baut vergeblich, wenn nicht, so oft ein neuer Stein aufgestellt werden soll, die Festigkeit der Grundlage genau sondiert wird.

Indeſs scheint auf alle Fälle durch diese erweiterte Kenntniſs von dem ägyptischen Evangelium weniger, als ich wünschen möchte, gewonnen, weil schwerlich zu bestimmen seyn wird, **in welcher Zeit** diese Epistola II. oder diese Homilie dem Clemens Rom. untergelegt worden sey. Wahrscheinlich doch nicht so lange er lebte? Wäre es früher entstanden, so müſste ein Umstand auffallend werden, den der Verf. nicht hervorgehoben hat, der Umstand nemlich, daſs wo die (S. 23—28) angegebenen und beurtheilten Citate des Briefs mit dem Matthäustext übereinkommen, sie auch schon **den griechischen**, nicht einen chaldäischen syrischen, **Text** als ihm einverleibt zeigen. Wie nun auch dasjenige **Hebräer-Evangelium**, welches Hieronymus aus dem mit hebräischen Buchstaben aber in chaldäisch-syrischer Sprache geschrieben, von den **Nazaräern** zum Übersetzen ins Griechische und Lateinische erhalten hatte, **Spuren der Entstehung aus dem griechischen***) **Matthäustext in sich**

*) Ich habe sie in diesen Jahrbb. 1832. Juli, S. 630—35 deutlich gemacht.

hat, so werden, wenn das ägyptische Evangelium der Epa II. Clementis zum Grund liegt, diese Spuren vermehrt, daſs der **griechische** Text des Matth. schon die Grundlage dieser zwei Hauptstämme des Hebräerevangeliums sey, welche mehr für **hebraizirende** als für gräcissirende Judenchristen aus Traditionen (wie von Salome) vervollständigt, aber nach dem Zweck der Partheien verschiedentlich modificirt wurden.

Der **griechische** Matthäustext dagegen war, wie mir sein Inhalt beweist, mehr für die **griechischen** Judenchristen **in Galiläa** aus früheren Aufzeichnungen des Zollpachters, Matthäus, zu Capernaum, zusammengetragen und so redigirt, daſs diese galiläischen und alle gräcissirenden Judenchristen das, was von den hebräischen oder altpalästinischen Juden an Jesu, des Messias, Schicksalen anstöſsig aufgefaſst werden mochte, durch alttestamentliche Parallelen und Analogien desto eher vertheidigen konnten. Das Innere dieses galiläischen Evangelium paſst so sehr auf den bei Capernaum stationirt gewesenen Zollpächter Matthäus, daſs wir hierin die Tradition nicht bezweifeln können. Je vielseitiger sie mit Scharfsinn betrachtet und bezweifelt worden ist, desto schärfer werden nach und nach die Gränzlinien erkennbar, innerhalb deren sie als wahr besteht, weil der Inhalt des Evangelium mit der äussern Kunde harmonirt.

Sehr richtig ists, daſs weiterhin der Vf. bei Betrachtung der mit einander nahe verwandten ältesten apokryphischen Evangelien zugleich auf den historisch und psychologisch gewissen Unterschied ihrer Partheimeinungen und Bildungsstufen viele Rücksicht nimmt. Sogar unter den Ebionäern, die doch meist aus palästinischen Judenchristen, welche wegen der römischen Zerstörung aus Jerusalem und dem Lande flohen, als abgesonderte Gesellschaft entstanden waren, und bei denen also meist nur eine populäre **Pistis** (persuasio fiduciam et fidem gignens) vorauszusetzen ist, zeigt sich, wie ich auch sonst schon bemerklich machte, unter dem Namen **Elxai** (das ist El-csai = אל־כסי **Gottesgeheimniſs**) eine **Gnosis**.

Nur ist unter dieser Bemerkung nicht speciell an die durch Irenäus bekannter gewordenen Gnostiker zu denken, welche sich besonders mit allerlei gleichsam genealogischen Ableitungen der Geisterwelt und des materiellen und moralischen Übels aus dem Urwesen abmüheten. Nicht nur überhaupt bedeutet *γινωσκειν* immer **ein tieferes, genaueres Erkennen.** (Das *γνωθι σεαυτον* fordert zur **Tiefkenntniſs** und Scheidung dessen auf, was im

Digitized by Google

Menschen subjectiv und was individuell ist.) Um die Zeit des Urchristenthums schrieb schon in jeder Parthie der selbstdenkende Theil sich eine Gnosis zu, insofern er die populäre Pistis von allzu sinnlichen Vorstellungen reinigen und dadurch glaublicher machen zu können bemüht war (wie z. B. nach dem oben erwähnten sich Paulus die neue Körperauferstehung pneumatischer dachte.) Man wuſste wohl, wie Gegner sich eine Gnosis als tiefere Kenntniſs zuschrieben, und nannte sie deswegen (nach 1 Timoth. 6, 20.) eine ψευδωνυμος. Sie lege den schönen Namen ihren verkehrten Speculationen fälschlich bei. Auch der 1. Br. v. Joh. redet schon gegen solche, welche zu sagen liebten: εγω ἔγνωκα 'Αυτόν! 2, 4., welche also ausdrücklich unter der Benennung γνωσις sich eine Tiefkenntniſs (daſs nämlich die Sünde nur in der σαρξ, nicht im Pneuma sey) zuschrieben und in dieser Beziehung die Johanneische Christen als beschränktdenkende und allzu ängstliche verachteten. Dagegen sagt der Brief mit Recht und immer beharrend auf dem Kunstwort εγνωκαμεν, daſs Joh. und die Seinigen die ächte Gnosis über die Sünde hätten, die nicht in der σαρξ sey, da auch der Messias einen wahren Menschenleib gehabt habe.

Die sittlich schädliche Seite des Doketismus, welche denn auch leicht in ein Verbieten der Ehe, der Speisen etc. 4, 2. überschreiten konnte, hatte sich also schon in dieser frühen Zeit gezeigt. Und überhaupt ist es zu allen Zeiten psychologisch nicht anders möglich, als daſs die Meisten sich an unentwickelte Überzeugungen als an ihre Pistis glaubenstreu (gleichsam anklebend) halten, Andere aber das überschwängliche Wie und Warum tiefer und höher, superrational und sogar speculativ (von oben, gleichsam aus der Adlers-Perspective, vom Absoluten herab) zu erkennen d. i. eine Gnosis zu haben sich bereden. Deswegen steht zu allen Zeiten diese unächte Gnosis, welche das wesentliche Seyn Gottes und der Geister durch gnädige Mittheilungen zu erkennen und die menschliche Rationalität zu übersteigen (zu transcendiren) oder zu überfliegen meint, auf Stufen von gröſserer und gröſserer Höhe und blickt von ihren Höhen auf alles, was nicht sie selbst ist, als auf das Fade, Leere, Niedrige und Niedrigere herab. Die rationelle Gnosis hingegen steigt, wie der Johannesbrief in seiner wahren Ergründung des Sitzes der Sünde, in die Selbstkenntniſs des menschlichen Geistes und seines Verhältnisses zur Natur und zu Gott mit heller Beobachtungskraft hinab, wird dadurch dessen, was gottandächtige aber zu-

gleich helldenkende Menschen über das Göttlichvollkommene und über alles übrige Unvollkommene theils erschlieſsen theils beobachten können, gewiſs und berichtigt sich das, was in den unklaren und unbestimmteren, wenngleich redlichen, Überzeugungen der Ungeübteren mehr Ahnung und Meinung, als reine, vorurtheilsfreie Gewiſsheit seyn kann, ohne Übermuth und Eigendünkel, so, daſs sie auch in die Pistis, insofern dies Wort den Glaubensinhalt bedeutet, richtigeres, soviel es ohne Störung des Vertrauens geschehen kann, durch Gründe allmählig überträgt.

Jesus muſste zu seiner Zeit dem Pharisäismus im Setzen der äussern Handlungen über die praktische Gesinnung und in crasseren Dogmen, dem Sadducäismus aber in dessen politischer und theoretischer Selbstsucht, mit Ernst und Eifer als der Messias, das ist als Verwirklicher eines geistigen Reiches Gottes, entgegen seyn. Nur das Gottandächtige der Essäer oder Seelenärzte, אָסָיִים (vgl. auch أَسْيِ), welche auch einige Heilungskenntnisse, ohne Theorie, nach ägyptischer und überhaupt orientalischer Weise unter sich hatten, muſste als das Bessere aus dieser dritten jüdischen Religionsparthie Ihm näher stehen, ungeachtet er von den Sonderbarkeiten derselben unabhängiger wirkte, als der Täufer Johannes.

Diese Essäer nun theilten sich, dem Lande nach, in palästinische und ägyptische. In beiden Ländern lebten manche ganz abgesondert ihren geistigen Beschauungen und Andachtübungen. Die palästinischen, nach Plinius Hist. natur. in der Nähe des Asphaltsee's, also auch in der Nähe von dem Geburtsort des Täufers. Die in Ägypten bei Alexandria können durch den griechischen Namen Therapeuten, wenn er gleich ebenfalls nichts anderes als Seelenärzte bedeutet, treffend unterschieden werden, weil sie für ihre Contemplation auch, was sie durch das Griechische erfahren konnten, theosophisch benutzten. Die von der strengeren Observanz am todten Meere wohnenden schöpften mehr aus dem Hebräischprophetischen.

Die meisten von beiden Parthien und Ländern aber waren auch in vielen Orten als die Stillandächtigen im Lande, zerstreut und waren äusserlich an ihrer weiſsen Kleidung kennbar. Nach Josephus v. jüd. Kr. II, 6. p. 785. *λευχειμονειν δια παντος εν καλῳ τιθενται.* Sie haben, sagt derselbe ferner, nicht Eine Stadt (allein für sich), aber in Jeder wohnen Viele mit. Und Denen, welche anderswoher kommen, (sie blieben

Digitized by Google

also auch nicht allzu beschränkt auf die Heimath!) wird alles, was sie haben, wie eigen, dargeboten und sie tretten bei denen, die sie vorher nicht sahen, ein wie die gleichartigsten Bekannten. Deswegen machen sie auch ihre Reisen in die Fremde = αποδημιας, ohne etwas mitzutragen. Nur wegen der Räuber sind sie bewaffnet. (Vgl. Matth. 10, 10—13. Luk. 22, 36.)

Die Natur der Sache bringt es mit sich, daſs viele von dieser zerstreuten und doch zusammenhaltenden Volksklasse für Jesu Aufforderungeu empfänglicher und, bei äusserer Armuth, im Geiste beseeligt (Mt. 5, 3.), wohl auch für das Rechte, die διακαιοσυνη, wirksam waren.

Die vor dem Sclavenpressen der römischen Eroberer (Luk. 21, 24.) fliehenden Christen im Lande waren natürlich Ebionim, meist arme. Sie hatten ohne Zweifel manche Essäischerzogene unter sich. Eine ziemliche Zeit vor dieser Flucht muſs schon das Evangelium oder die Memorabiliensammlung des Matthäus, meist aus seinen galiläischen Aufzeichnungen, geordnet worden seyn. Was darin über die Tempelzerstörung und die Belagerung Jerusalems gesagt wird, ist noch weit einfacher, als das bei Lukas, also von den Vorboten des Erfolgs noch entfernter. Lebensbeschreibung ist der Zweck nicht. Die Forderungen, die man daran, als Biographie macht, sind willkührlich und unbillig.

Wer nun von solchen Flüchtlingen essäisch-christlicher Art, die nach Matth. 24, 20. noch den Sabbat beobachteten, nach Pella oder weiter nach Arabien zog, blieb mehr in der palästinischen Sprache und Weise, da jenseits des Jordans weithin Juden ansässig waren. Diese mögen dann auch in ihrer Pistis ebionitisch heiſsen, ohne daſs es recht und billig ist, ihre noch zeitnahe Kenntniſs von Jesu Persönlichkeit armseelig zu nennen.

Andere nach Ägypten geflüchtete wurden mehr therapeutisch-gnostisch. Beide modificirten ihr Evangelium nach dem Gang ihrer Ausbildung; das der Ägyptischen wurde gnostischer, in dem oben angegebenen Sinn eines Strebens nach einer über die Pistis mehr transcendent als rationell sich erhebenden Tieferkenntniſs. Aber die Grundlage ihres beiderseitigen Evangeliums war eine gemeinschaftliche und schon vorhandene.

Darauf deutet auch eine dritte Redaction, die durch Origenes bekanntere und von Hieronymus ins Griechische und Lateinische übersetzte, welche er von hebräischen Christen in Syrien als in chaldäischsyrischer Sprache, aber mit hebräischen

Buchstaben geschrieben erhielt und die (möchte doch seine doppelte Übersetzung noch irgendwo gerettet seyn!!) viele eigene Anekdoten und Zuthaten gehabt haben muſs, weil er sie sonst nicht besonders übersetzt haben würde. Nach dem, was er daraus mittheilt, war sie mehr historisch und nicht so umgebildet, wie Epiphanius aus der ebionitischen (seiner Zeit) Beispiele giebt.

So lange wir der Regel folgen werden, daſs das Einfachere, wenn es nicht Merkmale der Entstehung durch Epitomiren (wie das Markusevangelium) in sich hat, das Ursprüngliche ist, werden wir das so einfache galiläische Aneinanderreihen fragmentarischer Memorabilien, das die Tradition Matthäusevangelium nennt und dessen Inhalt so gut aus den Verhältnissen dieses Zolleinnehmers bei Capernaum zu erklären ist, für die frühere Grundlage zu halten habe, welche, schon als griechisch, Lukas durch zwei kleine Sammlungen (K. 1. u. 2. als libellus de Infantia und dann K. 9, 51. — 18, 14. ein libellus itinerum) vermehrte, Markus ebenfalls aus dem Griechischen epitomirte.

Die syrischen Nazarener hatten es späterhin (wahrscheinlich als übersetzt) im syro-chaldäischen Dialekt mit hebräischen Buchstaben, durch allerlei, soviel aus den Überresten zu sehen ist, historischen Anekdoten vervollständigt. Die ägyptischen oder therapeutischen suchten für ihre Theosophie mehr änigmatische Überlieferungen, erwünschte Paradoxien von einer Salome, deren auf perfectior deutender Name schon bedeutsam scheinen mochte. Diese Redaction aber deutet auch auf Abstammung aus dem Griechischen als Urtext.

Die transjordanische, gewöhnlich ebionitisch genannte, ist am wenigsten bekannt, scheint aber ebenfalls — wenigstens bis eine Geheimniſslehre, elcesaitisch genannt, dazu kam — syro-chaldäisch gewesen zu seyn.

28. Jan. 1837. *Dr. Paulus.*

Digitized by Google

Christian Gottfried Schütz. Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes; nebst einer Auswahl aus seinem literarischen Briefwechsel mit den berühmtesten Gelehrten u. Dichtern seiner Zeit. Herausgegeben von seinem Sohne, Friedr. Karl Julius Schütz. I. Bd. XII. 484 *S. Briefe von Philologen. II. Bd. XXXII.* 558 *S. Briefe von andern Gelehrten und Dichtern. Halle* 1834. 1835. *bei Scharre.* 8.

Mit Einstimmung las Ref. kürzlich bei der Recension des von Knebelischen Briefwechsels die Bemerkung eines Zeitkenners in der Allg. Literaturzeitung Nov. 1836. S. 417: »Wer durch amtliche oder andere Verhältnisse die heutige Jugend in den höhern Classen der Gymnasien und auf den Universitäten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, wird es mit uns beklagen, daſs das jüngere Geschlecht immer weniger von der Geschichte der nächsten Vorzeit weiſs und daſs ihm die lyrischen und epischen Dichter aus dem Zeitalter der Hohenstaufen besser bekannt sind als Göthe, Schiller, Herder, Wieland, Voſs und Andere, durch welche seit Lessings Zeit die deutsche Literatur einen so glänzenden Aufschwung erhalten hat.« Dies gilt unstreitig nicht blos, ja nicht einmal hauptsächlich, in Beziehung auf das Schöngeistige, sondern noch vielmehr auf den Gang der wissenschaftlichen Aufklärung überhaupt. Wie wenige hätten sich wohl von einigen nach Kant und Fichte einst schnell aufgeschossenen, indeſs aber ins Stocken gerathenen Groſsphilosophen nach dem Sprichwort: Verdammt sey, wer vor Uns etwas erfunden hat! bereden lassen, daſs das Vorausgegangene nur Aufklärerei gewesen sey, wenn sie auch zuvörderst nur literärisch-historisch zu wissen sich bemüht hätten, was alles vorher, seit Friedrich der Groſse den freithätigen Verstandesgebrauch mit allen seinen klüger machenden Pro und Contra zum zuverlässigsten Alliirten und Garanten seines neugeschaffenen, gegen allen Unverstand und Schlendrian protestantischen Staates gewählt hatte, in allen Fächern wegzureinigen, hinauszuklären und durch anderes, wenngleich nicht vollkommenes, doch nicht lichtscheues, aber auch nicht überspanntes und alleinrechthaberisches zu ersetzen gewesen sey. Und wieviel arrogantes, zweckwidriges, ja unsinnig verderbliches würde hoffentlich unterlassen, wie viele durch unvorbereitetes oder ohne verständige Mäſsigung benutztes Vorschreiten verursachte Rückschritte und Rückfälle würden leicht erspart worden seyn, wenn man zurückgeblickt hätte, durch welche Vereinigung der nach Ehre und Ruhm strebenden Groſsen und Machthaber mit denen

das Ehrenhafte vorschlagenden Rathgebern und Gelehrten mehrere Decennien hindurch viele verbesserte Institutionen, ohne Papierverschwendung, in die Wirklichkeit versetzt worden sind, welche seitdem durch Unkenntniſs der erprobten Mittel und Wege in Beargwohnung gestürzt und auf Jahre hinaus rückgängig gemacht sind. Die Geschichte wird nur dann die Lehrerin der Menschen, wenn man, wodurch und wozu das Bedeutende geschehen ist, im Detail, pragmatisch und psychologisch kennen lernt. Da immer nur unter gleichen Umständen gleiches zu rathen seyn kann, so ist nichts rathsamer, als daſs von Denen, welche wirken wollen, jenes Detail vornehmlich an denen noch näheren Vorgängen der nicht schon allzusehr abweichenden Epochen der Vorzeit bis zur speciellsten Sachkenntniſs studirt werde.

Dergleichen Betrachtungen erneuern sich sehr natürlich bei einem sechsundsiebenzigjährigen Zeitbeschauer, besonders wenn die interessanten Briefsammlungen von Männern, denen er gleichzeitig und geistesverwandt gewesen zu seyn als das reinste Glück seines Lebens schätzt, wieder durch Eine vermehrt wird, welche besonders in die Studierzimmer der Literaten und in das Problem, was, und wie es nach Umständen ihnen möglich wurde, hineinblicken läſst. Schütz selbst hatte feines encyklopädisches Talent genug, um nicht allein als Philolog im umfassenden Sinn, sondern auch, da die Philosophie, in viele Terminologie und Dialektik gehüllt, in die Vorderreihe trat, den Geist aus dem Buchstaben in eine mehr genieſsbare Tinctur herauszuziehen und sogar in entfernteren Fächern als Redacteur einer damals einzigen Beurtheilungsanstalt über die Gesammtliteratur die geistigere Behandlung zu fördern. Auch seine philosophirenden Programme und manches Extemporisirte dieser Art gehört zu dem durchsichtigsten oder durchleuchtendsten jener antiskeptischen Krystallisationen, die aber mit dem Karfunkel der mittelalterlichen Romantiker und Leiermänner nichts gemein hatten. Auch durch Zudränglichkeiten der Bonaventura's und anderer Herrschgierigen erhielt er sein Institut und seine Laune ungestört.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 18. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Chr. G. Schütz, Darstellung seines Lebens, Briefe u. s. w.

(Beſchluſs.)

Wer als Menschenkenner lesen kann und zu combiniren versteht (was freilich schwerer ist, als das apriorische Construiren oder das dialektisch mythische Destruiren der Geschichte!) der wird aus den beiden Bänden, welchen hoffentlich der dritte bald folgen wird, zwar nicht ganz neue Gestalten, aber doch viele Züge in das literarische Zeitgemälde der nächsten Vergangenheit einzutragen finden. Mich selbst hat es erfreut, durch das im II. Th. S. 306—329 aus meinen längst vergessenen Briefen Mitgetheilte wieder an manche heitere Stunde und an Verhältnisse erinnert zu werden, aus denen uns nichts reuen darf. Ich bekenne den Wunsch, daſs ich gar gerne noch, was der zeitkundige Biograph seines Vaters aus den vielen Briefen von Griesbach auswählen wird, zur Reminiscenz zu lesen bekommen möchte. Der mannhafte Griesbach, wie oft steht er noch vor mir, mit seinem lächelnden Scharfblick, mit der Zuverlässigkeit und Nichtaufdringlichkeit seiner Forschungen, die auf den mühsamsten, vom Kleinen zum Umfassenden aufstrebenden Lucubrationen beruhten, mit der Umsicht, im Leben für Kirche und Staat wie in der Wissenschaft nur um des Praktischen willen der möglichst richtigen Theorie nachzuspüren, und dann zugleich mit jener aufrichtigsten, festen Biederkeit, den redlich dissentirenden nichts entgelten, den Jüngern von seinem Übergewicht nichts drückendes fühlen zu lassen! Daſs ich ihm, einem solchen Mann, die frühzeitige Einführung in akademische Wirksamkeit, von der mir Geistesausbildung und soviel inneres Glück abhieng, vornehmlich zuzuschreiben hatte, darüber und für sein lebenslängliches Vertrauen wird mein Dankgefühl nie verlöschen. Ich darf wohl bekennen, daſs, wie mir der gelehrteste, consequenteste und herzlichste supernaturalistische Dogmatiker, Dr. Storr, bei den abweichenden Überzeugungen oft zum Maasstab, was er mir entgegenzuhalten haben würde, geworden ist, ich ebenso bei exegetisch kritischen, psychologisch historischen, auch chronologischen Untersuchungen, welche auch nur nachzuprüfen jetzt nicht

modisch ist, mir gar oft den gegen Neues nie abgeschlossenen, aber auch nicht nachsichtigen Blick Griesbachs vergegenwärtigte, um, wie weit ihm meine Probabilitäten genügen könnten, voraus zu wissen. Ehrwürdige Zeit, die uns solche Vorbilder gewährte.

Jan. 1837. *Dr. Paulus.*

Arithmetik und Algebra, nebst einer systematischen Abhandlung der juristischen, politischen, kameralistischen, sowie der im Leben überhaupt vorkommenden praktischen Rechnungen. Von Dr. Anton Müller, groſsherzogl. Bibliothekar und Privatdocenten an der Universität zu Heidelberg. Heidelberg, Mohr, 1833. 8. *XII u.* 587 *S.*

Die Ausarbeitung und Herausgabe dieser Schrift ist zunächst durch den Umstand veranlaſst, daſs die praktische Arithmetik seit langer Zeit keine vollständige Bearbeitung erhalten hat, und deshalb dem Geschäftsmanne die Hülfsmittel, deren er bedarf, wenn es sich um wichtige Rechnungsfragen handelt, nicht zu Gebote stehen; ferner daſs, gröſstentheils wegen eben dieses Mangels, beim Unterrichte in gelehrten Anstalten auf Fragen aus der praktischen Arithmetik nur wenig Rücksicht genommen wird. Ein anderer Bestimmungsgrund lag in der Überzeugung, daſs die theoretische Arithmetik in manchen Punkten einer wesentlichen Verbesserung und Nachhülfe bedürftig ist.

Bei der Bearbeitung der theoretischen Arithmetik bin ich von der Ansicht ausgegangen, daſs die Angabe der Mittel und Wege, wodurch die Beantwortung der, durch die Bedürfnisse des Lebens (in der weitesten Bedeutung) hervorgerufenen Rechnungsfragen möglich wird, die Aufgabe der allgemeinen Arithmetik ist; der Mensch muſs sich durch sie befähigen, und für alle Fälle einen Haltpunkt in ihr finden können. Um aber diese Aufgabe richtig zu lösen hielt ich folgende Punkte fest.

Der Mensch, wie er aus dem Leben kommt, mit seiner Gewohnheit, nur das Einzelne zu nehmen, unterscheidet leicht an Gegenständen jene Eigenschaften, vermöge welcher sie als ein Ganzes constituirend genommen werden können. Die Fragen, welche in Bezug auf solche Gegenstände stellbar sind, sind zugleich so einfacher Natur, daſs ihre Beantwortung nicht schwer fällt. Deshalb, und weil keine Aufgabe denkbar ist, wo nicht wenigstens eine dieser Elementarfragen vorkäme, ist die Beantwortungweise derselben der erste Gegenstand der Beschäftigung.

Digitized by Google

Hierbei bleibt der gewöhnliche Mensch stehen; er sieht sich in den Stand gesetzt, in einem gewissen Kreise alle *einzelnen* Fragen zu beantworten. Allein die Einsicht schreitet auch weiter: man erkennt an vielen einzelnen Fragen ein Gemeinsames, man unterscheidet Fragen *derselben* und Fragen *verschiedener* Art; es wird Bedürfniſs, ein einfaches Mittel zur gemeinsamen Beantwortung der Fragen *einer* Art zu gewinnen, man kommt auf die Bildung und Festhaltung von Ausdrücken (Zahlformeln), wodurch man der Zurückschreitung zum einzelnen Falle überhoben wird.

Sobald aber Fragen *einer*, und Fragen *verschiedener* Art unterschieden werden, giebt sich auch bei Fragen verschiedener Art etwas Gemeinsames kund, wodurch sie verwandt werden, und ebenso stellt sich in den allgemeinen Beantwortungsweisen derselben eine überraschende Ähnlichkeit dar. Es wird deshalb ein weiterer Schritt gemacht, und die gemeinsame Beantwortungsweise von Fragen verschiedener aber verwandter Arten aufgesucht. Je gröſser dieser Schritt der Einsicht ist, desto schwerer ist er. Allein die Erkennung des Grundes, warum Fragen verschiedener Art verwandt erscheinen, führt zum Ziele: es beruht alles auf der Beziehung, in welcher die Gegenstände in den Fällen der einzelnen Arten zu einander stehen, und auf der Weise, wie diese Beziehung festgehalten wird. Ist dies eingesehen, so stellt sich auch das zur Zusammenfassung von Fällen verschiedener Arten, zur gemeinsamen Beantwortung ganz heterogener Fragen leicht dar.

Das Festhalten der gemeinsamen Beantwortungsweise von Fragen derselben Art, oder von Fragen verschiedener aber verwandter Arten führt unmittelbar zum Gebrauche allgemeiner Zeichen statt der einem besonderen Falle entnommenen Zahlen, und mit der Einführung dieser Zeichen (der Buchstaben) ist erst das Mittel zum Zusammenfassen aller Einzelnheiten gefunden.

Dies ist der Weg, auf dem der Mensch zur wissenschaftlichen Einsicht und Bildung sich emporarbeitet, also auch der Weg, auf dem der einer Leitung Bedürfende geführt werden muſs, auf dem die Entwickelung der Arithmetik zu geschehen hat. Demgemäſs habe ich zunächst die arithmetischen Elementaroperationen mit Bezug auf das Allgemeine der einschlägigen Fragen dargelegt; darauf gehe ich sogleich zum Zusammenfassen der Fälle von einerlei Art, und zu dem der Fälle verschiedener Arten über, und bewirke das Letztere durch die Einführung po-

Digitized by Google

sitiver und negativer Gröſsen; hieran schlieſst sich in natürlicher Ordnung die Buchstabenrechnung, und damit ist die Grundlage vollendet; auf welche die Theorie der Gleichungen und alles Übrige folgen kann.

Von den Entwickelungen der einzelnen Gegenstände erlaube ich mir zwei besonders anzuzeigen: die Theorie der negativen Gröſsen, und den Beweis der Realität der imaginären Gröſsen.

Sucht man sich die einfache Frage zu beantworten: unter welchen Bedingungen kommt man, nach den gangbaren Regeln der Arithmetik, auf negative Zahlen, als Resultate? so liegt das ganze Geheimniſs der negativen Gröſsen klar und offen vor. Es werde, beispielsweise, durch a das vorhandene Vermögen, durch b die Summe der Ausgaben bezeichnet, so wird man den Ausdruck

$$a - b$$

als Norm für die Berechnung des Vermögenstandes nehmen, jedoch unter der Bedingung, daſs immer a gröſser als b sey. Für jene Fälle, in denen die Ausgaben b gröſser als a sind, wird man dagegen den Ausdruck

$$b - a$$

als Norm aufstellen, oder man würde den ersten Ausdruck $a - b$ noch als Schema beibehalten, dem Resultat aber die Form $-(b - a)$ geben.

Bei näherer Betrachtung dieser Beispiele kann nicht wohl entgehen, daſs das Behandeln der Fälle der zweiten Art nach der Norm $a - b$ für die Fälle der ersten Art durchaus nicht nothwendig, sondern daſs es der freien Wahl anheimgestellt ist, die Norm $a - b$ oder $b - a$ zum Grund zu legen. Ist aber dies wahr, so fällt überhaupt die Nothwendigkeit der negativen Zahlen weg, und man steht mit der Einsicht auf dem rechten Punkte, nämlich die Zulassung oder den Gebrauch negativer Gröſsen als willkührliches Mittel zu betrachten.

So faſste ich die Sache auf, und bestimmte und entwickelte sie in der Weise, daſs ich in aller Vollständigkeit die Bedingungen zu eruiren und festzustellen suchte, unter welchen die Behandlung von Fragen verschiedener aber verwandter Arten nach gemeinsamen Normen geschehen kann. Dabei kam ich auf die bekannten Sätze. Dem Kundigen kann der groſse Unterschied zwischen meiner Darlegung und der sonst gangbaren nicht entgehen: bei mir erscheinen die erwähnten Sätze als Bedingungen, unter welchen der Gebrauch eines Mittels zulässig ist, eines Mittels aber, das man, nach völlig freier Wahl, gebrauchen

Digitized by Google

kann oder nicht; in der gangbaren Mathematik dagegen sucht man die absolute Existenz jener Sätze zu beweisen.

In Bezug auf die sogenannten imaginären Gröſsen ist die allgemein angenommene Argumentation folgende: »weil eine negative Zahl $-A$ nicht zweite Potenz einer andern Zahl seyn kann, so folgt, daſs $\sqrt{-A}$ eine unmögliche Gröſse ist.« Die Unhaltbarkeit dieser Beweisart fällt in die Augen, wenn man die Frage beantwortet: unter welchen Bedingungen kommt der Fall vor, daſs aus einer negativen Zahl die Quadratwurzel gezogen werden soll? Um die einfache Antwort leicht zu erhalten, statuire man zwei Reihen von Rechtecken, bezeichne durch a irgend eines der ersten, durch b irgend eines der zweiten Reihe, und setze fest, es soll die Differenz zwischen a und b in ein Quadrat verwandelt werden. Wird durch x eine Seite dieses Quadrates bezeichnet, so ist der für die Bestimmung der Gröſse des Quadrates dienende Satz

entweder $x^2 = a - b$
oder $x^2 = b - a$

je nachdem b kleiner oder gröſser als a ist. Verfährt man, so unterscheidend, so erhält man für x^2 nie eine negative Zahl; macht man aber die Unterscheidung nicht, legt also z. B. den ersten Satz $x^2 = a - b$ als Norm nicht nur für die Fälle, in denen a gröſser als b ist, sondern auch für jene, in denen b gröſser als a ist, zum Grunde, welches man, nach ganz freier Wahl, thun oder lassen kann, so erhält man für alle Fälle der letzteren Art die Bestimmungsnorm

$$x^2 = -(b - a)$$

Wie in diesem Beispiele, so tritt nun überhaupt der Fall, daſs aus einer negativen Zahl die Quadratwurzel gefordert wird, nur dann ein, wenn die Fälle zweier verschiedener aber verwandter Arten nach einem einzigen Gesetze behandelt werden, welches Gesetz zunächst nur die Norm für die Fälle der einen Art ausdrückt.

Wird aber die Richtigkeit dieser Antwort — und sie ist wohl richtig — zugegeben, so muſs es einleuchten, daſs die bisherige Auffassungs- und Erklärungsweise der imaginären Gröſsen unhaltbar, daſs zwischen den Vordersätzen und dem Schluſssatze, welcher die Unmöglichkeit der Gröſsen von der Form $\sqrt{-A}$ ausspricht, logisch kein Zusammenhang ist.

Um meine Auffassungs- und Fixirungsweise kurz anzudeuten, nehme ich das obige Beispiel wieder vor, und wähle den Fall,

Digitized by Google

in welchem das Rechteck b gröſser als a ist. Legt man die für die Bestimmung des Quadrats dienende Vorschrift $x^2=b-a$ zum Grunde, so erhält man für die Angabe der Seite x den Satz

$$x=\sqrt{(b-a)}\,;$$

wird aber die andere Vorschrift $x^2=a-b$ zum Grunde gelegt, so ist der zur Bezeichnung der Seite dienende Satz

$$x=\sqrt{-(b-a)}=\sqrt{(b-a)}.\ \sqrt{-1}$$

Hier haben wir nun für eine und dieselbe Seite zwei Werthausdrücke: der eine wie der andere giebt an, daſs die Gröſse der Seite $=\sqrt{(b-a)}$ ist, in dem zweiten ist aber durch das Zeichen $\sqrt{-1}$ eine Beziehung festgehalten, in welche die Seite x dadurch gebracht worden, daſs man für die Angabe der Gröſse des Quadrats den Satz $x^2=a-b$ als Norm gebraucht hat. Diese Beziehung ist aber folgende:

Man kann die Quadrate, deren jedes die Differenz zwischen einem Rechteck a der ersten, und einem Rechteck b der zweiten Reihe ist, in zwei Gruppen vertheilen: in der einen (α) kann man jene Quadrate zusammenstellen, deren jedes die Differenz zwischen einem gröſseren Rechteck a der ersten, und einem kleineren Rechteck b der zweiten Reihe, oder deren gemeinsame Bestimmungsnorm durch den Satz $x^2=a-b$ festgehalten ist; in der zweiten Gruppe (β) aber kann man jene Quadrate vereinigen, deren eines jeden Gröſse nach dem Satze $x^2=b-a$, wo $b>a$ vorausgesetzt ist, bestimmt wird. Wählt man nun für die Angabe der Quadrate der Gruppe (β) eben den Satz $x^2=a-b$, welcher für die der Gruppe (α) Norm ist, so hebt man das Besondere der Quadrate in (β) auf, bringt sie mit jenen der Gruppe (α) in eine Klasse, und legt ihnen damit eine Eigenschaft bei, welche sie vorher nicht hatten. Durch diese Transferirung der Quadrate (β) ist die Seite x eines derselben in eine neue Beziehung gebracht, es ist ihr eine neue Eigenschaft beigelegt, und dies wird dadurch festgehalten, daſs man dem eigentlichen Werthausdruck $\sqrt{(b-a)}$ der Seite noch das Zeichen $\sqrt{-1}$ beifügt.

Wie mein Bestreben dahin ging, die sogenannten imaginären Gröſsen als ein Mittel zu fixiren, das zur Zusammenfassung heterogener Fragen und Gegenstände dient, das man aber, nach völlig freier Wahl, gebrauchen kann oder nicht, so habe ich auch darzuthun gesucht, daſs die Logarithmen negativer Zahlen, und von Zahlen der Form $A.\sqrt{-1}$ ebenfalls dazu dienen, eine Mannigfaltigkeit von Beziehungen der Gegenstände zu fixiren.

Digitized by Google

In der praktischen Arithmetik setze ich zuerst die allgemeinen Methoden, die bei praktischen Rechnungen vorkommen, auseinander; sodann folgt, in einzelnen Abschnitten, die Darlegung der Mischungsrechnungen, Münzrechnungen, der einfachen Zins- und Rabatt-Rechnung, der zusammengesetzten Zinsrechnung, Gesellschaftsrechnung, des Nachlasses am Pachtzins; hierauf nehme ich die Wahrscheinlichkeitsrechnung vor, zeige die beim Spiele vorkommenden Berechnungen, und schlieſse, nachdem vorher noch das Wesentliche von der Ordnung in der Sterblichkeit und von der Bestimmung der Lebensdauer beigebracht worden, mit der Berechnung der Leibrenten, Lebensversicherungen und Wittwenpensionen. Beim Vortrage der einzelnen Gegenstände war ich bemüht, das Wesentliche, auf das es ankommt, hervorzuheben, und keine Seite des Gegenstandes, die der Beachtung werth ist, unberücksichtigt zu lassen; dadurch wurde ich in der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf neue Fragen geführt, welche auf neue Branchen der Analysis hinweisen, auf deren ausführliche Behandlung ich aber, wegen der Bestimmung des Buches, mich nicht einlassen durfte; die gegebene Andeutung wird jedoch zur Anregung genügen.

Schlieſslich erlaube ich mir noch über zwei Beurtheilungen meiner Schrift ein Wort zu sagen. Die eine derselben steht im Jahrgang 1834 der Allgemeinen Schulzeitung S. 966, die andere in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, 1836. Bd. XVII, S. 51 u. ff.

Diese Recensionen haben zunächst das eigen, daſs die eine lediglich eine zweite Ausgabe der andern ist, und zwar so wenig verändert, daſs die Redaction der einen Zeitschrift von der der andern wegen Plagiat belangt werden könnte: ein gewisser Herr, der seinen Namen durch D. R. anzeigt, hat entweder aus Liebe zu seiner Recension oder aus besonderer Rücksicht auf meine Schrift, die Keckheit und den Unverstand gehabt, die erste Recension noch einmal abdrucken zu lassen, mit einigen unwesentlichen Veränderungen und Zusätzen.

Die Beurtheilung selbst, die der Herr D. R. in diesen zwei Ausgaben liefert, enthält so ziemlich Alles, was Unverstand, Bosheit, Ignoranz, Frechheit und Faulheit mit einander zu Stande bringen können. Wenn man die Kapitelüberschriften, welche in der Beurtheilung angegeben sind, abrechnet, so ist das Übrige, was als in meiner Schrift enthalten angeführt wird, so sehr das Gegentheil und ein ganz Anderes, daſs ich selbst in den Angaben

Digitized by Google

den Inhalt meiner Schrift nicht finden kann; gröſstentheils wird jedoch nicht gesagt, was ich gethan, und wie, sondern lediglich geschimpft und die Weisheit mitgetheilt, die der Herr R. aus einigen verdorrten Compendien geschöpft hat. In seines Geistes Armuth und Liederlichkeit führt Herr R. z. B. an, ich stellte mich, als ob die Darstellung der Wurzelgröſsen durch Potenzausdrücke mit Bruchexponenten von mir herrühre, während er, zu seiner Belehrung, in meiner Schrift die bestimmte Angabe, von wem die Bezeichnung eingeführt ist, hätte finden können. Ferner wird angegeben, ich wolle den imaginären Gröſsen dadurch Realität verschaffen, daſs ich z. B. $\sqrt{-49}=\sqrt{49}\cdot\sqrt{-1}=7\cdot\sqrt{-1}$ setze, und das sei doch eine so einfache und bekannte Sache, daſs er sich über mich wundern müsse. Wäre der Unverstand des Herrn R. sonst nicht so stark vorleuchtend, so könnte man an dieser Stelle sagen: si tacuisses etc. Endlich wird mir vielfach vorgeworfen, daſs ich die Gegenstände, namentlich die Logarithmen, unvollständig behandelt hätte: die Wahrheit ist aber, daſs Herr R., entweder weil er das Buch nicht gelesen hat, oder aus Bosheit, baare Lügen zum Besten giebt. Dem praktischen Theile spendet er sogar Lob, aber damit nichts ohne Hudelei und Darlegung seines Unverstandes hingehe, so wird unter andern Dingen behauptet, bei den Leibrentenrechnungen kämen viele geometrische Reihen vor, die ich nicht summirt hätte. Während diese Behauptung nun einerseits eine Lüge ist, so ist sie auch ein Beweis, wie der Herr in jener Partie zu Hause ist.

Daſs Herr R. in der zweiten Ausgabe seiner Recension anführt, es scheine ihm, als ob ich Ideen, die er in andern Recensionen ausgesprochen, aufgefaſst und zu benutzen gesucht habe; ferner, daſs in der ersten Ausgabe gesagt wird, es scheine, als ob ich Breithaupt's praktische Rechnungen vor mir gehabt habe, in der zweiten Ausgabe aber die Benutzung des Breithaupt'schen Buches als bestimmtes Factum angeführt wird, — dies und ähnlicher Plunder ist belustigend und keines weiteren Wortes werth.

Der saubere Herr R. ist übrigens dadurch bekannt, daſs er durch keine Abweisung seiner liederlichen Schreibereien abgeschreckt wird, den Redactionen kritischer Blätter seine Dienste anzubieten.

A. Müller.

Digitized by Google

Der Bäbu. Lebensbilder aus Ostindien. Aus dem Englischen übersetzt von Karl Andree. Erster Band. Leipzig, 1835. *Verlag von Ludw. Schumann.* 308 *S.* 8.

Der Anfang dieses Romans erregt nicht eben ein günstiges Vorurtheil für die Originalität des Verfassers. In dem Frühstück-Zimmer einer vornehmen englischen Dame zu Kalkutta harren zwei junge Männer auf die Erscheinung der schönen, geistreichen, gelehrten und tonangebenden Herrin des Hauses Lady Auguste Wroughton, als der Gemahlin eines Oberbeamten der ostindischen Compagnie. »Beide, heiſst es, waren Männer nach der Mode. und hatten sich folglich bemühet, der ihnen nicht recht zusagenden hindustanischen Kleidung so viel Ton zu geben, als sie nur immer vertragen konnte. Beide zeigten darin einen ganz verschiedenen Geschmack. Roderich Rivers hatte die Einfachheit seiner schlichten weiſsen Jacke durch eine geblümte, scharlachrothe Weste, die dicht mit einer Reihe goldner Knöpfe besetzt war, zu heben gesucht. Jeder einzelne Knopf aber trug die Figur eines mit gehörigerLunte versehenen Fuchses. Um den Nacken hatte Rivers ein schmales seidenes Halstuch geschlungen, das die Farbe seiner rothen Wangen, eine Seltenheit bei Leuten, die bereits längere Zeit in Bengalen gelebt haben, noch erhöhete. Das ganze Wesen des Mannes zeugte von einem Hange zur Pferde- und Jagdliebhaberei. Er war übrigens kurz und gedrungen von Gestalt und hatte etwas eingebogene Schenkel, wie sie bei passionirten Reitern häufig vorkommen. — Friedrich Mosely, obgleich nicht weniger sorgfältig herausgeputzt, trug in seinem Wesen einen ganz andern Charakter. Seine Weste hätte im Musterbuche des berühmten Londoner Schneiders Stultz sicherlich den Preis davongetragen; unter dem rund ausgeschnittenen Fallkragen sah man den Rand einer mehrgrünen Unterweste nur eben hervorstechen, etwa wie der Rand ein Gemälde einfaſst; dazu trug er eine schwarze Halsbinde à la militaire . . . . «

Genug; hat Ref. doch dieses Wenige mit Widerwillen abgeschrieben. Wann erscheint endlich in Europa der schaffende Genius (denn was vermag hier die Kritik?), der uns von dieser Misère erlösen, und Lesern, Buchhändlern und Schriftstellern eine Manier entleiden wird, die mit nichts Anderem beschäftigt scheint, als um einen oft winzigen Kern eine recht zierliche aber ungenieſsbare Schale zu bilden?

Digitized by Google

Von dem ersten jener schneidermäſsig geschilderten jungen Männer erfährt man in diesem ersten Bande des Romans nur höchst Unbedeutendes; er ist durchaus Nebenperson; der andre, Herr Mosely, ist zwar bestimmt, eine Rolle darin zu spielen, aber lange müssen wir uns mit der kahlen Versicherung begnügen, daſs der Mann mit der eleganten Weste ein Maler und Dichter ist, und erst Seite 100 erfahren wir zufällig, daſs »Mosely durch und durch ein redlicher, ehrenhafter Mann war«; aber bis dahin hatte er gerade nur so viel gesprochen und gethan, daſs man nicht unterscheiden konnte, ob er der beste Mann von der Welt, oder ein heimlicher Schurke sey, und er war, wohl gemerkt, dabei nicht etwa als räthselhafter Mensch aufgetreten, sondern höchst trivial geblieben. Auf derselben Oberfläche schwimmen auch die übrigen Charaktere des Verfassers; von ihrem englischen Convenienzleben in Ostindien erfahren wir allerdings das genaueste, und wir lernen die englischen Rosse Pluto und Nimrod psychologisch näher kennen, als manche Charaktere des Romans, deren Äusserlichkeiten halbe Seiten gewidmet sind.

Dies ist die tadelnswerthe Seite des Buches, die es mit vielen englischen und deutschen Kostumeromanen gemein hat, und bei der es uns recht begreiflich wird, wie die romantische Schule in Frankreich in ihren Romanen lieber des Teufels werden will, um doch eine Seele zu bekommen, als in dieser Körper- oder vielmehr Kleiderwelt der modernen Detailschilderung des Lebens untergehen.

Wenn man aber darauf verzichtet hat, eine innere Welt hier anzutreffen, so wird man sich in diesem Roman mit der äussern Welt doch allmählig befreunden, und es gibt hier, wenn auch nicht ästhetisch, doch historisch und ethnographisch mancherlei zu lernen. Vor allen Dingen ist das englische Gesellschaftsleben der höhern Klasse, das wir nach Ostindien verpflanzt hier zu schauen bekommen, mit einer Wahrheit und Genauigkeit geschildert, bei welcher mancher deutsche Romandichter in die Schule gehen dürfte. Dann erfahren wir über Europäer, Mohamedaner und Hindus und ihr Verhältniſs zu einander in Ostindien in den anschaulichsten Scenen mehr, als uns die ausführlichste Reisebeschreibung vielleicht je gegeben hätte: aus den Gesellschaftszimmern einer Biri-Bi oder vornehmen englischen Dame in Ostindien werden wir in den Kreis der Gentlemens von Calcutta und in ihre verschiedenen politischen Landesansichten eingeführt; ein andermal sehen wir einen Beamten und einen Nabob

Digitized by Google

einander gegenüber. Der Afghane Jussuff Ali Khan erzählt seine in das Mark des Romans einflieſsende Geschichte; dazwischen thut sich wieder ein englischer Maskenball, nach Ostindien verpflanzt, auf; ein englisches Wettrennen stäubt im December, dem fashionabeln Monat der Ostindier, vor Persern, Hindus, Malayen, Chinesen, Amerikanern und Engländern vorüber; und mit einemmal sind wir in die weitläuftigen Regierungs- und Gerichtsgebäude von Calcutta versetzt, ergötzen uns an der unendlichen Mannigfaltigkeit orientalischer Kostüme, und sehen den Oberrichter in hierländischer Form einen verwickelten Proceſs verhandeln.

Und durch dieses Alles schlingt sich eine der Erfindung nach keineswegs gemein zu nennende Novelle, welche das Hauptlebensbild aus Ostindien bildet und von der wir auf künstlichen Irrgewinden im ersten, bis jetzt erschienenen Bande dieser Übersetzung, im Wesentlichen Folgendes erfahren.

Bei Lady Wroughton ist das wunderschöne Töchterchen eines englischen Landpredigers, Eva Eldridge, eine weitläuftige Cousine dieser Geisteskönigin von Calcutta, angekommen, der zu Liebe, da sie um einen gestorbenen Bräutigam trauert, die Lady ihr geräuschvolles Haus vereinsamt, und nur wenige Freunde bei sich sieht. Jener todtgeglaubte Bräutigam nun, der Hauptmann bei den Truppen der ostindischen Compagnie, Heinrich Forester, ist der eigentliche Held dieses Romans, wenigstens im ersten Bande. Durch die wohlberechneten Bemühungen der Lady und ihres Freundes, des Dichters Mosely, der sich gelegentlich in die schöne und unglückliche Eva verliebt, sowie durch den wunderbarsten Zufall, der Forestern mit der Lady zusammenführt, erfahren wir, daſs Forester selbst der Braut seinen Tod nach England gemeldet hat, weil er durch ein unentrinnbares Verhängniſs in ein zärtliches Verhältniſs mit einer eingebornen Muhammedanerin verwickelt worden ist. Im Kampfe mit den Engländern war Dost Ali Khan, ein Häuptling des Georgischen Stammes der Afghanen, mohamedanischen Glaubens, gefallen, und seine Tochter Dilafroz aus dieses Nabobs Harem von einem Europäer geraubt worden. Diese Nachricht erhielt in seinem Heerlager der Bruder des Verstorbenen, Jussuf Ali Khan, und schwur, furchtbare Rache an den Mördern seines Bruders und dem Entführer seiner Tochter zu nehmen. Auf diesem Rachezuge begegnet ihm ein englischer Officier, der Abgesandte des britischen Befehlshabers, der ihm Frieden anzubieten gesandt ist; in dem Augenblicke sieht der Muhamedaner, daſs er von den meisten seiner Leute

schimpflich verlassen worden ist, und ist genöthigt, in die dargebotene Versöhnungshand einzuschlagen. Eine Erkennungsscene folgte. Der Officier (Heinrich Forester) ist — nicht der Räuber, sondern vielmehr der Retter der holden Dilafroz. Aber Jussuf hält ihn für jenen, und besteht mit ihm am andern Morgen einen Zweikampf, in welchem endlich Forester des Muselmanns Turban zerhaut und dieser mit blutendem Kopf in den Staub sinkt. Aus der Bewuſstlosigkeit erwacht, fühlt er sich gastlich gepflegt und seine Bruderstochter an seinem Lager. Ihr war kein Leid geschehen. Forester hatte sie mit Lebensgefahr vor den Beleidigungen der englischen Plünderer geschirmt. Dieser selbe hat dem verwundeten Feinde, der ihm Unrecht gethan, sein Zelt eingeräumt und pflegt ihn hier. Aber jenes rebengelockte Mädchen hat sich um sein Herz gerankt; und weil, wenn der Blick eines Ungläubigen auf eine unverschleierte Afghanen-Jungfrau fällt, sie niemals mit einem Manne ihres Stammes vermählt werden kann, so erbarmt sich Forester ihrer — er wird Mahomedaner, ſchlieſst seinen Liebesbund mit Dilafroz, wird Jussufs, seines Feindes, Freund, und erhält das Commando über jene Festung, die bisher das Eigenthum von Jussufs Bruder gewesen.

Dies alles war geschehen, ehe Forester nach England gegangen war und sich mit Eva verlobt hatte. Da ergreift ihn eine zehrende Krankheit, für welche der Arzt als einziges Rettungsmittel eine Rückkehr ins heimathliche Klima vorschlägt. Aber Forestern däucht es unmöglich, sich von der Geliebten zu trennen. Dilafroz, um ihn zu bestimmen und zu retten, macht ihn glauben, sie habe sich ertränkt. Dadurch hofft sie ihn sich zu erhalten und dereinst den aus England zurückgekehrten gesundet für immer besitzen zu dürfen. Nun hält sie Forester für todt, reist nach England, verliebt sich mit erneutem Lebensmuthe dort und kehrt als Eva's Bräutigam nach Ostindien zurück. Aber hier findet er Dilafroz lebend und ihren und seinen holden Knaben heranwachsend. Dieser lebende Beweis, daſs früher schon eine andere Zuneigung in seinem Herzen lebendig gewesen war, entschied bei ihm, trotz seiner neuen innigen Liebe, für Dilafroz, und er lieſs sich eine unverantwortliche Fälschung zu Schulden kommen: er schrieb an Eva, den Namen eines Andern miſsbrauchend, er sey nicht mehr am Leben. Es war besser, daſs Eva ihn für todt als für treulos hielt. Und damit Eva alle Hoffnung aufgebe, hat ihr nun Forester auf einem Maskenballe in Calcutta

Digitized by Google

seine eigne Todtenlarve vorgehalten, aber auf eben jenem Abentheuer auch träumend seine Liebe zu Eva vor Dilafroz verrathen.

Diese Geschichte ist der Kern, um welche sich der erste Band allen seinen müſsigen Gestalten, kurzweiligen Nebenereignissen und interessanten Aufschlüssen über Menschen und Leben in Ostindien dreht. Der Namensheld des Romans, der Bābu, Sirkar (Kassierer) des Sir Charles Wroughton, ein tückischer Hindu, Namens Brischmohun Bonurschi, tritt in diesem ersten Bande nur als Schurke in einem betrügerischen Processe gegen Jussuf auf. Dadurch ist ohne Zweifel sein Schicksal mit Forester und Dilafroz verflochten; ob er eine Hauptrolle in der Geschichte zu spielen hat, muſs die künftige Fortsetzung lehren.

Forester ist durch sein Verhältniſs zu einer mohamedanischen Eingebornen gewissermaſsen vor der englischen Gesellschaft gebrandmarkt, denn nie wird eine solche Vereinigung durch intellektuelle oder religiöse Bande inniger geknüpft, und selbst ein kühner Mann wird Anstand nehmen, einer sittsamen europäischen Jungfrau ein Verhältniſs zu gestehen, das sie zufolge den Grundsätzen, nach denen sie erzogen wurde, für lasterhaft und verabscheuungswürdig halten muſs. (S. 155.) Dies entschuldigt inzwischen Foresters Verbrechen gegen Eva in den Augen Lady Wroughtons nicht. Sie schlägt ihm die Bitte, sein Leben der Verlassenen zu verheimlichen, ab, und unterrichtet das Mädchen von Allem.

Eva (wie es der Verf. mit allen seinen Charakteren Macht, bisher äusserlich zwar aufs genaueste signalisirt als geistig in totaler Neutralität erhalten) entwickelt bei dieser Nachricht plötzlich eine ganz ausserordentliche Seelenstärke. »Mein Herz, sagt sie, muſs hier ganz aus dem Spiele bleiben. Hauptmann Forester ist mir fortan durchaus fremd, er hat Weib und Kind.« Auf die Frage, ob sie ihm vergeben könne, erwiedert sie: »Vergeben kann kein Weib eine Sünde, für deren Urheber sie nur Gott um Verzeihung bitten kann.« Und doch vermag sie es über sich, jetzt in einem Cirkel der Lady dem verlorenen Geliebten Aug' im Auge zu sehen. Mosely stellt ihn vor. »Herzlichen Dank, daſs Sie uns den Hauptmann Forester leiblich vorstellen, rief Sir Charles (Wroughton), denn ich habe von allen Seiten erzählen hören, er sey längst todt. — Gottlob, daſs dem nicht so ist (antwortet Forester), und daſs jenes Gerücht falsch war; ich hoffe noch manches Vergnügen auf Erden zu erleben. — Dahin gehört auch das, einer Dame wie Miſs Eldridge vorgestellt zu

werden, rief Wroughton. Beide verbeugten sich, ohne einander anzublicken.« (S. 273.)

In derselben Geſellſchaft kommt das belebte und geiſtreiche Geſpräch auch auf das Verhältniſs der Mahomedaner und der Hindus zu einander, und wir führen an, was der Vf. seine Perſonen darüber ſagen läſst, um die Behandlungsweiſe der eigentlich »oſtindiſchen Lebensbilder« in dem Buche durch ein Beiſpiel kenntlich zu machen. Zugleich wird das Urtheil über die Hindus, die man gewohnt iſt, ſich als äuſſerſt gutmüthige Menſchen zu denken, manchen Leſer überraſchen:

»Ich bin überzeugt, ſagt Foreſter, daſs alle Damen, die die ritterlichen Tugenden zu ſchätzen wiſsen, den muthigen, kriegeriſchen Charakter des muntern Muſelmanns dem intriguanten, hinterliſtigen, bedachtſamen, habſüchtigen, ſich ſelbſt marternden, düſtern Hindu vorziehen werden. Jener iſt abentheuernd, folgt dem Strome des Glücks, iſt luſtig und groſsmüthig, wenn es ihm lächelt, und ergiebt ſich in ſein Schickſal, wenn es zürnt; er iſt ungeſtüm, tapfer, und, wie ich zugeſtehe, etwas despotiſch, aber ſanfteren Gefühlen und Regungen leicht zugänglich; auch weiſs er Sitten und Einrichtungen des Weſtens beſſer zu ſchätzen und zu würdigen.«

»Ei, ei, Foreſter! rief Beavoir, Sie dürfen, wenn Sie auf das Urtheil der Damen ſich berufen, deren Einbildungskraft nicht blenden wollen. Dieſer Abentheurer, von dem mein Freund ſpricht, kommt überall hin, kommt überall hin mit einem ſcharfen Schwerte und einer leeren Taſche. Das erſte läſst er auf den armen Hindu fallen, und behandelt dieſen, als wäre er ein Hund; er zwingt ihn dann, die zweite zu füllen. Dankbarkeit und Ehrenhaftigkeit kennt er nicht; kurz zwiſchen dem Unterdrücker und dem Bezwungenen kommt es eben nur darauf an, wer das Glück auf ſeiner Seite hat. Die Geſchichte würde uns aber beſſer als die Romantik lehren, daſs nicht nur all das Unglück, welches gewöhnlich im Gefolge der Tyrannen zu ſeyn pflegt, von den Mahomedanern über die Hindus gebracht worden iſt, ſondern daſs auch die Laſter, welche jetzt unläugbar an den Hindus haften, eine Folge der Unterdrückung geweſen ſind. Sie werfen ihnen Ränkeſucht, Mangel an Ehrgefühl und Wahrheitsliebe vor, und Sie haben Recht; allein ſind ſie nicht eben durch ihre Zwingherren ſo ſchlecht geworden? Ihre mahomedaniſchen Dränger achteten weder Geſetz noch Recht, der Hindu war Gewaltthätigkeiten aller Art blosgegeben, und nirgends fand er Sicherheit

Digitized by Google

und Schutz; da sah er zuletzt, daſs er nur durch Ränke und Schliche, durch Pfiffigkeit, den Sturm von sich abwenden konnte; er stellte sich arm, er ward Heuchler, um nicht für reich zu gelten; da er sein Recht nicht auf geradem Wege erlangen konnte, nahm er zur Bestechung seine Zuflucht. Aus der Lage und dem Verhältnisse, in welchem bisher beide zu einander gestanden, läſst sich auch die Verschiedenheit ihres Charakters erklären. Auf der einen Seite finden wir alle Verbrechen der Tyrannei und Bigotterie, auf der andern Seite alle die widerlichen, unedeln Künste und Ränke, durch die der Unterdrückte sich zu sichern sucht.«

»Das Alles gebe ich zu, und mache dabei nur Eine Ausnahme, die jedoch von wesentlicher Bedeutung ist. Wir müssen nämlich nicht in Anschlag zu bringen vergessen, wie groſs die Versuchung war, welche hier mehr als irgend anderswo die Eroberer bestimmte, so und nicht anders zu handeln, als wie sie eben gethan haben. Bedenken Sie nur das Übergewicht der Brahminenkaste, welche die ganze Nation in geistiger Hinsicht von jeher bevormundete und beherrschte, und vergleichen Sie mit derselben die Mollahs, Imams, und Mollawis der Mohamedaner, die ohne alle irdische Macht sind und lediglich nach Tugend streben.«

»In Allem, was auf Priesterthum Bezug hat, pflichte ich Ihnen vollkommen bei.«

Der Charakter des Bābu scheint bestimmt jene theoretische Schilderung der Hindus praktisch zu bestätigen. Er tritt aber in diesem Bande erst gegen den Schluſs so auf, daſs sein Charakter durch seine Handlungen kenntlich zu werden beginnt. Auch das Motto des Buches muſs erst im Verfolge der Geschichte seine Anwendung erhalten. Es ist angeblich einer alten Handschrift entnommen und lautet so: »Alle Aristokratien in England, die der Geburt und des Reichthums sowohl als jene des Verstandes und Verdienstes, sind intolerant, und es ist zweifelhaft, welche von allen die unduldsamste seyn möchte. Alle aber sind zu überwältigen; nur eine einzige liegt ausserhalb alles menschlichen Bereichs, und das ist die Aristokratie der Haut. Wo weiſse Männer herrschen, wird der farbige stets als unter diesen stehend und mehr oder weniger als ein Wesen niederer Gattung betrachtet werden.

Der vorliegende Roman wird es jedoch nicht so weit bringen, uns zu beweisen, daſs die Aristokratie der Haut, sobald sie

Digitized by Google

in Miſshandlung ausartet, weniger barbariſch und unvernünftig sey, als der Miſsbrauch jeder andern Superiorität, und daſs es nicht ausserhalb des Bereichs menschlicher Vernunft, wohl aber vielleicht ausserhalb des Bereichs menschlichen Eigennutzes und der Leidenschaft liege, dem Übel gründlich abzuhelfen. Denn gesetzt auch, was doch noch nicht als bewiesen anzunehmen ist, alle Hautfarben ausser der weiſsen seyen durch eine moralische und intellektuelle Inferiorität bedingt: so würde daraus noch gar nichts von Widerwillen und Härte gegen die von der Natur stiefmütterlicher bedachten Racen folgen. Vielmehr, so gewiſs sich die Menschheit als eine groſse Familie zu fühlen und zu benehmen den Beruf hat, so gewiſs sollte sie gegen den Schwächeren und minder Begabten dasselbe Mitleid und dieselbe Schonung in ihren Institutionen wirken lassen, welche im engern Familienkreise das auch nur wenig cultivirte Gefühl verwahrlosten Kindern oder Geschwistern angedeihen läſst.

Die Übersetzung, in welcher wir das Buch erhalten, ist flieſsend und liest sich angenehm. Aufgefallen ist dem Beurtheiler nur das Imperfektum »siedete« statt »sott«. Während unsre gründlichsten Sprachforscher uns bewiesen haben, daſs unsre Sprache nicht nur eine einzige reguläre Conjugation besitzt, wie sie Adelung angenommen, und alle andern Verba sich in Irregularitäten zersplittern, fängt die Bequemlichkeit unsrer Schriftsteller an, die schöne, gegliederte Mannigfaltigkeit aufzuheben und allmählig eine häſsliche Regelmäſsigkeit einzuführen, die zu einer Gleichförmigkeit der Fäulniſs führen würde, wie wir sie z. B. in der neugriechischen Grammatik antreffen. Lesen wir doch schon nicht nur sehr häufig er haute statt er hieb, sondern auch bereits in manchen Tagblättern erfahren wir, daſs die und die Ständeversammlung sich über diesen und jenen Gegenstand berathete. Ref. glaubte auf diese Nachlässigkeit einen Übersetzer, der alle Anlage zu einem guten und correkten Styl entwickelt, aufmerksam machen zu müssen.

G. Schwab.

Digitized by Google

N°. 19. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

PHYSIKALISCHE LITERATUR.

1) *Die Beugungserscheinungen aus den Fundamentalgesetzen der Undulationstheorie analytisch entwickelt und in Bildern dargkstellt von* **F. M. Schwerd.** *Mit* 18 *zum Theil illuminirten Tafeln. Mannheim (und in mehreren Buchhandlungen)* 1835. *XII u.* 143 *S. gr.* 4. *mit XIV Tab*

Ref. beginnt die Übersicht der neuesten physikalischen Literatur mit diesem gehaltreichen Werke, welches mit vollem Rechte an der Spitze zu stehen verdient. Seitdem der durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn gleich ausgezeichnete Britte Thomas Young als neuer und gewiegter Vertheidiger der Undulationstheorie auftrat, zeigte hauptsächlich Fresnel, wie sehr diese durch die damals schon bekannten Beugungserscheinungen unterstützt werde. Hauptsächlich aber war es Fraunhofer, welcher ein wahrhaft unermeſsliches Feld neuer und höchst interessanter Erscheinungen eröffnete, dessen weitere Bearbeitung das Publikum von diesem Koryphäen in der Optik mit Sehnsucht erwartete, als ein frühzeitiger Tod ihn seinem schönen Wirkungskreise entriſs. Die Phänomene, welche Fraunhofer mit seinen unvergleichlichen Vorrichtungen erzeugte, erregten freudiges Erstaunen, aber nur wenige Physiker waren mit den erforderlichen kostbaren Apparaten versehen, um sie selbst mit Leichtigkeit hervorzurufen, und so blieb man im Ganzen bei dem bereits Aufgefundenen stehen. Der jüngere Herschel vermehrte das Bekannte durch einige neue Thatsachen, im Ganzen aber war die Aufmerksamkeit seitdem vorzugsweise auf die Theorie und die Phänomene der Polarisation gerichtet.

Mit Recht kann unser Verf. nach Fresnel und Fraunhofer als der Dritte genannt werden, welcher nicht blos die Phänomene der Inflexion durch eine Menge neuer Thatsachen erweitert, sondern auch der Undulationstheorie durch diese eine neue bedeutende Stütze verschafft hat. Sein Werk, womit er das Publikum beschenkt, zeichnet sich zuerst durch die groſse Menge von Beugungsphänomenen aus, die er vermittelst einfacher und sehr wohlfeiler *) Apparate genau beobachtet, gemessen und be-

*) Der Verf. erbietet sich, die sämmtlichen zu seinen Versuchen gehörigen Vorrichtungen, womit man (im Besitze eines achromatischen Fernrohrs und, wenn man messen will, eines Theodolithen) die Versuche wiederholen kann, für die geringe Summe von sechs alte Louisd'or unter seiner Aufsicht anfertigen zu lassen.

schrieben hat. Es liegt zwar in der Natur der Sache, daſs die verschiedenen Modificationen der Inflexionserscheinungen zahllos seyn müssen, allein man fühlt dieses erst dann recht lebhaft, wenn man aus der Menge der hier nachgewiesenen auf die vielfachen noch möglichen Veränderungen schlieſst. Ausserdem sind nicht bloſs die Apparate und die Art, wie man sie in Anwendung bringt, nebst den Phänomenen, die dadurch hervorgerufen werden, so deutlich und vollständig beschrieben, daſs es bei einiger Übung im Experimentiren durchaus nicht schwer fällt, die sämmlichen Versuche zu wiederholen, sondern alle diese Erscheinungen sind einfach aus der Undulationstheorie abgeleitet, indem zuerst die allgemeinsten Gesetze der Wellenbewegung aufgestellt, durch Figuren versinnlicht, und dann auf die jedesmaligen optischen Erscheinungen angewandt werden. Alles dieses ist so einfach dargestellt, daſs es auch ohne Calcül verständlich seyn würde, wenn man sich bloſs an die Figuren und die zugehörige Beschreibung halten wollte. Ref. hält dieses für sehr nützlich; denn Viele, die sich gern mit optischen Untersuchungen beschäftigen mögten, werden durch die Schwierigkeiten der Formeln abgeschreckt, und die ganze Optik, die nun einmal ohne die Vorstellung von Gröſsen und Bewegungen nicht begriffen, mithin ohne geometrische Hülfsmittel nicht gründlich dargestellt werden kann, erscheint sonach den Laien leicht als ein Labyrinth mathematischer Künsteleien, worin ohne diese und ausser diesen weder etwas zu finden noch auch zu begreifen sey. Rücksichtlich der mathematischen Behandlung des Gegenstandes, welche hier aus leicht begreiflichen Gründen nicht fehlen durfte, legt der Verf. die zur Undulationstheorie gehörigen, durch Fresnel aufgestellten, Formeln zum Grunde, erweitert diese, und führt dann jede Erscheinung darauf zurück, so daſs die genaueste Übereinstimmung zwischen der Theorie und den Phänomenen erkannt wird, und man willkührlich jene aus diesen, oder noch leichter und in gröſserem Umfange diese aus jener ableiten kann.

Weiter ins Einzelne einzugehen würde überflüssig seyn, da diese Anzeige nur dazu dienen soll, die Aufmerksamkeit der Physiker und der Liebhaber der Naturlehre auf das gehaltreiche Werk zu richten, was ihnen sicher einen reichen Genuſs gewähren wird. Beiläufig möge noch die Bemerkung Raum finden, daſs der Vf. die Fraunhofer'schen Messungen der Lichtwellen zum Grunde gelegt, zugleich aber auch eigene angestellt hat, deren Resultate von jenen nur unbedeutend abweichen.

Digitized by Google

2) *Beiträge zur Aufklärung der Erſcheinungen und Geſetze des organiſchen Lebens, von G. R. Treviranus. Erſten Bandes Erſtes Heft.*

Auch unter dem beſonderen Titel:

Über die blättrige Textur der Kryſtalllinſe des Auges, als Grund des Vermögens, einerlei Gegenſtand in verſchiedener Entfernung deutlich zu ſehen, und über den innern Bau der Retina. Bremen 1835. *VI und* 80 *S.* 8. *Mit 2 Steindrucktafeln.*

Ref. bedauert, daſs dringende Arbeiten ihn verhinderten, dieſe gehaltreiche Schrift ſchon früher zu leſen, weil ihm dadurch während dieſer ganzen Zeit diejenigen Belehrungen entgingen, die ihm jetzt durch dieſelbe zu Theil geworden ſind. Das eigentliche, hier ausführlich behandelte, Problem, nämlich die vielbeſprochene Adjüſtirung oder Accommodirung des Auges für nahe und ferne Gegenſtände iſt ſchon früher vom Verf. in ſeinen ſchätzbaren Beiträgen zur Anatomie und Phyſiologie der Sinneswerkzeuge, Bremen 1828 fol. erörtert, allein die Phyſiologen wurden dadurch nicht von der aufgeſtellten Hypotheſe überzeugt, theils weil noch immer bedeutende Erfahrungen derſelben entgegenſtanden, theils weil zwar bewieſen wurde, daſs der bloſse Bau des Auges in Folge der eigenthümlichen Krümmungen der Cornea und der Kryſtalllinſe hinreiche, von Gegenſtänden aus ſehr ungleichen Entfernungen ein deutliches Bild auf die Retina zu werfen, nicht aber daſs dieſes auch für eine ſogenannte unendliche Entfernung möglich ſey. Inzwiſchen iſt die Aufgabe in dem vorliegenden Werke auf eine ganz andere Weiſe ausführlich und gründlich behandelt, und wenn der Vf. bemerkt, daſſelbe werde nur von Wenigen geleſen und verſtanden werden, ſo muſs Ref. wünſchen und hoffen, daſs er hierin irren möge, weil die höchſt wichtigen, darin enthaltenen, Wahrheiten allgemeiner bekannt zu werden verdienen. Allerdings iſt der Vortrag rein mathematiſch, allein die ſämmtlichen Berechnungen ſind vollſtändig mitgetheilt, und können daher von Jedem geprüft werden, der ſich die Mühe nimmt, ſie nachzurechnen; ſie gehören auſſerdem zu den elementaren der Analyſis, die wenigen vorkommenden Differentialformeln nicht ausgenommen, und können daher ohne tiefere Kenntniſs des höheren Calcüls leicht verſtanden werden. Zugleich ſind für Mathematiker von Profeſſion die erforderlichen anatomiſchen und phyſiologiſchen Thatſachen ſo deutlich angegeben, daſs es ihnen nicht ſchwer werden kann, der Darſtellung zu folgen.

Den Inhalt der Schrift einzeln anzugeben würde zu viel Raum erfordern, wir wollen ihn jedoch der Hauptſache nach bezeichnen. Daſs das Auge von Gegenſtänden in Entfernungen, die von etwa 8 par. Zoll bis zum ſogenannten Unendlichen verſchieden ſind, ohne weitere Veränderung ſeiner Geſtalt oder Verrückung ſeiner Theile deutliche Bilder auf der Retina zu erzeugen vermag, beruht im Weſentlichen auf zwei Bedingungen, zuerſt auf

dem blätterigen Baue der Krystalllinse, und zweitens auf einer ungleichen Weite der Pupille. Der Verf. äussert auf Veranlassung einer Bemerkung von Arnold, es sey ihm nicht bekannt, daſs Pouillet gleichfalls die Hypothese aufgestellt habe, die Zusammensetzung der Krystalllinse aus Lamellen von ungleicher Dichtigkeit und die verschiedene Weite der Pupille diene zur Erklärung der Deutlichkeit des Sehens in verschiedenen Entfernungen, inzwischen findet sich die hierher gehörige Äusserung wirklich in dessen reichhaltigem Handbuche der Physik *), jedoch nur als bloſse Hypothese im Allgemeinen angedeutet, unser Verf. dagegen liefert den geometrischen Beweis aus den bekannten Thatsachen der Lichtbrechung und den gemessenen Dimensionen der Theile des Auges. Zuerst untersucht er die Bahn der Lichtstrahlen bei einer aus gleich dicken Schichten von gleichmäſsig nach Innen wachsender Dichtigkeit bestehenden Kugel. Hiervon werden dann im folgenden Abschnitte (von p. 41 an) die erforderlichen Anwendungen auf das Auge, und zwar speciell das menschliche, gemacht. Der Verf. bemerkt zugleich, daſs die Krystalllinse keine Kugel sey, und daſs die angegebene Art der Schichtungen von gleicher Dicke und gleichmäſsig wachsender Dichtigkeit in der Wirklichkeit nicht stattfinde, allein niemand wird deswegen gegen den Schluſs etwas einwenden, daſs man zu keinen andern Mitteln seine Zuflucht nehmen müsse, um das deutliche Sehen aus ungleichen Entfernungen zu erklären, sobald dieses Problem aus dem eigenthümlichen Baue des Auges genügend gelöset werden kann. Pouillet gründet seine Hypothese hauptsächlich auf die Voraussetzung, daſs die einzelnen Schichten der Linse eine ungleiche Dicke haben, wobei man eine gleichmäſsige Zunahme der Dichtigkeit mindestens als höchst wahrscheinlich annehmen darf. So viel ist wohl nach den mitgetheilten Berechnungen unbestreitbar, daſs ein gewisses Verhältniſs der Dicke und der Dichtigkeiten bei den Lamellen der Linse aufzufinden seyn würde, aus welchem unter Mitwirkung der ungleichen Öffnung der Pupille und der eigenthümlichen Krümmungen der Oberflächen der Krystalllinse das Deutlichsehen ungleich entfernter Gegenstände vollständig erklärt werden könnte.

Auf die durch den Calcül gefundenen Resultate gründet dann der Verf. folgende zwei Hauptsätze, zuerst: »daſs die Veränderungen des Durchmessers der Pupille beim Nahe- und Fernsehen mit dem bewiesenen Gesetze übereinstimmen, wonach »dieser Durchmesser immer dem Producte aus dem Sinus des »Winkels, den die äussersten, von dem Objecte ausgehenden, »Strahlen mit der Axe der brechenden Fläche machen, in die »Entfernung des Objectes vom Mittelpunkte dieser Fläche, ent-

*) Elemens de Physique expérimentale et de météorologie. Par C. S. M. M. R. Pouillet. Paris 1829. Tome second, premiere partie, pag. 331 u. 332, §. 549, wo man auch einige der anderweitigen Hypothesen über dieses Problem findet.

»spricht, und demselben einen beständigen Werth gibt.« Dieses Gesetz auf das menschliche Auge angewandt, den Halbmesser der Hornhaut = 4 Lin. und ein Brechungsverhältniſs der wässerigen Feuchtigkeit = 1,3366 angenommen, gehören den Entfernungen von 100 Linien bis zur unendlichen die zwischen 1,064 und 1,1 Lin. wachsenden Halbmesser der Pupille zu, die sonach geringer sind, als die in der Erfahrung gegebenen, welches jedoch davon abgeleitet wird, daſs bei der Berechnung auf die Brechung der Cornea, deren Flächen noch obendrein verschieden gekrümmt sind, nicht Rücksicht genommen ist. Der zweite Hauptsatz heiſst: »daſs durch die Zusammensetzung der »Krystalllinse aus Blättern, deren Dichtigkeit nach der Mitte der »Linse zunimmt, die Abweichung der Strahlen von einem ge»meinschaftlichen Brennpunkte gemindert wird, und daſs dadurch »die von einem und demselben Punkte unter verschiedenen Win»keln ausfahrenden Strahlen innerhalb gewisser Grenzen auf eine »andere, der sonstigen entgegengesetzte, und mehr als diese dem »deutlichen Sehen angemessene Art gebrochen werden.« Auch in Beziehung auf diesen Satz sind die oben bereits erwähnten Voraussetzungen über den Bau der Krystalllinse angenommen, die in der Wirklichkeit nicht stattfinden, allein auf gleiche Weise gilt auch hierfür die ganz nahe liegende Folgerung, daſs die eigentliche Beschaffenheit der Schichtungen der Krystalllinse, wie sie sich in der Natur findet, noch weit günstigere Resultate liefern würde. Nach Messungen des Querdurchschnitts von Krystallkörpern, die in Weingeist erhärtet waren, soll die Dicke der einzelnen Schichten = 0,0005 Lin. gefunden seyn, und hiernach ihre Zahl 1500 betragen *), welche letztere in der Rechnung benutzt wird, um den Einfluſs der Schichtung bei der Linse genauer zu bestimmen. Ausser den beiden genannten Bedingungen miſst der Verf. mit andern auch der Turgescenz der Papillen der Retina einigen Einfluſs auf das deutliche Sehen in ungleiche Entfernungen bei, und um diesen gehörig zu würdigen theilt er die Resultate seiner mikroskopischen Untersuchungen über die Beschaffenheit der Marksubstanz des Sehnerven mit, die in anatomischer Beziehung von Interesse sind.

In einem dritten Abschnitte macht der Verf. Anwendungen seiner Theorie auf die Erscheinungen des Sehens, um die erstere durch die letztere zu unterstützen. Sehr beweisend in dieser Beziehung ist die Erfahrung, daſs kleine Gegenstände deutlicher gesehen werden, wenn man sie durch ein enges Löchelchen in einer Karte betrachtet, weil dieses die Pupille vertritt, die sich so weit nicht verengern kann, als erfordert würde, um in so geringer Entfernung zu sehen. Gleich wichtig ist eine andere Erfahrung, daſs Weitsichtigkeit unmittelbare Folge einer künst-

*) Es muſs hier nothwendig ein Druckfehler oder ein Rechnungsfehler obwalten, denn 2 : 0,0005 = 4000, welche Zahl für ω in die Formel eingeführt, die Resultate bedeutend abändern würde.

lichen Erweiterung der Pupille ist. Dabei wird nicht übersehen, was sehr wichtig ist, daſs man allezeit nur die Deutlichkeit des im Augenblicke des Sehens erzeugten Bildes unmittelbar empfindet, die des früher erhaltenen aber nur in der Erinnerung hat, und beide daher schwer genau mit einander verglichen werden, eine Wahrheit, wovon man sich augenblicklich überzeugt, wenn man zwei optische Instrumente mit einander zu vergleichen versucht. Ausserdem aber zeigt der Verf. als Resultat seiner Formeln, daſs, wenn ein Object aus irgend einer Entfernung bei angemessener Öffnung der Pupille deutlich gesehen wird, der Ort des Bildes durch eine Veränderung der Weite der Pupille, die den Winkeln von 40 bis 50 Minuten zugehört, nur unmerklich geändert wird, wodurch die Erfahrung Aufklärung erhält, daſs man auch dann bei ungeänderter Entfernung noch deutlich sieht, wenn die Pupille durch ungleich starkes Licht eine verschiedene Weite hat. Inzwischen ergiebt die Erfahrung übereinstimmend mit der Theorie, daſs bei einer in Folge wenigen Lichtes gröſseren Öffnung der Pupille die Bilder auf der Retina gröſser sind, weswegen Gegenstände in der Dämmerung oder im Nebel gröſser zu seyn scheinen, woraus sich zum Theil auch die Vergröſserung des Bildes der Sonne und des Mondes beim Aufgange und Untergange erklären läſst. Eine neue, aber sehr ansprechende und der Beachtung sehr werthe, Bemerkung ist endlich noch die, daſs ein in völliger Dunkelheit gesehener heller Punkt, z. B. ein glänzender Stern, in Folge des gleichzeitigen Einflusses der Finsterniſs und des Lichtes vielleicht wellenartige Bewegungen im Rande der Pupille hervorbringen möge, wodurch das erzeugte Bild sich stets verändern müsse, so daſs hieraus das Funkeln der Sterne zum Theil erklärbar werde. Dieses sogenannte Blinkern der Fixsterne ist gewiſs noch nicht genügend erklärt, und daher darf man die angegebene Hypothese keineswegs ganz verwerfen, wenn sie auch das interessante Problem nicht sofort aufzuhellen vermag.

Überblicken wir nochmals das Ganze, so ist nicht in Abrede zu stellen, daſs der Verf. das Problem zollständig gelöset habe, denn es lassen sich weder gegen die zum Grunde gelegten Gröſsenbestimmungen, noch gegen den darauf gebauten Calcül gegründete Einwendungen vorbringen. Das hier nachgewiesene Verhalten des Auges beruht also auf ausgemachten Thatsachen, statt daſs alle andere Erklärungen einer Adjüstirung desselben bloſs hypothetisch sind. Dennoch aber bleiben noch einige bedeutende Zweifel übrig, ob alle Erscheinungen nach dieser Ansicht genügend erklärt werden können. Dahin gehört hauptsächlich die Eigenthümlichkeit der sogenannten steifen Augen, die in einem gewissen normalen Abstande genau sehen, aber in gröſseren und geringeren Entfernungen keine deutliche Bilder geben, eine Beschaffenheit, die selten ursprünglich ist und meistens durch anhaltendes Sehen in bestimmte Entfernungen erzeugt wird. Dahin gehört ferner die bekannte Erfahrung, daſs es eine gewisse

Digitized by Google

Zeit erfordert, bis das Auge Gegenstände in gröſserer Ferne deutlich sieht, wenn es einige Zeit auf nähere gerichtet war, und die hiermit übereinstimmende, daſs anfangs Gegenstände nicht deutlich gesehen werden, die bald nachher mit bestimmten Umrissen erscheinen, obgleich sich die Entfernung nicht ändert, weswegen es bekanntlich so schwer hält, die genaue Gesichtsweite der Individuen zu bestimmen. Soll alles dieses aus der verlornen oder in ungleichem Grade vorhandenen Fähigkeit einer Verengerung und Erweiterung der Pupille erklärt werden, so wäre es sehr der Mühe werth, hierüber genügende Erfahrungen zu sammeln. Was der Verf. endlich am Schlusse von einer Concentrirung der Sehkraft auf einen einzelnen Punkt der Retina sagt, wie solche auch in der Extase und im Schlafwandeln insofern stattfinden soll, daſs die Sehkraft sich ganz von der Retina entferne und nach andern Centraltheilen des Nervensystems hinziehe, mögte Ref. insofern bezweifeln, als es schwerlich überhaupt eine der Concentrirung fähige, für sich bestehende, Sehkraft giebt. Die Sehkraft ist bei klarem und gut gebautem Auge das Resultat der Empfindlichkeit der Retina, mag dieselbe in einer gröſseren oder geringeren Ausdehnung vom erzeugten Bilde getroffen werden, ob aber das erzeugte Bild wahrgenommen werde, oder zur Apperception gelange, das hängt von der Aufmerksamkeit, von der psychischen Thätigkeit ab, mit Rücksicht darauf, daſs der stärkere Sinneseindruck den schwächeren verdrängt.

An diese Schrift schlieſst sich unmittelbar eine zweite:

8) *Neue Beiträge zur Physiologie des Gesichtssinnes von Dr. A. W. Volkmann, ausserordentl. Professor zu Leipzig. Leips.* 1836. 206 *S.* 8. *mit* 3 *Steindrucktafeln.*

Die Functionen des Gesichtssinnes sind so mannigfaltig, so zusammengesetzt, und so schwer in gehöriger Allgemeinheit und mit der nöthigen Bestimmtheit durch Berücksichtigung der zahlreichen bedingenden Umstände, und mit Ausscheidung der so leicht sich eindrängenden Eigenthümlichkeiten, aufzufassen, daſs gründliche Forschungen in diesem Gebiete stets willkommen seyn müssen. Hieraus, in Verbindung mit der Wichtigkeit des Gegenstandes, wird dann zugleich die Fülle der bereits vorhandenen Untersuchungen, und der vom Vf. bemerkte Umstand erklärlich, daſs man bei der Verschiedenheit der Ansichten, welche berühmte Physiologen und Physiker bereits aufgestellt haben, kaum irgend einer Meinung beipflichten kann, ohne zugleich in Widerspruch mit dem einen oder dem andern derselben zu kommen. Der Vf. hat im Ganzen mit groſser Unbefangenheit geprüft, durchgehends selbst, und meistens auf eine eigenthümliche Weise, experimentirt, und giebt die Resultate mit so lobenswerther Bescheidenheit auf gleiche Weise klar und bestimmt, daſs man ihm mit groſsem Vergnügen auf jedem Schritte folgt, und unwillkührlich in sich

Digitized by Google

das Verlangen fühlt, über das noch immer ungewiſs bleibende mit ihm zu verhandeln. Hierzu fehlt an diesem Orte der Raum, und Ref. muſs sich daher leider auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken, die sich füglich mit einer Anzeige des wesentlichsten Inhalts verbinden lassen.

Das erste Capitel über den anatomischen Bau des Auges, zunächst in Beziehung auf die Nervenfasern und Nervenkügelchen, überläſst Ref. den Anatomen von Fach, und übergeht der Kürze wegen das zweite über die Sinnesthätigkeit im Allgemeinen und das dritte über das nach Aussen Setzen der Gesichtsobjecte. Die interessantesten und wichtigsten Capitel des ganzen Werkes sind wohl ohne Zweifel die beiden folgenden, welche über den Stand (den Ort) des Netzhautbildchens und die Drehungen des Auges neue Aufschlüsse geben. Auf der Retina entsteht bekanntlich ein verkehrtes Bild des gesehenen Gegenstandes, für dessen Erzeugung, wenn wir uns der Bequemlichkeit wegen ein verticales, schmales Object vorstellen, die vom oberen Theile desselben oberhalb der Axe des Auges auf die Cornea fallenden Lichtstrahlen diese Axe irgendwo schneiden müssen. Der von der Mitte des Objects ausgehende, in der Axe selbst liegende, Lichtstrahl leidet keine Brechung (welches der Verf. durch die Äusserung p. 49, daſs selbst die Axenstrahlen der Lichtkegel nicht ungebrochen durchgehen können, sicher sicht zu bestreiten beabsichtigt), und so müssen nothwendig auch vom untersten und von allen andern Punkten des gesehenen Objectes Strahlen durch das Centrum der Linse gehen, wie Ref. schon an einem andern Orte bemerkt hat, ohne damit den Durchschnittspunkt der Hauptstrahlenbündel mit der Axe zu bezeichnen. Nehmen wir diese Strahlen von den beiden äussersten Enden des Objectes, so bilden diese den sogenannten Gesichtswinkel, dessen Spitze hiernach in der Linse läge, obgleich man sie, bei der Kleinheit des Unterschiedes, und wo es auf absolute Genauigkeit nicht ankommt, auch wohl in die Cornea setzt, die aber nach dem Verf. am richtigsten in den Durchschnittspunkt der Lichtstrahlen und der Axe hinter der Linse zu setzen ist. Diejenigen Lichtstrahlen, welche vor der Cornea oder vor der Linse die Axe schneiden, können sie hinter der Linse nicht abermals schneiden, woraus sich ergiebt, daſs nicht alle Strahlen in einem einzigen Punkte in der Axe concentrirt sind, was auch der Theorie und Erfahrung über die Erzeugung der Bilder hinter sphärisch-convexen transparenten Körpern zuwider seyn würde. Inzwischen existirt allerdings in der Axe des Auges ein physischer Punkt, wo die Hauptstrahlen sich durchkreuzen, um dann durch Vereinigung der zusammengehörigen ein Bild auf der Retina zu erzeugen. Bestimmte Angaben über die Lage dieses Punktes erinnert sich Ref. nur undeutlich irgendwo gefunden zu haben, unser Verf. aber construirte zur Auffindung desselben ein eigenes Instrument, Gesichtswinkelmesser genannt, und fand vermittelst desselben den Abstand des von ihm so genannten Kreuzungspunktes der

Digitized by Google

Sehstrahlen von der Vorderfläche der Cornea zwischen 0,422 und 0,522 par. Zoll, im Mittel alse 0,466 Zoll oder 5,592, in runder Zahl 5,6 par. Linien. Noch wichtiger, als dieses Resultat, und als eine interessante Erweiterung unserer Kenntniſs der Functionen des wunderbarsten aller Organe ist zu betrachten die aufgefundene Wahrheit, daſs dieser Punkt zugleich das Centrum der Drehungen des Augapfels ist. Die Versuche des Verfs. zur Begründung dieses Satzes sind allem Anschein nach streng beweisend; auch muſs man gestehen, daſs diese Einrichtung die einfachste und zweckmäſsigste war, welche die Natur dem Auge geben konnte, um die Verlängerung seiner Axe über die zu sehenden Gegenstände hingleiten zu lassen, und die Abstände der einzelnen gesehenen Punkte durch den Winkel, welchen die verschiedenen Richtungen der Augenaxe bilden, zu messen. Der Verf. erwähnt gehört zu haben, daſs das Fett der Augenhöhle selbst nach auszehrenden Krankheiten noch vorhanden zu seyn pflege, und betrachtet dieses als eine weise Vorsorge der Natur, damit das zum Rollen eingerichtete Auge in der leeren Höhle nicht schlottere. Ref. ist hierin nicht competent, meint aber, das Fett der Augenhöhle werde im krankhaften Zustande, und selbst durch Ursachen, welche die Lebenskraft deprimiren, sehr bald resorbirt, und erzeuge durch Zurückziehung des Auges das sogenannte hohläugige Aussehen; übrigens bleibt auch nach dem Schwinden eines Theiles des Fettes noch Zellgewebe genug, um ein eigentliches Schlottern des Auges in der engen Höhle zu verhüten, da krankhafte Affectionen des Körpers das Volumen des Augapfels nicht zu vermindern pflegen. Es verdient hier zugleich, wegen der Wichtigkeit der Sache, bemerkt zu werden, daſs mit dieser wälzenden Bewegung des Auges um den angegebenen Centralpunkt eine Veränderung der Form des Augapfels durch die Muskeln ganz unverträglich ist, insofern hiernach die Anspannung des einen nothwendig von einem Nachlassen des entgegenstehenden begleitet seyn muſs, und zugleich ist es eine interessante Aufgabe für die Anatomen, die eigenthümliche Thätigkeit der Muskeln, wie sie zur Erzeugung dieser wälzenden Bewegung erfordert wird, zur deutlichen Vorstellung zu bringen.

Zunächst kommt das Aufrechtsehen zur Untersuchung, worüber der Verf., wie billig, äussert, daſs dieses eigentlich keiner Erklärung bedürfe. Ref. hält alle Angaben über beobachtetes Verkehrtsehen durchaus für apokryphisch; denn abgesehen davon, daſs das Verhältniſs zwischen dem empfundenen Netzhautbildchen und dem Gegenstande zuverlässig durch den Tastsinn gegeben wird, schlieſst die unmittelbare Übertragung des empfundenen umgekehrten Bildes auf die Gegenstände einen Widerspruch in sich, indem ein mit dieser Fähigkeit behaftetes Subject die verkehrt gesehenen Gegenstände so zeichnen, und dann wieder gerade sehen müſste. Im siebenten Capitel, welches von der Schätzung der Gröſse handelt, folgert der Verf. in Gemäſsheit der von ihm aufgefundenen Lage des Drehpunktes im Auge, daſs für

den kleinsten Gesichtswinkel = 30 Sec. (die innere Axe des Auges mit Einschluſs der Hornhaut nach Treviranus = 0,816 Z. und den Abstand des Drehpunktes des Auges [von der Cornea] = 0,466 Z. angenommen, wonach also von da bis zur Retina 0,353 Z. übrig bleiben, den Abstand des Objectes aber = 48,466 Zoll genommen) der Diameter des kleinsten empfindbaren Bildes = 0,00006 Zoll seyn würde. Es sollen aber v. Bär's Schüler ein Haar von 1/60 Lin. noch in 28 Fuſs Abstand wahrgenommen haben, und dann betrüge die letztere Gröſse nur 0,0000014 Z., auch meint der Verf., jedes nur mittelmäſsige Auge erkenne ein Haar von 0,002 Z. Durchmesser in 30 Z. Abstand, was 0,000023 Z. geben würde, und es müſsten also die kleinsten Netzhautbildchen kleiner seyn, als die kleinsten Elemente der Retina, deren Maſs wir kennen. Es dürfte hierbei jedoch fraglich seyn, ob ein so (scheinbar) gesehenes Haar, welches, wie gewöhnlich gegen das Licht gehalten, in Vergleichung mit dem seitwärts einfallenden Lichte kaum überall empfindbares Licht reflectirt, eigentlich gesehen werde, und nicht vielmehr einen bloſsen Schatten erzeuge. Hiermit stimmen auch die im Nachtrage S. 201 mitgetheilten Erfahrungen überein.

Ref. würde zu ausführlich werden, wollte er dem Verf. wie bisher mit seinen Bemerkungen folgen, da der untersuchten Probleme zu viele sind, und es möge daher genügen, mit Übergehung der folgenden Capitel über Scheiner's Versuch, über die Richtung des Sehens und das Einfachsehen mit beiden Augen sogleich zu der wesentlichsten und vielbestrittenen Frage über die Accommodation des Auges überzugehen, nur sey es erlaubt, folgende Bemerkungen mitzutheilen. Der Ort des gesehenen Gegenstandes wird durch die Richtung der Augenaxen gegeben, weswegen die Bestimmung desselben den Schielenden so schwer, das Einfädeln einer Nadel aber nach dem Verschlieſsen des einen Auges fast unmöglich ist; die automatische Richtung der Augenaxen, und die hiermit zusammenhängende Bestimmung des Ortes, geht am überzeugendsten aus Herschel's interessantem Versuche hervor, welcher im Wörterbuche T. VIII. p. 777 mitgetheilt ist; die Unterscheidung der Farben aber, wo der Gegensatz zweier oder des weiſsen Lichtes fehlt, ist eins der schwierigsten Probleme, wie schon daraus klar wird, daſs beim Sehen durch ein langes, enges, inwendig geschwärztes Rohr alle Farben, mit Ausnahme des Gelben, fast gänzlich verschwinden. Die ganze folgende Hälfte der Schrift ist denjenigen Untersuchungen gewidmet, welche sich auf das Accommodations-Vermögen des Auges beziehen, oder damit in einiger Verbindung stehen. Natürlich konnte hierbei eine beständige Rücksicht auf die oben angezeigte Schrift von Treviranus und die frühere desselben nicht fehlen. Unser Verf. stellt die Gültigkeit der Resultate des Calcül's nicht in Abrede, was viel zugestanden heiſst, hegt aber dennoch viele Zweifel, die ihn hindern, der Ansicht jenes berühmten Physiologen beizutreten. Inzwischen läſst sich der gröſste

Theil der gemachten Einwürfe durch den Einfluſs der wechselnden Pupillen-Öffnung beseitigen. Wie bedeutend dieser sey, und wie leicht er erfolge, davon kann man sich überzeugen, wenn man sein eigenes Auge im Spiegel betrachtet, und dabei die Entfernungen wechselt. Ref. hat diesen Versnch oft bei verschiedener Intensität des Lichts angestellt, und sich dabei ausnehmend über die Beweglichkeit seiner Pupille gewundert, wodurch jedoch der oben von ihm gemachte Einwurf an Gewicht zunimmt, da sein Auge mit so beweglicher Pupille dennoch aus Entfernungen, die nicht eben bedeutend von der gehörigen Gesichtsweite abstehen, nur sehr undeutliche Bilder erhält. Mehrere der vom Verf. aufgefundenen oder bestätigten Thatsachen wird Treviranus zur Unterstützung seiner Ansicht benutzen, und wenn namentlich der nachgewiesene Drehpunkt im Auge ein unveränderlicher im strengsten Sinne ist, so fallen damit die meisten angenommenen Mittel der Accommodation von selbst weg. Die Resultate der Versuche mit Belladonna, die der Vf. anführt, scheinen keineswegs für ein Accommodations-Vermögen zu sprechen, denn weitsichtig war das Auge mit erweiterter Pupille allerdings geworden, wenn gleich der Bereich, innerhalb dessen mit ihm gelesen werden konnte, kleiner war, als bei dem gesunden Auge, was sich leicht aus krankhafter Affection desselben und dadurch verminderter Reizbarkeit erklären lieſse. Überhaupt ist es ein übler Umstand, daſs die Frage über die Accommodation des Auges blos aus der anderweitig vielfach bedingten Deutlichkeit des empfundenen Bildes entschieden werden muſs, und es könnte damit ebenso gehen, als mit der auf gleiche Weise geprüften Achromatie des Auges, die hiernach lange Zeit behauptet, und dennoch zuletzt durch fernere Versuche als nicht vollkommen vorhanden erkannt wurde. Das Problem wird vermuthlich noch eine geraume Zeit streitig bleiben, bis alle Einwürfe beseitigt sind; es ist jedoch sehr wichtig, daſs einmal eine so gründliche Basis durch Treviranus gegeben ist.

Wir fügen dieser Anzeige deutscher Originalwerke noch die einiger werthvollen Übersetzungen hinzu.

4) *Abriſs einer Geschichte der Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der physischen Optik. Von Humphrey Lloyd, Professor zu Dublin. Aus dem Report of the fourth Meeting of the British Association for the Advancement of Science. Lond.* 1835. *Übersetzt und mit ergänzenden Anmerkungen versehen von G. A. Kloeden. Berlin* 1836 196 *S.* 8.

Die Engländer haben in den neuesten Zeiten die Optik vorzugsweise bearbeitet, und die berühmten Namen Brewster, Airy und insbesondere Herschel verdienen in dieser Beziehung vorzugsweise genannt zu werden. Sowohl durch diese als auch durch andere Gelehrte ist diese Wissenschaft nicht blos erweitert, sondern sogar bedeutend umgestaltet, insbesondere durch fast allgemeine Aufnahme der Undulationstheorie. Lloyd giebt

Digitized by Google

hier eine sehr vollständige Übersicht des gegenwärtigen Zustandes der Optik, ohne die mathematischen Formeln, deren man sich gewöhnlich zur schärferen Bezeichnung der Sachen zu bedienen pflegt, und ohne erläuternde Figuren. Dieses geschah wohl, weil die Abhandlung zu einer Vorlesung in der Versammlung der brittischen Naturforscher bestimmt war; jedoch weiſs Ref. nicht, ob sie wirklich in dieser Ausführlichkeit gehalten ist, in welchem Falle sie nothwendig ermüdend seyn muſste. Ungleich geeigneter ist sie zum Lesen, denn sie ist sehr gelehrt, geht tief in das eigentliche Wesen der optischen Erscheinungen und Gesetze ein, und ist zugleich sehr bestimmt und klar. Alle Anwendungen, die nicht direct zur Erläuterung und Begründung der Gesetze über das Verhalten des Lichtes gehören, z. B. vom Sehen, sind weggelassen. Der Übersetzer hat ganz in diesem Sinne einige werthvolle Anmerkungen hinzugefügt, und die Schreibart ist so, das das Werk füglich als Original gelten könnte.

4) *Abriſs einer Geschichte der neueren Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Meteorologie. Von* J a m e s F o r b e s, *Professor an der Universität zu Edinburgh u. s. w. Aus dem Report of the first and second Meetings of the British Association cet. Lond.* 1833. *Übersetzt und ergänzt von W.* M a h l m a n n. *Berlin* 1836. *VI u.* 248 *S.* 8. *Mit* 3 *Tafeln.*

Der an die Stelle des bekannten L e s l i e gekommene J a m e s Dr. F o r b e s zu Edinburgh, allgemein geachtet wegen des Umfangs seiner Kenntnisse und seines regen wissenschaftlichen Eifers, gab in der ersten Versammlung der brittischen Naturforscher zu York 1831 und in der zweiten zu Oxford 1832 eine Übersicht dessen, was gerade jetzt zur Beförderung des Studiums der Meteorologie geschieht, und eine Bezeichnung des Standpunktes, worauf sich dieser Zweig der physikalischen Wissenschaften befindet, hauptsächlich in der Absicht, um mehrere der anwesenden Gelehrten zu veranlassen, einige noch dunkle Probleme durch neue, zweckmäſsig eingerichtete, Versuche aufzuhelfen, die auch wirklich angestellt, und deren Resultate in den späteren Versammlungen vorgelegt wurden. Es war dieses zugleich interessant und nützlich, denn in Groſsbrittannien herrscht sehr allgemein Liebe zu den Naturwissenschaften, inbesondere auch zur Meteorologie, es wurden daher bisher schon an sehr vielen Orten Witterungsbeobachtungen aufgezeichnet, hauptsächlich von den Geistlichen, jedoch trugen diese bis jetzt noch fast allgemein Spuren des Mangels an einer eigentlich genauen Kenntniſs der Sache. F o r b e s bezeichnet diesen Standpunkt, indem er sagt: »die meteorologi-»schen Instrumente sind meistentheils als Spielzeug betrachtet, »und auf die Beobachtung derselbrn ist nicht wenig Zeit und »Mühe verwandt worden, die ganz unnütz für irgend einen wis-»senschaftlichen Zweck erscheinen. Ja selbst von den zahlrei-»chen Tabellen, die einen höheren Werth als jene Beobachtun-

»gen haben, und die monatlich, vierteljährlich oder jährlich der »Welt bekannt gemacht werden, kann nur wenig specifische Be-»lehrung über irgend eine Hauptlehre oder ein Hauptfactum der »Wissenschaft erwartet, oder durch sie beabsichtigt werden. Sie »enthalten kaum das Geringste, was sich dazu eignete, einem »Abriſs über die Fortschritte der Meteorologie einverleibt zu »werden.« Wenn er aber zugleich den Satz ausspricht, daſs vor einer zweckmäſsigen Behandlung der Meteorologie zuerst das Wesen der Wärme-Erscheinungen näher gekannt werden müsse, wozu vorzüglich das Studium der Werke von Fourier und Poisson dienen könne, so dürfte es noch lange dauern, bis die Bearbeitung der Meteorologie nur beginnen kann, denn das Wesen und das eigentliche Verhalten der Wärme wird sobald nicht ergründet werden, da hier noch so viel zu thun vorliegt, so manche Schwierigkeiten noch zu beseitigen sind, und einige der wichtigsten Resultate der theoretischen Forschung mit ausgemachten Thatsachen im Widerspruche stehen; wie denn unter andern v. Humboldt noch neuerdings darauf hingewiesen hat, daſs Roſs bei seinem Winteraufenthalte zu Bootia felix eine geringere Wärme beobachtete, als Fourier und Svanberg dem Weltraume beilegen, wonach also in jenen, sicher noch nicht kältesten, Gegenden der Erde die Kälte mit der Höhe über der Erdoberfläche abnehmen müſste.

Nach dem Plane, welchen Forbes im Voraus angiebt, theilt er zuerst eine Übersicht der Literatur mit, die sich jedoch blos auf die Meteorologie von Daniell und das Handbuch der Physik von Pouillet bezieht; die Werke von Schübler und Kämtz waren ihm nur dem Namen nach bekannt, doch sind die wichtigsten Abhandlungen auch in französischen und selbst deutschen Zeitschriften von ihm nicht unbenutzt geblieben. Der Übersetzer hat indeſs keineswegs eine eigentliche Übertragung des Textes geliefert, auch sich nicht begnügt, diesen mit Anmerkungen zu begleiten, sondern er hat die Ergänzungen und Erweiterungen so geschickt eingewebt, daſs man nicht mehr erkennt, was aus der Originalschrift entnommen, und was von ihm zugesetzt ist. Bei einigen Anmerkungen, namentlich im Anfange, ist zwar bemerkt, daſs sie zugesetzt seyen, allein dieses läſst sich als bloſse Ausnahme betrachten. Somit dient die Abhandlung von Forbes nur gleichsam als Grundlage eines, wie der Übersetzer selbst sagt, mehr einem Compendium, als einer geschichtlichen Übersicht, gleichenden Werkes über die hauptsächlichsten Probleme der Meteorologie, wobei die im Originale gewählte Reihenfolge beibehalten ist. Hiernach folgt auf die genannte kurze Angabe der Literatur zuerst über die Beschaffenheit (hauptsächlich Zusammensetzung) der Atmosphäre, dann über die Temperatur, darauf über den Druck der Atmosphäre, hiernächst über den Feuchtigkeitszustand derselben, und endlich über die atmosphärischen Phänomene und Niederschläge, als die Winde, den Thau, den Regen, den Schnee und, nach einer Untersuchung der Luft-

elektricität, die Gewitter, den Hagel nebst dem Nordlichte. Hauptsächlich sind hierbei die reichhaltigen Arbeiten von Kämtz und Dove benutzt, die Quellen findet man sehr vollständig und genau angegeben, und somit dient also die Schrift denen, welche die gröſseren benutzten Werke und namentlich die in Poggendorff's reichhaltigen Annalen enthaltenen Abhandlungen nicht zur Hand haben, als ein reicher Schatz wissenswerther Thatsachen und der Resultate der neuesten gelehrten Forschungen im Gebiete der Meteorologie.

6) *Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde. Von Dr. Fr. Arago. Aus dem Französischen übersetzt von Carl v. Remy. Erster Theil. Stuttgart* 1837. *VI u.* 273 *S.* 8.

In der Vorrede wird bemerkt, daſs dem seit 1827 zu Paris jährlich erscheinenden *Annuaire presenté au Roi par le Bureau des Longitudes* (einem kleinen, eng gedruckten Toiletten-Almanach, worin ausser dem Kalender noch die Maſse und Gewichte, die Posten, die wichtigsten geographischen Ortsbestimmungen u. s. w. enthalten sind) meistens noch kürzere oder längere Abhandlungen unter dem Titel: *Notices scientifiques* angehängt zu seyn pflegen, die meistens die neuesten und interessantesten Gegenstände aus dem Gebiete der Physik enthalten. Ihr Verfasser, Arago, hat bekanntlich die Gabe, bei tiefer Gelehrsamkeit einfach und klar zu seyn, seine Darstellungen werden daher ausnehmend gerne gelesen, und es ist in der That zu verwundern, daſs nicht schon früher jemand auf den Gedanken kam, diese Abhandlungen entweder in der Grundsprache vereint herauszugeben, oder ins Deutsche zu übersetzen, denn sie sind nicht blos im Allgemeinen belehrend, sondern auch mitunter selbst dem Physiker von Fach unentbehrlich, welcher sich dann die einzelnen Jahrgänge, und damit zugleich die fast unverändert wiederkehrenden Sachen anschaffen muſs, von denen er keinen Gebrauch machen kann. Ebenso sind auch in den meisten Jahrgängen der Connaissance des Temps, namentlich denen aus dem laufenden Jahrhundert, sehr gelehrte Abhandlungen enthalten, die man selbst in Frankreich nicht von der blos für Astronomen von Fach geeigneten Abtheilung getrennt erhalten kann. Ref. zweifelt daher keinen Augenblick, daſs die vorliegende Übersetzung Beifall finden werde, nur vermissen sicher die meisten Leser eine Angabe der Jahrgänge, woraus die einzelnen Abhandlungen genommen sind, insofern man oft veranlaſst wird, zum Originale überzugehen.

Die in diesem ersten Theile enthaltenen Abhandlungen sind: zuerst die weitläuftigste unter allen, über die Dampfmaschinen. Man findet darin eine sehr ausführliche Geschichte der Erfindung dieser neuerdings so berühmt gewordenen Apparate, worin mit tief eingehender Kritik die Ansprüche der verschiedenen Gelehrten an diese Ehre geprüft werden. Unser Verf. legt sie dem Salomon de Caus um das Jahr 1615 bei, den er zugleich seiner Nation vindicirt, obgleich anderweitig erwiesen ist, daſs dieser

Digitized by Google

Heidelberger Professor ein Deutscher war. Daſs der von den Engländern so allgemein angenommene Marquis von Worchester nicht der Erfinder sey, läſst sich wohl genügend darthun, allein nach unserer Ansicht gebührt die Ehre entweder dem Heron von Alexandrien, welcher eine dem Segnerschen Wasserrade ähnliche Maschine durch Dampf in Bewegung setzte, oder dem Dionysius Papinus (von welchem Arago wohl nicht mit Unrecht sagt: »der Mann von Genie, der seinem Jahrhundert zu weit »vorausgeeilt ist, wird überall verkannt, in welchem Fache es »seyn mag«), denn dieser erfand den jetzt allgemein gebräuchlichen Embolus und die Stiefel mit Ventilen, statt daſs die Maschine des de Caus nur ein durch Dampf getriebener Heronsball ist, dem Savary das Saugwerk hinzufügte. Inzwischen erforderte die Construction der Maschine des Letzteren weniger technische Fertigkeit, und ihrem Erfinder standen bedeutende Hülfsmittel zu Gebote, statt daſs der Marburger Professor mit Mängeln aller Art zu kämpfen hatte, ein Umstand, welcher in der Geschichte der Erfindungen und wissenschaftlichen Leistungen überhaupt wohl berücksichtigt zu werden verdient.

Ref. darf des Raumes wegen dem reichhaltigen Inhalte nicht weiter folgen, und unterläſst dieses um so mehr, je sicherer die Schrift selbst sehr viele Leser finden wird. Die folgenden Abhandlungen betreffen die Artesischen Brunnen, gleichfalls mit genauen historischen Nachrichten über die ersten Versuche, solche Quellen aufzufinden. Es folgt dann die bekannte gelehrte Abhandlung über den Wärmezustand unserer Erdkugel, hierauf über den frostbringenden Mond und den Thau, worin die dem Monde fälschlich beigelegte Kälteerzeugung aus der bekannten Wärmestrahlung abgeleitet wird; demnächst eine kurze Zusammenstellung der den verschiedenen Thierarten eigenen Temperatur, und endlich über die ägyptischen Hieroglyphen. Überall findet man interessante Bemerkungen eingestreuet, und mitunter schwierige Probleme höchst anschaulich dargestellt, wie z. B. den Zusammenhang einiger Quellen mit der Ebbe und Fluth, wenn anders die Thatsache völlig begründet ist. Die Übersetzung, obgleich man sie als solche erkennt, ist sehr flieſsend, und der Druck correct, nur findet sich S. 131 ein leicht irre führender Druckfehler, indem 80 Millionen statt 80 Billionen steht.

7) *Die denkwürdigen artesischen Brunnen zu Oberdischingen in Würtemberg, in geognostisch-hydrographischer und constructiver Beziehung ausgeführt und dargestellt von A. E. Bruckmann, Architekt u. s. w. Mit einer Steintafel. Heilbronn* 1836. 60 *S.* 8.

Wir erwähnen diese kleine Schrift von dem Sohne des bekannten Verfassers eines ausführlichen Werkes über das Bohren artesischer Brunnen, dem Neffen des als praktischen Hydrotecten rühmlichst bekannten Bruckmann zu Heilbronn, weil der behandelte Gegenstand von allgemeinem Interesse ist, und die Ergebnisse solcher Operationen allezeit belehrend für diejenigen sind,

Digitized by Google

welche ähnliche Unternehmungen auszuführen beabsichtigen. Ausserdem ist es interessant, zu erfahren, daſs in einem Abstande, welcher nicht mehr als 260 Fuſs betrug, drei Bohrquellen mit einem reichlichen Ertrage zon Wasser, zusammen von 1408 Kubikfuſs in einer Stunde, aufgeschlossen wurden, welches bei allen beträchtlich über die Bodenfläche anstieg; auch wird der Geognost nicht ohne Interesse die Verschiedenheit der durchbohrten Schichten in einem so geringen Bereiche aus den Zeichnungen entnehmen.

Ref. erwähnt noch zwei Schriften, um sie nicht mit Stillschweigen zu übergehen, obgleich die Gesetze unseres Instituts verbieten, über inländische literärische Producte ein Urtheil zu fällen.

8) *Lehrbuch der Physik zum Gebrauche bei Vorlesungen und beim Unterrichte, von W. Eisenlohr, Professor der Mathematik u. Physik am groſsherz. Gymnasium in Mannheim. Mit* 8 *Tafeln. Mannheim* 1836. *VIII und* 448 *S.* 8.

Der Verf. befolgt die gewöhnliche Ordnung, indem er in 2 Abschnitten von der Beschaffenheit der Körper handelt, dann die Bewegungsgesetze folgen läſst, woran sich die Wellenbewegung und die Phänomene des Schalles schlieſsen. Die folgenden Abschnitte sind den Inponderabilien gewidmet, zuerst dem Lichte, darauf der Wärme und der Elektricität nebst Magnetismus, worauf das neuerdings entdeckte gegenseitige Verhalten des Magnetismus und der Elektricität zu einander unter dem Ausdrucke: Electrodynamik, zusammengefaſst wird. Veranlassung zur Herausgabe des Handbuches gab das Halten von Vorlesungen vor einem zahlreichen und ausgezeichneten Publikum, wobei der Wunsch ausgesprochen wurde, den Inhalt der Vorträge gedruckt zum Nachlesen zu besitzen.

9) *Beiträge zu einer künftigen Physiographie des Groſsherzogthums Baden und seiner Angrenzungen, in einer Reihe zwangloser Hefte. Herausgegeben von Dr. C. Fr. Wucherer. Erstes Heft. Freiburg* 1836. 22 *S.* 8.

Die Schrift enthält die vom Verf. im Jahre 1829 in der hiesigen Versammlung der Naturforscher und Ärzte gehaltene Vorlesung über die Cassinische Mittagslinie zu Karlsruhe, die dortige Abweichung der Magnetnadel, und Länge des Secundenpendels. Neues ist nicht hinzugesetzt, ausser einige literärische Nachweisungen.

Muncke.

Digitized by Google

N°. 20. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

SCHULSCHRIFTEN.

Die Entwicklung des deutschen Schulwesens bildet sich immer bestimmter in die einzelnen Anstalten aus, die von der fortschreitenden Cultur verlangt werden. Die Gelehrten- und polytechnischen Schulen neben einander, und die niederen Volksschulen scheinen sich in dieser Ausbildung schärfer von einander sondern zu wollen, und zwar wie ehedem nach den Stufen der Stände, so jetzt nach den Zwecken des Erwerbs; weshalb das Bedürfniſs der Gelehrtenschulen gegen sonst etwas zurücktritt. Da nun seit einigen Jahren, wo die Überfüllung der Adspiranten besonders unter den Theologen und Juristen unangenehm gefühlt wurde, die Frequenz auf den Universitäten in einer bemerkbaren Abnahme begriffen ist, so daſs gegenwärtig in den deutschen Ländern, deren Gesammtbevölkerung etwa aus 30 Millionen besteht, ungefähr 10,000 deutsche Studirende sich befinden, so wird sich in dieser Hinsicht die Zahl derer, die für den Gelehrtenstand unterrichtet werden, vielleicht bald ins Gleichgewicht setzen, und diesem wird denn auch die Abtheilung der vorbereitenden Schulen zeitgemäſs entsprechen. Die Hauptgrundsätze für jede Art derselben haben sich geltend gemacht, und hierin bringt die Literatur dermalen wenig Neues, aber die Nachrichten über die Art, wie sie in diesen verschiedenen Anstalten in das Leben eingeführt werden, hat dafür, wie Ref. früher einmal in diesen Jahrbb. äusserte, jenen literärischen Werth gewissermaſsen übernommen. In dieser Beziehung zeigen wir auch jetzt wieder einige Schulschriften an.

1) *Gelehrtenschulen.* Einer der verdienstvollsten Lehrer einer solchen vorzüglichen Anstalt, der schon früher auch durch Druckschriften wirksam gewesen, hat herausgegeben:

Ansichten über Erziehung und Unterricht in gelehrten Schulen. Eine Auswahl der Schulschriften von Dr. J. G. E. Föhlisch, Groſsherz. Bad. Hofr. und Director des Gymnasiums zu Werthheim. Erste Sammlung. Karlsruhe, in der Braun'schen Hofbuchhandl. 1836. *IX u. 380 S.*

Es sind Abhandlungen von 1814 bis zu 1834, und bezeichnen also für diesen Zeitraum von 20 Jahren zugleich eine geschichtliche Entwicklung dieser Ansichten. Die erste (v. J. 1814) redet *über die logische Wichtigkeit der Mathematik in Gymnasien, nebst einigen wissenschaftlichen Andeutungen.* Auch jetzt noch, seitdem dieser formale Nutzen der Mathematik allgemeiner anerkannt worden, ist diese Abhandlung den Schulmännern sehr zu empfehlen, da sie mit tiefer Sachkenntniſs den Gegenstand ins Klare setzt; sie zieht an durch die reiche

Digitized by Google

Belesenheit und den belebten Styl des Verfs. Sowohl die trefflichen katechetischen Proben als die Winke für eine nützliche Schullogik werden den Lehrern dienen. — Die zweite Abh. redet Über das Verhältniſs der Mittelschulen zu dem Geiste unserer Zeit (v. J. 1821). Unter dem provinziellen Ausdruck Mittelschulen werden nämlich die Gelehrtenschulen verstanden, und für diese wird sowohl die Idee ihrer hohen Bestimmung, als der Weg zur Ausführung, und zwar praktisch angegeben. Den sittlich bildenden Schulmann erkennt man überall, z. B. in folgender Stelle: »So zweckmäſsig die belobende Hervorhebung der Volkstugenden und namentlich der Vaterlandsliebe überall ist, so erfordert doch der Vortrag ihrer Beweise, vorzüglich aus der alten Geschichte zu unserer Zeit und vor einer christlichen Jugend, besondere Vorsicht. Die Aufopferungen eines Harmodius und Aristogiton, eines Mutius Scävola, M. Brutus u. A. sind daher nichts weniger als unbedingt zu empfehlen, sondern vielmehr aus ihren Triebfedern und dem sittlichen und wissenschaftlichen Bildungsgrade des Zeitalters zu erklären. Die höhere und friedlichere Ansicht des Lebens, welche die Christuslehre und Liebe der Welt verkündigt hat, verbannt alle feindselige Leidenschaften aus dem Herzen, achtet auch im verworfenen Gegner noch den Menschen, und opfert den Dolch der Rache dem Geiste der Liebe auf.« Diese Worte der Wahrheit in dem J. 1821 ausgesprochen, wo der politische Fanatismus die Jünglinge (und Knaben!) schon auf den Schulbänken ergriffen hatte, waren Worte zu seiner Zeit, und sind es noch. Wie oft wird in solchen Schulen durch eine falsche Bewunderung jener Männer unter Griechen und Römern das sittliche Gefühl und Urtheil verfälscht! — III. und IV. Über Menschenbildung durch das Schöne, mit besonderer Hinsicht auf Ton- u. Zeichenkunst, hauptsächlich in Mittelschulen (1823 u. 24). Hier geht dieser Freund des Schönen, von Schiller, Göthe und den Griechen geleitet, ins Einzelne, um zu zeigen, wie jener Unterricht die Seele zum Schönen und auch von dieser Seite zum Wahren und Guten erheben könne. Nachdem der zweiten Abth. der Verf. das Schillersche Wort vorgesetzt: »Was wir als Schönheit hier empfunden, — Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn«, führt er auf den tieferen Grund hin: »Der Bildungstrieb der menschlichen Natur erscheint in seinem innersten Wesen als Streben nach Entwicklung. Wie sich die Pflanze dem Lichte zuwendet, um sich an dessen Lebenswärme zu entfalten, so sehnt sich der lebendige Keim der Menschenkraft nach einem milden Reize der Erregung. Diese eingeborne Sehnsucht nach Selbstgestaltung ist das Wesen der Liebe, welche alle Geschöpfe bildet, und mit einander zu einem Höheren verbindend, sie zur Darstellung eines stets eigenthümlichen Urbildes emporzieht.« Daſs der Verf. nicht blos bei den ästhetischen Reflexionen stehen bleibt, die nur zu oft zur Einseitigkeit und Überschätzung jenes Einflusses führen, sondern praktische Anleitung, um das Zeichnen u. s. w. zweckmäſsig zu

Digitized by Google

üben, ertheilt, ist sehr zu billigen, und gibt dem Grundsatze, den er ausdrücklich ausspricht: »Die Menschenbildung durch das Schöne bezieht alle einzelnen Bestrebungen auf ein Höchstes und Göttliches«, seinen Werth auch für die Gymnasien. — Die Abh. V. u. VI. Über Zweck, Inhalt und Form der öffentlichen Prüfungen in Mittelschulen (1825 u. 26) sagen ebenfalls Vieles, und das mit Vernehmung pädagogischer Stimmen aus alter und neuer Zeit, das Beherzigung verdient; indessen wäre hier noch Manches zu erinnern, und die Hauptpuncte, an welche der Verf. aus seiner Gedankenfülle und Belesenheit Mehreres anknüpft, konnten kürzer gefaſst werden. Im Ganzen gibt der erfahrne Schulmann auch hier viel guten und anwendbaren Rath. — VII. Das Gymnasium, eine natürliche Vorschule der Philosophie (1832). Wir hören gerne, daſs der Verf. die allgemeine Bildung durch Sprachen, Geschichte und Mathematik auf classischem Wege begründet, und hierin »eine naturgemäſse Vorbereitung zur vernünftigen Beurtheilung der verschiedenen philosophischen Systeme der neueren Zeit« findet, nur halten wir es weder für naturgemäſs, noch für vorbereitend, wenn die Schüler schon kritisiren lernen. Vor der Mannesreife und der reinen Auffassung ist die Kritik nur die Mutter des Dünkels und Vorurtheils; sie kommt keinem Schüler, sie kommt nur dem Meister zu. Ein Lessing wurde ein solcher Meister, weil er auf der Schule keinen philosophischen Cursus gemacht, sondern sich mit reichen Schulkenntnissen genährt hatte. Wenn der Jüngling auf seinem Gymnasium und Lyceum schon ein Philosoph zu seyn wähnt, so wird er es nie werden. Der Vf. geht zwar von derselben Überzeugung aus, und sagt ausdrücklich, daſs der Widerstreit der allgemeinen wissenschaftlichen Grundansichten, welcher sich durch alle Wissenschaften und Lehrbücher derselben durchzieht, der Jugend, welcher der friedlichere Boden der historisch-wissenschaftlichen Bildung angewiesen ist, am besten noch völlig unbekannt bleibe«; allein wir glauben, er hätte noch weiter gehen und z. B. »eine kurze Darstellung des wissenschaftlichen Lebens der Griechen« nicht so, wie es S. 245 geschieht, mehr auf die Empfehlung von Andern hin, den Gelehrtenschulen empfehlen sollen. Er selbst spricht auch in dieser Abh. trefflich von der Schulbildung zur Philosophie durch Mathematik und Sprache, und von den Nachtheilen des Unterrichts in der Philosophie auf Schulen, aus einer umsichtigen, reichen Erfahrung. Das, was er aus seinen Schülerjahren seiner eignen Erfahrung hierin mittheilt, verdient in die Geschichte des Schulwesens aufgenommen zu werden. — VIII. Aphorismen über allgemeine Schulreformen, welche manchen guten Rath für die verschiedenen Arten der Schulen ertheilen.

Die drei letzten Aufsätze dieses Bandes: Erinnerungen an F. A. Wolf, als Lehrer und Pädagogen; dessen Abh. *De doctrinae atque institutionis discrimine commentatio;* Erinnerungen an Dr. A. H. Niemeyer, vormal. Kanzler der Uni-

Digitized by Google

versität zu Halle als Pädagogen; ein Beitrag zur neueren Geschichte der Pädagogik u. der gel. Schulen; — sind von uns schon damals, wie sie als einzelne Programme erschienen, in diesen Jahrbb. angezeigt worden (1834. N. 76. und im folgenden Jahrg.); in diesem Abdruck sind sie durch Anmerkungen bezeichnet. Überhaupt theilt der Verf. aus einem groſsen Schatz von Literatur und gelehrter Belesenheit in Text und Noten dem Leser so freigebig mit, daſs schon hierdurch sein Buch vorzüglich belehrend geworden, aber auch durch die eignen Gedanken, welche sich oft nur zu weit in ihrer blühenden Sprache ergieſsen, wird der Geist des gemüthvollen Verfs. sich den Dank der Schulmänner erwerben, welche sein Buch lesen.

Schätzbare Beiträge liefert ein anderer würdiger Lehrer an einer Gelehrtenschule, Herr Professor G. W. **Müller**, Rector des Gymnasiums zu Torgau, durch einige **Einladungsschriften** zu dortigen Schulfeierlichkeiten 1835 und 1836, welche geschichtliche Nachrichten über dieses Gymnasium ertheilen. Die Schulgesetze desselben vom J. 1828 stimmen zu dem aus Tacit. Germania vorgesetzten Motto: Plus boni mores valeant, quam bonae leges; die neueste Einrichtung v. J. 1835 ist in dem Programm von 1836 ausführlich angegeben. Sie verdient auch auswärts gekannt zu werden, da sie Treffliches enthält, das sich auch für andere Gymnasien empfiehlt, namentlich was die Privatarbeiten, den gegenseitigen Unterricht und die Beschäftigung der unteren Schüler durch obere betrifft.

---

2. **Polytechnische Schulen.** Wir geben hier nur eine historische Notiz von diesen in unserer Zeit so wichtig gewordenen Bildungsanstalten, welche wir der Schrift verdanken:

Die höhere technische Lehranstalt, oder die technische Abtheilung des herzogl. Collegii Carolini zu Braunschweig, nach Zweck, Plan und Einrichtung, unter Mitwirkung ihrer Lehrer dargestellt von dem Vorsteher derselben A. Uhde, Dr. phil., Prof. d. Mathem. u. Astronomie. Braunschweig bei Vieweg u. Sohn **1836.** *IV u.* **90** *S.* **8.**

Wir theilen unsern Lesern aus der Nachricht von der Stiftung des Collegium Carolinum im J. 1745 eine Kunde mit, welche wenig bekannt seyn dürfte, daſs nämfich der berühmte Abt Jerusalem den Plan zu dieser Anstalt gemacht, und sie mehrere Jahre geleitet. Er schreibt 1743 in dem Entwurfe zu diesem Plane: » Diejenigen, welche in den gröſsten Welthändeln der Welt nützen, die mit Einrichtung gemeinnütziger Anstalten, der Handlung, der Verbesserung der Naturalien, Vermehrung des Gewerbes und der Landwirthschaft umgehen, die sich auf mechanische Künste legen, die zu Wasser und zu Lande, über und unter der Erde das gemeine Beste suchen, machen einen eben so wichtigen Theil des

Digitized by Google

gemeinen Wesens als die Gelehrten aus. Und dennoch hat man bei allen Unkosten, die man auf die Einrichtung der Schulen und Akademieen verwandt hat, für diese bisher so wenig und oft gar nicht gesorgt.« Wir erfahren hieraus 1) daſs die Idee von technischen Bildungsanstalten für die Jugend neben den gelehrten von jenem berühmten Kanzelredner ausgegangen; 2) daſs derselbe sie schon damals in einer Bestimmtheit vorgezeichnet, wie sie sich erst nach nunmehr beinahe hundert Jahren entfaltet hat, (welches an ein Wort von J. P. Richter erinnert, daſs die Deutschen zwei Jahrhunderte brauchen, um etwas Gutes ins Leben zu setzen, das eine um die Miſsbräuche wegzuschaffen, das andere um das Bessere zu bewirken; — ob das nun ein Tadel oder ein Lob sey? denn wir denken: »gut Ding will Weile haben«); daſs also in jener Zeit, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo sich Mehreres zum Umschwung der Geistescultur vorbereitete, auch dieses wichtige Moment in der Cultur hervorkeimte. Diese Wichtigkeit liegt nunmehr vor Augen in mehreren blühenden Anstalten der Art, und so auch in dem vorliegenden Plane. Wir stimmen dem bei, was der in seinem Fache bereits dem Publicum rühmlich bekannte Vorsteher Dr. Uhde S. 5 sagt: »Die raschen Fortschritte der Industrie, die Vervollkommnung und Ausbreitung, ja das Entstehen solcher Wissenschaften, welche die Erzielung von Natur- und Kunstprodukten betreffen, meistens in Folge des kräftigen Aufschwungs der Naturwissenschaften in neueren Zeiten, die ausgedehnteren Beziehungen und die groſsartigen Verhältnisse und Institute des Handels — das Alles hat eine Steigerung der Forderungen bewirkt, welche gegenwärtig an den jungen Mann gemacht werden, der sich einem der genannten Fächer widmen will, daſs die bisherigen Mittel seiner Ausbildung keineswegs mehr für zureichend gehalten werden konnten.« — Von dem Plane selbst haben wir nicht weiter zu reden, als daſs die Gesammtanstalt, das Collegium Carolinum, nunmehr in drei Abtheilungen zerfällt: die humanistische, die merkantilische und die technische. Diese letztere ist es, deren Einrichtung hier ausführlich angegeben wird; sie hat ihre Aufgabe so hoch gestellt, daſs die Jünglinge in diesen Fächern es sehr weit bringen mögen.

---

3. Und nun noch die Anzeige eines Werkes für die Volksschulen, das unmittelbar für die Praxis bearbeitet ist, wie es denn auch aus derselben hervorgegangen. Es besteht aus mehreren Abtheilungen; die Titel sind:

a. *Lehrplan für die Elementar-Classe der Knaben-Zahlschule Sebalder Sprengels in Nürnberg. Herausgegeben von W. K. Schultheiſs, Lehrer an der Bildungsanstalt. Zweite verm. u. verb. Aufl. Nürnberg, im Selbstverlage des Verfassers.* 1835. *(Die erste Aufl. erschien 1829.) XVI u. 56 S. mit mehreren Tab.* 8.

b. *Lehrbuch für den Anfangsunterricht in Volksschulen und Privatlehranstalten von W. K. Schultheiſs etc. Im Selbstverl. des Verf.* 1835.

Digitized by Google

Erster Abschn. Der Leseschüler etc. 140 *S.* *Zweiter Abschn.* ***Sittenlehre*** *in Beispielen etc* 1te *Abth.* 192 *S.* 2te *Abth. Biblische Geschichten etc* 184 *S.* *Dritter Abschn. Der elementirende Schön- und Rechtschreibe-Schüler etc.* 32 *S. mit Tab.* *Vierter Abschn. Der elementirende Rechner etc.* 1r *Th.* 1835. (2te *Aufl.*) 68 *S.* *Fünfter Abschn. Anderweitig Gemeinnützliches etc.* 1836. 104 *S.* 3te *Abth. Leitfaden beim ersten Unterricht im Singen, u. eine Samml. leichter Singstücke etc.* 1836. 40 *S.*

c. *Das Schulhalten im neunzehnten Jahrhundert, oder vom Element an lückenlos fortschreitender, ineinandergreifender Unterricht für* 2080 *Lehrstunden in der Volksschule, von etc. Nürnberg, im Selbstverlage des Verfs.* 1835. (*XXXIV S. Vorr.*) *Methodenbuch zu dem Anfangsunterricht in Volkssch. u. Privatlehranst. etc. Erster Abschn. Denk-, Sprech-, Lese- u. Sprachübungen etc.* 2te *verb. Aufl. XVI u.* 72 *S.* — *Zweiter Abschn. Vorbereitung zum Unterricht in d. Religion f. Volksschulen etc.* 1te *Abth.* 1836. (*XXIV u.* 120 *S.*) — *Dritter Abschn. Der elementirende Schön- u. Rechtschreibe-Lehrer etc.* (3te *Aufl.* 1836. *XIV u.* 50 *S. mit Vorschriften.*) — *Vierter Abschn. Der Rechnenlehrer in Volksschulen; eine Anweisung, wie Kinder etc.* (2te *verb. Aufl.* 1835. 84 *S.*) — *Fünfter Abschn. Anderweitig Gemeinnützliches für Volkssch. etc.* (1836. 42 *S.*) 3te *Abth. Gesanglehre etc.* (1836. *VIII u.* 19 *S.*)

Der Verf. erzählt in der Vorrede von seiner Reise, die er im J. 1834 gemacht, auf welcher er auch den Unterzeichneten mit seinem Besuche erfreute, und theilt etwas aus dem Gespräche mit, worin ihm Ref. diese literärische Unternehmung wohlmeinend widerrathen, weil er pecuniäre Nachtheile für ihn besorgte, indem ein solches ausführliches Werk wohl nicht im Publikum hinreichend Unterstützung finden möchte, und weil dergleichen Bearbeitungen bereits mehrfach vorhanden wären. Die Entgegnungen des Verfs. bewiesen aber dem Rec. in Herrn Schultheiſs einen von dem wichtigen Zwecke seines Schulamts begeisterten und für denselben durchgebildeten Lehrer, weſshalb Ref. auch demselben unumwunden sagte, er halte ihn zum Lehrer geboren, und so möge er denn seine Arbeiten dem Druck übergeben. Herr Sch. erzählt das selbst in der Vorr. mit mehrerem Andern von seiner damaligen Reise. Ohne nun dieses Werk genau mit Bemerkungen zu durchgehen, welches weder dem Ref. möglich, noch unsern Lesern genehm seyn würde, glaubt Ref. daſs es sein Urtheil über den trefflichen Schulmann rechtfertigen wird, und wünscht es deſsfalls in die Hände recht vieler Lehrer an den Volksschulen. Der Grundsatz, der den Verf. zu dieser seiner Arbeit und in derselben geleitet, ist, daſs der Lehrgang in einer solchen Schule völlig lückenlos und wohlgeordnet für alles sey, was in jenen Schulen gelehrt werden soll. Allerdings gibt es allgemeine Gesetze solcher Anordnung, auch ist es belehrend für jeden Lehrer, wenn sie bis aufs Kleinste angewandt erscheinen: das aber kann nur als Beispiel, nicht als objectiv feststehende Norm gelten, ohne in einen Pedantismus und Mechanismus zu gerathen, welcher dem Verf. selbst zuwider ist. Denn es hängt dabei nicht nur Vieles von Umständen ab, sondern man muſs auch der persönlichen Ansicht des Lehrers so vieles in der Ausführung überlassen, daſs wir nie die des einzelnen noch so trefflichen Lehrers zur Norm machen dürfen. Jeder Lehrer mag seine

Digitized by Google

Manier haben, wodurch gerade er aufs beste wirkt, aber die Manier ist nicht Gesetz, und was dieses als objectiv geltend macht, soll sich zugleich subjectiv frei gestalten.

Schwarz.

Handbuch der Geographie von Dr. W. E. Volger, Rector am Johanneum zu Lüneburg. Vierte stark verm. Aufl. Hannover 1836. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. Erster Theil II u.* 711 *S. Zweiter Theil* 630 *S. in gr.* 8.

Die früheren Ausgaben dieses umfassenden Werkes haben wir bereits in diesen Blättern ausführlich angezeigt (vgl. Jahrg. 1828 S. 1225 ff., Jahrg. 1830 S. 1150 ff., Jahrg. 1832 S. 1128 ff., Jahrg. 1836 S. 825.). Indem wir nun auf jene früheren Anzeigen verweisen, haben wir in Beziehung auf die vor uns liegende neue Auflage besonders anzuführen, daſs der Herr Verf. derselben den gröſsten Fleiſs zugewendet. Die Bogenzahl ist nicht nur stärker als in den früheren Auflagen, sondern das Buch hat vorzüglich durch zweckmäſsige Einrichtung des reichhaltigen Formates und Druckes auch einen bedeutenden Zuwachs gewonnen.

Ein Handbuch der Geographie veraltet, wie der Herr Verf. selbst mit Recht in der Vorrede (S. I.) bemerkt, dem Bearbeiter desselben schon unter den Händen bei den täglich sich ereignenden Veränderungen und bekannt werdenden neuen Nachrichten. Doch hat Herr Volger bis zum letzten Termine, den der Drucker ihm zugestand, Alles benutzt, um jede bis dahin vorgefallene Veränderung einzutragen, oder mangelhafte Angaben von Darstellungen nach den ihm zur Kenntniſs gekommenen Nachrichten zu verbessern. Es stellt sich somit diese neue Auflage in der That als eine verbesserte dar.

Hautz.

Die Redaction bemerkt, daſs inzwischen auch von desselben Herrn Verfs. Lehrbuch der Geographie *Dritter* Cursus, die *zweite* verbesserte und stark vermehrte Auflage (auch mit dem besondern Titel: Vergleichende Darstellung der alten, mittleren und neuen Geographie, ein Lehrbuch für die obersten Gymnasialclassen), Hannover 1837, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandl. X u. 451 S. in gr. 8. erschienen ist. Wir verweisen auf die früheren Anzeigen 1832 p. 1123 ff. 1836 p. 824; die neue Auflage zeichnet sich durch gröſsere Vollständigkeit, Genauigkeit und Sorgfalt in allen einzelnen Angaben vortheilhaft aus und läſst die bessernde Hand des unermüdet thätigen Verfassers überall erkennen. Der correcte Druck und die würdige äussere Ausstattung gereicht der Verlagshandlung sehr zur Ehre.

Digitized by Google

GRIECHISCHE LITERATUR.

S. Gregorii, Nazianzeni Theologi, in Caesarium fratrem Oratio funebris. Graece. Secundum editionem D. Clemenceti ad optimorum Codicum MSS. fidem denuo recensuit, Annotatione illustravit, Scholiaque graeca Basilii minoris Caesareensis hactenus inedita adjecit L. de Sinner. Parisiis, apud Gaume fratres, bibliopolas, etc. **1836.** *XII und* 59 *Seiten in* 8.

Eine desto verdienstlichere Schrift, je kleiner die Zahl der Arbeiter in diesem Fache und je ungebahnter der Weg ist, den ein Herausgeber zu nehmen hat. Denn ausser Matthäi's Chrysostomus und Boissonade's, Krabinger's, Segaar's Commentaren zu Eunapius, Synesius, Gregor von Nyssa und Clemens von Alexandria fand Herr v. Sinner fast nichts, was ihm als Vorbild dienen konnte, als er einige Jahre hauptsächlich der Lesung berühmter Kirchenväter widmete, und mit der Herausgabe ihrer vorzüglichsten Werke umging. Das königl. Schulcollegium zu Paris kam ihm hier entgegen durch seinen Beschluſs *), auserlesene Reden der griechischen Kirchenväter in den Unterrichtsplan der dritten Gymnasialclassen Frankreichs aufzunehmen. Es fehlte an Schulausgaben: Herr v. S. besorgte daher einen Abdruck von Chrysostomus' schätzbarer Oratio in Eutropium eunuchum, wobei zwar Montfaucon's sehr lückenhafter Text zum Grunde liegt, aber mit Hinzufügung einer Auswahl von Lesarten der Pariser Handschriften, die dem Buche sehr gute Dienste leisteten. Auch erhielt es den Beifall des königl. Senats für den öffentlichen Unterricht, und der gelehrte Herausgeber fand sich dadurch veranlaſst, jenem Probestück diese, unserm Jacobs dedicirte, Trauerrede Gregors von Nazianz folgen zu lassen. Ja er ist Willens, in gleicher Art eine Anzahl ähnlicher Reden zu bearbeiten.

»Si libellus iste meus«, sagt er, »non displicet viris eruditis, si Senatus Regius scholis regendis praepositus laborem meum approbat, vires mihi crescent eundo. Sunt enim Orationes funebres SS. Patrum graecorum complures eaeque pulcherrimae, quae scholarum in usum denuo ut edantur imprimis sunt dignae. Quo in delectu judicium sequar acumenque viri illustrissimi A. Villemain *(Essai sur l'Oraison funèbre, in Mélanges historiques et litteraires, tom. 1.)*, in Senatu Regio instructionis publicae praesidis vices gerentis, Paris Franciae. Tres autem statuo ἐπιτάφίων horum classes: laudationes sunt sive parentum et fratrum sororumque; sive cujusdam e familia Imperatoria; sive magni Doctoris seu martyris. Ex prima classe edam, si Deo placet, S. Gregorii Naz. Orationes funebres in Gorgoniam sororem, et in patrem. In secunda classe comprehendentur S. Gregorii Nysseni ἐπιτάφιοι in Pulcheriam Theodosii Imp. filiam, et in Flaccillam Imperatricem,

---

*) Arrêté du Conseil Royal de l'instruction publique en date du 20. septembre 1836.

quibus ob parellelismi gratiam addi possunt Gemisti Plethonis laudationes Cleopes et Hypomones Imperatricum, editae hactenus, at pessime, paucissimisque notae. In tertia classe edi poterunt S. Gregorii Naz. Oratt. fun. in S. Athanasium, et in S. Basilium Magnum, et in eundem Oratio fun. S. Gregorii Nysseni fratris. His adjungantur, e martyrum aliorumque Sanctorum ἐπιταφίοις, S. Gregorii Nyss. et S. Joa. Chrysostomi laudationes Meletii, S. Basilii M. et Joa. Chrysostomi panegyrici S. Barlaam martyris. Ex S. S. Patribus Latinis vir illustriss. A. Villemain nobis indicat l. l. S. Ambrosii Mediolanensis Elogium funebre Satyri fratris, et ejusdem Consolationem de morte Valentiniani, itemque S. Hieronymi de morte Nepotiani ad Heliodorum Epistolam. Quominus autem quam citissime hanc, quam promittimus, collectionem Orationum fun. SS. Patrum absolvamus, multa sunt impedimenta. Ad S. Gregorium Naz. describenda sunt scholia graeca inedita Basilii, quem cum Fabricio *Minorem* nomino *); S. Gregorii Nyss. oratio gr., post Krabingeri egregium hac in re specimen, ad codd. MSS. denuo est refingenda; *commentarius omnino est scribendus talis qualem in SS. Patres gr. philologi concinnare nondum sunt aggressi.*«

Man ersieht hieraus die Bedeutsamkeit dieses Unternehmens, das, wiewohl zunächst auf Frankreich berechnet, auch im Auslande dazu dienen kann, sowohl griechische Sprachkunde zu vervollständigen, als besonders den Sinn der Studierenden auch auf christlich-religiöse Gegenstände zu richten, und die Bedenklichkeiten mancher Wohlmeinenden, als sey alte Literatur nichts als ein Tempel des Heidenthums, zu heben.

Was nun das vorliegende Buch selbst anlangt, so konnte Herr v. S. hierbei nicht einmal des sonst um griechische Literatur verdienten Auger Text benutzen, weil er zu fehlerhaft ist, sondern basirte seine Ausgabe auf den prachtvollen, wenn gleich ebenfalls nicht ganz korrekten, Abdruck des Benedictiners D. Clemencetus, wobei er den Codex Regius No. 524, aus dem 11. Jahrhundert, den Wansleben 1671 zu Nikosia in Cypern kaufte, von neuem verglich, und an einigen Stellen No 510, die allerälteste Handschrift des Gregorius, zu Rathe zog. Über die hinzugefügten Noten, Beweise grofser Belesenheit und gesunden Urtheils, erklärt er sich so S. VI: »Commentarium perpetuum eumque plenum dare nec volui, nec potui. *Unum est quod spectavi; demonstrare volui, S. Doctorem Theologum non solum bene graece, sed etiam antique eleganterque scripsisse.*«

Aus diesen Worten spricht der geschmackvolle Philolog, der von den Klassikern herkommt, und sie überall wiederfindet. Eine sehr verzeihliche Parteilichkeit. Denn eigentlich ist Alles, was unser Herausgeber hier an seinem gefeierten Autor rühmt, eine Unmöglichkeit im 4ten Jahrhundert nach Christus, zu welcher

---

*) Er war im 10. Jahrhundert Bischof zu Cäsarea in Kappadocien, und nannte sich selbst aus Bescheidenheit ἐλάχιστος, um nicht mit Basilius Magnus verwechselt zu werden.

Zeit Gregorius von Nazianz lebte. Auch würde der fromme Bischof selbst, wenn er von den Todten auferstände, dieses Lob antiker Eleganz von sich ablehnen. Nicht lange zierliche Prunkreden, wie er wohl in der Rhetorenschule gehalten und sonst geliebt habe, heiſst er zu Anfang des Ἐπιτάφιος seine Zuhörer von ihm erwarten. »Das war,« sagt er, »bevor ich zur höchsten Wahrheit aufblickte und Alles Gott gab, bei dem über Alles gilt: »»Gott für Alles zu achten.«« Niemals vermuthet Solches von mir, wenn ihr vernünftig urtheilen wollt!« Und seine Grabschrift, die er selbst verfaſste, lautet so (Anthol. Palat. vol. 2, pag. 560):

> Γρηγορίου Νόννης τε φίλον τέκος ἐνθάδε κεῖται,
> τῆς ἱερῆς Τριάδος Γρηγόριος θεράπων,
> καὶ σοφίῃ σοφίης δεδραγμένος, ἠΐθεός τε,
> οἷον πλοῦτον ἔχων ἐλπίδ' ἐπουρανίην.

> (Nonne's Sohn und des frommen Gregorius ruhet im Grab hier,
> Auch Gregor er genannt, Diener der heiligen Drei,
> Welcher weise die Weisheit erkor, unsträflicher Jüngling,
> Und sein Reichthum hier himmlische Hoffnung allein.)

Denn Gregor war auch Dichter. Ausser den 254 Epigrammen, welche die Anthologie unter seinem Namen aufbewahrt hat, wird ihm mit der gröſsten Wahrscheinlichkeit das bekannte, dem Euripides nachgebildete, Drama vom Leiden Chtisti zugeschrieben; und die überströmende Beredsamkeit seiner Reden selber ist halbe Poesie. »Ses éloges funèbres sont des hymnes«, sagt Villemain (Mélanges, t. 3. p. 350). Kurz, er war einer der begabtesten Theologen seiner Zeit, aber doch ein Geschöpf dieser Zeit, in welcher sich schon der Verfall des Geschmacks in Kunst und Wissenschaft sehr deutlich zeigte. Daher Mangel des schönen Maaſses reicher Mannichfaltigkeit, die wir in antiken Meisterwerken bewundern, und Einförmigkeit der Gedanken bei Überhäufung rhetorischen Bilderreichthums. Man höre nur §. 3: Πατὴρ μὲν ἐκ τῆς ἀγριελαίου καλῶς ἐγκεντρισθεὶς εἰς τὴν καλλιέλαιον, καὶ τοσοῦτον κοινωνήσας τῆς πιότητος, ὥστε καὶ ἄλλους ἐγκεντρίζειν πιστευθῆναι, καὶ θεραπείαν ἐγχειρισθῆναι ψυχῶν, ὑψηλὸς ὑψηλῶς τοῦ λαοῦ τοῦδε προκαθεζόμενος, Ἀαρών τις δεύτερος ἢ Μωϋσῆς, Θεῷ πλησιάζειν ἠξιωμένος, καὶ θείαν φωνὴν χορηγεῖν τοῖς ἄλλοις ἱσταμένοις πόῤῥωθεν, πρᾶος, ἀόργητος, γαληνὸς τὸ εἶδος, θερμὸς τὸ πνεῦμα, πολὺς τὸ φαινόμενον, πλουσιώτερος τὸ κρυπτόμενον. (»Mein Vater ward schön vom wilden Ölbaum auf den ächten gepfropft, und theilte der Fettigkeit soviel mit, daſs er auch Andern den Glauben und Sorge für die Seele einimpfte, hoch auf hohem Stuhl diesem Volke vorsitzend *), ein zweiter Aaron oder Moses, Gott zu nahen gewürdigt, und die göttliche Stimme den Fernstehenden voranzutönen, sanft, fern von Zornmüthigkeit, ruhiger Gestalt, der Geist feu-

*) Gregors Vater war ebenfalls Bischof von Nazianzus.

Digitized by Google

rig, bedeutend in der äussern Erscheinung, reicher im Unsichtbaren.«) Und von Cäsarius selbst §. 7: Ποῖον μὲν εἶδος οὐκ ἐπῆλθε παιδεύσεως; μᾶλλον δὲ ποῖον, ὡς οὐδὲ μόνον ἕτερος; τίνι δὲ παρῆκεν ἐγγὺς αὐτοῦ γενέσθαι, καὶ κατὰ μικρὸν, μὴ ὅτι τῶν καθ' ἑαυτὸν κ. τῆς αὐτῆς ἡλικίας, ἀλλὰ κ. τῶν πρεσβυτέρων κ. παλαιοτέρων ἐν τοῖς μαθήμασι, κ. πάντα ὡς ἓν ἐξασκήσας, κ ἀντὶ πάντων ἕκαστον, τοὺς μὲν πτηνοὺς τὴν φύσιν φιλοπονίᾳ νικήσας, τοὺς δὲ γενναίους τὴν ἄσκησιν διανοίας ὀξύτητι, μᾶλλον δὲ τάχει μὲν τοὺς ταχεῖς, σπουδῇ δὲ τοὺς φιλοπόνους ὑπερβαλὼν, κ. τοὺς κατ' ἄμφω δεξιοὺς ἀμφοτέροις. (»Welche Art von Kenntnissen ergriff er nicht? *) oder vielmehr: welche ergriff er nicht, wie ein Anderer kaum eine einzige? Wen lieſs er sich nahe kommen, auch nur ein wenig, und zwar nicht allein die von gleichem Alter, sondern auch Ältere und in den Wissenschaften ergraute, Alles wie Eins übend, und Eins wie Alles, die Feuerköpfe überflügelnd durch Arbeitsamkeit, die Unermüdlichen durch Scharfsinn, oder vielmehr die Raschen an Raschheit, die Arbeitslustigen an Eifer übertreffend, und die in Beidem Ausgezeichneten in Beidem?«) Welch ängstliches Wenden und Ausmalen des Gedankens, das auch dem kleinen Basilius aufgefallen seyn muſs, da er hierbei anmerkt: Συνήθη ταῦτα τῷ πατρὶ τὸ στρέφειν τε καὶ συνάγειν μετὰ κάλλους, (καὶ) τὰ τῇ φράσει συνεστραμμένα κ. κατηναγκασμένα ἁβρότερον ἀπαγγέλλειν. Zuweilen scheint unser Schönredner (denn das ist er, mag er wollen oder nicht, und schwerlich ohne geheimen Künstlerneid nennt er im 12. §. Julian μέγαν ἐν λόγων δεινότητι), gar mit der Heidenschaft zu kokettiren, indem er biblische Bilder, die den Christen geläufig sind, in ein gewisses milderndes Halblicht stellt, z. B. im 17. §., wo er den Verstorbenen so anredet: Σὺ δὲ ἡμῖν οὐρανοὺς ἐμβατεύοις, ὦ θεία κ. ἱερὰ κεφαλὴ, κ. ἐν κόλποις Ἀβραὰμ, οἵτινες δή οὗτοί εἰσιν, ἀναπαύοιο! (»Du aber geh' ein in die Himmel, o göttlicher heiliger Mann, und ruhe in Abrahams Schooſs, welcher Art er seyn mag!) Ein Beisatz, der fast ins Lächerliche schattirt.

Doch genug von solchen Muttermalen der Zeit! Dagegen stöſst man überall auf eigenthümlich Schönes und aus der Natur Geschöpftes, das von Herzen zu Herzen geht. So heiſst es §. 18: »Wie weit kam uns denn Cäsarius zuvor? wie lange werden wir noch den Abgeschiedenen beweinen? Streben wir nicht zu derselben Heimat? wird uns nicht bald ein gleicher Stein decken? werden wir nicht über ein Kleines derselbe Staub seyn? und unser Gewinn in dieser kurzen Lebenszeit, was wird er seyn als mehr noch der Übel, die wir theils sehen, theils leiden, theils vielleicht thun werden?« Und §. 23: »Was ist der Mensch,

*) Eigentlich war Cäsarius, Gregors jüngerer Bruder, ein geschickter Arzt, beliebt bei den Kaisern Constantius, Julian, Valentinian und Valens. Er starb frühzeitig zu Ende des Jahrs 368, oder im Anfange des folgenden.

Digitized by Google

daſs du sein gedenkst? Welch wunderbares Geheimniſs, das mich umschwebt? Klein bin ich und groſs, niedrig und erhaben, sterblich und unsterblich, ein Geschöpf der Erd' und des Himmels. Jenes hienieden, Dies mit Gott; Jenes im Fleisch, Dies im Geist. Mit Christus muſs ich begraben seyn, mit Christus auferstehen, mit Christus erben, Gottes Sohn, Gott selbst.« —

Wie man hier unter Rednerflitttern ächtes Gold findet, und zugleich sieht, was nachzuahmen und was zu vermeiden ist, so ist es auch auf der andern Seite interessant, Gregor's wahrem Charakter nachzuforschen, der durch Beschränkung und Vorurtheil, wie durch einen Nebel hindurchschimmert. Damals war keineswegs eine Zeit ruhiger Forschung und gegenseitiger Duldsamkeit. Zwar hatte, nach langen und grausamen Kämpfen, endlich unter Constantin die neue Religion gesiegt; aber die Gegenpartei war keineswegs vernichtet oder hoffnungslos. Kaiser Julian selbst, ausgezeichnet durch Geist und Muth, erhob sich öffentlich als ihr Vorkämpfer, nachdem er lange Zeit, an dem verächtlichen Hofe des Constantius, seinen Haſs gegen das Christenthum mit seinem abschreckenden Äussern, seinen Mönchen, seinen Asceten, seinen unter sich selbst hadernden Theologen, im Stillen genährt, und dagegen an dem heitern Anblick der alten Götter, wie Sänger und Bildner sie dargestellt, sowie an den Meisterwerken griechischrömischer Geschichtschreibung und Philosophie, sich erquickt hatte. Einsichtsvoll und scharfsichtig, wie er war, nahm er gute Einrichtungen der Christen willig an, aber im Ganzen betrachtete er sie als Schwärmer, deren Unwissenheit und Intoleranz er durch Nichtachtung beschämen müsse. Er verschloſs ihre Kirchen nicht, eröffnete aber die Tempel wieder; Viele strebten nach Märtyrerkronen, aber er belächelte diese Thorheit, wie er sie schalt, und bestrafte nur wirkliche Ruhestörer. (M. s. Joh. v. Müllers Allgem. Gesch. I. Bd. S. 490—498.) So hoffte er den Gährungsstoff zu neutralisiren, die Streitpunkte friedlich auszugleichen, und nach und nach den Glanz alterthümlicher Bildung wiederherzustellen. Ein chimärischer Plan, dessen Scheitern vorauszusehen war, und der die Erbitterung der Christen nicht so sehr hätte erregen sollen, als es wirklich geschah. Namentlich unser Bischof nennt Julians, von aller Gewaltsamkeit entferntes, Verfahren Wuth und satanische Hinterlist. (§. 11.) Wer möchte hier nicht an ihm irre werden? Wer nicht ebensosehr seinen Verstand als die Reinheit seiner Gesinnung in Zweifel ziehen? Und doch war Gregor unstreitig bei vielem Geiste auch, wie seine ganze Familie, ein Vorbild christlicher Frömmigkeit, die nicht mit schönen Worten zufrieden ist, sondern sich am liebsten in edler That zeigt. Wenigstens bestimmten sowohl Cäsarius, als seine Eltern, ihr sämmtliches Vermögen den Armen; jener im Testament, diese durch Schenkung bei Lebzeiten. —

Werfen wir jetzt noch einen kritischen Blick auf diese Trauerrede! Im Ganzen ist sie so beschaffen, wie man es von der Einsicht und Sorgfalt des Herrn v. Sinner erwarten konnte. Nur

Digitized by Google

einigemal stieſsen wir an; z. B. im 13ten §. an den Worten ὦ πατρὸς εὐτυχοῦς, wo man eher ἀτυχοῦς erwartet, da von Gregorius dem Vater die Rede ist, und ὦ παίδων δυστυχῶν folgt; wenn anders nicht Julian, dessen Worte es sind, den Greis wegen des Besitzes solcher Söhne glücklich preist, was etwas hart scheint. §. 6, wo es so heiſst: τίς μὲν ἄρχουσιν ἐκείνου τιμιώτερος; τίς δὲ τῇ πόλει πάσῃ, καίτοι γε διὰ τὸ μέγεθος πάντων ἐγκρυπτομένων, ἢ ἐπὶ σωφροσύνῃ γνωριμώτερος, ἢ ἐπὶ συνέσει περιφανέστερος; ist in den Worten καίτοι — ἐγκρυπτ. der Sinn unbeholfen ausgedrückt, wenn nicht gar σχεδὸν oder ein ähnliches Wort fehlt. Wenigstens erklärt Basilius, kein ungeschickter Scholiast, die Stelle so: καίτοι — μεγ. τῆς πόλεως Ἀλεξανδρείας δηλαδὴ, ὡς μέγιστης αὐτῆς ὑπαρχούσης, κ. διὰ τὸ μέγεθος πάντων σχεδὸν κρυπτομένων, κ. μηδὲ γνωριζομένων etc. Im 13. §. möchte man fast Ἄρ' οὐκ ἐδείσατε anstatt ἔδεισας vermuthen, weil Ἀλλὰ θαρσεῖτε folgt. Bekanntlich sind die Buchstaben σ und τ öfters verwechselt worden. §. 17 ist die Stellung der Worte καὶ Θεῷ φίλον κατὰ δύναμιν poetisch, und wahrscheinlich zu setzen: Θεῷ φ. καὶ τὸ κ. δ.

Und so nehmen wir denn Abschied von dem verdienten Herausgeber, und wünschen ihm Zeit, Lust und Kräfte, um so nützliche Arbeiten, zu welchen er vor vielen Andern Beruf und Gelegenheit hat, fortzusetzen. Auch den Verlegern danken wir für die schöne Ausstattung des Buchs, dessen Papier, Druck und Correctheit nichts zu wünschen übrig läſst, und ihre, sehr anzuerkennende, Vorliebe für diesen Zweig der Literatur von neuem bewährt. Bekanntlich drucken die Herren Gaume schon seit längerer Zeit die sämmtlichen Werke des Chrysostomus und des Augustinus, jene griechisch und lateinisch, in 26 Lieferungen zu 14 Franken; diese in 22 Lieferungen zu 7 Franken. Von jenen sind bereits 14 Lieferungen heraus, jede von ungefähr 500 Seiten in Groſsoctav, von diesen 7. Desgleichen veranstalteten sie, mit Benutzung der besten Hülfsmittel, wie sie Paris gewähren kann, schöne Ausgaben von Augustin's Schrift über die Musik, und von seinen Confessiones. Ehre, dem Ehre gebührt!

Σοφοκλέους Ἀντιγόνη, Sophoclis Antigona etc. Varietatem lectionis et Adnotationem adjecit L. de Sinner, Academiae Regiae Rothomagensis Socius. Paris. 1835 112 *S.* 8.

Herr v. Sinner rückt in seiner Ausgabe des Sophokles immer weiter fort, und wird, wie wir hören, in Kurzem auf höhere Veranlassung auch die bisher von ihm noch nicht bearbeiteten Stücke des Euripides (wir wünschen, auch Äschylus und Aristophanes) in gleicher Art ausstatten. Da wir früher unser Urtheil über dieses Werk in den Heidelb. Jhrbb. d. L. niedergelegt haben, so beziehen wir uns darauf, indem wir nur bemerken, daſs der Fleiſs des gelehrten Herausgebers bei der Auswahl der

Digitized by Google

wichtigsten Varianten aus Handschriften und Drucken der Pariser Sammlungen und sein Geschmack im Zusammenstellen der passendsten Erklärungen sich gleich blieben; sonach diese bequemen Ausgaben nicht allein den zahlreichen Liebhabern griechischer Literatur und Dichtkunst willkommen seyn werden, sondern bereitwillige Aufnahme, wie in Frankreichs Normalschule, so auch in die Lyceen und Gymnasien Deutschlands und der Nachbarländer, gar wohl verdienen. Daſs der Zweck solcher Bearbeitungen nur das Nothwendige erlaubt, ist klar, und kein billiger Beurtheiler wird daher Diatriben hier erwarten, oder Verweisungen aus einer Grammatik in die andere und überflüssigen Citatenprunk. Sogar, was neulich Jemand wünscht, ein ganz neu gearbeiteter Commentar aus Einem Guſs ist unnöthig, und es stört keineswegs, verschiedene Herausgeber und Gelehrte mit ihren eigenen Worten zu hören; vielmehr dient diese Manier zur Unterhaltung und verhindert mancherlei Miſsverständnisse, die beim Excerpiren und Verarbeiten (Umstylisiren möchten wir es nennen, eine sehr bedenkliche Sache) fast unvermeidlich sind.

Wir verbinden hiermit die Anzeige des folgenden Werkes, ebenfalls von Herrn v. Sinner für die wackern Brüder Gaume in Paris besorgt, und von ihnen elegant ausgestattet:

S. Joannis Chrysostomi in Eutropium eunuchum, Patricium ac Consulem, Homilia, secundum edit. D. Bernhardi de Montfaucon. Varietatem lectionis selectam e tribus Codd. MSS. Parisinis regiis adjecit L. de Sinner, Paris. 1836. *VIII u.* 24 *S.* 8.

Die Veranlassung dieser berühmten Kirchenrede ist bekannt. Chrysostomus entfaltet hier die ganze Kraft und Anmuth seines blühenden Styls. Herr v. S. benutzt ausser den auf dem Titel erwähnten drei Handschriften aus dem 10. und 12. Jahrhundert noch eine vierte, wiewohl selten und mit groſser Vorsicht, weil sie einen sehr abweichenden und interpolirten Text enthält; dann besonders die Ausgabe von Saville. Den Varianten ist meist das Urtheil des Herausgebers beigefügt.

Daſs auch spätere Schriften von solchem Werth mit Nutzen in den Schulen erklärt werden, und zur Abwechslung dienen könnten, ist keine Frage.

Konstanz. *F. H. Bothe.*

Digitized by Google

Philosophorum Graecorum Veterum praesertim qui ante Platonem floruerunt, Operum Reliquiae. Recensuit et illustravit Simon Karsten. Volumen primum. Pars altera. Parmenides. Amstelodami, sumtibus J. Müller et soc. 1835. (Mit dem Motto: *Antiquitas, quo propius aberat ab ortu et divina progenie, hoc melius ea fortasse, quae erant vera, cernebat.*) 211 *S. in gr.* 8.

Auch mit dem besonderen Titel:

Parmenidis Eleatae Carminis Reliquiae. De vita ejus et studiis disseruit, fragmenta explicuit, philosophiam illustravit Simon Karsten, phil. theor. Mag. Litt. doctt. instituti, regii belg. sodal. corresp. gymnas. Amisfurt. Rect. (Mit dem Motto des Parmenides: *Μηδέ σ' ἔθος πολύπειρον ὁδὸν κατὰ τήνδε βιάσθω, Νωμᾶν ἄσκοπον ὄμμα καὶ ἠχήεσσαν ἀκουὴν καὶ γλῶσσαν· κρῖναι δὲ λόγῳ* —)

Der Herr Vf., fortschreitend auf der Bahn, die er schon vor mehrern Jahren durch die Herausgabe der Reste des Xenophanes, als ersten Theils dieser Sammlung der Fragmente vorplatonischer Philosophie *), so ehrenvoll betreten, läſst in diesem zweiten Theile eine ähnliche Monographie über Parmenides folgen, die schon früher vorbereitet, in ihrem Erscheinen durch den Ausbruch der belgischen Unruhen verzögert wurde. Auch hier geht eine Untersuchung: *De Parmemidis vita et studiis* voraus, in welcher der Verf. die wenigen Nachrichten, die wir über das Leben dieses berühmten Philosophen erhalten haben, mit dem, was über seine Lehrweise und über die Art und Weise, die Philosophie zu behandeln, über deren Einfluſs und Bedeutung im Allgemeinen zu bemerken war, geschickt zu einem Ganzen zu vereinigen sucht. Daran schlieſsen sich von S. 26—48 die einzelnen auf uns gekommenen Bruchstücke, zu deren Zusammenstellung und Ordnung zwar auch schon von Andern, namentlich von Füllebern und Brandis, deren Verdienste auch dankbare Anerkennung bei dem Verf. finden, Rühmliches geleistet worden, die aber hier von neuem revidirt, in einem auch mehrfach berichtigten Texte, bei consequenter Durchführung der Jonischen Formen, vorliegen. Auch ist gegenüberstehend die lateinische Übersetzung beigefügt. Daran reiht sich von S. 49 an ein sehr genauer und ausführlicher Commentar, bestimmt alle einzelnen, einer Erklärung in sprachlicher wie sachlicher Hinsicht bedürftigen Stellen und Worte, welche in den Fragmenten Vers für Vers vorkommen, auf eine befriedigende Weise zu erklären. Um aber das Ganze zu vervollständigen, ist am Schlusse des Commentars, der einen groſsen Theil des Buches einnimmt, eine eigene Untersuchung *De Parmenidis philosophia*

*) Auch mit dem besondern Titel: *Xenophanis Colophonii Carminum Reliquiae.* De vita ejus et studiis disseruit, fragmenta explicuit, placita illustravit Simon Karsten etc. Bruxellis, sumtibus J. Frank, bibliopolae 1830. XXI und 208 S. in ähnlichem Druck und Format und ähnlicher Einrichtung. (Mit dem Motto aus Xenophanes: *ὡς καὶ ἐγὼν ὄφελον πυκινοῦ νόου ἀμτιβολῆσαι Πρεσβυγενὴς ἔτ' ἐών.*)

Digitized by Google

et placitis S. 131 ff. beigefügt, welche alle einzelnen Punkte in der Lehre des Parmenides, soweit sie uns bekannt ist, durchgehend, sie zu dem Ganzen Eines Systems zu verbinden sucht, um so eine möglichst vollständige Einsicht in die Philosophie des Parmenides, und in die Beziehungen derselben zu der Sokratisch-Platonischen Philosophie zu gewinnen, wobei ebensowohl alle Stellen der Alten, als die Untersuchungen der Neueren, namentlich der deutschen Gelehrsamkeit, die dem holländischen Verfasser durchaus nicht fremd geblieben, die gebührende Berücksichtigung, manche Stellen der Alten aber auch ein neues Licht erhalten, wie z. B. die allerdings schwierige und dunkle, vielfach miſsverstandene Stelle bei Cicero De Nat. Deor. (I, 11.) p. 244 seq. Wir können hier in dieser Anzeige nur im Allgemeinen auf die Schriſt, die gewiſs als eine wahre Bereicherung unserer Literatur anzusehen ist, aufmerksam machen und ihren reichen Inhalt nur im Allgemeinen andeuten; für den Freund der alten Philosophie wird es ohnehin keiner besondern Aufforderung bedürfen, durch ein specielleres Studium sich näher mit den in dieser Schriſt enthaltenen Forschungen und den dadurch gewonnenen Resultaten bekannt zu machen, selbst wenn ihm auch über manche Punkte Zweifel oder Bedenken entstehen sollten, die bei so schwierigen und dunkeln Gegenständen nie ausbleiben können. — Am Schlusse sind die nöthigen Sach- und Wortregister beigefügt. Druck und Papier, wie überhaupt die äussere Ausstattung, ist vorzüglich.

Gymnasii Bernensis annuas lectiones inde a die XIII mensis Aprilis habendas — indicit Dr. Georg. Ferd. Rettig, litt. antiqq. Profess., gymnasii h. t. Director. Insunt I. De Timaei Platonici initio Commentatio. II. Annales Scholastici. — Bernae, typis Caroli Staempfli. MDCCCXXXVI. 36 S. in 4.

Dieses Programm schlieſst sich gewissermaſsen als Fortsetzung den schon früher begonnenen Untersuchungen des Hrn. Vfs. über Plato, deren wir auch in diesen Jhrbb. 1835 p. 1124 gedacht haben, rühmlichst an. Inhalt und Tendenz bezeichnen hinlänglich die als Überschrift vorangestellten Worte: »*Veram in Timaeo de Reipublicae fine sententiam Platonem pronunciasse docetur.*« Der Widerspruch nemlich, der über Zweck und Anlage der Politie in Platons eigenen Äusserungen am Schluſs dieses Werkes und am Anfang des Timäus zu liegen scheint, wird hier einer näheren Untersuchung durch genaue Behandlung und Erörterung der Platonischen Stelle selber unterworfen, und so das in der Überschriſt ausgesprochene Resultat erzielt. Daran knüpfen sich dann auch weitere Erörterungen, namentlich über den innigen Zusammenhang der drei Dialogen, der Politie, des Timäus und Kritias, die so gewissermaſsen ein groſses Ganze bilden. Angehängt sind interessante Nachrichten über den Zustand und die erneuerte Einrichtung des Gymnasiums zu Bern, und dessen Verhältniſs zu der neu gegründeten Hochschule. *Chr. Bähr.*

Digitized by Google

N°. 21. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Geschichtliche Darstellung des Calvinismus im Verhältniſs zum Staat in Genf und Frankreich bis zur Aufhebung des Edikts von Nantes. Von Dr. Georg Weber, Vorsteher der lateinischen Schule zu Bergzabern in Rheinbaiern. Heidelberg 1836, *bei Mohr.* 372 *S.* 8.

Der Verfasser dieser Anzeige hat von Herrn Weber, wie die Leser dieser Jahrbücher aus einigen dem Buche vorausgeschickten Zeilen sehen werden, so gütige Beweise einer wohlwollenden Gesinnung und freundlichen Aufmerksamkeit erhalten, daſs ein allgemeines Lob von seiner Seite her sehr verdächtig seyn würde; er hat daher doppelten Grund seiner Sitte getreu zu bleiben. Diese Sitte besteht darin, daſs er anführt, was die Verff. der angezeigten Bücher berichten oder urtheilen, und sein Lob oder seinen Tadel über das Angeführte ausspricht, wo es dann gar oft der Fall seyn kann, daſs ein Anderer, nach andern Grundsätzen, lobt, was er tadelt, und tadelt, was er lobt. Er wird sich übrigens dieses Mal darauf beschränken, den Inhalt anzugeben und Proben der Ausführung mitzutheilen.

Was das ganze Buch und den Inhalt angeht, so gehört es zu den nützlichen Werken, an denen die deutsche Literatur lange Zeit hindurch groſsen Mangel hatte, in welchen eine Materie zugleich gründlich und aus den Quellen und dennoch so behandelt wird, daſs jeder einigermaſsen Gebildete das Buch mit Vergnügen lesen kann. Viele Gelehrte, die sich einen Ruhm oder eine Professur erschreiben wollen oder müssen, achten, wenn sie in unsern Tagen dergleichen Geschichten schreiben, worin von Religion und Disciplin, von Glauben und Kirche die Rede ist, nur allein auf eigentliche Gelehrte und auf Leute, die mit der Modetheorie des Tags bekannt sind. Sie wärmen den Quark alter theologischen Grübeleien wieder auf, oder faseln auch süſslich und frömmeln in weibischer Manier. Der Verf. hat diese Klippen glücklich vermieden, er schreibt ruhig und klar, und mit der Theologie hat er, wie schon der Titel zeigt, durchaus nichts zu thun.

Übrigens muſs Ref. einen Tadel gleich Anfangs aussprechen. Dieser betrifft den Titel. Der Verf. hätte sein gut geschriebenes und nützliches Buch Kurze Geschichte der Reformirten

Digitized by Google

in Genf und Frankreich nennen sollen; denn es leistet mehr als es verspricht. Die Leser haben dabei unstreitig gewonnen, und das Buch eignet sich, wie es ist, für ein gröſseres Publikum als der Titel in Anspruch nimmt; dies macht es indessen doch Refn. zur Pflicht, hie und da anzudeuten, wo es dem Titel nicht entspricht. Das erste Capitel hat es indessen in der That nur mit Genf und mit Calvin zu thun, und die Darstellung des Zustandes der Partheien kurz vor Calvins Ankunft hat Refn. besonders wohlgefallen. Herr Weber beweiset, daſs er besitzt, was den mehrsten Schriftstellern dieser Gattung fehlt — die erforderlichen Eigenschaften eines Lehrers der Geschichte. Er sagt S. 10—12:

In den bewegten Zeiten der letzten dreiſsig Jahre lassen sich in Genf dreierlei Classen von Einwohnern erkennen, die an Ansichten und Sitten sehr verschieden waren. Erstens die Anhänger des herzoglichen Hauses, gröſstentheils savoyischen Ursprungs, die im Gefolge dieser Fürsten nach Savoyen gekommen waren und sich dort, wahrscheinlich vom Herzog ermuntert, angesiedelt hatten; zweitens, die patriotische Classe der ächten Bürger, zu denen die Parthei der Eidgenossen gehörte, und drittens die niedrige Volksklasse, wie überall, Werkzeug der Schlauen. Die Ersten, mehrentheils vornehme und reiche Leute, hegten aristokratische und monarchische Grundsätze und waren daher dem Bürgerthum eben so feind, wie der neuen Lehre, die auf gleiche Rechte Aller hinarbeitete; sie hatten gröſstentheils freiwillig oder gezwungen die Stadt verlassen und ihre Stelle nahmen nach und nach vertriebene Protestanten aus Frankreich ein. Die letzte Classe, bigott und unwissend, stand gänzlich unter dem Einflusse der Mönche, namentlich der Franziskaner, die zwei Klöster in der Stadt hatten, auch von diesen wurden die Zügellosesten, die hartnäckig bei der alten Lehre beharrten, verjagt und die Stadt auf diese Weise sehr entvölkert. Es war daher besonders die Mittelclasse der Einwohner, auf welche Calvin einzuwirken suchte, die patriotischen, republikanisch gesinnten Bürger, voll muthigen jugendlichen Sinnes als Folge der neu errungenen Unabhängigkeit, aber auch voll jugendlichen Leichtsinns, der ihnen das schätzbare Gut der Freiheit als in Rohheit und Frechheit bestehend, vormalte. — — — — — — — —
Daher fanden Calvin und seine Freunde einen so harten Widerstand, als sie nach der Reform der Kirche auf die Reform der Lebensweise drangen; vorher hatte es sich nur darum gehandelt,

Digitized by Google

den Katholizismus zu stürzen, daher begnügte man sich, die neue Lehre immer nur im Gegensatze der alten zu predigen, wobei man es denn an derben Ausfällen und Schmähworten nach dem Geiste jener Zeit nicht fehlen lieſs, dies muſste jetzt aufhören, und die Leere, die im Gemüthe des Menschen entstanden war, seitdem man ihn genöthigt hatte, die Eindrücke der Jugend abzulegen und dasjenige zu verachten, was ihm bisher heilig schien, muſste durch eine gesunde Moral ausgefüllt werden, wenn nicht alle Religiosität verschwinden sollte. Diesen Kampf hatte Bonnivard als unvermeidlich vorhergesagt, als man ihn wegen Einführung der neuen Lehre um Rath fragte, und Calvins Strenge war dem leichten Volk bald unerträglich. Hier ist nach Ref. Meinung die Aufgabe, die Calvin zu lösen hatte, ganz vortrefflich und klar entwickelt, und der Knoten für alles Folgende geschürzt, zugleich aber die Vertreibung Calvins, die unmittelbar folgt, sehr gut vorbereitet.

Das zweite Capitel, Genf während Calvins Leben, enthält die Dinge, die dem gelehrten Leser freilich wohl bekannt seyn mögen, die aber in unsern Tagen, wo man weit mehr bedacht ist, Dogmatik, Pfründen, Besoldungen, Hoffarth der Theologen als Moral, Demuth und Einfalt der Sitten wiederherzustellen, sehr nützlich zu lesen sind, da sie hier ohne alle Schwebelei und Nebelei vorgetragen werden. Wenn der Verf. gegen das Ende dieses Capitels auf Calvins Verfahren gegen Servet kommt, so geräth er, ein noch junger Mann, in einige Verlegenheit, wie er sich und seinem Leser helfen soll, und es macht seinem Herzen Ehre, daſs er sichtbar stecken bleibt und auch seinen Leser sitzen läſst. Wäre er ein gemachter Theolog unserer Zeit, oder der Candidat einer Professur, wie man jetzt diese Candidaten verlangt, oder ein abstracter loyaler Philosoph, er hätte seinem Vorbilde gewiſs einen Taschenspielerkniff abgelernt gehabt, um den Stein hinunterzuschlucken und zu verdauen, und dem Publikum glauben zu machen daſs es Brod gewesen! Übrigens war das für Herrn Weber Nebensache, da er weder Calvins Leben noch die Geschichte der Reformation schreibt. Ref. war 1807, als er das Leben des Theodor Beza schrieb, noch etwas jünger als Herr Weber, und erinnert sich recht gut, daſs er bei mancher Thatsache in Verlegenheit gerieth, sich und zugleich seinen Helden aus der Sache zu ziehen. In einem zweiten Abschnitt geht dann Herr Weber S. 33 zu Frankreich über, und behandelt zuerst die Geschichte und Verfassung der calvinischen

Kirche in Frankreich bis zu Heinrich IV. Tod. Wenn Herr Weber blos eine gelehrte Abhandlung über Calvins Thätigkeit hätte schreiben wollen, so würde man ihm vorwerfen können, er hätte etwas zu weit ausgeholt und nicht immer Calvin im Auge behalten; aber man darf nicht vergessen, daſs er nicht ein überflüssiges Buch für Gelehrte, sondern ein nützliches und brauchbares für das groſse Publikum schreiben wollte, dem man gerade das sagen muſs, was in gelehrten und ausführlichen Werken ihm unzugänglich ist.

Das Mehrste in den beiden ersten Capiteln d. h. bis S. 57 geht die allgemeine Geschichte der Entstehung der französischen Gemeinden an, wo wir indessen gewünscht hätten, daſs der Vf., der, auf das Belehren der Laien bedacht, oft seinen Hauptgegenstand zu sehr aus den Augen verloren hat, den Zusammenhang und die Einwirkung Beza's und Calvins auf die einzelnen Gemeinden, auf die Groſsen, auf die ganze Sache immer im Einzelnen nachgewiesen hätte. Dazu ist der reichste Stoff in Calvins und Beza's Briefen, Ref. mag sich irren, er glaubt aber in den beiden Capiteln nur eine Stelle darüber gefunden zu haben, und dies ist blos eine allgemeine Bemerkung, welche er indessen doch hier mittheilen will. S. 54: Alle diese Kirchen standen mit Calvin und seinen Freunden in Verbindung, waren nach seinen Vorschriften eingerichtet, und erhielten fortwährend Rath und Belehrung von ihm; sie wurden meistens von Geistlichen gegründet, die ihre Bildung in Genf schöpften, eine enthusiastische Liebe für ihre Sache und eine Thätigkeit zeigten, die sich nicht auf ihre Pfarrgemeinden beschränkte, sondern sie zur weitern Verbreitung ihres Glaubens antrieb, theils unmittelbar in ihrer Umgebung theils durch Bildung von Schülern. Im dritten Capitel kommt der Verf. auf die Zeit der Verfolgung und der bürgerlichen Kriege in Frankreich, und giebt einen sehr guten, kurzen und passenden Bericht von der Verfassung der Kirche und der Gemeinden und eine Übersicht des Verfahrens der Regierung, welche uns besonders darum sehr wohl gefallen hat, weil Herr Weber durchaus nichts Überflüssiges aus der politischen Geschichte einmischt, sondern nur was gerade nöthig ist. Das vierte Capitel führt die Geschichte bis auf den ersten Religionsfrieden, und Ref. hat die ihm übrigens ganz bekannte Geschichte mit groſsem Vergnügen hier gelesen, und ist überzeugt, daſs sie auch andere Leser mit eben dem Vergnügen lesen werden, nur hat oft der Verf. zu sehr vergessen, daſs sein Titelblatt den Cal-

Digitized by Google

vinismus hervorhebt, daſs er also öfter als geschehen ist, einmal gelegentlich sich wieder nach Calvin und nach Genf hätte umsehen sollen. Das fünfte und das sechste Capitel hätten wohl etwas ausführlicher seyn dürfen. Das sechste Capitel endigt mit der Geschichte der Bartholomäusnacht, wo der Vf. seinem Zweck gemäſs in das Einzelne oder in besondere Untersuchung nicht eingeht, was hie und da wohl hätte geschehen können. Das siebente Capitel behandelt die folgenden Geschichten, besonders die Belagerung von Sancerre und von la Rochelle bis auf die Waffenruhe nach der Erwählung des künftigen Thronfolgers von Frankreich zum König von Polen. Das achte Capitel führt die Geschichte bis auf die Entstehung der Ligue, und mit dem Bericht über diese Entstehung beginnt das neunte Capitel. Dies ist ein sehr schwieriger Punkt, und man könnte dem Vf. vielleicht vorwerfen, daſs er die Sache etwas gar flüchtig abgethan habe, wenn man nicht immer vor Augen haben müſste, daſs er ein gröſseres Publikum von dem Zusammenhang der Hauptumstände auf eine angenehme und klare Weise belehren, nicht historische Forschungen anstellen oder Angaben kritisch prüfen wollte. Eins möchten wir des Titels wegen auch hier wieder tadeln, daſs nicht der Verf., statt in die Labyrinthe der Kabalen jener Zeit z. B. die guerre des amoureux einzugehen, sich der zahlreichen Briefsammlungen jener Zeit bedient hat, um den Zusammenhang der Genfer und deutschen Calvinisten und ihrer Organisation, ja auch der niederländischen und ihres Helden Wilhelm mit den Franzosen und ihren organisirten Gemeinden nachzuweisen. Dies würde dem Titel besser entsprechen und seine Leser von trostlosen Kabalen protestantischer und katholischer Hofleute und reformirter, halbreformirter und katholischer groſser Herren zur Wahrheit und Überzeugung bürgerlicher Herzen geführt haben. Das eilfte Capitel erzählt den Krieg mit den Protestanten bis auf den Tod des Prinzen von Condé, wo wir nur bedauern, daſs der Verf. auf der einen Seite Davila und auf der andern de Thou, von dem er sonderbarer Weise immer die französische Übersetzung, nicht das lateinische Original citirt, zu unbedingt gefolgt ist. Wie z. B. wenn er S. 120 de Thou nachschreibt, *daſs alle Verschwörungen gegen das Leben der Königin Elisabeth von England von den Guisen ausgegangen.* Im zwölften Capitel ist der Verf., da er sich einmal soweit in die Geschichte der Religionskriege eingelassen hatte, über die Organisation der Bürgerschaft von Paris, über das Verhältniſs der

Digitized by Google

Sechzehner zu den Mönchen, über den Zusammenhang der Pariser Bürgerschaft mit der Ligue, über die Anstalten zu Barrikaden, Ketten, Fässer, enge Straſsen, etwas zu kurz, gerade für das Publikum, für welches sein Buch berechnet ist. Dies wird man am besten erkennen, wenn wir die kurze Stelle anführen, worin die Dauer der Fahrt der Königin Mutter in den Palast des Herzogs von Guise beschrieben wird. Selbst ein Pariser unserer Zeit würde den Sinn nicht fassen, wenn man ihm nicht erst sagte, welche Straſsen zu passiren gewesen und in welchem Zustande sich diese damals befunden hätten. Dies war um so leichter deutlich zu machen, da sich die lange Strecke der la Ferronerie und Verrerie fast noch in dem alten Zustande befindet. Die erwähnte Stelle lautet S. 129: Nach langer Berathung beschloſs der Hof gegen Abend, die Königin Mutter an den Herzog abzuschicken und dessen Vorschläge zu vernehmen; zwei volle Stunden muſste sie zubringen, ehe sie zu dem Palaste desselben gelangte, indem man die Barrikaden überall öffnete und hinter ihr wieder zuschloſs. Der Verf. würde sagen können, er habe ja ausdrücklich S. 128 gesagt, daſs unter dem Geläute der Sturmglocke die Straſsen vorher überall mit Ketten, Fässern, Balken so gesperrt worden, daſs in wenigen Augenblicken die groſse Stadt von dreiſsig zu dreiſsig Schritten abgeschlossen gewesen. Es kam aber gerade darauf an, nachzuweisen, wie das möglich war, welche feste Einrichtungen damals zu diesem Zweck in Paris bestanden, und wie die Bürgerschaft und das Innere der Stadt gerade durch diese Einrichtungen ein furchtbares Instrument der Mönche, der vornehmen unzufriedenen Herren oder des Parlaments wurde, je nachdem eine der genannten Partheien mit dem Hofe im Streit war. Diese Lücke auszufüllen gehört nicht hieher, doch wollen wir gelegentlich bemerken, daſs über das Barrikadenwesen in den Mémoires de Retz, die bekanntlich zu dem Besten in ihrer Gattung gehören, recht anziehende Nachrichten vorkommen. Auf dieselbe Weise hat Herr Weber die Scene in Blois (den Mord des Herzogs von Guise, die Verhaftung des Cardinals und des Erzbischoffs von Lyon) S. 133 offenbar zu flüchtig erzählt und das Schauderhafte der That und der Anstalten dazu theils gar nicht erwähnt, theils nicht genug mit der Geschichte des Kriegs gegen die Reformirten in Verbindung gebracht. Die Umstände der Ermordung des Herzogs und die berüchtigten vierzig Mörder werden nicht erwähnt, der Ermordung des Cardinals wird nur im Vorbeigehen gedacht, und wenn nicht etwa Ref. im flüch-

Digitized by Google

tigen Lesen etwas übersehen hat, so ist die Geschichte des Erzbischoffs ganz übergangen. Das dreizehnte Capitel endigt mit der Ermordung Heinrichs III., und die drei folgenden erzählen die bekannten Geschichten der Unternehmungen Heinrichs IV. bis zur Einnahme von Paris. Im siebzehnten kömmt endlich der Vf. auf den Gegenstand zurück, den sein Titel verspricht, nämlich auf das Verhältniſs des Calvinismus zum Staat. Wir hätten gewünscht, der Verf. hätte die beiden Fortsetzungen des siebenzehnten Capitels etwas ausführlicher gefaſst und durch einzelne Beispiele aus der folgenden Geschichte erläutert, statt daſs er nur ganz im Allgemeinen die Hauptpunkte der Einrichtungen andeutet. Er giebt aus dem Edict von Nantes unter der Rubrik *A* die kirchliche Stellung der Huguenotten summarisch an, dann unter *B* ihre bürgerliche Stellung, wo er unstreitig im Letzteren etwas ausführlicher hätte seyn müssen, wenn er seinen Lesern eine Einsicht in die inneren Verhältnisse der folgenden Geschichten, die ohnehin ohne ausführliche Behandlung der ganzen politischen Geschichte schwer zu verstehen sind, hätte geben wollen. Das achtzehnte Capitel führt die Geschichte bis auf Heinrichs IV. Tod, wo wir wieder gewünscht hätten, daſs der Verf. nicht das allgemein Bekannte erzählt hätte, sondern seinem Titel getreu immer nach dem Genfer Pabstthum, nach den Synoden und Versammlungen und den Geistlichen schauend, seine Geschichte immer an den Calvinismus, nicht an den Hof und seine Creaturen geknüpft hätte. Endlich in der zweiten Abtheilung, überschrieben: Der Hugenotische Bund in Frankreich unter Ludwig XIII., kommt der Verf. S. 179 wirklich auf den Calvinismus zurück. Nach einer einleitenden Bemerkung über die Entstehung der Jesuiten, über Beschaffenheit und Zweck des Ordens, kommt er S. 187 auf die französish-reformirte Gemeinde, die sonderbar genug eine förmliche Republik im Schooſse eines monarchischen Staats bildete. Das wird man schon aus dem Wenigen sehen, was der Verf. S. 187—188 von der kirchlichen Verfassung sagt. Er hat übrigens offenbar zu wenig davon gesagt, und hätte nicht allein ausführlicher seyn, sondern auch die bedeutende Verschiedenheit bemerken sollen, die in den verschiedenen Theilen des Reichs statt fand. Wir sehen aber aus der Note zu der ausführlicher angegebenen politischen Einrichtung des Bundes, daſs der Verf. wegen der Quellen und Hülfsmittel in Verlegenheit war. Nachweisungen darüber zu geben scheint uns um so weniger nöthig, als die von Herrn Weber zusammen-

Digitized by Google

gestellten Nachrichten für den Zweck seines Buchs, eine klare und lesbare Übersicht der Geschichte der französisch-reformirten Gemeinde in Frankreich zu geben, völlig hinreichen. Wenn der Verf. hernach auf die Streitigkeiten in den ersten vier Jahren nach dem Tode Heinrichs IV., oder auf die Händel der Maria von Medicis mit den Groſsen in den Jahren 1610—1614 kommt, so faſst er sich, was wir sehr loben, kurz, und geht schon S. 196 auf die Protestanten über, worauf es dem Titel nach ganz allein ankommt. Dieses Stück bis an das Ende des Capitels ist eins der besten und belehrendsten in dem Buche. Im zweiten Capitel behandelt der Verf. das Labyrinth der politischen Händel seit 1614, also sehr bekannte Sachen. Offenbar konnte er nur darauf bedacht seyn, dem Publikum, dem er sein Buch bestimmt, eine klare und faſsliche Erzählung zu geben. Er hat sich bestrebt, aus der ungeheuren Masse von Nachrichten, die wir gerade über diese Zeiten besitzen, solche Punkte auszuheben, die diesem Publikum nützlich wären; er scheint seinen Zweck erreicht zu haben, nur hätten wir gewünscht, er hätte weniger von den Andern und mehr von den Protestanten gesagt. Dies hätte um so leichter geschehen können, als die Protestanten mittelbar oder unmittelbar nicht aus eignem Antriebe Theil nahmen, sondern von vielen groſsen Herren, die aus Politik protestantisch waren, eingemischt wurden. Im dritten Capitel S. 214 führt der Zusammenhang der allgemeinen Geschichte selbst den Verf. auf die Protestanten zurück. Dieses dritte Capitel ist das anziehendste, theils weil es die Spezialitäten, die man in den allgemeinen Geschichten leicht übersieht, besonders hervorhebt, was eigentlich in dem ganzen Buche hätte geschehen sollen, theils weil um dieselben Zeiten die Jesuiten auf dieselbe Weise in Frankreich und in Deutschland verfuhren. Diese religiösen Sophisten gebrauchten damals gegen die Reformirten dieselben Mittel, welche die politischen Sophisten unserer Tage gegen die Feinde des Absolutismus anwenden. Im zehnten Capitel wird diese Materie fortgesetzt und der Krieg erzählt, den die Protestanten fast muthwilliger Weise angefangen hatten, und welcher durch den Frieden von Montpellier beendigt ward. Dieser Krieg war es bekanntlich, der die beiden folgenden herbeiführte und dem Cardinal Richelieu Gelegenheit verschaffte, la Rochelle zu erobern und das Gnadenedict von Nismes an die Stelle des Dankbarkeitsedicts von Nantes zu setzen. Auch dieses Capitel ist besonders anziehend, da der Vf. aus vielen Büchern, die man gewöhnlich

Digitized by Google

nicht zur Hand zu nehmen pflegt, sehr gute Nachrichten gezogen, gut geordnet und gut vorgetragen hat. Man erhält auf diese Weise eine viel bessere Vorstellung vom Leben der Zeit, von von den Verhältnissen der protestantischen und katholischen Bevölkerung der südlichen Gegenden, als man sie aus der besten allgemeinen Geschichte schöpfen kann. Wir bedauern daher um so mehr, daſs der Verf. so viel Raum an die allgemeinen Geschichten verschwendet hat, die er mit wenigen Worten hätte andeuten können. Das folgende Capitel enthält die Geschichte des zweiten Kriegs, und erst das sechste die Geschichte der berühmten Belagerung von la Rochelle. Die Letztere ist für das Publikum, welches sich der Verf. wünscht, sehr gut und anziehend behandelt, sonst wäre es wohl nöthig gewesen, hier auf die Geschichte der protestantischen Herren, die an der Spitze standen, Rücksicht zu nehmen, und noch mehr auf die Geschichte von England und auf die Art, wie Buckingham und sein König, ganz absolute Gemüther, die Protestanten und ihren Krieg betrachteten. Es ist indessen sehr gut, daſs der Verf. nicht nach dieser Bemerkung, die Ref. nur gelegentlich und im Vorbeigehen hat machen wollen, auf die allgemeine Geschichte sich eingelassen hat, da diese niemand in diesem Buche suchen wird. Übrigens würden wir S. 254 nicht gerade eine Stelle aus Guizot's Geschichte angeführt haben, da diese weder durch innere Wahrheit noch durch gedrängte Darstellung der Thatsachen vor der ersten besten englischen einen Vorzug hat. Gerade über diese Sachen hätte sich Herr Weber aus Ursachen, die jedem von selbst einfallen werden, unbedingt an Rapin Thoyras halten dürfen, wenn er keins der englischen Bücher, welche Buckingham und diese Geschichte speziell angehen, hätte benutzen können oder wollen. Man findet hier über Belagerung und Einnahme von la Rochelle die interessantesten Nachrichten zusammengestellt und die französische Sammlung der Mémoires recht gut benutzt.

Von S. 266 an beginnt die dritte Abtheilung: Zustand der Huguenotten seit dem Verluste der Selbstständigkeit ihres Bundes. Ref. will den Anfang des ersten Capitels mittheilen, weil er ganz mit Herrn Weber übereinstimmt und man schon aus den wenigen Worten sehen wird, wie ruhig, besonnen und verständig dieser die Geschichte behandelt hat. Richelieu, heiſst es, gab durch nichts mehr seine tiefe Weisheit zu erkennen, als durch das Gnadenedict von Nismes. Er sah wohl ein, daſs er den Staat seiner fleiſsigsten und thätigsten Unterthanen

Digitized by Google

berauben würde, wenn er den Glauben des Bürgers antastete, worin dieser die Beruhigung seines Gewissens und den Trost seines Lebens fand. Die Lehre der Huguenotten war in seinen Augen kein Verbrechen; obwohl Cardinal und früher nicht ohne Meinungseifer, hegte er jetzt duldsamen Sinn, einzig auf die Gröſse des Staats und der königlichen Allmacht bedacht; blos die selbstständige Verfassung des Bundes war ihm ein Dorn im Auge; sie muſste vernichtet werden. Sobald daher die Protestanten auf gleicher Stufe standen mit der Masse des Volks, waren sie seine Feinde nicht mehr. Übrigens führt das erste Capitel dieser dritten Abtheilung der Geschichte der Reformirten in Frankreich die Geschichte durch die Zeiten der Fronde hindurch und das Resultat der Erzählung wird S. 276 ganz vortrefflich auf folgende Weise kurz zusammengefaſst: Der Hof verkannte die Verdienste der Huguenotten in jenem drohenden Zeitpunkte nicht, und Mazarin selbst gestand ein, daſs der Thron gewankt habe und daſs die Protestanten ihn festgehalten hätten; und nach Beendigung der Unruhen gab man ihnen manchen Beweis der Zufriedenheit. Die unglücklichen Calvinisten aus Pamiers, die in den Religionskriegen von ihrem Eigenthum vertrieben worden waren und seitdem hülflos und zerstreut an andern Orten lebten, durften in Folge eines Erlasses vom Jahre 1652 in ihre Heimath zurückkehren und Besitz von ihrem Vermögen nehmen, und es war nicht Schuld des Hofes, wenn die Ränke des Bischoffs von Pamiers und die Ungerechtigkeit des Gerichtshofs von Toulouse die Wirkung dieser billigen Verfügung vereitelten. In Alais, Nismes und andern Orten erhielten die Protestanten Berechtigungen, die sie in Bezug auf die Theilnahme städtischer Ämter in ein gleicheres Verhältniſs zu den Katholiken setzten, und am 21. Mai 1652 wurden alle bisherigen Edicte zu Gunsten der Reformirten feierlich erneuert. An mehrern Orten, wo seit einigen Jahren der Calvinische Gottesdienst verhindert worden war, sang man auſs neue die Psalmen, und die ersten Regierungsjahre des jungen Königs versprachen den Huguenotten ein goldnes Zeitalter. Das ganze zweite Capitel ist der Geschichte der Verhältnisse gewidmet, die der Verf. nach dem Titel seines Buchs ganz besonders behandeln wollte, dies wird man schon aus folgender Überschrift des Capitels sehen können. Die Calvinisten werden von Mazarin begünstigt — Sie unterstützen die Waldenser in den Thälern von Piemont. Die katholische Geistlichkeit macht die Huguenotten am Hofe ver-

dächtig, daher einige strengere Maasregeln. In allen Provinzen werden Commissäre ernannt, zu untersuchen, ob das Edict von Nantes überall gehalten wird. Letzte Nationalsynode der Huguenotten zu Loudün. In diesem Capitel hat Ref. viele anziehende, ihm, da er sich mit der speziellen Untersuchung dieser Sache nie beschäftigt hatte, ganz neue einzelne Umstände gefunden, die sich auch für die allgemeine Geschichte recht gut gebrauchen lassen. Im dritten Capitel wird sehr klar und zugleich sehr gemäſsigt und ruhig, vortrefflich nachgewiesen, auf welche Weise man gleich nach Mazarins Tode langsam und schlau den Plan der Vertilgung des Protestantismus auszuführen anfing. Herr Weber hat zu dem Ende mit der Erzählung der Unterdrückung der höheren protestantischen Lehranstalt in Montauban begonnen und geht alsdann zu den Conversionen über. Der Verf. hat S. 290 sehr gut bemerkt: Der Hof durfte nur ein einziges Mal kund geben, daſs er eine Kränkung der Huguenotten nicht mit demselben Auge betrachte, wie eine Verletzung seiner übrigen Unterthanen, um jenen ein schreckliches Loos zu bereiten, indem von dem Urtheilsspruche des Untersuchungsgerichts keine Berufung an die gemischten Kammern Statt fand, sondern nur an den Staatsrath. Jedem Freunde der Geschichte, der sich über diese wichtige Geschichte auf dem kürzesten Wege gründlich belehren will, müssen wir dieses Capitel dringend empfehlen, wo man nur Thatsachen mit Nachweisung der Quellen findet. Tantumne relligio potuit suadere malorum? Derselbe Gegenstand wird im folgenden vierten Capitel von dem Jahre 1663 bis 1679 durchgeführt, und Ref. gesteht, daſs diese letzten Capitel ihm im ganzen Buche am besten gefallen haben; denn der Verf. hat mit Weglassung alles Unwesentlichen die Hauptumstände und das Einzelne, worauf es ankommt, vortrefflich hervorgehoben, und Ref. bedauert sehr, daſs der Raum dieser Blätter ihm nicht erlaubt, dieses durch Anführung ganzer Stellen zu beweisen. Der Verf. hat sehr gut verstanden, seinen Lesern anschaulich zu machen, wie man ganz consequent Schritt vor Schritt dem Ziele näher rückte und den letzten Gewaltstreich vorbereitete. Das fünfte Capitel enthält die bekannten Geschichten Ludwigs und der Maintenon und den Anfang der gewaltsamen Maasregeln. Das sechste Capitel ist wieder mehr speciell und enthält die Geschichte der Verfolgungen von 1681—1685, ohne daſs der Verf. dabei, wie das zuweilen im vorhergehenden Capitel geschehen war, die Protestanten aus dem

Digitized by Google

Auge verliert. Dieses Capitel ist ebenso anziehend als das dritte und vierte, weil es uns Geschichten erzählt, die man aus den angeführten Werken nur mit groſsem Zeitaufwande herausfinden würde, wenn man auch Lust und Zeit hätte, sie zu lesen. Wir bewundern übrigens die Ruhe und Leidenschaftlosigkeit des Vfs. in einer Sache, wo man, besonders in seinem Alter, so geneigt ist, heftig zu werden und Parthei zu nehmen.

Schlosser.

Considerazioni sulla storia di Sicilia dal 1532 *al* 1789 *da servire d'aggiunte e di chiose al Botta, di Pietro Lanza, principe di Scordia. Palermo stamperia di Antonio Muratori.* 1836. 591 *S.* 8.

Ref. glaubt dem deutschen Publicum, welches selten die Producte sicilianischer Pressen zu Gesichte bekommt, und dem erlauchten Verf., der so gütig war, ihm das Buch zu schenken, einen Dienst zu thun, wenn er den Inhalt desselben kurz anzeigt, weil es eine Lücke füllt, welche alle neapolitanischen Geschichtschreiber, auch der neueste und gröſste unter ihnen, gelassen haben. Colletta hat Sicilien nur gelegentlich berührt; der Verf. des angeführten Buchs erwähnt seiner gar nicht, wir zweifeln auch, daſs in unsern doctrinären Tagen ein wahrhaft groſsartiger Geschichtschreiber wie Colletta die Anerkennung finden werde, die ein Botta gefunden hat. Übrigens urtheilt der Prinz von Scordia ganz richtig über Guicciardini, daſs er seine Geschichte auf einem trostlosen Grundsatz der Selbstsucht, oder mit andern Worten, auf dem Grundsatz der Diplomaten und Politiker gründe; er hat aber Unrecht, wenn er dabei den Helvetius nennt, er hätte den Macchiavelli und die gröſsten Männer seiner Nation nennen sollen, die im sechzehnten Jahrhundert erfunden, classisch vortrefflich entwickelt und meisterhaft befolgt haben, was die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts nur unvollkommen nachlallen. Die an sich und im Munde eines sicilianischen Prinzen merkwürdige Stelle lautet: Jo ben anco ammiro e venero Guicciardini, ma assai mi duole come Botta dice, che fondamento alla sua storia è la brutta e dolorosa dottrina di Elvezio. Diese Erwähnung des Helvetius ist doppelt ungerecht. Was Botta angeht, so sagt der Vf. in seinem discorso proemiale, er verdiene allerdings Dank, daſs er die Fortsetzung des Guicciardini unternommen habe; dadurch hätte Italien wenigstens endlich einmal

Digitized by Google

einen allgemeinen Geschichtschreiber erhalten, allein er habe theils zu schnell gearbeitet, da seine allgemeine Geschichte in fünftehalb Jahren fertig gewesen sey, theils habe er einzelne Geschichten, welche besonders angeführt werden, gar zu kurz abgefertigt. Unter diese Geschichten wird denn auch die von Sicilien gerechnet, welche Lücke der Prinz durch sein Buch ausfüllen will. Man wird sich verwundern, in einem italienischen Schriftsteller unserer Zeit die Genauigkeit und besonders die kritische Schärfe zu entdecken, die der Verf. überall bewiesen hat. Wir dürfen, so sehr uns die Art der Behandlung angezogen hat, dem Vf. durch das Einzelne nicht folgen, wir wollen aber den Inhalt kurz andeuten, um zu zeigen, was man hier findet, und wie glücklich der Vf. den leeren Wortschwall und das eitle Phrasendrechseln der heutigen Italiener vermieden hat. Wir wollen zuerst die Stelle anführen, worin er sich über seine Quellen und seinen Zweck ausspricht; man wird aus seinen eignen Worten erkennen, daſs er weiſs, worauf es ankommt, und daſs er nicht zu den vornehmen Schriftstellern gehört, denen ihr Rang ohne Mühe den Ruhm schafft, sondern daſs sein Buch eine in unsern Tagen in der italienischen Literatur sehr seltene Erscheinung ist. I nostri storici, sagt er, le constituzioni e i capitoli del siciliano reame e i varii manuscritti patrii di cui abbonda questa libreria del Senato mi sono serviti di norma nel mio scabroso camino, apprestandomi tutta quella luce che m'era d'uopo. Non posso pero negare che in questa medesima scelta ho dovuto impiegare una diligente critica a fin di separare le cose genuinamente narrate dalle tante futili, di cui spesse volte sono imbrattate le carte di nostri avi. Das erste Buch, oder die ersten 69 Seiten enthalten die Geschichte der Jahre 1530 — 1646, die wir ganz übergehen. Wir wollen nur bemerken, daſs der Verf. auch hier bei aller Kürze, die wir ihm zum groſsen und besondern Verdienst anrechnen, Nachrichten aus Büchern beibringt, die in unsern Gegenden selten oder auch völlig unbekannt sind. Im zweiten Buche sucht er bei der Geschichte sicilianischer Unruhen und Umstände mehr Botta zu ergänzen, als zu berichtigen, er lobt vielmehr dessen Darstellung der Bewegungen in den Jahren 1646 — 1649. Wir dürfen auch auf die in diesem Buche enthaltenen Geschichten nicht näher eingehen, müssen aber zur Ehre des Vfs. bemerken, daſs er sehr weit von den Vorurtheilen entfernt ist, die wir Deutsche, und besonders die Protestanten unter uns, sonst seinen Landsleuten vorzuwerfen pflegen. Er spricht sich

Digitized by Google

über Ketzergerichte mit demselben Abscheu aus, als Colletta. Er berichtet nämlich unter dem Jahre 1658, S. 106, wo er der Feste in Sicilien wegen der Schwangerschaft der Königin von Spanien erwähnt, S. 107. Aber auf die andern Festlichkeiten folgte eine grausige und barbarische. Die bestand in einem Auto da fé. Dies war (die Nachricht verdient bemerkt zu werden) das zweite tragische Schauspiel dieser Art, welches unter uns aufgeführt ward, woran man nicht ohne Schauer und Grausen denken kann (del quale l'umanitá non può non sentire ribrezzo ed orrore). Etwas weiter unten folgt eine dahin gehörige Notiz, die wir unsern Lesern mittheilen wollen. Er sagt nämlich: Achtzehn Jahre nachher ward diese höllische Handlung gegen einen Diaconus aus dem Augustiner-Orden, gegen den Bruder Diego la Matira erneut (Diciotto anni conseguitaronsi, dopo i quali videsi rinnovato quel infernale operamento in persona di un diacono agostiniano per nome frà Diego la Matira). Mit derselben Freimüthigkeit, wie über die geistlichen Angelegenheiten, redet der Verf. über die weltlichen. Man wird nicht allein sehr viele unterhaltende Geschichten aus seinem Buche ziehen können, sondern Sitten und Gebräuche und Formen des Lebens wird man hier weit besser kennen lernen als aus Reisebeschreibungen. Um an einem Beispiele zu zeigen, wie der Verf. erzählt, urtheilt und eine Spezialgeschichte unterhaltend macht, wollen wir eine Stelle auf den Zufall hin ausheben. Wir würden die ganze Geschichte der Verwaltung des Vicekönigs Ayala hier übersetzen, wenn wir der Erzählung einen gröſseren Raum widmen könnten, wir werden daher nur den Anfang mittheilen. Wer die ganze Geschichte im Zusammenhange lieset, wird sehen, wie wichtig der Streit des Vicekönigs mit den Bürgern von Messina als Schritt einer monarchisch-militärischen Regierung ist. Nicht blos aus dem Grunde, weil dieser Streit einen förmlichen Aufstand veranlaſste, sondern weil fast in demselben Jahre, als man die Vorrechte der Bürgerschaft von Messina antastete, unmittelbar nach dem westphälischen Frieden, mit den Rechten vieler deutschen Städte fast ebenso verfahren wurde. Es heiſst: Der Vicekönig erlieſs eine Verordnung an die Messinenser, daſs bei der Wahl ihrer Rathsherren die Geschwornen der vorigen Verwaltung oder des vorigen Jahrs nicht Theil nehmen sollten. Dies war den bürgerlichen Freiheiten von Messina geradezu entgegen und verdroſs die Einwohner so sehr, daſs sie zwei Abgeordnete sandten u. s. w. Charakteristisch ist es, daſs diese Deputirte in städtischnn An-

Digitized by Google

gelegenheiten Mönche sind. Diesen Streit mögen die Leser im Buche selbst aufsuchen, wir wollten eigentlich nur den Anfang einer andern Geschichte mittheilen. Dieser lautet S. 107—108 folgendermaſsen: Im Jahre 1660 kam der neue Vicekönig Graf Ayala, und er trat gleich mit spanischem Stolze auf. Nicht zufrieden mit dem Vielen Spanischen (di tutto quello che qui erasi introdotto d'iberico), was bei uns schon eingeführt war, wollte er auch noch die äussern Gebräuche und Gewohnheiten seines Vaterlandes einführen. In dem Anzuge der Gerichtsbeamten (ministri togati) änderte er Manches, und verordnete, daſs sie ein Doctor-Barret, Gorra genannt, statt des Huts tragen sollten, und hätte er sich mit dergleichen Neuerungen begnügt, so wäre wenigstens nichts daran verloren gewesen, und man würde seines Namens nicht mit Verachtung gedenken müssen; aber er war eitel (borioso) und hochmüthig wie kein Anderer, und reizte Alles zum heftigen Zorn. Erst fing er mit dem Erzbischoff von Palermo, dann mit dem Adel, endlich mit der Stadt Messina Streit an. Mit dem Ersten hatte er allerlei Händel (varii disgusti), und dieser bediente sich seiner priesterlichen, der Vicekönig der weltlichen Waffen; der Letztere der Soldaten, der Erstere geistlicher Vermahnungen; als aber (wie das ganz natürlich ist) die Waffen des Vicekönigs kräftiger wirkten (agivano con più forza) und des Prälaten Sache nicht mehr fort wollte (andava a ritroso), so zog dieser sich in der besten Ordnung vom Schlachtfelde. Er entfernte sich unter dem scheinbaren Vorwande (col orpello), Visitation in seinem Sprengel zu halten, auf einige Zeit aus Palermo, und kam erst dahin zurück, als ein besserer Wind für ihn wehte. Der Adel war damals heftig unter sich selbst entzweit, denn es war Zwist zwischen dem alten und dem neuen Adel. Der erste wollte allein Anspruch auf die groſsen Adelsvorrechte der Sicilianer haben, und wollte nicht zugeben, daſs irgend ein Neugeadelter daran Theil hätte. In der That waren die siebenzehn Fürstenthümer der letzten Zeit durch neue Diplome und Belehnungen bis zu sechsundsechzig vermehrt worden, es waren daher der neuen viel mehr als der alten. Die neuen machten mehr Lärm, und weil die Zahl ihrer Anhänger viel gröſser als die ihrer Gegner war, so setzten sie den Vicekönig sehr in Schrecken; denn dieser wuſste nicht recht, wohin er sich wenden sollte. Er kannte die Kräfte und die Macht des alten Adels und die Zahl und Entschlossenheit des neuen; er sah also kein anderes Mittel, dem Streit ein Ende zu machen, als daſs er

Digitized by Google

beide gütlich zu befriedigen suchte. Man lieſs den Fürsten älteren Ursprungs daher einige besondere Vorrechte und gab den Andern einige neue. Wenn wir die traurige Geschichte der Fehde Messina's mit dem Vicekönig hinzufügten, so würde man ein vollständiges Bild spanischer Verwaltung haben und sich leicht erklären, warum diese groſse und reiche Monarchie und alle ihre Theile und Provinzen im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts so ganz unbegreiflich tief herabsank. Bei dieser Gelegenheit wollen wir bemerken, daſs das Bild spanischer Verwaltung in der Lombardei, welches Manzoni in den promessi sposi entwirft, ganz getreu und historisch ist. Wie weit die absichtliche Verwirrung und Unordnung ging, sieht man auch daraus, daſs, nachdem Ayala die Stadt Messina, zur groſsen Freude der Einwohner von Palermo, auſs härteste und strengste behandelt hatte, und dafür in Palermo allerlei Beweise der Zuneigung erhalten, sein Nachfolger, der Duca di Sermoneta, welcher vorher Statthalter von Mailand gewesen war, ein ganz entgegengesetztes System befolgte. Er zeigte sich ohne Grund den Palermitanern ganz abgeneigt und wollte sogar Anfangs sein Amt nicht einmal, wie das hergebracht war, in Palermo antreten. Dies that er freilich zuletzt, doch bewies er schon im ersten Monat seiner Verwaltung seine Abneigung gegen Palermo. Wir wollen hier wieder eine Stelle übersetzen, damit unsere Leser selbst über den Ton und die Manier des Prinzen urtheilen können. Diese Partheilichkeit, sagt er, welche die Statthalter bald für die eine bald für die andere Stadt zeigten, war für ganz Sicilien höchst verderblich, denn sie vermehrten dadurch die erbliche Miſsgunst (aschio) der beiden Städte und nährten jene Zwietracht, welche ein Hauptunglück der armen Insel war. Sermoneta verlieſs Palermo schon im Laufe des zweiten Monats seiner Verwaltung und reiste nach Messina, wo er, sey es nun aus Furcht, sey es im geheimen und ganz besondern Auftrage, sey es aus eigner besonderer Vorliebe, sich bestrebte, diese Stadt auf jede Weise zu begünstigen, ohne sich um das übrige Reich zu bekümmern.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

P. Lanza, Princ. di Scordia, Considerazioni sulla storia di Sicilia.

(Beschluſs.)

Diesen Satz beweiset der Vf. sehr gut durch das angeführte Gesetz, daſs die Ausfuhr der Seide nur von Messina aus geschehen dürfe. (Er führt an die Pragmatiça Prohibitiva di non potersi extrahere sete per fuori regno se non che solamente dal porto di questa nobile ed exemplare città di Messina etc. etc. stamp. del Senato 1664.) Nach langem Lärmen und Streit senden die Palermitaner ihren Hauptpfarrer nach Madrid, der alsdann eine Aufhebung des Verbots bewirkt. Diese und alle bis S. 130 erzählten Dinge hatte Botta übergangen und hatte blos die Unruhen und den Aufstand von Messina erzählt, so genau dieser auch mit der Eifersucht zwischen Palermo und Messina zusammenhängt. Die Geschichte dieser Unruhen giebt dem Verf. Gelegenheit, sein kritisches Talent und seine Kenntniſs der Geschichte seines Vaterlandes auf eine recht glänzende Weise zu zeigen, indem er zugleich von Botta, den er oft kritisirt, oft auf Irrthümern und Übereilungen ertappt, mit Aufmerksamkeit und groſser Achtung redet. Er sieht sehr wohl ein, daſs ein allgemeiner Geschichtschreiber um desto eher Fehler begehen kann, je umfassender seine Arbeit, je leichter sein Vortrag ist. Der Verf. giebt nämlich zuerst einen ganz kurzen Abriſs von dem, was Botta in seiner Geschichte auf vierzig Seiten von dem Aufstande in Messina erzählt hat, dann leitet er seine kritische Prüfung dieser Erzählung mit folgenden Worten ein: Narrate in succinto le cose dette dal egregio storico Piemontese in buona parte del suo libro vigesimo nono, credo esser dell' obbligo indossato far osservare, o almeno indagare in pria il luogo da dove egli abbia potuto ritrarre questo suo vivo raconto, ed indi inditare un qualche lieve peccato che io col mio limitato intelletto ho potuto nel suo lavoro notare. Übrigens würde sich zeigen, wenn wir die lange Stelle übersetzen dürften, daſs er nach und nach die ganze Erzählung des Piemontesers auseinanderlegt und daſs am Ende nichts als Stellen aus Brusoni, verbrämt mit Rhetorik und was die Leute

Digitized by Google

Philosophie zu nennen pflegen, übrig bleibt. Der Aufstand von Messina, ebensosehr aus Haſs gegen Palermo als gegen die Spanier, fiel in die Zeit, als Ludwig XIV. nach seinem Einfall (1672) in Holland mit Spaniern und Holländern in Krieg war. Die Einwohner von Messina nahmen die Franzosen in ihre Stadt auf, die Spanier und Palermitaner wurden von den Holländern, die damals um ihre eigne Existenz mit den Franzosen zu kämpfen hatten, unterstützt; dieser Theil des Buchs gehört daher der allgemeinen Geschichte an. Wir wollen bei der Gelegenheit eine Nachricht einrücken, die vielleicht denen nützlich seyn kann, die in unsern Tagen griechische Handschriften in Spanien einzukaufen suchen. Es ist nämlich S. 157 die Rede von der harten Bestrafung der von den Franzosen aufgegebenen Stadt Messina (um 1679). Die Stadt, heiſst es, ward des Ordens della Stella, worauf die Bürger so ungemein stolz waren, beraubt; sie verlor Universität und Archiv, obgleich es falsch ist, daſs die erstere nach Catana versetzt ward, wo vorher schon eine war. Was das Archiv angeht, so sagt der Verf.: Das Archiv ward unter dem Glockenthurm der Domkirche aufbewahrt, und es ist nicht richtig, daſs man es vorzüglich wegen ganz besonderer Privilegien und wegen eines vorgeblichen Briefs der heiligen Jungfrau in hohem Werth hielt, denn schon Francesco Aprile hat gut und sehr gelehrt bewiesen (Cronologia universale della Sicilia. Palermo 1725), daſs die Erzählung von diesem Briefe eine fromme Erdichtung gewesen. Man legte im Gegentheil groſse Bedeutung auf das Archiv wegen der griechischen Handschriften, welche Constantin Lascaris dort niedergelegt hatte. Übrigens, fährt er fort, waren freilich alle Documente, welche für authentisch galten und Privilegien und Vorrechte von Messina enthielten, mit alter Schrift und auf altem Pergament geschrieben; ausserdem waren die Privilegien der verschiedenen Könige in besonderen Kasten verwahrt, auf deren Deckel der Name des Königs stand, der sie ertheilt hatte. Die Copien, in fünf Bänden enthalten, kannte jeder, weil man nie die Originalien gebrauchte, um sie nicht abzunutzen (per non logorarsi). Als das Archiv ausgeräumt ward (dies ist es, was wir bemerken wollten), so finde ich nirgends geschrieben, daſs man jenen apokryphischen Brief der Jungfrau Maria gefunden habe, oder auch nur eine Abschrift davon; dagegen wird Jeder, der Sinn für allgemeine Bildung und für Gelehrsamkeit hat (che ha fior di senno e che è vago di dottrina),

innig bedauern, daſs die Sammlung der griechischen Manuscripte des Lascaris, die der Senat von Messina gekauft hatte und die dort aufbewahrt ward, verloren wurde. Diese Sammlung ward nämlich von dort gewaltsam weggenommen und zuerst nach Palermo gebracht, dann lieſs sie der Vicekönig, Herzog von Uzeda, nach Spanien bringen. So verloren Sicilien und Messina diesen köstlichen Schatz. Messina hatte bis dahin gewissermaſsen eine Republik gebildet; das war jetzt vorbei. Es erging der Stadt, doch einigermaſsen verdienter Weise, wie in Deutschland fast um dieselbe Zeit den Städten Mainz, Magdeburg, Erfurt, Königsberg und sehr vielen andern. Auch diese Städte, wie die Gegenden des alten Landes, des Landes Hadeln, behielten einen Theil ihrer alten Rechte, da bekanntlich die Städte und die freien Leute der Leutkircher Heide erst in diesem Jahrhundert den Schatten der Freiheit, welche überall der allgemeinen Centralisation, Bureaukratie und staatswissenschaftlichen Weisheit studirter Beamten weichen muſste, verloren. Sonderbar genug schwemmte die Fluth monarchischer Heere nach dem Frieden von Nimwegen die bürgerliche Freiheit zugleich in Preuſsen und Pommern, in Thüringen und Schwaben und im Elsaſs und in Sicilien hinweg. Messina wurde indessen doch von dem härtesten Schicksal betroffen. Der Prinz berichtet S. 159: Vierhundert Familien, welche nach Caruso (Mongitori storia de' Parlamenti III. p. 71) auf sechszehntausend Köpfe jedes Alters, jedes Geschlechts, jedes Standes betragen mochten, verlieſsen ihr Vaterland und folgten ihren Unterdrückern (den Franzosen) durch Noth gezwungen, um nicht die Wirkung des gereizten Zorns der Spanier zu erfahren. Sie waren theils verbannt, theils wanderten sie freiwillig aus und begaben sich theils nach Italien theils nach Frankreich; sie wurden von den Franzosen mit der Hoffnung getäuscht, daſs man für sie eine Generalamnestie erhalten würde. Als Frankreich hernach Gelegenheit hatte, einen vortheilhaften Frieden zu schlieſsen, überlieſs es alle diese Leute ihrem unglücklichen Schicksal. Im dritten Buch, welches die Zeiten von 1680—1716 begreift, wird besonders von den Streitigkeiten mit dem päbstlichen Stuhl gehandelt, welche während der kurzen Zeit fortdauerten, während deren Victor Amadäus König von Sicilien war, und bei dieser Gelegenheit wird die sogenannte Monarchia Siciliae sehr gründlich erörtert. Der Vicekönig, der Graf Annibale Maffei, war mit dem Streit mit dem Pabste gar nicht zu-

Digitized by Google

frieden, denn er war sehr stolz auf Vorzüge eines Geistlichen, die ihm als Repräsentanten des weltlichen Herrschers der Insel zukamen. Wir wollen die Worte mittheilen: E non gia che vago non fosse della singolar prerogativa Siciliana, conciosiaché non poche volte tenne C a p p e l l a R e a l e, che appunto è quella ceremonia in cui il nostro sobrano, o chi lo rappresenta, spiega en forma publica l'augusto carattere di legato a latere coprendosi il capo nel ricever l'incenso dal diacono durante la celebrazione della gran messa. Über Alberoni's Expedition gegen Sicilien findet man hier S. 292 u. f. sehr genaue Nachrichten, nur über die Rolle des Königs Amadäus, des Vicekönigs und des Generalcapitäns erhalten wir nicht den wahren Bericht. Bei Gelegenheit der ausführlichen Geschichte der Einnahme von Palermo durch die Spanier finden wir eine literarische Notiz, die in den italienischen Literargeschichten und auch in den politischen Geschichten fehlt, daſs nämlich die unter Mongitore's Namen bekannte Geschichte der Parlamente eigentlich dem Andreas Marchese angehört, der sie auf Maffei's Geheiſs gesammelt hatte. Wenn man sehen will, wie wenig ein Italiener die Herrschaft eines Andern dulden kann, und wie er immer fremde Herrschaft vorzieht, so muſs man hier die ausführliche Geschichte und die einzelnen Umstände der Vertreibung der Piemonteser lesen, die absichtlich immer Savoyarden genannt werden. Der Verf. benutzt übrigens bei der Geschichte der schnellen Besetzung von Sicilien durch Alberoni's Heer und auch im Folgenden das handschriftliche Tagebuch Mongitore's. Nur die festen Plätze, Messina, Syracus, Melazzo, Termini, waren noch zu erobern, als die Engländer dazwischen kamen. Über den spanischen Zug gegen Messina und über die näheren Umstände der Belagerung von Messina findet man hier einen sehr anziehenden Bericht, den der Verf. aus einer kleinen von ihm angeführten Schrift gezogen: Vera e distinta relazione delle armi Spagnole in Messina etc. etc. da un curioso e veridico Palermitano (das sey, meint der Verf., nur ein angenommener Name) In Messina per d'Amico. 1718. Der Verf. übergeht Alles oder setzt es, als aus Botta bekannt, voraus, was die allgemeine Geschichte von Europa angeht, und nimmt den Faden seiner Ergänzung erst da wieder auf, wo die englische Flotte der spanischen gegenüber bei Messina erscheint. Wir dürfen freilich unser Publicum von den Kriegsereignissen zwischen den Spaniern und Kaiserlichen und von den Berichtigungen der irrigen, oft ganz allein aus Burigny geschöpften, Erzählung Botta's nicht unterhalten; doch

können wir verſichern, daſs alle Trockenheit und Langweiligkeit sehr glücklich vermieden iſt, und daſs man dieſe Geſchichten hier mit Vergnügen lieſet, so wenig sie für das Ganze entſcheidend sind. Der Prinz von Scordiano kömmt hernach, nachdem er die Ereigniſſe erzählt hat, welche die Vereinigung Siciliens mit Neapel unter kaiſerlicher Regierung um 1721 herbeiführten, auf die ſchreckliche Geſchichte des Autodafé in Palermo 1724, welche Colletta lib. 1. §. 9. p. 28 so ungemein ſchön erzählt hat. Wir finden hier freilich p. 367 die Scene, die Colletta ausführlich beſchrieb, nur mit wenigen Worten angedeutet, wir wollen aber, zur Ehre unſerer Zeit, den Schluſs überſetzen, damit man sehe, daſs ſicilianiſche katholiſche Gelehrte verſtändiger sind, als viele unſerer gelehrten proteſtantiſchen Theologen, die, wenn sie vergeblich verſucht haben, gewiſſe Bücher zu widerlegen, sie gern verbieten laſſen möchten. Es heiſst hier: Wie dem nun auch seyn mag, die Thatſache iſt, daſs beide unter ſchwarzer und betrübender Feier lebendig verbrannt wurden. Man sagt, daſs ſich unter der unermeſslichen Zahl von Zuſchauern auch der Vicekönig befunden habe; Barbarei über Barbarei! Was mich angeht, so kann ich mich nicht enthalten, wenn ich auf dergleichen Erzählungen ſtoſse, die unglückseelige Beſchaffenheit jener Zeiten zu beklagen, und die ehrenvolle Standhaftigkeit von Neapel zu loben, mit welcher ſich dieſe Stadt der furchtbaren Inquiſition ſtets zu entziehen gewuſst hat. In dieſer Rückſicht verdient Caracciolo den höchſten Preis. Über Mongitore urtheilt daher der Prinz von Scordiano, der übrigens deſsen Bücher alle kennt und gebraucht, viel härter als der General Colletta. Der Letztere sagt: Dieſes Auto-da-fé hat Antonio Mongitore in einem dicken Bande beſchrieben, und ſeine ganze Erzählung wie ſeine Sentenzen beweiſen, daſs er ein warmer Vertheidiger des Inquiſitionsgerichts war. Dieſer Mann, der als Schriftſteller, anderer Werke wegen, beſonders aber wegen der ſicilianiſchen Bibliothek, viel Lob verdient, zeigt, daſs der wohlthätige Einfluſs menſchlicher Wiſſenſchaft in ſeiner Seele den Vorurtheilen ſeiner Zeit und der Unduldſamkeit ſeines Standes weichen muſste. Er war Canonicus an der Domkirche. Der Prinz von Scordiano urtheilt viel ſchärfer und richtiger S. 368 von ihm: Es ſind von dieſem betrübten Ereigniſs zwei Beſchreibungen vorhanden, die eine iſt von Antonio Mongitore, der mit ſeiner ungeheuern Gelehrſamkeit ſehr viel Aberglauben und einen völligen Mangel an Beurtheilungskraft verbindet

(che al vastissimo suo intelletto accoppia moltissima superstizione e nessuna critica). Ref. bedauert, daſs er die Darstellung der innern Verhältnisse nicht im Auszuge mittheilen kann, die Leser würden mit ihm erkennen, daſs wir über die innere Geschichte sehr weniger europäischen Staaten während des achtzehnten Jahrhunderts so vollständige Nachrichten haben, als über Neapel, wenn man Colletta und Lanza zusammen vergleicht; und wir möchten nicht entscheiden, wer von Beiden freimüthiger ist. Das fünfte Buch beginnt da, wo Colletta sein ganzes Werk begonnen hat, bei den Bourbons und Carls III. Regierung. Hier scheint uns, wenn wir Colletta vergleichen, die Freimüthigkeit des Prinzen nicht mehr so groſs wie vorher; er ergieſst sich in ein unbedingtes und unbestimmtes Lob. Er kann Carl III. nicht genug rühmen, daſs er nicht allein einen inalterabil rispetto gehabt habe, perle leggi fondamentali del Siciliano regno, das möchte hingehen, sondern auch per tutti i diritti e franchigie *dei domini suoi;* besonders kann er nicht Worte genug finden, lobend anzuerkennen, wie der König den Vorrang von Palermo vor allen Städten des Reichs bestätigt und anerkannt habe. Auf dieses Mongitore'sche Lob können wir, um unsern Lesern zu zeigen, wie sie den neapolitanischen Tacitus (den wir jedem, dem es mit der Geschichte Ernst ist, rathen, nocturna versare manu, versare diurna) als Correctiv jeder allgemeinen Declamation gebrauchen sollen, am besten durch die Worte antworten, mit welchen Colletta angiebt, an welchen Klippen Carls und seiner Minister bester Wille nothwendig scheitern muſste. Es heiſst lib. I. c. III. §. 30: Non osò abattere i trovati errori, la feudalità, la nobiltà, le pretensioni del clero, i privilegi delle città, erano intoppi attorno a quali si aggiravano i provedimenti per restringere o confinare i mali pubblici, che maggior sapienza o ardire avrebbe distrutti. Die Freude über die Krönung in Palermo, über die Reise des Königs in Sicilien, über die Feste und Ehren scheint den Verf. ganz aus seinem Gleise zu bringen, denn er verweilt bei diesen Dingen von S. 400 bis S. 424. Man muſs aber bedenken, daſs er für seine Landsleute schreibt und einen Botta, nicht einen Colletta ergänzt; das letztere möchte allerdings schwer halten. So wenig übrigens hier an eine Manier und an eine classische Historiographie, wie sie sich bei Colletta zeigt, zu denken ist, so nützlich wird das Buch denen seyn, die Material, nicht aber Lehre und Wissenschaft bei dem Historiker suchen. Übrigens wird ein denkender Forscher auch aus dem,

Digitized by Google

was der Verf. lobend von Carl III. erzählt, im Einzelnen bemerken können, auf welche Weise das sicilianische Parlament die Absichten des Königs, den geistlichen Miſsbräuchen zu steuern, schon seit 1738 förderte, und wie der König und seine Minister den ganz gesunkenen Handel wieder zu beleben suchten und deswegen eine eigene Behörde schufen. S. 434: Stabili un supremo magistrato di commercio indipendente al qual riferir dovevansi tutti i litigi che insorger potevano da ogni maniera di economia. Der Prinz rühmt bei dieser Gelegenheit zum zweiten Mal, was schwerlich den Beifall irgend eines Verständigen haben wird, daſs der König die Juden ausdrücklich in sein Reich rief. Es ist etwas ganz anderes, die Juden, die in einem Lande geboren sind, dulden und ihnen alle bürgerlichen Rechte geben, was billig und recht scheint, und wieder etwas anderes, ausdrücklich zum Schachern Juden ins Land rufen. Der Verf. dagegen, als er S. 436 angeführt hat, seine Landsleute hätten sich beklagt, del facile accesso agli Ebrei aperto dalla providenza del principe, ruft betrübt und unwillig aus: Vedi umana stoltezza! Uns scheint es, als wäre bei der Geschichte des lächerlichen Rangstreits der Städte Messina und Palermo, bei der Wuth der Palermitaner, als in dem Tractat mit der Pforte Messina Capitale genannt war, bei den Memorialen und gedruckten Schriften darüber, kurz bei allen den Geschichten, die hier viele Seiten füllen, der Ausruf: Vedi umana stoltezza! viel besser angebracht. Man kann in der That kaum etwas Lächerlicheres denken, als wenn der Verf. hier, nachdem er den Rangstreit berichtet und die Schriften darüber angeführt hat, endlich noch hinzusetzen muſs: Dabei blieb es nicht bewenden, denn der Rath von Palermo machte noch 1749 eine sogenannte Consulta bekannt, worin er alle Usurpationen aufzählt, welche Messina bis dahin begangen habe, und endlich feierlich betheuert, der Anstand, die Ruhe, der Frieden des Landes fordere, daſs diesen Miſsbräuchen ein Ziel und ein Zügel gegeben würde. Der Verf. erklärt sich hernach sehr ernst und sehr würdig und ausführlich gegen diese Erbärmlichkeiten, die seinem Vaterlande so wesentlich geschadet hätten. Er sagt ausdrücklich: del quale malgrado la mia avversione mi è stato gioco forza riparlare. Dann fügt er hinzu, er wünsche wenigstens, daſs endlich die Eifersucht verschwinden möge, welche jetzt schon seit vielen Jahrhunderten entbrannt, sich in tausend giftigen Formen gezeigt und alles das Gute zerstört habe, welches das fruchtbare Sicilien hervorgebracht. Möch-

Digitized by Google

ten, ruſt er aus, die Zeitgenossen wenigstens lernen, diesen unseeligen Haſs zu verabscheuen, möchten sie aus dem Verderben, welches dieser angerichtet hat, das groſse Versehen unserer Vorfahren erkennen, und einsehen lernen, wie weit sie von der wahren Liebe des Vaterlandes entfernt waren. Was von den Parlamenten, ordentlichen und ausserordentlichen, berichtet wird, ist nicht erfreulicher, als was wir aus jenen Zeiten von den sogenannten Ständeversammlungen Deutschlands etwa berichten könnten. S. 449 kommt der Verf. auf die Geschichte der Pest in Messina um 1743, und verweilt mit Recht etwas länger dabei, weil er an der relazione storica des Francesco Testa eine ganz vortreffliche Quelle hatte. Der Verf. nämlich, nachdem er die berühmten Beschreibungen seiner italienischen Classiker, des Boccaccio von der Pest um 1348, des Macchiavelli von der Pest um 1527, und des Manzoni von der Pest in Mailand im Jahre 1630 angeführt hat, setzt er hinzu: ebbero queste chiari ed eloquenti scrittori, certo, io diceva, narrator più pulito e più terso aver non potea questa di Messina del 1743 nella persona di Francesco Testa uno di que' chiari ingegni che nel decorso secolo rallegrarono delle loro dottrine questo beato suolo e divenire il fecero lumiera splendidissima di ogni maniera di lettere. Wir wollen eine Stelle mittheilen, welche uns den Zustand von Messina zu der Zeit beschreibt, als die Pest einen hohen Grad erreicht hatte. Das liebliche Messina, heiſst es S. 457, ward nun eine Schaubühne jedes betrübenden Aufzugs, und zwar besonders aus dem Grunde, weil man nicht sogleich die Verordnungen des Palermitanischen Gesundheitsraths befolgt hatte, als dieser die Verbrennung der verdächtigen Waaren und die Aufhebung alles wechselseitigen Verkehrs verordnet hatte. Wir müssen hier nämlich bemerken, was der Vf. erst S. 459 erzählt, daſs auch jetzt, und selbst während der Dauer der Pest die Eifersucht der beiden Hauptstädte und die Privilegien der Stadt Messina Ursache groſser Übel wurden. Die Sanitätscommission (deputazione di sanitá) von Palermo war nicht für die ganze Insel geltende Behörde, sondern ihre Beschlüsse hatten in Messina nur die Kraft guter Rathschläge, nicht von Befehlen. Wir fahren fort die Beschreibung zu übersetzen: Da alle Thore von Messina geschlossen waren, so hörte jeder Verkehr mit der Gegend umher auf, die Straſsen waren mit Schlagbäumen gesperrt, und selbst der Handel war ausdrücklich verboten. Alle Zusammenkünfte, von welcher Art sie auch immer

seyn mochten, waren untersagt; alle geistlichen und bürgerlichen Geschäfte und Übungen hörten auf; alle Kirchen, öffentlichen Gebäude, Bureau's waren geschlossen; die Straſsen lagen voller Todten oder Personen, die ohne allen Trost den Geist aufgaben. Man sah oft die jugendliche Mutter, die durch die Krankheit schon Gatten, Eltern, Verwandte verloren hatte, ihren unmündigen Säugling mit giftiger Milch nähren und unter Zuckungen und Schluchzen und Schmerzen die Seele der Gottheit zurückgeben. Greise und abgelebte Alte starben verlassen, gleich dem Vieh des Feldes, nicht sowohl weil die Krankheit sie hinraffte, als aus Mangel an gehöriger Nahrung und Pflege; denn wir müssen bemerken, daſs niemand da war, der ihnen Nahrung hätte holen oder bereiten können. Schaaren von Pestkranken gingen gedrängt durch die Straſsen, so lange nur noch ein Hauch in ihnen war; sie zeigten dort ihre abgemagerten blaſsgelben Gesichter, betäubten die Ohren mit ihrem Schreien und flehten doch vergeblich um Hülfe und Nahrung. Wohin man auch immer gehen mochte, hörte man nur Heulen und Jammern und Klagen, selbst aus dem Innern der Häuser; eine Todtenblässe sah man auf allen Gesichtern. Verwandte suchten einer den andern, aber das blühende Mädchen, die frische Braut, der kräftige Jüngling waren, wenn man sie wiederfand, zu faulenden, verpestenden und Tod verbreitenden Leichen geworden, oder wenn sie noch athmeten, so waren sie von Zuckungen, von Fieberhitze und Wahnsinn und von heftigen Schmerzen so gequält, daſs sie, der Sprache beraubt, nur auf die kranken Theile des Körpers, die blauen Mäler, die Pestbeulen, die geschwollenen Achselgruben und den geschwollenen Unterleib deuteten, welche weder die Kunst des Arztes noch die Kraft der Arzneimittel zu heilen vermochte. Jeden, der, ich will nicht sagen ein fühlendes, sondern nur ein menschliches Herz im Busen hat, muſs eine so traurige und jammervolle Erzählung mit kaltem Schauer erfüllen (rabbrividire), und doch waren diese Übel bei weitem nicht Alles. Zum Mangel an dienenden Personen, an Arbeitern und an Leuten zu den geringeren Geschäften, an welchen es fast ganz fehlte, weil sie entweder schon gestorben oder sterbend waren, kam der Mangel an Ärzten und an Dienern des Altars, weil die christliche Barmherzigkeit, mit welcher viele auf eine lobenswürdige Weise Sterbenden den letzten Trost unserer Religion reichten, von ihnen selbst mit dem eignen Leben bezahlt ward. Endlich fehlten sogar die Todtengräber, und die auf den Plätzen und Straſsen aufgethürmten Lei-

Digitized by Google

chen, von Würmern zerfressen und von Hunden zerrissen, verpesteten die Luft noch viel ärger durch ihren unerträglichen Gestank. In diesem Zustande eines fortdauernden Sterbens und unaufhörlicher Angst verfloſs der ganze Monat Juni, dann begann die grausige und tödtliche Heftigkeit der Krankheit nachzulassen.« Wir müssen es unsern Lesern überlassen, die Fortsetzung dieser Beschreibung bei dem Verf. selbst nachzulesen, nur wollen wir die Stelle anführen, wo sich das schreckliche Resultat findet. Es heiſst S. 462: »Auf diese Weise nahm die Heftigkeit der Krankheit, sowohl in Messina selbst als in den umliegenden kleinen Dörfern ab, und sie hörte nach und nach ganz auf. Man fand nach einer Zählung, die Turriani machen lieſs und Testa aufgezeichnet hat, daſs in der Stadt und den erwähnten Dörfern 42663 Personen das Leben verloren hatten. Am Schlusse der Regierung Carls III. macht der Verf. dieser sicilianischen Geschichte vortreffliche Bemerkungen über die ganze Regierungsgeschichte dieses Königs. Er urtheilt über die groſsen Bauwerke zu Caserta und Maddaloni ungemein richtig und billig; ebenso über die Minister Monteallegro, Fogliani; Tanucci, und man wird Vieles bei Colletta aus ihm ergänzen können. Sehr wohl gefällt uns der Ausdruck, daſs das Wort libertà eine enigmatica e misteriosa parola sey. Übrigens bedauern wir, daſs der Verf. Colletta nicht hat benutzen können. Man wird im Ganzen die Freimüthigkeit bewundern, mit welcher dieser sicilianische Prinz die innere Geschichte der Jahre 1760—1783 in einem in Palermo gedruckten Buche beschreibt; wir glauben schwerlich, daſs einer unsern deutschen Groſsen die Geschichte des Staats, worin er lebt, auf diese Weise behandeln würde. Wir meinen, in Beziehung auf die Hauptsache, denn die von den Franzosen entlehnten Redensarten kommen hier freilich nicht vor. Um 1783 sagt er ganz richtig, König Ferdinand und dessen Gemahlin, die berühmte und berüchtigte Königin Carolina (donna di animo grande, e che insin dal giorno del suo matrimonio non poco prevalse nelle regie consulte) hätten für ihre damaligen (wie wir uns ausdrücken würden) Josephinischen Absichten, Caracciolo dem Sambuca vorgezogen. Über Caracciolo urtheilt er sehr richtig: Caracciolo ministro non fu però *ne Caracciolo ministro nelle estranee corti, ne Caracciolo vicerè di Sicilia,* forse l'età già fatta avanzata in seguito di sua vita travagliata molto, in parte il suo spirito abbatuto avea. Er erklärt sich hernach noch näher über seine Ansichten von Feudalität und Aufklärung, bricht aber plötzlich ab, wo der Boden

Digitized by Google

unter ihm glatt und schlüpfrig zu werden anfängt. Ref. hofft, daſs die Leser aus seiner Anzeige sehen werden, daſs dieses sicilianische historische Werk weder eine Compilation noch eine breite und zierlich seyn sollende Rede über Geschichte, wie fast alle italienischen Geschichten seit Muratori, sondern ein kritisches, nützliches, brauchbares Buch ohne Weitschweifigkeit ist. *)

Schlosser.

Die allgemeinsten Gesetze der sphärischen Polygonometrie, und die allgemeinsten Gleichungen der gauchen Polygone. Entdeckt und dargestellt von Dr. Anton Müller. Heidelberg, Druck und Verlag von Karl Groos, 1836. 4. IV und 137 S.

Der Zweck der Mathematik verlangt, daſs jede ihrer Partien in möglich gröſster Vollständigkeit entwickelt sey; nur so gewährt sie dem mit ihr Vertrauten die hinlänglichen Mittel, um überall, wo in der Natur oder im Leben sich Fragen darbieten mögen, leicht und logisch sicher die passenden Antworten zu eruiren. Zwar könnte es scheinen, als ob für die Bedürfnisse der Praxis schon Einzelnheiten aus einzelnen Partien genügten; allein es ist doch wohl nicht zu läugnen, daſs dieser oder jener Zweig der Praxis seine Bedürfnisse als Maasstab der Forderungen, welche an die speculative Mathematik gestellt werden können, nicht geltend machen kann, indem der Erkenntniſs-Erwerb sich in gar mannichfachen, und auch in solchen Regionen bewegt, welche über dem Gesichtskreis sehr vieler Menschen liegen; und dann wird wohl nicht in Abrede zu stellen seyn, daſs man just nur so viel gebraucht oder anwendet, als zur Verfügung steht, selbst wenn man sich behelfen müſste. Wie gut aber die Menschheit sich aufs Behelfen versteht, zeigt die Geschichte, wie jeder anderen Wissenschaft, so auch der Mathematik und ihrer Anwendung. Man sehe z. B. nur die Astronomie an. Lange befriedigte die Ptolomäische Epicykel-Voraussetzung; Copernicus verbreitete

---

*) Ref. beeilt sich, nachträglich einen Irrthum zu berichtigen, auf welchen ihn Herr van Kampen aufmerksam gemacht hat. S. 6 unten, im Januarheft dies. Jahrbb., wo die Markisate Breda und Diest als eingebracht dem Prinzen von Oranien durch seine erste Gemahlin bezeichnet werden, indem Breda schon 1404 durch die Heirath Engelberts I., Grafen von Nassau, mit Johanna, der Erbtochter Johanns von Polanen, an das Nassauische Haus kam, Diest aber nicht später als 1490.

durch seine immerhin beschränkte Annahme für die Menschen ein Licht, das gewissen Leuten sogar gefährlich schien; Keppler's Entdeckung endlich, daſs die Bewegung der Planeten in Ellipsen stattfinde, steht bekanntlich bis auf den heutigen Tag fest, obgleich der Satz, bei der Anwendung des Newton'schen Gravitationsgesetzes auf das Planetensystem, sich als unwahr erweist; man benutzt die Keppler'sche Entdeckung als Anlehnpunkt, gleichsam als Normalzustand, nimmt sodann seine Zuflucht zu Abweichungen oder Störungen, und verwendet schon seit einem Jahrhundert das Ungeheuerste an Talent, Fleiſs und Zeit, um diese Abweichungen zu bestimmen. Nun dürften die Intelligenteren zwar wohl wissen, daſs es, scientivisch, schlechthin absurd ist, Ausnahmen von Regeln, Abweichungen von Normalzuständen zu statuiren — in der Natur sind nur groſse fort- und ineinanderlaufende Gesetze —; man nimmt aber dennoch zu dergleichen Dingen seine Zuflucht, weil der Vorrath an Hülfsmitteln nicht mehr darbietet. Es fehlt, für die Astronomie, an Partien der höheren Analysis und der Geometrie, freilich aber auch zu deren Fort- und Durchbildung an gar mancherlei Mitteln.

Wie in der Astronomie, so sieht es mehr oder weniger auch in anderen Theilen aus.

Sieht man die Sachen so an, so dürfte es nicht blos nicht überflüssig, sondern sogar sehr nöthig erscheinen, daſs die einzelnen Partien nach allen Seiten und Richtungen hin aufs vollständigste entwickelt und durchgeführt werden.

Diese Bemerkungen auszusprechen, halte ich für zweckmäſsig, weil sie den allgemeinen Standpunkt, von welchem aus ich meine Arbeiten angesehen wünsche, und zugleich den Maasstab anzugeben geeignet sind, nach welchem die Forderungen hinsichtlich der Vollständigkeit zu reguliren seyn dürften.

Bei der vorliegenden Arbeit kam es auf zweierlei an: die Gleichungen zwischen den Elementen sphärischer und gaucher Polygone zu entwickeln, zugleich aber auch die Mittel herbeizuschaffen, durch deren Zuziehung es möglich wird, jene Gleichungen so, wie es die Zwecke der Wissenschaft erfordern, zu fixiren. Es ist nicht schwer, sich zu überzeugen, daſs es rein unmöglich ist, den Zusammenhang zwischen den Elementen eines sphärischen Polygons von n Ebenen, oder eines gauchen Polygons von n Seiten, auszudrücken, wenn man keine anderweitige Hülfe hat, als die vorhandene Mathematik gewährt: die Ausdrücke wachsen beim Fortgange ins Unübersehbare, und beste-

hen dabei aus solchen Producten und vielfach ineinander verschlungenen Productenreihen, daſs es vergebliche Mühe ist, diese prolixen Dinge durch die bekannten Hülfsmittel der Analysis in kurzen Ausdrücken feſthalten zu wollen.

Deshalb muſste vor allen Dingen auf die Einführung zweckmäſsiger Functionen, als die conditio sine qua non, Bedacht genommen werden. Bei näherer Überlegung bieten sich in dieser Beziehung zunächst folgende Bemerkungen dar.

Wenn

$$a_1 \quad a_2 \quad a_3 \; \ldots \ldots \; a_n \qquad (\alpha)$$

die Ebenen-Winkel, und

$$(a_1, a_2) \quad (a_2, a_3) \; \ldots \ldots \; (a_n, a_1) \qquad (\beta)$$

die Neigungswinkel eines sphärischen Polygons bezeichnen, und wenn aus diesen zwei Reihen folgende dritte

$$a_1 \quad (a_1, a_2) \quad a_2 \quad (a_2, a_3) \; \ldots \ldots \qquad (\gamma)$$

gebildet wird, so kann eine Function sich beziehen entweder auf nach einander folgende Glieder der Reihe (α) oder (β), oder auf Glieder der Reihe (γ).

Im Falle eine Function auf Glieder der Reihe (γ) sich bezieht, so ist wieder zweierlei möglich: die Anzahl der Glieder, auf welche die Functionsweise sich erstreckt, ist entweder gerade oder ungerade.

Diese Bemerkungen sind feſtgehalten, und darnach drei Functionsweisen unterschieden worden:

- eine Functionsweise, welche auf Glieder der Reihe (α) oder (β) sich bezieht,
- eine Functionsweise, welche eine ungerade Anzahl Glieder der Reihe (γ), und
- eine Functionsweise, welche eine gerade Anzahl Glieder der Reihe (γ) umfaſst.

Die für diese Functionsweisen gewählten Zeichen und Ausdrucksweisen sind:

$$\mathfrak{L}\,[a_1 \;\; a_2 \;\; a_3 \; \ldots \ldots \; a_m]$$

$$\mathfrak{P}\,[a_1 \;\; (a_1, a_2) \; \ldots \ldots \; a_m \;\; (a_m, a_{m+1}) \;\; a_{m+1}]$$

$$\mathfrak{F}\,[a_1 \;\; (a_1, a_2) \; \ldots \ldots \; a_m \;\; (a_m, a_{m+1})]$$

Die Function $\mathfrak{L}$ bezieht sich auf die Glieder der Reihe (α) oder (β); die Function $\mathfrak{P}$ auf eine ungerade, und $\mathfrak{F}$ auf eine gerade Anzahl Glieder der Reihe (γ).

Zur Fixirung der Eigenschaften, welche den Functionen $\mathfrak{L}$ zukommen sollen, ist der allgemeine Satz

Digitized by Google

$$\mathfrak{L}[a_1\ a_2\ a_3\ .\ .\ .\ .\ .\ .\ .\ a_{m+1}] =$$
$$= \mathfrak{L}[a_1\ a_2\ .\ .\ .\ a_{m-1}\ 90^\circ + a_m]\ .\ \mathfrak{L}[a_{m+1}],$$
und als Ausgangspunct im Besonderen der Satz
$$\mathfrak{L}[a_1] = \sin.\ a_1$$
aufgestellt. Der letztere Satz ist zur Abkürzung gewählt; eigentlich sollte statt seiner feſtgeſetzt seyn
$$\mathfrak{L}[0] = 0$$
$$\mathfrak{L}[a_1]^2 + \mathfrak{L}[90^\circ + a_1]^2 = 1;$$
es schien aber solchen Lesern gegenüber, für welche die Schrift bestimmt ist, passender, durch den einen Satz die ganze Reihe von Eigenschaften anzudeuten, welche, den letzten zwei Sätzen gemäſs, der Function $\mathfrak{L}$, im Falle sie nur auf einen Winkel sich bezieht, zukommen, als diese Eigenschaften noch besonders abzuleiten.

Diesen Feststellungen gemäſs hat die Function $\mathfrak{L}$, wenn sie nur auf einen Winkel sich bezieht, alle Eigenschaften von sinus und cosinus, und wenn sie auf mehrere Winkel sich erstreckt, so bezeichnet sie ein Product von so vielen Factoren, als Winkel da sind, und jeder der Factoren ist wieder eine Function $\mathfrak{L}$.

Damit der Umfang und die Zweckmäſsigkeit des für die Function $\mathfrak{L}$ aufgestellten Begriffs bestimmter hervortrete, werde angenommen, es seyen $b_1\ b_2\ b_3\ .\ .\ .\ .$ irgend welche Winkel, und es sey das Gemeinsame folgender Producte zu fixiren:

$$\sin.\ b_1,$$
$$\cos.\ b_1\ .\ \sin.\ b_2,$$
$$\cos.\ b_1\ .\ \cos.\ b_2\ .\ \sin.\ b_3,$$
$$\cos.\ b_1\ .\ \cos.\ b_2\ .\ \cos.\ b_3\ .\ \sin.\ b_4,$$
$$.\ .\ .\ .\ .\ .\ .\ .\ .\ .\ .\ .\ .\ .\ .$$

Dieser Forderung genügt vollständig die Aufstellung des Ausdrucks
$$\mathfrak{L}[b_1\ b_2\ .\ .\ .\ .\ b_{s+1}],$$
indem die vorstehenden Producte der Reihe nach sich ergeben, wenn in diesem Ausdrucke $s = 0, 1, 2, \ldots$ gesetzt wird.

Soll gleicher Weise durch einen einzigen Ausdruck das Bildungsgesetz der Producte
$$-\cos.\ b_1,$$
$$\sin.\ b_1\ .\ \sin.\ b_2,$$
$$\sin.\ b_1\ .\ \cos.\ b_2\ .\ \sin.\ b_3,$$
$$.\ .\ .\ .\ .\ .\ .\ .\ .\ .\ .\ .$$
festgehalten werden, so wird der Zweck durch den Gebrauch des Ausdrucks
$$\mathfrak{L}[270^\circ + b_1\ b_2\ b_3\ .\ .\ .\ b_{s+1}]$$

erreicht, indem die genannten Producte unmittelbar entstehen, wenn in diesem Ausdrucke $s = 0, 1, 2, \ldots$ gesetzt wird.

Es ist wohl nicht in Abrede zu stellen, daſs die Einführung der Function $\mathfrak{L}$ deshalb, weil mittels ihrer eine groſse Mannigfaltigkeit von Producten nicht allein ſixirt, sondern auch einem einzigen Bildungsgesetze unterworfen werden können, ein Gewinn ist. Der Gewinn wird aber noch bedeutend gröſser, wenn man sich dazu entschlieſst, die Functionen *sinus* und *cosinus* völlig zu verabschieden, und lediglich die Function $\mathfrak{L}$ zu gebrauchen; man hat alsdann bei Deductionen, welche auf Producte führen, wie die vorhin angemerkten sind, sogleich das ganz einfache Gesetz, und man ist nicht genöthigt, dem Gedächtniſs eine Mannigfaltigkeit aufzuladen, welche lediglich dadurch Bestand hat, daſs man den zu engen und deshalb unzweckmäſsigen Begriff von *sinus* oder *cosinus* aufnimmt.

Möge diese Bemerkung einer weiteren Überlegung werth geachtet werden!

Um das Eigenthümliche der Functionen $\mathfrak{P}$ und $\mathfrak{F}$ festzustellen, sind die allgemeinen Sätze

$$\begin{aligned}
&\mathfrak{P}[a_1\ (a_1, a_2) \ldots a_s\ (a_s, a_{s+1})\ a_{s+1}] = \\
&\quad = \mathfrak{P}[a_1\ (a_1, a_2) \ldots a_{s-1}\ (a_{s-1}, a_s)\ 90^\circ + a_s] \\
&\qquad . \mathfrak{P}[a_{s+1}] \\
&\quad + \mathfrak{F}[a_1\ (a_1, a_2) \ldots a_s\ (a_s, a_{s+1})] \\
&\qquad . \mathfrak{P}[270^\circ + a_{s+1}]
\end{aligned}$$

$$\begin{aligned}
&\mathfrak{F}[a_1\ (a_1, a_2) \ldots a_{s+1}\ (a_{s+1}, a_{s+2})] = \\
&\quad = \mathfrak{F}[a_1\ (a_1, a_2) \ldots a_s\ 270^\circ + (a_s, a_{s+1})] \\
&\qquad . \mathfrak{P}[180^\circ - (a_{s+1}, a_{s+2})] \\
&\quad + \mathfrak{P}[a_1\ (a_1, a_2) \ldots a_s\ (a_s, a_{s+1})\ a_{s+1}] \\
&\qquad . \mathfrak{P}[450^\circ - (a_{s+1}, a_{s+2})]
\end{aligned}$$

und ausser diesen noch die besonderen Sätze

$$\mathfrak{P}[a_1] = \sin.\ a_1$$

$$\mathfrak{F}[a_1\ (a_1, a_2)] = \mathfrak{P}[a_1] . \mathfrak{P}[450^\circ - (a_1, a_2)]$$

angenommen.

Hier ist ebenfalls nur der Kürze wegen der Satz $\mathfrak{P}[a_1] = \sin.\ a_1$ statt der zwei

$$\mathfrak{P}[0] = 0$$

$$\mathfrak{P}[a_1]^2 + \mathfrak{P}[90^\circ + a_1]^2 = 1$$

gewählt.

Aus diesen Annahmen ist nun eine bedeutende Reihe von Eigenschaften abgeleitet, die den Functionen $\mathfrak{P}$ und $\mathfrak{F}$ zukommen; es sind vorerst die bemerkenswerthesten, und für den wei-

Digitized by Google

teren Fortgang unmittelbar nothwendigen aufgenommen, und andere übergangen, viele vielleicht auch übersehen. Unter den abgeleiteten Sätzen sind, mit andern, besonders jene merkwürdig, in welchen die Darstellung der Functionen $\mathfrak{P}$ und $\mathfrak{F}$ durch die Elementar-Function $\mathfrak{E}$ ausgedrückt ist.

Um bemerkbar zu machen, wie der obige allgemeine Satz, worin eine Eigenthümlichkeit der Function $\mathfrak{P}$ ausgedrückt ist, zu Bekanntem steht, werde der besondere Fall $s = 1$ gewählt, für welchen ist:

$$\mathfrak{P}[a_1 (a_1, a_2) a_2] = \mathfrak{P}[90^\circ + a_1] . \mathfrak{P}[a_2] \\ + \mathfrak{F}[a_1 (a_1, a_2] . \mathfrak{P}[270^\circ + a_2]$$

oder, wenn die Function $\mathfrak{F}[a_1 (a_1, a_2)]$ nach dem Obigen ersetzt wird:

$$\left.\begin{array}{l} \mathfrak{P}[a_1 (a_1, a_2) a_2] = \mathfrak{P}[90^\circ + a_1] . \mathfrak{P}[a_2] \\ \quad + \mathfrak{P}[a_1] . \mathfrak{P}[450^\circ - (a_1, a_2)] . \mathfrak{P}[270^\circ + a_2] \end{array}\right\} \quad (\lambda)$$

Nun ist bekanntlich wahr, daſs, wenn in einem sphärischen Polygone der Neigungswinkel zweier auf einander folgender Flächen $= 180^\circ$ wird, die zwei anliegenden Ebenenwinkel einen einzigen bilden, welcher durch die Summe derselben ausgedrückt wird. Wenn also in dem vorstehenden Satze $(a_1, a_2) = 180^\circ$ gesetzt wird, so geht die Winkelreihe $a_1 (a_1, a_2) a_2$ in den einzigen Winkel $a_1 + a_2$, und der Satz (λ), nachdem $\mathfrak{P}[270^\circ] = -1$ gesetzt ist, in folgenden über

$$\mathfrak{P}[a_1 + a_2] = \mathfrak{P}[90^\circ + a_1] . \mathfrak{P}[a_2] \\ - \mathfrak{P}[a_1] . \mathfrak{P}[270^\circ + a_2]$$

welcher in anderer Gestalt der bekannte Satz

$$\sin. (a_1 + a_2) = \cos. a_1 . \sin. a_2 + \sin. a_1 . \cos. a_2$$

ist. Wird in (λ) $(a_1, a_2) = 180^\circ$, und zugleich $90^\circ + a_2$ statt a_2 gesetzt, so ergiebt sich der bekannte Satz

$$\cos. (a_1 + a_2) = \cos. a_1 . \cos. a_2 - \sin. a_1 . \sin. a_2$$

Diese Andeutung bekannter Sätze, welche in dem erwähnten allgemeinen Satze als specielle Fälle enthalten sind, mag wenigstens zu einiger Erläuterung dienen.

(Der Beſchluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 23. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Müller: die Gesetze der sphärischen Polygonometrie.

(Beschluſs.)

Die Ausdrücke anlangend, welche durch die Functionen $\mathfrak{P}$ und $\mathfrak{F}$ vertreten werden, so läſst sich ein Überblick nicht wohl geben. Jedoch mögen einige Beispiele hier eine Stelle finden.

Wenn in dem Satze (λ), auf der rechten Seite, sin. statt $\mathfrak{P}$ gesetzt wird, so entsteht:

$$\mathfrak{P}[a_1\ (a_1, a_2)\ a_2] = \cos. a_1 . \sin. a_2 - \sin. a_1 . \cos. (a_1, a_2) . \cos. a_2$$

Ebenso ergiebt sich aus (λ), daſs

$$\mathfrak{P}[a_1\ (a_1, a_2)\ 90^\circ + a_2] = \cos. a_1 . \cos. a_2 + \sin. a_1 . \cos. (a_1, a_2) . \sin. a_2$$

und

$$\mathfrak{P}[270^\circ + a_1\ (a_1, a_2)\ a_2] = \sin. a_1 . \sin. a_2 + \cos. a_1 . \cos. (a_1, a_2) . \cos. a_2$$

Die Ausdrücke auf der rechten Seite in den letzten drei Sätzen wird man als alte Bekannte begrüſsen. Ihrer groſsen Verschiedenheit ungeachtet sind sie einem Bildungsgesetze unterworfen, und was noch mehr ist, mittels der Function $\mathfrak{P}$ kann jeder derselben als ein Glied einer ins Unendliche fortgehenden Reihe aufgefaſst werden, deren Bildungsgesetz das der Function $\mathfrak{P}$ ist.

Nach den obigen Feststellungen ist ferner, wie man leicht finden kann:

$$\mathfrak{F}[a_1\ (a_1, a_2)] = \sin. a_1 . \cos. (a_1, a_2)$$

$$\mathfrak{F}[a_1\ 270^\circ + (a_1, a_2)] = \sin. a_1 . \sin. (a_1, a_2)$$

$$\mathfrak{F}[270^\circ + a_1\ (a_1, a_2)] = -\cos. a_1 . \cos. (a_1, a_2)$$

und

$$\mathfrak{F}[a_1 (a_1, a_2) a_2 (a_2, a_3)] = \cos. a_1 . \cos. a_2 . \cos. (a_2, a_3) + \sin. a_1 . \sin. (a_1, a_2) . \sin. (a_2, a_3) - \sin. a_1 . \cos. (a_1, a_2) . \cos. a_2 . \cos. (a_2, a_3)$$

$$\mathfrak{F}[a_1 (a_1, a_2) a_2\ 270^\circ + (a_2, a_3)] = \cos. a_1 . \cos. a_2 . \sin. (a_2, a_3) - \sin. a_1 . \sin. (a_1, a_2) . \cos. (a_2, a_3) - \sin a_1 . \cos (a_1, a_2) . \cos. a_2 . \sin (a_2, a_3)$$

$$\mathfrak{F}[270^\circ + a_1 (a_1, a_2) a_2 (a_2, a_3)] = \sin. a_1 . \cos. a_2 . \cos. (a_2, a_3) - \cos. a_1 . \sin. (a_1, a_2 . \sin. (a_2, a_3) + \cos. a_1 . \cos. (a_1, a_2) . \cos. a_2 . \cos. (a_2, a_3)$$

Die Ausdrücke auf der rechten Seite in den ersten drei dieser Sätze sind dem Leser aus der sphärischen Trigonometrie bekannt; desto interessanter dürfte es seyn, ihre Verwandtschaft unter einander sowohl, als mit unzählig vielen anderen Ausdrücken hier durch ein einfaches Mittel festgehalten zu sehen.

Ausser den bisher betrachteten Functionen $\mathfrak{L}$ $\mathfrak{P}$ $\mathfrak{F}$ sind noch vier andere $\mathfrak{N}$ $\mathfrak{T}$ $\mathfrak{H}$ $\mathfrak{K}$ eingeführt, über deren Beschaffenheit in Kürze etwas anzugeben jedoch unthunlich ist.

Nachdem durch die Theorie der eingeführten Functionen die Mittel gewonnen waren, die Gleichungen zwischen den Winkeln eines sphärischen Polygons von n Flächen auszudrücken, so ist die Ableitung dieser Gleichungen als Gegenstand der Aufgabe vorgenommen worden. Hierbei kam es wesentlich darauf an, nicht allein Gleichungen überhaupt, sondern sogleich alle möglichen Grundgleichungen aus einer gemeinschaftlichen Quelle herzuholen. Und der Leser dürfte leicht die Überzeugung erhalten, daſs keine Täuschung unterläuft, wenn behauptet wird, daſs die Auffindung aller Grundgleichungen gelungen sey. Das Resultat der Untersuchung ist kürzlich folgendes.

Die verschiedenen Grundgleichungen, welche möglicher Weise zwischen den Winkeln eines sphärischen Polygons statthaben können, zerfallen nach gemeinsamen Prädicaten der Bildung ihrer Bestandtheile in sieben Systeme, und das Bildungsgesetz für alle Gleichungen eines jeden Systemes ist in einem Norm-Satze fixirbar. Die sieben Norm-Gleichungen, welche hiernach stattfinden müssen, sind folgende:

$$\left.\begin{aligned}&\mathfrak{F}[270^\circ + a_1(a_1, a_2) \ldots\ldots a_s(a_s, a_{s+1})] = \\ &\quad = \mathfrak{F}[270^\circ + a_{s+1}(a_{s+1}, a_{s+2}) \ldots a_n(a_n(a_n, a_1)]\end{aligned}\right\} \quad (\omega_1)$$

$$\left.\begin{aligned}&\mathfrak{P}[270^\circ + a_1(a_1, a_2) \ldots a_s(a_s, a_{s+1})\, a_{s+1}] = \\ &\quad = \mathfrak{P}[450^\circ - (a_{s+1}, a_{s+2})\, 180^\circ - a_{s+2} \ldots 180^\circ - (a_n, a_1)]\end{aligned}\right\} \quad (\omega_2)$$

$$\left.\begin{aligned}&\mathfrak{P}[270^\circ + a_1(a_1, a_2) \ldots a_{s-1}(a_{s-1}, a_s)\, 90^\circ + a_s] = \\ &\quad = \mathfrak{F}[a_{s+1}(a_{s+1}, a_{s+2}) \ldots a_n(a_n, a_1)]\end{aligned}\right\} \quad (\omega_3)$$

$$\left.\begin{aligned}&\mathfrak{F}[270^\circ + a_1(a_1, a_2) \ldots a_s\, 270^\circ + (a_s, a_{s+1})] \\ &\quad = \mathfrak{P}[180^\circ - (a_{s+1}, a_{s+2}) \ldots 180^\circ - (a_n, a_1)]\end{aligned}\right\} \quad (\omega_4)$$

$$\left.\begin{aligned}&\mathfrak{P}[a_1(a_1, a_2) \ldots a_{s-1}(a_{s-1}, a_s)\, 90^\circ + a_s] = \\ &\quad = \mathfrak{P}[a_{s+1}(a_{s+1}, a_{s+2}) \ldots 90^\circ + a^n]\end{aligned}\right\} \quad (\omega_5)$$

$$\left.\begin{aligned}&\mathfrak{P}[180^\circ - (a_1, a_2)\, 180^\circ - a_2 \ldots 270^\circ - (a_s, a_{s+1})] = \\ &\quad = \mathfrak{P}[180^\circ - (a_{s+1}, a_{s+2})\, 180^\circ - a_{s+2} \ldots 270^\circ - (a_n, a_1)]\end{aligned}\right\} \quad (\omega_6)$$

$$\left.\begin{aligned}&\mathfrak{F}[a_1(a_1, a_2) \ldots a_s\, 270^\circ + (a_s, a_{s+1})] = \\ &\quad = \mathfrak{F}[180^\circ - (a_{s+1}, a_{s+2}) \ldots 450^\circ - a_n]\end{aligned}\right\} \quad (\omega_7)$$

Die einzelnen verſchiedenen Grundgleichungen ergeben ſich dadurch, daſs in dieſen Normgleichungen $s=0, 1, 2, \ldots$ geſetzt wird.

Einer näheren Anſicht bietet ſich dar, daſs die Gleichungen (ω_1) und (ω_2), jede, alle $2n$ Winkel, die Gleichungen (ω_3) und (ω_4) jede nur $2n-1$ Winkel, und von den Gleichungen (ω_5) (ω_6) (ω_7) jede nur $2n-2$ Winkel des Polygons enthält.

In (ω_1) und (ω_2) ſind die $2n$ Winkel ſo vertheilt, daſs in der einen Gleichung auf jeder Seite eine gerade Anzahl Winkel, in der anderen aber auf jeder Seite eine ungerade Anzahl Winkel vorkommt; eine weitere Vertheilungsweiſe iſt nicht möglich.

Desgleichen ſind in (ω_3) und (ω_4) für $2n-1$ Winkel, und in (ω_5) (ω_6) (ω_7) für $2n-2$ Winkel die möglichen Weiſen des Vorkommens enthalten.

Wird zu dieſem Allgemeinen noch das gefügt, was die einzelnen Gleichungen der ſieben Syſteme darbieten, ſo ergiebt ſich, daſs kein weiterer Fall denkbar iſt, der nicht in den aufgeſtellten Sätzen enthalten wäre.

Die Zahl der einzelnen verſchiedenen Grundgleichungen iſt bei jedem Polygone groſs. Wenn $n=2m+1$ iſt, ſo iſt die genannte Anzahl $= 10.(m+1)-1$, und wenn $n=2m+2$ iſt, ſo iſt dieſe Anzahl $= 10.(m+1)+5$. Darnach finden ſtatt

für ein ſphäriſches Dreieck 19 Grundgleichungen
» » » Viereck 25 »
» » » Fünfeck 29 »
u. ſ. w.

Die 19 Gleichungen für das ſphäriſche Dreieck ſind in der Schrift beſonders aufgeführt. Dabei bot ſich eine Gelegenheit dar, eine neue Ableitungsart der Gauſsiſchen Gleichungen anzuzeigen. Wenn nämlich in der gewöhnlichen Bezeichnung a b c die Seiten, und A B C die gegenüberſtehenden Winkel eines ſphäriſchen Dreiecks bedeuten, ſo finden folgende drei Gleichungen ſtatt:

$$\cos. a \cos. b + \sin. a \cos. C \sin. b = \cos. c$$
$$\sin. a \sin. b + \cos. a \cos. C \cos. b = \sin. A \sin. B - \cos. A \cos. c \cos. B$$
$$-\cos. C = \cos. A \cos. B - \sin. A \cos. c \sin. B$$

Werden dieſe Gleichungen durch Addition verbunden, und wird jedes Reſultat von 1 ſubtrahirt, ſo ergiebt ſich zunächſt:

$$(1-\cos.(a-b)) . (1+\cos. C) = (1-\cos.(A-B)) . (1-\cos. c)$$

Digitized by Google

und hieraus folgt:

$$\sin.\frac{a-b}{2}\ .\ \cos.\frac{C}{2} = \sin.\frac{A-B}{2}\ .\ \sin.\frac{c}{2}$$

Wie diese eine, so können auch die drei übrigen Gaussischen Gleichungen aus den obigen drei Sätzen abgeleitet werden.

Wenn dies für Freunde neuer und einfacher Beweise interessant ist, so ist auch bemerkenswerth, daſs neben den erwähnten Gaussischen Gleichungen noch eine ganze Schaar anderer bildbar ist, mit denen jene theilweise in Systeme gebracht, und auf diese Weise einem allgemeinen Bildungsgesetze unterworfen werden. Das Interesse an dem Besonderen dürfte freilich durch den Umstand gemindert werden, daſs das eben Ausgesprochene eine specielle Folge aus den allgemeinen Sätzen ist, welche im weiteren Fortgange der Schrift für Polygone von n Flächen entwickelt werden.

Hinsichtlich der gauchen Polygone ist gefunden: die 2n Winkel eines gauchen Polygons von n Seiten können als die Winkel eines sphärischen Polygons betrachtet werden, deshalb finden zwischen denselben die sieben Sätze (ϖ_1) — (ϖ_7) statt.

Für den Zusammenhang zwischen den Seiten und Winkeln eines gauchen Polygons ergeben sich vier Grundgleichungen. Sind $B_1 B_2$, $B_2 B_3$, ..., $B_n B_1$ die Seiten, ferner $b_1 b_2 b_3 \ldots b_n$ die äusseren Winkel, und $({}_1, b_2)$ (b_2, b_3) .... die Neigungswinkel eines gauchen Polygons, so sind die Grundgleichungen:

$$o = B_n B_1 + \Sigma_r B_r B_{r+1} . \mathfrak{P}[b_1 (b_1, b_2) \ldots 90^\circ + b_r]$$
$$o = \Sigma_r B_r B_{r+1} . \mathfrak{P}[270^\circ + b_1 (b_1, b_2) \ldots 90^\circ + b_r]$$
$$o = \Sigma_r B_r B_{r+1} . \mathfrak{F}[180^\circ - (b_n, b_1)\ 180^\circ - b_1 \ldots 450^\circ - b_r]$$
$$o = \Sigma_r B_r B_{r+1} . \mathfrak{F}[450^\circ - (b^n, b_1)\ 180^\circ - b_1 \ldots 450^\circ - b_r]$$
$$r = 1, 2, 3, \ldots . n-1$$

Mit der Angabe dieser Gleichungen, und der Ableitung der zwei speciellen Sätze, welche hieraus für ebene Polygone folgen, schlieſse ich die Schrift, die weitere Verfolgung des Gegenstandes künftigen Zeiten überlassend, und der Theilnahme des mathematischen Publikums, welchem die Schrift hiermit empfohlen sey!

A. Müller.

Digitized by Google

Die Lehre des Spinoza in ihren Hauptmomenten geprüft und dargestellt von L. B. Schlüter, Privatdocenten der Philosophie zu Münster. Münster, bei Theissing. 1836.

Es ist bekannt, daſs eine Reihe der ausgezeichnetsten Männer in Deutschland, Philosophen und Dichter, das System Spinoza's bewunderten, bald dessen Einheit und strenge Consequenz, bald die Kühnheit der intellectuellen Anschauung, bald die innigste Seelenruhe und Klarheit, bald die Hoheit und Reinheit seiner Moral hervorhoben. Wir dürfen nur an die Namen Herder, Lessing, Hegel und Göthe erinnern. Unser groſser deutscher Dichter, Göthe, sagt *): »ich erinnere mich noch gar wohl, welche Beruhigung über mich gekommen, als ich einst die nachgelassenen Werke jenes merkwürdigen Mannes durchblättert. Ich ergab mich dieser Lectüre und glaubte die Welt niemals so deutlich erblickt zu haben.« Göthe giebt nun Rechenschaft über diese Wirkung und eine eben so tiefe als interessante Erklärung über seinen innern Vorgang und den Zusammenhang seiner Weltbetrachtung mit der Spinoza's.

Der geistvolle Verfasser vorliegender, sehr interessanten Schrift gesteht ebenfalls die groſse und mächtige Anregung, die ihm durch Spinoza geworden sey, ja er sieht in dem System dieses Mannes ein Analogon oder eine obwohl umnebelte Anticipation der wahren und allein befriedigenden Wissenschaft, wiewohl ihn aber auch der Gedanke anwandelte, ein guter und ein böser Genius müſsten einen unbegreiflichen Bund beschworen haben, gemeinsam diesen Philosophen zu begeistern, daſs in ihm sich Tod und Leben fast ununterscheidbar menge, und durch einen Apfel der Erkenntniſs des Guten und Bösen noch einmal die Menschheit zu locken mit der Verheiſsung: »ihr werdet seyn wie die Götter.«

Diese Schrift wünscht den Briefen über die Lehre des Spinoza von Jacobi ergänzend und rectificirend an die Seite zu treten. Die Ergänzung soll in der Genesis und Begründung des Systems, dessen Darstellung Jacobi im Wesentlichen richtig gegeben habe, bestehen. Die Rectification zielt auf die Vernichtung vornehmlich dreier in jener Darstellung Jacobi's mehr oder minder sich zeigender und durch dasselbe verbreiteter Vorurtheile, und zwar erstens, daſs die Gottesidee Spinoza's etwas Erhabenes und Groſses und zugleich mindestens den Verstand tief befriedigendes, zweitens, daſs das System seine Axionen und Definitionen

*) Göthe's Werke, 48ster Band, S. 9 ff.

einmal zugestanden, ein Muster von Consequenz und Alles erschöpfender Beweisführung sey, und endlich daſs es ohne willkührliche Voraussetzung sey.

Der Verf. macht vor Allem darauf aufmerksam, daſs Spinoza die Realität aus der Idee in der Weise herleite, daſs er, wie Schelling, die Wahrheit selbst als etwas Secundäres und aus jener primären Quelle der Gewiſsheit hervorgehend betrachte, daſs aber in dieser Methode noch nie ein Philosoph bis zum Ende fortgeschritten sey, selbst Hegel nicht.

Diese Bemerkung ist wichtig, und es wäre zu wünschen, daſs sie weiter entwickelt worden wäre. Denn auf diesem Princip ruht die ganze neuere Philosophie, welche sich im Gegensatz zu der sogenannten Reflexionsphilosophie die speculative nennt. Wenn dieses Princip wirklich ganz erkannt ist, wird sich ein Wendepunkt in der ganzen neueren Philosophie ergeben, welcher aus dem Pantheismus in all seinen Formen hinausführt.

S. 4. 5. 86 heiſst es: »es unterliegt keinem Zweifel, daſs Spinoza die Idee der Quantität als eine und dieselbe mit der von der absoluten Substanz betrachtet, so daſs er die sogenannte unendliche Quantität selbst, wiefern sie unter der Gestalt der körperlichen Ausdehnung aufgefaſst wird, als die unendliche Ausdehnung, in wiefern aber unter dem Attribut des Denkens, als das unendliche Denken, ansah, welche vereint das Wesen der unendlichen Substanz oder das Wesen Gottes gleichsam constituiren. Diese Vorstellung der unendlichen Quantität ist aber nichts anders, als jene apriorische Form der Sinnesanschauung des Raums, wie sie Kant nennt, und die schon Cartesius sich als substanziell vorstellte und hypostasirte. In diesem Raum, nemlich in der Anschauung der endlosen Quantität, baut unser Philosoph seine ganze intuitive Philosophie auf, wie ein Mathematiker, und scheint Alles aus dieser Anschauung abgeleitete als theilnehmend an der ewigen Wesenheit Gottes zu erfassen, und ebenso die Dinge nur unter einem gewissen Schein von Ewigkeit zu betrachten, inwiefern sie nemlich in der unendlichen Ausdehnung oder dem Raume enthalten und zugleich mit der ewigen und unendlichen Idee von jenem dem Denken vergegenwärtigt sich vorstellt. Das sicherste Mittel, das Leben zu tödten, den Tod auf den Thron zu setzen, ist, alles Qualitative auf Quantitatives zurückzuführen. Alle atheistische Physik, Ethik, Ästhetik und Politik, aller Leben läugnender Materialismus und Mechanismus oder Nihilismus setzt jenes Verfahren durch einen Verstand, der sich künstlich wahrhaft von

Sinnen bringt, zum Voraus. Auch Jacobi sah dieses wohl ein und hat in seinen Briefen über die Lehre Spinoza's jene unveräusserliche Bedeutsamkeit des Qualitativen bereits hervorgehoben, ohne deren Vernachlässigung kein französischer Materialismus und Atheismus, kein pantheistischer Irrthum eines Spinoza im Realismus, noch eines Fichte im Idealismus möglich gewesen wäre, welche sämmtlich wenigstens drei Gebiete durchaus verschiedener Qualitätsgattungen auf eins reduciren, und ohne innern, äussern und höhern Sinn zugleich nur denkend die Welt construiren und machen, nichts aber Gegebenes von oben, von aussen und von innen annehmen, empfindend, schauend, anerkennend und verstehend begreifen wollen.«

Ich habe diese ganze Stelle hier angeführt, weil sie einen so wichtigen Gegenstand bespricht, und mit dem zunächst vorher aus dem Verf. Angeführten in dem engsten Zusammenhange steht. In der That berührt Schlüter in den zwei Stellen den Grundirrthum der neuern Philosophie in seinem tiefsten Herzpunkte. Die Schonungslosigkeit, mit der er ihr ins Herz greift, wird ihn freilich bei den Anhängern dieser Irrthümer übel empfehlen. Die Wahrheit, welche hier vom Verf. ausgesprochen ist, besteht darin, daſs die neuere Philosophie den subjectiven und objectiven menschlichen Geist verabsolutirt hat. Sie ging mit Cartesius von dem sich selbst gewissen Geist als die subjective Voraussetzung alles Denkens und Erkennens aus, und machte in Fichte die subjective Selbstgewiſsheit zum Princip der Wahrheit, ging dann aber zum objectiven Wesen des Geistes über, und machte dieses abermals zur absoluten Wahrheit selbst. Wie dort die subjective Selbstgewiſsheit, so wurde hier die objective Selbstgewiſsheit als die absolute Wahrheit genommen. Als Anfangspunkt dieser zweiten Verabsolutirung des menschlichen Geistes ist Spinoza zu bezeichnen. Diese Verwechslung des Geschöpfs mit dem Schöpfer, der relativen oder secundären Wahrheit mit der absoluten oder primären Wahrheit, des Ebenbildes mit dem Urbild, brachte den Pantheismus hervor, der nach der verschiedenen Weise, in welcher das Wesen des menschlichen Geistes aufgefaſst wurde, in den verschiedensten Formen hervortrat und so alle Möglichkeiten erschöpfte. An diesem Zeitpunkt sind wir bereits in der gegenwärtigen Zeit angelangt, und hier ist offenbar auch der bedeutendste Wendepunkt in der Geschichte der neuern Philosophie eingetreten. Die Folge von der Verabsolutirung des objectiven Geistes ist, daſs sie, wie es der Verf.

Digitized by Google

richtig bezeichnet, die Wahrheit als etwas Secundäres und als hervorgehend aus jener primären Quelle, nemlich der Idee des menschlichen Geistes betrachtet. Die Idee des Geistes als der Inbegriff der Wahrheit bringt sich durch eigne Thätigkeit selbst hervor, als alle Wahrheit, und zwar in der wahren Form der Selbstgewiſsheit. Die Wahrheit ist so das Selbstbewuſstseyn des menschlichen Geistes. Sonach ist die Substanz Gottes nur die Totalität des Weltinhaltes, und zwar, wie es der Verf. bei Spinoza nachzuweisen sucht, nur unter der Form der Quantität oder der räumlichen Unendlichkeit. Somit wäre der Spinozismus nicht Akosmismus, wie Hegel meint, sondern Atheismus *).

Unser scharſsinniger und geistreicher Verf. sucht die Inconsequenzen und Widersprüche des für ein Muster der strengen Consequenz und Einheit gehaltenen Systems Spinoza's nachzuweisen. Vor Allen faſst er den Übergang von den absolut gebildeten Ideen zu den Einzeldingen ins Auge. Hier zeigt er, daſs nach Spinoza der Mensch nicht aus Gott begriffen werden könne; denn Spinoza behaupte, daſs die Substanz nicht die Form des Menschen ausmache, und was nichts mit einander gemein habe, könne auch nicht durch einander begriffen werden; denn der Begriff des einen schlieſse nicht den Begriff des andern in sich. Es ergiebt sich dem Verf., daſs nach Spinoza Gott nicht die adäquate Ursache des Menschen ist, während dieser doch behaupte, daſs Gott die Ursache aller Dinge sey, sowohl des Wesens, als der Existenz derselben, und dieses in derselben Weise, wie er die Ursache seiner selbst sey, d. h. adäquat. Dieser Widerspruch inficire die ganze Reihe der Beweise in der Ethik, in der überhaupt keine Gewiſsheit, namentlich in Ansehung der von der natura naturata befaſsten Dinge enthalten sey.

Zunächst wird nun der Begriff der absoluten Substanz betrachtet, und ausser der schon früher erwähnten Verwechslung der unendlichen Quantität mit derselben, die Unmöglichkeit des Überganges von derselben aus dem Seyn in ein Nichtseyendes gezeigt, denn sie hat kein Negatives oder keine Bestimmung. In Betreff der Attribute der Substanz, Denken und Ausdehnung, wird bemerkbar gemacht, daſs kein Denken ohne Veränderung oder innere Bewegung begriffen werden könne, daſs aber diese

*) Näher kann hier auf dieses Moment nicht eingegangen werden. Ref. wird die ausgesprochene Wahrheit in einer eben unter der Presse befindlichen Schrift durch die Darstellung der neueren Philosophie zu begründen suchen.

Digitized by Google

von Sp. nur als Modus der Ausdehnung genannt werde, und eben deshalb nach ihm die denkende Substanz auf keine Weise bestimmen dürfe. Ebenso sey ein Denken ohne Vorstellung und Verstand schlechthin undenkbar. Solches Denken komme aber bei Sp. Gott zu, wenn er an sich betrachtet werde. Auch die Modi der Ausdehnung, Bewegung und Ruhe, beziehen sich nicht auf Gott an sich. Daraus folgt, daſs die Substanz als unveränderlich nothwendig ruhen muſs. Überhaupt fehlt der Beweis, daſs selbst die Attribute, wie Modi, nicht universell und abstrakt, sondern real seyen. Die vier Modi: Verstand und Wille, Ruhe und Bewegung, sind, wie die Substanz, als unendlich und ewig und doch zugleich endlich und nur zeitlich daurend gleichsam als mittlere Proportianalen zwischen Seyenden und Nichtseyenden, oder zwischen Gott und den Einzeldingen von Sp. aufgenommen. Unter dieser Hülle liegt der Übergang vom Unendlichen zum Endlichen verborgen. Aber dieser Übergang ist auf diese Weise nicht möglich; denn Sp. behauptet, daſs der Verstand, sey dersebe ein endlicher oder unendlicher, als eine bestimmte Weise des Denkens, nicht minder als der Wille, durchaus nicht auf Gott als ein Wesen, welchem nur das absolut-unendliche Denken zukomme, anwendbar sey, und zur geschaffenen, nicht schaffenden Natur gehöre, ja daſs der Verstand des Menschen mit dem Verstande Gottes nichts mehr gemein habe, als der Hund, das bellende Thier, mit dem Hunde, dem Sternbilde am Himmel, d. h. nur den Namen. Spinoza zählt diese vier Modi in seiner Abhandlung ausdrücklich den Einzeldingen zu. Hiermit im Widerspruch wird auch noch in den folgenden Büchern der Ethik des Verstandes Gottes, und von dessen Ideen wiederholt Erwähnung gethan, ja alle Beweise und Entscheidungen über die menschliche Natur, in wiefern diese von der doppelten Seite betrachtet wird, nemlich noch Denken und Ausdehnung werden von jenem göttlichen Verstand aus vorgenommen, und doch sagt Sp., was nichts mit einander gemein hat, kann auch eins aus dem andern nicht begriffen werden. Hierin liegt denn ein offenbarer, jeden Zusammenhang der Deduction zerreiſsender und jedes Begreifen unmöglich machender Widerspruch. S. 66 f.

Fragen wir nun: wie läſst sich der groſse Widerspruch im System Spinoza's erklären, der auf der einen Seite behauptet, der Mensch hat eine adäquate Erkenntniſs Gottes, eine Natur, welche mit der allgemeinen Natur Eins ist; die ihm angeborne Idee ist

Digitized by Google

der Inbegriff aller Erkenntniſs, die Einheit aller Ideen, so daſs er die ganze Natur, d. h. alles wirklich Seyende in sich begreift. Diese Idee ist die Einheit der Selbstgewiſsheit und der Wahrheit, so daſs sich dieselbe nur zu verwirklichen braucht, um in und aus ihr die Wahrheit und zwar in der ihr entsprechenden Form oder Methode zu erkennen; und auf der andern Seite den menschlichen Geist nur als einen an der absoluten Substanz verschwindenden Modus dargestellt, der mit Gott nichts Wesentliches gemein hat, der daher nicht in und aus Gott begriffen werden kann; der nur eine inadäquate Erkenntniſs hat, weil er einzelner ist, und nur sich selbst durch seinen Körper, der sein Object ist, erkennt.

Der Verf. deutet die Erklärung dieses Widerspruchs vielfach an. Unterscheidet man das Wesen des menschlichen Geistes von dem einzelnen empirischen Geiste, und wendet diesen Unterschied hier in der Weise an, daſs man unter jenem Geiste, welcher eine adäquate Erkenntniſs hat, und die Einheit oder der Inbegriff der ganzen Wirklichkeit ist, der sich als die Wahrheit erkennt, — das Wesen des menschlichen Geistes, unter dem aber, welcher eine inadäquate Erkenntniſs hat, und nur ein verschwindender Modus der absoluten Substanz ist, — den einzelnen empirischen menschlichen Geist versteht, dann ist der Widerspruch erklärt. Alsdann ist aber das Wesen des menschlichen Geistes mit Gott confundirt, und was Sp. die wesentlichen Bestimmungen Gottes nennt, sind nur die des menschlichen Geistes, und zwar unter der Form der Naturverhältnisse betrachtet. Darin liegt dann auch der Grund, daſs er das Wesen und die Erscheinung des Geistes nicht zusammenbringt, sondern ganz abstract auffaſst. Denn die Natur kann ihr Wesen in keinem ihrer Individuen zur vollkommnen Wirklichkeit bringen, das Wesen der Natur als Allgemeines kann in ihrer Besonderung und Individualisirung sich in keinem Einzelwesen realisiren. Daher gibt es auch nur ein Entstehen und Vergehen, kein Werden, in welchem das Werdende sein Wesen verwirklicht.

Diese Erklärung des Widerspruchs im System Spinoza's deutet, wie oben bemerkt, unser Verf. an mehreren Orten bald auf directere, bald auf indirectere Weise an. Er sagt öfter mit Beziehung auf Sp. mit Franz Baader, daſs eine jede Confundirung Trennung sey, denn wo keine wahre Vereinigung Statt findet, bleiben sich die zu Einigenden äusserlich, d. h. ausser der Einheit. Ferner S. 50: »Protagoras und Spinoza meinen nicht den

Digitized by Google

Menschen, sondern jeden Menschen abstract und so in seiner Unwahrheit«, wiewohl diese Stelle den oben von mir angegebenen Unterschied des Wesens des menschlichen Geistes und des einzelnen, empirischen menschlichen Geistes in Spinoza selbst nicht statuirt, womit der Widerspruch mir nur allein erklärbar wird. Am bestimmtesten aber am Ende der Darstellung S. 59, wo es heiſst: »Setzt man für Gott, so oft dieser Name in diesem System gemiſsbraucht wird, Materie, denkende und ausgedehnte, je nachdem die Stellung es fordert, so wird man Alles viel richtiger und wahrer einsehen, und es wird sich zeigen, daſs dieses System vielmehr ein panhylistisches als pantheistisches zu nennen ist, und daſs der Urheber einen vollenden Materialismus gelehrt habe, und nichts weiter.«

Aus dem Bisherigen erhellt, daſs diese kleine Schrift sehr Groſses und Wichtiges auf eine geistvolle Weise behandelt, und daher die vollste Beachtung und Anerkennung verdient. Man darf wohl behaupten, daſs diese Schrift viele Hauptgebrechen des Spinozismus am tiefsten von allen bisherigen Kritikern dieses Systems erkannt hat. Dieses wird ihr einen bleibenden Werth in der philosophischen und theologischen Literatur sichern. Die ganze Schrift ist voll von den interessantesten, geistreichen Gedanken und Betrachtungen, besonders auch in den Beilagen, wo der Verf. sich auf tiefsinnige Weise über die speculativen Probleme verbreitet. Wenn man den Gedankengang des Verfs. so oft durch Nebenbetrachtungen unterbrochen, und oft abspringen und wieder anknüpfen sieht, so daſs durch diese desultorische Darstellung die Übersicht des Hauptgedankens erschwert wird, so entschuldigt sich der Verf. hierüber, so wie über die Form seiner Darstellung überhaupt, damit, daſs er gezwungen sey, zum Lesen wie zum Schreiben sich fremder Augen und Hände zu bedienen. Die sachverständigen Leser dieser Schrift werden dem verehrtesten Verf. mit dem Ref. die Form gerne wegen des tiefen und reichen Inhaltes seiner Schrift nachsehen, und werden sie gerne auch bei seinen folgenden Schriften unter dieser Bedingung nachsehen. Möge sich daher derselbe nicht durch diese Bedenklichkeit abhalten lassen, uns recht bald wieder mit einer neuen zu erfreuen. Bewunderung verdient das Talent Schlüter's, der mit fremden Augen und Händen solche Leistungen bieten kann, und derselbe den vollsten Dank, daſs er sich durch diese Beschwerden nicht hat abhalten lassen, die Literatur mit dieser Schrift zu bereichern.

Sengler.

Ph. Heineken, die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet in topographischer, medicinischer und naturhistorischer Hinsicht. Erster Band. Bremen, Verlag von Geisler. 1836.

Daſs in unsrer schreibseligen Zeit und bei dem Werthe, den man allgemein auf medicinische Topographieen legt, so viele und so bedeutende Städte ihrer noch entbehren, ist nur aus der Schwierigkeit eines solchen Unternehmens erklärlich. Leicht fertig sind die Tagesliteratoren, die Journale mit nicht zu controlirenden Krankheitsgeschichten und allerlei Curiositäten zu füllen und ihre ephemere Weisheit in allen Zweigen ihres Faches zur Schau zu tragen; sie hüten sich aber vor einer Arbeit, die ohne manches Wissen, ohne vielseitige Erfahrung nicht begonnen, ohne Muth und Ausdauer nicht vollendet werden kann. Von Bremen existirte bisher noch keine, am wenigsten eine medicinische Topographie. Der Vf. hat daher in Beziehung auf seine Vaterstadt eine bedeutende Lücke ausgefüllt, zugleich aber auch durch die Art und Weise, wie er es gethan, ein nachahmungswerthes Muster aufgestellt. Liebe zu dem behandelten Gegenstande, ein reifes Urtheil und die ernste Absicht, zu nützen, sind die hervorleuchtendsten Züge dieser Schrift. Über die Genauigkeit der zahlreichen und interessanten einzelnen Angaben vermag Ref., welchem Bremen und sein würdiger Topograph fremd sind, keine vergleichende Untersuchung anzustellen, aber er möchte jene auch ohne diese behaupten. Ein Verf., der seiner Sache nicht gewiſs ist, könnte an solcher Stelle nicht so entschieden auftreten. Muth ist überall, zumal hier, ein Zeichen guten Wissens und Gewissens, und Muth zeigt der Verf., wo er Gebrechen und Vorurtheile bekämpft. Ohne ängstliche Rücksichten deckt er die vorhandenen Mängel auf und weiset auf die Mittel der Abhülfe hin, nie aber fehlt dem Ernst die nöthige Würde, nie ist eine verletzende Bitterkeit beigemischt. Wir begnügen uns, da auch ein gedrängter Auszug hier nicht wohl ausführbar ist, nur Einzelnes hervorzuheben, und verweisen jeden, der Interesse an medicinischen Ortsbeschreibungen hat, auf die Schrift selbst.

Bremen, schon von Ptolomäus dem Geographen als Phabiranum erwähnt und von Karl dem Groſsen 788 zu einem Bisthum erhoben, liegt 54 Fuſs über der Ebbe der Nordsee und 8 bis 10 Meilen von ihr entfernt. Die Altstadt, mit engen Straſsen und den Ausluchten an den schmalen Giebelhäusern, liegt am rechten, die erst im 17. Jahrhundert angelegte Neustadt am linken Weserufer. Beide zusammen zählen ungefähr 5798 Häuser. Von

Digitized by Google

freien Plätzen werden vorzugsweise der Domshof mit schönen Gebäuden, 500 Fuſs lang und halb so breit, und der Marktplatz mit dem Rathhaus und dem Schütting und der steinernen Bildsäule Rolands näher beschrieben. Das schlechte Pflaster der Straſsen soll verbessert werden. Trotz der ernstlich gerügten Straſsen-Unreinlichkeit und des stinkenden Baljes (des alten Stadtgrabens, der neue enthält reines Wasser), ist im Ganzen die Luft doch rein, weil Bremen in der unübersehbaren Ebene etwas erhaben liegt, der Wind fast nie fehlt und beim Eintritt der Fluth immer eine sanfte Bewegung der Luft bemerklich ist. Die frühern Festungswerke haben freundlichen Anlagen und bequemen Wohnhäusern Platz gemacht, und der Wall, zumal der Altstadt, ist zu einem lieblichen und gesunden Spaziergange umgeschaffen. Die alten Kaufmannshäuser sind unbequem gebaut, waren hauptsächlich zum Aufbewahren der Waaren bestimmt. In den meisten Häusern, auch der ärmeren Klasse, herrscht groſse Reinlichkeit. Es giebt aber auch elende Hütten, zumal in den Gängen und sog. Höfen der Neustadt, die als wahre Jammerhöhlen beschrieben werden, weniger in den Wohnkellern, deren Zahl sich immer mehr vermindert. Die Vorstädte befinden sich sämmtlich, mit Ausnahme des bunten Thorsteinwegs, auf dem rechten Weserufer. Ausser 12 Kirch- und 45 andern Dörfern gehören noch zum Bremer Gebiet die nicht in unmittelbarer Verbindung mit ihm stehenden Ämter Vegesack und das am Ausfluſs der Weser gelegene Bremerhafen. Der Wiesenbau ist vorherrschend, der Landbau steht auf einer niedrigeren Stufe. Die Weser versandet immer mehr und der Wasserstand wird immer höher, so daſs die Zeit nahe zu seyn scheint, in welcher es unmöglich werden möchte, das Land und die Stadt auf die bisherige Weise zu schützen. Die Schnelligkeit der Weser und die Analyse des Bremer Trinkwassers sind angegeben.

Der bedeutendste Nahrungszweig ist der des Fleisches. In vielen Haushaltungen wird ein Ochse geschlachtet und das Fleisch eingepökelt. Die Fluſsfische sind dermalen kostbar. Über die Lachse, welche sich jetzt nur auf der Tafel der Reichen finden, existirt aus früherer Zeit eine gesetzliche Bestimmung, daſs sie nicht mehr als zweimal in der Woche aufgetragen werden durften. Im Herbst und Frühling giebt es Seefische in Menge. Die Zubereitungsart der Speisen ist sehr fett. Jedes Individuum verbraucht durchschnittlich 25 bis 30 ℔ Butter im Jahre. Der Genuſs des Bieres hat ab-, der des Branntweins und mit ihm deli-

rium tremens und Wassersucht zugenommen. Von Weinen werden vorzugsweise die rothen Bordeaux getrunken. Ein bis in die untersten Stände verbreitetes Lieblingsgetränk ist der Kafe. Im Ganzen wird die Mäſsigkeit der gebildeteren Bremer im Essen und Trinken gerühmt, doch herrscht bei gröſseren Tafeln auch groſser Luxus. Im J. 1834 wurden in Bremen allein an Fleisch 2261 Stück Ochsen, 472 St. Kühe, 12000 Kälber, 13000 Schafe und Schweine, 129,000 ℔ gesalzenes und geräuchertes Fleisch und ausserdem Geflügel, Hasen und Wildpret verzehrt. Das Tabakrauchen ist allgemein, zumal das schädlichere Cigarrenrauchen.

Wie in den Wohnungen, so herrscht auch in Geschirren, dem Leib- und Bettweiſszeug groſse Reinlichkeit, dagegen wird die Hautkultur vernachlässigt. Bäder werden selten gebraucht. Die Kleidung ist im Ganzen einfach und ihr Schnitt ist anständig. Die Betten bestehen aus schweren Federbetten; Matratzen finden sich nur bei höhern Ständen.

Die Säuglinge werden in der Regel von ihren Müttern gestillt. Die physische Erziehung soll im Allgemeinen gut seyn, aber nur die körperliche Bewegung vernachlässigt werden, daher dem Bremer durch sein ganzes Leben eine gewisse Unbeholfenheit und Steifheit anklebe. Geturnt und geschwommen wird wenig, nur das Schlittschuhlaufen kultivirt. Die Körperconstitution ist von mittlerem Schlag und bietet nichts Auffallendes dar. Besonders häufig sollen schlechte Zähne seyn. Den Charakter der Bremer schildert der Verf. im Allgemeinen als gutmüthig und wohlthätig, daher viele treffliche Armenanstalten; sodann als rechtlich und ehrlich; die Steuern werden nur auf Bürgereid und Gewissen erhoben. Eine gewisse Spieſsbürgerlichkeit offenbart sich in starrer Anhänglichkeit am Alten, in Schroffheit gegen die Fremden, aber auch in der Liebe für die Vaterstadt und ihre Einrichtungen, nur wird an der Beförderung des allgemeinen Staatswohles wenig thätiger Antheil genommen. Auf den Conventen erschienen von 600 Geladenen kaum mehr als 50, während der Bremer Bürger den einzelnen Verwaltungszweigen willig Zeit und Kraft opfert. Ein hoher Grad von Religiosität artet oft in Intoleranz aus, früher zwischen Reformirten und Lutherischen, jetzt zwischen Rationalisten und Pietisten. Zu den Schattenseiten des Bremer Charakters zählt der Vf. eine gewisse Indolenz, »die freilich von der einen Seite in Genügsamkeit, Beständigkeit, Überlegsamkeit und Beharrlichkeit zur Erreichung des vorgesetzten Zieles übergeht, von der andern aber auch als festes Beharren

beim Alten, Schwerfälligkeit in der Wahl der Mittel, als geringe Lebhaftigkeit des Gefühls, Schwäche der Phantasie, Mangel an Genialität hervortritt und die sich schon in der matten Physiognomie, der geringeren Gewandtheit des Körpers und der schleppenden gedehnten Sprache, namentlich des plattdeutschen Dialekts derselben, ausdrückt. Jene Indolenz tritt freilich beim Kaufmann in den Hintergrund, wenn es gilt, die Zeitumstände zu benutzen um sein Glück zu machen, allein auch nur dann und zu diesem Zweck; für ein reges höheres geistiges Leben mangelt oft ihm der Sinn.« Die Geschlechtsausschweifungen sind im Verhältniſs zu andern Städten gering. Im dortigen Krankenhause giebt es nur 7½ pCt. Syphilitische. Die unehlichen Geburten verhalten sich in der Stadt wie 11, auf dem Land wie 7 zu 100. Die Ehe wird heilig gehalten. An den sog. Kindertagen vereinigen sich alle Glieder einer Familie. Der Vf. beklagt es, daſs diese schönen Kreise seltener werden. Wahre Geselligkeit ist eben nicht häufig. Die Stände sind streng gesondert. Statt des Erb- besteht der Geldadel. Volksfeste, an denen die ganze Bevölkerung Theil nimmt, gibt es nicht, ausser etwa am 18. October. Getanzt wird nicht leidenschaftlich; Schauspiele und Concerte sind wenig besucht, desto häufiger die Theezirkel der Frauen und die Klubbs der Männer, in welchen letzteren die Zeit durch Karten- und Billardspiel und durch Zeitungslektüre ausgefüllt ist. Erst in neuerer Zeit ist mehr Sinn für die Musik erwacht. Unter den übrigen Künsten hat sich noch die Malerei die meisten Freunde zu erwerben gewuſst. Es gibt einzelne Bildersammlungen. Vaterländische Künstler, wie die beiden Menken, finden ihre volle Anerkennung. Mit den ersten Frühlingstagen zieht Jeder, der es vermag, auf das Land. Eine groſse Reiselust führt den Bremer häufig auswärts.

Zu den öffentlichen Bildungsanstalten gehört 1) das Gymnasium illustre, an dem sonst alle Fächer besetzt waren, sich aber jetzt nur noch zwei Professoren der Medicin und einer der Jurisprudenz befinden. 2) Die Hauptschule. Sie trennt sich in die Gelehrten-, die Handels- und die Vorschule. An ihr ertheilten 1834 14 ordentliche und 13 zeitige Hülfslehrer den Unterricht. Die Frequenz betrug in der ersten 62, in der zweiten 96 und in der dritten 242 Schüler. Die Neben- und niederen Schulen sind in 5 Distrikte abgetheilt. Freischulen gibt es 8, im J. 1834 von 970 Schülern besucht. Ausserdem besteht eine Navigations- und eine Zeichnenschule. Ein Seminar für Schullehrer wurde 1822

errichtet. Die weiblichen Unterrichtsanstalten sind sämmtlich Privatunternehmungen, die Mädchen aus den höhern Ständen so gebildet als irgendwo. In den untern und mittlern Ständen hat die Romanenlektüre die schädlichsten Folgen gehabt.

Bremen hat mehrere bedeutende Privatbibliotheken, aber eigentlich nur eine einzige öffentliche aufzuweisen, zu deren Vergröſserung 100 Thlr. jährlich bestimmt sind!! Zweimal wöchentlich ist sie geöffnet. Sie besteht gröſstentheils aus Werken über Geschichte, besonders deutsche Literatur, Alterthümer, Numismatik, Jurisprudenz und Theologie. Ihre erste Entstehung fällt in das Jahr 1534; im J. 1628 erhielt sie einen bedeutenden Zuwachs durch die Bibliothek des Syndikus Buxtorf, 1635 durch den Ankauf der des Goldast von Haimensfeld, durch die opera omnia mscripta des Joh. Coccejus etc. Die Bibliothek des Gesundheitsrathes oder die Physikatsbibliothek enthält nur medicinische, meist anatomische und staatsarzneiwissenschaftliche Werke. Einem gröſsern Publikum zugänglich sind die Bibl. der Gesellschaften Union und Museum, die erste mit historischen, statistischen, ethnographischen und die Handlungswissenschaft betreff. Werken, die letzte mit Schriften über Naturwissenschaften, Statistik, Literatur, Geschichte, Reisebeschreib. Das Museum, eine der schönsten Zierden Bremens, wurde 1776 von 18 Mitgliedern gestiftet, die sich mit Naturgeschichte und Physik beschäftigten und die Anlegung eines physikalischen und Naturalienkabinets und einer Bibliothek beschlossen. Es wurden wissenschaftliche Vorträge gehalten, die Gesellschaft erweiterte sich, aber die gesellige Tendenz verdrängte allmählig die wissenschaftliche. Nicht unbedeutend sind die Sammlungen der Vögel und Mineralien.

Die erste aber ganz unvollständige Volkszählung ist vom J. 1744, die zweite von 1807, die dritte von 1818, die letzte, allein vollständige, von 1823. Damals zählte Bremen in runder Zahl 40,000 Einwohner; im J. 1834 wahrscheinlich 47,000. Bis zum J. 1811 wurden keine ordentlichen Geburts- und Sterberegister geführt. Interessant sind des Vfs. statistische Berechnungen und Zusammenstellungen. Nach einem sechsjährigen Durchschnitt fielen die meisten Geburten in die Monate März, September und December. Gleichermaſsen interessant sind die vom Vf. während 6 Jahren angestellten genauen Witterungsbeobachtungen. Der allgemeine Charakter der Bremer Witterung wird als unbeständig, feucht, kalt und windig geschildert.

Wünschenswerth wäre die Zugabe einer Karte über das Gebiet Bremens und eines Stadtplanes gewesen, und billig hätte der Verleger für einen weitern Druck sorgen dürfen. Mit groſsem Interesse sieht Ref. der Fortsetzung dieses Werkes entgegen.

Roller.

Digitized by Google

N°. 24. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

K. v. Spruner's historisch-geographischer Handatlas. Erste Lieferung von 8 *illuminirten Karten. Gotha, bei Justus Perthes.* 1837. *fol.*

Im December des Jahres 1834 erlieſs Herr v. Spruner die Ankündigung eines historischen Atlas, der auf 52 illuminirte Karten in Form des Stieler'schen Handatlas berechnet war, und dessen Verlag der durch seine literarischen und geographischen Unternehmungen rühmlichst bekannte Herr Justus Perthes in Gotha übernahm. Das Unternehmen sollte eigentlich einen ergänzenden Theil des mit so groſsem Beifall aufgenommenen Stieler'schen Handatlas bilden, aber auch eine bedeutende Lücke in unsrer historischen Literatur in der Art ausfüllen, daſs für die Geographie des Mittelalters eine Reihe von Karten, die vorzüglichsten Staaten Europa's und der übrigen Theile der alten Welt darstellend, zu liefern versprochen wurde. Das von v. Spruner schon in der Ankündigung dargelegte System, nach welchem die Karten erscheinen sollten, unterschied sich von allen bisher in diesem Fache erschienenen Arbeiten durch gröſsere Consequenz und durch das Eingehen auf die specielle Geographie der einzelnen Staaten, während Kruse's verdienstliche Arbeit blos mit Europa im Allgemeinen sich beschäftigt, und zwar vom 5ten Jahrhundert angefangen, von Säculum zu Säculum fortschreitend, bis auf die neuesten Zeiten, ohne irgendwo das eigentliche Detail historisch merkwürdiger Staaten, wie Italien, Deutschland, Frankreich u. s. w. zu berühren. Hierdurch blieb denn für die Specialgeschichte dieser und anderer Länder im Mittelalter gar Vieles noch zu wünschen übrig, und in Beziehung auf die verschiedenen Provinzen Deutschlands war im Kruse'schen Werke bei dem nach der ursprünglichen Projection nicht wohl zu vermeidenden Mangel an Raum eine solche Unbestimmtheit ihrer geographischen Umgrenzung und politischen Eintheilung gegeben, daſs man hier sich vergeblich nach Aufschlüssen umsah. Wie der Plan des von v. Spr. angekündigten Werkes angelegt war, eignete sich das zu erscheinende Werk allerdings für die unter Heeren's und Ukert's Auspicien herausgegebene Geschichte der europäischen Staaten, und von solchen Karten, wie sie v. Spr. zu liefern beabsichtigte, mochte man wohl behaupten, daſs man mit ihrer Hülfe jene

Staatengeschichten mit Nutzen und zur Belehrung durchlesen könne. — Im Laufe des Jahres 1835 sollte bereits die erste Lieferung, aus 5 Karten bestehend, erscheinen; allein erst zu Anfang dieses Jahres (1837) trat das freilich 8 Karten starke erste Heft an das Licht, und zwar topographisch so vortrefflich ausgestattet, daſs nicht leicht eine andere Arbeit in diesem Zweige sich mit derselben wird messen können, und den alten wohlbegründeten und wohlverdienten Ruf der Firma Justus Perthes vollkommen rechtfertigend und wenn es möglich steigernd. — Ein Vorwort, welches den Leser und Beschauer auf den Standpunkt stellt, den der Herr Vf. bei Fertigung seines Atlas eingenommen, und von welchem aus er sich beurtheilt wünscht, gibt uns manche Änderung kund, die zwischen der Ankündigung und dem wirklichen Erscheinen mit dem Atlas vorgenommen wurde. Die gedruckten Commentare, welche jedem einzelnen Blatte beigegeben werden sollten (siehe Ankündigung §. 3.), fehlen zwar, mit Ausnahme einer leitenden Übersicht der 8 Karten, die dem Vorworte unmittelbar folgt; dafür jedoch verspricht der Hr. Vf. — was er bei seinen umfassenden Arbeiten in diesem Zweige des historischen Wissens allerdings vermag — ein Werk zu liefern, welches in dieser Ausdehnung gleichfalls noch nicht existirt, nämlich ein »Handbuch der Geographie des Mittelalters«. Auch in Bezug auf die Folge der Karten ist eine kleine, nur zum Vortheil gereichende Änderung eingetreten, indem Italien eine Karte mehr erhielt, als in der Ankündigung für dies Land bestimmt gewesen. — Der Herr Vf. stellt gleich Eingangs des Vorwortes seine Ansicht von geschichtlichen Karten hin, die wir nur als die wahre und richtige lobend anerkennen müssen, und welche wir unsern Lesern mit des Auctors eigenen Worten hier mittheilen. »Jene (die gewöhnlichen historischen Atlanten) bilden gemeiniglich den äussern Umfang des Landes ab, geben die Namen der vorzüglichsten historisch merkwürdigen Orte, dem nächsten besten Handbuch der allgemeinen Geschichte entlehnt, schreiben auch wohl Daten und Jahrzahlen mit auf die Karte, wie man solche im Buche selbst als dahin gehörend findet, — und die historische Karte ist fertig. Solche Blätter mögen allerdings einen, wenn auch beschränkten, Nutzen für den ersten Unterricht haben, und es sey ferne von mir, ihnen diesen absprechen zu wollen; aber das, was mir eigentlich als Ideal eines historischen Atlas vorschwebt, gewähren sie bei weitem nicht, und dem Kenner und genauen Forscher werden sie ebensowenig ge-

»nügen. Ein historischer Atlas, wie er seyn soll, kann und muſs »wie eine gute Geschichte nur aus den Quellen selbst bearbeitet »werden, er muſs diese so viel als möglich gleichsam wieder- »spiegeln, muſs bildlich das darstellen, was jene erzählend be- »richten, muſs nicht allein die Lage der merkwürdigen Orte »jeder treffenden Periode bezeichnen, sondern auch, aus rein »historischen Quellen wie aus Urkunden geschöpft, die jedesma- »lige äussere Gestaltung des Landes, seine Eintheilung, die Sitze »der merkwürdigen Geschlechter u. s. w. angeben, kurz, wie »schon gesagt, für die treffende Periode den Anforderungen »entsprechen, die wir an eine gute geographische Karte für un- »sere Tage stellen. Ohne mich dem Wahne überlassen zu wol- »len, als entspräche die vorliegende Arbeit diesem Ideale, glaube »ich doch, daſs jeder billige und unbefangene Beurtheiler, wenn »er erwägt, wie schwierig, zeitraubend und selbst kostspielig »ein solches Unternehmen ist, mir wenigstens zugestehen müsse, »daſs ich mit allem Ernst und aller Liebe zur Sache nach Er- »reichung desselben gestrebt habe. Wie viele Quellenangaben »müssen nicht oft durchgangen und verglichen werden, um ein »Factum genau zu begründen, um eine Gränzstrecke von wenig »Linien auf dem Papier festzustellen? Wo der Historiker das »Schwankende durch Worte bezeichnen kann, verlangt man hier »eine festgehaltene Darstellung, deren doch nur eine möglich ist, »und hier, wie nicht leicht irgendwo, heiſst es: „hic Rhodus, »hic salta!“ Und bei alledem ist für dieses Fach der Geschich- »te, für die Geographie des Mittelalters, noch so wenig vorge- »arbeitet und dies Wenige noch überdies oft so in Ansichten »abweichend in einzelnen Dissertationen, Monographien, Vereins- »und Provinzialschriften zerstreut, daſs es die gröſste Mühe ko- »stet, es nur kennen zu lernen, geschweige denn zu sammeln »und zu benutzen. Für Deutschland ist freilich seit dem Werke »Junker's unendlich viel geschehen, und die Arbeiten von Bessel, »Lamey, Kremer und Crollius in den rheinpfälzisch-akademischen »Schriften, non Apell, Tirngibl, Lang, Pallhausen, Leutsch, »Wedekind, Wersebe, Leo, Bylandt, v. Hormayr, dann die vie- »len in dem Wiener Archive und den Jahrbüchern der Literatur, »im Hermes u. s. w. zerstreuten Aufsätze liefern hiefür die glän- »zendsten Belege. Italien aber hatte bisher solcher zusammen- »stellender Vorarbeiten beinahe gänzlich entbehrt, und gerade »dies bestimmte mich, mit jenem Lande, nachdem die nöthigen »einleitenden Blätter gegeben waren, den Anfang zu machen.«

Digitized by Google

Nebst der, wie gesagt, sehr richtigen Ansicht des Hrn. Vfs. entnehmen wir aus der eben angezogenen Stelle auch den Grund, welcher ihn bestimmte, gerade Italien zuerst zu behandeln. Wir glauben, diesem angegebenen Grunde noch einen hinzufügen zu dürfen, der bei dem Herrn Vf. jeden andern überwog, nämlich: an diesem Lande, bekanntlich dem politisch zertheiltesten von ganz Europa, zu zeigen, was er zu leisten im Stande sey; denn ohne Frage ist Italiens Geographie von der Langobarden-Herrschaft bis auf die neuesten Zeiten (1815) der schwierigste Theil der Aufgabe, welche sich Hr. v. Spr. gestellt, und nach gründlicher, durchgehends quellenmäſsiger Darstellung dieses Landes, welche alle wesentlichen Umänderungen desselben vom bezeichneten Punkte (Langobarden-Herrschaft) bis auf den Wiener Congreſs herab genau beachtet und ebenso sinnreich als klar und dem Auge wohlgefällig durchführt, mochte er muthig an die fernere Arbeit gehen, da keine mehr solche Hindernisse, wie die eben besiegten, ihm entgegenstellen wird. — Herr v. Spr. arbeitet bereits seit vielen Jahren im Fache der mittelalterlichen Geographie, und die Bibliotheken von Gotha, Bamberg und Erlangen, sowie die Privatbibliotheken seiner Freunde haben ihn bei seinem rastlosen Fleiſs, der mit entschiedenem Talent für diesen Zweig des historischen Wissens gepaart ist, in den Stand gesetzt (und werden es ferner noch thun), sein in der Ankündigung vom December 1834 gegebenes Versprechen auf eine ehrenvolle und die Wissenschaft fördernde Weise zu halten. Der Beginn des Werkes, diese erste Lieferung schon zeigt auch dem flüchtigen Überblicke, daſs hier nur Gründliches, aus den Quellen Geschöpftes geboten werde, und daſs der Leser und Beschauer nicht etwa eine von den gewöhnlichen Buchhändler-Speculationen vor sich habe. — Mit der »Welt der Alten« beginnt ganz mit Recht die Reihe der Karten der ersten Lieferung. Das Römer-Reich, auf dessen Trümmern die Barbaren ihre Sitze errichteten, ist zur Bezeichnung des Umfangs colorirt. Zwei Unterabtheilungen desselben Blattes geben 1) die Erdansicht nach Eratosthenes und Strabon, 2) den Erdkreis nach Ptolemäus. Wieviel es zur richtigen Verständniſs der Klassiker beitrage, mit den Vorstellungen der Alten, welche sie sich von der Form der Länder machten, bekannt zu seyn, dies lieſse sich, wenn es der Raum gestattete, durch zahlreiche Beispiele zeigen. Ich erinnere, um nur Eines anzuführen, an des Tacitus Ansicht, wie der Insel Britanien ihre Bevölkerung geworden (Tacit. Agricol. cap. 11. Siehe meine Ab-

Digitized by Google

handlung über den Unterschied zwischen Kelten und Germanen. Erlangen 1826. 8. p. 20—24, not. 2.). Auch das Mittelalter, das freilich auf eine vom Alterthume verschiedene Weise zu einer Art von fabelhafter Geographie gelangte, hatte seine besondern Vorstellungen von der Gestalt der Erde, und es fällt mir im Augenblicke jene Stelle aus der Rede des Pabstes Urban II. bei, (welcher Rede, nebenbei sey es gesagt, in der Gröſse ihrer Wirkungen keine des ganzen Alterthums verglichen werden kann), die die königliche Stadt Jerusalem »in der Mitte des Erdkreises« gelegen seyn läſst. »Haec civitas regalis, in *orbis medio* posita«, und früher: »Hierusalem *umbilicus est* terrarum.« Es wäre wohl zu wünschen, daſs zu Nr. 50 der folgenden Hefte auf diese zu den Zeiten der Kreuzzüge allgemein verbreitete Ansicht in der Art Rücksicht genommen würde, wie hier bei der Karte Nr. 1 auf die Ansicht des Eratosthenes und Strabon, also in einer Abtheilung jenes Blattes Nr. 50 ein Kärtchen, diese mittelalterliche Ansicht wiedergebend, was um so leichter geschehen kann, da sich eine solche Karte im bekannten Quellen-Werke Gesta Dei per Francos in der That befindet (hinter dem Liber secretorum fidelium crucis von Marino Sanuto. Hanoviae 1611. fol. in den Beilagen.). — Nr. 2. »Das römische Reich und die nördlichen Barbaren im 4. Jahrhundert.« Es ist nicht meine Absicht, Alles durchzugehen, was diese ungemein reich mit Orten und Völkernamen ausgestattete Karte enthält, sondern ich erlaube mir, da ich auf das interessante Werk des Hrn. Vfs. blos aufmerksam zu machen beabsichtige, nur Einiges zu berühren, was mir, eben mit einer speciellen Arbeit beschäftigt, beim Beschauen dieser Karten in die Augen fiel. Der Strich zwischen Main, Rhein und Donau ist bereits näher dem Rheine von Alamannen besetzt, die zuerst den Limes durchbrochen, und in der Richtung gegen Westen und Süden hin die römischen Provinzen gefährdeten. Im Norden des Bodensees sitzen ganz richtig die kühnen Lentienses des Ammianus Marcellinus; aber nördlich des Mainstromes haben sich wohl Alamannen nie lange und auf die Dauer gehalten: es waren fränkische Stämme, die sie aus dieser Eroberung heraustrieben. — Nr. 3 zeigt uns »Europa im Anfang des 6. Jahrhunderts.« Die Alamannen sitzen diesmal vom Südufer des Mains, Mainz gegenüber, längs des Oberrheines zum Bodensee bis tief in die Gebirge zum St. Gotthard, in 3 Abtheilungen: 1) jene Alamannen, die in Folge der Schlacht von Tolbiacum den Franken gehorchten; 2) diejenigen,

Digitized by Google

welche vor fränkischer Herrschaft in die Schluchten des Schwarzwaldes und der rauhen Alp flohen und dort bis auf den kriegerischen Theudebert selbstständig lebten, und 3) endlich jene Alamannen, welche, sich hier noch nicht sicher wähnend, in die Grenzen des ostgothischen Reiches unter den Schutz Theuderichs, des groſsen Ostgothen-Königes, sich begaben. Es dürfte nicht schwer fallen, diese Eintheilung zu rechtfertigen. Geht nämlich Chlodwigs Eroberung des alamannischen Landes nach dem Siege bei Tolbiacum nur bis an die Murg und Rems (Mascou II. p. 15 §. VIII.), und läuft die Grenze des ostgothischen Reiches unter Theodorich nicht fern von den Donauquellen nach dem Südwesten bis zu den Burgundern und an die cottischen Alpen etc. hin, so ist klar, daſs jene alamannischen, zwischen der neuen fränkischen Eroberung und der eben bezeichneten Grenze des Ostgothen-Reiches bis zur burgundischen Grenze befindlichen, Striche weder den Franken noch den Ostgothen zugehörten. — Auf diese einleitenden und übersichtlichen Karten folgt nun die Reihe derjenigen, welche die Geschichte Italiens bis zur neuesten Zeit darstellen, 5 an der Zahl. Nr. 4 stellt uns »Italien unter den Langobarden, nebst den Besitzungen der griechischen Kaiser« dar. Kein Fleck dieser schönen Karte, der nicht benutzt wäre, um ganz Specielles, wie z. B. das Tridentiner Herzogthum, die Umgegend von Rom, von Capua, von Monte Cassino u. s. w. mitzutheilen. Die Abwechslung der Schriften, die Art und Weise der in ein verständiges System gebrachten Colorirung, heben die verschiedenen Gebiete sehr zweckmäſsig heraus und erleichtern ungemein die Beschauung und das Aufsuchen der Orte und Länder. Das bei einzelnen Kärtchen trefflich ausgeführte Terrain (z. B. Umgegend von Rom, Herzogthum Trident) verdient alles Lob. Auch die langobardische Eroberung der bajuvarischen Etschlande im J. 725 durch Liutprand (Paul Diac. L. VI. cap. 58. p. 932 ed. H. Grot.) ist auf dieser Karte getreu angegeben. — Nr. 5. »Italien unter den sächsischen und fränkischen Kaisern bis zu den Hohenstaufen.« Eine ebenso angenehme als zweckmäſsige Zugabe dieses Blattes ist der Plan der Stadt Rom im Mittelalter. — Das 6te Blatt, »Ober- und Mittel-Italien unter den Hohenstaufen«, war, wie man auf den ersten Blick erkennt, gewiſs dasjenige, welches in der Ausführung die meisten Schwierigkeiten darbot. Welch eine Menge von Markgrafschaften, Herzogthümern, Grafschaften, Stadtgebieten u. s. w., die alle abge-

Digitized by Google

grenzt werden muſsten! — Zum Verstehen der Kriege K. Friedrichs I. in Oberitalien mit dem an der Spitze des Städtebundes stehenden Milano ist die beigegebene Karte vom Gebiet von Mailand von dem gröſsten Nutzen. Vielleicht zog sich die Grenze Italiens nördlich von Trient doch ganz nahe an Botzen hin, während auf dieser Karte hier die Grenzbezeichnung etwas ferne davon gehalten ist. Ich berufe mich deshalb auf Otto Frising. gest. Friderici Imp. L. II. c. 27. p. 370 apud Muratori scpt. rer. Ital. VI. »Dehinc per Tridentum, vallemque Tridentinam transiens, ad *Bauzanum* usque pervenit. *Haec villa in termino Italiae Bajoariaeque posita,* dulce vinum ... mittit etc.« — Nr. 7. »Italien von 1270 — 1450.« In Ober- und Unteritalien haben sich gröſsere Massen gebildet. Venedig hat sich vorzüglich mächtig gegen Westen und Norden hin erstreckt, und ist zum unmittelbaren Nachbarn Tyrols und des Herzogthums Mailand geworden, westlich von Mailand das savoyische Gebiet. Die Besitzungen Venedigs an der Küste von Dalmatien, in den verschiedenen Theilen Griechenlands, an der kleinasiatischen Küste, bis Cypern hin, sind in einem einzigen Kärtchen dargestellt. In Unter-Italien erscheint bei allem Wechsel der Regenten das Königreich Neapel als eine compacte, nach dem Kirchenstaat hin bestimmt abgegrenzte Masse. Der Werth dieser (und der folgenden) Karte wird noch ganz besonders dadurch erhöht, daſs die Plane der Städte Mailand, Florenz und Neapel sich auf derselben befinden, desgleichen die Schlachtgefilde von Scurcola und Benevento bei einem andern Kärtchen, welches Apulien und Sicilien unter den Normannischen und Hohenstaufenschen Königen zum Objecte hat. — Nr. 8. Den Schluſs dieser ersten Lieferung macht »Italien von 1450 — 1792.« Beigegeben ist 1) eine Karte von Ober- und Mittel-Italien in den Jahren 1793 — 1815, mit seinen ephemeren trans- und cis-padanischen, ligurischen Republiken; 2) die Lagunen von Torcello bis Chioggia, vorzüglich gelungen in der topographischen Ausführung, dabei der Stadtplan von Venedig. 3) Genua und seine Umgebungen; 4) La Valetta auf Malta, wegen der Belagerung von 1568 merkwürdig; 5) das Schlachtfeld von Pavia, in welchem Treffen der ritterliche Franz I. den 25. Febr. 1525 gefangen wurde; 6) die Fürstenthümer am untern Po. — Ich schlieſse diese Anzeige der ersten Lieferung des vortrefflichen und durch seine Gründlichkeit vor so manchem seichten Machwerk sich vortheilhaft unterscheidenden Werkes mit dem Wunsche und mit der Erwartung, daſs dasselbe bei dem sach-

Digitized by Google

verständigen Publikum wohlverdiente Aufnahme und Anerkennung finden, und die folgenden Lieferungen in kurzer Zeit an das Licht treten mögen, wozu, wie ich höre, Alles von Seite des Herrn Vfs. wie des Herrn Verlegers vorbereitet und eingeleitet ist. Die zweite Lieferung soll sich in 9 Karten vorzüglich mit der Profan- und Kirchengeschichte Deutschlands bis auf das 16te Jahrhundert befassen.

Dr. G. Th. ***Rudhart.***

Rhetores Graeci ex codicibus Florentinis, Mediolanensibus, Monacensibus, Neapolitanis, Parisiensibus, Romanis, Venetis, Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit, suis aliorumqne annotationibus instruxit, indices locupletissimos adjecit Christianus Walz, Professor Tubingensis. Stuttgartiae et Tubingae sumtibus J. G. Cottae, Londini apud Black, Young et Young, Taristock-Street, Lutetiae apud Firmin Didot. 8 *maj. Vol. I. MDCCCXXXII. S. XII.* 658. *Vol. II. MDCCCXXXV. S. XX.* 684. *Vol. III. MDCCCXXXIV. S. X.* 750. *Vol. IV. und V. MDCCCXXXIII. S. X.* 846 *und IV* 620. *Vol. VI. MDCCCXXXIV. S. XVI.* 644. *Vol. VII. Pars I. u. II. MDCCCXXXIII. und MDCCCXXXIV. S. VI* 1352. *Vol. VIII. MDCCCXXXV. S. IV* 820. *Vol. IX. Affixa est E. Finckhii epistola critica. MDCCCXXXVI. S. XXVII* 782.

Diese neue Ausgabe der Rhetores Graeci liegt nun schon seit einem Jahre dem Publikum vor. Sie ist einerseits von beschränkterem Umfange, als die selten gewordene Aldina vom J. 1508 und 1509, sofern darin fehlen Aristotelis rhetoricorum ad Theodecten libri tres, rhetorice ad Alexandrum, ars poëtica, Dionysii Halicarnassei ars rhetorica und de nominum compositione. Andererseits ist sie bei weitem reichhaltiger; denn es sind hinzugekommen die Progymnasmata des Hermogenes und Theon, die Paradigmen dazu von Nicolaus, Nicephorus Basilaca, Severus, Georgius Pachymeres u. s. w.; die Homilien des Johannes Doxopatri zum Aphthonius und eine fernere Scholiensammlung dazu aus einer Münchner Handschrift; ferner die Epitomatoren des Hermogenes, wie Psellus, Tzetzes, Georgius Pletho, Matthaeus Camariota, Josephus Rhacendyta, welche theils vollständig, theils nur theilweise abgedruckt sind; die alte, ausführliche und gehaltvolle Scholiensammlung von ungenannten Verfassern zu den drei Schriften des Hermogenes περὶ στάσεων, περὶ εὑρέσεων und περὶ ἰδεῶν im siebenten Bande; die Varianten der in einer Venetianischen Handschrift im Zusammenhang enthaltenen vollständigen

Digitized by Google

Scholien des Syrianus, und die besonders abgedruckten in derselben Hdschr. enthaltenen Scholien des Sopater zu der Schrift des Hermogenes *περὶ στάσεων*, die des Maximus Planudes zu derselben Schrift, die des Johannes Siceliota (Doxopatri) zur Schrift *περὶ ἰδεῶν* und des Gregorius von Korinth zur Schrift *περὶ μεθόδου δεινότητος*, wozu noch des Rufus ars rhetorica, Maximus *περὶ τῶν ἀλύτων ἀντιθέσεων*, Tiberius, Herodianus, Polybius Sardianus, Zonaeus und Andere *περὶ σχημάτων*, Tryphon, Gregorius von Korinth, Choeroboscus und andere *περὶ τρόπων* kommen, um andere kleinere Aufsätze zu übergehen, welche mehr mühsam aufzuzählen als interessant zu lesen sind.

Es ist aber nicht blos Neues hinzugekommen, sondern auch das Alte oder sonst schon Bekannte erscheint hier zum Theil in wesentlich verbesserter Gestalt, die wir theils den zahlreichen vom Herausgeber verglichenen Handschriften, theils auch seinem kritischen Scharfsinn verdanken. In dieser Hinsicht verdienen die Progymnasmen des Theon, die Schriften des Hermogenes Demetrius de elocutione, Menander und Apsines vorzugsweise genannt zu werden, wenn auch im Einzelnen noch Manches selbst an dieser zu berichtigen bleibt.

Das Ganze zerfällt in drei Theile: 1) Progymnasmata, Lehrbücher nebst Paradigmen und Scholien im ersten und zweiten Bande, 2) Hermogenes Rhetorik nebst seinen Epitomatoren und Scholiasten, vom dritten bis zum siebenten Bande; 3) selbstständige Schriftsteller über rhetorische Materien im achten und neunten Bande. Der Herausgeber hat sich jedoch nicht streng an diese Eintheilung gehalten. So findet man im ersten Bande die *μελέται* des Adrianus, im dritten Bande die Schrift eines Anonymus *περὶ σχημάτων*, deren Schwestern im achten Bande stehen; im fünften die des Maximus *περὶ τῶν ἀλύτων ὑποθέσεων*, welche mit Hermogenes durchaus in keiner näheren Verwandtschaft steht. Die Rücksicht auf den Inhalt der Aufsätze mufste sich dem Streben unterordnen, den einzelnen Bänden eine gleichmäfsige Gröfse zu geben. Die hier folgende Recension wird sich daher auch nicht strenger an jene Eintheilung halten, sondern die einzelnen Schriften des Werkes in der gleichen Reihenfolge durchgehen, in welcher sie in der Sammlung abgedruckt sind.

Erster Theil.

Der erste Band ist in diesen Jahrbüchern bereits von anderer Hand angezeigt worden; auch der Rec. hat ihn früher anderswo beurtheilt, und die dabei gemachten Bemerkungen sind schon

vom Herausgeber im Anhange zum neunten Bande zusammengeſtellt. Daher hier nur noch Folgendes.

Die Reihe der Progymnasmata hätten die des Theon als die älteſten eröffnen ſollen; an ſie hätten ſich der Blutsverwandtſchaft wegen die des Hermogenes anſchlieſsen müſsen; zuletzt wären die des Aphthonius gekommen, an welche ſich dann die Scholien unmittelbar angeſchloſsen hätten.

Die Paradigmen hätten ohne groſsen Verluſt für den Leser und ſogar zur Erleichterung des Käufers wegbleiben können, da ſie zum mindeſten keine Theorie enthalten, in dieſe Sammlung aber nur die Theoretiker gehören. Wären dann noch die zwei Auszüge aus den Progymnasmen des Aphthonius p. 121—136, ſtatt beſonders abgedruckt zu werden, nur gehörigen Orts benutzt und nebſt den Scholien zum Theon p. 257—262 und den Prolegomenen Vol. II. p. 69—80 weggelaſsen; ebenſo im Abdrucke der ſich häufig wiederholenden Scholien die ſonſt vom Herausgeber geübte Sparſamkeit durch Verweiſung auf das bereits Gedruckte angewendet worden, ſo hätten wir den ganzen erſten Theil, der die Paradigmen nebſt den Scholien enthalten würde, in einem einzigen Bande, der etwa an Stärke dem vierten gleich käme. Solche Ausſtellungen ſind freilich leichter hintennach zu machen, wenn ein Werk gedruckt iſt, als bei der Herausgabe ſelbſt die Fehler, welche ausgeſtellt werden, zu vermeiden. Sie mögen daher auch nur als frommer Wunſch, nicht als Vorwurf für den Herausgeber, hier ſtehen.

Um auf das Einzelne zu kommen, ſo ſind zum Hermogenes auſser dem, was im neunten Bande aus den Recenſionen nachgetragen iſt, neuerlich noch Emendationen von Göller zu Demetrius de elocut. p. 140 sq. erſchienen. Sie beziehen ſich jedoch noch auf den alten Text; in dem neuen findet ſich entweder bereits das Nemliche oder Beſseres. Das Andere iſt theils bereits in den Recenſionen berichtigt, theils unbedeutend. Beachtenswerther iſt der in der Haller Literaturzeitung 1835, Mai Nr. 93 ausgeſprochene Zweifel an der Ächtheit dieſer Progymnasmen. Wenn wir auch auf das Stillſchweigen des Syrianus Vol. IV. p. 30, des Suidas und anderer Älteren kein Gewicht legen wollten, ſo muſs doch die ausdrückliche Angabe des alten Scholiaſten Vol. VII. p. 511 Verdacht erregen, daſs Einige dieſe Progymnasmen dem Libanius beilegen. Daſs in den Paradigmen des Libanius die Methode der dem Hermogenes zugeſchriebenen Progymnasmen befolgt iſt, iſt auf jeden Fall gewiſs. Man vergleiche ſeine Para-

digmen p. 893 ff. R. mit den Vorschriften über den κοινὸς τόπος bei Hermogenes c. 6 p. 29 f. Aus dem Inhalte der Schrift läſst sich die weit gehende Verwandtschaft mit der des Theon, besonders im eilften Capitel, gegen die Annahme der Abfassung von Hermogenes anführen, da dieser sich sonst als originalen Schriftsteller geltend zu machen sucht; ferner die fast gänzliche Abhängigkeit des Verfassers von fremder Auctorität, besonders bei der Frage, was unter die Progymnasmen gehöre oder nicht; daher er auch so Vieles, was als fest und sicher hingestellt seyn sollte, blos als fremde Meinung vorträgt, selbst Definitionen c. 1. p. 11. c. 2. 10 und 11. und Unterschiedsangaben c. 7. p. 36. c. 12. p. 54.

Zu Aphthonius hat seit dem Erscheinen des ersten Bandes Reinhold Klotz die Abweichungen der Leipziger Handschrift im ersten Supplementbande zu Jahns N. Jahrbüchern 1832 p. 585 ff. mitgetheilt. Sie sind vom Herausgeber in die Nachträge am Schlusse des neunten Bandes aufgenommen. Veesenmayer besaſs ausserdem die Collation einer Pariser Handschrift, aus welcher es nicht uninteressant seyn dürfte, die Variante zu p. 91, 1. herzusetzen. Der gewöhnliche Text hat hier: καὶ εἴ τις ἄλλος ἐν τοῖς πρώτοις σοφώτατος ᾄδεται. Die Handschrift bietet dafür die richtigere Lesart: ἐν τοῖς πρώην. Auch p. 99, 4. hat Aphthonius τὸ πρώην, wo sich in Hdschr. ebenfalls die Variante τὸ πρῶτον findet. Zu p. 103, 8. (καὶ νῦν ἑκατέρων κεῖται μοι παίδων γόος) ist die Variante γένος aus Johannes Doxopatri bemerkenswerth, welche schon wegen κεῖται passender erscheint, als die Vulgata, und noch durch das Folgende (πρὸς ὅλων παίδων κειμένων ὄλεθρον) empfohlen wird. Mit Recht ist von anderer Seite auf den Unterschied der Sprache in der Methode und in den Paradigmen aufmerksam gemacht worden. Dieser läſst sich schon daraus erklären, daſs der Verf. an dem einen Orte bloſse Kunstregeln, am andern Musterstücke für Schüler geben wollte. Jene fordern eine schlichte und einfache Sprache; bei diesen hat er die Freiheit, seine Kunst zu zeigen. Daher ist hier seine Sprache sowohl in einzelnen Ausdrücken (οἷς für *quia*, auch bei Himerius ecl. 3, 8. 4, 1. und in den Paradigmen des Nicolaus) als in ganzen Wendungen gesucht und gekünstelt. Zweitens hat er in den Paradigmen ältere Werke vor sich, die er wörtlich wiedergeben kann; in den Paradigmen steht er auf sich selbst.

Über Theon hat der Herausgeber sowohl aus den Recensionen, als aus der 1834 bei Löfflund in Stuttgart erschienenen abgesonderten Ausgabe des Recensenten am Schlusse des neunten Bandes ausführliche Nachträge gegeben. Ein Fehler, der bisher noch Aller Augen entgangen zu seyn scheint, ist *πάντα τὰ ἁμαρτήματα περιαίρουσα* c. 2. p. 171, 3. statt *περιαιροῦσα*. Auffallend ist im fünften Capitel die Stelle: *χρεία ἐστὶ σύντομος ἀπόφασις ἢ πρᾶξις, μετ' εὐστοχίας ἀναφερομένη εἴς τι ὡρισμένον πρόσωπον ἢ ἀναλογοῦν προσώπῳ*. Da gleich darauf folgt: *πᾶσα γὰρ γνώμη σύντομος εἰς πρόσωπον ἀναφερομένη χρείαν ποιεῖ*, so sieht man nicht ein, was der Beisatz *μετ' εὐστοχίας* bei *ἀναφερομένη* in der Definition bedeuten soll. Die gleiche Schwierigkeit entsteht bei Aphthonius c. 3. *χρεία ἐστὶν ἀπομνημόνευμα σύντομον, εὐστόχως ἐπί τι πρόσωπον ἀναφέρουσα*, zu welcher Stelle wirklich von Johannes Doxopatri zweierlei Versuche früherer Ausleger aufgeführt werden, *εὐστόχως ἀναφέρεσθαι* in Verbindung mit einander zu erklären. Von demselben erfahren wir aber zugleich, daſs Geometres die Worte des Aphthonius erklärte durch *λόγος, ὅστις ἐν βραχεῖ ἢ ἔργῳ ἢ ῥήματι πολλὴν τὴν διάνοιαν περιέχει*. Noch deutlicher ist die Definition, welche sich in der neuen Scholiensammlung zu Aphthonius p. 586, 5. findet: *χρεία ἐστὶ λόγος ἢ πρᾶξις εὔστοχος καὶ σύντομος, εἴς τι πρόσωπον ἔχουσα τὴν ἀναφοράν*. Nach diesem ist kein Zweifel, daſs sowohl bei Aphthonius als bei Theon die herkömmliche Interpunction falsch, und bei Theon erst nach *πρᾶξις μετ' εὐστοχίας*, bei Aphthonius erst nach *σύντομον εὐστόχως* ein Komma zu setzen ist. Die neue Scholiensammlung zum Aphthonius p. 669, 8. bestätigt auch die von dem Recensenten zu c. 13. (*νόμος ἐστὶ δόγμα — ἀνδρὸς ἐνδόξου πολιτικοῦ*) gemachte Emendation *πολιτικόν*. Wichtig ist noch das Fragment des Theon, auf welches Spengel in den Münchner Anzeigen 1835. Mai Nr. 31. aufmerksam gemacht hat. Es steht bei dem Scholiasten des Aristides T. 3. p. 437. Dindf. *τοῦτο δεδήλωκεν ἡμῖν ἐν τοῖς προγυμνάσμασιν ἐν τῷ τέλει τῆς τέχνης Θέων ὁ τεχνογράφος, εἰπών· ἔστι δὲ καὶ ἕτερον εἶδος ἀντίῤῥησις (ἀντιῤῥήσεως?), ὅπερ οὐκέτι μὲν τυγχάνει προγύμνασμα, μερικὸν δὲ εἶδος ῥητορικῆς, ὅπερ τῶν μὲν γενικωτάτων εἰδῶν οὐκ ἔστι, τέλειόν γε μὴν εἶδος καὶ μέρος καθέστηκε*. Auf diese Stelle bezieht sich Johannes Doxopatri in den Scholien *εἰς ἰδεῶν β'*. p. 455. *οἱ γὰρ περὶ τοῦ υἱοῦ ἀντιῤῥητικοὶ λεγόμενοι — προγυμνάσματα μᾶλλόν εἰσιν ἢ ὑποθέσεις, ἀνασκευὰς γὰρ ἔχουσι καὶ κατα-*

Digitized by Google

σκευὰς, καὶ οὐ προσεκτέον Θέωνι καὶ Σωπάτρῳ, παρὰ τὴν κοινὴν δόξαν — τέταρτον εἶδος τῆς ῥητορικῆς τιθεμένοις. Durch dieses Fragment ist ausser Zweifel gesetzt, daſs bei Theon nicht blos, wie Scheffer vermuthete, der Schluſs des letzten Capitels verloren gegangen ist, sondern auch noch nach demselben seiner Ankündigung gemäſs von der *ἀνάγνωσις*, *ἀκρόασις*, *παράφρασις*, *ἐξεργασία* und *ἀντίῤῥησις* die Rede war. Die *ἀντίῤῥησις*, als Progymnasma behandelt, sey es nun von Theon selbst oder von einem Nachahmer desselben, wiewohl von einem solchen nichts bekannt geworden ist (einen Vorgänger hatte er nach seiner eignen Angabe hierin nicht), findet sich bei Gregorius von Korinth Vol. VII. p. 1206, 12—28. *'Αντίῤῥησίς ἐστι λόγος — ὅλῳ λόγῳ ἀντιγράψαι.* Vgl. Theon c. 1. p. 157, 2. *ἡ δὲ ἀντίῤῥησις ἐν ταῖς ἀντιγραφαῖς.*

Die sogenannten Scholien zum Theon sind gewiſs ursprünglich nicht für Theon geschrieben; denn sie erläutern auch nicht einen einzigen Satz, der dem Theon eigen wäre, sondern sind Erklärungen allgemeiner rhetorischen Termini, wie *ὑπόκρισις*, *μῦθος*, *ἐπιμύθιον*, *σαφήνεια* u. dgl., theils aus Johannes Doxopatri, theils aus Vol. VI. p. 36 sq. genommen, und an die Stellen geschrieben, wo sich Theon dieser Termini bedient. Es würde sie daher Niemand sehr vermissen, wenn sie auch fehlten. In der Gestalt, wie sie hier abgedruckt sind, sind sie ohnehin groſsentheils unverständlich.

Die Verfasser der Paradigmen mag genügen dem Namen nach aufzuführen. Dieselben sind Nicolaus, der unter den Kaisern Leo, Zeno und Anastasius 457—518 lebte; Nicephorus Basilaca, unter Alexius Comnenus, der 1180 starb; Severus um 470, schrieb *διηγήματα* und *ἠθοποιΐας*; Georgius Pachymeres, 1242—1310; ein Anonymus, der den Nicephorus vor sich hatte. Ein Theil der Paradigmen des Nicolaus war ohne Zweifel bereits gedruckt in dem Werke: *Polemonis et Himerii declamationes et eclogae, Graece. Excudebat H. Stephanus.* 1567. 4. In diesem Buche finden sich auch *ῥητορικῶν προγυμνασμάτων παραδείγματα ἐκ διαφόρων σοφιστῶν συλλεγέντα.* Die Paradigmen, welche aus Nicolaus gezogen seyn könnten, deren Identität mit denen des Nicolaus aber erst durch Einsicht des dem Rec. nicht zu Gesicht gekommenen Buches bestätigt werden müſste, sind: 1) *κοινὸς τόπος κατὰ ἀργοῦ* p. 76. vgl. Nicol. p. 321; 2) *ἐγκώμιον χειμῶνος* p. 77. vgl. Nicol. p. 335; 3) *ψόγος θέρους* p. 78. vgl. Nicol. p. 341. Überdies finden sich noch unter Nr. 5. *ψόγος ἀμπέλου*

Digitized by Google

p. 82 und Nr. 7. σύγκρισις Δημοσθένους καὶ Αἰσχίνου p. 86. Aber diese beiden Themen sind nicht blos von Nicolaus p. 343 u. 358, sondern auch von Libanius behandelt worden, und könnten daher auch aus diesem entnommen seyn. Nicht unwillkommen mag die Notiz von Nicolaus über die Priesterin Ninus seyn p. 275, 9. Νῖνον, τὴν Ἀθηναίων ἱέρειαν, ἣ τὰς ἡδονὰς ἀναμίξασα θύμασι δέδωκε δίκην οὐ σμικρὰν παροινήσασα. vgl. Lobeck. Aglaoph. p. 664—667. Ausserdem stehen noch im ersten Bande die μελέται des Adrianus von Tyrus, der unter Antonin und Commodus lebte. Daſs dieselben nach Leo Allatius auch von Orelli am Philo von Byzanz herausgegeben waren, und die vierte μελέτη ausserdem noch von Passow am Parthenius, war, wie schon von anderer Seite bemerkt worden ist, dem Herausgeber unbekannt.

Der zweite Band enthält die Scholien zu Aphthonius. Es sind deren drei Sammlungen. Die älteste ist diejenige, welche unter Nr. 4. p. 565—684 sich findet. Sie ist zwar so, wie wir sie haben, nicht auf einmal entstanden; doch waren ihre Hauptbestandtheile schon vor Johannes Doxopatri vorhanden, und werden von diesem erwähnt, während von dem, was Doxopatri entschieden Späteres hat, sich hier nirgends eine Spur findet. Bei jedem Progymnasma stellt sich Ein Stück heraus, das im Zusammenhange die μέθοδος desselben abhandelt, so daſs meistens die Stelle des Stücks in der Reihe der Progymnasmen, der Begriff desselben, sein Unterschied von anderen, die Arten desselben, die Behandlung, der Nutzen für die drei Gattungen der Beredsamkeit und für die fünf Theile der politischen Rede, endlich die Klasse der Progymnasmen, in welche das in Rede stehende gehört, besprochen wird. Man sieht, daſs der Vf. dieses Stückes weit mehrere Schriften über die Progymnasmen vor sich hat, als wir nur dem Namen nach kennen. Mit Namen erwähnt er davon den Siricius, dessen Lehrer nach Suidas Andromachus war und unter Diocletian in Ansehen stand. Den Plato nennt er p. 620, 5 ὁ θειότατος Πλάτων, den Aristoteles αἰδέσιμος p. 730, 29. Von Schriftstellern nach Christus erwähnt er noch den Cornutus, Aristides und Porphyrius; von Christenthum und Kirchenvätern findet sich auch nicht die entfernteste Spur. Wir haben nach diesem Allem noch einen Schriftsteller aus der Zeit der heidnischen Sophistik vor uns. Es ist der Sophist Nicolaus, Schüler des Proclus und Plutarchus, derselbe, dem die Paradigmen im ersten Bande p. 263 sqq. beigelegt werden. Denn was Doxopatri p. 198, 22 ff. mit dem Beisatze citirt: ὡς καὶ Νικόλαος ἐν τῇ

Digitized by Google

περὶ τῶν προγυμνασμάτων αὐτοῦ πραγματείᾳ διέξεισι; ferner p. 539, 16. unter Voranstellung der Worte: ὁ δὲ σοφιστὴς Νικόλαος ἐν τῷ τῶν προγυμνασμάτων βιβλίῳ αὐτοῦ vgl. p. 60, 29. und endlich p. 548, 13. vgl. p. 62, 29. mit bloser Nennung des Namens Νικόλαος, das findet sich alles in den genannten Stücken unserer Sammlung p. 578, 10. 657, 20. 659, 10. im Zusammenhange mit Anderem. Wir haben also bereits im zweiten Bande der *Rhetores graeci* das Werk gedruckt, nach welchem der Herausgeber Vol. I. p. 264 dereinst in den englischen Bibliotheken fahnden will. Die Stücke, welche diesem Nicolaus angehören, sind bei dem μῦθος zersprengt; ein Theil derselben findet sich sogar bei den Prolegomenen zu den Aldinischen Scholien. Auch bei dem διήγημα gehört wohl noch ein Theil, der von dem Übrigen getrennt ist, nemlich p. 583, 1 — 584, 5. ihm an. Man mufs übrigens, wenn man dieses Stück ganz dem Nicolaus beilegen will, annehmen, dafs ein Stück verloren gegangen sey, welche Annahme in dem Auszuge eine Stütze findet, welcher bei c. 1 und 2 dem ächten Werke des Nicolaus beigegeben ist. Dieser behandelt dieselben Fragen wie Nicolaus, nur in katechetischer Form. Da nun dieser die σχήματα der διήγησις behandelt, auf welche das Stück p. 584, 5. sich beruft, so ist anzunehmen, dafs sie auch von Nicolaus behandelt waren. Von der χρεία an ist dann das Eigenthum des Nicolaus ungetrennt geblieben, und die katechetischen Auszüge haben ein Ende. Dem Nicolaus gehört demnach Folgendes an: 1) μῦθος p. 568, 4 — 569, 3. 572, 12 — 573, 28., wo nach ἐξαλλάττοντα ein Punkt zu setzen. 577, 22 — 30. 2) διήγημα p. 578, 4 — 580, 3. 583, 1 — 584, 5. 3) χρεία p. 585, 11 — 590, 21. In diesem Stücke sind die Worte p. 586, 8 — 10. (ἡ πρᾶξις εὔστοχος — πρόςκειται λόγος) blofse Wiederholung derselben Worte l. 5 — 7. und also zu streichen. Ebendaselbst ist l. 14. nach ἀπομνημόνευμα eine kleine Lücke, welche sich leicht aus dem Zusammenhang ergänzen läfst. Was nach p. 590, 21. folgt, ist schon im Vorangehenden behandelt. 4) γνώμη p. 592, 21 — 595, 5. 5) ἀνασκευὴ p. 596, 22 — 600, 2. 6) κατασκευὴ p. 602, 9 — 21, ganz kurz, weil das Nöthige in der ἀνασκευὴ gesagt ist. 7) κοινὸς τόπος p. 607, 16 — 614, 19. 8) ἐγκώμιον p. 618, 10 — 622, 27. 9) ψόγος p. 629, 22 — 633, 5. Man sieht, dafs Nicolaus zwischen ψόγος und ἐγκώμιον nicht streng scheidet, sondern sie als zusammengehörig behandelt, und daher vom ψόγος wieder auf das ἐγκώμιον übergeht, so dafs er am Schlusse sagen

Digitized by Google

kann: περὶ ἐγκωμίου ἀρκούντως εἴρηται. 10) σύγκρισις p. 637, 17 — 640, 13. 11) ἠθοποιΐα p. 643, 23 — 646, 14. 12) ἔκφρασις p. 649, 9 — 651, 12. 13) θέσις p. 657, 19 — 661, 2. 14) νόμου εἰσφορὰ p. 669, 7 — 670, 24. Der Text bedarf an mehrern Stellen einer Berichtigung. Diese ergibt sich aber theils aus dem Zusammenhange leicht, theils aus den Excerpten bei Doxopatri und in den Aldinischen Scholien. Theon wird oft berücksichtigt. Mit den sogenannten Progymnasmen des Hermogenes findet sich wenigstens eine Verwandtschaft in der Behandlung der κατασκευὴ und des ψόγος; des ἐγκώμιον p. 620 und 621, wo sogar das Beispiel zusammentrifft p. 621, 3. vgl. Hermog. p. 37; ferner des κοινὸς τόπος, wo die ὑποτύπωσις den τελικοῖς κεφαλαίοις bei der ἐκβολὴ ἐλέους beigefügt wird p. 613, 13. vgl. Hermog. p. 30. Eine weitere Verwandtschaft böte sich, wenn die oben geäusserte Vermuthung richtig wäre, in der Annahme der fünf σχήματα τοῦ διηγήματος dar. Mit Namen ist weder Theon noch Hermogenes genannt. In Beziehung auf die Form ist noch zu bemerken, daſs diese πραγματεία als ein an Knaben gerichteter Vortrag angesehen seyn will p. 633, 1. οὕτω καὶ ἐχρῆν ἡμᾶς (l. ὑμᾶς) μαθεῖν, ὦ φίλτατοι παῖδες.

Ein weiterer Bestandtheil dieser sogenannten Scholien ist eine Epitome der μέθοδος bei Aphthonius. Diese Epitome steht bei dem μῦθος p. 575, 17—25, bei dem διήγημα p. 580, 3—17, wo übrigens eine Abweichung sich findet, indem die Zahl der παρεπόμενα auf sieben angegeben und den sechs von Aphthonius aufgeführten noch die ὕλη beigefügt ist. Bei den übrigen Progymnasmen steht die Epitome stets entweder ganz zu Anfang des Stückes, oder gleich nach demselben. Es ist nur zu bemerken, daſs bei der γνώμη die ἐργασία übergangen ist, wahrscheinlich weil sie dieselbe ist, wie bei der χρεία. Bei dem κοινὸς τόπος ist in den Worten ἐλέου ἐκβολὴ διὰ τῶν ἐξ τελικῶν κεφαλαίων eine Annäherung an den Ausdruck des Hermogenes. Bei der ἠθοποιΐα ist ist der Text entstellt, aber leicht zu verbessern. Bei der ἔκφρασις ist auffallend, daſs nur zwei παρεπόμενα genannt sind, während doch Aphthonius noch ausserdem τόποι, εἴδη und χαρακτὴρ der ἔκφρασις näher bezeichnet. Bei der θέσις und νόμου εἰσφορὰ ist geradezu eine Epitome aus Hermogenes gegeben statt aus Aphthonius. Ob damit im Zusammenhange steht, daſs die Scholien in der Ambrosianischen Handschrift mit der ἔκφρασις ganz aufhören, ist ungewiſs.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Rhetores Graeci ed. Walz.

(Beschluſs.)

Ein dritter Bestandtheil unserer Sammlung sind die Scholien selbst, sowohl zur μέθοδος, als zur μελέτη Sie sind im Ganzen älter als Doxopatri; denn dieser citirt sie bereits, während von dem, was er Eigenes hat, namentlich von den Ansichten des (Metropoliten) von Sardes und des Geometres sich hier nichts findet. Bei einem dieser Scholien bedient sich Doxopatri des Ausdrucks p. 556, 12. ἔν τινι δὲ τῶν βιβλίων σχήματι δέχεται πρόσωπον εὗρον· ἣν δὲ ἐν ἐκείνῳ καὶ σχόλιον παρακείμενον τῷ ῥητῷ τοιοῦτον etc. vgl. p. 670, 29. Ebenso p. 564, 3. ἔν τινι βιβλίῳ σχόλιον εὗρον παρακείμενον τῷ παρόντι ῥητῷ τοιοῦτον vgl. p. 681, 17. Anderswo hat er den Ausdruck: τινὲς τῶν τὸ παρὸν βιβλίων ἐξηγουμένων φασὶ p. 173, 27. vgl. p. 576, 10. oder auch p. 529, 7. τοῦτό τινες μὲν οὕτως ἐξηγήσαντο. vgl. p. 653, 16. An einer ferneren Stelle nennt er ausdrücklich den Namen des Verfassers p. 301, 30. Ἀντώνιος δέ τις ἔφη πρὸς τὸ παρὸν παράδειγμα, ὅτι τὸ ἥδεται προςτεθὲν, ὦ Ἀφθόνιε, οὐ πιθανὸν εἶναι τὸ ῥητὸν ἐᾷ. vgl. Schol. Ald. p. 23. Dieses Scholion findet sich in unserer Sammlung p. 595, 17, deren Scholien demnach entweder von Antonius verfaſst seyn, oder doch seine Scholien in sich aufgenommen haben müſsten.

Der Verfasser der Scholien selbst gibt sich zugleich als den Verf. der Scholien zum Hermogenes περὶ ἰδεῶν zu erkennen, welche im siebenten Bande abgedruckt sind, p. 647, 26. ὡς ἐν τῷ περὶ ἰδεῶν θεοῦ συναιρομένου ἐροῦμεν, wo der Herausgeber richtig auf Vol. VII. p. 1075 verweist. Hiemit stimmt überein, daſs die Sammlung unserer Scholien sich regelmäſsig in der gleichen Familie von Handschriften findet, wie die Scholien des siebenten Bandes, und daſs die sogenannten Scholia minora zu Vol. VII. p. 828 sich auf unsere Scholien p. 577, 26 ff. berufen. Der Verfasser würde demnach über das zehnte Jahrhundert hinauf zu setzen seyn, da jene Scholien sich in Handschriften des zehnten Jahrhunderts finden. Zu näherer Bezeichnung seiner Zeit mag noch dienen die Stelle p. 653, 6. ἡ δὲ τῆς Ἀλεξανδρείας ἐπ' ἄκρου τοῦ ἄστεος ἵσταται, ὥσπερ καὶ νῦν ἡ τῆς Μεγαλοπόλεως Wem eine gröſsere Bibliothek zu Gebote steht, der wird vielleicht das Zeitalter des Verfs. aus dieser Andeutung ausmitteln können. In diesen Scholien fällt auf, daſs nach dem Abschluſs derselben noch neue Scholien zur μελέτη bei der ἀνασκευὴ und κατασκευὴ p. 601, 20—31. und p. 603, 30 — 606, 31. folgen. Das letzte Sück ist im Anfang besonders verderbt,

und durch die Art und Weise des Abdrucks, sowie durch die Stellung des Titels (κατασκευὴ, ὅτι εἰκότα τὰ κατὰ Δάφνην) ganz unverständlich geworden. Auch mitten in dasselbe ist eine κατασκευὴ χριστιανικὴ, ταῖς ἀλληγορίαις ἑαυτῇ ἀκόλουθος, eingeschoben, die an diesen Ort auf keinen Fall gehört, übrigens nichts eigenthümlich Christliches, am wenigsten Mönchisches an sich trägt.

Als Einleitung zu der bisher besprochenen Sammlung stehen in den Handschriften die Prolegomena, welche an der Spitze der Aldinischen Scholien gedruckt sind p. 1—4. Sie haben ungefähr denselben Inhalt, wie die Prolegomena des Maximus Planudes Vol. V. p. 213 ff., nähern sich jedoch dem Ausdrucke nach oft mehr den Prolegomenen, welche Vol. VI. p. 4—30 abgedruckt sind. Mit diesen ganz dieselben Fragen und in derselben Ordnung sind in einem Bruchstücke am Schlusse unserer Sammlung p. 682, 31 ff. zu behandeln angefangen. Die Ausführung jedoch ist wenigstens p. 683, 18 ff. geradezu aus Sopater Vol. V. p. 6, 18 ff., aus welchem der lückenhafte Text zu berichtigen ist.

Wichtiger sind die Prolegomenen, welche nach den oben genannten vor den Aldinischen Scholien stehen, und mit den Worten ὁρισμὸς τοῦ καθόλου γυμνάσματος beginnen. Für den Verfasser derselben ist ohne Zweifel der Sophist Nicolaus zu halten. Denn erstens gibt der Verf. selbst zu erkennen, daſs er zugleich Verfasser von Progymnasmen ist, p. 6, 16. Zweitens enthalten sie den vollständigen Stoff der Fragen, welche theils in dem katechetischen Auszuge zu c. 1. der Scholiensammlung, theils in den vor ihr abgedruckten Prolegomenen zur Rhetorik stehen. Dieser katechetische Auszug aber ist eben aus Nicolaus gemacht, wie die Vergleichung desselben mit dem Texte des Nicolaus bei c. 1 u. 2. zur Genüge zeigt. Drittens ist gerade dasjenige darin besprochen, was man nach der Beschaffenheit der Progymnasmen des Nicolaus selbst in einer Einleitung dazu erwartet. Zu bemerken ist darin die Definition der Rhetorik von Diodorus p. 7, 21, welche sonst in keiner der vielen Einleitungen zu den Progymnasmen sich findet, wohl aber bei Quintilian 2, 15, 16., wo statt Diodorus der Name Theodorus steht. An Valerius Diodorus, den Suidas erwähnt und in die Zeit des Kaisers Hadrianus setzt, ist unter solchen Umständen nicht zu denken. Ob übrigens diese Prolegomenen gerade so aus der Hand des Nicolaus gekommen sind, wie wir sie jetzt haben, mag immerhin bezweifelt werden. Der Anfang wenigstens dürfte besser eingeleitet worden seyn, und was am Ende steht, scheint am unrechten Platze zu stehen, da bereits p. 8, 12. das erste Capitel περὶ μύθου begonnen hat.

Die zweite Stelle im zweiten Bande gebührt dem Alter nach dem Johannes Doxopatri, dessen Homilien p. 81—564 zum ersten Male abgedruckt sind. Doxopatri lebte dem Herausgeber zufolge nach dem Jahre 1041, indem er p. 508, 18. den Kaiser Michael Calaphates erwähnt, und wurde zuletzt Patriarch von Constantinopel. Ist dies letzte wirklich der Fall, so müſste er

Digitized by Google

wohl, wie auch der Herausgeber annimmt, mit Johannes Camaterus identisch seyn, der 1198—1206 Patriarch war und in die Zeiten des lateinischen Kaiserthums fiel. Seine Homilien sind ein Meisterstück von Weitschweifigkeit, welche zu erzielen oft groſse Stellen, ja ganze Seiten aus Plato, Thucydides, Plutarch, Diodorus von Sicilien (B. 16, 22—24. p. 474. 475.), Lucianus (Catapl. c. 27. p. 497.) und den Kirchenvätern abgeschrieben sind. Unter die Quellen, aus welchen er schöpfte, gehört die vor ihm genannte Scholiensammlung, aus welcher sein Text vielfach zu berichtigen ist, wie namentlich p. 468, 13 — 469, 8. aus p. 633, 7 — 634, 3. Hiezu kommen noch christliche Ausleger des Aphthonius, wie ὁ Σάρδεων (s. μητροπολίτης, nicht Σαρδέων, wie der Herausgeber schreibt) und sein Gegner Johannes Geometres, dem Doxopatri den Vorzug gibt. Mehrere Male finden sich auch Definitionen von Sopater und Stücke aus Nicolaus, noch öfter aus den Progymnasmen des Theon und Hermogenes, woraus man sieht, daſs ihr Text zu seiner Zeit zum Theil schon so verderbt war, als wir ihn noch jetzt in den Handschriften treffen, sowie daſs man damals in Beziehung auf Authentie so schlimm schon daran war, als später, indem er nicht nur die Poogymnasmen des Hermogenes, sondern auch die Schrift περὶ ἐπιδεικτικῶν unbedenklich als Werk des Menander citirt. Der Schluſs des Doxopatri ist aus den Scholien p. 681, 32 sqq. zu ergänzen.

Die den Homilien des Doxopatri vorangeschickten προλεγόμενα εἰς τὴν Ῥητορικὴν p. 69—80 (bisher ebenfalls ungedruckt) sind ein bloſser Auszug aus dem Anfange seiner Homilien, und tragen daher seinen Namen mit Unrecht. Sie sind vollkommen entbehrlich.

Die letzte Stelle nehmen die Aldinischen Scholien ein p. 9—68. Sie bilden die jüngste Sammlung; denn sie sind nicht blos aus der zuerst genannten Sammlung, sondern auch aus den Homilien des Doxopatri geschöpft, wie sich aus der Citation des Antonius, Nicolaus, des (Metropoliten) von Sardes und des Geometres ergibt. Der Herausgeber hält sie für ein Werk des Maximus Planudes, vor dessen Commentare zum Hermogenes sie gewöhnlich in den Handschriften stehen. Von den Prolegomenen, welche vor diesen Scholien stehen, war schon oben die Rede.

Reutlingen. *F i n c k h.*

Digitized by Google

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1. *Samachscharis goldne Halsbänder, als Neujahrsgeschenk arabisch und deutsch von* Joseph v. Hammer. *Wien* 1835. 108 *S.* 8.

2. *Samachscharis goldne Halsbänder, nach dem zuvor berichtigten Texte der v. Hammer'schen Ausgabe von neuem übersetzt und mit kritischen und exegetischen Anmerkungen begleitet von M.* Heinr. Lebr. Fleischer, *designirtem ordentl. Prof. d. morgenländ. Sprachen a. d. Universität Leipzig und Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Paris. Leipzig* 1835. 87 *S.* 8.

3. *Samachscharis goldne Halsbänder, von neuem übersetzt mit kritischen und exegetischen Noten zur Erklärung der von Herrn v. Hammer miſsverstandenen Stellen, nebst Verbesserung des Textes nach einem in Kahira aufgefundenen Manuscripte, von* Gustav Weil, *ehemaligem Professor an der polytechn. Schule in Kahira. Stuttgart* 1836. 158 *S.* 8.

Ref. würde, da er doch über sein eignes Werk kein Urtheil aussprechen kann, sich mit der einfachen Anzeige der drei genannten Werke begnügt und allenfalls nur angedeutet haben, was ihn zur Herausgabe seiner Übersetzung veranlaſst und in welchem Verhältnisse sie namentlich zu der des Hrn. Prof. Fleischer steht, wenn nicht eine Kritik des H. v. Hammer in den Wiener Jahrbüchern ihn gewissermaſsen nöthigte, noch Einiges hinzuzufügen, theils um sich selbst gegen die bittern Angriffe des H. v. Hammer zu rechtfertigen, theils aber auch um einmal dem gelehrten Publikum über den Werth der hochtrabenden Worte seines stolzen Gegners die Augen zu öffnen. Zwar scheint H. v. Hammer seine Recension mehr auf possenliebende als gelehrte Leser berechnet zu haben, sonst würde er nicht nur im Ganzen einen etwas zarteren Ton angenommen und sich mehr mit der Sache als mit Persönlichkeiten beschäftigt haben, sondern er würde auch gewiſs, wenn seine Absicht gewesen wäre an Orientalisten zu appelliren, es nicht gewagt haben, Refn. unbescheiden zu nennen, weil er erklärt, daſs nur irgend ein unwissender Türke einen Unterschied zwischen *Adab* und *Edeb* machen könne, und zu behaupten, daſs der Kamus zwischen Adab und Edeb unterscheide, da im ganzen Kamus keine Spur davon zu finden ist. Es steht Gottlob mit dem Kamus nicht wie mit vielen andern orientalischen Werken, aus denen man leicht, weil sie nicht Jedem zu Gebote stehen, der Welt einen Bären aufbinden kann. Es gibt viele Exemplare des Kamus in Deutschland, und doch erklärt sich Ref. bereit, auf immer seine Feder niederzulegen, wenn Jemand durch eine Citation aus dem Kamus ihn statt des H. v. Hammer Lüge straft. Hätte ferner H. v. Hammer bei seiner Recension Orientalisten im Auge gehabt, so würde er nicht

Hrn. Fleiſcher vorgeworfen — und dieſer Vorwurf trifft auch Refn. — daſs er ſtatt »er ſpielt die Trommel nur ſich ſelber vor, der ſeine Zitter nur in Gottes Tonart ſpielt«, und mit einer alle Grenzen überſchreitenden Schamloſigkeit hinzugefügt haben, daſs von Gott gar keine Rede ſey, während kurz zuvor *Allah* genannt iſt, wovon ſich Jeder, der nur die arabiſche Schrift kennt, leicht zu überzeugen im Stande iſt. Es kann hier nicht des Refn. Abſicht ſeyn, Hrn. v. Hammers Fehler philologiſch zu widerlegen, weil dafür kein andres Mittel war und noch wäre, als eine neue Überſetzung mit Anmerkungen herauszugeben. Letzteres hat Ref. ſo ausführlich gethan, daſs Herr v. Hammer ſich beſonders darüber ärgert, daſs die zehn Bogen ſeines Werks mehr als zwei Drittheile Noten enthalten. Wahrlich ein groſser Fehler in den Augen eines Mannes, der für ſeine wie aus einer Dampfmaſchine hervorgehenden Arbeiten nie Rechenſchaft ablegt und ſeine Gegner nur mit Schimpf und Schmähungen abzuſpeiſen gewöhnt iſt. Jeder Orientaliſt, der Hrn. v. Hammers Werk mit dem des Hrn. Fleiſcher oder des Refn. vergleicht, bedarf keines beſondern Winks, um auf die Wahrheit zu kommen. Übrigens kann auch der, der ſich kein eignes Urtheil in dieſem Gebiete zutraut, das des berühmten Herrn Silveſtre de Sacy, den Herr v. Hammer ſelbſt den Meiſter aller Meiſterer nennt, zu Rathe ziehen. Dieſer competenteſte Richter in arabiſchen Streitfragen, obſchon ein Freund des Hrn. v. Hammer, glaubte es doch der Wahrheit ſchuldig zu ſeyn, ſich im Journal des ſavants des Monats December 1836 gegen den Mächtigen und zu Gunſten der bei Manchen als vorwitzig geltenden Ankömmlinge auf dem wiſſenſchaftlichen Kampfplatze auszuſprechen. De Sacy erklärt unumwunden, daſs er ſchon lange mit Bedauern bemerkt, daſs Hr. v. Hammer ſich oft, ohne Rückſicht auf Grammatik, mit dem erſten à peu près begnügt, weshalb er auch manche ſeiner Werke nicht recenſiren (rendre compte) konnte. Nachdem nun Ref. gezeigt, wie H. v. Hammer zweimal, wo es ernſte wiſſenſchaftliche Behauptungen galt, Erdichtetes für Wahrheit auftiſcht, iſt es kaum der Mühe werth, zu erwähnen, daſs der Refn. zugetheilte Vorname Abraham — wahrſcheinlich aus den allerfeigſten, erbärmlichſten Gründen, die Ref. mit Schweigen übergeht — ebenfalls erlogen iſt. Da Ref. in ſeiner Heimath ſchreibt, würde er, wenn es nicht wahr wäre, ebenſowenig behaupten können, daſs er nie Abraham geheiſsen, als in einem Lande, wo es viele Kamus gibt, gegen Herrn v. Hammers beſtimmteſte Verſicherung erklären, daſs derſelbe keinen Unterſchied zwiſchen Adab und Edeb macht, oder wo für einen Gulden Jedermann Hrn. v. Hammers Text kaufen kann, ebenfalls gegen ſeine Angabe ſagen, daſs im Anfange des 35ſten Spruchs Allah erwähnt iſt, worauf ſich bábihi bezieht. Nur ein Mann wie H. v. Hammer Purgſtall kann hinter den Wällen und auf den Zinnen ſeiner Schlöſſer ſich hoch und ſicher genug geſtellt glauben, um auch mit evidenten Unwahrheiten, ſelbſt auf Gefahr öffentlich Lügen geſtraft zu wer-

Digitized by Google

den, seine Gegner zu verfolgen. Um nun noch einen Beweis von der Wahrheitsliebe des Hrn. v. Hammer zu geben, nach dessen Recension man glauben sollte, es seyen ihm nur Druckfehler, vergessene und versetzte Punkte, höchstens ein paar poetische Licenzen, die er in seiner gereimten Prosa sich erlauben zu dürfen glaubte, von den spätern Übersetzern als Unwissenheit ausgelegt worden, um zugleich auch zu zeigen, daſs H. v. Hammer keine freie Bearbeitung beabsichtigte, — was übrigens schon aus seiner eignen Vorrede, wo er seine Übersetzung sinn- und reimgetreu nennt, sowie aus der wirklichen sclavisch treuen Übereinstimmung mit dem Texte in den leichtern Stellen hervorgeht, — mögen hier noch einige Beispiele aus dem Werke des Herrn v. Hammer, mit dem des Ref. verglichen, folgen, woraus Jedermann einleuchten wird, daſs, wer sein Leben dem Studium der arabischen Sprache gewidmet, solche Ungereimtheiten von einem Manne, der bei Manchen als unfehlbar gilt, nicht ungerügt lassen konnte.

Ende des 4ten Spruchs.

H. v. H.	Ref.
Sag mir, wehe dir! wie lange schleppst du der Schleppe Ungemach auf sandigem Boden nach? wenig fehlt, daſs du nicht nach dir ziehest den Kies und Sand und daſs dir nicht die Kiesel nachfliegen (von dem Fuſs auf die Hand); du bist schwerer zu ertragen, als was du an der Schleppe schwer hast zu tragen, und doppelt ruhen auf dir die Lasten, die dich belasten.	Sage mir, wehe dir! warum bedeckt deine Schleppe die Erde, während in Kurzem ihr Kies dich bedeckt? sie wirft dann ihre Last über dich, und beladet dich schwerer als du sie, und gibt dir noch einmal so viel zu tragen als du ihr gegeben.

Anfang des 12ten Spruchs.

Du hörst nicht auf dir Hausrath anzuschaffen bis dich die Bothen des Todes werden hinwegraffen.	Versage Niemandem deinen Beistand und deine Hülfe bis die Todesverkünder deinen Tod verkünden.

In der Mitte des 16ten Spruchs.

Er ist eine Feder, die von Anfang her bekannt, und ein Schilfrohr, nachdem die Väter erst adelig werden genannt.	Selten erkennt man Ehrgefühl und Selbstachtung in dem, dessen Ahnen ehrlos waren.

Mitte des 21sten Spruchs.

Wann dich deine Übertreibung bewildert im Land und dir fällt auf deine Hand, wie bereichert dich alsdann dein Bau?	Wenn es dir wegen deiner Nachlässigkeit [in guten Werken] unheimlich wird und du die Vergangenheit bereuest, was nützen dir alsdann deine Bauten?

Digitized by Google

47ster Spruch.

H. v. H.

Wie wäre der ein Vorsichtiger, der machet immer Spaſs; hei, hei! vom Brunnen der Trefflichkeit ist erschöpft das Naſs; es genüge dir, daſs der Spaſs spasmodisch und daſs der Pierrot periodisch, vielleicht daſs ein Wort mit heimlicher Andeutung vom Schwanz deinen Bruder erregt zum Sündentanz; ist er ein Freier, so hast du Unfruchtbarkeit gesäet in das schwarze Horn seiner Lust.

Ref.

Wie kann der Scherzende besonnen seyn! sieh der Unterschied zwischen beiden ist groſs; es genüge dir daſs Scherz [maschu] das Gegentheil von Ernst [chasmu] sowie Mischung [masdju] das Gegentheil von Scheidung [djasmu]. Manches deiner [scherzenden] Worte taucht dich in Vergehen und gieſst auch volle Eimer davon über deinen Nächsten. Ist dieser ein Freier, so säest du dadurch Abneigung in sein Herz.

54ster Spruch.

Leiste an Gehorsam noch mehr als an Gehorsam von dir begehrt der Herr; wer sich der Macht unterwürfig macht, von dem wird Alles leicht erreicht; laſs ab von verleumdendem Weibergeschwätze, daſs dasselbe dich nicht in deinem Vorhaben zurücksetze. Eine Grube, worin zurückgeblieben ein Rest des Wassers, das darin geflossen, ist besser als ein weites Trinkgeschirr, aus dem der Wein ausgegossen.

Belade dich mit gottgefälligen Arbeiten etwas unter deiner Kraft, denn wer ihnen seine ganze Kraft hingibt, möchte ihrer bald genug bekommen. Lade deine Seele nur zu kleinen Familienmahlzeiten ein, nicht zu groſsem Schmaus, sie möchte sich sonst übersatt zurückziehen müssen. Gewiſs ist es besser, etwas von seiner Seelenkraft aufzusparen als sie dann [nach einer zu groſsen Anstrengung] überdrüssig zu finden.

62ster Spruch.

Der ist ein Freier, der seine Verwandten beschützt und dem sie theuer; sie beschützen sich gegenseitig zunächst und nicht nur in der Weite, wie der Glatte, Weichliche, welcher vor dem Schäbigen suchet das Weite; und so (wenn die Stammverwandten fest und eng aneinander geschlossen) sind dieselben ein Rattenkönig, begabt mit Seele leitender, Gabe bereitender.

Nur der ist ein edler Mann, wer seine Verwandten beschützt und ihnen nicht ausweicht wie der Glatthäutige dem Aussätzigen. So sind nur Zweige von dem Baume Maads, nur solche, die ein groſsmüthiges Herz und eine erhabene Seele besitzen.

66ster Spruch.

Man sagt, der Anfang der Blindheit besteht darin, daſs man schielt wie eine alte Mähre.

Er sagt: Wer in der Nähe verbotener Güter weidet, der ist schon auf dem Wege der Blindheit.

Digitized by Google

94ster Spruch.

H. v. H.	Ref.
Die Nahrung vieler saugenden Kamehle werden nur Wüstendisteln seyn, und ein Becher von edlem Wein ist Vorboth der Feuerpein.	Wie mancher genieſst hier ein zartes saugendes Kamehl, dem einst ein Mahl von bittern, übelriechenden Kräutern zubereitet, und manche kühlen ihren Durst an einem Becher voll guten Weines, denen einst die brennende Pein angekündigt wird.

98ster Spruch.

Wie sollen deine Augen die Flüssigkeit der Thränen fangen, da die Locken schon grau von der Stirne hangen. Du suchst Gewinn bei der Mutter der Schlechtigkeiten, und wirst aus Schrecken weiſs, wann du siehst wie deine Haare weiſs.	Wo bleiben die Thränen, die reichlich flieſsen sollten? Schon sind deine Locken grau, und die Mutter des Todes baut ihr Nest und legt ihre Eier da, wo weiſse Haare hervorwachsen.

Man sieht wohl aus diesen wenigen Beispielen, daſs es sich nicht von Druckfehlern und versetzten Punkten, auch nicht von freier Bearbeitung handelt, denn es läſst sich recht gut nachweisen, daſs Hr. v. Hammer wirklich Hausrath, Feder, Schilfrohr, Übertreibung, Brunnen der Trefflichkeit, Schwanz, schwarzes Korn der Lust, Grube, Trinkgeschirr, ja sogar eine alte schielende Mähre und einen Rattenkönig — und wer wird auch diese erfinden wollen! — im Texte zu sehen glaubte.

Kann man wohl verlangen, daſs gegen einen Mann, der so mit der Wissenschaft verfährt, mag er auch noch so viele anderseitige Verdienste haben, noch schonend zu Werke gegangen werde? Ist man unbescheiden, weil man es wagte — nicht in einer oberflächlichen Recension, sondern in einem gründlichen Werke — bis zur Evidenz darzuthun, daſs H. v. Hammer nicht nur hie und da gefehlt, sondern fast durchweg was ihm gerade in die Feder kam, wenn oft auch von einem ganzen Satze nur ein Wort mit dem Texte übereinstimmte, als Produkt eines der ausgezeichnetsten arabischen Schriftsteller ausgeben wollte, und sich nicht von der Furcht zurückhalten lieſs, unter dem eisernen Hammer seiner Schmähungen zerschmettert zu werden? Je höher ein Mann im öffentlichen Ansehen als Orientalist steht, um so mehr ist man es der Wissenschaft, der Wahrheit, dem deutschen Rufe der Gründlichkeit und dem durch ihn entstellten Oriente schuldig, ganz rücksichtslos gegen ihn aufzutreten. Was andres ist, wo ein Text verschiedene Interpretationen zuläſst, der Eine diese der Andre jene vorzieht, wie dies oft zwischen Hrn. Fleischer und Refn. der Fall ist; da hört man auf sich zu

Digitized by Google

befehden, da kann man sich ganz friedlich gegenseitig seine Ansicht mittheilen, da ist es Pflicht, selbt von Irrthümern und Miſsgriffen mit der gröſsten Zartheit zu reden; auch begreift Ref. nicht, wie H. v. Hammer sich freuen kann, daſs auch der Fleischer sein Beil (so nennt er Refn.) gefunden hat, da doch Ref. Herrn Fleischer in seiner Vorrede bewunderte, wie er aus einem so schlechten Texte eine so gute Übersetzung liefern konnte. Wenn dann Ref. sagt, daſs zuweilen die Vermuthungen seines gelehrten Vorgängers in Verbesserung des Textes nicht ausreichten, während er ein Manuscript in Kahira benutzte; ja wenn er sogar hinzusetzte: daſs oft, wo auch der Text gleichlautend ist, er doch manche Sätze anders erklärte, so hat er deshalb nicht im mindesten die Absicht gehabt, den mit der arabischen Sprache und Literatur so innig vertrauten Herrn Fleischer anzugreifen, sondern er muſste vielmehr dies seiner selbst willen thun, weil, als Hrn. Fleischers Werk ihm zukam, das seinige schon ganz bis auf die Vorrede gedruckt war, und er daher nicht einmal mehr in den Anmerkungen darauf Rücksicht nehmen konnte; dann war er diese Erklärung dem Buchhändler schuldig, der doch wünschen muſste, daſs auch die, die Hrn. Fleischers Werk schon besitzen, sich doch auch noch das seinige anschaffen. Übrigens erklärt Ref. hier ebenso offenherzig, daſs ihm durch Hrn. Fleischers Werk, namentlich durch seine Belege aus Meidaini, den Ref. nicht benutzen konnte, über manche Stelle sich ein helleres Licht verbreitet hat, als Herr Fleischer über manche andre aus des Ref. Noten neuen Aufschluſs gefunden zu haben nicht läugnet. (S. Gersdorf' Repertorium M. Juli 1836.)

Nachdem Ref. bis zur Evidenz dargethan, wie wenig Hr. v. Hammer den arabischen Text verstanden, wäre es wohl überflüssig, mit ihm noch über die richtige Aussprache zu rechten; daſs übrigens Ref. das Arabische bei einem der ersten Ulama in Kahira ebensogut aussprechen lernen konnte, als H. v. Hammer bei einem Dolmetscher oder Dolmetschermeister in Pera, ist ziemlich einleuchtend. Man wird endlich noch eben so wenig von Ref. fordern, daſs er hier den Buchhändlerpreis oder die Buchhändleranzeige seines Werks vertheidige, über die sich Hr. v. Hammer so bitter ärgert, daſs er sie zum Hauptgegenstande seiner Kritik macht, als man ihm zumuthen kann, daſs er durch legalisirte Abschrift seiner Reisepässe beweise, daſs H. v. H. auch in der Zeitbestimmung seines Aufenthalts im Oriente es zum vierten oder fünften Male mit der Wahrheit nicht sehr genau genommen hat. Ref. schlieſst mit der Hoffnung, nie mehr genöthigt zu werden in einem solchen Tone zu schreiben, und bittet die, die ihn nicht zart genug finden, Hrn. v. Hammers Recension zu lesen, sie werden dann gewiſs diese als Muster der Delicatesse aufstellen und sich überzeugen, daſs eine Polemik mit H. v. Hammer auf keine andere Weise geführt werden konnte.

Dr. G. Weil.

Digitized by Google

GRAMMATIKEN und SCHULSCHRIFTEN.

Kurzgefaſste deutsche Grammatik nach den neuesten historisch-vergleichenden Forschungen, fur jede Art des höhern Unterrichts und die Selbstbelehrung systematisch und vollständig bearbeitet. Von Dr. Fr. Aug. Lehmann, Oberlehrer an dem königl. Waisenhause zu Bunzlau. Bunzlau 1836. Appun'sche Buchhandlung. VI u. 453 S. gr. 8.

Ein gehaltreiches Buch, in welchem auf engen Raum viel zusammengedrängt ist. Namentlich gilt dies von dem ersten Theile, oder der Wortlehre, die den gröſsern Theil des Ganzen (S. 1 bis 286) ausmacht, und durchaus vergleichend zu Werke geht, und nicht nur auf das althochdeutsche und mittelhochdeutsche, sondern auch auf analoge Formen anderer Sprachen Rücksicht nimmt. Auch in der Satzlehre fehlen nicht vergleichende Nachweisungen. Wenn der Verf. die Wortlehre in drei Hauptabschnitte: die Lautlehre, Wortformenlehre und Orthographie, abtheilt, so möchte es logisch richtiger scheinen, wenn die Orthographie als ein der Lautlehre untergeordneter Abschnitt erschiene. Ebenso läſst Hr. L. die Wortfügungslehre in zwei Theile, in die Einstimmung (Congruenz) und in die Bestimmung (Rection) zerfallen. Bekanntlich hat Ruddimann in seiner lat. Grammatik auch diese Abtheilung der Syntax gegeben, und daher fällt bei ihm die Lehre vom Gebrauch der Zeiten und Modis gewissermaſsen aus, oder wird zum Theile den das Tempus oder den Modus regierenden Conjunctionen untergeordnet. Herr L. hat sich dadurch geholfen, daſs er eine subjective Rection aufstellte, und in dieser von den Temporibus und Modis handelt. Aber so wenig als der Subjects-Nominativ unter die Lehre von der Rection gehört (S. 312), so wenig sollte wohl auch die Lehre von den Temporibus und Modis der Lehre von der Rection untergeordnet seyn, da der Ausdruck derselben blos auf der subjectiven Anschauung des Redenden beruht. — Auf Einzelnes einzugehen muſs Ref. bei dem engen Raum dieser kurzen Anzeige unterlassen. Aber bei aller Anerkennung, die er der Mühe und Sorgfalt des Hrn. Vfs. zugesteht, möchte er daran zweifeln, daſs die groſse Ausdehnung, die hier dem formellen Theile des Unterrichts zugewiesen ist, bei allen Lehrern willkommene Aufnahme findet. Ja es könnte wohl seyn, daſs in Zeiten, wo die realen Fächer des Unterrichts so manchen Vertheidiger haben, gerade durch solche erweiterte Ausdehnungen des Formellen die Gegner der reineren Jugendbildung, welche überall gern nur auf die Milch, die die Kuh trägt, ihr Augenmerk richten, noch mehr Veranlassung und Stoff zum Widerspruch gewännen.

Digitized by Google

Grammatik der lateinischen Sprache für die untern Klassen der Gymnasien nach dem heutigen Standpunkte der lateinischen Sprachwissenschaft auf eine leicht faſsliche Art bearbeitet von Dr. Fr. Wilh. Otto, Collaborator des philolog. Seminars an der Universität Gieſsen. Zweite Ausgabe. Preis 12 Gr. Leipzig, bei Carl Berger. 1836.

Diese zweite Ausgabe ist die unveränderte erste Auflage, die mit neuem Titelblatt und einem kurzen Vorwort des Verlegers versehen um erniedrigten Preis als neue Ausgabe geboten wird. Das Hauptverdienst dieser neuen Ausgabe ist ein vier Seiten langes Verzeichniſs von Druckfehlern, und einzelnen sachlichen Berichtigungen; während in der ersten Ausgabe nur 13 Druckfehler angezeigt sind. Eine nähere Ansicht überzeugt uns bald, daſs der Verleger bei der Fabrikation des Buchs mit dem gröſsten Leichtsinn zu Werke ging, indem, abgesehen von der Menge der Druckfehler, so grobe Verstöſse vorkommen, daſs der Setzer beinahe ohne Controle geblieben zu seyn scheint. So steht z. B. p. 86 in dem Paradigma der dritten Conjugation, das dem Anfänger zum Auswendiglernen vorgelegt wird, legebar, *legebiaris, legetiatur, legebiamur.* Schon diese Incorrectheit ist hinreichend, um das Buch nicht zu empfehlen.

Apollodor. Griechisches Lesebuch, enthaltend das Wichtigste aus der griechischen Mythologie, mit grammatischen Anmerkungen und einem vollständigen Lexicon versehen von Franz Julius Heyne, Lehrer am königlichen Pädagogium zu Halle. Für untere und mittlere Classen. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1836.

Dieses Buch hat einen doppelten Zweck. Es soll erstlich ein Les- und Übungsbuch für die Anfänger seyn, und zweitens für die vorgerücktern Schüler zur cursorischen Lectüre ein mythologisches Handbuch, so daſs mit dem Lesen des Griechischen noch der sachliche Zweck verbunden würde, die Schüler mit den Gegenständen der Mythologie bekannt zu machen. Das Ganze zerfällt in vier Bücher, und in Beziehung auf den grammatischen Cursus werden im ersten Buche nur die regelmäſsigen Verba mit Einschluſs der Contracta vorausgesetzt, das nicht Regelmäſsige, was etwa vorkommt, in den Anmerkungen erklärt; im zweiten Buch setzen die Anmerkungen schon die Verba auf μι voraus, und im dritten die andern unregelmäſsigen Verben, so daſs im vierten nur noch wenige schwierige Formen in die Erklärung der Anmerkungen fallen. Die grammatischen Citate sind auf Buttmann und Rost gestützt, und als Lesebuch für Anfänger mag es manchem Lehrer willkommen seyn, da die Abwechslung in dergleichen Schulbüchern zweckmäſsig ist. — Was nun den Zweck des Buchs zur cursorischen Lectüre betrifft, so hat bekanntlich schon Wolf diese Lectüre leichterer griech. Schriften anempfohlen, und namentlich den Apollodor dazu vorgeschlagen. Doch eignet sich derselbe nicht ganz für junge Leute, weil die mythi-

schen Erzählungen manche Obscönitäten mit groſser Rückhaltslosigkeit erzählen. Diesem Übelstande ist Herr H. dadurch ausgewichen, daſs er zwar die wichtigsten Mythen zusammenzustellen versuchte, aber nur mit Auswahl den Apollodor dazu benutzte, und durch Diodor, Lucian, Pausanias, Eustathius, und selbst durch Scholien, wo dieselben passend schienen, den Mythenkreis ergänzte. Diese Einrichtung können wir nur gutheiſsen. Die Quellen jedes Stückes wären aber wohl besser wie in dem Lesebuch von Jakobs gleich bei jedem Stücke unten an der Seite angegeben, statt daſs sie vorn beisammen stehen. Und in der Aufführung der Heroenmythen wäre es vielleicht nicht unzweckmäſsig gewesen, eine gewisse chronologische Folge zu beobachten, so daſs z. B. Theseus nicht nach dem trojanischen Kriege käme u. dgl. Was die äussere Ausstattung des Buches betrifft, so ist sie so freundlich und splendid, daſs Ref. wünschen möchte, alle Schulbücher hätten diesen angenehmen weiten Druck und dies helle Papier.

Lateinische Synonymik für Schüler gelehrter Schulen, zum Gebrauch beim Lesen der lateinischen Schriftsteller und Abfassen lateinischer Stylübungen, von Dr. Friedrich Schmalfeld, Lehrer am königlichen Gymnasium zu Eisleben. Eisleben **1836.** *Verlag von Georg Reichardt.*

Ein zweckmäſsiges Handbuch für Schüler, obgleich es minder reichhaltig ist, als das Ramshorn'sche, welches 1044 Synonymen enthält, während das vorliegende nur 627 Nummern hat. Wenn es sich auch in Vielem ganz auf das Ramshorn'sche stützt, so ist es doch auch zum Theil unabhängig, und in der Art des Vortrags dem minder reifern Schüler verständlicher als der gedrängtere Ramshorn'sche Styl. Auch wird die Übersicht und das Verständniſs dadurch erleichtert, daſs nicht, wie bei Ramshorn, nach der Anführung einer jeden Bedeutung immer eine Beweisstelle kommt, sondern, wo es zweckmäſsig schien, zuerst die zusammengehörigen Wörter in ihrer Verschiedenheit alle erklärt und am Ende die Beweisstellen zusammen angeführt werden. — Was die Aufeinanderfolge der Artikel im Ganzen betrifft, so hat Ramshorn die alphabetische Ordnung für die vorn stehenden Wörter als Richtschnur genommen, und Herr Sch. ist aus nicht zureichendem Grunde hiervon abgewichen. Die Begriffsverwandtschaft (z. B. von domus, bellum, emere, ire), auf die er seine Anordnung stützen will, ist so willkürlich, d. h. beruht auf so zufälliger Gedankenverbindung, daſs sie nicht maſsgebend seyn möchte. Wohl aber scheint nicht unzweckmäſsig, daſs gewisse Wortgattungen: Pronomina, Präpositionen, Adverbia etc. besonders zusammengestellt sind, und es hätte sich dies wohl auch bei Verben und Nominibus so gestalten lassen. — Was übrigens den Ref. an dem Buche beinahe irre gemacht hätte, ist, daſs es sich für eine zweite Auflage ausgiebt. Die Vorrede der ersten

Digitized by Google

Auflage ist vom Juli 1836, und drei Monate später wird — nicht etwa das Bedürfniſs einer neuen Auflage vom Verleger wahrgenommen, sondern sie ist schon fertig, und die 26 Bogen des Buches sind, ich weiſs nicht in wieviel Tagen, neu gesetzt und gedruckt! (?)

Feldbausch.

Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache von Dr. J. C. A. Heyse. — Fünfte Ausgabe, neu bearbeitet von Dr. K W. C. Heyse, ausserordentl. Professor an der Univers. zu Berlin. **1.** *Bds.* **2te** *Abth. Enthaltend pag* **273** *bis* **560.** — *Hannover* **1836. 8.** *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.*

Wir haben im vorigen Jahrgange dieser Jahrbb. (Januarheft Nr. 7) die erste Abtheilung dieser neuen Ausgabe, oder vielmehr dieser Umarbeitung eines längst rühmlich bekannten Werkes, angezeigt, und ihr Gerechtigkeit und verdiente Anerkennung widerfahren lassen. Gegenwärtig haben wir zu melden, daſs das Werk seinen guten, gleichgehaltenen Fortgang hat. Warum aber jetzt nur ein Fragment erscheint, das S. 560 mitten in einer Erörterung, in der Lehre von der Bildung der Adjective abbricht, wie gegenwärtig eine Menge Bücher in Lieferungen erscheinen, das muſs in der Convenienz des Verlegers und im gegenwärtigen Gange des Buchhandels liegen, wohl auch in der Ungeduld des Publicums, wie die Interimsvorrede der Verlagsbuchhandlung erklärt, wo es heiſst: »Auf vielfaches Verlangen geben wir hiermit, noch vor Beendigung des ersten Bandes, eine zweite Abtheilung dieses Lehrbuches aus, womit nun ein bedeutender Theil des ganzen Werkes in die Hände der Interessenten gelangt, welche — bei näherer Ansicht den Grund der Verzögerung in dem Umfang und der Schwierigkeit der gröſstentheils neuen Arbeit leicht selbst entdecken werden.« Der Inhalt der vorliegenden Abtheilung ist: Zweites Buch: Wortlehre. Die Lehre von den Wortarten und Wortverhältnissen. Die Lehre von der Wortbildung (S. 308—413); dann von dem besondern Theile der Wortlehre die Abschnitte vom Artikel, vom Substantiv und vom Pronomen. Der Rest des Bandes wird die übrigen Wortarten nebst der Vorrede enthalten, und sollte mit dem Ablaufe des eben verflossenen Jahres wo möglich nachgeliefert werden. Da er jetzt noch (im Beginne des Jahr's 1837) nicht in unsern Händen ist, so wollen wir die Anzeige des Gegebenen nicht länger verschieben, ohne uns übrigens auf eine ausführliche Recension einzulassen, für die eine Anzeige einer fünften Auflage, ob dieselbe gleich so gut wie ein neues Buch ist, den Raum in diesen Blättern nicht ansprechen darf, ob wir gleich nicht gehindert sind, ein motivirtes Urtheil auszusprechen und einzelne Bemerkungen hier niederzulegen.

Digitized by Google

Daſs der Vf. (denn er ist mehr als bloſser Herausgeber) auf der Höhe der gegenwärtigen Forschungen steht, daſs er die tiefen Untersuchungen der ersten Männer auf diesem Gebiete kennt, und für die vorzugsweise praktischen Zwecke seines Lehrbuches fruchtbar zu benützen versteht, daſs er Selbstforscher und Selbstdenker ist, das zeigt er auch in diesem Theile seines Werkes auf jedem Blatte, eben so, daſs er die Abfassung nicht übereilte und seinen Stoff übersieht und beherscht. Dies ergiebt sich besonders auch aus der Klarheit seiner Darstellung, wo er Begriffsentwicklungen giebt und Eintheilungen macht. Wir müssen die Gründe übergehen, warum er von seinem methodisch-praktischen Gesichtspunkte aus die gewöhnliche Anordnung in der Abhandlung der zehen Redetheile beibehält, ob er gleich auch eine logisch richtigere vorausschickt, sowie seine Bemerkungen über die Verdeutschungsversuche der Benennungen der Redetheile und die Verwerflichkeit der schon ziemlich alten Bezeichnungen, Geschlechtswort für Artikel, Hauptwort für Substantivum, Zeitwort für Verbum. Ob die von ihm empfohlenen Ausdrücke Selbstandswort, Nennwort und Redewort allgemein befriedigen werden und können, müssen wir noch bezweifeln. Die Casus nennt er (S. 298) Verhältniſsfälle, womit allerdings mehr gesagt ist, als mit dem bloſsen Worte Casus: aber ohne Erklärung giebt jenes so wenig als dieses schon durch den Ausdruck selbst den Begriff der auszudrückenden Sache. Was die mehr oder weniger zahlreichen Casusformen der verschiedenen Sprachen, sowie den Gebrauch der Präpositionen, wo andere Sprachen Casusformen haben, betrifft, so würden wir den Gedanken bestimmt ausgedrückt und hervorgehoben haben, daſs, je organisirter und vollkommener in ihren Flexionsformen eine Sprache ist, sie desto mehr Bezeichnungen für die Verhältnisse und Beziehungen, also mehr Casusformen habe, daſs der Gebrauch der Präpositionen ein Nothbehelf für mangelnde Casusformen sey, daſs, so gut z. B. der Genitiv, den wir noch haben, uns die Umschreibung, welche die Franzosen brauchen, erspart, und der althochdeutsche Instrumentalis, sowie der Localis (oder Locativ) der slavischen Sprachen, den Gebrauch von Präpositionen für jene Bezeichnungen überflüssig machen, ebenso auch sich ein Casus causalis und temporalis, ein Casus für die Richtung irgendwoher oder irgendwohin (wofür die griechische Sprache zum Theil anhängbare Bezeichnungen hat) denken lasse, welche Präpositionen entbehrlich machen würden. S. 312 bemerken wir unter Nr. 4. (Umstellung von Lauten), daſs neben dem mundartlichen Wratze st. Warze sich eine ganz gleiche historisch nachweisen läſst, nemlich unser Wurz aus Ϝρίζα; daſs zu N. 3. (Hinzufügung von Lauten) sich mundartlich in Schwaben kwackeln für wackeln (vgl. to quake) zeige, und zu dem thüringischen gegehen für gehen im östlichsten Schwaben geschauen (g'schauben) für schauen. Bei dem S. 314 fg. gegebenen Verzeichnisse von Veränderungen der Vocale in den chronologisch

Digitized by Google

auf einander folgenden Umbildungen im Gothischen, Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen fiel uns die Bemerkung ein, daſs die vorliegende Grammatik, welche, gerade ihres praktischen Zweckes wegen, in mehrere Hände kommen dürfte, denen die Forschungen Grimms, Bopps, u. A. unzugänglich bleiben, dazu beitragen kann, das Vorurtheil zu vernichten, als seyen die Abweichungen der Dialecte oder Provincial-Mundarten von der jetzigen Schriftsprache weiter nichts, als Verderbnisse, da sie doch so häufig bloſs das nicht veränderte (oft das nicht verdorbene) Alte geben. Wir werden davon im Verlauf dieser Anzeige einige Beispiele geben. Z. B. bei S. 319 1. 1. sind organische Längen, die im Neuhochdeutschen zu Kürzen geworden sind, in Schwaben noch in vielen Wörtern ihrer ursprünglichen Länge treu, wie Wāffen, Jāmmer, Licht, gieng, fieng; eben so ist (zu S. 320) das organische ie noch nicht in ü verdorben in den Wörtern lügen und trügen, denn es lautet dort noch liegen und triegen; und das e noch nicht in ö, denn man spricht noch ergetzen, erleschen, Lewe, zwelf. Zu den Wörtern, wo der k-Laut in h übergegangen ist, zählen wir, ansser den genannten, noch *casa* Haus, *κύων* Hund, *Catti* Hessen, *cutis* Haut. Zu der Lehre von der Lautverschiebung (S. 334) giebt eine nicht unbedeutende Beispielsammlung J. C. Schmid in den Beilagen zu seinem Schwäbischen Wörterbuch (Stuttgart, bei Schweizerbart 1831. 8.) S. 557 ff., ob wir gleich nicht für alle dort aufgeführten Beispiele einstehen möchten. Zu S. 343 bemerken wir bei N. 6, daſs das mittelhochdeutsche hülzin für hölzern sich noch in Schwaben findet. S. 353 wird zwar mit Recht gesagt, manch dürfe nur beim Neutrum in dieser apokopirten Form stehen, also sey manch Mann nicht erlaubt. Allein Bürger hat sich doch in seinen »Weibern von Weinsberg« das harte manch Hofschranz erlaubt; und das manch ein, entsprechend dem englischen *many a*(n) und dem französischen *maint un* war in früherer Zeit nicht selten, und wird gegenwärtig von einzelnen Alterthümlichkeit nachbildenden Schriftstellern gebraucht. S. 354 b. hier bemerken wir, daſs das mittelhochdeutsche Stahel sich noch in einem Kriegsliede aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts findet. Ein gefangener preuſsischer Husar antwortet auf die Frage: wie stark ist deines Königs Macht? »wie Stahel und Eisen.« S. 359 würden wir nicht sagen, bei Verlust sey das r des Verbums verlieren in s übergegangen, sondern das alte s sey wieder eingetreten, oder vielmehr geblieben. Man vergleiche nur das englische *lose, lost*, das holländische *verliezen*, und Frisch unter dem Worte Lier. Ebd. zu dem eingeschobenen s (z. B. in Wahrheitsliebe) bemerken wir, daſs wir das Beispiel Hochzeitstag nicht würden gebraucht haben, sondern Hochzeittag vorziehen, wie die besten Schriftsteller thun. Übrigens sind wir weit entfernt, der Grille Jean Pauls zu huldigen, der einmal gegen das Schalt-s einen hartnäckigen Kampf führte, und kaum

Digitized by Google

mehr die Unterscheidung zwischen einem Landmanne und einem Landsmanne dulden wollte. S. 371, wo die Rede vom Umlaut und Ablaut ist, welcher bedeutende Unterschied zuerst von J. Grimm in die deutsche Grammatik eingeführt wurde, scheint uns der Vf. nicht unglücklich gegen Bopps Einwendungen zu polemisiren. — Daſs S. 372 Diph-thong statt Diphthong abgesetzt ist, wird wohl dem Setzer zur Last fallen. S. 385. Daſs Frosch mit Frost, Schuft mit Schieben verwandt seyn soll, ist uns mehr als zweifelhaft; ebenso List mit Lesen zusammengestellt S. 382, und Wade mit wüten, oder gar S. 386 Wort mit Gewordenes. S. 389 sollte neben schmelzen (mit hellem e), schmelzte, auch schmelzen (mit tiefem e), schmolz stehen, ebenso S. 390 neben wägen wägte auch wägen (wiegen) wog; und bei schwellen schwellte auch schwellen schwoll. — Zu S. 432 bemerken wir, daſs viele jetzt auf heit und keit gebildete Substantive in Schwaben noch die alte Form auf e haben, z. B. Kleine (für Kleinheit), Schöne, Bittere, Rauhe, Leichte, Dumme (Dummheit), Gräde (Geradheit) und mehrere. Auch findet sich ebendaselbst ein Wort generis communis, dergleichen nach dem Vf. der deutschen Sprache fehlen, nemlich ein solches, das bei völlig gleicher Form und Flexion zugleich männlich und weiblich gebraucht werden kann, nemlich der und die Waise. S. 449 Sollte bei dem Worte das Mensch nicht bloſs bemerkt seyn, die Benennung sey verächtlich, sondern auch, sie sey niedrig und unedel, und sie bezeichne nie eine verächtliche Person männlichen Geschlechts. Wir erwarten nicht den Einwurf, das wisse man schon. Gilt derselbe, dann mag noch unendlich viel von dem, was dasteht und dastehen muſs, wegbleiben. — Bei S. 460 möchten wir fragen, welcher Schriftsteller oder richtig sprechende Gebildete denn sage der Tuch, das Stahl, das Spieſs, der Quast, der Spann (für die Spanne)? Warum Bibel ein Femininum im Deutschen ist, konnte wohl angegeben werden: nemlich weil man im Mittelalter die Überschrift *Biblia sacra* als Nominativ des Singulars betrachtete. — S. 465. Warum soll denn Ahnen keinen Singular haben? Man sagt ja der Ahn oder Ahne (Pfeffel: »Das war mein Ahne, lieber Alter!«) und Urahn. — S. 482. Warum der Verf. wohl Lorber schreibt? Es ist ja die Beere des Lor(us)- (Laurus) Baums. — S. 509 heiſst es: »Einige lateinische Namen, wie Horatius, Terentius, Lucretius hat man in Horaz, Terenz, Lucrez verstümmelt.« Es sollte heiſsen: »die französischen Formen Horace, Térence, Lucrèce nachäffend, abgestutzt. —

(Der Beſchluſs folgt.)

Grammatiken und Schulschriften.

(Beschluſs.)

S. 511 könnte es scheinen, als habe man statt Dichterin Karsch gesagt die Dichterin Karschin. Das wäre irrig. Man hat sie nur, weil ihr Gatte der Schneider Karsch war, die Karschin genannt, wie man um jene Zeit die Neuberin sagte, aber gewiſs Niemand die Schauspielerin Neuberin sprach und schrieb. Da S. 525 die pedantische Anrede man getadelt wird, so sollte auch die eben so pedantische wir statt du oder ihr bemerkt seyn. S. 531 sollte die Voſsische Apostrophirung dies', jen' (für diese, jene) vor Vocalen getadelt seyn, zumal da sie ganz neuerlich Nachahmer gefunden hat. — S. 551 können wir nicht zugeben, daſs deſsgleichen Mann, deſsgleichen Frau gut gesagt sey; und wenn aus Gellert angeführt wird: dergleichen grober Mann, so ist es auch an Gellert zu tadeln. S. 552 geben wir zu, daſs darohne und worohne nicht üblich und nicht zu empfehlen sey: aber warum worum nicht üblich seyn soll? Wir lesen in mehrern guten Schriftstellern: »das ists, worum ich dich bitten wollte« und Ähnliches. Doch genug der Beurkundungen unserer genauern Durchsicht des mit so groſser Umsicht und mit wirklich allseitiger Erwägung neu bearbeiteten Buches, das die groſse Verbreitung, welcher es sich erfreut, in hohem Grade verdient, und, wenn es erst ganz erschienen seyn wird, für die angegebenen Zwecke ohne Zweifel das vollständigste und brauchbarste seyn dürfte.

Schulgrammatik der griechischen Sprache von Raphael Kühner, Doctor der Philosophie, Conrector an dem Lyzeum zu Hannover, und ordentl. Mitgliede des Frankfurter Gelehrtenvereins für deutsche Sprache. — Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. **1836.** *gr.* **8.** *X und* **422** *Seiten.*

Von der ausführlichen griechischen Grammatik des verdienten Verfs. hat Ref. in diesen Jahrbüchern (1835. Febr. und 1836 August) ziemlich ausführlich Bericht erstattet und das Werk nach Verdienst empfohlen, auch seine Eigenthümlichkeit hinlänglich auseinandergesetzt, so daſs er sich in Betreff des Allgemeinen und des Einzelnen auf jene Anzeigen beziehen, und darum bei dieser Schulgrammatik, die ein Auszug (doch nicht ein bloſser) aus dem gröſsern Werke, und nach demselben Plane gearbeitet ist, kürzer fassen kann. Wenn er sich übrigens im Verlauf der Anzeige auch einige ins Einzelne gehende Bemerkungen

Digitized by Google

erlaubt, so geschieht dies besonders deswegen, weil er glaubte, daſs diese Schulgrammatik bald in einem weitern Kreise eingeführt werden und wiederholte Auflagen erleben dürfte, wo dann dieses oder jenes berücksichtigt werden könnte, wogegen Ref. bei einem Schulbuche aus guten Gründen für auffallende Veränderungen, wo immer die folgende Auflage alle frühern unbrauchbar macht, niemals stimmen würde.

In der Vorrede erklärt der Verf., die Bemerkung, daſs oft Auszüge aus ausführlichern Werken, die als Schulbücher zum praktischen Gebrauche ausgearbeitet werden, dem hohen Werthe der gröſsern Werke wenig entsprechen, habe ihn veranlaſst, bei der Ausarbeitung seiner Schulgrammatik die Mühe nicht zu scheuen, den Stoff der gröſsern Grammatik einer neuen gründlichen Durcharbeitung zu unterwerfen, um das auszuscheiden, was lediglich der wissenschaftlichen Forschung und tiefern Begründung der Sprachgesetze angehört, oder sich auf besondere, nur vereinzelt vorkommende, Spracherscheinungen bezieht, alles Übrige aber zu einem zusammenhängenden und in sich abgeschlossenen Ganzen zu verarbeiten. Vollständigkeit, Kürze und Klarheit, unter der Leitung wissenschaftlicher Principien, sey sein Ziel gewesen, wobei er zwar die praktische Richtung allerdings als die überwiegende Seite habe gelten lassen, jedoch so, daſs dieselbe überall von dem Geiste der Wissenschaft durchdrungen und beseelt bleibe. Abweichungen von der Anordnung der ausführlichen Grammatik habe er sich erlaubt, wo der Zweck des Buches es erheischte *): aus wichtigen Gründen aber habe er auch in dieser Grammatik die Conjugation den Declinationen vorangehen lassen, welche Gründe er in einem griechischen Elementarbuche, das schon seit mehrern Jahren vorbereitet sey, und er bald auszuarbeiten gedenke, darlegen wolle. Sehr erwünscht war übrigens dem Ref. die nähere Erklärung des Vfs. über die Art und Weise, wie er die Methode, das Conjugiren vor dem Decliniren zu lehren, verstanden und ausgeübt wissen wolle, weil so viele Schulmänner dieses Verfahren für schlechterdings verkehrt, ja geradezu für unmöglich halten: was nach Lesung seiner Erklärung wohl Niemand mehr thun wird. Der Schüler wird auf diesem Wege sich bald recht einheimisch fühlen, und früher ein Bewuſstseyn gemachter Fortschritte gewinnen, das ihn für den ernsten und schweren Pfad der Grammatik ermuthigt und stärkt, ohne ihm, wie eine gewisse viel gepriesene neuere Methode, eine Täuschung zu bereiten, bei deren Enthüllung er findet, daſs man ihn um taube Nüsse habe spielen lassen. Die Auseinandersetzung selbst können wir hier nicht geben, ohne zu vielen Raum ansprechen zu müssen. Doch selbst derjenige Leh-

*) So findet sich z. B. in der Syntaxe die Lehre von dem Gebrauche des Pronomens bedeutend hinaufgerückt und natürlicher dahin gestellt, wo in der Einleitung von den übrigen flexibeln Redetheilen gesprochen wird.

Digitized by Google

rer, welcher die alte ihm vertraut und lieb gewordene Methode nicht verlassen will, ist durch die Einrichtung dieser Grammatik nicht gehindert, das Decliniren vor dem (partiellen) Conjugiren zu lehren. Die Magerkeit, welche sonst Auszüge aus gröſsern Grammatiken zu haben pflegen, scheint uns glücklich vermieden, obgleich sich im Einzelnen die Stimmen über das Mehr oder Weniger nie ganz vereinigen werden, und auch wir hie und da Etwas angefügt oder weggelassen haben würden. So steht z. B. gleich im Anfange die erste und zweite Zeile (eine Definition des Begriffs Grammatik) etwas seltsam isolirt da. Es ist, als sollte eine Begriffsentwickelung aus der allgemeinen Grammatik vorangehen, in der Art, wie sie in der gröſsern Grammatik am Schlusse der Einleitung, übrigens auch ganz kurz, gegeben ist. Aber hier in der kleinen finden wir uns gleich auf der dritten Zeile auf historischem Boden. Wir denken, der Vf. wird in der nächsten Auflage die zwei ersten Zeilen erweitern, oder lieber entbehrlich finden und ganz wegstreichen. Sehr zu billigen ist es, und für den Lehrer erwünscht, daſs jedem Paragraph der Schulgrammatik der ihm correspondirende des ausführlichern Werkes beigedruckt ist; und sehr zu loben, daſs der Verf. nicht nur, wie bei dem gröſsern Werke, ein gedoppeltes Register, sondern auch, was wir bei der ausführlichen Grammatik sehr vermiſsten, eine Übersicht des Inhalts beigegeben hat. Die Reinheit und Schönheit des Druckes, die Weiſse des Papiers lassen nichts zu wünschen übrig; auch die Correctheit ist, obgleich die angezeigten 24 Druckfehler nicht die einzigen sind (z. B. S. 396 §. 700 steht deli*bri*rende Bedeutung, S. 401 §. 711 ἐποιεῖ f. ἐποίει), ausgezeichnet zu nennen.

Doch damit Ref. nicht ganz ἀσύμβολος scheide, will er über eine Anzahl mehr oder minder wichtiger Punkte hier einige Bemerkungen niederlegen.

Wenn S. 3 steht, das ζ laute wie *ds*, und S. 5 es sey entstanden aus σδ, so kann dies dem Schüler als eine Art von Widerspruch erscheinen. S. 4 ist es etwas auffallend deutsch gesagt: »sie scheinen — nachhallen gelassen zu haben«. S. 9 heiſst es: »die Koronis fällt weg, wenn das Wort mit dem Mischlaute anhebt, weil sie dann mit dem Zeichen des Spiritus zusammentreffen würde, als τὰ ἀγαθὰ = τἀγαθά, ἃ ἄν = ἄν.« Wir möchten eher behaupten, bei τἀγαθά falle der Spir. lenis, als die Koronis, weg. Da das Wort nun nicht mehr mit dem Vocal anfängt, so hat der Spir. lenis keinen Zweck mehr, so wenig als bei ἀΰπνος geschrieben wird ἀΰ̓πνος. Aber die Koronis, als Zeichen der Krasis, hat einen Zweck, daſs nicht das τ als zum Wortstamme gehörig erscheine. Auch können wir eben darum die Schreibung ἃ'ν nicht verwerfen, wenn sie schon Buttmann in der Ausführlichen griechischen Sprachlehre I. S. 114 Miſsstand verursachend nennt. S. 10 bei der Lehre von der Synizese sollte, da der Schüler mit dieser Grammatik in der Hand auch den Homer zu lesen anfangen soll, auch das prosodisch

merkwürdige ἕως ὁ ταῦθ' ὥρμαινε κ. τ. λ. aus Il. α, 193. angeführt seyn; eben deswegen auch S. 12 §. 20 bei der Elision vor Consonanten das Homerische κάμμορος (Odyss. β, 351. und an einigen andern Stellen der Odyssee), besonders da es noch streitig ist, ob dieses Wort aus κατάμορος (s. Bothe a. a. O.) oder κακόμορος (s. Thiersch's griech. Gramm. vorz. des Hom. Dialekts S. 211 §. 165 vgl. Passow im Wörterbuche) entstanden sey; und gleicherweise würden wir S. 16 §. 36 Anm. 1. das Homerische ἤμβροτον unter den Wörtern aufgeführt haben, wo die dem griechischen Ohr unangenehme Zusammenstoſsung von μρ durch Einschaltung von β gemildert wird, besonders da sich diese Erscheinung nur bei wenigen Wörtern zeigt; und ebenso würden wir aus demselben Grunde S. 17 §. 37 neben Ὀδυσεὺς auch Ἀχιλεὺς gestellt haben. Übrigens ist der Fall, daſs gewöhnlich verdoppelte Consonanten nach Bedarf des Verses in seltenen Fällen einfach geschrieben wurden, sehr verschieden von dem umgekehrten: worauf mit einigen Worten gedeutet werden konnte. Vgl. Buttmann a. a. O. S. 85 fg. — Wenn S. 21 §. 42. 2. der Ausdruck Position durch Stellung des Vocals erklärt wird, wie kann §. 44. 1. ebd. von der Position einer *muta cum liquida* die Rede seyn? Müſste es nicht heiſsen: die durch Stellung eines Vocals vor einer muta cum liquida veranlaſste Position desselben, oder: Position durch *muta cum liquida* —? Wenn es ebd. S. 22 heiſst: die Vocale α, ι, υ können in einem und demselben Worte nicht bald kurz bald lang ausgesprochen werden, so ist doch in der Stelle des Theognis 936 sq. Welk., ohne Rücksicht auf diese Regel, schnell hinter einander das einemal in καλὸς die erste Sylbe lang, das anderemal kurz: κᾱλὸν ἀείσατ' ἔπος· ὅ,ττι φίλον κᾰλόν ἐστι, τὸ δ' οὐ κᾰλὸν οὐ φίλον ἐστί. — S. 22 §. 45 d. unter die Beispiele, in welchen in der Mitte der Wörter der lange Vocal oder Diphthong, bei folgendem Vocale, verkürzt wird, ist das Homerische ἐπεῐή nicht mit Sicherheit vu rechnen, da es wahrscheinlich componirt ist, und eigentlich aus ἐπεὶ ἤ entsteht, wo dann die Verkürzung des εῐ unter die Bemerkung oder Regel *c*, unmittelbar vorher, gehört, nemlich von Verkürzung eines langen Vocals oder Diphthongs am Ende des Wortes vor einem mit einem Vocale beginnenden Worte. S. Thiersch a. a. O. S. 499 §. 324. 2. vgl. Bothe zur Ilias β, 156. — S. 23. §. 46. 6. ist eine Verwechslung. Es wird hier angegeben, ἰὼς, Veilchen, habe ein langes ῑ. Allein erstlich heiſst ἰὸς nicht Veilchen, sondern Pfeil, Rost, Gift, zweitens heiſst Veilchen ἴον und ist durchaus kurz, und der Unterschied der Quantität zwischen beiden Wörtern ist auch in der Zusammensetzung durchgreifend: z. B. ἰοτόκος, Gift erzeugend, dagegen ἰοστέφανος, veilchenbekränzt. — S. 28 §. 58 sollte die Ueberschrift nicht bloſs lauten: Procliticae oder Atona, sondern: Procliticae, oder gewöhnlicher, wiewohl weniger richtig, Atona. — S. 196 §. 321. hätten wir mit einem Worte ange-

Digitized by Google

deutet, warum die meisten Adverbien sich auf ως endigen, nemlich daſs dieses —ως eben auf die Frage wie antworte, was der Charakter der meisten Adverbien sey (ὥς, wie; ὥς, so). — S. 199 §. 125. 1. c. hätten wir bei den verbis desiderativis auf —σείω zu dem Satze: »Diese Verben haben sich aus der Futurform der Stammverben entwickelt«, noch den Beisatz gemacht: »weil sie sich auf Künftiges beziehen.» Der Verf. wird denken, das verstehe sich ja von selbst: allerdings versteht es sich von selbst: aber er wird auch einem Manne glauben, welcher aus vieljähriger Erfahrung Tausende von Schülern und Hunderte von Lehrern kennen gelernt hat, wenn er sagt, daſs auf dergleichen kleine Dinge, die das Fassen und Behalten so sehr erleichtern und das Lernen rationeller machen, eine groſse Menge von Schülern, ohne darauf aufmerksam gemacht zu werden, dennoch nicht kommt, und daſs eine Menge von Lehrern dergleichen Sachen übersieht, und erst darauf aufmerksam gemacht werden muſs. — Unter 2. a. ebd. konnte zwischen εω und ευω durch ein eingeklammertes εFω ein Wink gegeben werden, der dem Lehrer zu einer Belehrung Veranlassung geben konnte. Ebd.: da δωριάζω angeführt ist, und dann ἑλληνίζω, so wäre hier schon in der Wortbildungslehre auf die Sorgfalt und Genauigkeit des Sprachgebrauchs nicht mit Unrecht aufmerksam gemacht worden, wonach δωριάζω mehr von dorischer Tracht, δωρίζω (Theocr. Adoniaz. (15.) 93.) mehr von dorischer Sprache gebraucht wird. — S. 200 §. 326. 1. b sind, sowie auch in der ausführlichen Grammatik, die Substantivformen auf τής, τῆτος übergangen. S. Buttmann a. a. O. II. 2. S. 324 und die daselbst angeführten Grammatiker. — S. 203 §. 232. würden wir in diesem Einleitungsparagraph zu der Lehre von der Zusammensetzung ausdrücklich bemerkt haben, daſs es nicht nur eine groſse Menge Composita gebe, die als Simplicia nicht existiren (was sich allenfalls aus diesem und den folgenden Paragraphen herausfinden läſst), sondern daſs bei einer Menge von Compositis erst die Zusammensetzung die Bedeutung giebt, welche weder einzeln noch neben einander gestellt ihre Theile haben oder geben. Solcher Wörter giebt es nicht wenige z. B. πλεονέκτης Der Lehrer wird dann aufmerksam machen auf Zusammensetzungen in andern Sprachen, z. B. niederträchtig, wo die beiden Theile des Wortes weder einzeln noch nebeneinander gestellt die Bedeutung geben, die das Compositum hat. Sodann würden wir auch auf die Umkehrung der Composition in vielen Wörtern aufmerksam gemacht haben, z. B. in Δωρόθεος und Θεόδωρος, Λεωχάρης und Χαρίλεως, Δημόφιλος und Φιλόδημος, Δημοχάρης und Χαρίδημος; ferner in Wörtern wie φερέκαρπος und καρποφόρος, φερένικος und νικηφόρος, und daran die nöthigen Bemerkungen knüpfen. — In dem Paragraph über das Anakoluth §. 713. S. 401. 402. würden wir die Gedanken etwas anders gestellt haben. Der Vf. sagt, nachdem er eine Definition des Anakoluths gegeben: »Die Quelle, aus der das Anakoluth flieſst, ist die Lebhaftigkeit der Vorstellung, oder das

Digitized by Google

Streben, entweder die Deutlichkeit oder die Kürze, oder die Kraft oder die Konzinnität [wir haben schon bei der Recension der gröſsern Gramm bemerkt, daſs wir uns mit dieser entstellenden Orthographie nicht befreunden können] der Rede zu unterstützen. Die Anakoluthieen lassen sich in drei Arten theilen: a) in grammatische, b) in rhetorische, und c) in solche, die offenbar aus Nachlässigkeit und Unachtsamkeit entsprungen sind.« Weder die Erklärung, noch die Eintheilung erscheint uns klar und befriedigend. Wir denken so: Die erste Veranlassung der Anakoluthie ist das Vergessen des Anfangs der Construction, so daſs man in Gedanken nur noch die Sache, aber nicht die Form der Rede hat, die nach dem Anfange anders auszulaufen versprach. Die zweite ist absichtliche Vermeidung der Steifheit des Fortconstruirens in einem durch viele und lange Zwischenreden unterbrochenen Satze, welches ein lästiges Zurückkehren zum Anfange nöthig machen würde. Eine dritte, besonders häufige Veranlassung absichtlicher Anakoluthieen ist das Bestreben, die geschriebene Rede der Lebhaftigkeit der gesprochenen (in welcher Anakoluthieen der Natur der Sache nach häufiger sind) ähnlich zu machen. Dies ist bei den Alten um so mehr der Fall, als sie überhaupt ihre darstellenden Werke nicht mit dem Gedanken, daſs sie blos stumm gelesen werden, schrieben, sondern sich immer die viva vox des Sprechens oder Vorlesens hinzudachten, wodurch die Sorge für die Concinnität, den rhethorischen Numerus, den Wohlklang, die Entfernung alles Steifen, Unklaren und eines über den Athem der Menschenbrust hinausgehenden Ausspinnens der Perioden sich von selbst ergab.

Doch es ist Zeit diese gelegentlichen Bemerkungen abzubrechen, die ohnehin dem Werke nichts Wesentliches bieten, aber eben deswegen auch nicht die Absicht haben können, den Werth desselben irgend herabzusetzen. Freuen werden wir uns, wenn ein recht ausgebreiteter Gebrauch des Buches, so wie des gröſsern Werkes, es dem Verf. möglich machen wird, beide dem Ideale näher zu bringen, das ihm gewiſs lebhafter und höher gesteckt vorschwebt, als ihm ein lesender und urtheilender Recensent es vorhalten mag.

Ulm. *G. H. Moser.*

Die Redaction der Jahrbücher fügt noch die folgenden, ihr zu diesem Zweck zugegangenen Werke bei:

Lehrbuch der englischen Sprache nach Hamilton'schen Grundsätzen, von J. Chr. Döll, Lehrer am Groſsherzogl. Lyceum in Mannheim. Mit einer Sammlung von Musterstücken der englischen Literatur und einem dazu gehörigen Wörterbuche. Mannheim, Verlag von Heinrich Hoff. (Auch mit dem engl. Seitentitel: *Manual of the English Language and Literature. By J. Chr. Döll etc.*) — 1836. *XII u.* 442 *S. gr.* 8.

Diese Grammatik, von der die Gesetze des Instituts nur eine kurze Anzeige verstatten, ist zunächst bestimmt für die Schüler

der Anstalt, an welcher der Verf. wirkt, und zwar ebensowohl für das zartere Alter wie für das reifere, um den Schüler möglichst schnell in die Kenntniſs der englischen Sprache und in die Lectüre englischer Schriften (gewiſs der Hauptzweck des Erlernens dieser Sprache auf den Bildungsanstalten, die eine höhere wissenschaftliche Tendenz verfolgen) einzuführen, und überhaupt ihm mit geringem Kostenaufwand ein Buch in die Hände zu geben, welches ebensowohl die eigentliche Grammatik in möglichster Gedrängtheit und Bestimmtheit enthalte, als auch damit ein Lesebuch nebst dem dazu nothwendigen Wörterbuch vereinige. In diesem Sinne beginnt die Schrift mit der Auseinandersetzung der Grammatik (S. 1—17), dann folgt eine Grammatik in Beispielen (S. 17—75), und daran reiht sich eine Sammlung von Musterstücken der englischen Literatur (S. 75—372), welche den gröſsesten Theil des Buchs einnimmt und aus den classischen Werken der englischen Literatur eine zweckmäſsige, durch die Tendenz und den Plan des Buchs bestimmte Auswahl giebt und demnach Stücke aus der erzählenden und beschreibenden Rede, Briefe, Andres aus dem Lehrstyl und aus dem rednerischen Styl enthält; den ersten Stücken ist eine Collateralübersetzung beigefügt, die natürlich bei der gröſseren Mehrzahl der für die Geübteren bestimmten Stücke weggefallen ist. Ein Wörterbuch nebst einem Verzeichniſs der unregelmäſsigen Wörter bildet den Schluſs des Buchs, das, auch ohne in eine nähere Detailkritik einzugehen, die hier nicht möglich ist, der freundlichen Aufnahme aller Schulmänner empfohlen werden kann, indem der Verf. sein möglichstes gethan, um seinem Werke die Brauchbarkeit und Vollständigkeit zu geben, welche das Bedürfniſs des Unterrichts zu erheischen schien. — Druck und Papier sind sehr befriedigend ausgefallen.

Grammatik der spanischen Sprache zum Schul- und Privatgebrauche, von Prof. Fedor Possart. Preis 48 Kr. oder 12 Gr. Stuttgart, Druck und Verlag von Imle und Krauſs. 1836. *XXII u.* 113 *S. in gr.* 12.

In der gegenwärtigen Zeit, wo Aller Blicke sich Spanien zugewendet haben, wird eine spanische Grammatik nicht unwillkommen seyn, zumal wenn sie, wie die vorliegende, durch gedrängte Kürze, wobei doch nichts Wesentliches übergangen ist, sowie durch klare Auffassung und Darstellung sich empfiehlt. Wohl wäre dann auch zu wünschen, daſs das mit Anmerkungen und einem Wörterbuch versehene Lesebuch, dessen Erscheinen, nach dem, was am Schlusse der Vorrede bemerkt ist, von der günstigen Aufnahme dieser Grammatik abhängen soll, recht bald nachfolgen könnte, weil die Werke spanischer Literatur doch im Ganzen noch sehr wenig verbreitet sind und eine Auswahl der Art darum doppelt nothwendig ist. Obwohl das Ganze sehr correct gedruckt ist, so sind doch folgende der Redaction zu diesem Zweck der öffentlichen Bekanntmachung mitgetheilte Druckfehler, die sich eingeschlichen haben, zu berichtigen: S. 59 §. 164

Digitized by Google

soll es heiſsen relatives Pronomen statt anzeigendes; S. 55 Anmerk. Interjectionen statt Conjunctionen; S. 85 §. 276 gehören die dort angeführten Beispiele zu den Ausnahmen, sie finden sich in den leyes de las partidas Lib. I., das Beispiel, welches fehlt, ist: he comprado un libro.

BELLETRISTIK.

Zur Erklärung und Beurtheilung von Bürgers Lenore. Einladungsschrift zur Promotionsfeier des Pädagogiums und zur Eröffnung des Jahrescurses 1835, *von Wilhelm Wackernagel. Basel, bei A. Wieland, Universitätsbuchdrucker.* 4. 22 *S.*

Da diese gelehrte und mit feinem Takte für Volkspoesie gearbeitete Schrift wohl schwerlich auf dem Wege des Buchhandels verbreitet wird, so dürfte eine kurze, jedoch genaue Analyse des Inhalts den Lesern dieser Blätter willkommen seyn. Die Lenore ist von jeher unter Bürgers Balladen obenan gestellt worden. Bürger selbst nennt diese Romanze in einem vertraulichen Briefe an Boie eine »unsterbliche«; A. W. Schlegel that den gleichen Ausspruch (Char. u. Kr. II, 44). Der Vf. hält es daher für keine müſsige Aufgabe, zusammenzustellen, was die Poesie der Deutschen und anderer Völker Ähnliches aufzuweisen hat.

Zu allen Zeiten haben Sagen und Mährchen davon erzählt, wie übermäſsiger Schmerz der hinterlassenen Lieben die Todten in ihrer Ruhe störe; die Wehklage weckt sie auf, jede Thräne, die über ihrem Grabe vergossen wird, fällt ihnen schwer und klingend auf die kalte Brust, daſs sie aus dem Schlafe auffahren, und ihre Leichenhemden werden naſs vom vielen Weinen. Sie möchten gern das alte Leben verschlafen und vergessen; aber die Liebe mahnt sie wider ihren Willen. Vollständig ist dieser Gedanke in einem schönen deutschen Märchen (Kinder- u. Hausm. d. Br. Grimm II, 118. poet. von Chamisso, Ged. Ausz. II. S. 147—149) ausgedrückt, wo das Kind im thränennassen Todtenhemdchen vor das Bett der Mutter kommt. In einem Volksliede des Kuhländchens (Meinert I, 89. 90.) flüchtet ein von der Stiefmutter gepeinigtes Kind ins Grab der rechten Mutter, die es abmahnt. Die littauische Klageliederpoesie bietet (Rhesa, Litt. Volksl. S. 22—24. vergl. Chamisso S. 154. 155.) nur Eines dar, wo die Todte (eine Mutter) vom Weinen des zurückgebliebenen (Kindes) erwacht, und hier wird die Klage sogar durch tröstliche Verheiſsungen beschwichtigt. In einem serbischen Liede (Talvj, Volksl. d. Serben I. 67.) beunruhigt die Verzweiflung einer Jungfrau ihren gestorbenen Geliebten:

„Nicht die Erd' ists die mich drückt, o Mutter,
Nicht die Ahornbretter meiner Wohnung:
Was mich quält, der Schmerz ists der Geliebten.
Wenn sie seufzt, so bangt der Seel' im Himmel;
Aber wenn sie sich verschwört verzweifelnd,
Bebt die Erde und der Leib erzittert."

Digitized by Google

Ähnlich einer Sage bei Boccaccio (Decamerone, giorn. IV. nov. V.). Ein uraltes und groſsartiges Beispiel von gespenstischer Wiederbelebung des Gatten durch sein Weib gewährt die Edda im zweiten Liede von Helgi dem Hundingstödter (Lieder d. alten Edda d. d. Br. Grimm I, 114—119). Daneben stellt sich ein [sehr poetisches] deutsches Volkslied im Kuhländchen (Meinert, I, 13. 14.): das zurückgelassene Weib muſs hier die Unvorsichtigkeit ihrer Liebe und ihres Schmerzes mit dem Leben büſsen. Sie klopft am Grabe des Gatten an:

„Thu dich auf, und thu dich, Erdenkloſs,
Und laſs mich hinunter auf seinen Schoſs.“
„Was willst du denn da unten thun?
Da unten hast du ja keine Ruh.
Da unten darfst du nichts backen,
Da unten darfst du nicht waschen;
Da unten hörst du keinen Glockenklang,
Da unten hörst du keinen Vogelgesang;
Da unten hörst du keinen Wind nicht wehn,
Da unten siehst du keinen Regen nicht sprähn.“ (= tropfenweis fallen)
Da krähte die erste Himmelstaub;
Die Gräblein thaten sich alle auf:
Die Schöne stieg zu ihm hinunter.
Da krähte das andere Höllenhuhn;
Die Gräblein thaten sich alle zu;
Die Schöne muſst' unten verbleiben.

So kann selbst der Tod die Bande nicht lösen, die den Menschen an das Erdenleben knüpfen. Liebe und Schmerz zwingen ihn zum Aufleben. Aber auch das mitten im Streben oder Begehren unwillig abgerufene Leben reiſst die unheimliche Macht des unbefriedigten Verlangens zu kurzer, scheinbarer Fortsetzung herauf. In einem [ob ächten?] Soldatenliede des Wunderhorns (I, 73. 74.) trommelt ein todter Trommelschläger die Leichen seiner besiegten Kameraden zusammen und sie schlagen den Feind. In einem Klephtenliede (Fauriel I, 56.) bestellt ein sterbender Armatolenführer sich ein Fensterlein ins Grab. Todte sind nach einer deutschen Sage (Br. Grimm I, 424.) einmal aus den Gräber aufgestanden, um den Ihrigen gegen den Feind beizuspringen. [Hier, als Beitrag des Referenten, die Sage von den Rittern in der Gruft der Burg Bucheck im Kanton Solothurn, die er aber nur aus seiner schon 1829 gedichteten, ungedruckten Romanze anzugeben weiſs:

In Gewölben eng und schwarz
Liegen jetzt die Braven,
Können in dem dunkeln Haus
Ohne That nicht schlafen;

Lauschen in dem stillen Grab
In den schweren Waffen;
Wie es droben geh, das macht
Ihnen stets zu schaffen.

Und wenn's übel will ergehn,
Rührt sichs in dem Berge,
Leise tönen, lauter dann
Die metallnen Särge.

Wie wenn einer aus dem Bett
Springet, hallen Tritte,
Wie wenn wer in Waffen geht,
Schallen dumpfe Schritte.

Dann rathschlagt das Volk. Im Revolutionskriege sollen sie sich zum letztenmal haben hören lassen. Da tönte es wie ein unterirdisch Heer in den Grüften.

Und als Alles unterlag,
Als der Fremdling siegte;
Wie sich's drunten dumpfen Halls
In die Gräber schmiegte!

Wie man Waffen von sich legt,
Schweres Erz und Eisen,
Hört man unterbrochnen Klang,
Lauten Fall und leisen.

Droben im betrübten Land
Waltete der Kummer,
Drunten im verstummten Grab
Schlief aufs neu der Schlummer.]

Ebenso vermag auch ein auferlegtes und nicht befolgtes Gebot, ein gegebenes und nicht erfülltes Versprechen den Todten, damit sie Wort halten können, ein kurzes Scheinleben zu verleihen. Hier verweist Herr W. auf das deutsche Kindermährchen von den veruntreuten Hellern (Br. Grimm II, 277. 278.). Von einem Bruder, den die Trauer der Schwester, einem Sohne, den das verzweifelte Mahnen der Mutter nöthigt, schon gestorben, ein im Leben gethanes Gelübde zu erfüllen, erzählen zwei merkwürdig miteinander übereinstimmende, vollständig mitgetheilte und analysirte Lieder, ein serbisches (Talvj I, 160—164) und ein neugriechisches (Fauriel II, 406—408. W. Müller neugr. Volksl. II, 64—67.). Auch todte Mütter kommen zu ihren Waisen heim, liebkosen und säugen sie (Br. Grimm, Märchen I, 64. 76. III, 406. [hierzu füge das Volksbuch Melusine, in G. Schwabs Buch der schönsten Sagen u. Gesch. II, 378.]. Dann wird an eine magyarische Sage erinnert (Maylath, 10. 11.) und die altgriechische Sage von Protesilaus und Laodamia (Iliad. II, 701. 702. Hygin. Fab. CIII. Auson. Epitaph. her. XII. Edyll. VI, 35. 36. Ovid. Metam. XII, 67. Heroid. XIII, 51 sqq. Catull. 64, 2. Propert. I; 19, 7 ff. Stat. Silv. II; 7, 121. Lucian. Dial. Mort. XXIII. Minuc. Felix cap. XI. Dictys Cret. II, 11. Tzetz. Chiliad. II, 760. hist. LII.) genau beleuchtet. [Hätte die Alcestis-Fabel hier nicht auch eine Erwähnung verdient?]

Das dänische Lied von Aage und Else (Wilh. Grimm, altdän. Heldenl. S. 73. 74) enthält (nur lückenhaft) beides, die Un-

Digitized by Google

ruhe des Todten über den Schmerz der verlassenen Geliebten, und die Erfüllung des Wechselgelübdes. In der altschottischen Ballade (Percy, ed. Lond. a. Francf. 1791. p. 112—114, von Herder frei übers.) folgt Margaretha dem Geist ihres Wilhelm durch die Winternacht, bis er beim Hahnenschrei in Nebel schwindet und sie stirbt. Entsetzlicher gestaltet sichs, wenn der dem Andern unbewuſst Gestorbene vor ihm Leben lügt; einfach und einigermaſsen noch tröstlich in einem kuhländischen Liede (Meinert I, 3). Göthe's Braut von Korinth, deren Quelle ein fragmentarischer Brief in Phlegons von Tralles Buch von wunderbaren Dingen Cap. I. (Meurs. Opp. ed. Joh. Lamii vol. VII. col. 8—84.) ist, wo die Liebenden Machates und Philinnion heiſsen, gehört nur halb hierher, denn der Grund der Todtenerscheinung ist zugleich Vampyrismus.

Aber in gänzlichem Widerspruch mit allen bisher aufgeführten Dichtungen steht das deutsche Lied vom Reitersmann, der sein Grab in weiter Ferne verläſst, zur Geliebten reitet und sie heimführen will, — im Wunderhorn II, 19. 20. Das Lied ist aber der Unächtheit sehr verdächtig und kann daher nicht als Quelle von Bürgers Lenore angesehen werden.

Von dieser Quelle kennt man nur Fragmente. In einem niederländischen Blaubartsmärchen (Märchen der Br. Grimm III, 77) singt der Herr, der die Jungfrau nach seinem Schloſs, d. h. dem Tod entgegen führt:

„Der Mond scheint so hell,
Meine Pferde laufen so schnell:
  Süſs Lieb reut dichs auch nicht?

Hirzel (Lebensläufe, Ausg. v. 1828, 215) legt einem Bauermädchen aus einem »bekannten Volkslied« die Worte in den Mund:

„Der Mond scheint hell,
Der Tod [Todt'??] reist schnell:
  Fein's Liebchen, graut dir auch?"

Und in Dänemark und Norwegen wird gesungen (Gräters Idun. und Herm. 1812. S. 60):

„Der Mond scheint,
Der todte Mann greint:
  Wird dir nicht bange?"

Aus Bürgers Munde nun wird (Bürgers Leben von Althoff. Werke, Gött. 1829. V, 204) erzählt, daſs er im Sommer 1773 Abends bei Mondschein ein Bauermädchen singen hörte:

„Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
  Feins Liebchen, graut dir nicht?"

was bekanntlich in die Lenore fast wörtlich übergegangen ist. In zwei Briefen Bürgers an Boie (18. u. 20. Sept. 1773 wird noch

Digitized by Google

eine vereinzelte Stelle daraus angeführt: »Graut Liebchen?« »Nein: ich bin ja bei dir!« Nach dem Zeugnisse J. H. Voſs's (Mrgnbl. 1809. Nr. 241 u. 245) verdankte Bürger den Stoff seiner Dienstmagd, Christine, wonach Althoff's Erzählung zu modificiren ist; und nach A. W. Schlegel (Neuer deutscher Merkur 1797 S. 394) war ein [andres?] Volkslied, aus dem Bürger Winke erhielt, plattdeutsch. Eine Freundin habe ihm nach dunkeln Erinnerungen erzählt, namentlich die Zeilen angeführt: Wo lise, wo lose Rege hei den Ring! (wie leise, wie lose regte er den Ring), was Bürger in den Worten wiedergegeben hat:

„Und horch, und horch den Pfortenring
Ganz lose leise klinglingling!"

Diesen Zeugnissen gegenüber erscheint die Behauptung der Herausgeber des Wunderhorns, Bürger habe ihr obenerwähntes Lied bei Nacht aus einem Nebenzimmer gehört, doppelt verdächtig. Verglichen mit den bisher aufgeführten Sagen hat die Lenore einen durchaus andern, grausenhaftern und trostlosern Sinn; denn das Gespenst tritt als himmlischer Späher auf, um für Lenorens verzweifeltes Hadern mit Gott ihr junges Leben hinzuopfern. Daſs dasselbe zuletzt der Tod selbst ist, bezeichnet Herr Prof. Wackernagel mit Recht als eine geschmacklose Wendung, und macht schlieſslich auf Holtei's Versuch in seinem Singspiel aufmerksam, die Lenore zu einer volks- und sagenmäſsigeren Gestalt zurückzuführen.

Die Freuden des Gedächtnisses. Ein Gedicht von Samuel Rogers. Aus dem Englischen übersetzt von Anton Günther Bruschius, Doct. d Philosophie. Leipzig, in Commission bei C. F. Steinacker. 1836. 8. *VIII u.* 48 *S.*

Das Gedicht von Sam. Rogers »The Pleasures of Memory« schien dem Herrn Übersetzer zu verdienen, wohl eher als manches andere in unsere Literatur übertragen zu werden. Da nun bis jetzt seines Wissens keine Übersetzung davon erschienen, machte er sich an diese Arbeit, die er mit sehr bescheidenen Worten dem Publikum vorlegt. Das Vorwort des englischen Herausgebers lautet in Beziehung auf den Dichter sehr volltönend. Die »Freuden des Gedächtnisses« sind ihm ein bewundernswürdiges Gedicht, man mag nun den weiten Umfang des Plans betrachten, oder die Richtigkeit der Zeichnungen, oder die Geschicklichkeit der Ausführung. Nicht den geringsten Vortheil findet er vergessen, und ihm ist als ob der Dichter seinen Stoff aus dem Innersten des Herzens geschöpft hätte. (S. VI.)

An die kühnen Schöpfungen des jüngern englischen Genius gewöhnt, kann die jetzige Zeit nicht in dieses hohe Lob über-

Digitized by Google

einstimmen, ohne darum die gemüthliche Grundlage dieses Gedichts, oder den Fleiſs und die Regelgerechtigkeit der Ausführung zu verkennen. Auch wir finden es schön, daſs Rogers jene kleinen interessanten Punkte aufzufinden weiſs, die sich an das Gedächtniſs knüpfen, daſs er aus an sich unbedeutenden Dingen eine lange Gedankenreihe zu erwecken und eine Menge zärtlicher Erinnerungen in uns hervorzuzaubern weiſs; auch daſs seine Kunst der Wahrheit und Einfachheit keinen Eintrag thut, und der gute Geschmack des Dichters sich sowohl in der Wahl seines Stoffes als in der Behandlung offenbart. Nur können wir an jener steifen Einkleidung unmöglich Gefallen finden, die, statt uns mitten in ein Bild hineinzuführen, das uns die Kraft oder den Segen der Erinnerung veranschaulichte, mit dem gut gemeinten, aber gewiſs keinen dichterischen Inhalt offenbarenden Wunsch beginnt:

> **O, könnt' in diesen Blättern doch mein Geist**
> **Auf ganze Länder und Geschlechter wirken,**
> **Und überall des Denkens Früchte spenden,**
> **Gereift im Gluthstrahl edler Schwärmerei,**
> **Damit für Tugend warm die Herzen schlügen,**
> **Und Rührung drängte zur Nacheiferung u. s. w.**

Warum beginnt nicht das Gedicht ohne diese steife Einleitung sogleich mit seinem »ersten Theile«, mit der anmuthigen Schilderung des dörflichen Abends? Hier können wir allerdings dem Vf. nachempfinden, wenn er uns, ernst durch die Bäume blickend, den alten Bau zeigt, mit dessen hohlem Thurm die Winde kosen, und in dessen Ruinen alle seine Jugenderinnerungen wohnen. (S. 3. 7.) Aber die Nutzanwendung ist wieder von der trockensten Lehrpoesie. »Gedächtniſs unsre beste Himmelsfreundin!« u. s. w. Sie ist um so wirkungsloser als das Gedicht nicht unmittelbar darauf den Aufschwung zu neuen Gedanken nimmt, sondern S. 8—11 in lauter Jugenderinnerungen fortfährt, und die nicht eben neuen Scenen einer wahrsagenden Zigeunerin, eines durch edelmüthige Junkersfreigebigkeit beglückten alten Bettlers, eines didaktischen Todtengräbers u. s. w. in gewählten doch gewöhnlichen Ausdrücken unsrer Phantasie vorüberführt. Dann folgt wieder eine nüchterne Apostrophe an die Himmelsmacht des Gedächtnisses. Erst jetzt wird die Betrachtung poetischer:

> **In des Gehirns zahllosen Kammern schlafen,**
> **Geheimniſsvoll verkettet, die Gedanken.**
> **Weck' Einen auf, und tausende stehn auf!**
> **Wie Einer flieht, erscheint des andern Bild.**
> **Hell oder bleich wird jeder, wie die Sinne**
> **Freud' oder Kummer in die Seele flöſsen . . . .**
>
> **Ein jeder dringt bis an den Quell, von wo**
> **Die Nerven ihren wirren Lauf beginnen,**
> **Und durch den Leib mit unsichtbarem Spiel**
> **Die feinen, schnellen Schwingungen verbreiten.**

Digitized by Google

Bis hierher war von jener Kunst, welche z. B. in den Satiren und Episteln des Horaz die Verstandesanlage verbirgt, und wie in einem englischen Garten den Schein willkührlich hausender poetischer Naturkraft hervorbringt, nichts zu verspüren. Erst mit S. 12 verbirgt sich der Plan des Dichters dem Auge, und es erquickt ordentlich den Leser von den Worten an:

Blick' auf die Welt, durchforsche jedes Land!

den Gedankenzusammenhang ein wenig zu verlieren, und sich bei der Erwähnung des armen Knaben, der in die weite Welt geht, und Tuhia's, des Häuptlings von Otaheiti, der aus Freundschaft dem Capitän Cook auf seiner Rückreise nach England folgte aber unterwegs starb, auf die Erinnerung besinnen zu müssen. Maria Stuart, der Dogensohn Foscari, Petrarch und Laura, Virgil, Cicero, Archimedes, Plato, Pindar und ganz Rom treten nun bald als Zeugen für die Wonnen des Gedächtnisses, bald als Gedächtniſsmäler selbst auf. Dann folgen (S. 17 f.) die Erinnerungen des Liebenden, der Wittwe, des Greises, des Schweizers in der Fremde, der Krieger und Könige, am Ende auch die Erinnerungskraft eines treuen Hundes, einer Brieftaube. Die letztere veranlaſst die rührende Erwähnung des im J. 1573 hart belagerten Harlems, dem eine Taube die Nachricht nahen Entsatzes brachte. Selbst die Biene findet ihre Zelle wieder:

Wer giebt ihr jene stolze Zuversicht,
Daſs sie den wirren Faden aller Düfte,
Die sie im Flug entzückten, wiederfindet? —
Heil dir, Gedächtniſs, Heil! dein Walten schützt
Das kleinste Glied der hehren Wesenkette! (S. 23)

Der **zweite Theil** preist das Gedächtniſs, als Bewahrer der Wissenschaft und Kunst, als Göttin der Hoffnung und des Trostes, selbst in den trostlosen Mauern eines Nonnenklosters (S. 25), in den erstickenden Räumen eines Sklavenschiffes (S. 26 f.). Am wunderbarsten beherrscht es den Schlaf (S. 28), es versüſst die Reise (S. 29), es wohnt selbst in der Zelle des Wahnsinns,

Dort, wo das Gitter jedem Lichtstrahl wehrt,
Im Staube liegt, der einst ein Genius war! ...

Nur seine Kunst, wie schmeichelt sie ihm noch,
Welch' hehre Phantasieen selbst im Kerker!
Noch strebt er nach dem Amaranthenkranz
In glühenden, in lebensvollen Bildern! (S. 30.)

Durch das Gedächtniſs ergeht sich die Seele im unermeſslichen Felde der Ideen und feiert die Seele ihren Triumph. Sie schwelgt in alten Bildern der Lust, der Gefahr, selbst des Todes. Beispiele (S. 30—35)

Wie man des goth'schen Baues ernste Gröſse
Nicht so verehrt an seines Daseyns Morgen,
Als wenn sich Epheu schlingt um seine Trümmer,
Die heiter von der Zeit beschattet stehn:
So auch gewinnt ein zartes liebes Bild
Mit jedem Jahre neuen Reiz der Wehmuth.

Ein Beispiel dient hier als Episode (S. 36—45). Ja selbst jenseits, bei den reinen Bürgern einer edlern Welt, machen die Wonnen des Gedächtnisses einen Theil der Seligkeit aus (S. 45—47). Darum »Heil dir, Gedächtniſs u. s. w.« Schluſsapostrophe.

Unsre Leser kennen nun den Gang des Gedichtes und werden aus den ausgehobenen schwächeren und schöneren Stellen wohl ermessen können, was sie von dem Ganzen, dessen Übersetzung flieſsend und geschmackvoll ist, zu erwarten haben. Da der Herr Übersetzer nichts über die Lebensumstände seines Dichters hinzufügt, so stehe hier, aus bekannten Hülfsmitteln, was für Werthbestimmung des kleinen Lehrgedichtes nicht ganz ohne Interesse ist, daſs Samuel Rogers ein reicher Londner Banquier war, geb. um 1765, daſs er um 1787 als Dichter auftrat, daſs die gegenwärtige Dichtung 1792 erschien und seinen Ruf gründete. In spätern Zeiten soll er den Ton der neuern brittischen Muse, nicht mit Glück, angestimmt haben. Byron achtete ihn, und seine Stellung in der Welt erwarb ihm zahlreiche Verehrer. Rogers ist erst seit 1832 todt. Sein letztes Hauptgedicht, Italy, die Frucht einer italienischen Reise, erschien im J. 1822, und ward von ihm 1831 in einer Prachtausgabe wiederholt. In England selbst gilt er für den Goldsmith des neunzehnten Jahrhunderts.

G. Schwab.

Opere di Giacomo Leopardi. Vol. 1.

Canti di G. L. Edizione corretta, accresciuta, e sola approvata dall' Autore. Napoli, etc. 1835. 177 *S.* 8.

Des Grafen Leopardi Canti sind theilweise schon seit 1818 in Rom, Bologna, und am vollständigsten und elegantesten 1831 in Florenz erschienen, verschiedene Nachdrücke ungerechnet. Der edle Dichter, den leider in der Jugend das Unglück des Greises Milton traf, thut wohl, die Hervorbringungen seines schwermüthigen Feuergeistes zu sammeln, schätzbare Reflexe der Zeit, Erinnerungen, Klagen, Rückblicke in die Vorwelt. Wie rührend schlieſst folgende Stelle das, hier zuerst erscheinende, Gedicht Le Ricordanze, dessen Culminationspunkt die früh entrissene Geliebte ist, S. 106:

— Altro tempo. I giorni tuoi
Furo, mio dolce amor. Passasti. Ad altri

Digitized by Google

Il passar per la terra oggi è sortito,
E l'abitar questi odorati colli.
Ma rapida passasti; e come un sogno
Fu la tua vita. Ivi danzando in fronte
La gioia ti splendea, splendea negli occhi
Quel confidente immaginar, quel lume
Di gioventù, quando spegneali il fato,
E giacevi. Ahi Nerina, in cor mi regna
L'antico amor! Se a feste anco talvolta,
Se a radunanze io movo, infra me stesso
Dico: o Nerina, a radunanze, a feste
Tu non ti acconci più, tu più non movi.
Se torna maggio, e ramoscelli e suoni
Van gli amanti recando alle fanciulle,
Dico: Nerina mia, per te non torna
Primavera giammai, non torna amore.
Ogni, giorno sereno, ogni fiorita
Piaggia ch' io miro, ogni goder, ch'io sento,
Dico: Nerina or più non gode; i campi,
L'aria non mira. Ahi tu passasti, eterno
Sospiro mio: passasti: e fia compagna
D'ogni mio vago immaginar, di tutti
I mieri teneri sensi, i tristi e cari
Moti del cor, la rimembranza acerba.

Wir machen die Freunde Leopardi's und der bessern Dichter des heutigen Italiens aufmerksam auf diese schöne, correcte und wohlfeile Sammlung.

F. H. Bothe.

Digitized by Google

N°. 27. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

*Grundzüge zum Systeme der Philosophie von J. H. **Fichte**. Zweite Abtheilung. **Die Ontologie**. Heidelberg, im Verlag der akademischen Buchhandlung von J. C. B. Mohr.* 1836.

Die erste Abtheilung des gegenwärtigen Werks: »Das Erkennen als Selbsterkennen«, bildet die wissenschaftliche Ein- und Überleitung in den zweiten, ontologischen. Beiden Abtheilungen lieſs der Herr Verf. im Jahre 1832 den kritischen Theil eines Gesammtwerks vorangehen, dem er den Titel: »Über Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie« gab. Dieser kritische Theil aber schlieſst sich an seine »Charakteristik der neuern Philosophie« an, welche im Jahr 1829 erschien, und ist als Fortsetzung derselben zu betrachten. Die erste gröſsere Schrift, mit welcher der Herr Verf. als philosophischer Schriftsteller auftrat, sind die »Sätze zur Vorschule der speculativen Theologie« 1826, die zu einer Zeit erschienen, in welcher das Interesse für speculative Philosophie weniger lebhaft war, als etwa 10 Jahre früher oder später. Dennoch fand diese geist- und ideenreiche Schrift groſse Theilnahme bei dem philosophischen Publikum, und es wird beinahe kein Denker unter der jüngeren Generation seyn, der nicht wenigstens vielfach dadurch angeregt worden wäre. Hatte schon dieser erste Versuch einen glänzenden Beweis von Fichte's philosophischem Beruf und Talent gegeben, indem er darin die Grundzüge eines — was viel sagen will — objektiv oder, wie man gegenwärtig im Gegensatze zu einer sogenannten subjektiven oder negativen Dialektik sagt, positiv speculativen Systemes entwarf, so sind dagegen seine folgenden Schriften ganz geeignet, die Entwicklung dieses Systems kritisch und logisch vorzubereiten. Und in der That erfreut sich Fichte mit jeder seiner neuern Schriften einer tiefern und allgemeinern Wirkung auf das denkende Publicum, indem jeder nicht parteilich Befangene oder von der kleinlichsten Miſsgunst Verblendete hauptsächlich in seinen Schriften die Förderung und Weiterbildung des philosophischen Wissens erblickt, welche von nachsprechenden Schülern um so weniger zu erwarten ist, je selbstzufriedener sie auf die Imperfektibilität und die Infallibilität

Digitized by Google

der Philosophie ihres Meisters pochen *). Daſs aber Fichte den groſsen Reformator der Logik so hoch ehrt, wie ihn nur immer ein selbstdenkender Geist ehren kann, — und Geister können nur von Geistern geehrt werden, — davon giebt eine bestimmte Erklärung in seiner Vorrede Zeugniſs. Er erklärt sich daselbst S. VII gegen den möglichen Vorwurf: »»Der ganze Inhalt seiner Ontologie sey eben der innerste „Geist" des Hegelschen Systemes, es sey in seinem Principe schon enthalten und vollkommen gegenwärtig««: »worauf wir, ganz wie Hegel selbst in ähnlichem Falle, nur antworten könnten: nicht was darin liege, sey das Entscheidende, sondern was wirklich heraus sey, und was sie in diesem Falle, wenigstens mit wissenschaftlichem Rechte noch nicht herauszubringen vermochten, vielmehr nur persönlich, in Glauben und Gesinnung mit hinzugebracht haben.« Ref. ist wenigstens der Überzeugung, daſs die Partie der aus Hegels Schule hervorgegangenen Denker, an deren Spitze der verehrte Göschel steht, und deren wissenschaftliche Versuche die gröſste Achtung verdienen, dem Herrn Verf. näher steht, als den dürftigen Köpfen, welche selbst die von jenen mit Recht so genannten kahlen und monströsen Resultate der Hegelschen Philosophie, von denen sich alle tiefer Denkenden und Fühlenden mit Unwillen abwenden, mit groſser Zuversicht nachsprechen. Zu jenen selbständigen Forschern, die aus Hegels Schule hervorgegangen sind, dürfen wir wohl auch Braniſs und Weiſse rechnen, Denker, von denen der Letztere sich ausdrücklich in formeller Hin-

*) So gab z. B. dem Ref. ein Beurtheiler seiner Metaphysik (Schmid in Erfurt) den Rath, „durch Umgestaltung derjenigen Philosophie, in welcher die Elemente des philosophischen Wissens schon in innerem Zusammenhang und gegenseitiger Durchdringung vorhanden seyen, sich und Andern die Sphäre zu eröffnen, zu welcher die philosophische Forschung fortgehen solle." Er sieht mithin nicht ein, daſs er ebendamit das Unmögliche fordert, indem ein Fortschritt über das Hegelsche System nur in dem Falle möglich ist, wenn die Elemente des philosophischen Wissens in dem Hegelschen System nur unvollständig und in einem durch Inconsequenzen u. dgl. gestörten Zusammenhange vorhanden sind. Dagegen habe ich mich durch seine Recension überzeugt, daſs es auf seinem Standpunkte unmöglich ist, auch nur Hegeln selbst wissenschaftlich zu verstehen, indem er über das Princip und das Resultat der Hegelschen Philosophie so ins Blaue hinein raisonnirt, daſs er sich sogar so weit vergiſst, in einer Periode dasselbe „Ursubjekt", das er für das Princip meiner Metaphysik hält, für das Princip der Hegelschen Logik auszugeben.

Digitized by Google

sicht zu dieser Schule bekennt, der Erstere aber durch sein neuestes Werk den Beweis gegeben hat, daſs er sich so sehr wie irgend Jemand durch Hegels Dialektik gebildet hat. Es ist merkwürdig, daſs noch kein Schriftsteller von der negativen Partie der Hegelschen Schule den Versuch gemacht hat, Hegels objektive Logik in einer eigenen Bearbeitung zu erläutern oder wenigstens zu popularisiren und zu verflachen, da doch eben Hegels speculative Dialektik ausser der Phänomenologie in keinem seiner Werke einen gröſseren Triumph feiert als in seiner Logik. Wer ehrt am Ende den Meister mehr: diejenigen, welche alle seine Behauptungen aufs hartnäckigste glauben und nachsprechen, oder diejenigen, welche sich durch ihn zum Fortschreiten in der Wissenschaft bilden, und im Sinne seiner Methode selbständige philosophische Darstellungen versuchen?

Von den Bearbeitungen der objektiven Logik, welche von drei geachteten Repräsentanten der speculativen Richtung versucht worden sind, empfiehlt sich die von Braniſs, welche 1834 unter dem Titel »System der Metaphysik« erschien, durch Schärfe der Begriffsbestimmungen und Consequenz des Fortgangs, die von Weisse, welche zwei Jahre später unter dem Titel »Grundzüge der Metaphysik« herausgegeben wurde, zeichnet sich durch Gewandtheit und Gedankenreichthum aus, und die von Fichte, welche dieser Denker unter dem alten eingeführten Namen »Ontologie« in diesem Jahre erscheinen lieſs, trägt unverkennbar das Gepräge wissenschaftlicher Reife und Meisterschaft.

Dem Verf. ist die Ontologie »in ihrem ganzen Umfange die Wissenschaft von den Formen des Wirklichen, von demjenigen, welches, ohne an sich selbst zu seyn, dennoch in allem Seyenden das schlechthin Nothwendige und Gemeingültige ist; mithin von eben so negativem (ungegenständlichem?) wie durchaus gemeingültigem und strengnothwendigem Charakter, Werk und Durchführung des reinen Denkens, und bedarf so überhaupt der Ergänzung durch das realphilosophische Erkennen. Specieller theilt sich die Ontologie in die Betrachtung der abstrakten Wirklichkeitsmomente und der relativen Totalitäten des Wirklichen in Kategorien- und Ideenlehre, deren erstere nur (?) hier dargestellt worden sey. Aber auch die Kategorien bilden insofern ein geschlossenes System, als sie sich insgesammt in der Idee des Geistes als der absoluten oder allein widerspruchlosen Wirklichkeitsform durchdringen und zugleich einen Ruhepunkt und Abschluſs

Digitized by Google

für sich selbst, wie einen Übergang in die Ideenlehre dadurch findet.« So erklärt sich der Verf. S. IV der Vorrede; S. 26 der Einleitung erklärt er ausdrücklich die Ideenlehre als den dritten Theil der Ontologie. Der Verf. scheint nach der letztern Erklärung, obwohl er die Kategorien als formelle Begriffe von den Ideen als den wesentlichen Vernunftgegenständen, z. B. den Ideen des Lebens, der Freiheit, des Geistes, des Universums, der Gottheit unterscheidet, dennoch in der Hegelschen Manier, welche die Metaphysik auf die Logik reducirt, insofern befangen zu seyn, als er die Ideenlehre als letzten Theil der Kategorienlehre betrachtet.

Der Grund, warum der Verf. die Ontologie nicht, wie Hegel, im Sinne einer objektiven Logik als Voraussetzung der subjectiven Logik betrachtet, scheint uns darin zu liegen, weil er einsieht, daſs man, wenn man nach Hegel die Ontologie oder die objektive Logik als die Wissenschaft des absoluten Denkens, welches als solches »objektivirendes Thun« ist, definirt, ohne eine auffallende Inconsequenz nicht zur subjektiven Logik übergehen kann, welche so wenig die Fortsetzung jenes weltschaffenden »absoluten« Denkens und die »Selbstbsstimmung Gottes zum Seyn« darstellt, daſs sie vielmehr dieselben Urtheils- und Schluſsformen des subjektiven Denkens, wie die ältere Logik nur in lebendigerem Zusammenhange und Fortschritte entwickelt. Allein ist man einmal zu der Einsicht gelangt, daſs die subjektive Logik nicht den Fortschritt des »absoluten« Denkens darstellt, dann ist der Gedanke nicht mehr ferne, daſs ihre Voraussetzung die objektive Logik oder die Ontologie gleichfalls nicht, wie Fichte behauptet, die Selbstbestimmung des Absoluten durch die nothwendigen Formen seiner Entwicklung im objektiven Fortgange nach allen Momenten der Weltentwicklung darstelle. Das Absolute, welches der Vf. als wesentliches Princip der Dialektik seiner Ontologie voraussetzt, resultirt, wie er selbst gesteht, aus seiner Erkenntniſslehre nicht in der absoluten Wahrheit seiner Idee, wonach es als absoluter Geist gedacht wird, sondern in der Form, in welcher es in der Erkenntniſslehre gefaſst und der Ontologie vorausgesetzt wird, ist es nur heuristisches, nicht reales wahrhaftes Princip. Daher kann der Verf. S. 10 selbst nicht leugnen, »daſs in dieser Vorstellung eines nothwendig sich metamorphosirenden und in Gegensätze auswirkenden Absoluten noch eine wesentlich deterministische und pantheistische Auffas-

sung Gottes liegt.« *) Allein wenn es sich ergibt, daſs »jene Selbstverwirklichung (?) Gottes als Welt (?) eine schlechthin durch seine Persönlichkeit vermittelte, somit im höchsten Sinne freie, daſs sie aber Schöpfung und Selbstoffenbarung sey,« so ist sowohl die immanente Selbstverwirklichung Gottes, in welcher er sich ewig zum wollenden und wissenden Geiste bestimmt, wie sein transitives Thun, durch welches er die Welt successiv d. h. im Verlaufe der Zeit schafft, in der Wissenschaft zu entwickeln, welche der Exposition der absoluten Idee gewidmet ist, in der speculativen Theologie.

Halten wir aber den von dem Verf. selbst bestimmten Begriff der Ontologie als Lehre von den Kategorien fest, so ist nicht einzusehen, warum er die Entwicklung dieser abstrakten unvollständigen Formen des Wirklichen nicht bis zu der dialektischen Ableitung der Begriffs-, Urtheils- und Schluſsformen fortsetzt, in welchen sich jene alles Denken bedingenden ontologischen Kategorien zu »relativen Totalitäten« abschlieſsen, die zwar noch nicht Vernunftgegenstände oder Ideen, wohl aber die nicht mehr einseitigen, sondern in sich selbst vollendeten Formen alles vernünftigen Denkens und Seyns sind. Wenn aber der Vf. auf die Entwicklung der Kategorien unmittelbar die Lehre von den Ideen folgen läſst, so überschreitet er nicht nur ohne wissenschaftliche Berechtigung den abstrakt formellen oder, wie er sich ausdrückt, negativen Charakter der Ontologie, sondern er übersieht, daſs Hegel am Schlusse seiner subjektiven Logik die Ideen des Lebens u. s. w. im Übergange zur Objektivität als reale Vermittlungen, oder wenn man lieber will, als Beispiele von objektiven Schlüssen darstellt **), welche, um als solche erkannt zu werden,

*) Obwohl Ref. gleich in den ersten §§ seiner Metaphysik den Beweis gibt, daſs das absolute Princip der Welt als absolute Persönlichkeit zu denken ist, die nur successiv erkannt wird, nicht aber zeitlich, sondern ewig sich selbst zum wollenden und wissenden Geiste bestimmt, so hat dennoch auch seine Darstellung im ersten kosmologischen Theil den Schein des Pantheismus gegen sich, ein Schein, der aber im vierten theologischen Theil durch die Unterscheidung der freien zeitlichen Weltschöpfung Gottes von seinem ewigen d. h. wesentlichen Schaffen oder *Wollen* der Welt aufgehoben wird.

**) Hegel hat mit gewohntem Scharfsinne gezeigt, daſs der Schluſs nicht nur die Form des subjektiven Denkens, sondern die Form alles Vernünftigen ist, indem dem speculativ gedachten Begriffe und Schlusse die Einheit und die Vermittlung des Gegenstandes mit

Digitized by Google

die dialektische Betrachtung der reinen Schluſsformen voraussetzen. Dagegen handelt derselbe die Lehre vom Begriff, Urtheil und Schluſs nur in einem Abschnitte seiner propädeutischen Erkenntniſslehre ab, während vielmehr die Logik seit Aristoteles als die zwar selbst nach Hegels Geständnisse III. Bd. S. 24 formelle aber in sich geschloſsne selbstständige Grundwissenschaft einer besondern ausschlieſslichen Darstellung gewürdigt wurde.

Kants und Hegels Ansichten von der Bedeutung der Logik und der Metaphysik d. h. der formellen und materiellen oder gegenständlichen Vernunftwissenschaft sind Extreme, die sich zur wissenschaftlichen Erkenntniſs des Begriffs und des Umfangs dieser Wissenschaften vermitteln lassen.

Man ist allgemein einverstanden, daſs die Begriffs-, Urtheils- und Schluſsformen die allgemeinen und nothwendigen Formen alles Denkens sind. Da aber diese Formen des Systems des Denkens in ihrer bestimmten Entwicklung und Vermittlung nicht ohne die sie bestimmenden unmittelbaren oder einfachen Gesetze und Kategorien des formellen Denkens *) wissenschaftlich erkannt zu werden vermögen, so machte Kant mit Recht darauf aufmerksam, daſs die transcendentale d. h. speculative Logik zuerst die einfachen Gesetze und Kategorien a priori abzuleiten habe, bevor

---

sich selbst entspricht. „Alles“, sagt daher Hegel §. 181 der Encyklopädie, „ist Begriff, und sein Daseyn ist der Unterschied der Momente desselben, so daſs seine allgemeine Natur durch die Besonderheit sich Realität gibt und sich durch die Reflexion (Rückkehr) in sich zum Einzelnen macht.“

*) Jede Logik setzt die Bestimmung der Gesetze der Identität, des Gegensatzes oder Widerspruches u. s. w. der Lehre vom Begriffe, Urtheile und Schlusse voraus, indem sie den Begriffs- und Urtheilsbestimmungen zu Grunde liegen. Aber ebensosehr gesteht seit Kant jeder Logiker zu, daſs jeder Urtheilsform eine bestimmte Kategorie zu Grunde liegt, durch welche sie möglich gemacht wird, indem z. B. die Kategorie der Position und Negation das bejahende und verneinende, die Kategorie des Grundes und der Folge das hypothetische, und die Kategorie der Wechselwirkung das disjunktive Urtheil bedingt. Mit eben dem Rechte, oder vielmehr mit eben der wissenschaftlichen Nothwendigkeit, mit welcher die Logik die Denkgesetze im engeren Sinne a priori aus dem Begriffe des Denkens ableitet, hat sie mithin auch die allgemeinen und nothwendigen Kategorien zu bestimmen, ehe sie zu den durch sie bedingten Urtheilsformen übergeht, damit in organischer Entwicklung von den einfachen, unmittelbaren, zu den complicirten, vermittelten Formen des Denkens fortgeschritten werde.

Digitized by Google

sie die durch sie bedingten Begriffs-, Urtheils- und Schluſsformen entwickle. Kant irrte nur darin, daſs er die Kategorien nur empirisch aus den vorhandenen Arten der Urtheile abstrahirte, und daſs er sie nur als Formen des Denkens, nicht aber ebensosehr als Formen des Seyns betrachtete.

Hegel dagegen versuchte die Kategorien mit wissenschaftlicher Nothwendigkeit aus dem Begriffe des reinen Selbstbewuſstseyns oder des Denkens *) abzuleiten, und betrachtete die Kategorienlehre d. h. die objektive Logik als die nothwendige Voraussetzung der subjektiven Logik oder der Wissenschaft von dem Begriffe, dem Urtheile und Schlusse. Unerachtet der vielen Mängel der Ausführung ist seine Logik dennoch ein unvergleichliches Meisterwerk speculativer Dialektik. Aber sein Grundirrthum besteht darin, daſs er das zwar keineswegs unreale und nur subjektive aber nichtsdestoweniger wesentlich formelle logische Denken schon als solches für ein gegenständliches, weltschaffendes Erkennen, oder für ein objektivirendes Thun hält, und daher im ersten Bande seiner Logik oder in der Lehre vom Seyn eine Art von speculativer Physik gibt, die aber doch keine wahrhafte Physik ist, indem ihr Fortgang keineswegs ein durchaus objektiver ist, oder die Selbstbestimmung des Seyns (wenn das Seyn als letztes Abstraktum des subjektiven Denkens anders einer Selbstbestimmung fähig wäre) durch die allgemeinen Gesetze oder Formen der Weltentwicklung und Bildung darstellt. Der zweite Band aber oder die Lehre vom Wesen hat so wenig eine gegenständliche Bedeutung, daſs er vielmehr die Reflexionsbestimmungen des Denkens und mithin die Gesetze der Identität, des Widerspruchs, die Kategorien der Ursache, der Wechselwirkung u. s. w. abhandelt, ohne daſs durch die Entwicklung selbst mehr erwiesen würde, als höchstens die Übereinstimmung dieser Denkformen mit den Formen der Wirklichkeit. Mehr kann aber auch im Verlaufe der reinen Denkwissenschaft zufolge ihres Begriffs nicht erwiesen werden, und es sind weiter nichts als leere Versicherungen, wenn Hegel Bd. III. seiner Logik S. 23. 25, oder Encykl. §. 164 behauptet, »die Bestimmungen des Inhalts seyen

*) „Als Wissenschaft", sagt Hegel in der Einleitung zur Logik S. 41, „ist die Wahrheit, das reine sich entwickelnde Selbstbewuſstseyn." Der Anfang und die Ausführung der Hegelschen Logik gibt sich aber den Schein eines nicht nur formellen, sondern durchaus gegenständlichen Wissens.

Digitized by Google

überhaupt nichts anderes als Bestimmungen der absoluten d. h. der logischen Form, und der logische Begriff sey das schlechthin Concrete und als absolute Form alle Bestimmtheit, aber wie sie in ihrer Wahrheit ist.« *)

Ist man dagegen nicht in diesem logischen Idealismus oder Formalismus befangen, so wird man den Fortschritt nicht verkennen, der durch die wissenschaftliche Ableitung der allgemeinen und nothwendigen Kategorien des Denkens, und der durch sie bestimmten Begriffs-, Urtheils- und Schluſsformen entsteht, welche, obwohl Elemente des subjektiven Denkens, dennoch eine objektive Bedeutung haben, aber ebensosehr reale Bestimmungen und Vermittlungen sind.

Daſs aber die Formen des Denkens mit den Formen des Seyns übereinstimmen, oder daſs ihnen objektive Wahrheit zukomme, dies läſst sich aus der von Kant verkannten Identität des Seyns und Denkens im Selbstbewuſstseyn erweisen. Wird sich nemlich das philosophirende Subjekt bewuſst, daſs die Gesetze, nach welchen es sich selbst denkt, z. B. das Gesetz der Identität, des Unterschiedes, der Substanzialität und der Causalität u. s. w. nicht nur Bestimmungen seines Denkens, sondern, da es als denkendes und seyendes Wesen dasselbe ist **), ebensosehr seines Seyns sind, so wird es sich, sofern die geistige Welt die Totalität der denkenden Subjekte darstellt, in der Sphäre des ideellen Seyns von der Objectivität oder der Wahrheit der Denkformen wissenschaftlich überzeugen. Aber die reale Welt oder die Natur, was ist sie anders als die nach besondern Momenten und Stufen auseinandergesetzte Natur des Menschen, so daſs sie sich zu dieser nach einem Schleiermacherschen Ausdruck, wie sein äusserer Leib verhält? ***) — Da nun das denkende Subjekt seinen Leib als sein eignes Seyn, die äussere Natur aber als nothwendige Voraussetzung seiner eignen Natur betrachtet, so ist nichts seltsamer, als die Formen, in denen wir die Erscheinungen der Natur denkend begreifen, als Gesetze zu betrach-

*) Wenn Kant sich in dem Irrthum befand, den reinen formellen Denkbestimmungen keine Realität zuzugestehen, so reducirte dagegen Hegel alle wahre Realität auf dieselben!

**) Cogito ergo sum!

***) Den bestimmteren Beweis gibt die Metaphysik in dem kosmologischen Theile, der die allgemein wissenschaftliche Grundlage der Naturphilosophie enthält.

Digitized by Google

ten, von denen man nicht wissen könne, ob sie Gesetze der Natur selbst sind? Man wisse ja nicht, was die Natur ohne unser Erkennen an und für sich selbst sey? Als ob die Natur wahrhaft und nicht blos in der trennenden Abstraktion an und für sich existirte, da sie vielmehr in ihrer ganzen Organisation sich als die Objektivität des Geistes erweist, durch welchen und für welchen sie ist, was sie ist. Nur wenn sie als Schöpfung des absoluten und als Schauplatz des geschaffenen Geistes erkannt wird, wird sie mit begreifendem Verstande und nicht in trennender Abstraktion betrachtet. Was hieraus folgt, ist die Übereinstimmung nicht aber die Identität des Denkens mit dem objektiven Seyn *), welche, wie z. B. von Hegel nur vorausgesetzt, nicht aber erwiesen werden kann.

Führt man daher die Logik auf ihren wahren Begriff und Umfang zurück, wonach sie die Wissenschaft der nothwendigen Formen des ebensosehr mit der Wirklichkeit wie mit sich selbst übereinstimmenden Denkens ist, so wird die speculative Logik die dialektische Entwicklung derselben Denkbestimmungen seyn, die in der ältern Ontologie und Logik theils unvollständig, theils mehr nur empirisch abgehandelt worden sind. Die Metaphysik aber wird nach der zur Vermittlung der wissenschaftlichen Erkenntniſs gemachten Unterscheidung des formellen Denkens von dem materiellen als objektive Vernunftwissenschaft oder als Erkenntniſslehre im bestimmteren Sinne **), im Unterschied von

---

*) Aus der Identität des Denkens mit dem Seyn im *Selbstbewuſstseyn* folgt erwieſenermaſsen nur die Übereinstimmung, nicht aber die Identität des Denkens mit dem objektiven Seyn.

**) Wenn man freilich nach Hegel einerseits „die Gegenstände" der Vernunft für „immanente Momente des Denkens", andrerseits die *Denkformen* für den „wahrhaften *Inhalt* und *Gegenstand*" der Vernunft hält, so übersieht man nach dieser Confundirung von Inhalt und Form den Unterschied des formellen abstrakten *Denkens* und des materiellen, gegenständlichen *Erkennens*, statt ihn zu begreifen. Wenn man aber zum Zwecke einer nach beiden Seiten vermittelten Erkenntniſs der Wahrheit, die formelle von der materiellen Vernunftwissenschaft unterscheidet, so wird zwar um der wesentlichen Einheit (nicht Identität) von Form und Inhalt willen, die erstere Wissenschaft oder die Logik kein erkenntniſsloses Denken, und die letztere oder die Metaphysik kein unlogisches, formloses Erkennen darstellen, aber beide Wissenschaften werden sich dadurch unterscheiden, daſs in der erstern die *Form*, in der letztern der *Inhalt* die eigenthümliche oder wesentliche Bestimmtheit des Wissens ausmacht.

Digitized by Google

den Denkformen die Ideen oder die nothwendigen Gegenstände der Vernunft, welche, z. B. die Idee der Gottheit, der Welt, der Seele und des Geistes an sich selbst Totalitäten sind, in wesentlicher Allgemeinheit darstellen, und sich durch die Einheit und Wechselbestimmung der Ideen, und mithin durch ihren encyklopädischen Charakter als objektive Grundwissenschaft von den realen philosophischen Wissenschaften unterscheiden, von denen jede nur eine bestimmte Idee in ihrer besondern Systematisirung zu einer eigenthümlichen ausschlieſslichen Wissenschaft entwickelt. Die Ableitung der bestimmten Begriffe der Logik und Metaphysik aus dem allgemeinen Begriffe der Wissenschaft hat Ref. in der Einleitung zu seiner Metaphysik mit Rücksicht auf die Gliederung der gesammten philosophischen Wissenschaften versucht, und es hat ihn befremdet, daſs Keiner von allen, die sich über die Bedeutung seiner Metaphysik öffentlich ausgesprochen haben, seiner Deduction dieser Wissenschaft eine andere gegenübergestellt oder jene als mangelhaft nachzuweisen versucht hat, was doch der einzige Weg einer wissenschaftlichen Verständigung gewesen wäre. So sehr übrigens Ref. von der Nothwendigkeit einer systematischen Aufeinanderfolge der philosophischen Wissenschaften überzeugt ist, so wenig ist er in der Meinung befangen, als ob nicht verschiedene Versuche wissenschaftlicher Erkenntniſs möglich wären, von denen jeder seinen eigenthümlichen Werth haben kann, ohne die andern zu verdrängen. Nur die kurzsichtigste Befangenheit hält die Philosophie für absolute Wissenschaft, und das System, welches Anspruch auf absolute Wissenschaftlichkeit macht, für das einzig mögliche; sieht aber nicht ein, daſs sich z. B. dieses System selbst weiter nichts als die kleine Inconsequenz erlaubte, in seiner ersten Gestalt die Phänomenologie als nothwendige Voraussetzung der Logik, deren Princip dadurch erwiesen werden sollte, in der zweiten aber die Logik allen andern Wissenschaften vorauszusetzen.

Der Charakter der vorliegenden Ontologie ist insofern ein propädeutischer, als die Sphären derselben nicht sowohl integrirende Momente eines organischen Ganzen als vielmehr negative Übergänge oder Durchgangspunkte einer ihr wahres Princip erst suchenden Dialektik bilden. Wenn gleich dadurch der wissenschaftliche Werth des geistvollen Werks nicht vermindert wird, so entspricht es doch nicht vollkommen dem Begriffe der Ontologie. Denn hat diese die wesentlichen Formen der denkenden

Digitized by Google

Vernunft zu bestimmen, so wird, da das System des Denkens im Allgemeinen dasselbe ist, welches das System des Erkennens, jeder Kategorie der Logik eine bestimmte metaphysische oder realphilosophische Erkenntniſs entsprechen. Daher konnte Schelling die Gesetze des dynamischen Prozesses die »allgemeinen Kategorien der Physik» im 1. Bande seiner Zeitschrift für speculative Physik deduciren, worauf Hegel zum glänzenden Beweise von der Übereinstimmung der subjektiven oder selbstbewuſsten mit der objektiven oder seyenden Vernunft *) die Gesetze der »Identität«, der »Differenz« und der »Einheit der Identität und der Differenz« in seiner speculativen Logik durchaus im Einklang mit den Gesetzen der Polarität bestimmte, Gesetze, vor denen die einer mechanischen Betrachtungsweise entsprechende ältere Logik, wie Hegel selbst sagt, erschrecken könnte! Wie nun jede logische Kategorie im Allgemeinen ihre Realität in bestimmten Gebieten der Wirklichkeit oder Objektivität hat, so entsprechen den besondern Formen derselben Kategorie bestimmte reale Vorgänge oder Verhältnisse, daher es z. B. ein sehr unwissenschaftliches Verfahren ist, wenn Hegel mechanische, chemische, physiologische und geistige Causalitätsverhältnisse durch dieselbe teutologische Dialektik, wonach in der Ursache dasselbe was in der Wirkung, und in dieser dasselbe, was in jener enthalten seyn soll, bestimmte. Obwohl in Fichte's Ontologie, wie schon bemerkt, ein Fortschritt über Hegels objektive Logik nicht zu verkennen ist, so bleibt dennoch die Kritik, in welcher Ref. in der Einleitung zu seiner Metaphysik die Dialektik von Hegels objektiver Logik Schritt vor Schritt dialektisch prüfte, in gewisser Hinsicht auf des Vfs. Ontologie, aber freilich in noch ungleich höherem Grade und gröſserem Umfange auf Weisse's »Metaphysik« anwendbar.

Wollte Ref. dem Gedankengange des Vfs. in seinem ganzen Verlaufe folgen, so würde diese Arbeit zu einem Buche anwach-

*) So sagt z. B. Hegel in der Naturphilosophie (Encykl. §. 312): „Der Magnetismus ist eine der Bestimmungen, die sich vornämlich darbieten muſsten, als der Begriff die Idee einer Naturphilosophie faſste. (!) Denn der Magnet stellt auf einfache Weise die Natur des Begriffs und zwar in seiner entwickelten Form als Schluſs dar.“ §. 314: „Die Thätigkeit der Form ist keine andre als die des Begriffs überhaupt, das Identische different, und das Differente identisch zu setzen d. h. in der Sphäre des Magnetismus anzuziehen und abzustoſsen.

sen, und er kann sich daher aus Mangel an Raum nur auf das Wesentlichste beschränken. So interessant es ihm daher wäre, die einzelnen Sphären dieses geistvollen Werkes kritisch zu beleuchten, und zu zeigen, wie der Vf. bei allen durch die Schwierigkeit der Aufgabe fast unvermeidlichen Mängeln die meisten Kategorien mit ausgezeichnetem Tiefsinne durchdacht und ins Licht gesetzt hat, so zieht er es doch vor, das Princip und die Idee des ganzen Werkes und mithin das im bestimmtesten Sinne Charakteristische desselben näher zu betrachten. Ob er gleich, wie schon erinnert, die objektive Entwicklung der absoluten Idee für die Aufgabe des theologischen Theils der Ideologie oder der Metaphysik, nicht aber der Kategorienlehre oder der Ontologie hält, so muſs er dennoch gestehen, daſs der Verf. in diesem Werke den zwar nur formellen, aber nichtsdestoweniger unerläſslichen ontologischen Beweis von der individuellen Bestimmtheit der absoluten Idee gegeben hat. Wenn nämlich schon Cartesius aus der Bedingtheit des individuellen Ichs auf die unbedingte Causalität eines absoluten Urichs schloſs *), so hat die speculative Logik den von ihm aufgenommenen ontologischen Beweis durch eine Begriffsdialektik wissenschaftlich zu rechtfertigen, deren Resultat der Gedanke des in seiner Allgemeinheit in sich selbst bestimmtesten, allumfassenden Urindividuums ist **),

*) Wird dieses bestimmte Verhältniſs durch die unbestimmten Vorstellungen des Verhältnisses des Endlichen zum Unendlichen ausgedrückt, so ist um der Unbestimmtheit des Ausdrucks willen eine pantheistische Vorstellungsweise unvermeidlich. Vergl. des Refn. Metaphysik S. 455.

**) Wie alle Bestimmtheiten des logischen Denkens, um der Einheit d. h. Übereinstimmung des Denkens und Erkennens willen, sich als Formen von bestimmten Gegenständen erweisen lassen, so ist auch der höchste Gedanke der objektiven Logik oder der Ontologie nicht nur subjektiver Art, sondern er ist die gedachte Urform des absoluten Geistes. Die objektive Logik hat mithin in Beziehung auf die Dialektik der Kategorien des Allgemeinen, Besondern und Einzelnen zu erweisen, daſs der Begriff des ebensosehr in seiner innern Allgemeinheit bestimmtesten oder vollendetsten, wie in seinem transitiven Verhältnisse allumfassenden Urwesens der Idee entspricht, welche der unvollkommenen Vorstellung Gottes als Inbegriffs aller Realitäten oder Vollkommenheiten zu Grunde lag, während der jenem ontologischen Begriffe angemessene objektive Gedanke vielmehr der des „Ideals der Vernunft“ ist, sofern unter diesem Vernunftideal, wie schon Kant nach Leibnitz richtig bemerkte, die absolute Idee in individuo zu denken ist. Der Grund, warum Kant

Digitized by Google

ein Begriff, der im Gegensatze zu dem bloſsen Inbegriff aller Realitäten als das Ideal der Vernunft sich bestimmt und zu denken ist. Daſs nun derjenige Begriff, welcher sich als die Wahrheit aller besondern Begriffe erweist und, so zu sagen, die Urform der denkenden Vernunft bildet, ein nicht nur zufällig eingebildeter, sondern um seiner Nothwendigkeit und Wesentlichkeit willen ein realer oder wirklicher ist, dies folgt aus der Einheit der selbstbewuſsten und der erkennenden Vernunft, wornach das nothwendig und wahr Begriffene nicht anders denn als seyend gedacht werden kann. Daſs die gemeinste Empirie, in welcher allerdings aus der bloſsen Vorstellung eines Dings sein Daseyn nicht folgt, keine Instanz gegen jene Einheit der denkenden und erkennenden Vernunft seyn kann, hat Hegel mit gewohntem Scharfsinne erwiesen. Wie wenig aber der nur logische Begriff eines persönlichen Gottes der Aufgabe der speculativen Theologie genügt, dies erkennt der Verf. gewissermaſsen selbst an, indem er das Resultat der Ontologie oder die formell gedachte absolute Idee nur als das Princip der speculativen Theologie betrachtet, welche er der objektiven Exposition derselben zu widmen gesonnen ist. Hatte er sich selbst in seiner Schrift: »die Idee der Persönlichkeit« noch keineswegs über die Hegelsche Fassung der absoluten Idee erhoben, so hat er dagegen in dem vorliegenden Werke die wissenschaftliche Unzulänglichkeit der Hegelschen Denkweise in dieser Hinsicht mit siegreicher Klarheit widerlegt, und er ist am Schlusse des Werks zu der kühnen Consequenz fortgegangen: »das Absolute sey als höchste Persönlichkeit zu denken, welche zwar in sich, aber doch sich gegenüber andere kreatürlich begränzte Geister habe, (die darum nicht endliche werden, weil sie Person sind, sondern weil ihre Persönlichkeit aus verliehener, nicht aus göttlich selbsterwählter Individualität herauslebt.)« Der Verf. hebt nemlich S. 513 ebensosehr die Selbstunterscheidung Gottes von den kreatürlichen Persönlichkeiten wie das Gesetztseyn der letztern durch sein schö-

die Realität dieser individuell existirenden absoluten Idee für problematisch hielt, lag nur darin, weil er diese Idee an und für sich nicht sowohl qualitativ d. h. als wahrhaftes Ideal, als vielmehr quantitativ als bloſsen Inbegriff aller Realitäten dachte, und sich, sofern er für alles Reale die Bewährung der sinnlichen Anschauung forderte, von der Einheit des Denkens und Erkennens nicht überzeugen konnte, wonach das wahr Gedachte ebensosehr ein Erkanntes ist.

Digitized by Google

pferisches Wollen hervor, und erweist dadurch, was die Pantheisten consequenterweise niemals zugeben können *): die Überweltlichkeit Gottes.

So wenig Ref. dem Gedankengange, den der verehrte Verf. in seiner speculativen Theologie nehmen wird, vorgreifen will, so glaubt er doch im Einverständniſs mit demselben behaupten zu dürfen, daſs alles darauf ankommt, die Principien des Wesens, des Willens und des Geistes, durch deren Vermittlung die Gottheit persönlich existirt, in der Bestimmtheit der Eigenschaften zu erfassen, in denen Gott sich zu sich selbst, und zu der Welt als Vater, Sohn und Geist verhält. Denn nur durch eine speculative Dreieinigkeitslehre kann der Idee eines überweltlichen **), persönlichen Gottes, die wissenschaftliche Bedeutung und die praktische Wichtigkeit vindicirt werden, welche Untersuchungen solcher Art ein mehr als scholastisches Interesse verleihen. Die ethischen Eigenschaften ***) Gottes sind es, vor denen der Pantheismus zurückschreckt, und die er zu bestreiten sucht, wiewohl schon Leibnitz gezeigt hat, daſs sich die Idee der Ideen nur in dem Gedanken eines göttlichen Schöpfers, Erziehers, Richters, Erlösers und Vollenders der Welt abschlieſst, und nur im Lichte der individuell gedachten absoluten Idee das Bewuſstseyn der Welt systematisch sich gestaltet. Wie einförmig und mon-

---

*) Selbst der für die Vereinigung des Wissens mit dem Glauben so eifrig bemühte Göschel machte es dem Ref. zum Vorwurf, daſs er S. 27 seiner Metaphysik das freie Verhältniſs des Geschöpfes zum Schöpfer und mithin seine Willenseinheit mit Gott, nicht aber die „Identität des endlichen Geistes mit dem absoluten" als die Wahrheit des religiösen und speculativen Bewuſstseyns bestimmte.

**) überweltlichen, nicht aber ausserweltlichen.

***) Wenn z. B. der Pantheismus von der Gerechtigkeit Gottes spricht, so kann er dies nur im verkehrtesten Sinne, indem er wie z. B. der spinozistische das Recht nach der Macht schätzt; und Hegel dagegen gesteht am Schlusse seiner Philosophie des Rechts offen, „daſs sich der Weltgeist" d. h. im Sinne seiner Philosophie Gott „den Übergang zu höhern Entwicklungsstufen durch den Untergang der vorhergehenden erarbeite, und daſs gegen das Volk, das Träger der gegenwärtigen Entwicklungsstufe des Weltgeistes sey, die Geister der andern Völker rechtlos seyen", womit er eben das ausspricht, was Baader dem Pantheismus vorwirft, daſs er nur eine „machtlose Liebe" und eine „lieblose Macht" kennt. In seiner Geschichte der Philosophie verweist Hegel sogar ausdrücklich Malebranche's Untersuchungen über die Gerechtigkeit Gottes und die davon abhängige sittliche Weltordnung, — in die Kindertheologie.

Digitized by Google

strös erscheint jedes pantheistische System, das neueste wie das älteste — und mit welcher siegreichen Klarheit überwand ein Leibnitz den Spinozismus durch seine Monadenlehre, in welcher das Princip: die Urmonas (das Ursubjekt) an sich selbst Totalität ist, das System der Welt aber die freie Schöpfung oder Objektivirung der absoluten Idee nach ihren besonderen Momenten, Stufen und Einheiten darstellt. — Was der Pantheismus Groſses und Herrliches enthält, ist nur der entstellte Wiederschein jenes Ursystems, welches in den heiligen Urkunden des Christenthums geoffenbart, der Entwicklung der ganzen neuern Zeit zu Grunde lag, und ebensosehr die Epochen der Weltgeschichte wie die Bildung der Kunst und Wissenschaft bestimmte. Es kann durch die Entfremdung des Geistes von seiner innern Wahrheit unterdrückt und entstellt werden, aber die Nemesis der Idee wirkt im Leben und in der Wissenschaft mit so unüberwindlicher Macht, daſs sie aus allen Krisen nur desto sieg- und erfolgreicher hervorgeht. Obwohl die Philosophie keineswegs die groſse Bedeutung hat, die ihr einige Philosophen zuschreiben, so ist es doch unläugbar, daſs die wissenschaftliche d. h. philosophische Erkenntniſs nur Wahrheit oder auch die sophistische Entstellung derselben einen gröſseren Einfluſs auf das Leben ausübt, als man gewöhnlich glaubt. Und wenn unsre Zeit dem unwissenschaftlichen Glauben entwachsen ist, und nach der freien Erkenntniſs der Wahrheit strebt, oder wenigstens zu streben vorgibt, welche Wissenschaft hat eher die Bestimmung, durch Vollendung der vernünftigen Forschung die Einheit des wahren Wissens mit der göttlichen Offenbarung *) zu erweisen, als eben die Philosophie? Jenes objektive System, vor dessen Wahrheit alle subjektiven Systeme zurücktreten, nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft darzustellen, diese ist die Aufgabe jedes wahrhaft Philosophirenden, und die Einheit dieses Zweckes begründet einen Geisterbund, der früher oder später die durch die vielfachsten Richtungen vermittelte Wiederherstellung der ihrer Idee nach eben so tief begründeten wie ihrer Tendenz nach umfassenden Philosophie, deren Anfangspunkt wir in Leibnitz erblicken, zur Folge haben wird. Es lieſse sich bis ins Einzelne nachweisen, daſs die Leibnitzische Philosophie den Grundgehalt der groſsen

*) In dem Wahne, daſs man um so wissenschaftlicher denke, je irreligiöser man denkt, ist im Grunde nur der literarische Pöbel befangen.

Digitized by Google

Wissensbefriedigung eines halben Jahrhunderts ausmachte, und daſs namentlich Naturforscher, von seiner Ansicht erleuchtet, in der Natur ein im göttlichen Verstande entworfenes und verwirklichtes System bewunderten, und nicht nur mit empirischem Wissensinstinkt, sondern mit religiöser Begeisterung und wissenschaftlichem Sinne erforschten. Wenn wir dies erwägen, so können wir es nicht anders als eine erfreuliche Erscheinung betrachten, daſs ein Forscher, wie unser verehrter Verf., der vor allen andern den Beruf hatte, sich über Sinn und Zweck der Philosophie auszusprechen, mit Beziehung auf einen dem unsterblichen Leibnitz verwandten Geist, den er als »Reformator der neuern Zeit« bezeichnete, »der den Keim einer unendlichen Bildung in die Gegenwart gelegt, von welcher schon jetzt alle höhere Impulse der Wissenschaft ausgegangen sind«, den Zeitpunkt nahe erblickt, »welchen einst Schelling selbst in Jünglingsbegeisterung prophezeihte, wo die Geschiedenheit der philosophischen Sekten, wie nicht minder der Wissenschaft, immer mehr verschwindet: wo das Zeitalter philosophiren wird im gemeinsamen Lichte gotterleuchteter Wissenschaft, und die Eitelkeit und Eigenliebe eigener Gattung vor der Höhe der geistigen Interessen und dem Bedürfnisse gemeinsamen Wirkens vergessen wird.«

Um so freudiger begrüſsen wir die gegenwärtige Ontologie als einen wichtigen Beitrag zur Begründung einer objektiven Philosophie, und wenn wir den Gedankengang des Werkes nicht in seinem ganzen Zusammenhange und Fortschritte verfolgen könnten, ohne eine wenigstens ebensoviele Bogen einnehmende Kritik zu geben, wie von Hegels objektiver Logik, so blieb uns doch Raum, um uns mit Rücksicht auf des Vfs. Denkweise über die allgemeine Bedeutung der Philosophie und ihren absoluten Zweck auf eine für das gröſsere Publikum faſsliche Weise auszusprechen. Auf was wir aber noch besonders aufmerksam machen müssen, ist die ganz ungemeine Verständlichkeit und die groſse Fülle von Gedankenbestimmungen, welche dieses Werk auszeichnet, und es nicht nur für reifere Denker oder Freunde der Philosophie, sondern selbst für studirende Jünglinge zu einer höchst interessanten, empfehlenswerthen Lektüre macht.

***Fischer** in Tübingen.*

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

GRIECHISCHE ALTERTHUMSKUNDE.

***Geschichte des Trojanischen Krieges. Mit Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's. Ein historischer Versuch von Johann Uschold, Professor am königl. bair. Gymnasium zu Straubing. Stuttgart und Augsburg. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.* 1836. *XXX und* 352 *S. in gr.* 8.**

Der Gegenstand, den die vorliegende Schrift behandelt, schlägt so vielfach in die verwandten Gebiete der griechischen Mythologie und Symbolik, sowie insbesondere in die Geschichte der älteren griechischen Poesie ein, daſs die Behandlung desselben allerdings eben so umfassende Kenntnisse als richtige Auffassung des hellenischen Lebens erfordert, um ein Unternehmen zu wagen, das zu den schwierigsten Aufgaben der gesammten Alterthumswissenschaft gehört. Schon diese Rücksicht, verbunden mit dem reichen Inhalt der Schrift, mag die gröſsere Ausführlichkeit entschuldigen, zu der wir uns hier bei einer Schrift veranlaſst finden, die nicht blos den auf dem Titel bezeichneten Hauptgegenstand behandelt, sondern in den Beilagen, welche die gröſsere Hälfte des Buchs füllen, eine Reihe von wichtigen, mit dem Hauptgegenstande allerdings in näherer oder entfernterer Berührung stehenden, groſsentheils mythologischen Erörterungen liefert, deren Hauptinhalt und Tendenz wir wenigstens andeuten möchten. Eine überall bemerkbare Gründlichkeit der Forschung, eine genaue Kenntniſs der Quellen, eine ausgebreitete Belesenheit, der nicht leicht Etwas entgangen seyn dürfte, endlich eine klare Darstellung, die zu bestimmten, wenn auch manchmal höchst auffallenden und überraschenden Resultaten gelangend, weder in dem Dunkel einer abstrusen Mystik sich verliert, noch in hohlklingenden, philosophischen aber nichtssagenden Phrasen sich verflüchtigt, alle diese Eigenschaften, welche diese Schrift vor so vielen ähnlichen Produkten unserer Tage auszeichnen, werden derselben auch allgemeine Beachtung und gerechte Anerkennung zuwenden, auch wenn man, wie dies namentlich bei dem Ref. der Fall ist, keineswegs die vom Verf. aufgestellten Ansichten unbedingt billigen oder die Resultate, zu denen seine Forschung gelangt, als wahr und gültig annehmen kann. Dies soll ihn aber

Digitized by Google

nicht hindern, die gebührende Anerkennung dem redlichen Streben des Verfs. und seiner gediegenen Forschung zu versagen, zumal da er sich gerade in den Punkten, wo wir seiner Ansicht nicht beitreten zu können glauben, des Beifalls von anderer Seite versichert halten kann.

Ein solcher Fall z. B. tritt gleich bei der ausführlicheren Vorrede ein, in welcher der Verf. offen und klar seine Ansichten über die älteste Bevölkerung und Cultur Griechenlands, im Zusammenhang und in Verbindung mit den in der Schrift selbst entwickelten Ansichten, ausspricht. Hiernach sollen, um wenigstens die Hauptpunkte dieses Systems (wenn man es anders mit diesem Namen benennen will) hier niederzulegen, Thraker, als deren Zweige auch die Phrygier, Mysier, Lydier, Karer, Leleger, also die Bewohner des gröſseren Theils der vorder- und kleinasiatischen Halbinsel erscheinen, mit Karern und Lelegern vermischt als die Ureinwohner von Hellas betrachtet werden; diese Völker semitischen Stammes haben, der Ansicht des Vfs. zufolge, den Hellenen in der Cultur bedeutend vorgearbeitet, und ohne ägyptische oder phönicische Colonisten zu seyn, auf die Gestaltung der bürgerlichen Verhältnisse einen ebenso mächtigen Einfluſs ausgeübt, als in religiöser Hinsicht, da sie die Weihen von Samothrace u. A. gegründet. Thracien, dies Land und Volk, das Herodot das gröſseste nach den Indern nennt, wäre also der Ort, wo wir einen Kadmos, einen Cecrops, Danaos und andere ähnliche Namen der griechischen Vorzeit, welche die Tradition aus dem Orient, aus Phönicien oder Ägypten oder Lybien kommen läſst, zu suchen haben; in den bemerkten Namen eines Kadmos, Dardanos u. A. vermag aber der Vf. nur Beinamen, Prädicate des Hermes, des höchsten Gottes der Thracier nach Herodots Zeugniſs, zu erkennen, indem der Cultus dieses Gottes von hier aus zu den Hellenen gekommen.

Diese Ansichten über die frühere Cultur Thraciens, als des Mutterlandes hellenischer Cultur, unbedingt zu verwerfen, möchte, zumal wenn man an die Sagen vom Orpheus u. A. denkt, gewagt erscheinen, aber andererseits muſs es Ref. bedauern, daſs wir über diese angeblich hohe Bedeutung des thracischen Landes, das auf diese Weise zum Stammland des hellenischen und zum Mutterlande hellenischer Cultur erhoben wird, in früher Urzeit durchaus nichts Näheres wissen, worauf wir bestimmte Folgerungen von solcher Wichtigkeit und von solchem Umfange bauen dürften, zumal da Herodots allgemeine und unbestimmte

Digitized by Google

Nachrichten im Anfange des fünften Buchs uns dazu schwerlich berechtigen, indem dieser Forscher wohl die zu seiner Zeit mit griechischen Colonien bedeckten Küstenstriche kannte, keineswegs aber in das Innere des Landes eindrang, das von rohen, barbarischen Völkerschaften bewohnt, selbst in spätern Zeiten noch ganz unbekannt geblieben war. Würde Herodotus, der in so unbestimmten und allgemeinen Ausdrücken von Thracien spricht, es unterlassen haben, nähere Kunde über dieses Land einzuziehen, wenn ihm die historische oder mythische Tradition seiner Zeit dieses Land als ein so wichtiges, als das Stamm- und Mutterland des von ihm verherrlichten Hellas bezeichnet oder auch nur dunkel angedeutet hätte? Ich zweifle kaum daran. Sein Schweigen, in Verbindung mit dem Schweigen der andern Autoren und dem Mangel aller näheren Nachrichten über die frühere Wichtigkeit und hohe Bedeutung Thraciens in der Geschichte hellenischer Cultur, erscheint daher um so wichtiger und muſs uns um so bedenklicher machen, diesem Lande eine so groſse Bedeutung in der Urzeit Griechenlands beizulegen und von ihm Bevölkerung und Cultur Griechenlands abzuleiten. Dagegen wird man keinen entscheidenden Grund haben, die bestimmten Nachrichten von phönicischen Niederlassungen an der thracischen Küste oder auf den nahen und ferneren Inseln des ägeischen Meeres in Zweifel zu ziehen oder gar ihnen alle Geltung und allen Werth abzusprechen, da diese doch in der Natur der Sache weit eher begründet sind und Niemand die frühen Fahrten und den Handelsverkehr dieser weitschiffenden Nation mit den griechischen und thracischen Küsten oder mit dem Archipelagus in Zweifel ziehen kann; damit doch aber auch wohl zugegeben werden kann, daſs sie durch die von ihnen in diesen Gegenden gestifteten Niederlassungen, und bei dem Handelsverkehr, den sie dort trieb, auch auf die Cultur des Landes einen Einfluſs ausgeübt, und insbesondere ihre religiösen Vorstellungen, ihren Götterdienst auch in diese Gegenden eingeführt, deren rohe und wilde Bevölkerung sich an sie anschloſs. Ist nicht die griechische Schrift phönicisch? Weisen uns nicht die ersten Kuntbestrebungen, die wir in Griechenland erblicken, sowie die religiösen Vorstellungen, die uns darin entgegentreten, auf Phönicien oder wenn man will, auch auf Ägypten hin? wollen wir in Bezug auf beide Länder die diese Behauptung bestätigenden Zeugnisse und Angaben Herodots verwerfen und in den Mythen und Symbolen Griechenlands alle Beziehungen auf die genannten Länder verkennen oder durch

sophistische Widerlegung abweisen, wollen wir durchaus jede Verbindung des Oients mit Griechenland in frühester Zeit verwerfen und das als unstatthaft darstellen, was doch in der Natur der Sache liegt und durch die ältesten Zeugen bestätigt wird: daſs der früher cultivirte und civilisirte Orient sein Licht weiter auf Europa habe zurückstrahlen lassen? Wir wollen in diesen Gegenstand, der hier am wenigsten erschöpft werden kann, nicht weiter eingehen, nur im Bezug auf Ägypten und die von dort aus nach Griechenland, der historischen Tradition gemäſs, entsendeten Colonien, die der Verf. seinem System gemäſs natürlich verwirft, da schon die Abneigung und der Haſs der Ägypter gegen das von ihnen darum auch nicht beschiffte Meer so etwas undenkbar mache, die Bemerkung beifügen, daſs jene Ägypter freilich auf ägyptischen Schiffen schwerlich eine Fahrt unternahmen, die sie viel leichter auf den an ihrer Küste geankerten, das ganze Mittelmeer befahrenden, phönicischen Handelsschiffen machen konnten, zumal wenn wir bedenken, daſs der Grund, der die Ägypter nöthigte, das Meer und die weite Ferne zu suchen, gewiſs kein friedlicher war, daſs vielmehr innerer Zwist und Kampf sie zu einer Flucht auf phönicische Schiffe genöthigt, durch die sie allein ihr Leben zu retten vermocht.

Die Schrift selbst, zu der wir uns nun wenden, zerfällt in zwei Theile, von denen der erste, kürzere, die Geschichte des trojanischen Kriegs behandelt; den anderen gröſseren Theil füllen die meist mythologischen Beilagen. Das erste Capitel oder die Einleitung: »Prüfung der bisherigen Annahmen über die Entstehung und Zeit dieses Kriegs« beginnt mit der gewiſs wahren Bemerkung, daſs kaum über irgend einen Theil der alten Geschichte so viele und so verschiedene Ansichten aufgestellt worden, wie über den trojanischen Krieg. Stoſsen wir doch schon im Alterthum auf ähnliche Verschiedenheit der Ansichten, wie sie in neuerer Zeit wiedergekehrt ist, wo wir bald die rein historische, bald die rein allegorische Auffassung der Erzählungen vom trojanischen Kriege oder vielmehr der darauf sich beziehenden Homerischen und anderen Gedichte finden. So hat es denn auch in neuerer Zeit nicht an solchen gefehlt, die entweder Alles, was über diesen Krieg in den Homerischen Dichtungen vorkommt, für buchstäblich wahr ansahen und so freilich zu Folgerungen geführt wurden, die ihren Mangel alles poetischen Gefühls und Taktes nur zu sehr beurkundeten, oder die in dem Ganzen nur ein loses Spiel der Phantasie ohne weitere

Digitized by Google

Bedeutung erkannten, während Andere nichts als tiefsinnige Allegorie überall finden wollten, ohne zu bedenken, daſs der Charakter des Dichters, der in allen Schilderungen eine so groſse Wahrheit, in allen seinen Beschreibungen, wenn sie auch mit allem Reiz der Poesie und einer wahrhaft dichterischen, freien Begeisterung ausgestattet sind, eine so bewundernswürdige, fast historische Treue zeigt, und der eben mit durch diese Eigenschaften hauptsächlich zu so groſsem Ansehen bei dem hellenischen Volke, als der treueste Spiegel vergangener Zustände und einer verflossenen Heldenzeit, noch bis in die spätesten Zeiten herab gelangt ist, das Eine so wenig wie das Andere zuläſst. Daſs die Homerischen Gedichte einen gewissen historischen Charakter besitzen, dem sie ihr groſses, Jahrhunderte lang fortdauerndes Ansehen verdanken, wird man eben so wenig leugnen können, als die freie, dichterische Behandlung eines historischen Stoffs, die es uns nicht erlaubt, alles Einzelste für buchstäblich wahr zu halten und mit ängstlich historischer Treue zu bemessen. Es bleibt demnach nur der eine Mittelweg übrig, das auszumitteln, was in der Homerischen Dichtung als historische Grundlage, in der poetischen Darstellung weiter ausgeführt und umkleidet, erscheint; obgleich auch hier wieder die groſse Schwierigkeit eintritt, nach welchen festen und sicheren Principien diese Ausscheidung des historischen Elements und der historischen Grundlage von dem poetischen Stoff vorzunehmen ist. Auch unser Verf. entscheidet sich für einen solchen Mittelweg, und indem er die Prüfung der hauptsächlichsten in neuerer Zeit über diesen Gegenstand aufgestellten Ansichten vorausschickt, knüpft er daran die Begründung der eigenen, die er als das Resultat seiner Studien hinstellt. Entschieden weist er die gewöhnliche Meinung ab, welche in der Entführung der Helena die nächste Veranlassung des Krieges findet und, nach dem Wortlaut der Homerischen Gedichte, auf die hohe Stellung des Agamemnon ein Gewicht legt, das der Verf. freilich nicht anerkennt, da er in Agamemnon keineswegs den Fürsten erkennen will, der als Oberhaupt, durch seine Stellung und durch seine Verbindung sowie durch seinen mächtigen Einfluſs, die verschiedenen getrennten Stämme, welche zu jener Zeit die verschiedenen Landstriche des nachherigen Hellas inne hatten, zu diesem Kriegszuge zusammengebracht und vereint, und dann dieselben auch so gut als möglich, bei den lockeren Banden, welche die so verschiedenen zahlreichen Stämme miteinander und mit dem Oberhaupt ver-

Digitized by Google

einigt, auf längere Dauer zusammengehalten. Der Verf. erhebt hier manche Bedenklichkeiten, die theils localer Art sind, wie z. B. die geringe Ausdehnung des Hafens von Aulis, der kaum fünfzig Schiffe zu fassen vermöge, statt der tausenden, die nach der dichterischen Sage doch nöthig waren, ein solches Heer überzusetzen; theils auch in der angeblichen zehnjährigen Dauer des Kriegs liegen, worin der Verf. einen innern, noch ungleich stärkeren Widerspruch zu erkennen glaubt, den Ref. wenigstens darin nicht findet, wenn er an die ganze Art und Weise, wie der Kriegszug unternommen, an die schwache Leitung der groſsentheils fast ganz unabhängigen Völker durch ein gemeinsames Oberhaupt, an die geringe Ordnung in dem Ganzen des Zugs, kurz an dem gänzlichen Mangel dessen, was wir militärische Ordnung und Disciplin nennen, denkt, zumal in einer Zeit, wo alle Kriegszüge mehr oder minder Raub- oder Rachezüge waren und in der Art und Weise, wie sie geführt wurden, dies auch deutlich zeigten; wo bei gröſseren Unternehmungen verschiedener dazu vereinten Stämme leicht ein und der andere Theil sich losreiſsen und auf eigene Rechnung Züge unternehmen mochte, ebensowohl um Leute zu gewinnen, als um für die eigene Existenz und Subsistenz zu sorgen: ein Fall, der bei dem trojanischen Kriegszuge so gut wie bei andern ähnlichen, ja noch weit eher eintrat, je zahlreicher und verschiedener die zu diesem Zuge, theilweise selbst gegen ihren Willen, zusammengebrachten Schaaren waren, die bei dem Mangel an hinreichendem Lebensunterhalt zu weiteren Zügen genöthigt waren, die freilich die Erreichung des Hauptziels hindern und die Eroberung Troja's verzögern muſsten. Mögen es auch nicht gerade zehn Jahre gewesen seyn: eine längere Dauer der Belagerung ist uns nicht unwahrscheinlich, zumal wenn wir, den Verhältnissen der Griechen gegenüber, von denen ein groſser Theil während der Belagerung sich zerstreute, die Lage der Trojaner, ihre Hülfsquellen und Verbindungen in Betracht ziehen. Wir finden daher so wenig an den zehn Jahren Anstoſs als an den neunundzwanzig Jahren, während welcher Psammetich die syrische Stadt Azotus belagerte (Herod. II, 157 und daselbst meine Note S. 847), und vielleicht mit mehr Ordnung, als Agamemnon mit seinen zusammengerafften Schaaren die Stadt Troja. Denn Herodots eigene Worte: Ἄζωτον — προσκατήμενος ἐπολιόρκεε, ἐς ὃ ἐξεῖλε etc. lassen uns doch kaum einen Zweifel, hier an eine Belagerung zu denken, die wenigstens periodisch einen bestimmten

Digitized by Google

und regelmäſsigen Charakter hatte. Vergl. auch Hengstenberg De rebb. Tyriorr. pag. 79.

Endlich ist auch der Verf. der Ansicht, daſs der Zug selbst und die ganze Unternehmung gegen Troja bei weitem nicht so bedeutend und so groſs gewesen, als sie in den Homerischen Gedichten erscheine. Und doch nöthigen uns die bestimmten Angaben des Thucydides, an den Ref. sich hält, an eine für die damaligen Zeiten umfassende, allgemeine, alle früheren ähnlichen Züge überbietende Unternehmung zu denken, und die Stellung des Agamemnon als eine höhere zu betrachten. Referent bricht diese Betrachtungen, die doch hier nicht weiter ausgeführt werden können und nur als bloſse Andeutungen gelten sollen, ab, um noch Einiges über die Verhältnisse der Troer, die der Verf. gleichfalls für Zweige jenes groſsen thracischen Stammes hält, beizufügen. Hier folgt Ref. einer Vermuthung, die er bei dem Mangel bestimmter Nachrichten bei den Alten, darum auch für Nichts mehr als für eine Vermuthung auszugeben wagt und der weiteren Prüfung des Vfs. vorliegender Schrift anheimstellt.

Der troische Krieg fällt, wie der Vf. mit ziemlicher Evidenz wie wir glauben, S. 18—41 nachgewiesen, nicht auf das Jahr 1194; nach seiner Berechnung wäre vielmehr zwischen 1124 und 1104 vor Christo Troja erobert worden, also am Anfange des zwölften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung. So wenig wir auch im Ganzen von dem Zustande Asiens um diese Zeit wissen, so scheint doch damals ein groſses Reich, das in den Ebenen Mesopotamiens seinen Sitz hatte, die verschiedenen Landstriche Mittel- und Vorderasiens zum groſsen Theil umfaſst, und seine, wenn auch sehr lockere Herrschaft bis zu den äussersten Theilen der vorderasiatischen Halbinsel erstreckt zu haben, in der Weise freilich, wie dies bei solchen Reichen des Orients immerhin der Fall war, wo die einzelnen Provinzen und Landestheile unter eigenen Landesfürsten einer oft fast ganz unabhängigen Existenz sich erfreuten und durch ein oft sehr laxes Band an jene Oberherrschaft, die das Ganze zusammenhielt, geknüpft sind. Sollte nicht auch das troische Fürstenthum diesem Reiche angehört haben und eben aus der Verbindung mit diesem der Beistand, der den Trojanern zu Theil wurde, und damit der längere Widerstand, den sie der vereinten Macht der Griechen entgegensetzten, zu erklären seyn? Sollte nicht selbst in dem Memnon, dem Sohn der Morgenröthe, der in der Reihe der Trojaner ficht, eine solche historische Andeutung liegen oder zu suchen seyn? Stellen,

wie Plat. De Legg. III. p. 685 C. oder wie Diodor. II. init., wo unter den Provinzen, die zu des Ninus Reich gehörten, auch Troas und die Nachbarländer genannt werden, möchten in diesem Fall eine gröſsere Beachtung verdienen; vgl. des Ref. Note zu Herodot I, 4. pag. 14.

Ref. möchte es kaum bezweifeln, daſs dem eigentlichen Zuge, der mit der Zerstörung Troja's endigte und uns aus den Homerischen Dichtungen bekannt ist, schon seit längerer Zeit Feindseligkeiten vorausgegangen waren, welche eine allgemeine Aufregung unter den Bewohnern der verschiedenen Gauen von Griechenland, insbesondere der Küstenstriche hervorgebracht und dadurch dem mächtigen Agamemnon es möglich gemacht hatten, so viele einzelne Stämme, deren Züge sich nie über ihren heimathlichen Boden erstreckt hatten, zu einem gröſseren, weitaussehenden Zuge zu vereinigen. Den Grund dieser Aufregung können wir nur in den öfteren Einfällen und Landungen asiatischer Seeräuber finden, die besonders die Küstenstrecken heimsuchten, und vor Allem auf Menschenraub ausgingen, um den Bewohnern Asiens, die schon an ein üppigeres Leben gewöhnt waren, die erforderlichen Sclaven zuzuführen oder auch selbst deren Harems zu füllen. Unser Verf. verwirft zwar S. 16 diese auch von Plaſs angeführte Ursache, die uns doch zu nahe in der Natur der Sache, wie in den historischen Zeugnissen begründet liegt, als daſs wir sie unbedingt abweisen zu können glauben; er verwirft ingleichen den von demselben Plaſs und Andern angeführten Grund, daſs auch in dem ritterlichen Geiste jener Zeit und in der dadurch hervorgerufenen, besonderen Vorliebe für gewagte Unternehmungen ein Hauptgrund des Zugs gegen Troja zu suchen sey; und in der That, auch Ref. würde auf diesen letztern Grund weniger Gewicht legen, weil nach seiner Überzeugung nur das zu nahe liegende und schwer gefühlte Bedürfniſs der eigenen Sicherheit im Stande war, so viele getrennte Stämme zu einem solchen Zuge über das Meer, in einer solchen Zeit zu vereinigen. Eine Vergleichung oder Zusammenstellung mit den Zügen der Kreuzfahrer im Mittelalter würde auch Ref. in jeder Hinsicht für unpassend halten.

Das zweite Capitel: *Bedeutung der ersten Einnahme Troja's durch Herakles* S. 42 ff. sucht nachzuweisen, daſs diese Sage von der ersten Eroberung Troja's durch Herakles, historisch aufgefaſst, auf eine Niederlassung pelasgischer Colonisten im trojanischen Reiche sich beziehe; und es läſst sich damit

Digitized by Google

auch das **vierte** Capitel verbinden, S. 73 ff.: **Verrätherei der Antenoriden**, insofern diese Antenoriden, deren Verrath den Griechen die Thore Troja's geöffnet, also die Eroberung und Zerstörung Troja's möglich gemacht haben soll, als Pelasger, als Nachkömmlinge jener ersten Colonie, bezeichnet werden. Näher in Verbindung mit dem ersten Capitel steht der Inhalt des **dritten** S. 53 ff.: »**Veranlassung und Bedeutung des eigentlichen trojanischen Krieges.**« Wir versuchen in der Kürze die Ansichten des Verfs., die allerdings von denen des Ref. vielfach abweichen (wie aus dem, was wir bereits gesagt haben, zur Genüge hervorgehen wird), unsern Lesern vorzulegen, ohne ihrem Urtheil vorgreifen zu wollen, und erinnern dabei zugleich an eine ähnliche, schon früher von Völker aufgestellte Ansicht, wonach die Wanderung der äolischen Colonien nach Asien die Veranlassung und Grundlage der Geschichte des trojanischen Kriegs gewesen, dieser Krieg mithin nur als die poetisch-nationale Erzählung dieser Colonienzüge anzusehen sey. (S. Allgem. Schulzeit. 1831. Nr. 39 ff.) Wir können auch dieser Ansicht nicht beipflichten, theils aus andern Ursachen, theils weil wir überzeugt sind, daſs ein solcher Zug eines einzelnen Stamms nimmermehr eine solche Bedeutung in der hellenischen Sage und Dichtung für die **gesammte** Nation Jahrhunderte hindurch hätte gewinnen können.

Der troische Krieg ward, nach unserm Herrn Verf., durch die groſse Völkerbewegung herbeigeführt, welche der Einfall der Thessaler in Thessalien veranlaſst (S. 53), so daſs auch nur solche Griechen daran Theil genommen, welche in dem Mutterlande keine Wohnsitze mehr fanden und neue jenseits des Meeres zu suchen genöthigt waren; der Mittelpunkt und der Hauptbestandtheil dieser Völkerschaaren, die, ihre bisherigen Wohnsitze verlassend, sich neue gewinnen wollten, seyen die Myrmidonen gewesen, an welche sich viele Achäer und Ätoler angeschlossen; ein Theil habe sich in östlicher Richtung nach Epirus gewendet, ein anderer westlich nach Skyros, und von da nach Lesbos und zu der nahen troischen Küste; diese seyen es dann gewesen, welche des Priamus Reich zerstört und diesen Zug gegen Troja unternommen, der also kein Rachezug, kein mit bestimmten Absichten unternommener Kriegszug gewesen, sondern als die natürliche Folge einer Wanderung eines aus seinen Sitzen verdrängten Stammes, der sich neue Wohnsitze aufsuchte, erscheine. Sonach wäre also der troische Krieg (S. 60) und die Niederlassung der

genannten Auswanderer in Äolien, auf Lesbos und Tenedos Ein und dasselbe Ereigniſs; und es gehört demnach der ganze Zug dem Norden Griechenlands an, so daſs der Süden, wohin doch die Homerische Sage durch den Raub der Helena die nächste Veranlassung zum ganzen Zuge gesetzt hat, wo nach derselben Dichtung die gröſsere Civilisation und, wenn man will, der Centralpunkt der Macht Griechenlands, die in den Händen der Atriden liegt, zu suchen ist, gewissermaſsen ganz von dem Zuge ausgeschlossen bleibt. Geschickt weiſs der Verf. mit seiner Behauptung die Stellung des Achilles und dessen Bedeutung in der Iliade in Verbindung zu bringen, und selbst der Einwurf, daſs nach der gewöhnlichen Annahme die Colonien, welche auf Lesbos und Tenedos sich niederlieſsen, aus dem Peloponnes waren, dem ja auch der Führer, das Oberhaupt des ganzen Zugs, Agamemnon, angehört, entgeht seiner Aufmerksamkeit nicht. Vgl. S. 69. Wir haben uns freilich noch nicht überzeugen können, daſs, wie der Vf. annimmt, darum blos in der Homerischen Sage Agamemnon als Oberanführer des Ganzen erscheint, weil die Entstehung des Kriegs hier dichterisch in einer dem Bruder des Agamemnon zugefügten persönlichen Beleidigung gesucht werde, oder daſs der Sänger der Ilias bestimmt genug (?) andeute, wie die südlichen Achäer, die Peloponnesier, Nichts zur Eroberung Troja's beigetragen, wie Agamemnon und Menelaos an den Thaten, die Achill vollbringt und die Homer durch sein Lied verherrlicht, sowie an allen Eroberungen keinen Antheil haben (?), indem Alles von einiger Bedeutung, was die Griechen unternehmen, auch als Werk des Achilles und Odysseus erscheine.

Diese Ansicht noch näher aus den Homerischen Gedichten zu begründen, ist das fünfte Capitel S. 82 ff., das wir darum hier gleich folgen lassen, bestimmt. Daſs die Homerischen Gesänge keine eigentliche Geschichte des troischen Kriegs enthalten, indem vielmehr die geschichtlichen Ereignisse nur kurz in Episoden berührt sind, wird dem Verf. Niemand bestreiten. Aber er geht weiter. Ihm ist Homer im eigentlichen Sinne Sänger der Myrmidonen und ihres Führers Achill; um die Gröſse dieser seiner Helden, die sein Gesang vorzugsweise verherrlichen soll, würdig zu preisen und hervorzuheben, läſst er um sie die übrigen Völker Griechenlands sich schaaren und eine groſse Anzahl Verbündeter sich anreihen, die also hier nur als Nebenpersonen erscheinen, gleichsam als dichterischer Schmuck, um den Haupthelden dadurch desto mehr unter dieser Mitte hervorzuheben und

Digitized by Google

in desto glänzenderem Lichte zu zeigen. Homer, der es wohl verstanden, die historische Wahrheit mit den Blüthen der Poesie zu schmücken, hat nach des Verfs. Annahme die verschiedenen rühmlichen Eigenschaften des myrmidonischen Völkerstamms in seiner Dichtung auf Ein Individuum übertragen, und dieses Eine Individuum, diese Eine Person, welche die Tugenden und die Kraft des ganzen Volks in sich trägt, ist Achilles, der Mittelpunkt der ganzen Ilias. Vgl. S. 89 ff. (Auch nach Hrn. Völker a. a. O. wäre Achilles Repräsentant der äolischen Wanderung in dem trojanischen Kriege, er wäre eine thessalisch-pelasgische Landesgottheit, deren Mythus und Cultus die auswandernden äolischen Böotier mit sich genommen und in die neuen Wohnsitze in Asien verpflanzt hätten.)

Der Raub der Helena, den die dichterische Sage als nächste Veranlassung des Zugs gegen Troja angiebt, ist daher nach dem Verf. ohne allen historischen Grund; er ist ein bloſses Mittel der Sage, die ungerechte Eroberung Troja's durch die Myrmidonen und Äoler zu verkleiden, das Gehässige, das ein Angriff auf fremdes Eigenthum hat, zu entfernen (S. 164), indem Helena, in Troja wie in Sparta, auf gleiche Weise von Stämmen gleicher Abkunft verehrt, hier wie dort die Mondsgöttin ist, deren Verschwinden am Himmel symbolisch als eine Entführung vom Gott des Himmels — hier Paris, bei Andern Hermes, bei Andern Zeus — dargestellt ist; ein Verhältniſs, das auf gleiche Weise in der Sage von der Entführung der Harmonia durch Kadmos, der Europa durch Zeus, der Artemis durch Orestes dargestellt sey. Daſs die Helena Mondsgöttin ist, möchte Ref. am wenigsten bestreiten, zumal wenn er die in der ersten Beilage, auf die wir weiter unten zurückkommen werden, aufgehäuften Beweise vergleicht; aber wird darum die ganze Homerische Sage von der Entführung der griechischen Fürstin, welche Sage dem Dichter Veranlassung und Ausgangspunkt seiner Dichtung bildet, aller historischen Wahrheit entbehren und als eine blos verschönernde Zuthat, mithin als eine dem Wesen des Gegenstandes durchaus fremde, nur zufällige Nebensache erscheinen? Es hält uns schwer, daran zu glauben, zumal bei der historischen Wahrheit, die doch in dem Wesen der ganzen Homerischen Dichtung bis in ihre Einzelheiten überall so sehr vorherrscht, und schwerlich einer solchen Einkleidung oder Verkleidung eines historischen Faktums sich bedient haben würde. Noch schwerer aber wird es uns, mit der Ansicht des Verfs. die Stellung und Bedeutung zu vereinigen,

Digitized by Google

welche Homer dem Agamemnon giebt, dieser Dichter, »dessen historische Glaubwürdigkeit«, wie unser Verf. S. 201 bei einer andern Gelegenheit bemerkt, »gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann« (eine Behauptung, die uns übrigens der Verf. selbst keineswegs überall festgehalten zu haben scheint; denn wir glauben, sie verträgt sich nicht mit der ganzen Ansicht, die der Verfasser von dem troischen Kriege, von der Veranlassung und den Haupthelden desselben aufgestellt hat). Daſs Homer den Agamemnon im Gegensatz zu Achilles, dem Haupthelden seiner Dichtung, in dem sich alle Züge eines vollendeten und ächten griechischen Helden nach den herrschenden Begriffen des heroischen Zeitalters vereinigt finden sollen, unvortheilhaft geschildert, wollen wir dem Verf. durchaus nicht streitig machen; aber derselbe Homer stellt doch den Agamemnon immerhin dar als das höchste und allgemeine Oberhaupt der gesammten gegen Troja gezogenen Heeresmacht, als den mächtigsten Fürsten seiner Zeit, dessen Willen sich selbst Achilles, der Held des Ganzen, beugen muſs, wenn auch ungern und wider Willen. Hätte der Dichter so Etwas wagen können, ohne irgend einen historischen, also wirklichen Grund dazu zu haben? Wir zweifeln nach dem vom Verf. eben selbst angenommenen Satze der historischen Glaubwürdigkeit des Dichters, und können mit der Stellung des Homerischen Agamemnon so wenig wie mit den Angaben des Thucydides die Ansichten des Verfs. vereinigen; wir können daher auch nicht Stellen, wie z. B. S. 99, unterschreiben, wo wir lesen: »Sollte die Gröſse und Herrlichkeit der Myrmidonen (Homer ist nemlich, wie schon oben bemerkt worden, nach unserem Vf. Sänger des Myrmidonenstamms, dessen Züge, Wanderungen und Niederlassungen er verherrlichen will) aufs deutlichste veranschaulicht werden, so konnte dies nur dadurch geschehen, daſs der Sänger sie mit ihren Brüdern im Peloponnesos in Vergleichung brachte und den groſsen Abstand zwischen beiden hervorhob. Hätte er denselben an den Völkern bezeichnen wollen, so wäre dies nie ganz gelungen: er bezeichnete uns denselben also an den beiden Führern, an Achilles und Agamemnon.« Wir glauben, hier ist der Verf. zu weit gegangen und hat dem Dichter Etwas untergestellt, an das er wohl schwerlich gedacht haben mag.

Mit besonderem Vergnügen verweilte Ref. bei dem sechsten Capitel S. 100 ff., das er zu den gelungensten Theilen des Buchs rechnet. Es behandelt dasselbe die freilich mit der übri-

Digitized by Google

gen Untersuchung des Vfs. in innigem Zusammenhange stehende Frage uber die **Einheit des Ilias**, die eigentlich schon durch die vorausgehenden Untersuchungen ebensowohl postulirt als in gewisser Hinsicht nachgewiesen war. Übrigens ist hier, der Natur der Sache gemäſs, diese Frage nur von ihrer inneren Seite betrachtet; der äusseren Beweise wird am Schlusse des Abschnittes noch mit Einigem gedacht: ohnehin hat ja auch in neuester Zeit Nitsch die meisten dahin einschlägigen Punkte bis zu **dem** Grade möglichster Evidenz gebracht, über welchen weiter hinauszukommen schwerlich möglich seyn wird. Niemand, (das ist der Satz des Verfs. S. 103, dem wir gerne beipflichten,) der gesunden Kunstsinn hat, kann die Ansicht in Schutz nehmen, als sey die Ilias durch verschiedene Sänger entstanden und erst späterhin zu einem Ganzen geschickt verbunden worden; die Einwendung, daſs ein in sich so vollendetes Kunstwerk, wie die Ilias, in jener Entwicklungsperiode der epischen Poesie bei den Griechen nimmermehr durch einen einzigen Sänger habe zu Stande gebracht werden können, erscheint daher dem Verf. mit Recht bedeutungslos, ausgegangen von Menschen, die mit dem Entwicklungsgange der epischen Poesie der Griechen nicht gehörig vertraut sind, oder, setzen wir hinzu, überhaupt keine höhere poetische Anschauung und Auffassung besitzen oder einer solchen nur fähig sind. Gut weist der Verf. nach, und für die, welche sehen **wollen** und sehen **können**, auch gewiſs befriedigend (S. 106 ff.), wie eine Reihe von Ereignissen in der heroischen Zeit Gegenstand des epischen Gesangs waren, wie der Heldengesang sich schon in früherer Zeit entfaltet, wie Fehden und Streitigkeiten der einzelnen Stämme schon frühe die Veranlassung zu epischen Liedern gaben, wie die Kämpfe der Centauren und Lapithen u. a., vor allen die Thaten des Herakles vielfach die epischen Sänger beschäftigten u. dgl. m., wie demnach vor Homer eine groſse Reihe von epischen Gesängen entstanden seyn müsse, in welchen die groſsen Thaten der Vorzeit und viele Verhältnisse, welche in der Ilias erwähnt werden, ein festes Gepräge und eine bestimmte Gestalt erhielten. Vgl. S. 112. Was der Vf. darüber noch weiter bemerkt, mag in dem Buche selbst, das sich durch seine klare, angenehme Darstellung empfiehlt, nachgelesen werden. Es wird dann schwerlich noch Befremden erregen können, wie Ein Sänger im Stande war, ein solches vollendetes Kunstwerk, als die Ilias, zu liefern. Was den Beweis von der Schreibekunst betrifft, so äussert sich darüber der Vf.

Digitized by Google

S. 114 folgendermaſsen: »Ob die Schreibkunst zu seiner Zeit bei den griechischen Colonisten schon allgemein verbreitet war oder nicht, ist uns ziemlich gleichgültig, und sollte auch das letztere der Fall gewesen seyn, so wird derjenige, der mit der Entwicklung der epischen Poesie der Griechen und anderer Völker vertraut ist, uns zugestehen, daſs die Ilias auch ohne die Kenntniſs der Schreibkunst in ihrer ganzen Vollendung entstehen konnte.« Auch diesem Satze giebt Ref. freudig seine Zustimmung, und ohne das wiederholen zu wollen, was über diesen Gegenstand in den Discussionen, welche durch Wolfs Prolegomenen hervorgerufen wurden, sattsam vorgebracht worden, erlaubt er sich nur, was die Möglichkeit, tausende von Versen, also gröſsere Gedichte im bloſsen Gedächtniſs zu bewahren und somit auch mündlich auf die Nachwelt fortzupflanzen, betrifft, auf ein neueres Zeugniſs, aus Silvio Pellico's Prigioni entlehnt, hinzuweisen. Der unglückliche Dichter, mit seinem Leidensgefährten Maroncelli im Kerker schmachtend, war, ohne irgend ein Schreibmaterial zu besitzen, doch stets im Geiste mit der Poesie beschäftigt und erzählt uns darüber cap. 75 der angeführten Schrift Folgendes: »Maroncelli nel suo sotterraneo avea composti molti versi d'una gran bellezza. Me li andava recitando e ne componeva altri. Jo pure ne componeva e li recitava *e la nostra memoria esertitavasi a ritenere tuttociò.* Mirabile fu la capacità che acquistammo di poetare lunghe produzioni a memoria, limarle e tornarle a limare infinite volte e ridurle a quel segno medesimo di possibile finitezza che avremmo ottenuta scrivendole. Maroncelli compose cosi a poco a *poco e ritenne in mente parecchie migliaia di versi lirici ed epici. Jo feci la tragedia di Leoniero da Dertona e varie altre cose.*«

Über andere bei dieser Frage nach der Einheit der Homerischen Gedichte zu berücksichtigende Punkte hat sich neulich ein geistreicher französischer Dichter, der mit der alten wie mit der neueren Literatur, insbesondere der poetischen, wohl vertraut ist, auf eine so klare und deutliche Weise ausgesprochen, daſs wir wohl darauf unsere Leser verweisen möchten; wir meinen nemlich *Edgar Quinet: Des poètes épiques. I. Homère* in der Revue des deux mondes Tom. VI. pag. 385 ff. Auch die Frage, ob Ilias und Odyssee von Einem und demselben Dichter ausgegangen, zu Einer und derselben oder zu verschiedener Zeit entstanden, wird dann eher auf befriedigende Weise beantwortet werden können. Unser Verf., der in dem Sänger der Ilias den

Digitized by Google

Sänger der Myrmidonen erkennt, möchte darum fast in dem Dichter der Odyssee lieber einen Dichter der Äolier, denen Odysseus, der Held der Dichtung, angehört, erkennen und demnach beide Werke von verschiedenen Dichtern ausgehen lassen: eine Vermuthung, die auch weiter unten am Schlusse der vierten Beilage S. 260 wiederholt wird, die wir aber theils nach unsern schon oben angedeuteten Ansichten, theils aus inneren Gründen doch für etwas gewagt halten müssen.

Wir gehen nun zu den reichen Beilagen über, um wenigstens die Hauptideen, welche darin sich näher ausgeführt finden, kurz anzudeuten, da wir bereits die Aufmerksamkeit unserer Leser durch die ausführlichere Darstellung des Hauptinhalts des Werkes so sehr in Anspruch genommen haben. Eine klare Entwicklung, die uns, wie dies leider bei so wenigen in das Gebiet der Mythologie einschlagenden Schriften der Fall ist, die gewonnenen Resultate klar und deutlich überschauen läſst, die nicht im Dunkeln oder in ungewissen Gefühlen und Anschauungen schwebt, zeichnet diese Untersuchungen aus, selbst wenn sie auch, der Natur der Sache nach, schwerlich auf allgemeinen Beifall, bei aller sonstigen Anerkennung, rechnen dürfen.

Die erste Beilage S. 116—164 betrifft die Bedeutung der Helena und ihrer Wanderungen. Schon oben haben wir angedeutet, in welchem Sinne der Verf. die Helena nimmt; diese Beilage enthält die nähere und ausführliche Erörterung, in Verbindung mit einigen andern damit zusammenhängenden Punkten. Der Verf. weist die Übereinstimmung der Helena und Selena nach, er deutet dann die mythische Angabe von der Abstammung der Helena von Zeus und Leda aus Einem Ei, sammt ihren Brüdern, den Dioscuren, deren Sage nach S. 125 ihre Entstehung der einfachen Naturerscheinung zu verdanken hat, daſs Morgen- und Abendstern nie zu gleicher Zeit am Himmel glänzen, sondern daſs der Morgenstern schon längst untergegangen ist, wenn der Abendstern erscheint; und darauf bezieht er auch die Sage von ihrem abwechselndem Aufenthalte im Olympos und im Hades oder im Grabe. Darauf werden die weiteren Beziehungen der Helena als Göttin des Monds, in ihrer schaffenden Kraft, äusserlich wie innerlich, als Weberin und als Zauberin u. s. w. durchgangen, und ihre Entführung (vgl. S. 139 ff.) sinnbildlich als das plötzliche Verschwinden des Mondes am Himmel dargestellt; Paris aber, der die Helena entführt, ist dem Vf. nichts anderes, als der Leuchtende, der Glänzende, ein Prädicat

Digitized by Google

des thracischen Himmelsgottes Hermes. Daher werden auch nie Wanderungen der Helena (vgl. S. 144) in ähnlichem Sinne wie die mythischen Wanderungen des Herakles, der Io, auf die Ausbreitung des Cultus der Helena nach allen Richtungen hin bezogen, so daſs sie in dieser Hinsicht selbst gewisse historische Andeutungen über die ältesten Völkerzüge enthalten sollen.

Die zweite Beilage: Über die Atriden und die südlichen Achäer S. 165 ff. hat eine ähnliche Beziehung auf die im Vorhergehenden aufgestellten Ansichten des Verfs. über den troischen Krieg, insofern der schon oben erwähnte Einwurf, der aus der Stellung des Agamemnon in den Homerischen Gedichten, sowie aus der gewöhnlichen Tradition von Orestes, dem Führer der Colonisten, die Lesbos und Tenedos besetzten (wo nach des Verfs. Annahme vielmehr die Myrmidonen sich niederlieſsen), erhoben wird, hier beseitigt werden soll durch eine nähere Erörterung über den geschichtlichen oder vielmehr mythologischen Inhalt der Sage von den Atriden. Diese nemlich fallen nach der Deutung unseres Verfs. so ziemlich fast ganz dem Mythus anheim und sind ohne bestimmte historische Geltung. Zuvörderst Tantalus, des Pelops Vater, ist eine rein mythische Person; er ist das Symbol des traurigen Zustandes des Reichen, der sich abzehrt, während er seinen Vorrath zu Grunde gehen und seine Schätze verrosten läſst (S. 166 ff.); Pelops ist gleichfalls eine mythische Person, er ist ein Heros der thracischen Völkerschaften, der seine Entstehung dem Namen des Peloponnesus zu danken hat; ebenso gehören Atreus und Thyestes rein der Dichtung an; Agamemnon endlich ist der Karische Zeus, den Herodot ausdrücklich von dem griechischen unterscheidet, muthmaſslich das nemliche Wesen, welches andere thracische Stämme unter den Namen Hermes, Kadmos, Dardanos, Jasion und Paris verehret und dem die Griechen den Namen des karischen Zeus beigelegt (S. 177). Als allgebietender Herrscher trete Agamemnon vor Troja deſshalb auf, weil er in den alten Sagen, die sich über ihn erhalten, als der mächtigste Herrscher gefeiert worden u. s. w. (S. 180 ff.). Daſs dann auch Orestes, dessen Sagen und Wanderungen der Verf. S. 187 ff. verfolgt, der Dichtung anheimfällt, wird nicht befremden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 29. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schriften von Uschold, Nitzsch, Jahn, Lachmann u. Müller.

(*Fortsetzung.*)

Wir bedauern hier, durch den uns zugestandenen Raum gedrängt, nicht näher in diese Ideen, die freilich manches Auffallende haben, so sehr auch der Verf. bemüht ist, sie in einen Zusammenhang miteinander zu bringen, eingehen zu können; daſs aber Ref. ihnen nicht unbedingt und in dieser allgemeinen Fassung, mit gänzlicher Beseitigung alles historischen Elements, beitreten kann, daſs er keineswegs in allen diesen Personen bloſse Spiele der Phantasie, reine Schöpfungen der μυθοτόκος Ἑλλάς finden kann, sondern an der historischen Grundlage, die freilich in Sage und Dichtung manche Zuthat und Ausschmückung erhalten hat, festhält, wird nach dem, was er schon oben bemerkt hat, leicht zu errathen seyn; zu einer weiteren Ausführung seiner eigenen Ansichten kann hier der Raum nicht seyn, so sehr es ihm auch scheinen will, daſs der Verf. in seinem Bestreben, die über den trojan. Zug aufgestellte Ansicht, zumal wo sie mit der historischen Überlieferung im Widerspruch steht, auf diesem Wege mythischer Deutung zu stützen, zu weit gegangen ist und Behauptungen aufgestellt hat, die bei reiflicher Erwägung schwerlich angenommen werden dürften.

Wenn wir uns über die dritte Beilage, S. 169 ff.: »Über die Abstammung der Pelasger und die Bedeutung ihres Heros Herakles, nach Allem dem, was über die Pelasger und Herakles geschrieben und gesagt worden, kurz fassen und selbst manches Bedenken, manche Zweifel, zumal bei der Erklärung einiger Stellen des Herodotus (z. B. I, 57. S. 202 f. oder I, 94. S. 206 ff.), wo, wie wir glauben, dem Vater der Geschichte Unrecht gethan wird, unterdrücken, so wird man bei der gröſseren Ausführlichkeit, die wir den übrigen Theilen des Buchs zugewendet haben, dies entschuldigen, zumal da eine Besprechung dieser Sätze leicht zu einem eigenen Buche anwachsen könnte. Wir beschränken uns daher auf die allgemeine Angabe (das Nähere mag in dem Buche selbst nachgelesen werden), daſs nach unserm Verf. die Pelasger hellenischer Abkunft sind.

Digitized by Google

Im Laufe dieser Untersuchung werden dann auch die Lydier, die bei Gelegenheit einer Hungersnoth (Herod. I, 94.) Asien verlassen und in Etrurien sich ansiedeln, als Pelasger genommen, wie dies auch O. Müller in seinen Etruskern zu beweisen versucht hat. Den Herakles aber betrachtet der Verf. als den Träger ihrer (d. i. der Pelasger) Tugenden und Verdienste (S. 28 ff.), und in diesem Sinne durchgeht er nun die zwölf Arbeiten des Herakles, deren Deutung versuchend, und am Schlusse auf die oben im zweiten Capitel aufgestellte Behauptung zurückkommend, welche die Sage von einer ersten Eroberung Troja's durch Herakles nur auf eine pelasgische Niederlassung auf troischem Gebiet deuten zu können glaubt.

Die vierte Beilage: Einige Bemerkungen über die Irrfahrten des Odysseus, S. 236 ff., soll Odysseus als einen Heros des äolischen Stammes darstellen, und deshalb auch als Träger der Eigenschaften und Schicksale desselben, so daſs seine Wanderungen und Fahrten auf die Verzweigung der äolischen Colonisten zu beziehen wären, welche schon vor dem Herakliden-zuge an verschiedenen Punkten sich niedergelassen. Der Widerspruch, in welchen der Verf. auf diese Weise mit den, von Hr. Prof. Klausen versuchten, auch in diesen Blättern besprochenen, Deutung dieser Irrfahrten des Ulysses fällt, springt in die Augen; wir bedauern, hier nicht näher den Gegenstand behandeln zu können. — Daſs in der fünften Beilage, welche eine Übersicht der Geschichte der Teucrer geben soll (S. 261 ff.), welche als ein Zweig der Thraker betrachtet werden, die sich schon in der frühesten Zeit in Asien festgesetzt, auch noch vieles Andere zur Sprache kommt, z. B. die Sage von den Hyperboreern S. 275, daſs die meisten der hier vorkommenden Personen als mythische, als Geschöpfe der Dichtung (wie z. B. Priamus) betrachtet und erklärt werden, kann nach Allem dem, was über den Charakter der vom Vf. eingeschlagenen Methode schon gesagt ist, nicht auffallen.

Sollten wir nun noch in den Inhalt der sechsten und letzten Beilage (S. 301 ff.): Über die Bedeutung des Äneas und seiner Wanderungen, eingehen, die uns nach dem ältesten Italien führt und die Grundbestandtheile der ersten und ältesten Bewohner dieses Landes, deren Abkunft u. s. w. auszumitteln, mithin die schweren Fragen über die Abkunft der Bewohner Etruriens und die politisch-religiösen Einrichtungen des Landes, über die Gründung Roms und dessen erste Bevölkerung

Digitized by Google

und Anlage, über Evander und dessen Stadt auf dem palatinischen Berge, zu beantworten sucht und namentlich, indem sie mit Niebuhr die erste Anlage Roms von Etruskern, die auf dem palatinischen Berge sich niedergelassen (S. 346), ausgehen läſst, doch erst den Zeitpunkt der Vereinigung der Latiner und Sabiner mit den Etruskern als den Augenblick der Entstehung Roms betrachtet (S. 351), sollten wir diese und so viele andere in diesem Abschnitt berührten, wichtigen und inhaltschweren Punkte einer weiteren Erörterung unterwerfen wollen, wie sie der Vf. allerdings verlangen könnte, so möchte dazu noch weniger Raum in dieser Anzeige vorhanden seyn, welche blos die Bestimmung hat, die Freunde des Alterthums auf eine wichtige Erscheinung aufmerksam zu machen und zu weiterem Studium, zur Prüfung dieser reichhaltigen Schrift zu veranlassen, und so schlieſst Ref. seine Anzeige eines Buches, in dem, wie wir gesehen, eine Reihe der schwierigsten und wichtigsten Punkte aus dem Gebiete der alten Geschichte, Mythologie und Poesie behandelt werden, mit dem Wunsche, durch seine Anzeige den gelehrten Verfasser zu weiteren Forschungen auf diesem dunkeln, und darum auch so schwierigen Felde veranlaſst zu haben.

Wir erinnern bei dieser Gelegenheit noch an einige andere, Homer und dessen Gedichte betreffende Schriften, welche in neuester Zeit erschienen und noch nicht in diesen Blättern angezeigt worden sind. Es gehören dahin vor Allen die Untersuchungen des Herrn Prof. Nitzsch, weil sie, einem streng historischen Wege folgend und an die alten Quellen sich streng haltend, uns allein ein sicheres und zuverlässiges Resultat versprechen können, und weder in selbstersonnenen Hypothesen sich verlieren, noch ein vorher ausgedachtes System mit Hintansetzung oder Verdrehung der Zeugnisse des Alterthums durchzuführen suchen:

1) *Meletematum de historia Homeri fasc. II. P. II. Sententiae veterum de Homeri patria et aetate accuratius digeruntur. Kiliae. Ex officina Christ. Frid. Mohr. (Programm auf den 28. Januar 1834.)* 50 *S. in gr.* 4.

2) *Meletematum de historia Homeri fasc. II. P. III. de rhapsodis aetatis Atticae Dissertatio. Kiliae, ex offic. Chr. Frid. Mohr. (Programm auf den* 28. *Januar* 1835.) 37 *S. in gr.* 4.

Was zuvörderst die erstgenannte Abhandlung, oder fasc. II. P. II. der *Meletemata*, betrifft, so können wir hier gleich unsere

Digitized by Google

Leser versichern, daſs das Resultat der Untersuchung, wie sie hier über die verschiedenen und zahlreichen Nachrichten der Alten über Homer's Vaterland und Lebenszeit mit der gröſsten Genauigkeit und Umsicht geführt ist, weit entfernt die Wolfische Ansicht einer Homeridenschule, der wir die noch unter Homers Namen vorhandenen Gedichte, Ilias und Odyssee, verdanken, zu bestätigen, gerade das Gegentheil herausstellt. Eben deshalb lag dem Hrn. Vf. so viel daran, eine genaue Sichtung und Prüfung aller dieser Nachrichten vorzunehmen und durch diese das Unbefriedigende der Wolfischen Hypothese in ein recht helles Licht zu setzen, oder vielmehr den Satz zu erhärten, der als Aufschrift der ganzen Untersuchung vorausgestellt ist: »Demonstratur, discrepantiam de Homeri patria et aetate opinioni Wolfianorum, quae de secta s. schola est Homerica non suffragari«. einen Satz, den gewiſs gern Jeder unterschreiben wird, der mit Aufmerksamkeit den Untersuchungen des Herrn Vfs. gefolgt ist.

Der erste Abschnitt: »*De quaestionis vi et conditione narratio*« sucht die Frage selbst, mit Rücksicht auf die durch die früheren Untersuchungen bereits gewonnenen Resultate, näher zu bestimmen oder vielmehr auf ihren rechten Standpunkt zu stellen, wonach die Forschung hier vor Allem darauf gerichtet seyn muſs, »ut testium aetatem fidemque pensitemus et omnem formam ad nativam integritatem revocare studeamus« (pag. 12). Es wird sich denn bald zeigen, wie Wolf's Behauptung der historischen Grundlage durchaus entbehrt, wie sie selbst mit den äussern Zeugnissen in einem nicht wohl zu beseitigenden Widerspruche steht, der in ihr selbst liegenden inneren Widersprüche nicht zu gedenken, auf welche sich der Verf. hier natürlich nicht eingelassen hat, hinsichtlich deren wir auf den oben genannten Artikel von Edgar Quinet verweisen. Unserm Vf. aber geben wir vollkommen Recht, wenn er S. 9 ausruft: »Verum ego mihi omnino persuaseram, istam de sectis s. scholis Epicorum hariolationem, a nemine satis exactam ac perpensam, tum ab ipsa notionis informatione, tum a ratione et constantia desendentium, tum ab historica fide funditus laborare.« Die weiteren Bemerkungen über Hesiodus und dessen Gedichte verdienen von Allen denen, die sich mit diesem Dichter in neuerer Zeit beschäftigt haben, ernstlich berücksichtigt zu werden.

Wenn der Herr Vf. in seinen früheren Untersuchungen die Ilias wie die Odyssee in ihrer Integrität als Werke Eines Dichters erkannt hatte, hervorgegangen aus Einem groſsen Geiste, lange

Digitized by Google

vor des Pisistratus Zeit, so gut wie eine Thebais, eine Äthiopis und andere epische Gedichte, die wir leider nicht mehr besitzen, die aber in manchen Spuren ebensowohl die Nachahmung jener Gedichte, wie die Verschiedenheit von ihnen erkennen lassen, und damit zeigen, daſs eine Ilias und Odyssee schon längst vor ihnen vollendet, verbreitet und zu Ansehen gekommen war, und daſs die weit später blühenden Homeriden- oder Rhapsodenschulen wohl die Homerischen Gedichte recitirt, und durch ihren lebendigen Vortrag bei festlichen Gelegenheiten das Ansehen des Dichters verherrlicht, ja selbst sein Andenken erhalten haben, u. s. w., so war nun, um den Gegnern jedes Argument zu benehmen, nur noch nachzuweisen, daſs die Verschiedenheit der Angaben über Homers Geburtsort und Zeitalter, welche von Manchen benutzt worden war, um daraus Gründe für eine Mehrzahl von Dichtern herzuleiten, dies nicht beweisen könne, daſs vielmehr die übereinstimmende Ansicht des Alterthums nur zu der Annahme Eines Homers führe.

So zerfällt der weitere Inhalt in zwei Abschnitte, deren erster die Nachrichten der Alten über Homers Zeitalter p. 20 ff., der zweite p. 39 ff. die über Homers Vaterland untersucht. So allein werden wir auf streng historischem Wege zu einem Resultate gelangen, das jedenfalls weit sicherer ist, als alle aus allgemeinen Ideen u. dgl. abgeleiteten Hypothesen, und das allein auf einem festen Boden und sicherer Grundlage beruht. Es galt also hier, zuvörderst auszumitteln, welches die Ansichten des gebildeten griechischen Alterthum über die Zeit, in welcher der Dichter der Ilias und Odyssee gelebt, gewesen. Der Verf. zeigt uns, wie schon die ältesten uns bekannten Schriftsteller, bei dem Mangel aller Nachrichten über die Person des Dichters, deshalb auf die Gedichte desselben zurückgingen, um aus deren Alter und Ansehen auf die Person des Dichters und dessen Lebensperiode einen sichern Schluſs machen zu können. So finden wir bei dem Verf., nachdem er uns gezeigt, wie es in der Natur der Dinge lag, daſs das Andenken an die Person des Dichters ausgehen muſste, folgenden richtigen Satz, mit Bezug auf das gewichtige Zeugniſs des Herodotus II, 53. aufgestellt (p. 28): »quum nihil superasset nisi nomen (Homeri) operibus suis decorum, Graecos Herodoteae aetatis et necessario et recte ex carminum historia de poetae aetate statuisse.« Vgl. p. 21. Darum durchgeht nun der Herr Vf. von S. 29 seiner Schrift an alle die einzelnen aus dem Alterthum auf uns gekommenen Zeugnisse über Homers Zeitalter;

er kommt hier auch auf die alexandrinischen Gelehrten, zunächst auf Aristarchus und Krates, welche diese Frage ausführlicher untersucht und behandelt hatten, obwohl, wie in der Erklärung des Dichters selbst, verschiedenen Ansichten folgend. Krates nemlich, der in den homerischen Gedichten alles historisch auffaſste und in Homer einen wohlkundigen Zeugen dessen, was er berichte, überall erkennen wollte, setzte die Blüthe des Dichters kurz vor die Niederlassung der Herakliden im Peloponnesus und erklärte die Homeriden zu Chios für dessen Nachkommen; Aristarchus hingegen, der kundigste und gelehrteste unter allen Auslegern Homers, mochte es wohl kaum gewagt haben, sich über diese schwierige Frage mit solcher Bestimmtheit auszusprechen; er glaubte aber aus der in Homers Gedichten herrschenden Sprache und aus einzelnen Formen derselben den Schluſs machen zu können, daſs der Dichter unter den jonischen Griechen, die von Athen ausgewandert, an der kleinasiatischen Küste und den nahen Inseln sich niedergelassen hatten, gelebt habe. Und diese Ansicht dürfte am Ende die einzige seyn, welche nicht willkührlich ersonnen, sondern auf einer sichern Grundlage beruhend, die Stimmen der Unbefangenen für sich vereinigen dürfte. Während bei näherer Prüfung, wie sie hier angestellt wird, es sich bald ergiebt, daſs die andern Angaben entweder ihren Grund in dem natürlichen Streben so mancher Städte haben, als Geburtsorte des groſsen Nationaldichters auch an seinem Ansehen und an dem daraus hervorgehenden Ruhme Antheil zu nehmen, oder von müſsigen Grammatikern und Scholiasten späterer Zeit ersonnen sind, zeigt sich das Zeugniſs des Herodotus am o. a. O. mit dieser Ansicht durchaus in Übereinstimmung und die Glaubwürdigkeit des Vaters der Geschichte auch von dieser Seite bewährt.

Bei der andern Frage über Homers Vaterland geht der Hr. Verf. auf ähnliche Weise zu Werke, und gewinnt so ein Resultat, das mit dem eben bemerkten über das Zeitalter Homers in Übereinstimmung, uns jedenfalls, wenn wir den ältesten Angaben und nicht willkührlich ausgesonnenen Hypothesen vertrauen wollen, auf Jonien hinweist. Der Verf. nemlich verfolgt auch hier den streng historisch-chronologischen Gang, und so ergiebt sich aus der chronologischen Zusammenstellung und Sichtung der einzelnen Zeugnisse, die über das Vaterland des Dichters vorliegen, bald, daſs, je weiter wir zurückgehen, je geringer die Zahl der Orte wird, die Homers Vaterland in Anspruch nehmen; je weiter wir aber vorwärts schreiten, die Zahl zunimmt, und überhaupt

Digitized by Google

die Geschichte Homers immer verwirrter und entstellter wird, so daſs spätere Griechen, ein Pausanias und Lucianus, sowie der Römer Gellius, sich in der gröſsten Verlegenheit sahen, wenn sie über diese Punkte sich entscheiden sollten, und es sogar für unmöglich hielten, die Frage über Homers Vaterland auf eine sichere und zuverlässige Weise zu beantworten. Wenn also die späteren Schriftsteller, deren Nachrichten den Stempel des späteren Ursprungs an sich tragen, hier auszuscheiden sind, so werden wir auf die ältesten Zeugen, auf die lyrischen Dichter Simonides, Pindar und Bakchylides zurückgewiesen, und diese, wenn auch in der Angabe des Geburtsortes selbst — Chios, Smyrna, Jos — nicht übereinstimmend, weisen uns doch alle auf Jonien, auf Kleinasien und die nahen Inseln hin, wie Aristarchus aus bestimmten Gründen gleichfalls vermuthete; die nachfolgenden Schriftsteller bis auf Ephorus und Aristoteles nennen bald die genannten Orte, bald Colophon oder Kumä u. a. O., die indeſs, wie Herr Nitzsch nachweist, noch weniger für sich haben, so daſs wir am Ende noch am ersten für Chios uns auszusprechen versucht seyn möchten. Wenigstens glauben wir, mit keiner solchen historischen Wahrscheinlichkeit für irgend einen andern der genannten Orte — mit Übergehung der übrigen, die erst von spätern Schriftstellern genannt werden — uns nach den hier S. 41 ff. niedergelegten Beweisen aussprechen zu können.

Die andere Abhandlung Fasc. II. P. III. beschäftigt sich mit einer Untersuchung über die Rhapsoden, und soll zunächst eine Vertheidigung und eine weitere Erörterung der vom Verf. schon früher, theils in den Prolegomenen zu Platons Jon, theils in fasc. I. dieser Melett. aufgestellten Ansichten liefern, mit Berücksichtigung und Widerlegung einiger inzwischen über denselben Gegenstand von Andern aufgestellten Ansichten, wie sie insbesondere in Kreusers Schrift: Homerische Rhapsoden oder Rederiker der Alten, Köln 1833, uns entgegentreten, wo die Rhapsoden zu gemeinen Benkelsängern, die gleich den römischen Histrionen aller äussern Achtung entbehren u. s. w. herabgewürdigt werden, während doch von Allem dem die historische Überlieferung nichts weiſs; sie läſst uns nur dies mit Sicherheit annehmen, daſs die Rhapsoden selbst keine Dichter gewesen, sondern nur durch ihren Vortrag die Poesie unterstützt (— »quod unum historia probat, rhapsodos non poetas sed poetarum administros fuisse« p. 5). Nachdem so der Verf. auch hier im ersten Abschnitte den Standpunkt der Frage festgestellt, geht er im zwei-

Digitized by Google

ten: »Attici scriptores qualem quum viderint tum omnino interpretati sint rhapsodiam, exponitur« p. 10 ff. zur Beantwortung der Frage selbst über, indem er den Begriff, das Entstehen und die Ausbildung der griechischen Rhapsodik nach den Angaben und Zeugnissen der Alten selber erörtert und damit zur Genüge das Falsche und Irrige in den neuerdings über die Rhapsoden aufgestellten Behauptungen nachweist. Er zeigt uns, wie der natürliche, lebendige Sinn der Griechen für mündlichen Vortrag schon frühe das Bedürfniſs solcher Vorträge bei öffentlichen, feierlichen Gelegenheiten, wo die ganze Gemeinde versammelt war, hervorrief oder vielmehr hervorrufen muſste, und wie daher in derselben Weise, in der lyrische Gesänge durch den Mund des Citharoeden, dramatische Gedichte durch den Schauspieler, auch die epischen Dichtungen durch den Mund der Rhapsoden vorgetragen wurden, so daſs der Vortrag des Rhapsoden, obwohl zunächst auf die Homerischen Gedichte, als die gefeiertsten aus dieser Gattung sich erstreckend, doch seiner Natur nach keineswegs auf diese allein sich beschränken mochte. So gelangen wir auf natürlichem Wege zu dem Begriff der Rhapsodik, die demnach nichts weiter ist, als der künstliche mündliche Vortrag von Gedichten aus dem Gedächtniſs; wobei der Vortrag das Wesentliche ist, und die eigentliche Abfassung von Gedichten durchaus vom Begriffe des Wortes ausgeschlossen bleibt. Daſs dieser mündliche Vortrag von Poesien sich in Einigem unserem Gesang oder vielleicht dem, was wir den recitativischen, declamatorischen Vortrag nennen, näherte, lag in der Natur der Sache, die eben deshalb als eine Kunst betrachtet und gleich der Kunst der Citharoeden in Geschlechtern und Familien gepflegt und fortgepflanzt wurde. Ja der Verf. geht noch weiter; er zeigt uns aus einer Reihe von Stellen, daſs das Wort ῥαψῳδεῖν auch bei prosaischen Schriftstellern mehrfach von Jedem gebraucht wird, der auf irgend eine Weise und bei irgend einer Gelegenheit Verse aus dem Gedächtniſs recitirt. So ist das Wort, das ursprünglich zur Bezeichnung jener öffentlichen kunstvollen Vorträge, welche bei feierlichen Gelegenheiten statt fanden, angewendet wurde, dann auch in allgemeinerem Sinne gebraucht worden. Wir bitten die Beweisführung S. 16 ff. bei dem Verf. selbst nachzulesen, der sich dann am Schlusse seiner Abhandlung noch über die attischen Rhapsoden verbreitet und mit vollem Recht gegen Kreuser das Geschäft der Rhapsoden als ein durchaus geachtetes und anständiges in Schutz nimmt. Wir wollen hoffen, daſs die Frage über

die Rhapsoden mit dieser Untersuchung endlich geschlossen sey, da nach den vorliegenden Zeugnissen der Alten kein anderes Resultat als das eben vorgelegte wird zu gewinnen seyn, und bemerken nur noch, dafs in dieser Schrift auch gelegentlich noch manche andere schätzbare Bemerkungen mitgetheilt werden, die wir hier nicht im Einzelnen namhaft machen konnten.

Wir reihen daran noch folgende, dem Herrn Prof. Nitsch gewidmete Schrift, deren Inhalt auch gewissermafsen auf den trojanischen Cyclus und die Homerischen Gedichte sich bezieht:

Palamedes. Dissertatio philologica. Scripsit Otto Jahn. Hamburgi Prostat apud Perthes et Besser. **1836. 60** *S. in gr.* **8.**

Der Verf. war vor Allem bemüht, eine sorgfältige und wohlgeordnete Zusammenstellung aller der Nachrichten zu geben, welche das Alterthum über die Person des Palamedes und die ihm zugeschriebenen Erfindungen uns hinterlassen hat, und so eine möglichst vollständige Monographie über diesen von Dichtern und Rednern hochgefeierten, von der Kunst verherrlichten Weisen der heroischen Zeit zu liefern, den die Sage, schwankend über Geburt und Eltern u. s. w., doch einen entschiedenen Antheil an dem Zuge gegen Troja nehmen läfst, als Gefährten des Achilles, durch hohe Einsicht und Tapferkeit ausgezeichnet, schildert und zuletzt, durch des Ulysses Hafs und Neid, untergehen läfst. Es ist bekannt, wie die Sage diesen Palamedes zum Träger aller Weisheit gemacht und auf seinen Namen die Erfindung Alles dessen, was zur Ausbildung des menschlichen Lebens gehört, ja selbst der Schrift, zurückgeführt hat. Diese hohe Bedeutung des Palamedes in der heroischen Sage nachgewiesen, dessen Ansehen durch alle nachfolgenden Zeiten verfolgt und dadurch ein Endresultat möglich gemacht zu haben, ist das Verdienst der vorliegenden Monographie, die durch Klarheit des Vortrags sowie durch die umfassende Behandlung des Gegenstandes, wobei nicht leicht irgend Etwas übersehen worden ist, sich auszeichnet und, frei von aller Systemsucht, rein den historischen Gang verfolgt, der allein zu sichern Resultaten führen kann. Der Verf. nimmt daher seinen Ausgangspunkt bei Homer, um zu zeigen, wie auch dieser Dichter in einem eigenen, freilich verlorenen, Gedichte den Palamedes besungen; er zeigt dann, wie die tragischen Dichter, Äschylus, Sophokles und Euripides, den Mythus des Palamedes zu eigenen Dramen benutzt, wie die Kunst

Digitized by Google

selbst diesen Gegenstand ergriffen und die spätere Rhetorik ihn zum Thema mancher Schulreden gemacht hat. Darauf geht der Verf. zu den Nachrichten über Geburt, Abkunft, Vaterland etc. über, und knüpft daran die Erzählungen von den Erfindungen, welche die Sage dem Palamedes zuschreibt, unter denen die Erfindung der Buchstabenschrift gewiſs eine Hauptstelle einnimmt. Den Widerspruch mit der gewöhnlichen Annahme, welche das griechische Alphabet aus Phönicien mittelst des Kadmus ableitet, hat der Verf. keineswegs übersehen, im Gegentheil er hat Alles darauf bezügliche S. 24. 25 vollständig angeführt. Wenn dieser Widerspruch, wie von Manchen versucht worden, dahin ausgeglichen werden soll, daſs zu den sechszehn durch Kadmus eingeführten Buchstaben Palamedes die übrigen, entweder sämmtlich oder zum Theil — denn die Angaben der späteren Grammatiker darüber sind sich nicht gleich — erfunden, so glaubt Ref. darunter nur eine spätere Deutung zu erkennen, welche den damagen Bestand des griechischen Alphabets nach ihrer Weise zu erklären suchte, und trägt kein Bedenken, die ganze Sage von der Erfindung der griechischen Buchstaben durch Palamedes, als deren älteste Zeugen uns Stesichorus und Euripides erscheinen, als eine griechische Fiction zu betrachten, die ihren natürlichen Grund in der Eitelkeit des griechischen Volks und in dessen Stolz hat, jedes fremde Element auf hellenischen Boden zu verwerfen und die Keime der hellenischen Cultur, die Grundlagen der späteren Blüthe, in Kunst, Wissenschaft u. s. w. auch auf heimischem Boden finden zu wollen: eine Ansicht, die besonders durch schmeichelnde Dichter und Redner den attischen Autochthonen stets empfohlen wurde. Denn an dem semitisch-phönicischen Ursprunge der griechischen Schrift, wie sie auch nachher weiter ausgebildet worden seyn mag, kann Ref. nicht zweifeln, wie er dies auch zu Herodotus V, 58 pag. 93 aufs entschiedenste ausgesprochen hat.

Aber auch die anderen Erfindungen, welche die Sage dem Palamedes beilegt, indem sie ihm Alles das zuschreibt, was zum menschlichen Leben nützlich und nothwendig ist, führt der Vf. nach den Zeugnissen der Alten an, und zeigt, wie deshalb schon im Alterthum Palamedes als ein Muster von Weisheit und Klugheit gepriesen wird. Aus dem Allem ergiebt sich ihm das Resultat (S. 29), daſs dieser Mythus durchaus kein lokaler eines bestimmten Ortes oder Volksstammes gewesen, sondern vielmehr als eine reine Fiction der Dichter zu dichterischen Zwecken zu

Digitized by Google

betrachten sey. Wir möchten auch noch ein historisches Element, oder, wenn man will, selbst eine historische Grundlage hinzufügen, da wir diesen Mythus so wenig wie der Verf. für einen physischen halten und darum die von Manchen versuchte Ableitung des Namens Palamedes von ἅλς, ἅλιος, um in dem ganzen Mythus eine Beziehung auf Meer und Meeresgeister zu finden, nicht billigen können. Weit näher liegt doch die Ableitung von παλάμη, für die sich auch unser Vf. mit Recht entscheidet.

Die von S. 31 angehenden Noten enthalten ausführliche Belege und Nachweisungen über das im Text Berührte, sowie einzelne weitere Erörterungen des dort blos im Allgemeinen Angedeuteten.

Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwicklung und ihrem Verfalle, von Karl Heinrich Lachmann. Mit einer Einleitung über die Anfänge der griechischen Geschichte, und einer Beilage über die Epochen des Eratosthenes und Apollodoros, von der Zerstörung Troja's bis zur ersten Olympiade. Breslau, in Commission bei Graſs, Barth u. Comp. 1836. *VI und* 324 *S. in gr* 8.

Wenn wir uns bei dieser Schrift, die sich gleichfalls mit Erforschung der älteren Zustände, zunächst der politischen Griechenlands, beschäftigt, und dabei Manches berührt, was in der Schrift von Uschold bereits zur Sprache gekommen, kürzer fassen und dem Verfasser nicht in das Detail seiner Entwicklungen über die spartanischen Staatsalterthümer folgen, indem wir dies lieber Andern überlassen wollen, so soll daraus kein ungünstiges Vorurtheil gegen den Verfasser oder gegen seine Schrift abgeleitet werden, die gewiſs als ein Werk gründlicher Forschung und fleiſsigen, sorgfältigen Quellenstudiums gerechte Anerkennung verdient und selbst durch die im Ganzen umsichtige Behandlung so dunkler und schwieriger Gegenstände sich empfiehlt; obwohl auch hier Ref. nach seinem Standpunkt mit vielen Behauptungen, wie sie diese Schrift enthält, sich durchaus nicht befreunden kann. Dies kann auch hier gleich von der Einleitung gelten, welche die auf dem Titel angekündigte Untersuchung über die Anfänge der griechischen Geschichte enthält (S. 1—67) und in ihren beiden ersten Abschnitten sich über die ältesten Cultusverbindungen in Griechenland verbreitet. Denn die ältere Geschichte Griechenlands ist an die Ausbreitung des Cultus innig geknüpft und aus ihr hauptsächlich zu entnehmen. Der Geschichtsforscher wird daher genöthigt seyn, auf die ältesten religiösen Vorstellungen

Digitized by Google

der einzelnen Stämme, die Verehrung ihrer Gottheiten, auf die bildlichen Darstellungen derselben, ihren Cultus und selbst ihre Namen zurückzugehen, um darin die Fäden zu entdecken, die ihn in dem Labyrinth der Erzählungen von der Abkunft der einzelnen Stämme und ihrer Führer, die hier stets an den Cultus der Stämme selber angeknüpft ist, sowie in den Erzählungen von ihren Wanderungen, ihren Wohnsitzen u. s. w. leiten sollen. Hier müssen wir nun gleich bemerken, daſs Herr Lachmann im Ganzen einem ähnlichen Systeme, wie Herr Uschold, obwohl, wie wir aus mehrern Stellen ersehen, mit weniger Entschiedenheit und gröſserer Vorsicht, die wir freilich hier am wenigsten tadeln wollen, folgt. Er glaubt nemlich durch die am Anfange seiner Schrift über das älteste Religionssystem der Griechen und dessen Entwicklung gegebenen Andeutungen die Überzeugung gerechtfertigt zu haben, daſs in diesem Religionssystem, soweit wir es kennen, schwerlich hinreichende innere Gründe zu der unmittelbaren Ableitung aus dem Orient liegen könnten. Er bemerkt dann weiter, daſs es nur die Namen gewesen, welche Herodot von Ägypten herleite, Namen, die kein hellenisches Gepräge tragen und meist auf alt-pelasgische Wortstämme zurückzuführen seyen. Dies kann nun freilich Ref. nicht zugeben, da Herodotus an Stellen, wie II, 49. 50. 51. 58. u. a., doch von mehr als von bloſsen Namen spricht, und wirkliche Gegenstände des Cultus auf Ägypten zurückführt. Und wenn der Verf. als das Resultat seiner Forschung das Ergebniſs betrachtet, daſs es die allgemein zeugende und die gebärende Kraft gewesen, die allen späteren Zeugungen und Theogonien der Griechen zu Grunde gelegen, so ist dies eine so orientalische Idee, die in den verschiedenen Culten der Völker Asiens überall uns entgegen tritt, daſs gerade hierin ein innerer Beweis, auch abgesehen von äusseren Spuren und Verbindungen, für die Ableitung aus dem Orient zu liegen scheint. Und diese Ansicht findet selbst einen äusseren Beleg in den ältesten Kunstbestrebungen und in den sinnbildlichen Darstellungen der hellenischen Götter bis in die späteren Zeiten der blühenden Kunst herab. Diese Seite hat freilich der Verf., der sich überhaupt mehr auf kürzere Andeutungen beschränkt hat, nicht berücksichtigt; wir glauben, sie ist bei solchen geschichtlich-mythologischen Untersuchungen nicht ausser Acht zu lassen, da sie uns mit gröſserer Sicherheit leiten kann, als die oft mangelhaften und widersprechenden Angaben späterer Schriftsteller, einen Pausanias oder Strabo etwa ausgenommen,

Digitized by Google

um von einem Herodotus oder Thucydides nicht zu reden, deren Nachrichten gerade von der archäologischen Forschung ein oft überraschendes Licht erhalten.

Besonderen Werth legt der Verf. auf die Nachrichten über Dodona, und über den Zusammenhang der Hellenen mit dem dodonäischen Orakel, da er dieses Heiligthum als den Punkt betrachtet, von dem wenigstens ein Theil der neuen Bevölkerung, welche Griechenland durch die hellenischen Stämme erhalten, ausgegangen sey (S. 14). Wir verbinden damit die Stelle S. 24 und 25, wo der Vf. unumwunden seine Ansicht dahin ausspricht: »Wenn es uns wahrscheinlich scheint, daſs Griechenland und Italien seine Bewohner nicht von Osten, sondern von Nordwest erhalten hatte, so müssen wir annehmen, daſs diese ihre Sitze früher jenseits der Alpen gehabt hatten, wohin sie auf der groſsen Heerstraſse der europäischen Völker, im Norden des schwarzen Meeres, gelangt waren. Die letzten Nachwanderungen desselben groſsen Stamms dürften die der Etrusker in Italien, in Griechenland die der Hellenen gewesen seyn. Bei diesen nun, scheint es, hatte, durch besondere Verhältnisse unterstützt, die religiöse Cultur, schon als sie den griechischen Boden betraten, den Punkt erreicht, zu welchem die Pelasger erst in Kreta gelangten. Es muſste daher ein Gegensatz entstehen, zwischen ihr und der früheren Religion, ein Gegensatz, der indeſs erst mit dem Erscheinen des letzten Stammes, der Dorier, vollständig wurde. Durch dieses Dazwischentreten der heroischen Mythologie wurde die Entwicklung der alten Religion gehemmt, sie muſste sich tiefer in das Geheimniſs zurückziehen, wenn sie nicht gänzlich von der neuen Volksreligion verdrängt werden sollte, und sich fester von ihr abschlieſsen, um ihre Heiligkeit auch ferner zu bewahren.«

Kreta bildet nach dem Verf. die Verbindung zwischen der hellenischen Mythologie und der pelasgischen Religion; ja er gibt dieser Insel dieselbe Bedeutung auch als Vermittlerin mit dem Orient, in welcher Gestalt Kreta besonders in der Sage von Kadmos, dem Phönicier, erscheine. Aber weder Kadmos noch Europa stammt nach dem Verf. aus Phönicien; diese läſst er durch die Minyer nach Kreta gebracht werden, wo sie mit dem ältern einheimischen Gotte auf gleiche Weise vermählt werden, wie Kadmilos mit der Harmonia in Samothrake. Doch lesen wir gleich darauf S. 30 die merkwürdigen Worte: »Die Verknüpfung der Sage mit Phönicien aber muſs nothwendig ihren Grund in den wirklichen äusseren Verbindungen Kreta's mit diesem Lande

Digitized by Google

gehabt haben, von welchen es auch in dem Alterthum Kunde gab und welche durch die Lage der Insel hinlänglich erklärt werden.« So soll denn diese (minyeische) Europa mit der phönicischen Astarte verwechselt worden seyn, und so erscheine Nichts natürlicher, als daſs sie Phönicien zur Heimath erhalten und daſs die spätere Fabel von ihrer Entführung aus Sidon sich gebildet. Wir finden es weit natürlicher, statt dieser künstlichen Proceduren den historischen Weg zu verfolgen, der uns hier auf den Orient, auf Phönicien zunächst hinführt, und von dort her nach dem nahen Kreta, wie nach dem eigentlichen Griechenland ebensogut phönicische Handelsleute und Niederlassungen, als phönicische Religionsideen und die Keime einer Civilisation, die mit dem Cultus und, wenn man will, selbst mit dem Handel zusammenhing, abzuleiten. Da auf diese Weise dem Verf. Kadmos ein rein griechischer Religionsbegriff und eine rein griechische Gottheit wird, so werden denn auch die Kadmeer in Theben von den Encheleern in Illyrien an den Akrokeraunen unweit Dodona hergeleitet, als dem äussersten Punkte, von wo der weit verbreitete Cultus des Kadmos den hellenischen Boden betrat. Da der Vf. fremde Colonien verwirft und zugleich Dodona, wie wir gesehen, als den Punkt betrachtet, von dem die hellenische Bevölkerung Griechenlands ausgegangen, so muſste er wohl auch mit den Kadmeern dahin gelangen, um sein System zu erhalten, und so die verschiedenartigen Nachrichten in ein wohlzusammenhängendes Ganze zu vereinigen, was Ref. als eine Unmöglichkeit betrachtet; wie er denn alle die Versuche neuerer Zeit, in diese Wirren durch scharfsinnige Combinationen u. s. w. ein System zu bringen, aus dem Grunde nicht für gelungen halten kann, weil einem jeden solchen System, bei gleichem Scharfsinn und gleicher Combinationsgabe auch das entgegengesetzte wird gegenüber gehalten werden können, indem die sichere historische Grundlage fehlt und bei dem Widerspruche der auf uns gekommenen Nachrichten, wo denn die eine Nachricht da, wo sie in das System paſst, angenommen, in allen andern Fällen aber verworfen wird, die innere Nothwendigkeit, die jedes System haben soll, durchaus abgeht.

Ein dritter Abschnitt der Einleitung bespricht die Wanderungen der griechischen Stämme, der jonischen und der achäischen, sowie die Abkunft derselben. Hier werden nun die Minyer, im Widerspruch mit dem Zeugniſs des Herodotus, mit den attischen Joniern in Verwandtschaft gebracht und ihnen entgegen-

Digitized by Google

gestellt die Achäer, als das im Peloponnes zur Zeit des troischen Krieges herrschende Volk; wie den Joniern der Poseidonscult eigen, so den Achäern der Apollo, der aber allerdings verschieden sey von dem Apollo, den auch die Jonier von der ältesten Zeit her gehabt, der als Sohn des Hephästos noch völlig als das pelasgische Sonnensymbol sich zeige und zu Athen als Apollo πατρῷος unter die ältesten einheimischen Götter trete. Ref. ist weit entfernt, diese Verschiedenheit des Apollo in Zweifel zu ziehen, da er selbst früher auf diesen doppelten Apollo hingewiesen hat, nur mit dem Unterschied, daſs der ältere, vom Vf. als pelasgisches Sonnensymbol erkannte Apollo, ihm zwar gleichfalls Sonnengott, aber eine ägyptische Gottheit (Horus) ist, an deren Stelle gewissermaſsen oder auch mit diesem fremden Gotte vermischt, später der dorische Apollo trat. S. die nähere Ausführung in meiner Abhandlung De Apolline Patricio etc. (Heidelberg 1820) pag. 16 ff.

Wir übergehen Anderes, um noch Einiges über die Behandlung der Pelopidensage p. 48 ff. zu bemerken. Der Verf. nemlich tritt in der Frage nach der geschichtlichen Bedeutung der Sage vom trojanischen Kriege ganz der oben erwähnten Meinung von Völker bei, welche dieselbe auf die Züge und Niederlassungen der Äolier an der kleinasiatischen Küste bezieht; die troische Sage und die Pelopidensage erscheint ihm daher ursprünglich völlig getrennt und erst später in eine Verbindung mit jener gebracht. An den troischen Küsten (so hätten wir uns nach dem Verf. die Sache vorzustellen) seyen Niederlassungen tyrrhenischer Pelasger gewesen, eines minyeischen Stammes, der aus Böotien vertrieben, über Attika, nach Lemnos und Samothrace gezogen; von Samothrace aus aber stamme das Haus des Dardanos, gegen welches der Zug statt gefunden; gegen diese Dardaner-Tyrrhener sey der Kampf der Aoler, die sich von Lesbos aus über die troische Küste verbreitet, gerichtet gewesen, und in ihm habe demnach die Sage von Ilion die äussere Veranlassung erhalten. Dies soll also Grund und Veranlassung der Homerischen Dichtung seyn! Ref. kann sich mit dieser Ansicht nimmermehr befreunden, so wenig wie mit der andern, welche statt der äolischen Züge nur die eines andern Stammes, der Myrmidonen, setzen möchte; das ganze Wesen der Homerischen Dichtung, die hohe Bedeutung und das Ansehen derselben wird ihm dann unbegreiflich, so vieler andern Punkte nicht zu gedenken, welche mit dieser Ansicht auch nach den Zeugnissen der Alten und nach dem

Digitized by Google

Inhalte jener Poesie in entschiedenem Widerspruch stehen. Wie hätte ein solches vereinzeltes Unternehmen eines einzelnen, unbedeutenden Stammes, ein Wanderungszug, deren in der älteren Geschichte Griechenlands so viele vorkommen, ein solches Ansehen in der Sage wie in der Geschichte erhalten, und von einem Homerus auf eine solche Weise, wie er es gethan hat, dargestellt werden können? Dies sind Gedanken, die sich wohl Jedem aufdrängen, der die Homerischen Gedichte, sowie die späteren Historiker, unbefangen, ohne irgend eine vorgefaſste Meinung, gelesen hat. Warum will man diese, besondern Ansichten oder Systemen zu Gefallen, abweisen und durchaus neue Ansichten aufſtellen, die weder mit dem Inhalt und Charakter der Gedichte selbst, noch mit den äusseren Zeugnissen in Übereinstimmung sind?

Übrigens betrachtet der Verf. den Homer als einen Jonier; die Zeit der Entstehung der Homerischen Gedichte glaubt er in die Zeit des Kampfes zwischen einem nach politischer Bedeutung strebenden Demos und einem in den alten Erinnerungen noch mächtigen Adel verlegen zu müssen (S. 107).

Nach dieser Einleitung folgt in fünfzehn Abschnitten eine geschichtliche Darstellung der spartanischen Staatsverfassung, und zwar von ihren ersten Anfängen mit der Gründung eines dorischen Staats im Peloponnes an bis zu der von den Königen Agis und Kleomenes versuchten Umwälzung und deren Folgen. Ref., die Prüfung des Einzelnen, wie er schon oben bemerkt, Andern überlassend, begnügt sich mit einigen Andeutungen über die leitenden Ideen des Vfs. und den Gang, den er befolgt hat, ohne in weitere Einwürfe, die er bei mehr als einem Orte zu machen hätte, einzugehen, da nämlich, wo das Streben, in diese dunkeln und verwickelten Verhältnisse, über welche wir von den Alten durchaus nicht vollständig unterrichtet sind, über welche die Alten selbst zum Theil schwankten, ein befriedigendes Licht zu bringen und Alles in ein wohlgeordnetes System zu setzen, den Verf. zu Behauptungen verleitet hat, die wir wenigstens nicht zu unterschreiben wagen würden.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Schriften von Uschold, Nitzsch, Jahn, Lachmann u. Müller.

(Beschluſs.)

Die älteste Bevölkerung der Landschaft Lakonien bildeten nach dem Verf. Minyer; an ihre Stelle traten dann die Achäer, deren Fürsten — die Pelopiden — erst wenige Menschenalter vor der dorischen Wanderung das Land besetzt, dessen Hauptort das schon von den Minyern gegründete Amyklä war, von wo aus auch später Sparta gegründet worden; der Hülfe eben dieser unterworfenen Mimyer verdankten, wie der Vf. glaubt, die eingedrungenen Dorer — ursprünglich nicht drei, sondern zwei Stämme, die sich in Histiäotis zu Einem Volke verbanden, die Dymanen und Hylleer — den schnellen Sieg über die Achäer und diese Minyer bildeten dann auch den Hauptbestandtheil der dritten neu errichteten Phyle, der Pamphylen, zu der auch die Ägiden gehörten. Der Verf., von den Wanderungen der Dorer berichtend, nimmt, wie billig, dazu als Grundlage Herodots Stelle I, 56. (allerdings eine der schwierigsten des ganzen Buchs); aber er verwirft Einzelnes, während er Anderes daraus annimmt, ohne zu bedenken, daſs mit allgemeinen Urtheilssprüchen von der Sorglosigkeit der Logographen, die verschiedene Sagen ohne Rücksicht auf ihren Ursprung verbunden, hier wenig ausgerichtet wird, und daſs keineswegs Herodotus einer der sorglosen Logographen war, die sich blos begnügt, das Tradirte aufzuschreiben, so gut es gehe, ohne alle weitere Prüfung. Im Gegentheil, Herodots Verfahren bildet den entschiedensten Gegensatz zu solchen Logographen, wie Ref. bereits an einem andern Orte (T. IV. p. 402 seq. seiner Ausgabe und die dort angeführten Stellen) nachgewiesen hat. Es ist gewiſs zu beklagen, wenn so Manche, die in unsern Tagen es versucht haben, irgend ein System über die alte Geschichte, Staatsverfassung und Mythologie der Griechen aufzustellen, mit Herodotus in einen Widerspruch kommen, der nicht gerade geeignet ist, für ein System zu gewinnen, das durch den ältesten geschichtlichen Zeugen verworfen wird.

In dem nächsten siebenten Abschnitt werden insbesondere auch die ursprünglichen Verhältnisse der Periöken und der

Heloten besprochen; in letztern erkennt der Verf. die Bewohner des sumpfigen Ufers des Eurotas im Gegensatz zu den hochliegenden Städtebewohnern; er leitet den Namen derselben ab von ἕλος, das im Allgemeinen jede wasserreiche Ebene bedeutet; es wurden bei der Besetzung des Landes durch die Dorer die Heloten zu zinspflichtigen, aber noch nicht leibeigenen Bauern, indem einem jeden Spartaner eine Anzahl dieser Grundbesitzer zugewiesen, die ihm die Hälfte des Ertrags zu zinsen hatten. So denkt sich der Verf., nach der Analogie der messenischen Helotie, dieses Verhältniſs (S. 115), das erst später in Folge wiederholter Aufstände dieser Heloten sich veränderte und in eine völlige Unterdrückung derselben sich umgestaltete, so daſs die bisher freien, zinspflichtigen Bauern nun leibeigen wurden und ihr Loos, ihre Behandlung in jeder Hinsicht sehr hart war, härter als das Loos der Sclaven in den übrigen griechischen Städten, zumal in den Fabrik- oder Handelsstädten vgl. S. 149. 150: eine Ansicht, die den Verf. in einen Widerspruch bringt mit O. Müller u. A., die dieses Verhältniſs als ein weit milderes darzustellen versucht haben.

Mit dem achten Abschnitt S. 117 treten wir in eine Untersuchung über die Bedeutung und die staatsrechtliche Geltung der Namen Spartiaten und Lacedämonier. Nach dem Vf. wäre Lakedämon als allgemeiner Volksname der officielle der spartanischen Regierung gewesen, wo sie als Macht, als Staat in den Verhältnissen und Beziehungen zum Ausland auftrete; der Ausdruck Spartiaten wäre eine Standesbezeichnung, unter der die vornehmen Bewohner der Stadt im engern Sinne zu verstehen, d. h. die Bewohner der eigentlichen Altstadt, der in der Mitte gelegenen Akropole, um welche herum in den zugetheilten Distrikten oder, wenn man will, Vorstädten: Pitana, Messra, Kynosyra, Limne Lakedämonier (?) gewohnt, so daſs dann die Spartiaten gleichbedeutend werden mit den Homöen, als dem spartanischen Geburtsadel (?). Ohne auf den letzteren Punkt uns einzulassen, da wir über die Homöen auf C. Hermanns Schrift verweisen können, bemerken wir nur, daſs mit diesen Unterschieden über die Benennung Lakedämonier und Spartiaten, sowie mit der vom Verf., im Gegensatz zu Varkenaer u. A. aufgestellten Behauptung, daſs unter jenem Namen die Periöken, in besonderem Unterschiede von den Spartanern, keineswegs verstanden würden, eine Anzahl Stellen des Herodotus in völligem Widerspruch steht. Der Vf. scheint dies auch gefühlt zu haben; aber seine Behaup-

tung, daſs Herodot, weil er in diesen Benennungen nicht so sorgfältig (wie spätere Schriftsteller) unterschieden, »für uns in dieser Hinsicht alles Ansehens ermangele«, kann uns nur als eines von den gewöhnlichen Auskunftsmitteln erscheinen, Ansichten der Alten, Stellen, die sich mit unsern Sätzen, mit unserm System nicht vereinigen lassen, auf eine leichte Manier zu beseitigen. Denn an andern Orten wird wieder auf denselben Schriftsteller, der hier alles Ansehens ermangeln soll, Alles gebaut. So heiſst es Herodot IX, 53 von den Gräbern, in welche die zu Platäa Gefallenen beerdigt wurden: Λακεδαιμόνιοι (entgegengesetzt den andern, nachher genannten einzelnen Völkern, die ebenfalls ihre Gefallenen in eigenen Gräbern bestatteten) μὲν τριξὰς ἐποιήσαντο θήκας; in das erste Grab kamen die ἰρένες (i. e. οἱ ἄρχοντες), in das zweite οἱ ἄλλοι Σπαρτιῆται, in das dritte die Heloten. Hier werden doch wohl die Periöken im zweiten Grabe gewesen seyn, gerechnet demnach unter die Σπαρτιῆται. So kommt Λακεδαιμόνιοι und Σπαρτιῆται ohne besondern Unterschied IX, 33. 35. 36. vor; oder VIII, 2. 3. 114, wo (wie VIII, 2) zuerst Σπαρτιῆται steht und dann in der feierlichen Anrede Λακεδαιμόνιοι: Beweises genug, daſs, wenn das letztere auch die feierliche, officielle Standesbezeichnung gewesen, doch im Sprachgebrauche Σπαρτιῆται nicht selten ganz in gleichem Sinn genommen wurde. So findet sich VIII, 141 zuerst Λακεδαιμόνιοι und dann οἱ ἀπὸ Σπάρτης, so VIII, 124 zuerst Λακεδαιμόνιοι und dann Σπαρτιῆται, dagegen umgekehrt IX, 64 zuerst Σπαρτιῆται und IX, 65 zu Anfang Λακεδαιμόνιοι. Ref. beschränkt sich auf diese nur aus den beiden letzten Büchern des Herodotus entnommenen Belege, die sich mit leichter Mühe wohl noch vervielfältigen lieſsen, auch wenn man in andern Autoren sich umsehen wollte. Die Folge davon würde den hinreichenden Beweis liefern, daſs diese Benennungen sich nicht so scharf abgränzen lassen, sondern im Sprachgebrauch verwechselt oder vielmehr, ohne Beachtung des ursprünglichen Unterschiedes, gebraucht und selbst in staatsrechtlichen Verhältnissen so angewendet worden sind. Wenn Sparta die ursprüngliche Benennung der dorischen Niederlassung war, welcher die ganze Landschaft unterworfen war, so kann es nicht befremden, wenn der Name der Landschaft allgemeiner gefaſst, auch die regierenden Herren derselben in sich begriff, oder der Name der letzteren hinwiederum auch von dem ganzen Lande im Allgemeinen gebraucht wurde.

Digitized by Google

Über die beiden Königshäuser und deren Ursprung verbreitet sich der neunte Abschnitt S. 134 ff., wo der Verf. diese beiden königlichen Familien mit den beiden oben erwähnten Stämmen in Verbindung bringt, so daſs die Familie der Eurystheniden dem Stamme der Hylleer, die der Prokliden dem Stamme der Dymanen angehöre. Daran knüpft sich Anderes über die Dioskuren und über die Verhältnisse der Dorier zu dem neuen Demos bis Lykurg u. s. w. Daſs freilich Manches hier sehr problematisch ist, wird sich der Verf. selbst nicht verhehlen wollen, der mit dem nächsten, zehnten Abschnitt zu einer Schilderung der Lykurgischen Gesetzgebung übergeht, S. 151 ff. Als Zweck der Staatseinrichtungen, welche die Tradition dem Lykurg zuschreibt, stellt der Verf. voran: die Vereinigung des Volkes und des Adels zu einem gemeinschaftlichen Staatsbürgerthum, während Ref. in ihm nur den Wiederhersteller der alten dorischen Stammsitte, die selbst durch neue Zusätze in ihrer ganzen Schroffheit und Abgeschlossenheit erhalten werden sollte, erkennen kann. Wir wollen und können hier nicht weiter in das Einzelne eingehen; es mag genügen, den verschiedenen Standpunkt angedeutet zu haben, der freilich auch zu verschiedenen Folgerungen führt, wie dies aus der weiteren Darstellung des Verfs. ersichtlich ist, der, wie uns scheint, ein viel zu complicirtes Gebäude einer spartanisch-aristokratischen Regierungsform hier aufgestellt hat, und z. B. in der ἐκκλησία (im Gegensatz zur ἁλία, der eigentlichen Volksversammlung, mit unbedeutenden politischen Rechten) eine Versammlung von Beamten erkennen will, in deren Hände die Berathschlagung über alle Gegenstände der ausübenden Gewalt gelegt war, die die Gerusia so gut wie die Ephoren in sich befaſste, und somit die spartanische Regierung im eigentlichen Sinne des Wortes, also eine rein aristokratische, gewesen. Ref. kann sich mit diesen und ähnlichen Behauptungen nicht befreunden und hält sich im Ganzen lieber an die Darstellung, wie sie C. Herrmann in den Griechischen Staatsalterthümern gegeben hat. Er bemerkt nur noch, daſs der Verf. im vierzehnten Abschnitt die spartanische Verfassung mit der römischen, sowie selbst mit der attischen in ihrer früheren Entwicklung bis Klisthenes vergleicht, und im fünfzehnten die Verhältnisse der beiden Hauptstaaten Griechenlands, Athens und Sparta's, zur Zeit der Perserkriege, sowie den Einfluſs des peloponnesischen Kriegs auf die inneren Verhältnisse Sparta's bespricht; er sucht dabei auch die Ursachen des inneren Verfalls zu entwickeln, bis auf Agis und

Digitized by Google

Kleomenes herab, und deren Versuch, die alte Verfassung Lykurgs unter ganz veränderten Verhältnissen wiederherzustellen.

Die in der Beilage am Schluſs des Ganzen geführte Untersuchung über die Epochen des Eratosthenes und Apollodorus von der Zerstörung Troja's bis zu der ersten Olympiade würde, wenn sie in dem Grade sicher ist, wie der Verf. solches glaubt, zu einem sehr niederschlagenden Resultat führen und in die Systeme der griechischen Chronologie uns wenig Vertrauen setzen lassen. Der Verf. nemlich glaubt (S. 323) erwiesen zu haben, »daſs die chronologischen Angaben über die spartanischen Könige, die Ereignisse der spartanischen Geschichte und die athenischen Archonten, bis zu der ersten aufgezeichneten Olympiade und noch geraume Zeit über diesen Zeitpunkt hinaus, durchaus erdichtet sind. Da nach diesen Angaben die übrigen berechnet sind, so überlassen wir es dem Leser, zu beurtheilen, auf welchem Grunde das künstliche Gebäude der griechischen Chronologie vor jenem Zeitpunkte überhaupt ruhe.« So würde auf jenen Alexandrinern der Vorwurf lasten, durch willkührliche Ansätze ein System der Chronologie in Umlauf gebracht zu haben, das auf reinen Fictionen beruht! So Etwas zu glauben fällt allerdings schwer.

Zum Schlusse nennen wir noch eine Schrift, die sich auf die attischen Alterthümer bezieht und durch die Art und Weise, wie der Gegenstand darin behandelt ist, gewiſs alle Aufmerksamkeit verdient:

Panathenaica. Auctore Herm. Alex. Mueller, phil. Dr. Bonnae, impensis librariorum Koenig et van Borcharen. MDCCCXXXVII. 78 S. *in gr.* 8.

Ref. muſs vor Allem hier auf den Satz aufmerksam machen, den der Verf. mit vollem Recht an die Spitze seiner verdienstlichen Arbeit gestellt hat, einen Satz, der selbst in neuer, neuester Zeit übersehen, darum nicht genug wiederholt werden kann: daſs nemlich unsere Forschungen über die Religionen Griechenlands, sowie über Alles das, was man mit dem gewöhnlichen Namen der Antiquitäten belegt, erfolglos bleiben, wenigstens zu keinem befriedigenden Resultate führen können, wenn man sich blos an die schriftlichen — oft auch unvollständigen oder sich widersprechenden — Quellen hält, diese sammelt und ordnet, dagegen die Denkmale der Kunst nach ihren verschiedenen Zweigen, unter denen einige (wie z. B. die Vasen) so reich an bildlichen Darstellungen des hellenischen Lebens sind, durchaus un-

Digitized by Google

berücksichtigt lassen will. Wenn früher dies nicht wohl möglich war, so lange diese Denkmale der Kunst entweder gar nicht entdeckt oder doch nur höchst Wenigen zugänglich waren, so kann doch jetzt eine solche Entschuldigung nicht mehr vorgebracht werden. Um so auffallender muſs es aber seyn, wenn Gelehrte in unsern Tagen einer solchen Anforderung sich entziehen oder sie gar als unstatthaft abweisen wollen! Wir müssen daher doppelt wünschen, daſs dies von dem Vf. so dringend anempfohlene Studium der Werke der alten Kunst bei jeder solchen Untersuchung sorgfältig beachtet werde, zumal da er selbst in dieser Monographie über das Fest der Panathenäen gezeigt hat, wie sehr der Gegenstand durch die stete Rücksichtsnahme auf die bildlichen Denkmale des Alterthums gewonnen hat. Daſs übrigens die schriftlichen Quellen — die Nachrichten der Alten — nicht übersehen sind, bedarf wohl kaum einer besonderen Erinnerung; sie waren auch theilweise schon von Andern gesammelt, so daſs das Verdienst des Vfs. besonders in der geschickten Behandlungsweise des Gegenstandes und in der bisher durchaus vernachlässigten Rücksicht auf mannichfache Reste der alten Kunst, auf die herrlichen Vasen mit ihren Darstellungen u. s. w. besteht. Wir verweisen in dieser Hinsicht namentlich auf Cap. VII. p. 63 ff. über die Panathenäischen Vasen. Indessen sind auch die andern Theile in einer gleich befriedigenden Weise behandelt, indem der Verf. ausführlich Entstehung und Veranlassung des Festes bespricht und über die groſsen und kleinen Panathenäen und deren Unterschied, über die einzelnen Tage der Feier und die Zeit der Feier selbst, über die dabei stattfindenden Gebräuche und Festlichkeiten u. s. w., auch insbesondere über den Fakellauf u. a. sich verbreitet, wobei nicht leicht etwas auf diesen Gegenstand Bezügliche übergangen ist. Der Verf. zeigt eine umfassende Kenntniſs der Archäologie, die auf gründliche philologische Studien basirt, nicht wenige Punkte in einem ganz neuen Lichte dargestellt hat, und uns zugleich zu den besten Erwartungen von den weiteren Studien des Verfs. berechtigt.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Historisch-geograpisch-statistisches Gemälde der Schweiz. 5tes Heft. Der Canton Schwyz. Von Gerold Meyer von Knonau. St. Gallen u. Bern, 1835. Huber u. Comp. XII u. 335 S. — 18tes Heft. Der Canton Tessin. Von Stefano Franscini. Nach der italien. Handschrift von G. Hagnauer. Ebd. 1835. XII u. 436 S. (Jedes Bändchen mit einem Nebentitel: Der Canton —, historisch, geographisch, statistisch geschildert.)

Der Unterzeichnete hat an einer früheren Stelle dieser Jahrbücher (1835. p. 436 ff.) das erste Heft dieser Sammlung, das Gemälde des Cantons Zürich von G. Meyer von Knonau, mit gebührendem Lobe angezeigt, und freut sich, das verdienstliche Unternehmen unter den Federn vorzüglicher Männer fortrücken zu sehen. Die beiden Verf. der genannten Bände sind durch frühere Arbeiten als gründliche Statistiker so vortheilhaft bekannt, daſs man von ihren Schilderungen der zwei, bisher sehr wenig bekannten Cantone die besten Erwartungen hegen durfte. Diese sind auch, soweit die Hülfsmittel der Verf. reichten, in der That erfüllt worden, allein es liegt in dem Wesen statistischer Werke, daſs der Einzelne immer von den Vorarbeiten Anderer abhängt, und wo weder von Privatpersonen noch von Beamten auf das zweckmäſsige Sammeln von Nachrichten Bedacht genommen wird, da müssen bei dem ersten Versuche, das Ganze eines Staates zu schildern, Lücken bleiben, die erst später durch mehrseitiges Zusammenwirken ausgefüllt werden können.

Daſs hier nicht blos das eigentlich Statistische dargestellt werden soll, ist schon aus dem Titel abzunehmen. Ausser den Umständen, die sich auf Volks- und Staatsleben beziehen und daher auf das Wohl und Wehe der Einwohner irgendwie Einfluſs äussern, sind manche andere geschichtliche und geographische Merkwürdigkeiten aufgenommen worden, um die Gesammtheit dessen mitzutheilen, was der Fremde wie der Inländer über einen Canton zu wissen begehren kann. Doch hat der gröſste Theil des Inhaltes auch statistisches Interesse. — Franscini spricht von seinem Vaterlande (er ist Staatsschreiber zu Bellinzona), Meyer v. Knonau giebt die Früchte wiederholter Wanderungen und konnte zahlreiche Mittheilungen unterrichteter Bewohner des Cantons Schwyz benutzen, unter denen er vorzüglich einen historisch-topographischen Aufsatz des Pfarrers Schibig erwähnt. Die Angaben sind daher mit aller Sorgfalt bearbeitet und der Leser erhält überall den Eindruck der genauen Kenntniſs und Gewissenhaftigkeit der Verf. Letztere drückt sich auch darin

Digitized by Google

aus, daſs sie das Nichtbekannte nicht willkührlich ergänzen und da, wo Franscini nur ungefähre Schätzungen aufstellen kann, ist dies stets bemerkt. In beiden Cantonen ist für die weitere Entwicklung der geselligen Angelegenheiten noch Vieles zu thun; man ist an den Gedanken gewöhnt, daſs beide in manchen Hinsichten hinter anderen Theilen der Schweiz zurückstehen, und wohl Jeder, der diese Bände zum erstenmale in die Hand nimmt, wird seine Aufmerksamkeit darauf richten, wie dieser Umstand von den Verf. behandelt worden ist. Hierin zeigt sich nun die Verschiedenheit ihrer Stellung entscheidend. Franscini trägt kein Bedenken, die Gebrechen seines Landes scharf, mit strafenden und zürnenden Worten zu rügen und zu ihrer Abstellung feurig zu mahnen; Meyer v. Knonau, ein Zürcher und von anderer Confession, äussert sich milder, beschränkt sich öfter auf die Beschreibung des Thatsächlichen und überläſst dem Leser, den Tadel selbst auszusprechen. Beide haben aber gewiſs zu vielen Verbesserungen den Keim gelegt, indem sie den Bürgern der abgehandelten Cantone einen getreuen Spiegel vorhielten.

Unterz. fügt nun, um von dem Inhalte eine deutlichere Vorstellung zu geben, einige Bemerkungen hinzu, die in dem allgemeinen Theile jedes Bandes ihre Veranlassung gefunden haben. Der zweite Theil ist eine Topographie nach der Buchstabenfolge.

Für den Canton Schwyz scheint der Besitz eines der drei gröſsten Wallfahrtsorte in Europa von mehrern Seiten wichtig geworden zu seyn. Das Kloster Einsiedeln, auf einer Hochebene von 2700 Fuſs über dem Meere gelegen, wird noch jetzt ungefähr von 100,000 Menschen jährlich besucht, worunter freilich wohl auch viele Bewohner des eigenen Cantons mit begriffen sind. Es ist jedoch die Frage, ob diese groſse Zahl von Wallern mehr ausgiebt, als die 10,000 Reisenden, welche die bezaubernde Aussicht auf der Rigi (der Verf. braucht Rigi als weiblich) alljährlich herbeizieht. — In der Nähe eines so gefeierten Ortes, unter dem Einflusse eines reichen und mächtigen Klosters muſste, wenigstens in Bezug auf das Äussere des Gottesdienstes, eine eifrige Religiosität und ein beharrliches Festhalten an den herkömmlichen Formen entstehen. Der Canton hat, bei ungefähr 40,000 Einwohnern (die unvollständige Zählung von 1833 gab 38,351), 118 Welt- und 204 Klostergeistliche, zusammen 322 oder $\frac{1}{124}$ der Einwohner. Es bestehen viele religiöse Brüderschaften, an der Kirche zu Schwyz allein 13, und diese sind mit einem Vermögen ausgestattet, welches, wie Meyer v. K.

andeutet (S. 152), für Zwecke des Unterrichts benutzt werden könnte. Die 5 Buchdruckereien in Schwyz sind fast allein mit dem Drucke von Gebetbüchern u. dgl. beschäftigt. Die Reformation vermochte nicht zu wurzeln, auch stand ihr im Wege, daſs sie das sogenannte Reislaufen, nämlich das für Sitten und Gewerbfleiſs verderbliche Hinausziehen der männlichen Jugend in fremde Kriegsdienste, zu verhindern suchte, woran die Einwohner nun einmal festhielten. 1655 wurden 4 Protestanten zu Art enthauptet, 36 andere entkamen nach Zürich. 1698 wurde die letzte harte Strafe gegen einen, der protestantischen Lehre verdächtigen Einwohner von Art zuerkannt. Der kräftige Widerstand gegen die Franzosen und die von diesen gegründete helvetische Republik im J. 1798 entsprang zum Theil aus Besorgnissen für den Fortbestand der Religion. Indeſs hinderte diese Anhänglichkeit an den herrschenden Glauben nicht, daſs seit dem 12ten Jahrhunderte über Ländereien und Rechte mit dem Kloster gestritten wurde, und erst 1829 wurde der letzte Zwist durch ein demselben günstiges Erkenntniſs geschlichtet.

Schwyz ist bekanntlich eine reine Demokratie. Die Landsgemeinde, regelmäſsig alle 2 Jahre im Mai berufen, ist »die gröſste Gewalt und Landesfürst«, wie eines der 25 Fundamentalgesetze sagt, und dieser »Fürst« hat sich oft als einen sehr launigen und wetterwendischen zu erkennen gegeben, wie dies von einer Versammlung, in der man schon mit 18 Jahren Sitz und Stimme erlangt, nicht anders zu erwarten ist. Doch widerstanden die versammelten Landleute 1758 dem Versprechen Redings, Jedem 1 fl. zu geben, wenn sie die Zulassung der Jesuiten beschlieſsen würden. (1836 soll dieser Beschluſs doch noch erfolgt seyn.) Eine Milderung des Übels liegt darin, daſs der aus 108 Personen bestehende Groſsrath alle Gesetzvorschläge an die Landesgemeinde bringt. Die Demokratie ist indeſs keineswegs consequent gewesen, indem man die Bewohner des sogenannten äusseren Landes, wohin vorzüglich die Warch im unteren Linththale, oberhalb des Züricher Sees, gehört, in einem Unterthanenverhältniſs hielt, welches 1798 aufgegeben werden muſste, nach der Aufhebung der Mediationsacte zum Theil wieder hergestellt und, nach offenem Bruche und dem Entschluſs des äusseren Landes, sich loszureiſsen, erst 1833 durch die neue Verfassung gänzlich beseitigt wurde.

Die Gröſse des Landes wird von dem Verf. zu 16½ □ M. angenommen. Der Canton reicht, mit einer geringen Ausnahme,

nicht in die Schneegränze hinauf. Die höchste Bergspitze (Roſs-stock) hat 7700, die Spitze der Rigi 5527 Fuſs, der Paſs des Pragel, über den man von dem romantischen Klönthal, am Fuſse der ungeheuren Felswand des Glärnisch, in das Muotathal hinabsteigt, 4822 F. Höhe. Hieraus erklärt sich der Reichthum an guten Viehweiden. Der Feldbau war ehedem stärker, fängt aber wieder an sich zu heben, und dies sollte aus allen Kräften befördert werden. Nur in der weiten Thalsoole der March geht der Pflug. Wie schön sich auch, als Vorgrund des, am Fuſse des Mythen terrassenförmig aufsteigenden Fleckens Schwyz die fetten Wiesen ausnehmen, so wäre doch für den Nahrungsstand der Bewohner ihr öfterer Umbruch gewiſs zuträglich, und es ist eine unerwartete Notiz, daſs in dem hauptsächlich der Viehzucht gewidmeten Lande die Wohlhabenden nur fast wöchentlich einmal Fleisch essen, die Andern nur an den groſsen Festen. Je weniger jetzt mehr auf den Kriegsdienst im Auslande zu bauen ist, desto mehr sollten die Productionszweige im Lande mit Fleiſs und Einsicht betrieben werden. Der Canton sendet 4—5000 Kühe jährlich nach Italien, die man im September in langen Zügen die Gotthardsstraſse übersteigen sieht; das Vieh ist von vortrefflicher Raçe und der Verkauf bringt gegen 1,200,000 Schw. Franken ein; dafür wird aber auch junges Vieh aus Zürich und Zug hinzugekauft. Der Rindviehstand soll über 20,000 Stück betragen. Einsiedeln hat gute Pferdezucht. Die niedrigeren Gegenden führen viel Darrobst aus. Die Waldungen sind beträchtlich, aber von unbekanntem Flächengehalte, und durch weidendes Vieh, Diebstahl, Harzscharren und schlechte Wirthschaft herabgekommen, was die neue Waldordnung von 1833 hoffentlich verbessern wird. — Die Alpen sind meistens Gemeindegut und stehen unter einem Verwaltungsrathe. Am reichsten sind die Genossamen der March mit Gemeindevermögen ausgestattet. — Unter den Gewerken ragt die Verarbeitung der Floretseide in dem Gebiete des ehemaligen Freistaates Gersau hervor. Hoch an der Rigi hinauf findet man die dürftigen Bewohner kleiner Häuser mit dem, des Staubes wegen sehr ungesunden, Kämmen (Kämmlen) der bei dem Abhaspeln der Seide zurückbleibenden inneren Puppenhaut beschäftiget.

Über Bevölkerungsverhältnisse sind die Angaben spärlich.

Das Unterrichtswesen liegt darnieder, die meisten Lehrer sind nur auf das Schulgeld angewiesen, weſshalb da, wo sie nicht zugleich Küster etc. sind, nur Geistliche sich dem Lehrberufe

Digitized by Google

widmen können. Von 3850 schulfähigen Kindern sind 980 oder ¼ ohne Unterricht. Die zerstreute Lage der Wohnungen muſs den Schulbesuch erschweren, und es ist erfreulich, wenn durch freiwilliges Mitwirken, wie es von dem wackeren Waldbruder am Mythen geschieht, die Lehrkräfte verstärkt werden. Die sinnvoll mitgetheilten Sittenzüge deuten auf einen guten Vorrath alter treuer und frommer Sitte, und man kann nur bedauern, daſs dies biedere Volk von seinen Obern nicht zweckmäſsig gelenkt wird. Bei der Beschreibung des unvergeſslichen Bergsturzes von Goldau im Jahr 1806, der 457 Menschen tödtete und für 2 Mill. Franken Schaden anrichtete, lernen wir in der Rettungsgeschichte des Bläsi Mettler Gebirgsbewohner kennen, die sich von dem Einflusse der Civilisation in unglaublichem Grade fern gehalten haben, so daſs sie in dem Pfeifen des Windes wie in dem Schreien der Eulen die Stimmen böser Geister zu vernehmen glaubten und die Ältern bekümmert waren, weil keines ihrer Kinder Geld zählen konnte.

Feuerassecuranzen konnten noch nicht aufkommen. Auch ein Zuchthaus fehlt. »Delinquenten wurden, wenn keine Todesstrafe erfolgte, in fremde Kriegsdienste abgegeben, den Verwandten zur Besorgung und Beaufsichtigung zugestellt; bisweilen versuchte man es, sie durch Ermahnungen wieder auf die rechte Bahn zu bringen, oder man überlieſs sie der Sorge des Himmels«. S. 212. In Criminalsachen gilt die Carolina, die Folter wurde 1835 abgeschafft, doch mit Beibehaltung einer Züchtigung, zu der Kettenschlieſsen, hartes Lager etc., und bis auf 6 Streiche bei einem Verhöre gerechnet werden!

Den Stand der Finanzen beurtheilt man am besten aus dem Etatsentwurfe von 1835. Die Summen sind Gulden zu 40 Schillingen, 13 fl. auf den Louisd'or, was ungefähr 28½ fl. auf die kölnische Mark anzeigt.

Einnahme 26,894 fl., wovon 16,000 fl. aus dem Salzregale, 3221 fl. vorjähr. Überschuſs des Salzamtes, 3900 fl. vom Gotteshause Einsiedeln, 848 fl. Capitalzinsen, 1820 fl. von Lotterieen etc. Eigentliche Steuern kommen also gar nicht vor.

Ausgaben 27,152 fl., wovon 4550 fl. Besoldungen und jährlich bestimmte Auslagen, 4240 fl. Militärwesen, 3400 fl. Landjäger, 2340 fl. Tagsatzungskosten, 2000 fl. Conferenzen, Commissionen und Reisen, 1500 fl. Proceſs und Criminalia, 1300 fl. die Regierungscommission, 1000 fl. Schreib- u. Druckkosten etc. Das scheinbare Deficit von 258 fl. rührt davon her, daſs im vor-

Digitized by Google

hergehenden Jahre der Cantonsseckelmeister ein Guthaben von 1798 fl. behalten hatte! Dieser Staatscassier und oberste Finanzbeamte hat 15 Louisd'or Besoldung, der Archivar 6, der Landamman 40 L. Die Regierung kostet wenig, aber man muſs gestehen, daſs sie auch nicht eben viel leistet.

Was den Canton Tessin betrifft, so ist die Gröſse des Flächenraums gar nicht genau auszumitteln, weil, wenn auch die Gränzen auf dem See völlig bestimmt würden, doch ein Theil des Gränzzugs in unzugängliche und selbst unübersehbare Eis- und Schneefelder fällt. Fr. rechnet 780, Michaelis 846 ital. □ Meilen, was, da 60 solcher Längenmeilen auf den Meridiangrad gehen, und also 16 □ M. einer geographischen gleich sind, resp. $48^{3}/_{4}$ und $52,^{9}$ geogr. ausmacht. Über die Temperaturverhältnisse findet sich keine andere Nachricht, als daſs die mittlere Jahreswärme des Gotthardhospizes — $0,^{93}$ R. ist. Ansprechend aber ist die Unterscheidung von 5 Höhenstufen des Landes: 1) Region des Weinbaues und der zweimaligen Getreideernte (nämlich Rispen- und Kolbenhirse nebst Buchwaizen als Nachfrucht), bis zur Höhe von 2000 F.; der Lago maggiore, den der Verf. oft mit dem alterthümlichen Namen Verbano bezeichnet, liegt nur 646 F. hoch; 2) der Kastanien, bis 3000 F.; 3) der Nadelbäume, bis 5000 F.; 4) der Alpen (nämlich Weiden), 6500 F.; 5) der höheren Alpen und des Schnees. Die gröſste Erhebung ist die Gotthardsspitze Peschiora, 9898 F.

Die Volkszahl 109,000 ergiebt nach beiden obigen Annahmen des Flächenraums 2060 bis 2224 Menschen auf die □ M. Der Jahreszuwachs war: von 1808—1824 $0,^{62}$ Proc., von 1824—18S3 $0,^{71}$ Proc. (Der Verf. scheint bei seiner Angabe von Procenten die anfängliche Volkszahl zum Divisor genommen zu haben, statt daſs man besser die mittlere anwendet.)

Die Nahrung der Landleute ist, der gegebenen Beschreibung zufolge, reichlich und stärkend, obgleich sie nicht eben viel Fleisch in sich schlieſst. Wer nicht bedächte, daſs die unteren Stände schwer von ihren Gewohnheiten abgehen, der müſste sich wundern, daſs der deutsche Landmann sich noch nicht hat entschlieſsen können, die wohlfeile, kräftige und wohlschmeckende Polenta von Maismehl zu versuchen. Indeſs ist wenig Wohlstand anzutreffen. Viele Familien sind verschuldet, leben auf Borg von Wirthen und Krämern, kaufen deshalb theuer ein und bezahlen in Naturalien nach niedrigem Anschlage. Viele Bauernhäuser sind klein und schlecht, viele Landleute gehen des Som-

Digitized by Google

mers baarfuſs, oder in Strümpfen ohne Sohle oder in Holzschuhen. Fragen wir nach den Ursachen dieses ungünstigen wirthschaftlichen Zustandes, während das Klima in den tieferen Gegenden sehr vortheilhaft ist, so können wir aus den in dem Buche zerstreuten Andeutungen folgende Umstände als die einfluſsreichsten zusammenstellen: 1) Unwissenheit. Von 20,000 Bürgern können 6—7000 nicht schreiben. Hierdurch muſs jenes Borgesystem auch zur Veranlassung vieler Übervortheilungen werden. 2) Nachlässigkeit, Hang zum Müſsiggehen, Mangel an Sinn für Verbindungen, wie es denn z. B. sehr wenig Milchgesellschaften giebt. 3) Zu häufiges Weintrinken. 4) Viele Feiertage, wobei richtig bemerkt wird, daſs an denselben nicht blos die Menschen, sondern auch die Thiere, Maschienen etc. unbeschäftigt sind. 5) Starke Proceſssucht, durch die 182 Notare und Advocaten genährt. 6) Nachtheilige Pachtverhältnisse. Besonders im Bezirke von Lugano besteht die verderbliche Halbpacht, hier mezzeria oder masseria genannt. Auch ein nachtheiliges Vermiethen des Viehes ist gangbar.

In der Landwirthschaft verdienen die lästigen Weiderechte auf Wiesen erwähnt zu werden. Auf den Voralpen (maggenghi, Maisassen) darf der Eigenthümer nur einen einzigen Grasschnitt nehmen. Getreide muſs noch aus Italien zugekauft werden, doch weit weniger, als man gemeiniglich glaubt; Franscini vermuthet 35—40,000 Mailänder Moggj (zu 1,^{462} Hektoliter), also 34—39,000 bad. Malter, nebst 12—15,000 Rubbi Mehl zu 10 schweren Pfunden (von 1,^{743} bad. Pf.), also 21,00—2625 bad. Centner. In Hinsicht auf die Wälder, die fast ganz Gemeindegut sind, steht es ungefähr wie in Schwyz. Der Rindviehstand war 1833: 35,500 Kühe und 17,100 Zugochsen, zusammen 52,600 Stück, also ohne das Jungvieh; die Raçe ist klein, unansehnlich, weshalb eine Milchkuh für ungefähr 5 Louisd'or verkauft wird, während man für eine aus den andern Cantonen 11—12 L. erhält. Futterkräuter und Futterwurzeln werden nicht gebaut.

Wenn man die Ausfuhr an Holz, Kohlen, Rinde, Seide, de, Vieh etc. mit der viel stärkeren Einfuhr von Getreide, Salz, Wein, Metallen und Gewerkswaaren vergleicht, und zugleich die Summen bedenkt, die für Dispensationen, Pfründenbelehnungen und Unterhalt der Zöglinge auf auswärtigen Lehranstalten ausser Landes gehen, so könnte man versucht werden, an der Wahrheit der neueren nationalökonomischen Lehre von der Handelsbilanz irre zu werden und dem Mehrbetrage der Einfuhr den

Digitized by Google

unvortheilhaften Vermögenszustand zuzuschreiben. Nun ist es zwar richtig, daſs bei gröſserem Gewerbfleiſse zum Vortheil für die Einwohner mehr producirt und ausgeführt werden könnte, allein das Gleichgewicht stellt sich doch auch jetzt schon auf andere Weise her, es ziehen nämlich alljährlich 10—12,000 Menschen ins Ausland, gröſstentheils in die Lombardei, und zwar so, daſs einige in jedem Jahre wieder mit gutem Verdienste nach Hause zurückkehren, andere längere Zeit ausbleiben. Merkwürdig ist, daſs die verschiedenen Gegenden des Cantons solche Auswanderer von verschiedenen Gewerben liefern, von hier Maurer, Steinmetzen, Gypsarbeiter, von dort Kupferschmiede, anderswoher Glaser, Holzhauer, Kaminfeger, Kastanienbrater, Kellner. Aus Blenio gehen viele Chocolademacher in andere Länder, wie aus Graubündten. Diese Wanderungen zeigen Capitalmangel an, der auch aus dem höheren Zinsfuſse zu erkennen ist.

Die neuere Herstellung guter Landstraſsen hat, da jetzt nur $^1/_3$ der Zugkraft erforderlich ist, die man sonst für eine gewisse Last nöthig hatte, zum Verdrusse mancher Menschen eine groſse Veränderung in den Preisen mancher Dinge bewirkt. Um Bellinzona ist der Centner ($1^3/_4$ bad.) Heu von 15—18 auf 8—9 Lire (zu nicht voll 18 Kr.) gesunken. Es ist zu bedauern, daſs die schöne Gotthardsstraſse nicht stärker benutzt wird. Die Zölle, die Monopole in der Spedition und im Transport machen die Fracht theurer, als auf der Splügenstraſse, und man zieht daher zwischen Mailand und Basel die letztere, obgleich sie länger ist, meistens vor. Dies sollte die Tessiner anfeuern, mit allen Kräften zur Wegräumung der Hindernisse zu wirken, welche der Lebhaftigkeit dieser uralten Alpenstraſse noch im Wege stehen.

Daſs das Unterrichtswesen sehr mangelhaft ist, wurde schon oben angedeutet. Die Schulkinder sind $^1/_{20}$ der Volksmenge, und die neuen Gesetze haben noch keinen rechten Vollzug gefunden. In manchen Gemeinden sind die Schulzimmer so klein, daſs ein Theil der Kinder ganz vom Unterrichte ausgeschlossen bleiben muſs oder wenigstens aus Mangel an Raum noch nicht schreiben kann. Für die Armen geschieht fast nichts, doch ist die Zahl der Bettler nicht so groſs, als man vermuthen sollte, nämlich 1600—2000. Die Justiz ist, bei einem zahlreichen Personal von 76 Friedensrichtern und Beisitzern, 50 Richtern erster Instanz und 25 Appellationsrichtern und Ersatzmännern, sehr langsam. — Von den Gerichten erster Instanz wurden im J. 1832 in zuchtpolizeilichen und peinlichen Fällen 50 Personen (dabei 2 Weiber)

Digitized by Google

verurtheilt, 9 aus Mangel an Beweis entlassen, 6 losgesprochen. — Die Geistlichkeit besteht aus 119 Mönchen, worunter 25 sich mit dem Unterrichte beschäftigen, und 520 Weltgeistlichen; also zusammen Einer auf 170 Einwohner (der zehnte Theil wäre zur Seelsorge zureichend), nebst 165 Nonnen. Die Reformation, die der Verf., im Übrigen ein frei und scharfblickender Denker, als »neue Irrthümer« bezeichnet, hatte sich seit 1534 nach Locarno verbreitet, aber 1555, bei strenger Kälte, die 3 Personen das Leben kostete, wurden die Reformirten zur Auswanderung gezwungen. So erhielt Zürich die geachteten Familien der Orelli und Muralto in seine Bürgerschaft. Das groſse Sittenverderben der Geistlichkeit wurde von dem unermüdlichen Eifer des Cardinals Borromäus (San Carlo) mit Erfolg bekämpft. — Über 20 Einsiedler hausen auf den Bergen und leben von Almosen.

Für den Freund der Sprachvergleichung sind die Proben des tessinischen Dialektes, der sich dem Romanischen nähert, nicht ohne Interesse. In einigen Orten des unteren Livinerthals ist die Kühnheit, einen Superlativ von Hauptwörtern zu bilden, im Gebrauche, z. B. testissima statt grande testa, groſser Kopf, omissim statt grande uomo u. s. w.

Bei den Finanzen ist vorzüglich zu bemerken, daſs Tessin und Uri die einzigen Cantone mit einer Staatsschuld sind. Dieselbe beträgt dort nicht ganz 5 Mill. Lire ($1\frac{1}{2}$ Mill. fl.). Die Verzinsung kostet 235,000, die Tilgung 138,000 Lire (gegen $2\frac{3}{4}$ Proc. des Schuldenstammes). Von den Staatseinkünften, die für 1833—34 auf 897,000 L. angeschlagen wurden, werden über $\frac{3}{5}$ (566,000 L.) durch Zoll und Weggeld, über $\frac{1}{2}$ (247,000 L.) durch das verpachtete Salzregal gedeckt. Der Pachter verkauft das von ihm noch gereinigte Salz zu $42\frac{1}{2}$ ital. Centesimi das Kil., also das bad. Pfund zu beinahe 6 Kr., was man, im Vergleich mit dem Preise in der Lombardei, für sehr mäſsig hält. Die Post ist für 6000 L. jährlich an Zürich überlassen, die Lotterie für 4000 L. verpachtet; die jährlichen Einsätze wurden 1832 auf 150,000 L. angegeben.

K. H. Rau.

Digitized by Google

Die neue Medea. Ein Roman von dem Verfasser des Scipio Cicala. In drei Bänden. Stuttgart, Brodhag. 1836. 8. 1r Bd. 394 S. 2ter Bd. 442 S. 3ter Bd. 484 S.

Den Grundgedanken dieses ausgezeichneten Romans spricht sein Titel aus; er will die Raserei gerechter Eifersucht schildern. Diodor von Sicilien erzählt (4, 3.): »Jason wohnte in Korinth und lebte zehn Jahre mit Medea. Er zeugte mit ihr drei Söhne. Während jener Zeit war Medea von ihrem Gatten geliebt, nicht allein um ihrer ausgezeichneten Schönheit willen, sondern auch wegen ihres edeln Sinnes und ihrer übrigen Vorzüge. Als aber später die Zeit die Reize ihrer Gestalt allmählig vertilgte, verliebte sich Jason in Kreons Tochter Glauce, und warb um die Jungfrau. Nachdem der Vater eingewilligt und den Tag zur Hochzeit bestimmt hatte, suchte Jason zuerst die Medea zu bewegen, daſs sie freiwillig auf die Ehe verzichten sollte; er wolle die neue Heirath nicht schlieſsen, als wäre er der vorigen Verbindung überdrüssig, sondern aus Fürsorge für seine Kinder suche er eine Verwandtschaft mit dem königlichen Hause zu stiften. Allein seine Gemahlin rief zürnend die Götter an als Zeugen seiner Schwüre. Jason achtete das nicht und vermählte sich mit der Königstochter. Medea wurde aus der Stadt verbannt, erhielt aber von Kreon noch einen Tag Frist, um sich zur Abreise zu rüsten. Da schlich sie sich bei Nacht in das Königshaus (sie hatte sich durch ihre Salben unkenntlich gemacht) und legte Feuer ein vermittelst einer kleinen von ihrer Schwester Circe entdeckten Wurzel, welche die Eigenschaft hatte, daſs, wenn man sie anzündete, ein unauslöschlicher Brand entstand..... Andere Schriftsteller, sagt Diodor, erzählen so: Die Söhne der Medea brachten der Braut ein vergiftetes Geschenk; sobald sie das Gewand anzog, starb sie. Hierauf ging die Wuth und Grausamkeit Medea's, wozu die Eifersucht sie reizte, so weit, daſs sie ihrem Gemahl durch die Ermordung seiner und ihrer Kinder den schrecklichsten Jammer bereitete. Einer der Söhne war entflohen, die andern mordete sie und begrub ihre Leichen im Heiligthume der Here. Dann entfloh sie nach Theben zu Herkules. Jason war unvermögend, das schwere Leiden zu tragen, und machte seinem Leben ein Ende.«

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Die neue Medea.

(Beschluſs.)

Zu diesem tragischen Roman des Alterthums, dessen Einzelheiten wir absichtlich dem Leser ins Gedächtniſs rufen, hat der Verf. des Cicala ein freies und selbständiges Gegenstück gedichtet: eine christliche, katholische, italienische Medea, die in ihren heiligsten Gefühlen und Neigungen angegriffen, im Kampfe der Tugend mit der Leidenschaft der Rache, dieser letztern unterliegt und zu der schaudervollsten That geführt wird. Indeſs hat der Verf., der sonst starken Effekten nicht abhold ist, in der Darstellung des Gräſslichen groſse Mäſsigung bewiesen, und seiner Heldin die Achtung und das Mitleid des Lesers, selbst nach dem fürchterlichen Momente, zu sichern gewuſst. Wir wollen, so weit es der enge Raum gestattet, versuchen, mit Beiseitelassung aller Nebengestalten und der meisten Episoden, den Lesern dieser Blätter einen Begriff von der Textur des Ganzen zu geben.

Ein Sturm bildet die Ouverture zu der Tragödie. Zu Neapel auf dem vordersten Felsblock des Hafendammes sitzt eine Frau von ungewöhnlicher Gestaltshöhe und Formenreichthum, unbeweglich im drohenden Winde, das Antlitz entfärbt, die Lippen blaſs, nur das groſse, schwarze, auf die See gerichtete Auge in wildem Ausdrucke, zwischen Sehnsucht und Zorn, glühend. Eine Felucke ohne Mast und Segel ringt vor ihrem Blick mit dem Winde und wird von den Wogen gegen die Felsen geschleudert. Aus der zurücktretenden Strömung hebt sich zu halbem Leibe die Gestalt eines jungen Mannes hervor, welcher die Zuschauerin in dem Augenblicke, in welchem eine Woge sie fortreiſsen will, umschlingt und rettet. Zugleich tritt seitwärts hinter einem andern Felsen eine kraftvolle Männergestalt hervor, die ein junges, zartes weibliches Geschöpf, das gleichfalls ohne Bewuſstseyn ist, blutend auf den Armen trägt. (S. 1—13.) So führte der Verf. von den fünf Hauptfaktoren seines Romans gleich in der ersten Scene vier zusammen. Was der Leser im Buche erst allmählig erräth, sey ihm hier mit zwei Worten gesagt: der kräftige Mann ist der Kapitän Jaques Pierre, der berühmte normannische

Digitized by Google

Korsar, die am Ufer harrende Frau Donna Laura, nicht seine Gattin, aber seine vieljährige Geliebte, die mit ihm längst, wie unser Jahrhundert sagt, in einer Gewissensehe lebt; der junge Mann ist des Kapitäns Steuermann Jaffier, das gerettete, halbtodte Mädchen ist die schöne Griechin Zoe, eine Verwandte Laura's. Diese (der Roman sagt's uns deutlich erst am Schlusse) in den griechischen Provinzen Venedigs aus einer der edelsten Familien des Landes erwachsen, war in ihrer ersten Jugend der Gegenstand der regellosen Begierden des venetianischen Verwalters jener Länder, des Proveditore Don Badoër, geworden. Von ihm geschändet ermannt sie sich nach der Ermordung ihres Vaters, und besteigt ein Schiff, um in Venedig Gerechtigkeit zu verlangen, aber ein türkischer Seeräuber, von dem Proveditore gedungen, nimmt das Schiff. Aber dieses fällt in die Gewalt Jaques Pierre's des Korsaren, den wir eben mit seiner Beute, von der Eifersucht erwartet, ans Land steigen sahen.

Die Namen der Hauptspieler sagen uns, welchen historischen Hintergrund der Roman hat. Es ist kein anderer als die Verschwörung des spanischen Statthalters, Herzogs von Ossuna, gegen die Republik Venedig, im J. 1618. Die historische und die poetische Thatsache entwickeln sich neben und ineinander.

Laura muſste sich gestehen, »daſs ihr Geliebter in den wenigen Monaten seit ihrer letzten Trennung ihr fast fremd geworden. Als er plötzlich erschien, wie durch ein Wunder vom Schiffbruch gerettet, hatte sie nichts von dem Glücke des Wiedersehens empfunden, womit ihre Sehnsucht sich so lange getröstet..... Offenbar nahm er an der zarten Schönen, die er allem Anschein nach aus dem Schiffbruch gerettet, einen Antheil, der eine furchtsame Liebe wohl beunruhigen konnte. Überdies lag auch zwischen der Schönheit von Donna Laura und der zarten Jugendliebe der Fremden ein Unterschied von Jahren, welchen die Eifersucht höher anschlägt, als es der Mühe werth ist. Aber ein Gedanke der Art kam nicht in die Seele dieser Frau; ihre eigene Liebe zu ihrem Freunde wurzelte zu tief, als daſs so leicht eine Regung von Eifersucht in ihr entstehen konnte. Sie war ebenso ferne davon, wie von der Vermuthung, daſs die Aufmerksamkeiten des jungen, liebenswürdigen Jaffier für sie doch wohl eine andere Ursache haben möchten, als das allgemeine Wohlwollen eines gutgeordneten Gemüthes und die zuvorkommende Gefälligkeit des Volks, dem er angehörte.« (S. 46. 47.)

Digitized by Google

Aber die Leidenschaften schreiten schnell. Bald spricht Jaques Pierre mit Laura nur noch von Freundschaft (S. 50), und erklärt ihr, daſs sie die schöne Zoe aufzunehmen hat. »Die Freundin, die ich dir bringe, besitzt anmuthige Talente jeder Art. Sie wird unser Leben durch Gesang und Tanz, durch ihren jugendlichen Frohsinn, durch ihren harmlosen Muthwillen verschönern.« — »»Ist es das Mädchen, das du aus dem Schiffbruch gerettet? Wo ist sie?«« — »Weiſs ich es, Laura?« — »»Wie? du trugst sie auf den Armen fort, sie kniete mit uns auf dem Molo —.«« »Dort verlor sie das Bewuſstseyn. Ich trug sie fort; ich lief von Thüre zu Thüre, um Hülfe zu suchen für sie. Nirgends fand ich solche, bis mich der Zufall in das Sprachzimmer eines Nonnenklosters führte. Da lieſs ich sie —.« — »»Welches Kloster ist es?«« — »Ich weiſs es nicht; doch hoff' ich es morgen noch zu finden. Es muſs in der Nähe von San Giacomo da' Spagnuoli seyn. Inzwischen können wir uns wegen ihrer beruhigen. Eine Schwester Orsola hat sie in Empfang genommen, der ich nur das Würdigste zutrauen kann. Wenn Alter, königlicher Stand und Heiligkeit sich unter dem Ordensgewand einer Kapuzinessin vereinigen können, so muſs es eine Frau wie diese seyn.« — »»Ich kenne sie, Jacques; sie ist eine lebendige Heilige in Frömmigkeit und Weisheit —««. »Du kennst sie, Laura? Du kennst die Schwester Orsola? Ach! da wärest du gewiſs glücklicher als ich, wenn du zu ihr eingelassen werden wolltest!« — »»Als du? fragte Laura mit dem Ausdrucke der höchsten Verwunderung. Was kannst du in einem Frauenkloster zu schaffen haben?«« — »Aber bedenke doch, daſs ich Zoe'n dahin gebracht, daſs sie hblb todt war, als ich sie verlieſs —.« — »»Zoe ist ihr Name? Jaques Pierre, dieser Name bringt kein Glück.«« — »Was meinst du damit?« — »»Ich hatte nur Eine Schwester, Jaques. Aber ihre Geburt kostete mich das Leben meiner Mutter, und ihre Falschheit brachte mich um meines Vaters Liebe. Sie und meine Stiefmutter vertrieben mich vom Herde meines Vaters, und die Eine hieſs Zoe wie die Andere. Ach, und Zoe hieſs auch die Amme, welche den schönen Knaben, den ich dir geboren, im Schlaf erdrückte. Was wird mich diese Zoe kosten? Und ich habe nichts mehr zu verlieren als dich!«« — »Und unser Kind Lauretta?« — »»O, was kann mir Lauretta seyn, da ich weiſs, daſs ihre Nähe mir oder die meinige ihr verderblich ist?«« — »Laſs ihn fahren, diesen finstern Glauben, der unser Glück vergiftet! Lau-

Digitized by Google

retta's Gegenwart soll dieses Gespenst verscheuchen, und Zoe's Freundschaft wird dich Alles vergessen machen, was dir Böses geschehen ist unter ihrem Namen.« (S. 53. 54.)

Dieses Gespräch enthält Vieles, das vor und nach vorgeht, ja den halben Roman im Keime. Laura wurde in Folge desselben unbegreiflich sanft, und Jaques Pierre dringt mit Hülfe eines süſslichen Franziskanermönchs mit hochrothem Gesichte in das Nonnenkloster ein, in welchem wir Engel und Teufel von Nonnen kennen lernen, und wo der Kapitän zu seiner höchsten Überraschung ausser Zoe auch sein Kind Lauretta findet, das die schöne Griechin nicht weniger zärtlich liebt als der Vater selbst.

Zwischen diesen Ereignissen entwickelt sich in dem ersten Bande der Charakter des Herzogs von Ossuna, des spanischen Statthalters zu Neapel, »der die eigentliche Seele der Begebenheit ist, die uns beschäftigt.« (S. 183.) Dieser hatte im J. 1611 die Stelle eines Vicekönigs von Mailand erhalten, welche den Übergang zu dem nämlichen Posten in Neapel zu bilden pflegte, der für den wichtigsten galt, den die spanische Krone zu entwickeln hatte, und dem Herzoge nach fünf Jahren zu Theil wurde. Der Ruhm einer glänzenden Verwaltung ging ihm voran; aber er vermochte dss Vorurtheil gegen seinen Namen um so weniger zu überwinden, da er nur durch die ungewöhnlichsten finanziellen Anstrengungen, die er der Insel zugemuthet, so schnell eine Marine geschaffen, und den Haſs des Adels und der Geistlichkeit, die er auf keine Weise geschont, gegen sich erregt hatte. Indeſs dauerte es nicht lange, so hatte er wenigstens die Mehrzahl des Volks für sich gewonnen, dem er durch seinen praktischen Blick, seine raschen Entscheidungen und seine Gerechtigkeitsliebe imponirte, und dessen Einbildungskraft er durch kolossale Unternehmungen und mittelst Combination, Verkleidungen und Spionen durch die Spiegelfechterei von Allwissenheit beschäftigte. Häufig standen seine Unternehmungen in dem offenbarsten Widerspruche mit der Politik des spanischen Kabinets und selbst mit dem öffentlichen Gange seiner Staatsverhandlungen. Zwischen Venedig und Spanien war damals der Friede zu Stande gebracht. Aber weder der Herzog von Ossuna, der eine gegen Venedig bewaffnete Flotte in See hatte, noch der Vicekönig von Mailand, welcher die Festungen Venedigs in Besitz behielt, stellten ihre Feindseligkeiten gegen den Freistaat ein. Ossuna namentlich rüstete stärker als je, und sagte laut, daſs er nicht ruhen würde, bis er Venedig auf dem Markusplatze selbst

Digitized by Google

den Todesstoſs gegeben. Und wirklich ging er in vollem Ernste mit dem Plan um, Venedig durch eine Verschwörung mitten in Venedig selbst zu stürzen. Zu diesem Plane gehörte wesentlich die Mitwirkung Jaques Pierre's, des berühmten Seemannes, der die Schifffahrt im adriatischen Meere und namentlich in den Venetianischen Lagunen genau kannte. Doch traute er ihm nicht unbedingt und glaubte nicht genug Bürgschaften suchen zu können. Zu diesem Zweck hatte er früher schon bewirkt, daſs Laura ihren ländlichen Aufenthalt in Nervi verlassen und nach Neapel ziehen muſste. Auch Jaques Pierre's Tochter, die in einem Kloster zu Florenz erzogen wurde, hatte er, wir wissen nicht auf welche Weise, dahin holen lassen. Auch von des Kapitäns Liebschaft mit der schönen Griechin hatte er gehört, und, um sich auch dieses Werkzeugs zu versichern, der Schwester Orsola den gemessensten Befehl ertheilt, Zoe'n nicht am Sprachfenster erscheinen zu lassen, daher die fromme Fanatikerin Orsola in dieser schon eine Himmelsschwester und in dem leichtsinnigen Witzbold Ossuna einen andächtigen Beförderer der Klöster sucht. (S. 188—204.)

Aber die Liebe des Kapitäns triumphirt mit Hülfe glücklicher Zufälle und des seltsamen »Nonnenvicarius«, für welchen wir hier nicht Raum haben, über den Willen des Herzogs und den Wunsch seiner Laura, der ein Vorgefühl sagt, daſs die Nähe ihrer Tochter ihr Verderben seyn, und eine doppelte Liebe sie zu Grunde richten wird, und führt Zoe und Lauretta aus dem Kloster (S. 205—288. 303—358. II, 43—48). Zugleich, um sein Gewissen zu beruhigen, belügt er sich selbst, daſs Laura eine Leidenschaft für Jaffier empfinde und schürt an dessen wirklich sich erschlieſsenden Neigung. »Sage Laura'n ein paar freundliche Worte. Sie verdient es um dich und mich. Es wäre jämmerlich, wenn wir uns auch nicht einmal über das Einzige verständigen lernten, was uns noch fehlt, obgleich es vor unsern Füſsen liegt.« Aber Jaffier, wie sehr auch sein Herz an der Frau hing, deren Eroberung ihm so leicht wurde, hätte doch lieber vor einer türkischen Galeere gestanden. (I, 292.)

Inzwischen wird Jaques Pierre auf dem Wege zum Vicekönige in das Krankenzimmer eines alten spanischen Astrologen geführt, der von einem treuen Neger bedient wird. Dieser seltsame Greis, eine Figur, die uns an die letzte Production des Verfs. erinnert, weissagt dem Kapitän warnend sein Geschick (S. 359—370). Der Herzog weist ihn wegen Zoe's Befreiung

Digitized by Google

an den Residenten Venedigs, Spinelli, deutet ihm seine Plane an und läſst ihn in der Ferne das Herzogthum blicken, das Mansio Cuerdes der Astrolog für ihn in der Zukunft gesehen. (S. 373—394.)

Im zweiten Band entfaltet sich das Verhängniſs wie eine Wetterwolke, die den Himmel allmählig überzieht. Zoe tritt mit Zuversicht in das Haus des Kapitäns ein, der ihr die Überzeugung beigebracht hatte, daſs Laura's Nachsicht nur eine billige Erwiederung der seinigen gegen Jaffiers Bewerbungen um sie sey. Aber Lauretta das Kind, früher so froh und offen, legt eine sonderbare Scheu gegen seine Mutter an den Tag. Diese will mit leidenschaftlicher Heftigkeit, mit ungewöhnlicher Innigkeit die wiedergewonnene Tochter ans Herz drücken. Das Kind aber, von Zoe fascinirt, bricht in ein Geschrei des Widerwillens und der Furcht aus, so daſs Zoe, von ihrer natürlichen Lebhaftigkeit ergriffen, hinzuspringt und der Mutter es aus den Armen reiſst. Diese schaudert sichtbar zusammen. Eine wunderbare Glut von Schmerz und Zorn bedeckt das Gesicht der verschmähten Mutter auf einen Augenblick. In dieser für Alle lästigen Stimmung fällt Jaque Pierre's Blick durch die offene Fensterthüre auf den Vesuv, und schnell improvisirt er einen Ausflug der ganzen Gesellschaft nach Torre dell' Anunciata, wo er schon früher für den Sommeraufenthalt ein Landhaus gemiethet hatte. (S. 49 bis 51.)

Nach einer interessanten Reise, auf welcher sich Zoe's kaltes und egoistisches Naturell zu entwickeln anfängt, finden wir unsre Bekannten in jenem Landhause, den Kapitän wie seine alte Geliebte von bangen Ahnungen und ominösen Zufällen gepeinigt. Aus einer Ohnmacht muſs Laura anstatt in das vom Sturm zerstörte Schlafgemach in den groſsen Saal des Hauses zu Bette getragen werden. Die vier Wände sind mit Fresken bemalt. Das Auge der Erwachenden heftet sich mit Entsetzen auf die Wand gerade vor ihr. Hier erscheint auf dem Gemälde das Schicksal Jasons und Medea's vollendet. »Zween liebliche Knaben liegen todt in ihrem Blut, und zwischen ihnen steht der verzweifelnde Vater mit einem Blicke, worin der Jammer den Zorn überwunden hat, emporschauend zu Medea, die sich eben auf ihrem von geflügelten Drachen gezogenen Wagen vom Boden erhoben. Mit dem Triumph der Rache auf der Stirn und der kaum gesättigten Wuth im Auge hält sie dem Jammernden den blutigen Dolch entgegen, den Hintergrund füllt die brennende Burg von Korinth.« Von diesem Gemälde — dessen Stammbaum, wie der übrigen,

Digitized by Google

vom Verf. geschickt auf Andrea Sabatino und mittelbar auf den Künstler einiger griechischen Gemälde, die der jüngere Philostratus beschreibt, zurückgeführt hat — wendet die Unglückliche die Augen nicht mehr ab, und erwacht erst nach geraumer Zeit wie aus einem Traume. (S. 57—81.)

Alea jacta est. Mit dem keimenden Entschlusse Laura's wird im Roman alles groſsartiger, und die Kraft des Dichters selbst scheint mit der einmal ausgesprochenen furchtbaren Aufgabe zu wachsen. Dieser Band ist reich an ächter Poesie, an den glühendsten Schilderungen erhabener Naturscenen und heimlich tobender Leidenschaften. Zwei Vulkane rauchen vor unsern Augen, der Vesuv, und das von innerem Feuer verzehrte Menschengemüth.

Die Gesellschaft ist aufgebrochen den Berg zu besteigen. Aber der Eremit, in dessen Hütte sie angekommen ist, prophezeiht Unwetter. Laura jedoch will diesem trotzen; und nun windet sich die Karavane auf ihren Maulthieren den Schlangenpfad des Kegels hinan. Bald aber bleiben Zoe und der Kapitän ermüdet zurück, und nur die trotzige Laura schreitet mit Jaffier vorwärts. Da naht das Unwetter. »Jaffier machte sie auf die Gefahr für ihre Gesundheit aufmerksam.... Sie lachte fast mit einem Ausdruck der Wildheit über diese Sorge und bestand auf der Fortsetzung ihres Ganges. Er beschwor sie, rückwärts zu blicken in die Tiefe; denn in Einem Augenblicke war der Kegel des Berges bis über die Mitte in einen Nebel gehüllt worden, der sich immer höher hinaufzog und plötzlich wie ein Rad um denselben zu drehen begann. Laura stand still und betrachtete mit einem unverkennbaren Ausdruck innerer Befreundung mit den Schrecken der Natur das merkwürdige Schauspiel. Beide standen über den kämpfenden Wolken; sie sahen die Blitze sich schlängeln zu ihren Füſsen und hörten die Donner krachend niederrollen in die Tiefe. Der Berg aber lag in heiterer Klarheit über ihren Häuptern und der Himmel breitete freundlich sein durchsichtiges Blau über ihn.« (S. 99.) Wir haben nur eine kleine Probe der herrlichen Naturschilderungen gegeben, die sich in diesem Theile des Werkes finden und der Leser selber suchen mag. Unter verhängniſsvollen Gesprächen ersteigt der junge Steuermann mit seiner angebeteten Herrin den Gipfel, und sie finden in dem Krater selbst vor einem Schneegestöber Schutz. Speluncam Dido dux et Trojanus eandem deveniunt —. Aber der Verf. benützt diesen Moment nicht auf die Weise, wie viel-

Digitized by Google

leicht mancher Leser erwartet hatte. Er hat seiner Heldin Herz ganz mit Rachegefühl erfüllt, und dadurch für die Gefahren einer Verirrung unempfänglich gemacht; er hat den jungen Jaffier so mit ritterlichen Gesinnungen und jungfräulicher Scheu ausgerüstet, daſs er selbst nicht auf den Gedanken kommt, den Versucher zu machen. Das Paar erscheint wieder auf der Höhe des Randes. »Der ganze Meerbusen mit seinen herrlichen Küsten und Inseln lag nun in seltener Klarheit aller Gegenstände vor ihnen, und das Meer schimmerte in jenem matten Silberglanze, welcher solchen Tagen eigen ist. Am westlichen Horizonte stiegen dicke, weiſse Gewölke empor; die Gebirge und Waldungen der Landzunge, die sich von Castelamare bis über Massa hinunterzieht, rauchten in aufsteigenden Dünsten. Die Sonne brannte schwül herab für die Jahrszeit, und Alles verkündigte, daſs das schlimme Wetter noch nicht vorüber war.« (S. 105)

Nach einer verzweiflungsvollen Irrfahrt finden endlich beide den Fuſs des Berges wieder, und hier Schutz in dem Landhause eines alten Edelmanns, in welchem sich eine eigene Novelle abspinnt (S. 105—134). Inzwischen werden sie vom Kapitän und der launigen Zoe, deren Charakter sich immer widerwärtiger entwickelt und von dem verblendeten Jaques Pierre noch nicht durchschaut wird, vergebens erwartet, gesucht und endlich verloren gegeben. Die unheimliche, halb hexen- halb riesenhafte Gestalt der Mutter Bubo, die eine zweite Schicksalswarnung für den Kapitän ist, füllt als Episode diesen Abschnitt in schauerlicher Beleuchtung aus. (S. 135—169.)

Noch ehe Jaques Pierre Laura gerettet weiſs, geht er von Torre del Annunciata aus nach Neapel zum Herzog von Ossuna, und geräth immer tiefer in seine Ketten. (S. 170—202) Von Laura und Jaffier kommt immer noch keine Kunde. Da rückte Zoe allmählig mit dem Heirathsversprechen heraus, das ihr von dem Kapitän schon in seinen ersten Bewerbungen um ihre Liebe gemacht worden war. Bisher konnte die Schonung für Laura als ein Grund des Aufschubs gelten. Dieses Hinderniſs scheint nun auf einmal gehoben, und Zoe dringt darauf, daſs eine Verbindung, die ohne den Tadel der Welt und ohne Kränkung ihres Gewissens nicht länger fortbestehen könne, durch den Segen der Kirche geheiligt werden möge. Sie ahnt freilich so wenig als der Leser, welches andere Hinderniſs ihrer Verbindung im Wege stand, und daſs Jaques Pierre im Begriffe ist, das Verbrechen einer Doppelheirath zu begehen. Er war nämlich schon seit

Digitized by Google

Jahren verheirathet, und seine Gattin genoſs in der Normandie einen Jahresgehalt von ihm. Nur ein Handlanger des Kapitäns, der Hauptmann Renault, der Trunkenbold, keine unwichtige Nebenrolle im Roman (in der Geschichte erscheint er noch viel bedeutender), ist der Vertraute dieses Geheimnisses. Indessen trotzt der Verliebte auch dieser Gefahr, als ihm Renault zu rechter Zeit den Tod seiner alten Frau meldet. Jetzt ist jedes geweissagte Hinderniſs gehoben. — Aber Laura lebt, und die Gerettete und nach dem Landhause Zurückgekehrte findet in dem früher einsamen Schlafgemach ihres Geliebten die Lagerstätte einer Genossin. » Unsre nordischen Erfahrungen haben keinen Maſsstab für die Stürme von Naturen, wie die von Laura ist. Mit übermenschlicher Kraft drängen sie den ungeheuersten Jammer in ihr Inneres zurück und scheinen ruhig, während er ihr Herz zersprengen sollte. Auf einmal bricht er als Verzweiflung los, die sich eben so schnell in Wuth verwandelt..... » Haareraufend, händeringend wirft sie sich zu Boden; plötzlich springt sie wieder auf «, reiſst einen Dolch, der auf dem Tische liegt, aus der Scheide und hat ihn bereits auf die eigene Brust gezückt, als sie einen Blick auf das Gemälde an der Wand wirft. Im Augenblick läſst sie die Hand sinken und eine fiebrische Glut bedeckt ihr Gesicht, sie stöſst den Dolch mit Heftigkeit zurück in die Scheide und legt ihn unter das Kopfkissen ihres Lagers. Offenbar hat sie einen Entschluſs gefaſst; aber mit welch furchtbarer That muſs er schwanger seyn, wenn ein Blick auf die Malerei an der Wand ihn gereift hat! Es ist Medea, die aus ihrem Drachenwagen herab dem verzweifelnden Jason den blutigen Dolch zeigt, womit sie eben seine Kinder gemordet.« (S. 253. 254.)

Meeresstille folgt auf diesen Sturm. Laura verzichtet bei ihrem Geliebten mit scheinbarer Ruhe. Sie hat die Schwester Orsola sterben sehen (S. 234—247); sie will in jenem Kloster eine Zuflucht suchen, ja sie läſst sichs gerne gefallen, daſs, während den Kapitän seine Plane abrufen, Zoe und das Kind — das ja doch einmal an sie gewöhnt sey — in demselben Kloster untergebracht werden.« (S. 256—260).

Des vierte Buch des Romans zeigt uns Jaffier, die beiden Frauen und das Kind auf der gefahrvollen Wanderung nach dem Venetianischen durch die Abruzzen. Eine schöne Räuberepisode: die fromme Gemeinde der Waldenser, auf welche die Reisenden stoſsen, und welche die Schilderung der rührendsten Scenen veranlaſst; die liebliche Zwischennovelle von dem hoffenden greisen

Digitized by Google

Elternpaar am Tempel della Speranza, deren Hoffnung den seit fünfzig Jahren verlorenen Sohn wieder zu sehen, nicht zu Schanden wird (ein Goldkorn von Poesie!); endlich die originelle Gestalt des Kriegsmanns in der Kutte des Einsiedlers, der von alt- und neurömischen Schlachtfeldern eine Collection von Schädeln in seiner Kapelle hat und nächtlicher Weile der ganzen Räubergegend das Weltgericht vortrompetet: — diese vier Zwischenspiele machen jenen Theil des Romans höchst interessant; auch ist er, ohne daſs die äussere Geschichte allein fortrückt, merkwürdig für die Entwicklung der Charaktere und Entschlüsse der Hauptpersonen. Zoe erscheint in so abscheulichem Lichte, daſs wenn Jaques Pierre'n auch nicht die äussere Rache der Nemesis ereilte, er hinlänglich mit ihrem Besitz gestraft erscheint. Dennoch wird Laura auf sie, da Jaffier ihr bei dem Übergang über eine Furth das Leben rettet, eifersüchtig und gegen Jaffier selbst dadurch erkältet. (S. 261—442.)

Von dem dritten Bande, der die Katastrophe enthält, theilen wir, durch den Raum gedrängt, nur das Nothwendigste mit. Die Reisenden kommen in der alten Diocletiansstadt Spalatro an (S. 87), und hier wirft der Vf. einen Rückblick auf Laura's Seelenzustand. Die plötzliche Entfernung von Menschen, deren bloſser Anblick schon so schmerzlich für sie war, hatte eine lindernde Kraft auf sie ausgeübt; Einsamkeit und Nachdenken hatten sie gelehrt, Jaques Pierre's Verlust als Strafe Gottes für ihre ungeweihte Liebe hinzunehmen, ja selbst den Gewinn der Liebe ihres Kindes zur Aufgabe eines neuen Lebens zu machen. Aber ein Christenthum wie dieses ist eine zu überraschende, zu schnell vorübergehende Erscheinung, als daſs Erfolg zu hoffen wäre. Bei den Waldensern hatte sie die Heilung eines Rachsüchtigen gesehen (II, 341—352), aber eben hier ist ihr die Hoffnungslosigkeit ihres eigenen Zustandes klar geworden, und als selbst Jaffiers Neigung ihr zweifelhaft wird, verwirrt sich Alles in ihrem Innern mehr als jemals — und das Schicksal schreitet schnell. (III, 100 f.) In Spalatro fanden die Reisenden Unterkunft bei einem Pfarrer Wukaschin, in dessen Haus bald auch eine andre Fremde tritt, eine zweite Zoe, im letzten Glanze üppiger Schönheit, und bei aller Verschiedenheit in Höhe, Wuchs und Haltung Laura'n an Gestalt wunderbar ähnlich, von ihr aber verabscheut und sie selbst verabscheuend. Ein böser Genius kommt mit ihr in das Haus; sie umstrickt den Pfarrer mit Unzucht und fesselt das Herz der jungen Zoe, und mit ihr der kleinen Lauretta.

Digitized by Google

Nur die siebzigjährige Mutter des Pfarrers, ein alter Rachegeist, der über dem Schädel des ermordeten Gatten brütet, und die deswegen eine Freundin an Laura gefunden hat, erkennt in jener fremden Zoe den Dämon, und wird darum vom eignen Sohn aus dem Hause vertrieben. Ihr folgt, zum groſsen Erstaunen Jaques Pierre's, der inzwischen auch eingetroffen ist, Laura, welche längst die Entdeckung gemacht hat, daſs sie des Kapitäns nie aufrichtig geliebtes Kebsweib gewesen ist, und gleichzeitig die grausame Kränkung der heiligsten Gefühle durch den hartnäckigen Widerwillen ihrer Tochter gegen sie erfahren hat. Jaffiers Blick erspäht die Verlorene und theilt Jaques Pierre'n seine Entdeckung mit. Die ältere Zoe entflieht nach seltsamen Zwischenvorfällen. Der Leser weiſs längst, daſs es Laura's verhaſste Schwester war. Sie ist die schuldbelastete Gattin Spinelli's, des venetianischen Residenten zu Neapel. Der Kapitän thut einen tiefen Blick in die Seelenlosigkeit seiner eigenen Zoe und miſst zum erstenmal den Verlust Laura's. (III, 200—205.) Er eilt zu dieser und macht ihr Vorschläge, die mit Abscheu zurückgewiesen werden. »Schwerlich giebt es eine grausamere Verletzung des weiblichen Herzens, als wenn eine untreue Liebe, statt reuevoll die Liebe anzuflehen, sich an die Sinne wendet und den Gegenstand ihrer früheren Verehrung tief unter sich selber herniederzuziehen sucht.« (S. 210.)

Die junge Zoe wird in einer Kirche mit ihrem Schänder, dem Proveditore Badoër zusammengeführt, der noch einmal im Anblick ihrer durch eine Ohnmacht enthüllten Reize schwelgt. (S. 296 ff.)

Inzwischen wird die Verschwörung angezettelt und miſslingt. Wir verweisen hier unsre Leser an die Geschichte, die vom Vf. in diesem dritten Bande sehr getreu ausgebeutet worden ist. Jaques Pierre glaubt sich vor Jaffier nicht sicher und läſst diesen verhaften. Er aber erfährt durch Laura, was geschehen, und bezahlt seinen Freund mit gleicher Münze. Nun wird Jaffier frei, und alle andere Verschwornen, darunter der Pfarrer, die alte Zoe, Badoër, Renault u. A., fallen der Gerechtigkeit in die Hände, die venetianisch richtet. Wir eilen über alle diese, vielleicht allzu historisch und selbst in den Nebenumständen und Nebenpersonen mit diplomatischer Ausführlichkeit berichteten Geschichten hinweg, der groſsen Katastrophe zu. (S. 448 ff.)

Die marmorne Brücke, welche den Markuspallast mit den neuen Gefängnissen verbindet, heiſst die Seufzerbrücke; denn

der sie betrat, ohne zu den Dienern der Gerechtigkeit zu gehören, war in der Regel für dieses Leben verloren. In diesem Augenblick ist der enge Kanal seiner ganzen Länge nach vom Monde beleuchtet. Eine groſse und eine kleine Barke halten unmittelbar an der Seufzerbrücke. Wir horchen eine Zeitlang den Unterhaltungen der Bemannung, da öffnet sich endlich die kleine Thüre unter der Brücke, und sogleich legt die gröſsere Barke vor derselben an. Ein schwacher Lichtschein fällt aus der Thüröffnung und zeigt den Kapitän Jaques Pierre, der im Hemd und weiten Schifferhosen mit einem Mönch und drei andern Gefangenen unter Bewaffneten Platz auf der Barke nimmt. Im nämlichen Augenblicke nimmt das kleine Fahrzeug den Hausbeamten des Doge auf, der die öffentlichen Hinrichtungen leitet. Der Mond verbirgt sich und der schwarze Schatten verschlingt Alles. An der Ausmündung des dunkeln Kanals liegt eine andre Barke, die ausser den Schiffern drei Frauen mit einem kleinen Mädchen und einem Diener trägt. Man erkennt in ihnen Laura, Lauretta, des Pfarrers Mutter mit dem Schädel, und eine Brandstifterin, von der unser Auszug schweigen muſste. Sie kommen sämmtlich, zuzuschauen und Abschied zu nehmen. Diese Barke schlieſst sich an die beiden Fahrzeuge an und gleitet nun mit ihnen in der vollsten Beleuchtung der heitersten Mondnacht dahin. Eine Gondel bringt die Nachricht vom Tode des Doge, die jedoch nichts in den Geschicken der Gefangenen ändert. Die Hinrichtung beginnt (S. 459 ff.), zufällig von rührendem Gesange der schönsten Tasso'sstrophen aus der Ferne begleitet. Wir übergehen den theils rührenden, theils schrecklichen Tod der andern Verbrecher und eilen zu Jaques Pierre's Ende. Dieser hat die Fassung nicht verloren. Der Handfesseln ledig bedeckt er vom Rand der Barke aus Laura's Hand mit Küssen, und bittet sie unter Beschwörungen um Verzeihung und um Liebe für sein, für ihr Kind. In diesem Augenblick lodert in dem Auge der Frau eine Flamme auf, welche nur die Begleiterin eines groſsen Entschlusses seyn kann. Mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit faſst sie Lauretta'n unter den Armen und reicht sie ihm hinüber in die Barke. — Aber wer möcht' es wagen, das Schicksal auszusprechen, das hier waltet? — Noch ehe der Vater es gefaſst hat, läſst die Mutter das Kind los, und es verschwindet mit einem Jammergeschrei im Wasser zwischen den zusammenstoſsenden Fahrzeugen. Mit dem leisen Ächzen: »o Laura!« bedeckt sich der Kapitän das Gesicht mit beiden Händen. Nur wenige Augen-

Digitized by Google

blick beugt sich der starke Mann unter der Last seines Schmerzens, dann wird der Dienst der strafenden Gerechtigkeit an ihm vollzogen und er verschwindet in den Fluthen. Seit dem Tode des spanischen Astrologen war dessen taubstummer Neger des Kapitäns treuester Diener und Schutzgeist. Auch jetzt, auf Laura's Kahn befindlich, hebt er den leuchtenden Dolch hinter dieser, stürzt seinem Herrn nach, um ihn von dem Stricke zu befreien, welcher ihn mit den Stein am Hals in die Tiefe gezogen, da es ihm nicht gelingt, versinkt auch er in die Tiefe. In denselben Gewässern endet Jaffier, der unglückliche Verräther, einige Jahre nachher sein Leben. Laura, nachdem sie den Becher der Rache bis auf den letzten Tropfen geleert, wählt, in tiefer Reue, mit erfinderischer Grausamkeit des Schicksals, für den Rest ihres Lebens den Aufenthalt in einem Kloster, wo dreihundert Lustdirnen ihr Sündenleben abbüſsen, und wo sie auch ihre Todfeindin — Zoe Spinelli als Strafgefangene findet. Zuletzt berichtet der Roman über die letzten Schicksale des Herzogs von Ossuna, und zeigt, daſs sich das Walten der Nemesis auch gegen diesen Urheber so viel Unheils nicht verkennen läſst. (S. 479 ff.)

In diesem dritten Bande sind einige Längen, die unsres Erachtens anders hätten ausgefüllt werden können, die sich aber vielleicht aus dem achtungswerthen Bestreben des Vfs. erklären, jene Hudelei zu vermeiden, mit welcher Walter Scott den Schluſs seiner Romane so reiſsend schnell abspinnt, wie die galloppirende Schwindsucht ein für Jahrzehende bestimmtes Menschenleben in wenigen Tagen abhaspelt. Der Verf. des Cicala dagegen liebt es, alles Historische in seinen Romanen zu erschöpfen, und so wird denn auch hier jede Nebenperson, besonders in den Proceſsakten, so gründlich abgehandelt, daſs der Leser zuweilen auf zwei- und dreifache Wiederholungen stöſst. Dagegen verliert man Personen und Hauptmotive der Handlungen nicht selten aus den Augen, und so ist der im zweiten Bande vorbereitete, gräſsliche Entschluſs der neuen Medea, in dem Augenblicke, wo er zur That wird, psychologisch doch noch so wenig reif, daſs, ohne den Epilog des Dichters, der Leser immer noch geneigt wäre, in der gräſslichen Handlung die boshafte Wirkung eines tückischen Zufalls zu sehen, der in dem Gemüthe der Unglücklichen mehr gelesen hat, als zu lesen war. Die junge, nichtswürdige Zoe, nächst Laura die zweite Heldin des ganzen Romans, verschwindet unbegreiflicherweise mit ihrer Verhaftung (III, 379) ganz aus unsern Blicken.

Digitized by Google

Trotz dieser Ausstellungen rechnen wir den Roman zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen in diesem Gebiet unsrer vaterländischen Literatur, bedeutend durch Reichthum und Neuheit der Erfindung, Consequenz der mannichfaltigen Charaktere, schöne Abwechslung lieblicher Episoden, deren meist gemüthliche Farbe gegen die finstre Tendenz des Ganzen wohlthätig absticht. Aber auch das düstere Hauptgebäude ruht auf einer ethischen Grundlage. Wie unselig Laura durch die Rache wird, erhellt aus sich selbst; doch auch an Jaques Pierre rächt sich die verachtete Vernunft aufs furchtbarste. Denn was die Leidenschaft für des Lebens Leben, für die rechte Zoe hält, das ist eine nichtige, vergiftete Frucht, ist der verborgene Tod, während das wahre Leben, das Gute, in Knechtsgestalt, in die Farbe der Nacht gehüllt, stumm und taub, als scheinbarer Tod, uns zur Seite steht. Die blühende Zoe ist der böse Genius, der schwarze Sklave der Schutzgeist des unglücklichen, verblendeten Kapitäns. Ueber allen Personen der Geschichte waltet die Gerechtigkeit als Nemesis. Nur die arme Lauretta wird fast schuldlos, als bloſses Mittel, zum Opfer. Aber im Roman, so wenig als im Leben, kann hienieden die Theodicee vollständig seyn.

G. Schwab.

---

1) *Sind die an die Herrlichkeitsbesitzer in der Provinz Ostfriesland von den Eingesessenen früher entrichteten sogenannten suspendirten Gefälle durch französische Gesetze aus der Zeit der Vereinigung Ostfrieslands mit Frankreich aufgehoben worden? Versuch einer Erörterung dieser Frage vom Standpunkte der Geschichte und der Kritik. Hannover, in der Hahn'schen Buchhandlung.* 1836. 100 *S.* 8.

2) *Die suspendirten Gefälle in der Provinz Ostfriesland. Bemerkungen, veranlaſst durch eine neuere Schrift, die Aufhebung jener Gefälle durch französische Gesetze betreffend. Von einem Ostfriesen. Ebend. in derselben Buchhandlung.* 1836. 26 *S.* 8.

3) *Anderweite Bemerkungen zu der Schrift: Sind die Herrlichkeitsbesitzer in der Provinz Ostfriesland etc. etc.? Ebend. in derselben Buchhandl.* 1837. 13 *S.* 8.

Der Provinz Ostfriesland ist während des laufenden Jahrhunderts das harte Loos gefallen, in einer kurzen Frist nicht weniger als viermal unter eine neue Landesherrschaft gestellt zu werden. Bis zum Tilsiter Frieden (1807) ein Theil der preuſsischen Monarchie, (jedoch mit einer besondern Verfassung,) wurde Ostfriesland durch diesen Frieden an Frankreich und bald darauf

Digitized by Google

durch den Traktat von Fontainebleau v. 11. Nov. 1807 an das damalige Königreich Holland abgetreten, dann im Jahre 1810 samt dem Königreiche Holland mit dem französischen Kaiserreiche vereiniget, hierauf im November 1813 von dem Könige von Preuſsen wieder in Besitz genommen und durch den traité de Paris v. 30. Mai 1814 der Krone Preuſsen zurückerstattet, endlich im 27sten Artikel der Schluſsakte des Wiener Kongresses von Preuſsen an Hannover cedirt. In allen diesen Fällen war der Wechsel der Herrschaft zugleich mit einem, wenn auch bald mehr bald weniger durchgreifenden, des inneren Rechtszustandes der Provinz verbunden. Zieht man noch insbesondere die Eigenthümlichkeiten der vormaligen Verfassung des Fürstenthumes Ostfriesland in Erwägung, — eine Verfassung, welche sogar von der Verfassung anderer deutscher Länder wesentlich verschieden war, indem sie mehr an die Verfassung der Llans in den schottischen Hochlanden erinnerte, — so kann man, auch ohne mit den Einzelheiten bekannt zu seyn, ermessen, daſs jene Veränderungen in die Interessen der einzelnen Landeseinwohner mannigfaltig eingreifen muſsten, diese Interessen bald verletzend, bald auch begünstigend.

Unter anderem trat dieser Fall bei den Gefällen ein, welche die Besitzer der ostfriesischen Herrlichkeiten bis zum Jahre 1807 von den Eingesessenen ungestört bezogen hatten. (Da die Geschichte und Verfassung des Fürstenthums Ostfriesland nicht so allgemein bekannt seyn möchte, als sie es wegen ihrer Eigenthümlichkeiten zu seyn verdient, so fügt Ref. Folgendes erläuterungsweise hinzu: Ostfriesland war einst eine Art von Republik. Diese bestand aus den »Häuptlingen« der Provinz. Ein jeder dieser Häuptlinge hatte ein bestimmtes Gebiet, über welches er fast unbeschränkt herrschte. Doch scheint diese Herrschaft anfangs mehr auf dem Ansehn beruht zu haben, welches der Häuptling, als das Haupt des vornehmsten Geschlechts seines Stammes oder Llans über die übrigen Stammesgenossen hatte, als die Grundherrlichkeit des deutschen Rechts gewesen zu seyn. In der Folge kamen die mit der deutschen Grundherrlicheit zusammenhängenden rechtlichen Ansichten allerdings auch in Ostfriesland in Umlauf; aber wohl erst dann, als Ostfriesland mit dem übrigen Deutschland, von welchem es als ein fernes und schwer zugängliches Land fast vergessen worden war, in eine nähere Verbindung trat. Alle diese Häuptlinge bezogen übrigens, ein jeder in seiner Herrlichkeit, von den Eingesessenen gewisse Abgaben, theils

Digitized by Google

als Schutzherren, theils für die Landesvertheidigung, theils kraft des althergebrachten Ansehns ihrer Geschlechter. Eins dieser Geschlechter brachte endlich durch Verdienst, Glück und Heirath mehrere Herrlichkeiten an sich. Dieses gelangte nun vertragsweise zur Herrschaft über ganz Ostfriesland. Zugleich schloſs es sich, um seine Herrschaft zu befestigen, an Kaiser und Reich an. So entstand die Grafschaft und dann das Fürstenthum Ostfriesland. Anfangs hatten die Grafen keine andern Einkünfte als die, welche sie von ihren eigenen Herrlichkeiten bezogen. In der Folge aber wurden diese Einkünfte mit andern vertragsweise oder durch Bewilligungen der Häuptlinge und Stände des Landes, ingleichen, in den Zeiten der Reformation, durch Säkularisationen vermehrt. Mit der Zeit unterschied man auch die Einkünfte, welche die Grafen oder Fürsten von ihren eigenen Herrlichkeiten bezogen, von denen anderer Herrlichkeitsbesitzer, durch den Namen der Kammer- oder Domanialeinkünfte.) — Als Ostfriesland mit Holland und dann mit Frankreich vereinigt wurde, muſste die neue Ordnung der Dinge den ferneren Bezug jener Gefälle, sowohl derer, welche die Landesfürsten, als derer, welche die andern Herrlichkeitsbesitzer von den Eingesessenen erhoben, fast unausbleiblich gefährden oder einstellen. Ein neues Abgabesystem wurde eingeführt; die Fortdauer jener Gefälle stand wenigstens mit dem Geiste des französischen Rechts, (und mit diesem Rechte stimmte auch das Recht des K. Holland überein,) geradezu in Widerspruch; und wenn schon Lehne, mit einigen wenigen Ausnahmen, in Ostfriesland unbekannt waren, so war man doch in Holland und noch mehr in Frankreich mit der Verfassung Ostfrieslands zu wenig bekannt, als daſs man nicht hätte geneigt oder gemeint seyn sollen, das Verdammungsurtheil, welches jene Rechte über die Feudalabgaben aussprachen, auch auf jene Gefälle auszudehnen. Was zu erwarten stand, geschah auch wirklich, wenn auch die Gesetze, welche in dem Rausche jener Zeit erlassen wurden, Vieles unbestimmt und unentschieden lieſsen. (Daher eben die Streitfrage, von welcher weiter unten die Rede seyn wird.) Aber bald begann wieder ein anderes Zeitalter; der Fremdherrschaft wurde in Deutschland ein Ende gemacht; auch ihre Spuren wollte man vertilgen. Da hatten nun umgekehrt diejenigen zu fürchten, welche von den unter jener Herrschaft getroffenen Veränderungen Vortheil gezogen hatten. In den norddeutschen Staaten stellte sich Vieles anders, als in den Staaten Süddeutschlands.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Schriften über die suspendirten Gefälle in Ostfriesland.

(Beschluſs.)

Jedoch Ref. hat jetzt die Data einzeln anzuführen, welche sich auf den in den vorliegenden Schriften verhandelten Gegenstand beziehen, wenn er sich auch auf die wichtigeren und wichtigsten beschränken muſs. — Durch einen Beschluſs des Königs von Holland, vom 10. April 1808, wurden die sämtlichen holländischen Steuern in Ostfriesland eingeführt, mit alleiniger Ausnahme der Grundsteuer, an deren Stelle ein Surrogat trat. Da hierauf dem Könige vorgestellt wurde, daſs das neue Steuersystem mit den aus der ehemaligen Verfassung herrührenden an die Domanialkasse zu leistenden Abgaben unvereinbar wäre, so wurden durch einen anderweiten Beschluſs, vom 12. Juni 1809, eine groſse Anzahl dieser Abgaben, die der Beschluſs namentlich aufführte, provisorisch d. i. auf so lange abgeschafft, bis daſs ausgemittelt seyn würde, welche von diesen Lasten auf Verträgen über die Verleihung des Grundeigenthums oder als Grundrenten zu betrachten wären. (Die Abschaffung war nur eine provisorische; daher der Name: suspendirte Gefälle.) Dieser blos provisorische Zustand wurde, so lange Ostfriesland ein Theil des K. Holland war, nie in einen definitiven verwandelt. Obwohl übrigens der Beschluſs v. 12. Juni 1809, wie der Vf. der Schrift Nr. 1 zeigt, nur von den Domanialgefällen ausdrücklich handelte, so wurden doch die in dem Beschlusse genannten Abgaben von nun an, mit wenigen Ausnahmen, auch den übrigen Herrlichkeitsbesitzern nicht mehr entrichtet. — Auch in den Zeiten der französischen Herrschaft wurden jene Abgaben nicht weiter entrichtet. Dagegen findet sich unter den Gesetzen etc., welche bei der Vereinigung des K. Holland mit Frankreich und bis zum Jahre 1813 für die aus jenem Königreiche gebildeten Departemens erlassen oder auf diese Departemens ausgedehnt wurden, keins, welches den Beschluſs vom 12. Juni 1809 ausdrücklich bestätiget oder die über die Lehns- und grundherrlichen Abgaben in Frankreich erlassenen Gesetze ausdrücklich auch für geltend in Ostfriesland erklärt hätte. — Während der kurzen Frist, in welcher hierauf Ostfriesland wieder

an die Krone Preuſsen kam, blieb dieser Zustand der Dinge im Ganzen unverändert. Nachdem aber Ostfriesland von der Krone Preuſsen an die Krone Hannover abgetreten worden war, wurde von der k. hannoverschen Regierung durch eine Verordnung vom 9. April 1818 die von dem Könige von Holland verfügte Suspension der Domanial-Prästationen wieder aufgehoben und dagegen festgesetzt, daſs diese Abgaben, mit einigen Ausnahmen, vom 1. Mai 1818 an wie vormals erhoben werden sollten. Bei dieser Verordnung hat es bis jetzt sein Bewenden behalten, ungeachtet die Abgabenpflichtigen mehrere gegen dieselbe gerichtete Vorstellungen bei der Regierung und bei den Kammern eingereicht haben. Auch ist den Betheiligten nicht verstattet worden, den Weg Rechtens gegen die Staatskasse wegen des Fortbezuges der in Frage stehenden Abgaben einzuschlagen. Die suspendirten Gefälle, welche vormals an andere Herrlichkeitsbesitzer zu entrichten waren, lieſs die Verordnung vom J. 1818 unerwähnt. Daher mehrere Rechtshändel, welche insgesamt von den Gerichten des K. Hannover zum Vortheile der Eingesessenen rechtskräftig entschieden worden sind. — Es hat sich demnach die Sache so gestellt, daſs die sogenannten suspendirten Gefälle von einem Theile der Eingesessenen der ostfriesischen Herrlichkeiten entrichtet, von einem andern aber nicht entrichtet werden. Unstreitig eine sehr auffallende Ungleichheit des Rechts!

Der Vf. der Schrift Nr. 1 (welche mit groſser Gründlichkeit ausgearbeitet ist,) hat nun den Beweis zu führen gesucht, daſs das Zwischenrecht die s. g. suspendirten Gefälle niemals definitiv aufgehoben habe, wobei er, mit gutem Grunde, vorzugsweise auf die französische Gesetzgebung Rücksicht nimmt, da die holländische in mehr als einem Sinne nur eine provisorische war. Er führt diesen Beweis, — in welchem, wenn er gelungen ist, theils eine Vertheidigung der k. hannoverschen Verordnung v. 9. April 1818, theils eine Erwiderung auf den oben erwähnten Gerichtsgebrauch liegt, — so, daſs er die in die Sache einschlagenden französischen Gesetze einzeln durchgeht und zu zeigen sucht, daſs keins derselben die in Frage stehenden Gefälle, weder ausdrücklich noch folgerungsweise, aufgehoben habe. — Ref. würde die ihm durch den Zweck dieser Blätter gesetzten Grenzen überschreiten, wenn er diese Beweisführung auch nur in einem Auszuge wiedergeben oder sie einer ausführlichen Prüfung unterwerfen wollte. Doch erlaubt er sich die Bemerkung, daſs sie ihm nur theilweise vollkommen gelungen zu seyn schien. Man kann oder muſs dem

Digitized by Google

Vf. zugeben, daſs sich kein französisches Gesetz nachweisen läſst, welches die vorliegende Frage ausdrücklich entschiede. Ebenso dürfte mit dem Verf. anzunehmen seyn, daſs sich aus den Gesetzen etc., durch welche die Verfassungsgesetze des französischen Reichs in dem vormaligen K. Holland in allgemeinen Ausdrücken eingeführt wurden, nicht mit genügender Sicherheit der Schluſs ziehen lasse, daſs hiermit zugleich dem Grundeigenthume die Freiheit gewährt wurde, welche ihm in Frankreich durch die Gesetze v. J. 1789 ff. zu Theil geworden war. Wenn aber namentlich durch die kaiserlichen Decrete v. 18. Oct. und v. 8. Nov. 1810 die Zehnten und die Grundrenten in den aus dem vormaligen K. Holland gebildeten Departemens ausdrücklich aufrecht erhalten jedoch für ablösbar erklärt wurden, so ergiebt sich wohl hieraus (a contrario und mit Rücksicht theils auf den Geist der französischen Gesetzgebung überhaupt theils auf das oben erwähnte holländische Provisorium vom 12. Juni 1809) sehr unzweideutig die Folgerung, daſs alle blos grundherrlichen Abgaben für immer aufgehoben seyn und bleiben sollten.

Die Vff. der Schriften Nr. 2. 3. haben es hauptsächlich mit der hannoverschen Verordnung vom J. 1818 zu thun. (Die geschichtlichen Nachrichten von der vormaligen Abgabenverfassung Ostfrieslands, welche die Schrift Nr. 2 giebt, werden Vielen willkommen seyn.) Ohne auf den von dem Verf. der Schrift Nr. 1 geführten Beweis im Einzelnen einzugehen, suchen sie, gegen die Motiven jener Verordnung, z. B. zu zeigen, daſs die s. g. suspendirten Gefälle zum Theil und zu einem groſsen Theile ursprünglich Steuern waren und daſs daher die fernere Beziehung dieser Gefälle durch die Staatskasse mit der dermaligen Steuerverfassung unvereinbar, daſs aber auf jeden Fall den Belasteten der Weg Rechtens nicht verschlossen werden dürfe: — Befremdet hat es Refn., daſs in diesen Schriften nirgends auf den Unterschied aufmerksam gemacht wird, der zwischen Ostfriesland und den althannoverschen Landen in so fern eintritt, als jenes Land von Preuſsen in dem Tilsiter Frieden an Frankreich und dann wieder, nachdem es zum Besitze dieser Provinz vertragsmäſsig gelangt war, an Hannover abgetreten wurde, anstatt daſs die k. hannoversche Regierung in die alten Erblande jure postliminii wiedereingesetzt wurde.

Die Verfasser der drei Schriften haben sich insgesamt nicht genannt. Nun ist zwar das Recht eines Schriftstellers, anonym zu bleiben, wohl nicht zweifelhaft. Aber eine andere Frage ist die, ob nicht ein Schriftsteller, welcher über öffentliche Angelegenheiten eines bestimmten Staates schreibt, sich nennen oder die von ihm beobachtete Anonymität durch besondere Gründe rechtfertigen sollte.

Zachariä d. Aelt.

Digitized by Google

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN.

1) *Untersuchungen über das Wesen und die Behandlung einiger der wichtigsten Krankheiten der Wöchnerinnen, von* Robert Lee, *Arzt und Geburtshelfer am British-Lying-in-hospital etc. A. d. Engl. übersetzt u. mit Zusätzen versehen von Dr. C.* Schneemann. *Hannover* 1834. *Verlag der Helwingschen Hofbuchhandlung. X u.* 276 *S* 8.

2) *Über schwammige Auswüchse der weiblichen Geschlechtsorgane. Denkschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens der Entbindungsanstalt zu Leipzig unter Leitung ihres Stifters und Directors Joerg. Im Namen der medicinischen Gesellschaft zu Leipzig von* Friedrich Ludwig Meiſsner, *Dr. d. Med. etc. Mit drei lithographirten Tafeln. Leipzig am* 8. *October* 1835. *Verlag von Otto Wigand.* 26 *S.* 4.

Die in der ersten Schrift abgehandelten Krankheiten sind das Puerperalfieber, die Schenkelphlebitis und die Gebärmutterblutflüsse, über welche der Vf. vielfache Beobachtungen zu machen Gelegenheit hatte, die ihn anzunehmen bestimmen, daſs dem Puerperalfieber stets eine Entzündung des Uterus und seiner Anhänge zum Grunde liege und daſs die entzündliche, congestive und typhöse Form dieser Krankheit nur das vorwaltende Ergriffenseyn des serösen, muskulösen und venösen Gewebes des Organs bezeichnet. Als die wichtigsten Arten dieser Krankheit nennt der Verf. Entzündung des Bauchfellsackes und der Bauchfellbedeckung der Gebärmutter, Entzündung der Anhänge dieses Organs, als der Eierstöcke etc., Entzündung des schleimichten, muskulösen oder eigenthümlichen Gewebes des Uterus, Entzündung und Eiterung der einsaugenden Gefäſse und Venen der Uterinorgane, welche verschiedene Arten häufig allein, aber oft auch miteinander gemischt vorkommen. In Bezug auf die erste Art, die Entzündung des Bauchfells, kann der Verf. nur das Längstbekannte bestätigen. Die Diagnose der zweiten Art, der Entzündung der Uterinanhänge, gewinnt durch die Abhandlung im Ganzen nur wenig. Rücksichtlich der Entzündung der eigentlichen Gebärmuttersubstanz finden wir auch nur Bekanntes. Werthvoll dagegen ist eine vom Übersetzer beigegebene Krankheitsgeschichte. Belehrend in einem höhern Grade ist der Abschnitt über die Entzündung und Eiterung der aufsaugenden Gefäſse der Gebärmutter und über Gebärmutterphlebitis, bei welcher gleichzeitig auch andere Organe krankhaft verändert gefunden werden. Die Entzündung beschränkt sich zuweilen auf die Venen des Uterus, häufig aber breitet sie sich auch über das angränzende Muskelgewebe aus, das dann erweicht, dunkelroth oder schwarzbraun gefunden wird. Oft aber leidet auch das Bauchfell, und natürlich fehlen dann auch nicht die Zeichen der Peritonitis. Die Venae sperma-

ticae pflegen vorzugsweise entzündet zu seyn, und noch häufiger nur eine von ihnen, nämlich die dem Sitze der Placenta nächstgelegene. Seltener, als die Venae spermaticae, sind die hypogastrischen Venen entzündet. Als Ursachen bezeichnet L. mechanische Verletzungen bei Lösungen der Nachgeburt, faulende Nachgeburtsreste, Anwendung der Kälte. Die Diagnose dieser Krankheit bleibt immer dunkel, was der Vf. auch zugeben muſs, da ausser einem dumpfen Schmerz oder einem Gefühle von Schwere, welches überdies auch häufig fehlt, kein örtliches Symptom die Krankheit ankündigt oder wenigstens von andern verwandten unterscheidet. Ein besonderer Abschnitt enthält die Geschichte der Phlebitis ut., welche der Übersetzer unter Berücksichtigung der Arbeiten Puchelt's, Balling's und Guttmanns hätte ergänzen sollen. Die personelle Mittheilbarkeit stellt L. nicht in Abrede, und beschreibt im Gegentheil einige Fälle, die für eine solche zeugen und zu groſser Vorsicht die Geburtshelfer auffordern. Ebenso ist er nicht abgeneigt, eine Verwandtschaft zwischen Kindbettfieber und Erysipelas anzunehmen, was sich indessen nach pathologischen Grundsätzen nicht durchführen läſst. Sein Verfahren beruht auf rationellen Ansichten, nur können wir den zu groſsen Gaben des Calomel und des Mohnsafts keinen Beifall zollen. Dem Terpentinöl und den Brechmitteln zeigt L. sich abhold, dagegen wandte er nach dem Beispiele französischer Ärzte lauwarme Einspritzungen in die Vagina mit entschiedenem Nutzen an.

Die Phlegmatia alba dolens puerperarum beobachtete der Vf. zweiundzwanzigmal und entwirft davon ein lebendiges Bild. Bei der Geschichte dieser Krankheit vermissen wir die Arbeiten der Deutschen. Die Schenkelphlebitis sah L. nicht allein bei Wöchnerinnen, sondern auch ausser dem Wochenbette bei Suppressio mensium, Verschwärung des Gebärmuttermundes und andern organischen Krankheiten der Geschlechtstheile. Auch bei Männern kommt sie in Folge der Einwirkung äusserer Schädlichkeiten, der Kälte und Nässe, vor. Die Behandlung L.'s besteht in Blutegeln, Calomel und Antimonialpräparaten.. Bevor L. die Gebärmutterblutflüsse näher erörtert, geht er auf eine Widerlegung der Hunterschen Ansicht über die Verbindung der Placenta mit der Gebärmutter ein und stellt am Ende Folgendes auf: die menschliche Placenta besteht nicht aus einer mütterlichen und kindlichen Hälfte, sie hat in ihrer Substanz keine Zellen und ist mit der Gebärmutter nicht durch Blutgefäſse verbunden. Alles Blut, welches der Uterus durch die spermatischen und hypogastrischen Arterien erhält, flieſst in die Venen der Gebärmutter, und nachdem es durch diese gegangen ist, kehrt es in die allgemeine Blutmasse der Mutter durch die spermatischen und hypogastrischen Venen zurück, ohne in die Substanz der Placenta zu gelangen. Da die Decidua in der Mitte zwischen den Nabelgefäſsen und dem Uterus sich befindet, so muſs jede Veränderung, welche das Fötalblut trifft, von einem indirekten Einfluſs auf die Flüssigkeit herrühren, indem dies durch die Placenta flieſst, das

Digitized by Google

mütterliche Blut hingegen durch die groſsen Blutbehälter des Uterus. Eine Blutung bei geschwängerter Gebärmutter oder nach der Entbindung entsteht daher nicht aus zerrissenen Blutgefäſsen zwischen Uterus und Placenta, sondern aus den natürlichen Öffnungen in der innern Haut der Gebärmutter, welche durch die Placenta geschlossen wurden.

Bei Blutungen von Placenta praevia empfiehlt L. ungesäumte künstliche Entbindung, sobald der Gebärmuttermund so weit geöffnet ist, daſs die conisch zugespitzte Hand eingeführt werden kann. Der Übersetzer räth in einer Anmerkung auch nicht so lange zu warten, sondern den Gebärmuttermund künstlich zu erweitern, was indessen leichter gesagt als vollbracht wird, wenn man die Wahrheit gestehen will. Bei Metrorrhagien nach völliger Entbindung glaube ich, auf Erfahrungen gestützt, jetzt auch mit Wenzel und Mappes ein Brechmittel aus Ipecacuanha empfehlen zu können. Aber auch das Mutterkorn (das freilich unter verschiedenen Verhältnissen gesammelt sehr verschiedene Resultate geben mag) leistete mir in einigen sehr verzweifelten Fällen treffliche Dienste.

Einige grammatikalische Verstöſse, wie Peritoneum statt Peritonaeum, Symphisis statt Symphysis, und Inconsequenzen in der Schreibart, wie Basilika und dann decidua, kommen zu oft vor, um sie als Druckfehler ansehen zu können.

Der Vf. der zweiten Schrift bezeichnet die Blasenscheidenfisteln, die Eierstockwassersucht und die Afterprodukte des Uterus, mit Ausnahme der Gebärmutterpolypen, als wahre Opprobria medicorum. Gern stimmt Ref. ihm in Bezug auf die erste Krankheitssippe bei, wo er in den ihm vorgekommenen Fällen, nach vielfältig fehlgeschlagenen Versuchen mit Suturen und der Anwendung eines Cauterii potent. et actualis, zuletzt nur noch durch das Tragen eines Schwammes, der täglich wiederholt gewechselt werden muſs, den Zustand der Kranken erträglich zu machen versuchte. Nicht allein der Mangel an klinischen Anstalten für Frauenzimmerkrankheiten auf den meisten Universitäten erklärt es, daſs wir noch immer keine genügenden Verfahrungsweisen zur Beseitigung dieser Übel kennen, sondern einen groſsen Theil der Schuld trägt die dem weiblichen Geschlechte eigenthümliche Schaam, bei Krankheiten der Geburtsorgane nur selten und oft erst dann Hülfe zu suchen, wenn das Übel einen Grad erreicht hat, daſs keine menschliche Hand mehr Hülfe bringen kann. Die vom Verf. hier mitgetheilten, durch Abbildungen versinnlichten Fälle sind: ein Fungus haematodes, welcher sich zwischen Mastdarm und Mutterscheide entwickelt, die hintere Wand der Vagina durch die äussern Schaamtheile hervorgedrängt und zersprengt hatte und zwischen den Schenkeln sichtbar war. Die Exstirpation durch den Schnitt gelang hier vollkommen. Der andere Fall betrifft ein Schwammgewächs, welches vom Cavum uteri hervorwuchernd, durch die Ligatur von seinem Boden getrennt, mit

Digitized by Google

einer Geburtzange entfernt werden muſste; der dritte, ein gestieltes und aus einer stratanakösen Stelle der Gebärmutter hervorgewuchertes Schwammgewächs, welches erst nach dem Tode der Kranken entfernt wurde.

M. hält die fungösen Afterprodukte nicht in dem Grade selten, als gewöhnlich angenommen wird, nicht so ganz leicht ihre Unterscheidung von Polypen und fibrösen Geschwülsten, deren eigenthümliche Merkmale er einander gegenüber hervorhebt, und empfiehlt zu ihrer Beseitigung vor Allem die Operation, namentlich den Schnitt, wogegen sich nichts einwenden läſst.

Die Darstellung würde durch mehr Präcision und Kürze gewonnen haben. Daſs die thätige ärztliche Gesellschaft in Leipzig diese Gelegenheit abermals benutzte, um auf eine wissenschaftliche Weise ihre Theilnahme an einem für die Leipziger Hochschule wichtigen Tage zu bezeigen, verdient Anerkennung.

8) ***Die Lungenschwindsucht ist heilbar, oder die Entwickelung des Prozesses, den Natur und Kunst einzuschlagen haben, um diese Krankheit zu heilen; nebst einer Empfehlung einer neuen und einfachen Heilmethode, von Dr. Fr. Hopkins Ramadge, erstem Arzte des Hospitals für Lungenkranke in London, a. d. Engl. von Dr. C. Hohnbaum. Mit 4 illum. Tafeln. Dritte Aufl.*** **1835.** ***Druck und Verlag vom bibliographischen Institut in Hildburghausen. XV u.*** **100** ***S.*** **8.**

Gewiſs ein Titel, durch den Hohnbaum zum Übersetzen, und Ärzte und Laien zum Lesen und zum Kaufen verführt wurden. Bevor wir in die Beurtheilung dieser Schrift eingehen, können wir nicht umhin, einem hier ausgesprochenen, und vom Übersetzer wie von einigen Recensenten getheilten, Irrthume zu begegnen. Es wird hier nämlich gesagt, daſs London der einzige Ort sey, wo ein besonderes Hospital für Schwindsüchtige und andere Brustkranke sich finde. Dies ist ein Irrthum, denn in Paris finden sich deren zwei, die nach dem Willen der Stifter nur für Brustleidende bestimmt sind, nämlich das Hôpital Necker und das Hôp. Beaujon. Übrigens ist erfahrungsgemäſs die Praxis an einem Hospital, welches nur für eine Krankheitssippe bestimmt wird, nicht geeignet, zur bessern Kenntniſs dieser Krankheit und ihrer Heilmethoden hinzuwirken, da der Arzt nur zu leicht hier in einen Schlendrian verfällt, der für die Wissenschaft und die Kranken gleich sehr verderblich ist. Der Vf. läugnet es durchaus, daſs Catarrhe die Entstehung der Schwindsucht begünstigen, und erklärt ebenso bestimmt die catarrhalischen Krankheiten als Präservation gegen die Lungenphthise und als das Hauptmittel zu ihrer Heilung, was um so mehr Erstaunen erregen muſs, als er die gallertartige tuberculöse Infiltration als das Product einer eigenthümlichen chronischen Entzündung ansieht, von der man doch in der That nicht annehmen kann, daſs sie durch den Zutritt eines catarrhalischen Leidens beseitigt werde. Mit Bayle nimmt er an, daſs der in der Phthise ausgeworfene Eiter von der

Digitized by Google

die Tubercelhöhle auskleidenden Membran und nicht von der Bronchialhaut herkomme. Bronchialaffection ſoll erst am Ende der Krankheit und dann entstehen, wenn die Natur unter Einfluſs eines Catarrhs Verſuche zur Heilung mache. Die Ablagerung von Tubercelstoff betrachtet er als eine eigenthümliche, krankhafte, durch fehlerhafte Ernährung bedingte Secretion. Die Heilung geschehe durch Reſorption der Tuberceln in einer frühern Periode der Krankheit und dann, noch im Zustande der Rohheit, durch Einſchlieſsung in schwarze Lungenmaterie. Wenn die Natur Heilung bewirke, so verbreite sich die Irritation von der Umkleidung der Höhle auf die benachbarten Bronchialäste, und es entstehe ein emphysematiſcher Zustand der Bläschenstructur dieſes Theils der Lunge durch Einſchlieſsung der Luft im Act der Exſpiration. Durch Ausdehnung der Luftzellen und durch den darauf folgenden voluminöſen Zustand des Lungengewebes entstehe nun ein so constanter Druck von auſſen nach innen auf die Auſſenſenſeite der Höhle, daſs ihre Wände einander genähert werden, wodurch eine Heilung per primam intentionem erfolge. Bei schneller Heilung und noch nicht alter Höhle entstehe eine zellige Vernarbung, bei hinzutretendem Lungencatarrh und bei lange bestehender Phthiſe bilden ſich die Vernarbungen durch fibro-cartilaginoſe Lamellen. Neben einem Vesicularemphysem gebe es selten neue Tubercel, was die Folge der auſſerordentlichen Thätigkeit der Lungen durch häufiges Einathmen ſey, wie es mit chroniſchem Catarrh und Asthma verbunden zu ſeyn pflege. Leuten, die Anlage zur Schwindſucht haben, empfiehlt R. eine nährende Diät und häufigen Aufenthalt in freier Luft, Wechſel des Aufenthalts, Seereiſen, letzte in der Abſicht, um einen leichten Catarrh hervorzurufen und zu unterhalten, Laufen und Reiten. Gegen Laennec behauptet er, daſs die Bestrebungen der Natur zur Heilung der Lungenphthiſe die Brust erweitere und das Lungenvolumen vergröſsere, daher er auch häufige Inſpirationen zur Stärkung der Brust empfiehlt.

Für den Verf. giht es zwei Wege zur Heilung der Phthiſen: ſie chroniſch zu machen oder die künſtliche Erweiterung der Lungentheile, welche der Luft zugänglich ſind, zugleich aber auch dem hectiſchen Fieber durch örtliche Blutentziehungen ein Ziel zu ſetzen. Der Zweck der Inhalation ist Ausdehnung der Lunge, damit die Flächen der primären Tubercelhöhlen miteinander in Berührung kommen, ferner Lungencatarrh und ein Veſicularemphyſem. R. läſst ſie daher mit der von ihm beſonders dazu erdachten Maſchine vornehmen und fortſetzen, ſobald es ihm gelungen ist, durch einige Blutegel das hectiſche Fieber und andere Zeichen der Congeſtion zu bannen.

Im Anhange erzählt R. auch einen Fall von Empyem in Folge von chroniſcher Pleuritis, der aber auch als Lungenſchwindſucht paſſiren muſste.

Das Weitere übergehen wir. Was die Schrift in pathologiſcher Beziehung Gutes enthält, ist nicht neu, das darin mitge-

theilte Neue paradox und des Beweises, oder doch wenigstens der Bestätigung bedürftig. Wir können daher diesem literärischen Pro- oder Educte trotz seiner schon dreimal erlebten Verjüngung kein langes Leben verheiſsen!

Sit ei terra levis!

4) *Versuche für die praktische Heilkunde, von* **Ferdinand Jahn.** *Eisenach, bei Joh. Fr. Bärecke.* 1835. *Erstes Heft. VIII u.* 216 *S.*

Möchte doch ein ähnlicher Geist, wie in diesen Blättern, die unzähligen Zeit- und Gesellschaftsschriften beleben, mit welchen wir bei jeder Büchermesse überschüttet werden. Was der geniale Jahn hier bietet, zeigt von gründlicher Gelehrsamkeit, groſser Belesenheit, scharfer Beobachtung, strenger Wahrheitsliebe und festem Willen, das Seyn vom Schein, das Korn von der Spreu zu sondern. Was hier geboten wird, ist, um mit Göthe zu reden, ein Fläschchen reiner Arrak, und Punsch daraus mache sich jeder nach Lust.

Es ist hier der Ort nicht, um in eine Kritik der einzelnen Abhandlungen, zweiundzwanzig an der Zahl, einzugehen, was wir den kritischen ärztlichen Zeitschriften (in denen man leider mit jedem Tage eine Abnahme der Kritik wahrnehmen muſs) anheim geben müssen. Doch erlauben wir uns auf folgende die Aufmerksamkeit der Leser besonders zu führen: **Beiträge zur Naturgeschichte der hitzigen Hirnhöhlenwassersucht der Kinder.** Über keine Krankheit ist so viel Wahrheit und Dichtung in die Welt geschrieben worden als über die in Rede stehende, und jeder Unbefangene wird einräumen müssen, daſs es keine leichte Aufgabe ist, diesen Augiasstall zu reinigen. Jahn hatte Gelegenheit, diese Kinderkrankheit epidemisch an seinem Wohnorte zu sehen, dessen eigenthümliche, klimatische, politische und sonstigen Lebensverhältnisse, über welche der Vf. sich hier mit Freimuth weitläuftig ausspricht, die Steigerung der Krankheit bis zur Epidemie einigermaſsen erklärlich machen. Das Wesen, die Entstehungsweise und die Heilung der acuten Hirnhöhlenwassersucht auf wissenschaftliche und der Erfahrung entsprechende Grundsätze zurückzuführen, war die Aufgabe, die der Verf. sich gestellt und hier sine strepitu verborum, sine confusione opinionum, sine fastu honoris, sine pugnatione argumentorum durchgeführt hat. Seine Fackel ist die pathologische Anatomie, gegen welche einige unbärtige, kaum der Schule entlaufenen Jungen jetzt zu Felde zu ziehen sich unterfangen.

Nicht minder beachtungswerth sind die **Bemerkungen über einige Kinderkrankheiten,** namentlich über die bei der Dentition zuweilen vorkommende Entzündung im Zahnfleische, in den Alveolen und im Zahne selbst, über die acuten Scropheln der Kinder etc.; **über die Wirksamkeit sehr kleiner Arzneigaben; über die Lungenschwindsucht mit scheinbarem Herzleiden; das gerichtsärztliche Gutachten über ein**

Digitized by Google

mehrere Jahre hindurch von den Ältern miſshandeltes Mädchen; Krankheitsnachklänge; über den geistigen Extract der Brechnuſs u. s. w.

Ob der Troſs der Ärzte, die Receptschreiber, die nur nach dem praktisch Brauchbaren d. h. nach dem suchen, was sich behende in ein Receptchen verkehren läſst, und auf den Titel eines Magister, non minister naturae Anspruch machen, ob diese mit Jahn's Versuchen zufrieden seyn werden, wollen wir von vorn weg bezweifeln; denn hier treffen sie so Vieles, was ihrem Schlendrian im Denken, Fühlen und Handeln:

„Der Affe drückt und dreht,
Bis daſs das Uhrlein stille steht."

schroff entgegentritt.

5) *Jahrbücher des ärztlichen Vereins zu München. Erster Jahrgang, mit 1 Kupfer u. 5 Steintafeln. München* 1835. *VIII u.* 237 *S. Derselben zweiter Jahrgang, mit 4 Beilagen. München* 1836. *VIII und* 415 *S. Verlag der A. Weberschen Buchhandlung.*

Man kann den deutschen gelehrten Gesellschaften im Allgemeinen den Vorwurf nicht machen, daſs sie durch eine allzu groſse Thätigkeit sich frühzeitig abnutzen. Die Preisfragen sind ziemlich aus der Mode gekommen, und wenn zufällig auch eine Societät sich einmal verleiten läſst, über einen die Menschheit und die Wissenschaft tief berührenden Gegenstand eine Frage aufzustellen, so hat man nach einem halben Decennium eine Bekanntmachung zu erwarten, daſs keine der eingegangenen Arbeiten den Sinn und den Zweck der Aufgabe aufgefaſst und befriedigend beantwortet habe. Auch nur wenige medicinisch-naturhistorische Gesellschaften geben Rechenschaftsberichte von ihrem Wirken und Treiben, und diese löbliche Gewohnheit sollte doch nicht aus der Mode kommen. Die Jahrbücher des erst seit wenigen Jahren ins Leben getretenen Münchener ärztlichen Vereins enthalten manche treffliche Arbeit, auf die wir hier mit einigen Zeilen aufmerksam machen wollen, wobei wir zugleich aber auch den Wunsch, ihres eigenen Gedeihens wegen, ausdrücken wollen, daſs die Redaction bei der Auswahl der zum Druck geeigneten Arbeiten immer recht strenge verfahren möge. Der Aufmerksamkeit der Leser empfehlen wir folgende Abhandlungen; über die Heilung der Trepanationswunden und der Knochenverletzungen, von Weiſsbrod; über die Blutgefäſse des Uterus, von Schneider; über die Gränzen der Staatsgewalt in Bezug auf medicinische Systeme, über ein eigenthümliches Brustleiden, von Öttinger; die Thymusdrüse in anatomischer und physiologischer Beziehung, von Eugen Schneider; über das Asthma thymicum, von Graf (ein lehrreicher, manche beachtungswerthe Winke enthaltender Aufsatz); Mittheilungen über die orientalische Pest, von Fischer, Professor zu Abu-Zabel (Alexandrien verlor die Hälfte seiner Bewohner, Cairo 75,000 Seelen, viele Ärzte und

Digitized by Google

Wärter starben, und der Verf. spricht sich für die Contagiosität im Gegensatz mit den in Ägypten angestellten französischen Ärzten aus); Krankheitsgeschichte einer als Folge von Entzündung vermeintlich in dem linken Brustfellsacke durch Crisis erronea entstandenen, durch die Section aber in dem Herzbeutel nachgewiesenen Ergieſsung, von Al. v. Winter (ein in diagnostischer Beziehung sehr interessanter Fall; die Redaction dieses Aufsatzes läſst Manches zu wünschen übrig); das Wurzelpulver von Aspidium filix mas, das sicherste aller Bandwurmmittel, von Dr. Ullersperger; die Molken- und Badanstalt Kreuth im Jahre 1835 von Dr. C. Kramer; über die Heilquellen zu Kissingen, von Dr. Balling.

6) *Klinische Chirurgie von Philipp Wilhelm, Dr. der Phil. u. Medicin, ord. öff. Professor der Chirurgie in München etc. Erster Band, mit 4 in Stein gestochenen Tafeln. München* 1830, *Joseph Lindauer'sche Buchhandlung.* 8. 415 *S.*

Die Schrift enthält acht besondere Abhandlungen, den Jahrsbericht der chirurgisch-augenärztlichen Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses zu München von 1827—28, über die Behandlung der venerischen Krankheiten, über die Behandlung der Krätze, Bemerkungen über den Bruchschnitt, über den Gliederschnitt als eine vom Verf. sein genannte Amputationsmethode zur Absetzung des Oberarms und Oberschenkels, Bemerkungen über die Steinzermalmung und den Steinschnitt, des Verfs. Exstirpationsmethode der krebshaften Gebärmutter, Beschreibung einer merkwürdigen Pulsadergeschwulst.

In der tabellarischen Übersicht der in der chirurgischen Abtheilung behandelten Kranken figuriren neben 71 Verstorbenen auch 18 Fortgejagte (!!). Die Abhandlung über die Behandlung der Syphilis und über die Behandlung der Krätze sind offenbar die gediegensten und von einem allgemeinen Interesse. Wie Handschuh, Fricke u. A., so versuchte auch W. die Behandlung dieser Krankheit ohne Quecksilber, und befand sich wohl dabei, günstigere Resultate von diesem Verfahren als von der Verquickung beobachtend. Was der Verf. S. 56 ff. über die bei der Behandlung dieser Krankheit mit Quecksilber, über die Indicationen der einzelnen Quecksilberpräparate sagt, stimmt ungefähr mit dem überein, was der geniale J. A. Schmidt einige Decennien früher in dieser Beziehung aussprach.

Rein entzündungswidrig behandelt W. übrigens syphilitische Krankheiten nicht, sondern stellt folgenden Behandlungsgrundsatz in schwülstiger Rede auf: »durch Vermehrung und Beförderung aller Ab- und Ausscheidungen des menschlichen Körpers das in demselben haftende, durch syphilitische Infection erzeugte, alle syphilitischen Krankheitsäusserungen bedingende allgemeine syphilitische Contagium aus dem Körper zu entfernen und gleichzeitig die Krankheitsäusserungen selbst durch eine ihrem Ausspruche,

Digitized by Google

ihrer Stärke und Form, wie ihrem Sitze entsprechende, mit der alle Ab- und Ausscheidungen des Körpers befördernden Behandlung verbundene anderweitige Behandlung gehörig zu bekämpfen,« was er dadurch zu erreichen sucht, daſs er jedem Syphilitischen halbstündlich eine halbe Tasse von einer Mischung aus einem Scrupel Succus laquiritiae, 8 Gran Aniskörnern und einem Maas Wasser lauwarm trinken läſst, und nach Umständen hiermit noch ein Purgans oder ein Diaphoreticum verbindet, wobei der Kranke eine strenge Diät beobachten und in einer gleichmäſsigen Temperatur verbleiben muſs. Des Vfs. Verfahren bei der Psora zeichnet sich durch Wohlfeilheit, Schnelligkeit der Heilung und Reinlichkeit aus, was den meisten sonst gebräuchlichen Verfahrungsweisen nicht nachgerühmt werden kann. Des Vfs. Bemerkungen über den Bruchschnitt enthalten nichts Neues, sondern bestätigen nur Bekanntes. Die als sein bezeichnete Amputationsmethode zur Absetzung der obern und untern Gliedmaſsen ist, wenn wir anders dieselbe recht aufgegriffen haben, durchaus dieselbe, nach welcher Ref. und der Verf. im Sommer 1822 Dupuytren operiren sahen, freilich nicht mit dem vom Verf. hier angegebenen, dem Gräfe'schen ähnlichen Messer. Auch an seiner Exstirpationsmethode der krebsartigen Gebärmutter können wir nichts Neues auffinden. Die hier beschriebene eigenthümliche Pulsadergeschwulst ist merkwürdig und verdiente mitgetheilt zu werden.

7) *Handwörterbuch der gesammten Chirurgie und Augenheilkunde, herausgegeben von den Professoren Dr. W. Walther in Leipzig, Dr. M. Jäger in Erlangen, Dr. J. Radius in Leipzig. Zweiter Band.* 620 *Seiten. Leipzig, Weygand'sche Verlagsbuchhandlung.* 1837.

Dieser zweite Band geht von Atrophia bis Fascia scapularis, und enthält, gleich dem ersten, einige recht gediegene Artikel, zu welchen wir namentlich die aus dem Gebiete der Augenheilkunde, ferner Balggeschwulst, Blennorrhoea, Blepharoplastice, Bruchband, Cancer, Caries, Cataracta (besonders gelungen), Chirurgia, Corpora aliena, Exostosis, die Exstirpationen rechnen. Zu kurz und nicht vollkommen genügend ist der Artikel Auscultation abgehandelt, und nur das erste Stethoscop, nicht das von Piorry verbesserte und mit einem Plessimeter versehene, beschrieben. Ebenso hätten wir dem Artikel Empyem eine gröſsere Ausdehnung gewünscht, und wundern uns, hier nicht Becker's treffliche Abhandlung über Pleuritis chronica berücksichtigt gefunden zu haben. Bei manchen Arzneimitteln hätten die Recepte wohl gänzlich wegbleiben können, wie bei Calamus aromaticus, bei andern in geringerer Anzahl vorhanden seyn dürfen, wie bei Belladonna, bei einigen Balsamen, Conium maculatum etc.

Digitized by Google

8) *Neueste Andeutungen über die Seitwärtskrümmung des Rückgrathes, die hohe und volle Schulter, besonders bei den Mädchen. Ihre Begründung in der Natur, ihre Ursachen, ihre Verhütung und Heilung. Worte der Warnung und Belehrung über die zweckmäſsigste Art der physischen Beaufſichtigung der Jugend etc. von F. J. König, Dr. med. in Stuttgart. Mit lithogr. Abbildungen. Stuttgart* 1837. *Hallbergersche Verlagshandlung.* 85 *S.*

Trotz allen Toilettenkünsten, in welchen unsere Damen es mit Hülfe der Putzmacherinnen, Schneiderinnen u. s. w. zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben, entdeckt das Auge des Kenners nicht häufig einen vorwurſsfreien Wuchs und eine makellose Körperbildung bei den Schönen unserer Tage, und nicht selten möchte man sich geneigt fühlen, ihnen mit Martial das Sunt tibi crura, ut cornua lunae! nachzurufen. Offenbar trägt zu dieser mangelhaften körperlichen Entwicklung, zu dieser Bildungshemmung, die allen Ansprüchen einer vernünftigen Diätetik höhnende Erziehung bei, welche die Entfaltung des Verstandes, oder eigentlich nur eine Überfüllung des Gedächtnisses im Auge, um das Gedeihen des Körpers sich wenig oder nicht kümmert. Ähnliches kann man von der Beschaffenheit der Körperbildung unserer männlichen Jugend sagen, welche im wahren Sinne des Worts von unsern Schulpedanten früh zu Invaliden geschrieben wird. Die vorliegende Schrift ist nicht allein für Aerzte, sondern auch für Laien und für diese vorzugsweise bestimmt, und behandelt daher in einer populären, doch edel gehaltenen Sprache die Entstehungsweise, den Begriff, die Ursachen, die Vorhersagung, die Verhütung und die Behandlung der hohen Schulter, der vollen Schulter, der Seitwärtskrümmung des Rückgraths mit ihren weitern Folgen. Der Gymnastik spricht der Verf. nach Gebühr das Wort, und deutet zugleich die Gränzen der Gymnastik und der Orthopädik als Heilungsmomente an.

Der Inhalt des Buchs und die Darstellung ist von der Art, daſs wir die Schrift zu einer allgemeinen Verbreitung und Beherzigung nach bestem Wissen und Gewissen empfehlen.

Heyfelder.

RECHTS- UND STAATSWISSENSCHAFT.

Grundzüge der Politik des Rechts. Von Dr. K. V. Röder, (Privatdocenten auf der Universität in Gieſsen.) Erster Theil. Einleitung. Allgemeine Staatsverfassungslehre. Darmstadt, J. W. Heyer's Hofbuchhandlung, G. Jonghaus. 1837. 352 *S.* 8.

Der Grundgedanke des Vfs. kann vielleicht so charakterisirt werden: Den in der Erfahrung bestehenden Staaten liegt eine Idee zum Grunde, die Idee eines dem Rechtsgesetze entsprechenden Zustandes der menschlichen Gesellschaft. Wie diese Idee am vollkommensten, nach Zeit und Umständen — also mit Hülfe der

Digitized by Google

Politik — am vollkommensten verwirklicht werden könne, ist die Aufgabe der Staatswissenschaft. (Daher der Titel der Schrift.) Der Staat entsteht nicht durch einen Akt der Willkühr: der Staatsverein beruht also nicht seinem Wesen nach auf einem Vertrage; das Volk d. i. die Mehrheit der stimmfähigen und persönlich selbstständigen Bürger ist nicht schon von Rechtswegen der Herrscher oder die Quelle aller Gewalt. Sondern nach Zeit und Umständen, nach dem Maſse der Kultur und Civilisation, zu welcher ein Volk gelangt ist, ist bald diese bald eine andere Verfassung die rechtmäſsige, sind bald diese bald andere als die einsichtsvolleren und einsichtsvollsten, zur Herrschaft oder zur Theilnahme an der Ausübung der Herrschaft berufen, ist der öffentlichen Meinung bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten d. i. bei der Auslegung und Anwendung des Rechtsgesetzes bald ein gröſseres bald ein geringeres Gewicht beizulegen.

Nachdem der Vf. in der Einleitung diese und ähnliche Sätze aufgestellt, auch eine Übersicht der Geschichte und Literatur der Staatswissenschaft gegeben hat, geht er zur Verfassungslehre über. Er handelt hier theils von der Verfassung der Staaten überhaupt, theils von den vornehmsten Beherrschungs- oder Regierungsformen, von der Demokratie, von der Aristokratie, von der Monarchie. In einem zweiten Theile wird der Verf. noch inbesondere die konstitutionelle Monarchie in Betrachtung ziehn und sodann die allgemeine Lehre von der Staatsverwaltung nach ihren verschiedenen Zweigen, (jedoch, was die Polizei und die Finanzwissenschaft und die Staatswirthschaftslehre betrifft, nur mit Andeutung der rechtlichen Grundlagen dieser Wissenschaften,) die Gesetzgebungskunst und den Staatsdienst, endlich die Verhältnisse von Staat zu Staat behandeln.

Der Vf. hat durch diese Schrift Erwartungen und Hoffnungen bei seinen Lesern erregt, die er, nach dem bereits Geleisteten zu urtheilen, gewiſs in der Folge erfüllen wird. In allen philosophischen Wissenschaften stehen zwei Partheien einander gegenüber, die Parthei der Idealisten und die der Realisten. Eine dritte Parthei sucht zwischen ihnen Frieden zu vermitteln, indem sie einerseits die Ansprüche der ersten Parthei herabstimmt, und (vielleicht das gröſsere Verdienst!) die Sprödigkeit der zweiten gegen das Ideale mäſsiget. Der Vf. darf der dritten Parthei beigezählt werden.

Annalen des Advocaten-Vereins zu Hannover. Hannover, Verlag der Hahnschen Hofbuchhandlung. Fünftes Heft. 1835. 152 *S. Sechstes Heft.* 1836. 208 *S.* 8.

Mit Vergnügen zeigt Ref. die Fortsetzung einer Zeitschrift an, deren in diesen Blättern schon früher mit dem ihr gebührenden Lobe gedacht worden ist. Die Hefte V und VI enthalten, wie die früheren, 1) die Protokolle der Sitzungen des Vereins, 2) Vorschläge zur Verbesserung der Gesetzgebung und Gutachten

Digitized by Google

über Geſetzentwürfe, welche die Rechtspflege betreffen, 3) Abhandlungen rechtswiſsenſchaftlichen Inhalts und Rechtsfälle, 4) Nachrichten, z. B. von dem dermaligen Beſtande des Vereins. — Unter den Aufſätzen der zweiten Klaſſe zeichnen ſich beſonders die »Anſichten und Wünſche des Vereins in Beziehung auf die Proceſs-Ordnung für die Untergerichte im K. Hannover vom 5. Okt. 1827« durch die Ausführlichkeit und Gediegenheit der in dem Aufſatze enthaltenen Bemerkungen aus. (Der ſchon in den früher erſchienenen Heften begonnene Aufſatz läuft durch beide Hefte fort. Vielleicht wäre es rathſam, ein jedes den Proceſs betreffende Geſetz dem Advocatenſtand zur vorläufigen Begutachtung mitzutheilen. Anwälte und Sachwalter wiſſen oft am beſten, wie Geſetze dieſer Art im Leben wirken, ob ihrem Zwecke gemäſs oder entgegen.) — Unter den Aufſätzen der dritten Klaſſe befinden ſich mehrere, die auch für das gemeine Recht Intereſſe haben; z. B. die Aufſätze: Kann der Gläubiger, welcher im Concurſe des Hauptſchuldners ſich nicht gemeldet hat und präcludirt iſt, dennoch den Bürgen angreifen? Hft. VI, S. 120. (In dem hier erzählten Rechtsfalle wurde die Frage bejahend entſchieden, jedoch zugleich mit Rückſicht auf die beſondere Beſchaffenheit des Falles.) Zur Lehre von der Untheilbarkeit und dem Verluſte ländlicher Servituten. Ebd. S. 125. (Ein intereſſanter Rechtsfall. Eine servitus viae wurde ſchlechthin für erloſchen erklärt, weil ſie in Beziehung auf das vor dem andern Grundſtücke liegende Grundſtück verloren gegangen war.) — Wir wünſchen der Zeitſchrift einen ununterbrochenen Fortgang.

Die Verpachtung der Landgüter in ihrem ganzen Umfange, der Pachtanſchlag, der Pachtcontract und die Übergabe, mit Hinweiſung auf die Grundsätze des gemeinen auch preuſsiſchen Landrechts, praktiſch erörtert von G. W. v. Honstedt, Landcommiſsäre, Mitgliede mehrerer landwirthſchaftlicher Geſellſchaften. Hannover, Verlag der Hahn'ſchen Hofbuchhandlung. 204 *S.* 8.

Der Vf. zieht die drei auf dem Titel der Schrift erwähnten Gegenſtände, auf welche bei der Verpachtung eines Landgutes Alles ankommt, ſowohl in landwirthſchaftlicher als in rechtlicher Hinſicht in Betrachtung. Die ganze Schrift iſt ein ehrenvolles Zeugniſs von den theoretiſchen und praktiſchen Kenntniſſen des Vfs. Wenn auch manche in dem Buche enthaltene Regeln und Rathſchläge nach der Gröſse, Beſchaffenheit und Lage der Landgüter und nach der Verſchiedenheit der Länder zu modificiren und bald mit dieſer bald mit andern Einſchränkungen oder Veränderungen in Anwendung zu bringen ſind, ſo iſt doch das Werk den Verpächtern und Pächtern in allen deutſchen Ländern, beſonders aber denen gröſserer Landgüter, als ein klaſſiſcher Rathgeber zu empfehlen.

Digitized by Google

Über eine Sammlung geschichtlicher Notizen, den Adel in Livland betreffend, von Moritz Wrangell, *Freiherrn aus dem Hause Luddenhof. Riga, Verlag von W. F. Häcker.* 1836. 19 *S.* 8.

Schon seit dem Jahre 1816 beschäftigt sich der Vf. mit der Geschichte des livländischen Adels, dieses so interessanten Zweiges des deutschen Adels. Er hat in dieser langen Reihe von Jahren weder Zeit noch Mühe gespart, die im Druck erschienenen Werke und Abhandlungen sowie die (in öffentlichen oder in Privatarchiven befindlichen) handschriftlichen Nachrichten, welche den Adel Livlands betreffen, zu sammeln und zu ordnen. Von den Schätzen, die er so gesammelt hat, giebt die vorliegende Schrift ausführliche Nachricht. Leider! macht der Vf. nirgends Hoffnung, seine so vollständigen Materialien auch zu verarbeiten oder wenigstens die allgemein interessanten Resultate durch den Druck bekannt zu machen. Und doch hätte er den Beruf zu einer solchen Arbeit um so mehr, da er einerseits des Vortrages vollkommen mächtig und andererseits mit der Geschichte des deutschen Adels überhaupt, (auch mit der neuesten Literatur dieses Faches,) sattsam bekannt ist.

Zachariä d. ä.

Ὁ πρόχειρος νόμος. *Imperatorum Basilii, Constantini et Leonis* Prochiron. *Codd. MSS. ope nunc primum edidit, prolegomenis, annotationibus et indicibus instruxit, C. E.* Zachariae *J. U. D Heidelbergensis. Accedit commentatio de bibliotheca Bodlejana ejusque Codicibus ad Jus Graeco-Romanum spectantibus. Heidelbergae apud J. C. B. Mohr, Academiae bibliopolam. MDCCCXXXVII.* 8. *CCXII und* 368 *S.*

Der Herausgeber, welcher jetzt schon zum dritten Male mit der Bearbeitung einzelner Überreste des byzantinischen Rechts hervorzutreten wagt, glaubt diese Selbstanzeige mit einer Entschuldigung oder Rechtfertigung seines Unternehmens beginnen zu müssen. Er hat schon öfters seine Überzeugung von dem Nutzen und der Wichtigkeit des Studiums des byzantinischen Rechts ausgesprochen, und glaubt wenigstens in einer Beziehung den Beweis dafür in diesen Jahrbüchern 1836 S. 857 ff. geführt zu haben. Der Rechtszustand des griechischen Volkes, wie er sich in unsern Tagen namentlich in Beziehung auf das Privatrecht vorfindet, steht in dem genauesten organischen Zusammenhange mit dem Rechte, welches in dem griechischen Reiche vor dessen Zerstörung durch die Türken bestand: ein Zusammenhang, der immer klarer wird, je mehr man den Inhalt der byzantinischen Gesetz- und Rechtsbücher mit dem vergleicht, was uns z. B. Herr Staatsrath von Maurer und Herr Dr. Geib in ihren bekannten Schriften über das dermalen in Griechenland geltende Recht berichtet haben.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 33. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Rechts- und Staatswissenschaft.

(Beschluſs.)

Darum dürfte das Studium des byzantinischen Rechts eine besondere Aufmerksamkeit von Seiten derer verdienen, welchen die Ausbildung und Verbesserung des Rechtszustandes im Königreiche Griechenland am Herzen liegt: zumal auch die byzantinischen Rechtsquellen eine reiche Fundgrube von griechischen Kunstwörtern sind, deren Mangel in der neugriechischen Sprache einer schnellen Fortbildung des Rechts hinderlich seyn muſs.

Aber die Bearbeiter des byzantinischen Rechts haben noch eine zweite, nicht minder schlagende Rechtfertigung für ihr Unternehmen. Die Wichtigkeit der byzantinischen Rechtsquellen für die Kritik (und wohl auch für die Erklärung) der Quellen des justinianeischen Rechts bedarf keines besonderen Beweises. Je allgemeiner aber diese Thatsache anerkannt ist, um so mehr ist bei dem neuerwachten kritischen Bestreben der Bearbeiter des römischen Rechts eine Reihe von Untersuchungen nöthig, theils über den Bestand und die Natur der uns erhaltenen Überreste der byzantinischen Jurisprudenz, theils über ihren verhältniſsmäſsigen Werth für die Kritik des Corpus juris. Vor Allem ist für die Kritik des griechischen Textes der Novellen, für dessen Aufstellung bis jetzt fast nur zwei interpolirte Handschriften aus ziemlich neuer Zeit benutzt worden sind, Vieles von der Vergleichung der byzantinischen Rechtsquellen, zu hoffen, namentlich solcher, die in **alten** Handschriften auf uns gekommen sind, in welche die Schreiber noch nicht die Sprachart der neueren Zeit übertragen haben. Vielleicht dürfte gerade in dieser Beziehung auch die vorliegende Ausgabe des Prochiron von Nutzen seyn, da ihr zwei ziemlich alte Handschriften zum Grunde liegen, und viele Stellen der Novellen wörtlich in das Prochiron übergegangen sind.

Nach diesem Vorworte mag nun hier eine Inhaltsangabe des Buches folgen, welches den Gegenstand dieser Anzeige bildet. I. Den Anfang machen Prolegomena in 10 Kapiteln, deren Inhalt durch folgende Bemerkungen klar werden wird. Neben den bekannten und öfters gedruckten Rechtscompendien von Michaiel Psellos, Michaiel Attalioties und Konstantinos Armenopulos werden schon seit alter Zeit drei Rechtscompendien erwähnt, die von byzantinischen Kaisern publicirt worden seyn sollen, und die man durch die Namen Eklogie, Prochiron, Epanagogie von einander unterscheidet. Über die Geschichte, d. h. das Alter und die Urheber dieser Rechtscompendien oder kleinen Gesetzbücher sind sehr verschiedene Ansichten geäussert worden. Die **Eklogie**

Digitized by Google

sollte bald von den Kaisern Leon und Konstantinos um das Jahr 911, bald von den Kaisern Basilios, Konstantinos und Leon zwischen 870—878; das Prochiron bald von den Kaisern Basilios, Konstantinos und Leon zwischen 870—878, bald von den Kaisern Leon und Konstantinos um 911, bald von dem Kaiser Leo um 900 verfaſst worden seyn: nur die Epanagogie wurde einstimmig den Kaisern Basilios, Leon und Alexandros (879—886) zugeschrieben. Zuletzt hat Herr Geheimejustizrath Biener die Ansicht aufgestellt, daſs die Eklogie von den Kaisern Leon und Konstantinos (den Bilderstürmern) etwa um 739, das Prochiron von Basilios, Konstantinos und Leon (870—878), die Epanagogie endlich von Basilios, Leon und Alexandros (879—886) publicirt worden sey. Diese Ansicht ist mit wenigen Modifikationen in den Prolegomenen zu der vorliegenden Ausgabe des Prochiron vertheidigt worden, und zwar in folgender Weise. — Jene kleinen Gesetzbücher bestehen aus Vorreden oder einleitenden Constitutionen und einer Reihe von Titeln, in welchen das gesammte System des Rechts dargestellt wird. Den Vorreden steht eine Inscription voran, in welcher die Namen der Kaiser genannt werden, von welchen die Vorrede herrührt. — Ausserdem giebt es mehrere Rechtscompendien, welche von Privaten zu verschiedenen Zeiten ausgearbeitet worden sind, und denen das eine oder das andere jener kleinen Gesetzbücher in der Art zum Grunde liegt, daſs der Text desselben und seine Abtheilungen mannichfach abgeändert und mit willkürlichen Zusätzen aus andern Rechtsquellen vermischt sind. Ebenso willkürlich haben nun die Verfasser die Vorreden und Inscriptionen der kleinen Gesetzbücher, welche sie entweder ihrer Arbeit zu Grunde legten oder aus denen sie wenigstens Auszüge in ihre Arbeit übertrugen, behandelt. — Diese letztere Thatsache war bisher nicht hinreichend erkannt worden: man glaubte in diesen Privatcompendien bald das eine bald das andere der kaiserlichen Rechtscompendien zu entdecken, und muſste mithin unfehlbar zu der Annahme geführt werden, daſs uns die Letzteren, namentlich was die Vorreden und ihre Inscriptionen betreffe, in sehr verwirrter Weise in den Handschriften überliefert worden seyen. — In den Prolegomenen zum Prochiron, von welchen hier die Rede ist, ist nun der Beweis versucht worden, daſs in den bekannten Handschriften eine solche Verwirrung nicht vorliege; sondern daſs ein Theil die Eklogie enthalte, und diese den Kaisern Leon und Konstantinos und zwar der 9ten Indiktion des Jahres 6247 oder 6248 seit Erschaffung der Welt regelmäſsig zuschreibe: ein anderer Theil das Prochiron, und dieses den Kaisern Basilios, Konstantinos und Leon (870—878) beilege: ein dritter Theil die Epanagogie, und als deren Urheber die Kaiser Basilios, Leon und Alexandros (879—886) bezeichne: die übrigen Handschriften endlich Privatcompendien enthalten, welche in Kap. 5—8 einzeln aufgezählt und genau (zum Theil mit Abdruck einzelner Stücke) beschrieben werden.

Digitized by Google

II. Auf die Prolegomenen folgt die Ausgabe des Prochiron selbst auf S. 1—258. Der griechische Text ist nach mehreren Handschriften festgestellt worden: ihm sind Anmerkungen und eine lateinische Übersetzung beigegeben, welche beinahe ganz aus W. O. Reitzens Übersetzung von Armenopulos entlehnt ist.

III. Eine kurze Übersicht über die Geschichte und die Einrichtungen der Bodlejanischen Bibliothek zu Oxford, und über die in ihr befindlichen Handschriften, endlich ein beschreibendes Verzeichniſs der Handschriften des byzantinischen Rechts, welche jene Bibliothek enthält, bilden einen Anhang oder eine Beigabe, mehr zu den Prolegomenen, als zu der Ausgabe des Prochiron selbst (S. 259—338). Hier ist denn auch (S. 287 ff.) zum erstenmale die Vorrede und der erste Titel eines griechischen Rechtscompendiums aus dem Anfange des 10ten Jahrhunderts (Ἐπιτομὴ τῶν νόμων) gedruckt, dessen Vorrede eine Bearbeitung der l. 2 de origine juris enthält, die schon von Herrn Prof. Klenze in seinem Lehrbuche der römischen Rechtsgeschichte, Berlin 1835, S. 54 benutzt und angeführt worden ist.

IV. Den Beschluſs machen (S. 339—368) verschiedene Register.

Schon vorhin ist bemerkt worden, daſs, abgesehen von einigen anderen Corruptionen in den Handschriften, die Eklogie bald der 9ten Indiktion des Jahres 6247 von Erschaffung der Welt, bald der 9ten Indiktion des Jahres 6248 von Erschaffung der Welt zugeschrieben werde, wobei die Handschriften gleichmäſsig den März als den Monat der Promulgation angeben. Die zwei ältesten Handschriften haben die Zahl 6248: eine noch ältere Handschrift (Codex Vallicellanus [Romae] F. 47 aus dem zehnten Jahrhunderte), die erst jetzt zu meiner Kenntniſs gelangt ist, stimmt mit ihnen überein. Die übrigen Handschriften, die Mehrzahl, scheinen für die Jahrszahl 6247 zu seyn. Da nun nach den gewöhnlich, z. B. von Ideler, aufgestellten Regeln die 9te Indiktion in das Jahr der Welt 6249 fällt, so scheint in der Inscription der Eklogie eine andere Zählung von Jahren nach Erschaffung der Welt befolgt worden zu seyn. Einige andere Gründe für die Annahme einer neuen, bis jetzt noch unbekannten, konstantinopolitanischen Aera für Rechnung nach Jahren seit Erschaffung der Welt sind p. XLIII zusammengestellt worden. Der Unterzeichnete hofft und wünscht, daſs ein Chronologe sie der Berücksichtigung werth finden möge.

E. Zachariä.

Digitized by Google

RÖMISCHE LITERATUR.

Lateinische Grammatik von C. G. Zumpt, Dr. Siebente Ausgabe. Berlin, bei Ferd. Dümmler. 1834. *IV und* 719 *S. mit* 8 *unpaginirten Seiten Anhang. (Die sechste Ausg. v.* 1828 *hatte bei gleichem Druck* 659 *S.)*

Ref. hat schon mehrmals in diesen Jahrbüchern sein Urtheil über diese Grammatik niedergelegt, und durch beigefügte Bemerkungen theils dem Verf., theils denen, welche diese Grammatik gebrauchen, einigen Dienst zu leisten gesucht. Sein Zweck blieb nicht unerreicht: seine Bemerkungen wurden von dem Vf. mit der Gesinnung aufgenommen und verstanden, mit der sie gegeben waren, und auch wirklich berücksichtigt: eine Genugthuung, die ihm bei einer noch weit mühsamern Arbeit, nemlich einer dreimaligen Recension des groſsen Schneider'schen Wörterbuches, mit zahlreichen und wesentlichen Zusätzen und Berichtigungen, nicht widerfahren ist. Wenn er nun, nach eine Zeitlang fortgesetztem Gebrauche, auch von dieser Ausgabe eine Anzeige liefert, so glaubt er zwar einer Charakterisirung dieses Werkes, sowie einer eigentlichen Beurtheilung desselben, überhoben seyn zu können, möchte aber doch, um des oben angegebenen Zweckes willen, der ein gedoppelter ist, auch seinerseits an der Verwollkommnung eines Werkes fortwährend mit arbeiten helfen, das, ungeachtet seit seiner ersten Erscheinung eine bedeutende Anzahl rivalisirender, zum Theil sehr vorzüglicher, Werke, manches sogar in wiederholten Auflagen, erschienen ist, wegen seines weiten Wirkungskreises im gesammten deutschen Vaterlande, und noch darüber hinaus, ein wahres Nationalwerk geworden ist. Es hat sich von Anfang an durch Klarheit der Darstellung, rationelle Behandlung und Eigenthümlichkeit der Forschung, und wir möchten sagen durch eine gewisse Gemüthlichkeit, die sein Studium zugleich, neben der Belehrung, auch anziehend und unterhaltend macht, Freunde erworben, und diese Vorzüge haben auch unsere Nachbarn über dem Rhein erkannt, indem Hr. Louis Vaucher in seinem *Traité de Syntaxe Latine* (Genève et Paris ch. J. J. Pachoud. 1827. 8.) die Zumpt'sche Syntax und die Anmerkungen zur Etymologie fast ganz übersetzt hat. Was man sonst bei der Anzeige von neuen Ausgaben zu thun pflegt, indem man nemlich angiebt, in wieferne sie vermehrt und verbessert seyen, scheint hier gleichfalls umgangen werden zu dürfen. Daſs die Zusätze nicht unbedeutend sind, sagt die Seitenzahl; daſs sie werthvoll und nicht unwichtig sind, dafür bürgt das bisher Geleistete, und der richtige Takt, den der Vf. bisher gezeigt hat: welcher Art sie sind, das kann Jeder aus der bisherigen stufenweisen Vervollkommnung des Buches abnehmen. Es bleibt uns also nur übrig, unsere freudige Theilnahme an der fortwährenden Wiedererscheinung eines Buches auszusprechen, dessen Verbreitung ein sprechendes Zeugniſs der vorherrschenden rationellen Behandlung auch dieses Zweiges der Studien in den öffentlichen Lehranstalten ist.

Digitized by Google

Wir knüpfen nun unsere Bemerkungen vorzüglich an eine Reihe von Paragraphen aus der Syntax an, denen wir nur vorausschicken wollen, daſs, wenn auch hier und da ein Mangel oder ein Fehler gerügt werden sollte, dies nicht sowohl neue Mängel, sondern meistens jetzt erst entdeckte Puncte, zum Theil von wenig Belang, sind, die wir, wenn das Buch unser wäre, ändern würden.

Zu §. 629 bemerken wir, daſs *gratulari* mit dem Acc. c Inf. von Fikenscher in seinem Programm *De conjunctione quod* (Norib. 1826. 4. p. 10) aus Livius an drei Stellen nachgewiesen ist, nemlich III, 28. IV, 40. XXI, 50. S. auch Forcellini, der Stellen aus Terentius, Ovidius und Suetonius nachweist. — Bei §. 364 scheint uns die Bemerkung hinzugehören, daſs die Collectivwörter *miles* u. dgl., für *milites*, nicht blos allein, sondern bei Dichtern sogar mit Adjectiven im Singularis, statt im Pluralis, vorkommen, z. B. Horat. Carm. I. 15. 6: *multo — milite*, vgl. Epod. 2, 31: *multa cane* für *multis canibus*, was, wegen der auffallenden Abweichung von unserm Sprachgebrauche, wohl bemerkt werden dürfte. — §. 365 steht die Stelle: *licentia rerum corruptrix est morum.* Sie ist aus Ammian. Marcellin. XXV. 3. p. 338. ed. Ern. Es heiſst aber dort: *licentiam exterminans, rerum corruptricem et morum.* Wollte also der Herr Vf. *est* hineinsetzen, so durfte doch *et* vor *morum* nicht wegbleiben. — §. 366 würden wir bei der Stelle Cic. in Verr. I. 31: *cur civitas concurrerent* nicht bloſs gesagt haben, sie sey verdorben, sondern auch bemerken, daſs *concurrerit* besser scheine, damit nicht ein Lehrer das weniger gute Gruter'sche *concurreret* vorziehe. In demselben §. wird citirt Drakenb. ad Liv. VI. 20. Hier kommt allerdings der Fall vor: *plebs — postquam — viderunt*: aber Drakenborch sagt Nichts dazu; eben so wenig VII. 20, wo steht *movit populum — ut — immemores essent*; aber wohl zu X, 38, 12 bei *ut vir virum legerent.* (Auf der 15ten Zeile ist der Druckfehler *exanimen*). Am Schlusse des §. wird wieder Drakenb. ad Liv. XXI, 7, (7.) citirt. Und hier ist allerdings scheinbar der angegebene Fall, im Grunde aber doch nicht: denn in dem Satze *et iuventus delecta, ubi plurimum periculi ac laboris ostendebatur, ibi vi majore obsistebant* — ist nicht aus dem Nomen collectivum des vorhergehenden Satzes der Begriff der Mehrheit gezogen, und bei dem Verbum des folgenden Satzes angewandt. *Obsistebant* gehört ja eigentlich in den Satz, in welchem *iuventus* steht. Drakenborch unterscheidet aber in seinen in der Note gesammelten Beispielen die zwei von dem H. Vf. geschiedenen Fälle gar nicht. — §. 368 ist zu *auxilia* (Hülfsvölker) *irati* zu citiren Gronov zu Liv. 29 (nicht 20), 12 (4). — §. 369 am Ende: die Stelle des Justinus ist I, 2, 4. — §. 370 Anfg. Die Stelle aus Sallust ist nicht aus der Rede des Lepidus, sondern aus der des Philippus gegen den Lepidus 7. p. 16. ed. Orell. oder ed. Cort. p. 949. n. 12. — §. 374: wenn es bei Cic. de Off. I, 41. heiſst: *si quid Socrates aut Aristippus contra morem*

Digitized by Google

— *civilem fecerint*, so kann man annehmen, Cicero habe gedacht *si quid homines, quales fuerunt Socrates aut Aristippus — fecerint.* Die letzte Stelle ad Fam. XI. 20. ist nicht von Cicero, sondern von Brutus geschrieben. — §. 389. Bei der Construction von *adulari* hätten wir auch die merkwürdige Stelle Cic. Tuscc. II. 10, 24: *pinnata cauda nostrum adulat sanguinem* angeführt, und Kühners Ausgabe dazu citirt, Ed. 2. p. 185. vgl. auch die deutsche Ausgabe des Forcellini, und die Ausgabe des Refn., die jetzt beendigt ist. — §. 412 am Ende würden wir bei Gelegenheit des Ciceronischen Ausdrucks *artis, cui studebat, primam litteram* — (welchem ganz gleich ist Cic. ad Fam. 4, 3) die Warnung ausgesprochen haben, daſs man aus Redensarten, wie die angegebene, oder aus ähnlichen, z. B. Brut. 93: *studuisse litteris*, oder wenn man in Wörterbüchern liest, Cicero habe de Or. I. 3. gesagt *studere alicui scientiae*, nicht schlieſsen solle, man könne sagen *theologiae studet*, wie man im Deutschen sagt: er studirt Theologie, und dann am Ende gar *studet*, ohne Object, er studirt. Der Grund ist, weil *studere* nicht einfach studiren, sondern einer Sache mit Wärme ergeben seyn, heiſst. S. de Legg. I. 4: *iuri studere te memini, — neque unquam mihi visus es ita te ad dicendum dedisse, ut ius contemneres.* Ist doch auch das Beispiel aus de Or. I. 3. bei Forcellini unrichtig ausgehoben, denn es heiſst dort: *ut nemo fere studuisse ei scientiae* [sc. rerum ad mathematicam artem pertinentium] *vehementius videatur*, und so ist auch im Brutus a. a. O., *qui videretur exquisitius studuisse literis.* — Wenn §. 413 gesagt wird, *invidere alicui laudes* lasse sich deutsch geben: Einem seinen Ruhm beneiden, so ist dies ein der deutschen Sprache aufgedrungener Latinismus, indem die deutsche Sprache zwar erlaubt: Einem seinen Ruhm miſsgönnen, aber nur: Einen um seinen Ruhm beneiden. — §. 413 extr. Wenn hier gesagt ist, »die Verba der Gleichheit und Verschiedenheit werden in Prosa mit den Präpositionen *cum* und *ab* verbunden, z. B. *congruo, consentio, abhorreo, dissideo*«; so dürfte der Studirende zwar nicht veranlaſst werden, zu glauben, daſs alle diese vier Verba mit *cum* und mit *a* construirt werden, aber doch, daſs die beiden ersten *cum*, die beiden letztern *a* bei sich haben, und ausschlieſsend ansprechen. Aber so gewiſs es ist, daſs man nicht sagt *congruere* und *consentire ab aliquo* und *abhorrere cum aliquo*, so findet sich doch nicht bloſs *dissentire ab aliquo*, sondern auch Cic. Acadd. II, 47: *cum Cleanthe doctore suo — multis rebus Chrysippus dissidet.* So besonders häufig auch *discrepare cum* —, wie schon die Lexica zeigen, auch *discordare cum* — de Finn. I. 13. — §. 420 ist die Bemerkung, wie Ref. aus Erfahrung weiſs, nicht überflüssig, daſs *est mihi* zwar, wie hier richtig steht, ich habe, aber nicht in dem Sinne von ich besitze, heiſst, nemlich in Redensarten wie: Er besitzt Viel oder Wenig: *multa* oder *pauca ei sunt*, für: Er ist reich. — §. 425. Bei den beiden Beispielen am Schlusse: Cic. de N. D. II.

Digitized by Google

extr.: *mala et impia consuetudo est contra deos disputandi*, und Senec. ad Polyb. (Consol.) 29: *est magna felicitas in ipsa felicitate moriendi* erwartet man zwar in dem einen wie in dem andern Falle den Infinitiv (*disputare* und *mori*): aber die Gerundien sind etwas verschieden zu erklären. Das erste: *mala et impia consuetudo est consuetudo contra deos disputandi*; das zweite: *mori in ipsa felicitate magna est moriendi felicitas*. — §. 437. Anm. 2. wäre die Abkürzung von *iuris-* oder *iureconsultus* richtiger *ICtus* als *Ictus* geschrieben. — §. 439: unter den Verbis des Erinnerns, sich Erinnerns oder Vergessens sollte nicht in gleicher Linie die Formel *in mentem mihi venit* stehen, als ob sie in der Weise den Genitiv bei sich hätte, wie *memini*, *recordor*, *obliviscor*, *admoneo*. Bei den letztern ist der Genitiv unmittelbar durch den Begriff des Verbums herbeigeführt *): bei jener Formel muſs erst *recordatio*, *mentio* oder *memoria* ergänzt werden, weswegen denn auch oft bei ihr der Gegenstand der Erinnerung selbst im Nominativ steht, was der Herr Verf. zwar am Schlusse des §, aber bloſs als Factum, bemerkt. — §. 441. in dem Beispiele aus Cic. de Sen. steht der Druckfehler *fructra*. — §. 448: bei der Construction *meum*, *tuum* — *est* erwarteten wir auch die Bemerkung, daſs, wenn durch eine Art von Apposition die Person, die das Possessivum meint, beigesetzt wird, eine Construction eintritt, wie *meum*, *Consulis*, *esse existimavi hostem ex urbe eiicere*. Über solche Appositions-Genitive, aber nicht in der Formel *meum est*, sondern wie Hor. Sat. I, 4, 22: *cum mea nemo scripta legat*, *vulgo recitare timentis*, verdient nachgesehen zu werden Ruddimann. Inst. Gramm. Lat. II. p. 49 sq. ed. Stallbaum. — §. 451 wird richtig das Factum angegeben, daſs, da sonst der bloſse Ablativus bei den Passivis der Verba, um die bewirkende Sache auszudrücken, gesetzt werde, welche bei der activen Construction im Nominativ stehe, bei Personen aber, die Etwas bewirken, die Präposition *ab*, der einzige Fall jedoch ausgenommen sey, wenn die Participia der Verba erzeugt werden (*natus*, *genitus*, und bei Dichtern *editus*, *ortus*, *satus*). Hier konnte aber bemerkt werden, daſs diese Ausnahme in Phrasen wie *patre censorio genitus*, *natus matre quadragenaria* wohl nicht als Ablative der Causalität zu betrachten seyn dürften, wie in *sole mundus illustratur*, *fecunditate arborum delector*, sondern

*) Ein gelehrter Freund bemerkt hiezu: „Wir denken uns den Genitiv bei diesen Verbis als Theilbegriff: z. B. *oblivisci iniuriarum*, nicht die ganze Thatsache der Beleidigung, sondern die Bitterkeit derselben: *oblivisci sui*, nicht *se*, weil man seine ganze Existenz nie vergiſst, ausser im Wahnsinn; mit dem Acc. bei gänzlichem Vergessen, Brut. 60: *subito totam causam oblitus est*. [*Oblivisci iniurias*, bei *deponere memoriam doloris*, steht in der Or. pro Coel. 20.] So *memini* mit dem Acc., bloſs sich an die Existenz einer Person erinnern: Cic. Am. 2, 9: *memineram Paullum*, Phil. V, 6. *Cinnam memini*. Mit dem Gen. höchstens, wenn man an einen Theil der Person, ihre Individualität, eigentlich Persönlichkeit denkt; vielleicht aber nie bei einer Person." [*Virorum memini* steht de Finn. V. 1]

daſs sie im Grunde Ablativi absoluti sind. — §. 459. Wenn der Hr. Vf. den aus dem Griechischen in das Lateinische übergegangenen Accusativus absolutus (oder des entferntern Objects, wie Buttmann sagt) als statt des Ablativs gesetzt erklärt, so mag dies bei den Formeln *id temporis*, *id aetatis* gelten, wofür man allerdings *eo tempore*, *ea aetate* sagen kann. Aber ob Cicero in der angeführten Stelle Or. 56: *magnam partem ex iambis nostra constat oratio* gerne gesagt haben würde *magna parte*, ist noch die Frage. Eher *magna ex parte*, was er aber wegen *ex iambis* vermied. Eben so wenig glauben wir, daſs Livius I 32. für *cetera egregium*, wenn er den Accusativ hätte vermeiden wollen, *ceteris* (statt *in ceteris*) *egregium* gesagt haben würde, oder sich für *cetera similis*, *cetera laetus*, *cetera bonus* eben so gut sagen lieſse *ceteris similis*, *ceteris laetus*, *ceteris bonus*, ja daſs dieses die eigentliche und regelrechte Ausdrucksweise sey, für die jenes sich, gleichsam davon abweichend, finde. — §. 459. In den Beispielen aus Cic. Acad. und de Sen. sollten die Worte *floruit* und *consilio* et *auctoritate* mit Cursivschrift gedruckt seyn. — §. 478 hätte auch die Construction bei Cic. de Rep. I. 37. (s. das. die Anm. in der Ausgabe des Ref. p. 151) bemerkt werden können: *Ergo his annis quadringentis Romae rex erat?* (von jetzt an vierhundert Jahre rückwärts, vor 400 Jahren). — §. 481. Bei *in loco* und *loco* in der Bedeutung am rechten Ort, gleich *suo loco*, möchten wir die Bestimmung beifügen, daſs Cicero vorzugsweise *loco* sage: denn ad Famm. XI. 16. aus welchem Briefe Forcellini *epistolae — non in loco redditae* citirt, haben alle guten Ausgaben längst das bloſse *loco*. Dagegen ist bei Horatius Od. (IV. 12. 28.) und Terentius (Adelph. 2, 2, 8.) *in loco*, *loco* aber findet sich bei ihnen nicht. — §. 485 beginnt: »Die Vergleichungspartikel *quam* wird nicht selten ausgelassen bei *minus*, *plus* und *amplius*«: nun folgen nach Angabe des Factums die Beispiele zum Beweise: Liv. *occiderant minus duo millia civium*; Tac. *decem haud amplius dierum frumentum*; Ter. *plus quingentos colaphos infregit mihi*; Liv. *sexdecim non amplius legionibus defensum imperium*; Cic. *minus triginta diebus*; Prop. *plus uni*. Wir betrachten diese Stellen so: die erste: *occiderant duo millia*, so daſs *minus* parenthetisch und gleichsam also ausserhalb der Construction steht; die zweite: *frumentum decem dierum* (fuit in horreis), *haud amplius*; die dritte gleicht der ersten, die vierte der zweiten; bei der fünften ist eben so wenig, wie bei den vorigen, *quam* ausgelassen, auch der Ablativ *diebus* nicht von *minus* regiert, sondern *minus* steht gleichsam auch parenthetisch, oder vielmehr, ehe die Zahl auf die Frage, in wieviel Tagen? angegeben wird, wird durch *minus* angekündigt, daſs die gleich anzugebende Summe (in dreiſsig Tagen) nicht voll zu nehmen sey. Ständen diese Vermehrungs- und Verminderungspartikeln immer nach den Zahlen, wie in der zweiten Stelle aus Livius, so würde es noch mehr in die Augen fallen, obgleich die Wortstellung die Sache im Wesentlichen nicht anders macht. Wir

Digitized by Google

setzen nur noch bei, daſs auch *maior* und *minor* so gebraucht wird. Bei Cic. pro Sex. Rosc. Amer. §. 39. fand Steinmetz in den Pariser Handschriften, was überhaupt fast alle Codd. geben: *annos natus m a j o r quadraginta.* Orelli nimmt hier freilich an, es seyen durch die Abschreiber zweierlei Constructionen vermischt worden *annos natus quadraginta* und *annis maior quadraginta*, und das letztere giebt er: eben so hat es schon vor ihm A. Matthiä erklärt und gegeben. S. aber dagegen Möbius zu dieser Stelle und Schmieder: nur ergänzen wir auch hier nicht *quam*, sondern nehmen *maior* als vorausgeschickte Epanorthose der Zahl. Vgl. Corn. Nep. de Regg. 2, 3: *m a j o r annos sexaginta natus decessit.* S. das. Dähne (Ed. Teubn. p. 156), Günther, Bremi und Feldbausch. Gerade so ist auch Corn. Nep. Hannib. 3, 2: *m i n o r quinque et viginti annos natus.* Vgl. Stallbaum zu Ruddimann II. p. 295, welcher auch die Stelle des Cic. pro Rosc. Am. nicht geändert wissen will. Auch bei Frontin Strateg. IV, 1, 10. p. 412. Oudend. findet sich *m i n o r quinquaginta annos natus.* Vgl. das. Oudendorp. — §. 491. In der dreifachen Construction des Verbums *facere* in der Bedeutung: E t w a s m a c h e n o d e r a n f a n g e n m i t J e m a n d, *facere de*, dann *quid facias hoc homine* und *quid facias huic homini*, nehmen wir eine dreifache Bedeutung und Erklärung an; a) mit *de:* was willst du i n B e t r e f f dieses Men chen thun? b) *hoc homine* nehmen wir als Ablativi absoluti, für *dum* oder *quamdiu hic homo est*, *ut est* oder *ut nunc est.* So ist de Or. III. 1. 2. *i l l o S e n a t u se rem publicam gerere non posse.* Wir wissen wohl, daſs Mehrere dies für den Ablativ des Mittels halten. c) *huic homini* mag für den Dativus commodi oder incommodi gelten. — §. 492. Bei dem Vocativ konnte noch bemerkt werden, daſs die Anrede mit *o* sich auch häufig in Übersetzungen aus dem Griechischen oder in Nachbildungen griechischer Ausdrucksweise findet. — §. 510. Die Stellen Cic. de Rep. I, 43: *Tum fit illud, quod apud Platonem est luculente dictum, si modo id e x p r i m e r e Latine potuero*, und de Legg. II, 18: *Plato, si modo i n t e r p r e t a r i potuero* — werden wegen *potuero* behandelt, und zwar ganz richtig. Daſs aber *exprimere* und *interpretari* durch ü b e r s e t z e n wiedergegeben wird, könnte die Schüler verleiten, ihr eigenes Übersetzen durch *exprimere* ausdrücken zu wollen, da doch die erste Stelle (was wir dem H. Verf. nicht zu sagen brauchen) sagen will: *si modo, quod a Platone tam luculente, eleganter, copiose dictum est, imitando exprimere et quasi effingere potuero.* — §. 512. Die als gleich angegebenen deutschen Constructionen: i c h *f r a g t e* i h n, o b e r *w i s s e* und o b e r *w ü ſ s t e*, enthalten eigentlich eine Dialektsverschiedenheit. Der Norddeutsche sagt lieber nach i c h f r a g t e i h n, in lateinischer und französischer Constructionsweise: o b e r w ü ſ s t e; der Süddeutsche: o b e r *w i s s e*, (nemlich d a m a l s, als ich ihn fragte) und versetzt sich in den Moment des Fragens. — Wenn §. 520 gesagt wird, der Deutsche brauche das Imperf. Conjunct. von m ü s s e n, s o l l e n u. dgl. oft ohne den Begriff der Unmöglichkeit,

Digitized by Google

und sage: du *müſstest* fleiſsiger seyn, du *solltest* eine Reise unternehmen, gleichsam mit feinerem Ausdruck für du muſst, du sollst, wo der Lateiner setze *debes, oportet*, nicht *deberes, oporteret;* so ist das Factum des Sprachgebrauchs richtig, aber der Grund davon nicht genug herausgehoben. Der Lateiner denkt und sagt nemlich die Sache, wie sie ist: der Deutsche spricht oder denkt vielmehr hypothetisch und gleichsam elliptisch: wolltest du deine Pflicht thun, du würdest —. Eben so bei *longum est*, es *wäre* zu weitläufig, denkt der Lateiner die Sache, der Deutsche die Folge, die eintreten würde, wenn es nicht unterbliebe, wobei er voraussetzt, daſs es unterbleibe. Wir wissen wohl, daſs man auch im Deutschen *melius erat*, (*hoc providere*,) übersetzen kann und auch übersetzt: es war (wirklich) das Bessere, oratorisch und logisch richtig: aber wir halten es für eine Nachbildung des Lateinischen. (Gegen das Ende des §. steht *deligentior* statt *dilig.*) — § 528 wird die Stelle Cic. Verr. IV, 23, (52) jetzt citirt: *qui videret, equum troianum introductum, urbem captam diceret*, da hingegen in der fünften und sechsten Ausgabe der Grammatik und in der Z. Ausgabe der Verrinen *viderent — dicerent* steht, wie auch Or. giebt. Will der Hr. Vf. etwa jetzt die Lesart der Ed. Hervag. (nemlich die von 1534; denn die von 1540, die Camerarius besorgt hat, hat *videret — dicerent*) wo *videret — diceret* gelesen wird? — §. 542 könnte ein Wink angegeben seyn, daſs alle angegebenen verschiedenen Bedeutungen, auch die mit dem exhortativen Conjunctiv, sich ganz einfach erklären lassen, wenn man denkt *quin* sey aus *quine*, *quî non* entstanden, und heiſse eigentlich wie denn nicht? warum denn nicht? — §. 550. Um nachzuweisen, daſs bei Zwischensätzen, die aus dem Gemüthe eines Andern gesprochen werden, der Deutsche wie der Lateiner den Conjunctiv mache, dient die Übersetzung von *quod se — appellaverim*, weil ich sie genannt *habe*, nicht, da die erste Person den Conjunctiv nicht kenntlich macht. — §. 554. Schon in einer frühern Rec. haben wir bemerkt, daſs hier eine fünfte Form der Gegenfragen (aus 1. und 3. zusammengesetzt) übergangen ist, nemlich *utrum — ne: — an —* Cic. de N. D. II. 34. 87: *utrum ea fortuitane sint, an eo statu, quo —* so daſs *utrum* gleichsam für *utrum sit* steht, (welcher von beiden Fällen statt finde) *ea fortuitane sint, an —* ob dies zufällig sey, *oder* —. — §. 556. Betrachtet man die Stelle de Off. 3, 33: *qui potest temperantiam laudare is, qui ponat summum bonum in voluptate?* bloſs so, wie sie hier in der Grammatik steht, so sieht sie wie ein allgemeiner Satz aus: Wie kann derjenige Mensch, der in dem Genieſsen das höchste Gut erblickt, die Mäſsigkeit loben? Wäre dies der Sinn, so müſste es *ponit* heiſsen, und das Beispiel gehörte gar nicht hierher. Es geht aber auf eine bestimmte Person, den Epikurus; darum steht *qui* für *cum*, und *ponat* mit Recht. Das sollte dadurch in der Grammatik angedeutet seyn, daſs *Epicurus* in einer Klammer nach *is* beigesetzt wurde. — §. 574. Die Construction von *quamquam, quamvis* und

Digitized by Google

licet würden wir etwa so erklären: *quamquam* zeigt durch Wiederholung desselben Wortes (*quam — quam*), wie *quisquis*, *utut*, *quotquot*, ganz wie unser deutsches: es steht *so so*, ein Schwanken, ein Zugeben mit Unentschiedenheit, z. B. *utut est*: es ist so, aber das Wie bleibt dahingestellt, *quisquis est*: er ist, aber die Quantität, der Grad ist nicht zu bestimmen, oder, wenn er bestimmt ist, so ist dies doch nicht von dem Einfluſs, der erwartet werden könnte. *Quamvis* aber und *licet* sind gleichsam parenthetische Zwischensätze eines Concessivsatzes, der seiner Natur nach auch ohne sie im Conjunctiv stehen würde. *Quamvis in turbidis rebus sint* ist s. v. a. *sint in turbidis rebus, quantum tu eos inesse vis*; oder: *licet stomachetur* i. e. *stomachetur, per me licet.* Daraus würden wir dann auch die Sätze erklären, wo *quamvis* ohne Verbum steht, z. B. *Quasi vero mihi difficile sit, quamvis multos nominatim proferre*: d. i. *multos proferre, quantum vis.* Vgl. auch noch über *quamquam* Kritz. zu Sall. Jug. 3, 2. p. 16. Bei *quam* fällt uns noch bei, daſs etwa bei §. 107 die Bemerkung noch Raum finden könnte, daſs *quam* auch zur Verstärkung des Positivs der Adjective diene. Z. B. Cic. ad Att. VII. 15. *suam in senatu auctoritatem quam magni aestimat*: wo Einige *quam*, aus Unkenntniſs dieses Sprachgebrauchs, ausstreichen. S. Ruddimann. Inst. Gr. Lat. II. p. 307 sq.

Doch genug zum Beweise unserer abermaligen Durchsicht des Buches, und unserer Achtung desselben, die durch die vielen trefflichen Zusätze, welche wir nicht aufzählen können und wollen, noch gesteigert worden ist. Möge dies noch lange nicht die letzte Ausgabe seyn! *G. H. Moser.*

Vigilum Romanorum Latercula duo Coelimontana magnam partem militiae Romanae explicantia edidit atque illustravit, Appendicem Inscriptionum, quae ad vigilias pertinent, Laterculorum militarium hucusque cognitorum omnium et Inscriptionum variarum militarium adjecit Olaus Kellermann Danus. Romae 1835. 4.

Das Detail des römischen Kriegswesens war bei der Menge von Schriften über diesen Gegenstand noch keineswegs aufgehellt. S. Creuzers Röm. Antiq. Cap. XI. p. 345 ff. 2te Aufl. insbesondere §. 252. Nun macht Herr Kellermann, dessen Genauigkeit alle Anerkennung verdient, zwei marmorne 6 Fuſs 9 Zoll hohe Piedestale bekannt, deren Inschriften viel Licht verbreiten. Sie wurden im Jahre 1820 zu Rom im Park Matthäi auf dem Cölischen Berge zufällig ausgegraben und in der Villa genannter Familie aufgestellt. Die eine ist im J. 210 n. Chr. von der fünften Cohorte der Vigiles, die eben auf dem Cölischen Berge stationirte, dem Kaiser-Mitregenten M. Aurelius Antoninus (früher Bassianus, später Caracalla) geweiht, wie die Inschrift der Vorderseite lehrt. Der andern Vorderseite hatte nie eine Inschrift, sollte aber, wie der Herr Verf. beweist, demselben Kaiser von derselben Cohorte geweiht werden, und ist nicht vor 205, aber einige Jahre vor 210 gemacht. Die drei übrigen Seiten beider Piedestale enthalten Namen der Soldaten und Verzeichnisse

Digitized by Google

ihres Dienstes. Nun aber war der Dienst in der Stadt dem im Lager der Legionen nachgebildet. Daher sind diese Inschriften wichtig für das Verständniſs des ganzen römischen Kriegswesens.

Zuerst handelt Herr Kellermann von den durch August im 6ten Jahre nach Chr. zur Sicherheit der Stadt angeordneten Vigiles und ihrem Praefectus umfassend, und weiſs die scheinbar widerstreitenden Angaben glücklich zu vereinigen. Den Spitznamen Sparteoli leitet er von den Feuereimern ab, welche aus Spartum (Pfriemenkraut) gemacht und gepicht waren.

Sodann zeigt er scharfsinnig nach, daſs das Piedestal ohne Dedicationsinschrift einige Jahre vor dem andern verfertigt ist. Sie enthalten nemlich beide fast dasselbe Verzeichniſs von Soldatennamen, dem Dienstalter nach, nur sind bei dem jüngern am Anfange die Namen der Ausgedienten weggelassen und am Ende durch die der Tironen ersetzt. In dem spätern erscheinen 18 Namen unter einem höhern Rang, welche in dem ältern noch unter den Gemeinen standen. Sehr lehrreich für die Beurtheilung der lateinischen Inschriften überhaupt ist die Vergleichung der einen ältern, nachlässig gehauenen und hernach unbrauchbar gewordenen, mit der andern spätern, wie sie Herr Kellermann S. 11 f. zusammenstellt. Aber auch die spätere ist nicht frei von Fehlern, welche der Herausg. mit Umsicht und Vorsicht zu verbessern sucht.

Das Wichtigste aber, was wir aus diesen 2 Inschriften und ihrer Erläuterung durch viele andere hier mitgetheilte Inschriften kennen lernen, sind die Titel der Vigilum und ihrer Führer, deren Ämter gröſstentheils bisher unbekannt waren. Nämlich PR d. i. Praefectus vigilum, deren wir unter Alexander Severus 3 zu gleicher Zeit finden. Dies erklärt Hr. K. genügend aus ihrer Gerichtsbarkeit. Derselbe unterscheidet sehr genau ihre nach den Zeiten veränderte Verrichtung und Macht. S PR d. i. Subpraefectus, deren aus Inschriften nur 7 bekannt sind. Er hieſs auch Vicarius Praefecti, ist aber nicht zu verwechseln mit dem Vicepraefectus vigilum; jenes war ein stehendes Amt, dieses fand nur in aussergewöhnlichen Fällen statt, nemlich nur im Verhinderungsfalle des wirklichen Praefectus. — TRIB d. h. Tribunus vigilum, in jeder Cohorte einer, also im Ganzen 7. Sie avancirten gewöhnlich zum Tribunatus militiae urbanae oder praetorianae. — Centurio, deren in jeder Cohorte 7 vorkommen, also im Ganzen 49 waren. — ↄ ist auf diesen Inschriften das Zeichen für Centuria, was Herr K. zu bemerken übersehen hat. — Der Rang der übrigen Stellen ist nach den vorliegenden Untersuchungen vom gemeinen Soldaten aufwärts folgender: 1) Miles, 2) Codicillarius Tribuni (a codicillis) = scriba subcornicularius, adjutor Tribuni, 3) SETR d. i. Secutor Tribuni, der Bediente des Tribunus. — Optio valetudinarii (nicht valetudinarius, wie Hr. K. hat), der Gehülfe des Arztes. Vgl. Digest. Lib. 50. Tit. 6. leg. ult., welche Stelle Hr. K. übersehen hat. — Optio arcarii, der Gehülfe des Kassirers. 4) B d. i. Beneficiarius Tribuni, der ein Beneficium, eine Auszeichnung vom Tribunus erhalten. — A quaestio-

Digitized by Google

nibus, welcher die Tortur besorgte. 5) Tesserarius ↄ, welcher die Parole vom Tribunus empfing und weiter besorgte. 6) Optio ↄ, der Gehülfe, wie Hr. K. S. 22 annimmt, des Tribunus, wir glauben aber der des Centurio gehört in diesen Rang. Gruteri Inscr. 571. 3: A comment. Praef. Optio Centurion. Vgl. auch, was Hr. K. S. 19, Col. 1 sagt. 7) Vexillarius, der Träger des Vexillum, oder Signifer. — Gleichen Ranges war A Commentariis Praefecti, der Buchführer, Fisci curator. — Cornicularius Tribuni, Adjutant des Tribunus. 8) Optio Balnearii, der provisorische Bademeister. 9) Beneficiarius Subpraefecti, der vom Subpraefectus eine Auszeichnung erhalten. Der Inschrift Nr. IV zufolge setzt Ref. hinzu: Cornicularius Subpraefecti, der Adjutant des Unterpräfects. Die letzten Schritte zum Centurionat machte der Beneficiarius Praefecti, und endlich der Cornicularius Praefecti, der Adjutant des Präfects.

Der Rang der übrigen läſst sich nicht genau bestimmen: IMC d. h. Imaginifer cohortis, der das Bildniſs des Kaisers trug. ABAL d. i. A balneis. UNC d. i. Unctor cohortis, der für die Salben sorgte. HO oder HC d. i. Horrearius cohortis, der Magazinaufseher. CAR d. i. Carcerarius, Gefängniſsaufseher, mit seinem Optio, welcher OPCA bezeichnet wird, d. i. Optio carcerarii. TAB d. i. Tabularius, Archivar. AQA d. i. Aquarius, beim Löschen eine wichtige Person, wie SIF d. i. Siphonarius, der die Wasserschläuche besorgte. BU d. i. Buccinator, der die Nachtwachen durch Blasen bezeichnete. SU d. i. Buccinator suffectus. So erklären wir SU, ohne SU zu corrigiren in BU. — CACUS erklärt Hr. K. als Ordonanzofficier. Ohne daſs er uns davon überzeugt hat, wissen wir doch nichts besseres. EM d. i. emeritus, und EMB emeritus beneficiarius. EXPR d. i. Exceptor praefecti, dem der Präfect dictirte, sein Secretär; desgl. EXTR exceptor tribuni. LSPR d. i. librarius subpraefecti, der Rechnungsführer des Unterpräfects; desgl. LTR librarius Tribuni. PRPR d. i. Principalis beneficiarius Praefecti. VIC d. i. Victimarius.

Aus der zweiten (vollständigsten) Hauptinschrift v. J. 210 ergeben sich 104 Officiere, 904 Gemeine, im Ganzen 1008, ausser dem Tribunus und 4 Ärzten, welche alle mit Namen aufgeführt werden; eine groſse Bereicherung für die römische Geschichte. Ferner ergiebt sich aus dieser Berechnung und Vergleichung mit andern Verzeichnissen, daſs die Cohorten der Vigiles, den prätorischen der Zahl nach gleich, aus 1000 Mann bestanden; also die Centurie aus 143.

Noch viel mehr Titel und Ämter finden sich in der Appendix, dem gröſsern Theile des Buches, in welcher Herr K. alle schon bekannten Inschriften über das römische Kriegswesen mittheilt, und diese mit vielen bisher unbekannten stark vermehrt, so daſs man hier alles beisammen hat, was man von betreffenden Inschriften und gründlicher Erläuterung nur wünschen kann. Ein solches Werk konnte niemand liefern, als der lange in Rom gelebt, sich vieler Verbindungen erfreut und seine Zeit sorgfältig benutzt hat.

Digitized by Google

Den Schluſs machen die Register, welche eine reiche geographische, historische und antiquarische Ausbeute liefern.

Gelegentlich wird vieles berichtigt. Z. B. S. 2 Not. 9 Dio Cass. Lib. LV cap. 31: πεντηκοστῆς nach Lipsius corrigirt in πεντεικοστῆς. — Münch's Irrthum, der von Nardini stammt, in der Ausgabe des Rufus, als wären 38 Cohorten vigiles gewesen. — Am meisten wird Orelli zurechtgewiesen.

Druckfehler haben wir folgende bemerkt: S. 2 Col. 2 Lin. 5: Cohortes corrigire in cohort*em*. , S. 4 Col. 2 Lin. 5: Tab. II in Tab. 2. Ebenso S. 18 Col. 1 Lin. 38 und Col 2 Lin. 1.

Das Werk ist wohl durch das archäologische Institut und daher durch die Kunthandlung Schenk und Gerstäcker in Berlin zu beziehen.

Vömel.

De auctore vitarum, quae sub nomine Cornelii Nepotis feruntur, quaestiones criticae. Scripsit G. E. F. Lieberkuehnius-Pohlmannianus. — Commentatio, Judicio amplissimi ordinis philosophorum Jenens. in Panegyri Academica die VI. M. Septembr. MDCCCXXXIV Primario Praemio ornata. Prodiit Lipsiae in Libraria Wuttigiana. **1837.** *(X und 176 S. gr. 8.)*

Diese Abhandlung zerfällt in drei Bücher. Das erste handelt von dem Leben und den Schriften des Cornelius Nepos, so wie von seinem Charakter und seiner Schreibart. Das zweite Buch gibt die Geschichte der Biographien und die verschiedenen Meinungen der Gelehrten über dieselben. Hierbei tritt zuerst die Meinung derer auf, die das Buch dem Aemilius Probus zuschreiben, wobei ausführlich die Sätze des Herrn Rink (p. 40—46) beleuchtet werden; alsdann die Meinung derer, die dem Cornelius zwar das Eigenthum der Biographien nicht absprechen, aber den Aemilius Probus als Epitomator annehmen. Dann kommt die dritte Meinung zur Sprache, wornach dem Cornelius Nepos und Aemilius Probus die Abfassung der Biographien abgesprochen und sowohl der Autor als das Zeitalter des Buchs im Ungewissen gehalten wird; wobei die Sätze von Julius Held am ausführlichsten besprochen werden (S. 52—64). Und zuletzt ist die Rede von denen, die wie der verstorbene Dähne den Cornelius Nepos als Autor vertheidigen. — In dem dritten Buche nun wird die Gesammtheit der vorhandenen Biographien dem Cornelius Nepos zugesprochen, theils aus äussern, theils aus innern Gründen. Unter den äussern Gründen wird angeführt, daſs alle Codices die Biographie des Cato und Atticus dem Cornelius Nepos beilegen, ferner daſs drei in Hänel's Catalog aufgeführte spanische Handschriften sämmtliche Biographien dem Nepos zuweisen, ohne des Aemilius Probus zu erwähnen. Als innere Gründe werden angeführt: die öfters ausgesprochene Freiheitsliebe des Verfassers, die Hinweisungen auf die Zeiten der sinkenden römischen Republik, während andere Züge deutlich erkennen lassen, daſs das Buch nicht in die Zeiten des Theodosius fallen könne (p. 72 ff.). Dabei tritt als eigenthümliche Meinung des Herrn Vfs. hervor, daſs er die vorhandenen Biographien nicht als ein Bruch-

Digitized by Google

stück aus dem gröſsern biographischen Werke des Cornelius Nepos, sondern als ein besonderes Werk von diesem Autor ansieht, wobei er scharfſinnig den letzten Satz der Praefatio erklärt, und sich zugleich auch auf eine Stelle in Epaminondas (cap. 4, 6) stützt. — (Magnitudo voluminis ist nach ihm der geringe Umfang des ganzen Buchs, der keine groſse Vorrede zuläſst, und das Werk hat nicht den Titel De viris illustribus, sondern es ist ein selbständiges Buch (volumen), das ohne alle Verstückelung von der Praefatio bis zum Schluſs der Notizen de regibus reicht, und in den Worten des Autors selbst seinen Anfang sowie sein Ende bezeichnet. Aber in dem Werke de viris illustribus folgten auf die griechischen Feldherren die römischen, auf die griechischen Geschichtschreiber die römischen, auf die griechischen Redner die römischen u. s. f. — Und das vorhandene *Volumen* des Cornelius Nepos enthält ganz unverstückelt die Vitas imperatorum Graecorum.) Der Raum dieser kurzen Anzeige gestattet nicht, in das Einzelne weiter einzugehen, nur möchte hier gleich die eine Bemerkung sich aufdrängen, daſs wenn wir mit dem Herrn Verf. annehmen, daſs das auf uns gekommene Buch von der *Praefatio* bis *de regibus* ein unverstückeltes Ganzes ist, wie es der Autor edirte, so konnte es wohl, nach dem oben aus den Äusserungen des Vfs. Angeführten, nicht blos vor den Biographien der römischen Feldherren stehen, sondern an der Spitze des ganzen Werkes de viris illustribus, und dann fällt die gegebene Erklärung von *magnitudo voluminis* wieder zusammen. — In dem zunächst folgenden vertheidigt der Vf. die vorhandene Folge der Biographien gegen Titze, indem er nachweist, daſs sie rein auf chronologischer Ordnung beruht. — So werden auch die von Walicki *) gemachten Vorschläge zu veränderter Reihenfolge zurückgewiesen. — Nun wird zu beweisen versucht, daſs das vorhandene Buch sowohl seinem Inhalt als seiner Sprache nach dem Cornelius Nepos in Beziehung auf sein Zeitalter u. s. w. völlig entspreche. Den Schluſs bildet die Nachweisung der Quellen, die der Autor in jeder einzelnen Biographie benützt habe. — In der Ausgleichung divergenter historischer Angaben, wie sie z. B. gleich anfänglich in der Vita Miltiadis vorkommen, vermiſst Ref. eine gewisse Schärfe des Urtheils, die zur entscheidenden Klarheit des Behaupteten führte. Und wenn auch die Abhandlung im Allgemeinen gut angelegt und wohl geordnet ist, so möchte an mehreren Stellen der eben erwähnte Mangel fühlbar seyn. Der Styl des Ganzen ist im Allgemeinen mehr übereilt und flüchtig, als correct. Als Beleg will Ref. nur Eines anführen: S. 86 gibt der Verf. den in den meisten Ausgaben stattfindenden Titel: De vita excellentium imperatorum, in der Form an: *Vitae de excell. impp.*, und ist selbst der Meinung, daſs der Autor sine dubio dem Buche den Titel gegeben habe: *Vitae de Graecis imperatoribus* (!).

*) De Cornelio Nepote. Dissertatio inauguralis — ad gradum doctoris philosophiae rite obtinendum. Dorpati Livorum 1832.

Feldbausch.

Digitized by Google

P. Virgilii Maronis et Titi Calpurnii Bucolica cum Appendice Carminum posterioris aevi. Ad optimorum librorum fidem in usum scholarum edidit Frid. Andr. Chr. Grauff, phil. Dr. et gymnasii Biennensis Director. Bernae, Sumptibus librariae Dalpianae. **1835 u. 1836. IV. 33 u. 71 S. in 8.**

Eine recht nett auf sehr gutem, hellem Papier gedruckte Schulausgabe, welche mit dem Eklogen Virgils die ähnlichen Dichtungen des späteren Calpurnius nebst einigen andern kleineren Gedichten, die aus Wernsdorfs bekannter Sammlung der Poetae Latini minores und zwar nach dem Pariser, von Lemaire veranstalteten Abdruck entnommen sind, verbindet, jedoch beides besonders paginirt und mit besondern Titeln versehen, so daſs es auch besonders ausgegeben werden kann, was gewiſs zu billigen ist. Der Text des Virgil ist nach der bei Teubner in Leipzig 1820 erschienenen Jahnschen Ausgabe, mit wenigen einzelnen Ausnahmen, geliefert; bei Calpurnius ward der Webersche Text (in dem Corpus poett. Latt. Francof. 1833) gegeben. Einleitungen oder Noten sind nicht beigefügt; da aber der Text der sämmtlichen eilf Eklogen gegeben wird, so läſst sich wohl vermuthen, daſs der Herausgeber an der Autorschaft des Calpurnius, dem man bekanntlich mehrere dieser Eklogen, wo nicht (mit Sarpe) alle, absprechen wollte (vgl. uns. Röm. Litt. Gesch. §. 149), keinen Zweifel hatte. Der Appendix (von S. 42 ff.) enthält eine Reihe von kleineren lateinischen Dichtungen, meist aus späterer Zeit, zuerst *Severi Sancti Carmen de mortibus boum*, dann *Vespae judicium*, wie bemerkt, nach Wernsdorfs Recension, der auch der Herausgeber in den folgenden Gedichten folgt, die meistens in die lateinische Anthologie aufgenommen und nun zum Theil in einer besseren Gestalt in H. Meyers neuer Ausgabe dieser Anthologie erschienen sind, welche jedenfalls der Wernsdorfschen Recension vorzuziehen ist. So findet sich *Bedae Ecloga* in Meyers Antholog. Ep. 391; die beiden Gedichte des Pentadius Ep. 252 u. 250; des *Servastus junior* Gedicht *De vetustate* Ep. 542; des *Focas* Ep. 288 u. s. w. Den Beschluſs macht: *Albi Ovidii Juventini Elegia de Philomela* (bei Meyer Ep. 233) und *Julii Sperati Elegia de laude Philomelae* (ib. 392) nebst einigen Epigrammen.

Wir wünschen noch recht viele Schulausgaben auf so gutem Papier und mit so deutlichen Lettern gedruckt, wünschen auch mit dem Herausgeber »ut etiam hac qualicunque opella lectioneque scriptorum vetustatis probatissimorum assidua sol humanitatis atque doctrinae magis magisque exoriatur splendidior«, ohne jedoch den nachfolgenden Wunsch zu theilen: »patriaeque nostrae Helvetiae libertas ubique terrarum gentibus exsistat.«

Chr. Bähr.

Digitized by Google

N°. 34. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Essai historique sur la Vie et la Doctrine d'Ammonius-Saccas, chef d'une des plus célèbres Ecoles philosophiques d'Alexandrie, par L. J. Dehaut, Docteur en droit et Professeur extraord. à la Faculté de Philosophie et de lettres de l'Université de Gand. Ouvrage couroneé par l'Academie Royale des Sciences et Belles-lettres, dans sa séance générale de 7. Mai 1830. Bruxelles, M. Hayez, Imprimeur de l'Acad. roy. 1836. 4. IV u. 204 S. (Leipzig, bei Avenarius u. Friedlein.)

Schon 1828 hatte die kön. Akademie als Preisfrage für 1830 aufgegeben eine Zusammenordnung und Erklärung der Fragmente von Ammonius-Saccas, nebst Untersuchung, was er von Vorgängern angenommen, wie er auf seine Zeitgenossen wirkte, und welches sein Einfluſs auf seine Nachfolger gewesen ist? Der Vf. hatte bereits mit Erfolg ein Paar andere Preisaufgaben bearbeitet: 1) im J. 1827 über den Athenischen Kriegsanführer und Redner, Iphikratos; 2) im J. 1829 über das ontologische oder objective Ich. In dem letzteren, sehr ausführlichen, lateinisch geschriebenen Memoire führt er Beweise für das Selbst-Seyn, die Immaterialität und die Unsterblichkeit der Seele. Nur weil die Annalen der Universität seit 1830 nicht mehr gedruckt wurden, blieb es indeſs ungedruckt.

Monographien sind äusserst wünschenswerth. Erst wenn die einzelnen Data nach allen Beziehungen berichtigt sind, kann daraus, was für ein Ganzes wichtig ist, mit Zuverlässigkeit construirt werden. Der Vf. citirt S. 62. 63. dreizehn dergl. Monographien über einzelne alte Philosophen, von Wyttenbachischen Schülern. Andere erschienen unter Ruhnkenius (S. 100). Schade, wenn nicht das Wesentliche daraus in eine Collection gebracht wird. Allerdings aber muſs, wie es die oben angeführte Aufgabe auch in diesem Fall vorschrieb, nicht blos der Gegenstand an sich zuvörderst aus den Quellen dargestellt und erklärt werden. Auch das Woher und Wodurch der Vergangenheit, das Wo und Wie des Jetzt, und das Wohin und Wozu der Folgezeit ist zugleich zu beleuchten. Soviel möglich sollten immer die Texte, auf welche alles ankommt, vorausgeschickt oder wörtlich eingeflochten werden. Denn die mei-

Digitized by Google

sten Fehlgriffe entstehen, weil die, welche ein gröſseres Ganzes bearbeiten wollen, die zerstreuten Traditionsquellen nicht leicht mit einem Mal im Überblick haben und gegen einander halten können.

Das erste Beispiel monographischer genauerer Untersuchung erwarteten wir von dem Vf. dort, wo Potamon als Vorgänger des Ammonius-Saccas zu beleuchten war, da die Preisaufgabe ausdrücklich die Vorgänger beleuchtet wünscht. Auch bei dem Vf. S. 43 wird wegen Potamon über die Ungewiſsheit der Angabe seiner Zeit bei Suidas geklagt. Freilich werden schon bei Brucker T. II. S. 194 — 198 die verschiedensten Muthmaſsungen darüber discutirt. Heumann erregte fast ganz unnöthige Zweifel, wie denn wohl Potamon vor und nach dem Augustus zu Alexandrien philosophirt haben könne, da August fast 50 Jahre regiert habe. Man gelangt aber dennoch auch bei Brucker nicht zu eigener Entscheidung, weil die Stelle aus Suidas nicht richtig und vollständig vorausgeschickt und sogar schon *μετ' αὐτοῦ* statt *μετ' αὐτὸν* in den Text hineingerückt wird.

Suidas sagt: *Ποταμων, αλεξανδρευς φιλοσοφος γεγονως πρὸ Αυγουστου και μετ' αὐτὸν εστιν αυτου εις τας Πλατωνος πολιτειας ὑπομνημα.* Nicht ganz gewiſs ists hier, ob die Worte *και μετ αυτον* zu *γεγονως* oder zu *εστιν* zu ziehen sind, und ob *μετ αυτον post eum* auf Augustus oder auf Potamon selbst gehe. Der Sinn könnte seyn, daſs eine Schrift des Philosophen nach ihm, als seine Hinterlassenschaft, da sey. Aber auch der gewöhnlich angenommene wahrscheinlichere Sinn ist ohne bedeutende Schwierigkeit für die Chronologie Potamons. Augusts Regierung wird von der Schlacht bei Actium an gerechnet. Erst 4 Jahre später beehrte ihn der Senat mit der *αυγη* oder dem Titel der geheiligten Majestät. Aber auch von jenem Sieg an gerechnet lebte er nur noch 43 Jahre. Potamon kann also 25jährig zu Alexandrien als eklektischer Philosoph aufgetreten seyn und war dann doch bei Augusts Tod nur 68 Jahre alt.

Dieses Augustische Zeitalter war demnach der Anfang der eklektischen Methode zu philosophiren, und zwar ihrer ersten Epoche, indem Potamon erst nur aus den griechischen Systemen, das beschränkende Einseitige oder Individuelle weglassend, das Wesentliche als das Wahre auszulesen suchte.

Darüber giebt Diogenes Laertius im Proömium Nr. 21 eine inhaltsreiche Notiz. Schade nur, daſs die Erklärer sich dabei fast

Digitized by Google

allein mit dem Chronologischen und nicht mit dem Lehrinhalt beschäftigten. Diogenes Laert. kann, da er Antonins des Philosophen nicht erwähnt, nicht später, als unter Antoninus Pius, also ungefähr a. 140 geschrieben haben. Gar nicht unpassend war es dann, wenn er um diese Zeit schrieb: »Ferner aber vor Kurzem ist auch eine Eklektische Haeresis eingeführt worden (ετι δε προ ολιγου και εκλεκτικη τις άιρεσις εισηχθη ὑπο ποταμονος ..) von Potamon, dem Alexandriner, welcher aus jeder der Häresen das, was (ihm) gefallen hat, auswählte.« Diogenes hatte nächstzuvor über die Pyrrhonische Häresis gefragt, ob sie, da sie nicht »eine Hinneigung zu einer Reihenfolge von Dogmen« zeige, dennoch eine Häresis (eine wählende Lehrart) zu nennen sey? Eine neuere Methode zu philosophiren, als die eklektische Potamons, war seit Augusts Zeit nicht entstanden. Ein Jahrhundert konnte also, in dieser Beziehung auf sie, dem Laertier ein προ ολιγου seyn. (Auf jeden Fall wäre in der vorliegenden Preisschrift p. 44 statt au commencement du *troisieme* siecle zu lesen = du *deuxième*, wenn wir Grund fänden, gegen Suidas das Zeitalter Potamons weit vom Tode des Augustus zu entfernen.)

Eine neue äussere Schwierigkeit nämlich entstand den Erklärern, insofern nach Porphyrs Leben des Plotinus c. 9. p. IX und CII ed. Creuzer. ein Potamon mit Plotin in solchem Verhältniſs war, daſs der Philosoph Plotin auf ihn — man weiſs nur nicht klar, worin? — »horchen« konnte. Der Zusammenhang ist: Viele vornehme Männer und Frauen vertrauten sterbend ihre Kinder dem Plotinus. Sein Haus ward deswegen voll von Knaben (παιδες) und Mädchen. Εν τουτοις δε ἠν και Ποταμων, οὑ της παιδευσεως φροντιζων πολλακις ἀν καὶ μετὰ ποιοῦντος ἠκροάσατο. Plotin, so übersinnlich er dachte, habe doch, wie zu seiner wahren Ehre weiter erzählt ist, sogar die Rechnungen wegen des Vermögens dieser Kinder sich vorlegen lassen und auch die Genaigkeit dessen, was denselben (nach den Abrechnungen) verbleibe, beaufſichtigt. (Die Worte: των εκεινοις παραμενοντων και της ακριβειας επεμελειτο sind mit einander zu verbinden und παραμενοντα als Neutrum zu denken.)

Auf jeden Fall ist das Εν τουτοις nicht auf das entfernte ανδρες, sondern auf παιδες zu beziehen, und da der ganze Context (mit Recht) rühmen will, daſs der ins Überirdische strebende Philosoph dennoch um der anvertrauten Kinder willen für vieles niedrigere eine groſse Geduld bewiesen habe, so ist ohne Zweifel auch das, was er gegen den Knaben Potamon that, von einer

solchen Geduldsprobe zu deuten. Was aber ist es nun, was er für den ihm anvertrauten Potamon that?

Statt *αν* haben die Basler Ausgg. im Texte und ein Paar Codd. am Rande *ἐν*, welches als die schwerere Lesart erscheint. (*ἂν* mag, weil man das *ἐν* nicht deuten konnte, angenommen worden seyn.) Sollte demnach nicht zu übersetzen seyn: Unter diesen (Knaben) war auch ein **Potamon**, dessen Erziehung wohlbesorgend (Plotin) öfters **Eines** (von demselben), auch wenn er (der Knabe) es umarbeitete, aufmerksam angehört hat.« Gerühmt würde somit die Herablassung des Tiefdenkers, welcher aus Sorgfalt für den ihm anvertrauten Zögling sogar **den nämlichen Aufsatz**, = *ἐν*, wenn derselbe ihn **verbessert** hatte, (wieder vorgelesen) **genau anhörte.**

Daſs nun dieser Potamon ein anderer sey, als der Alexandriner, welcher vor Augusts Regierung, das ist, zwischen a. *ante* aer. Dionys. 24 und a. 14 *post* Chr. nat. zu Alexandrien die eklektische Methode zu philosophiren zeigte, ist ohne Schwierigkeit zuzugeben. Dem mit Plotin lebenden Porphyr war der junge Potamon so bekannt, daſs er ihn ohne Umschreibung nennt. (Die Vermuthung, einen im Kap. 13 p. CXII angeführten leichtsinnigen **Polemon** dafür zu setzen, scheint ohne Noth gewagt. Der Potamone gab es mehrere; auch circa a. 335 einen Confessor. Selbst die Conjectur, daſs statt *μετα ποιουντος* zu lesen wäre *μετρα ποιουντος*, scheint, soviel Respect die Ingeniosität Wyttenbachs fordert, bedenklich, da sogar sehr zweifelhaft bliebe, ob *μετρα ποιειν* **Versemachen** bedeute.) Die Preisschrift deutet nur auf diese chronologische Knoten, ohne sie, wie eine Monographie versuchen sollte, zu lösen.

Bei weitem das Wichtigere wäre es für die Preisaufgabe gewesen, genau zu bemerken, **wie der Alexandriner Potamon eklektisirte und dadurch dem Ammonius Saccas vorarbeitete.** Denn sehr merkwürdig ists, daſs der Laertier aus einer eigenen Schrift Potamons, *στοιχειωσις* (aphoristische Elementenlehre?) genannt, bestimmt angeben konnte, wie Pot. nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch philosophirte und durch Auswahl eine Vereinung verschiedener Vorgänger als möglich zu zeigen versuchte. Von seinem theoretischen Eklekticismus wird angegeben, daſs Potamon zwei *κριτηρια* (Beurtheilungsweisen) der Wahrheit, nämlich die Untersuchung *ὑφ' οὗ* und *δι' οὗ* nachgewiesen, auch als Principien (*αρχας*) **die Materie und das Machende** = das *ἐξ οὗ* und das *ὑφ οὗ* angenommen, und

zugleich das Machen, ποιησις, durch die Frage nach der Qualität, ποιῳ, von dem τοπος (viell. τυπος?) = ἐν ᾧ unterschieden habe. Wir sehen dadurch, daſs er eine Annäherung des Platonischen zum Aristotelischen im Auge hatte, was dem Ammonius Saccas von Hierokles bei Photius Nr. 231 (s. Preisschrift S. 118) noch bestimmter zugeschrieben wird.

Vernachlässigt aber wird gewöhnlich, auch das noch bedeutendere hervorzuheben, wie Potamon im Praktischen über dem streng Ethischen doch auch das Eudämonische nicht vergaſs und lieber ein Combiniren als ein ausschlieſsendes Opponiren darüber einleitete. »Das Ziel, auf welches hin alles gebracht werde, το τελος, ἐφ' ὁ παντα αναφερεται, sey, sagte schon Potamon, ein jeder Tugend gemäſs vollkommenes Leben = ζωην κατα πασαν αρετην τελειαν, (also das ächtsittliche), aber nicht ohne die auch äusseren der Natur gemäſsen Dinge, welche dem Leibe zugut kommen, ουκ ανευ των του σωματος κατα φυσιν αγαθων και των εκτος. (also nicht ohne das, was an der ἡδονῃ das Edle uns Naturgemäſse ist.)

Wir wissen demnach auf keinen Fall mit Hrn. Dehaut S. 45 zu klagen, daſs, was die Lehre des Eklektikers, Potamon, betreffe, nous nous arrêtons dans la plus grande incertitude. Wir sehen. daſs er im Theoretischen Wesentliches von Plato mit Aristoteles, im Praktischen das Stoische mit dem Epikuräischen im Guten zu vereinigen wählte. Ein Unglück war es, daſs man seit Cudworth und Mosheim soviel über den Ursprung des Plotinischen Neoplatonismus chronologisch skeptisirte und soviel Irriges über seinen turbirenden Einfluſs auf die Logoslehre der Christen behauptete, welche vielmehr ganz anderswo, nämlich schon im Logos Monogenes des platonisirenden Philo, präformirt war. Nicht erst die nichtchristlichen Neuplatoniker, sondern schon Philo (und wer weiſs, welcher zuerst von seinen Vorgängern?) verwandelte sich die Platonische Kraft = Nus oder Logos, welche von allem Werdenden die Vorbilder, aber nur als Ideen, enthielt, in einen Prophorikos, d. i. in einen aus dem Urgott hervorgebrachten, für sich bestehenden, nach jenen Ideen schaffenden Logos, als einen zweiten Gott. Dieser jüdisch-theosophische Logos aus Alexandrien aber wurde dann, eine gute Zeitlang vor dem neuplaton. Eklekticismus Plotins, welcher nur vom Nus als Logos sprach, dadurch christlich, daſs der ungenannte Verfasser von dem Prolog des Johannesevangelium, von seinem ὁ λογος, als einem zu seiner Zeit genug bekannten, ohne Worterklärung sich

Digitized by Google

aussprechend, jenen durch Speculation entdeckten, dem Meimera di Jehovah ähnlichen Logos, als den Geist, in das Fleisch d. i. in den Leib, des Messias Jesus, versetzt dachte, und dadurch das jüdisch alexandrinische Philosephema seiner Zeit mit der palästinischen Messiasidee zu combiniren trachtete.

Wie viel reiner hätte sich aus dem Laertier das Wesentliche des auch um die geistig erregte Zeit der Geburt Christi begonnenen noch blos griechischen Eklekticismus erlernen lassen! wie nämlich Potamon den glücklichen Gedanken hatte, nicht etwa »nach Gefallen« Lehrmeinungen auszulesen, sondern im Theoretischen eine Vereinigung von Hyperphysik (ὑφ οὐ) und Physik (ἐξ οὐ), im Praktischen reine Combination des Ethischen mit dem Eudämonistischen dadurch einzuleiten, daſs er die Einseitigkeiten und schroffen Gegensätze der viererlei Parthien weglieſs und dasjenige als das gemeinschaftlich Wahre beizubehalten das Beispiel gab, was mit einander, wenn man es nur ruhig überlegt, wohl verträglich und zugleich zu denken ist. Nicht im beliebigen Auslesen, sondern im Wegreinigen der nichtnöthigen Differenzen bestund der ächte Eklekticismus.

Herrn Dehaut können wir daher hier nicht beistimmen, wenn er Potamons Eklekticismus S. 46. 47. deswegen von dem weiterhin folgenden als den einzig wahren unterscheidet und die Nachfolger falsche Eklektiker nennt, weil er diese Benennung allen denen beilegt, die nicht ausschlieſsend an Einen Philosophen sich hielten, sondern ein nach mehreren rationellen Doctrinen modificirtes System sich bildeten. Auch Potamon, sehen wir aus Diogenes, vereinigte platonische mit aristotelischen, stoische mit eudämonistischen Hauptsätzen und hielt sich an die sich einander nähernden Indifferenzpunkte lieber, als an allzu schroffe Entgegensetzung. Dagegen nehmen wir mit dem Verf. gerne an, daſs er diejenigen, welche mit ihrem Auswählen aus rationellen Systemen überdies auch manches aus Doctrinen aufnehmen, die sich als positiv geoffenbarte aussprachen, als Synkretisten betrachtet. Zu diesen gehörten sodann die jüdischen (wie Philo Alex.), die christlichen (wie Pantänus und Clemens Alex.), auch die christlich gnostischen, welche aber von der blos speculativen und nicht aus Revelation sich ableitenden Gnosis Anderer (wie Simon Magus, Dositheus, Menander) zu unterscheiden sind.

Die Neuplatoniker aber sind ohne Zweifel nur alsdann zu den Synkretisten zu rechnen, wenn sie parsische, indische,

Digitized by Google

jüdische und christliche Sätze nicht blos zur Vergleichung, sondern als göttlich mitgetheilt (revelirt) aufnahmen; was von Plotin schwerlich, von Celsus und Porphyrius gewiſs nicht zu behaupten ist.

Von Potamon sagt S. 46, er habe vraisemblablement zahlreiche Zuhörer gehabt. Wer kann dies wissen, da ausser der Versicherung, daſs er viele Jahre hindurch lehrte, andere Notizen fehlen? Strabo, Ammonius, der Lehrer Plutarchs, Euphrates Alex. combinirten Hauptsätze verschiedener rationeller Systeme (S. 47. 48). Ob aber Potamon persönlich ihnen dazu Anlaſs und Vorbild geworden sey, ist weder zu bejahen noch zu verneinen. Potamon, den August überlebend, konnte sehr wohl noch von demjenigen Ammonius benutzt worden seyn, welcher, wie Potamon selbst, sich an Plato und Aristoteles zugleich hielt und nach Nero's Befehl zu Athen lehrte. Dieser aber war nicht der Sakkas.

Jedoch! wir folgen dem Verf., ohne die Zeitlücke bis auf Sakkas ausfüllen zu können, zu diesem Hauptgegenstand der Preisaufgabe. Ammonius Saccas erscheint uns als der, welcher in seinen öffentlichen Unterhaltungen vornehmlich die griechischen Philosophien miteinander eklektisch zu versöhnen suchte, doch aber dadurch in diesem Eklekticismus eine zweite Epoche machte, weil er in Plotin und Andern wenigstens eine Aufmerksamkeit auf das orientalische, durch Annahme von Emanationen sich unterscheidende, persische und indische Philosophiren erweckte. Ob er aber daraus in seinen vertrauteren Besprechungen mit Plotin und einigen Wenigen, eigenthümliche Dogmen oder Probabilitäten (etwa vom Emanirtseyn des Νους aus dem Urgott, und der ψυχη aus dem Νους?) mit den griechischen Philosophemen combinirt, wenigstens zur Meditation vorgetragen habe, ist schwerlich mit dem Verf. zu bejahen. Daſs Saccas oder auch Plotin etwas deswegen, weil es äusserlich geoffenbart worden sey, aufgenommen und also synkretisirt habe, ist noch weniger nachzuweisen. Plotin glaubte wohl an das, was ihm innerlich hell wurde, als an höhere Ausstrahlungen, aber doch nicht als an etwas bestimmt und wie infallibel mitgetheiltes, sondern so, daſs er es unablässig durch Rationalisiren zu begründen suchte.

Auch von Ammonius Saccas rühmt zwar Hierokles (bei Photius Codex 214 u. 251) selbst mit Begeisterung, daſs derselbe sich über das, die Philosophie beschimpfende, Gegeneinanderstreiten der Platoniker, Aristoteliker und anderer Systematiker, welchem zu lieb man sogar Stellen, um sie dissonirender zu ma-

Digitized by Google

chen, verfälscht habe, mit wahrem Enthusiasmus erhob. Οντος γαρ πρῶτος ἐνθουσιάσας πρὸς τὸ τῆς φιλοσοφίας ἀληθινὸν, και τας των πυλλων δυξας ὑπεριδων, τας πλειστον ονειδος φιλοσοφια προστριβομενας, ειδε καλῶς τὰ ἑκατέρου, καὶ συνήγαγεν εἰς ἕνα καὶ τὸν αὐτὸν νοῦν, και αστασίαστον τὴν φιλοσοφίαν παρεδωκε πασι τοις αὐτου γνωριμοις, μαλιστα τοις αριστοις των αυτῳ συγγεγονοτων, Πλωτινῳ και Ωριγενει [non christiano] και τοις ἑξης απο τουτων. Auch nennt ihn Hierokles deswegen θεοδιδακτος. Dennoch bezieht sich dies bewundernde Prädikat, ebenso wie bei Plotin, nicht etwa darauf, daſs er ein Glauben an irgend eine äusserlich überlieferte Infallibilität mit seiner philosophirenden Eklektik wie etwas Entscheidendes verbunden habe. Sie verglichen und benutzten, was auf dem Wege der Revelation volksthümlich und populär da war, zugleich mit dem Wissenschaftlichen, aber ohne daſs sie sich durch jenes oder dieses gebunden erachteten. Ein lebhaftes, überraschendes Entstehen ihrer Einsichten war solchen Männern allerdings ein Einwirken des Göttlichen, eine innere Inspiration, aber nicht wie etwas wörtlich mitgetheiltes, das dann buchstäblich als unfehlbare Geheimniſslehre fortzupflanzen gewesen wäre. Wir sehen vielmehr aus ihren Bearbeitungen, wie sie jene, als göttlich geschätzte, Gemüthsaufregungen durch Begriffentwickelung, Gründe und Schlüsse ins Klare zu bringen und das Ahnen des Wahren, (dieses Diviniren, in welchem man die göttliche Abkunft der Menschenseele zu erkennen liebte), erst in ein des Namens »Gottesbewuſstseyn« würdiges Wissen zu erheben gewohnt waren.

Ammonius Saccas tritt demnach fast ganz in die Reihe der Eklektiker nach Potamons Weise, insofern auch von ihm Hierokles (bei Photius Cod. 251) berichten konnte, daſs er hauptsächlich die Übereinstimmung zwischen Plato und Aristoteles zu zeigen pflegte; was ja auch bei dem Potamon des Laertiers das Charakteristische ist. Nur der Enthusiasmus, mit welchem Saccas dachte und lehrend wirkte, scheint ihn am meisten von Potamon unterschieden und, weil er viel mehr Eindruck machte, auch veranlaſst zu haben, daſs Hierokles, in der so eben gegebenen Stelle, von ihm als von dem Ersten spricht, welcher für das Wahre der Philosophie enthusiastisch gewesen sey. Der Erfinder des Eklekticismus, Potamon, wurde wahrscheinlich mehr als ruhiger Denker das, was er ward und wodurch er in seinen Nachahmern mehr im Stillen, bis auf den Mann hin wirkte, den, wenn die Tradition das Wort Saccophoros richtig deu-

Digitized by Google

tet, der innere Drang von dem Sackträgergeschäft, Korn zu schleppen, in die Schulen der Philosophen getrieben hat. Επὶ τούτου [die allzusehr ins Unbestimmte leitende Variante επι τουτων ist ganz unwahrscheinlich!] (zur Zeit des Commodus) Αμμωνιος ὁ επικλην Σακκᾶς τοὺς σάκκους καταλιπὼν, οἷς μετέφερε τοὺς πυροὺς, τον φιλοσρφον ήσπασατο βιον. Τουτῳ φοιτησαι φασι και ἡμετερον [christianum] Ωριγενην και Πλωτινον τουτονι, schreibt Theodoret in der Disput. VI. de Curatione graecar. affectionum. p. 869 ed. Schulz.

Die Regierungszeit des Commodus läuft von a. 180 bis zu Pertinax und Septimus Severus a. 193. Nach den genauen Angaben von Porphyr im Leben Plotins war dieser (geb. a. 205) vom J. 232 an, zur Zeit des Alexander Severus, eifriger Zuhörer des Saccas, welcher aber damals, wenn wir die Hälfte der Regierung des Commodus (= a. 186) als seinen Übertritt zur Philosophie annehmen, schon über sechs und vierzig Jahre lang diese Studien fortgesetzt hatte. Wahrscheinlich wird es daher, daſs, als Plotin nach zehn Jahren a. 242 ihn verlieſs, um, mittels des Kriegszugs von K. Gordian gegen die Perser, seine Kenntniſs parsischer und indischer Lehren zu erweitern, Saccas, welcher dann schon nahe an den Siebzigen seyn muſste, Plotins Zurückkunft (im J. 244) nicht mehr erlebte. Wenigstens ist davon, daſs Plotin, ehe er dann nach Rom ging, den alten Lehrer noch einmal in Ägypten aufgesucht habe, von dem in dergleichen Notizen sorgfältigen Porphyr nicht angedeutet.

Auch die Preisschrift stimmt mit dieser biographischen Berechnung fast ganz überein.

Die wichtigere Frage aber ist: was und wie lehrte der enthusiasmirte Sakkas? christlich? oder antichristlich? oder vielmehr als ein die griechischen Philosophien eklektisch reinigender und vereinigender, aber auch die orientalische Erklärungsweise durch substanziirte Ausflüsse aus dem Einen Urgott, nicht ignorirender Wahrheitsforscher?

Sein Verhältniſs zur Christuslehre, wie mehrerer anderer Neuplatoniker, scheint mir oft gemiſsdeutet zu werden.

Porphyrius in seinem dritten Buch gegen die Christen behauptete in einer durch Eusebius KG. 6, 19. geretteten Stelle: Ammonius, von christlichen Eltern erzogen, habe, da er das Nachdenken und die Philosophie erreichte, sogleich zu der gesetzmäſsigen Staatsreligion sich umgewendet. εὐθὺς πρὸς τὴν κατα νόμους πολιτείαν μετεβάλετο. Origenes dage-

Digitized by Google

gen, ein Hellene und in hellenischen Kenntnissen erzogen, habe sich in das barbarische (ungriechische) Wagniſs (τολμημα d. i. in die Christenlehre) hinausgeworfen. Er habe zwar Plato, Numenius u. dgl. m. sehr benutzt, sey auch des Ammonius Zuhörer geworden, da dieser in damaligen Zeiten die meiste Mittheilungsgabe in der Philosophie hatte, habe aber dennoch einen andern Lebensgang gemacht. Er habe sich selbst und die Lehrfertigkeit eigennützig behandelt. (ῳ δη, sc. τολμηματι, φερων αὑτον τε και την εν τοις λογοις ἑξιν εκαπηλευσε.)

Im direkten Gegensatz wider dieses behauptet Eusebius: Als Christenfeind habe Porphyr »offenbar gefälscht«. Denn Ammonius sey nicht aus der christlichen Theosebie in das Heidnische verfallen. εκ βιου του κατα την θεοσεβειαν επι τον εθνικον τοπον (τυπον?) εκπεσειν. Ihm sey vielmehr das reine und nichtabfällige der gottergebenen Philosophie = της ενθεου φιλοσοφιας, auch bis ans Lebensende geblieben, wie auch noch die Arbeiten des Mannes, der durch Schriften, die er hinterlieſs, bei den meisten wohlgeachtet sey, bezeugen, wie denn der Aufsatz: περι της Μωυσεως και Ιησου συμφωνιας überschrieben, und welche andere bei den Freunden des Schöngoten, φιλοκαλοις, gefunden würden.«

Hieronymus de Scriptorib. eccl. c. 68 nimmt dies, nach seiner rhetorisch vermehrenden Weise, aus Eusebius, daſs *Hammonius* vir disertus (?) et eruditus in Philosophia . . . inter multa (?) ingenii sui monumenta *etiam de Consonantia Moysis et Jesu elegans opus* composuit, macht aber aus eigener Combination noch den Zusatz: et *Evangelicos Canones excogitavit*, quos postea secutus est Eusebius Caesariensis.

Herr Dehaut verwirft S. 78 die letztere Angabe des Alles wissenden Hieronymus, mit Recht. Die mechanische Zusammenstellung der parallelen Evangelientexte machte gewiſs ein anderer Ammonius. — Aber sogar die ganze Behauptung, wie sie Hieron. aus Eusebius schöpfte, glaubt der Vf. durch zwei Gründe entfernen und dagegen annehmen zu müssen, daſs Sakkas aus einem Christen wieder Heide geworden sey. Hierin scheint er uns zu viel zu folgern.

Der eine Grund ist: Longin in einem Aufsatz an Marcellus, welchen Porphyr im Leben Plotins aufbewahrte (ed. Weiske. 1809 p. 176), rechnet den Ammonius und (den nichtchristlichen) Origenes, mit denen er viele Zeit zugebracht habe, zu den Philosophen, welche es für nützlich hielten, die Zuhörer zum Erfaſ-

sen dessen, was ihnen gefiel (ἀρεσκοντα ≐ δογματα) blos mündlich zu fördern. — Folgt denn aber hieraus, das Sakkas gar nichts schrieb ≐ n'a jamais rien écrit? Er, welcher den Plotin zur Vergleichung der orientalischen Philosopheme mit den griechischen veranlaſste, konnte wohl zu Alexandrien, wo das Christenthum und Judenthum philosophisch betrieben wurde, eine Vergleichung Mose's mit Jesus in einem Nebenwerk versucht haben, wenn gleich gesagt ist, daſs er nicht, wie der Platoniker Euklides u. A. über seine Philosophie (!) Schriftliches hinterlassen habe. Longin war unter den Heiden geblieben. Dennoch kannte er Mose als οὐχ ὁ τυχὼν ἀνὴρ und bewunderte bekanntlich jenes: »Gott sprach, Es werde! und es ward« als sublim und gotteswürdig. Περι ὑψους. ed. Weiske. p. 33. 276. Ist es nicht eben so wohlglaublich, daſs Sakkas, als ein Philosoph, welcher überallher, auch aus der orientalischen Richtung der Denker, das Wahre der Philosophie mit Begeisterung aufsuchte, nach diesem Zweck auch Mose und Jesus in Parallelen betrachtet habe? Longin sagt nicht, daſs er gar nichts schrieb, sondern nur, daſs er seine philosophischen Lehrmeinungen nicht schriftlich nachlieſs. Zu Alexandria, wo längst Aristobul und Philo für den Hebraismus platonisirten, wo Pantänus und andere Christenlehrer sich mit den griechischen Philoſophien nicht blos aus Schriften sondern auch durch Besuchung ihrer Lehrversammlungen bekannt machten, konnte ein enthusiasmirter Wahrheitsfreund Mose und Jesus nicht ignoriren. Sakkas suchte überall die Vereinigungspunkte; so auch die συμφωνια Μωυσεος και Ιησου, ohne weder Jude, noch Polytheiste, noch Christianer seyn zu wollen, als eklektischer Philosoph.

Den zweiten Grund dagegen findet der Vf. in Ammianus Marcell., welcher das Bruchion (d. h. den Stadttheil von Alexandria, wo auch das Museum war) ein diuturnum praestantium hominum domicilium nennt (B. 22. Kap. 16. p. 252) unde . . . et Sacas Ammonius, Plotini Magister. Sehr wahrscheinlich, wiewohl nirgends überliefert, ist es, daſs, wenn Ammonius das Christenthum vertheidigt und verbreitet hätte, er (S. 83) nicht mit einer vom Staat abhängigen Autorisation, im Museum zu lehren, begünstigt worden wäre. Allein wird nicht hierin eine übertreibende Voraussetzung in die ganze Frage eingeschoben? wie wenn man in der eigentlichen Verbindungsstadt der drei Welttheile, in dem von Alexanders kosmopolitischem Scharſblick und von der umfassenden Klugheit der ersten Ptolemäer zeugenden

Mittelpunkt des Orients und Occidents, in dem dort aufgehäuften, ebendadurch zur Eklektik hintreibenden Reichthum von Resten des Alterthums, um die Zeit der Antonine, nur die Wahl gehabt hätte, entweder als erklärter Heide oder als Christ zu leben? So ausschlieſsend intolerant war das Heidenthum gewöhnlich nicht, und die christliche Hierarchie konnte es noch nicht seyn.

Meine mit der Stelle bei Eusebius wohl vereinbare Ansicht deswegen ist: Der unter Christen erzogene Sakkas gieng, sobald er das Selbstdenken und die Philosophie erreichte, mit Begeisterung, wie Hierokles rühmt, in das für die Philosophie rühmliche Bestreben über, die hellenischen Philosophien in ihren Hauptsätzen miteinander zu vereinigen. Darüber lehrte er mit solcher Kraft, daſs Plotin, als er 28jährig Andere ohne Befriedigung gehört hatte, sobald er bei Ammonius eingeführt war, seinem leitenden Freunde zurief: Diesen suchte ich! und nun eilf ganzer Jahre ihn benutzte. (Porphyr. Leben Plotins K. 3.) Folgt denn nun aber hieraus, daſs Sakkas Polytheist wurde? und daſs er gegen das Christenthum lehrte? Wie würden wir alsdann bei Euseb. KG. 6, 19. aus einem Briefe des Origenes erfahren, daſs dieser, da er schon als Christenlehrer Ruhm hatte, und daher von Häretikern und von Griechischgelehrten, besonders Philosophen besucht wurde, eben deswegen, um beides zu prüfen, den Philosophen, welcher am meisten Ansehen hatte, fleiſsig gehört, dort aber schon den (nachmaligen Presbyter von Alexandrien) Heraklas als bereits fünfjährigen Zuhörer angetroffen habe, der sogar die Philosophenkleidung annahm und beibehielt. Hätte Sakkas das Heidnische als solches empfohlen, hätte er wider das Christenthum geeifert, wer würde diesen beiden christlichen Vorstehern es verziehen haben, daſs sie anhaltend seinen Lehrsaal besuchten?

Überhaupt ist es, wie zum Theil mein unvergeſslicher, scharfsichtiger Lehrer, Prof. Roesler, zu Tübingen schon 1786 in seiner Diss. de Commentitiis Philosophiae Ammonianae fraudibus et noxis allgemeinhin gezeigt hat, ganz unhistorisch, daſs der Neoplatonismus an sich zum Kampf wider das Christenthum entstanden oder gebraucht war. Mosheim u. And. meinten, die alexandrinische Logologie nicht anders ableiten und dadurch wieder aus der Dogmatik wegreinigen zu können. Aber diese war schon im jüdischplatonisirenden Philo. Von Potamon, Ammonius, Plotinus ist eine beabsichtigte offene Feindseligkeit gegen Judenthum

Digitized by Google

und Christenthum nicht nachzuweisen. Suchten doch beide Letztere, oder wenigstens Plotinus gewiſs auch aus den Revelationen Zoroasters Wahres, ohne sich daran, als an unfehlbare Offenbarungen, fesseln zu wollen. Daſs Celsus, Crescens, Porphyrius gegen das, was ihnen an der damaligen Darstellung der Christenlehre allzu abergläubig und rechthaberisch schien, bitter, verfolgend, sarkastisch waren, dies lag nicht im Geiste der conciliatorischen Eklektik; es ist vielmehr, wie so vieles in den Phänomenen der Wissenschaftlichkeit, als etwas nur aus dem persönlichen Charakter, nicht aus dem System entsprungenes zu erklären.

Sakkas war, seit er eklektisch philosophirte, Monotheist. Eusebius, der seine Worte zu wägen und zu wählen weiſs, drückt sich auch sehr behutsam aus. Er sey bis zum Tod bei der ἔνθεος φιλοσοφια beharrt. Aus dem βιος κατα θεοσεβειαν sey er nicht in den εθνικος τροπος verfallen. Nach Porphyrius lebte er der Staatsreligion gemäſs. Genau genommen sagen beide, was nach der Natur seines Philosophirens nicht anders von ihm zu erwarten ist. Er stand als religiöser Selbstdenker, gerade als eklektischer Philosoph, wie er es war, zwischen dem Heidenthum und dem kirchlichen Christenthum, so daſs Christen und Nichtchristen von ihm eine »nicht gegen sich selbst aufrührerische« Philosophie hören konnten. Auch hindert uns dieses sein Beharren auf dem philosophischen Standpunkt nicht einmal (wie der Vf. S. 109 befürchtet) daran, manche Übereinstimmung des Sakkas mit Plotins aus den Enneaden erhellendes System als wahrscheinlich vorauszusetzen.

Porphyr freilich ist partheiisch genug, daſs er ihn gerne ganz zu sich herübergezogen hätte. Aber, daſs Sakkas sich wider das Christliche erklärt habe, wagt er doch nicht zu behaupten. Eusebius spricht hier nicht nur vorsichtiger, sondern zugleich wahrer.

Der Vf. ist mehr der Ansicht Porphyrs (S. 83), setzt aber ohne historischen Beweis exoterische Unterhaltungen voraus, in denen Sakkas nicht gegen das Christenthum gesprochen habe, wo also Herakles, der christliche Origenes u. a. ihm anhaltend hören konnten. Dagegen vermuthet er andere, widerchristliche esoterische συνουσιας. — Allerdings erfahren wir, daſs Sakkas namentlich den Plotin, Erennius und den nichtchristlichen Origenes auch vertaulich belehrt habe. Aber wie? War dies eine geheimere, esoterische Schule? Darf man denn wohl annehmen, daſs er dort wider das Christliche, daſs er also in einem

Digitized by Google

Gegensatz gegen das öffentlich und exoterisch Gesagte lehrte, da er doch kein Hinderniſs in seiner Zeit gehabt hätte, auch exoterisch gegen die vom Staat nicht legitimirte Christlichkeit sich zu erklären? Der Lehrer, welchem nirgends zweierlei Schulen zugeschrieben werden, konnte die vertraute und fähigere in einigen Vorträgen auch weiter führen. Aber, wenn er exoterisch so lehrte, daſs er auch Christen anzog, so hätte er doch gewiſs nicht — esoterisch wider sie zu kämpfen lehren können, ohne selbst bei den Vertrauteren gegen sich Argwohn und Widerwillen zu erregen. Überhaupt sagen, wie ich im später Folgenden noch klarer zeigen werde, die alten Stellen nicht, daſs Sakkas eine besondere esoterische Schule gehabt habe, wenn er gleich mit Einigen fähiger geachteten sich vertrauter besprochen haben mag.

Möchten wir nun, nach all diesem, nur genauer wissen oder durch den Verf. der Preisschrift lernen können; was hauptsächlich Sakkas mit Enthusiasmus (wie ein Göttlichbelehrter) und mit langem, vielem Beifall vorzutragen pflegte? Hierüber ist Herr Prof. Dehaut weit glücklicher. Er glaubte, aus Plotins Enneaden — in denen aber Ammonius S. nicht einmal genannt ist — recht viel, was derselbe gelehrt habe, S. 133—187 den Preisentscheidern vorhalten zu können.

Dazu gebraucht er drei Kriterien als Entdeckungsmittel. Zuerst sollen uns zwei bei Nemesius auf den Ammonius zurückgeführte Aussprüche den Weg bahnen, alles, was bei Plotin mit diesen Fragmenten übereinstimme, für Ammoniusisches Philosophem zu halten. [Da Plotin manches auch von Andern, manches aus sich selbst hat, diese Fragmente selbst aber nichts ganz eigenthümliches aufstellen, so wird uns schon diese Entdeckung der Philosophie *Ammonio*-Plotinienne sehr problematisch.]

Das zweite Kriterium nach S. 117 wäre: Alles, worin Plotins Enneaden mit andern Schülern des Sakkas übereinstimmen, ist bei Plotin selbst aus Ammonius. [Aber, nicht zu gedenken, daſs das Übereinstimmende doch auch andere Quellen haben kann, ist das Schlimmste dies, daſs wir von dergleichen Mitschülern bei Am. fast gar nichts haben. Von Olympius, der von Plotin abgieng, ist nichts übrig. In dem, was von Longin erhalten wurde, ist gar wenig, das wir mit Plotin als Philosophen vergleichen könnten. Der christliche Origenes hat ohnehin aus allen Philosophien geschöpft, nicht blos aus der Schule des Sakkas.]

Als drittes Kriterium wird S. 120 angegeben: Da nach Hie-

Digitized by Google

rokles bei Photius Ammon. vornehmlich Plato und Aristoteles zu vereinigen suchte, so ist alles bei Plotin, was diese Harmonie betrifft, Lehre des Ammonius. Dagegeu müssen wir einwenden, daſs ja doch nicht alles, was der Sohn dem Vater ähnliches hat, gerade geerbt ist, und daſs überhaupt Plotin jene Harmonie zu zeigen, selten zum Zweck hat.

Das Sicherste bleibt, was wir bei Nemesius als Ammoniusisch angegeben finden. Aber wie wenig ist dies! Und das Charakteristische von Emanationen, welches die Preisschrift darin fand, müssen wir sehr Anstand nehmen, in dasselbe hineinzutragen.

Allerdings bewahrte Nemesius Emesinus περι φυσεως ανθρωπου (ed. Matthäi 1802) im K. 2. u. 3. zwei Stellen aus den Lehren des Ammonius, auf welche man auch, s. Fabricii Biblioth. gr. ed. Harles, schon früher hingewiesen wurde. Beide Stellen betreffen die wichtige Lehre, wie die Seele vom Leibe wesentlich verschieden und wie sie doch mit diesem als einwirkend aber dennoch nicht räumlich vereint sey. Die erste Allegation versichert, zu geben, was von Ammonius, dem Lehrer des Plotin und — von Numenius, dem Pythagoriker (!!) gesagt worden (ειρημενα) sey und gegen die, welche behaupten: der Leib sey die ψυχη, genügen werde. Die andere giebt an: die Frage, wie die Vereinung der Psyche und des Leibs geschehe, habe sich Ammonius, Plotins Lehrer, auf die dort folgende Weise aufgelöst (επελυετο).

Der Vf. giebt S. 128—146 das Griechische (welches auch, ohne den Nemesius als Quelle zu nennen, Gregor von Nyssa (Tome II. p. 91 u. 109 seiner Werke ed. Morell.) aufgenommen hat) und seine Übersetzung mit Erläuterungen. Zeigt diese Übersetzug gleich an mehrern Stellen, daſs, wie es der Verf. selbst bemerkt, die französische Sprache zu dergleichen Übertragungen philosophischer Subtilitäten nicht sehr geeignet ist, so machen wir hier doch darüber keine specielle Ausstellungen. Nur wo es die Hauptsache betrifft, nämlich die Behauptung der Preisschrift, daſs vermöge dieser zwei Stellen Ammonius, wie Plotin, eine Emanation der Menschenseelen aus einer allgemeinen Weltseele, ferner eine Emanation dieser Weltseele aus einer absoluten Intelligenz und dann drittens eine Emanation dieses Nus aus Gott, als dem höchsten Wesen selbst, angenommen habe, müssen wir uns dringende Einreden erlauben.

Die Preisschrift mochte, so wie andere neue Schriften aus der Geschichte der Philosophien von den Herren Matter und Cou-

Digitized by Google

sin, dadurch sehr überraschen und gefallen, daſs man mit einemmal einen recht groſsen Vorrath von Philosophemen mit alten Namen verbinden konnte, die, weil man nicht Werke von ihnen hat, indeſs nur als mündliche Lehrer berühmt waren, von deren Lehrinhalt aber sich wenig angeben lieſs. So stand indeſs Ammonius Sakkas in der Philosophengeschichte. Durch die Preisschrift aber sollen wir uns überzeugen lassen, daſs alles Theosophische, was in Plotins Enneaden sich auf jene neuplatonische Trias bezieht, schon von Amm. Sakkas abstamme, und daſs wir überhaupt mit einem Mal von dem, was dieser Lehrer Plotins Eigenthümliches gehabt habe, recht vieles wissen könnten. Aber strenger untersuchend müssen wir leider uns doch wieder in ein weit dunkleres Nichtwissen über die Philosophie des Sakkas und auf beharrliches Unterscheiden zwischen ihm und dem Inhalt der uns jetzt, durch die mit so reichem kritischem und philologischem Apparat ausgestattete Creuzerische Ausgabe (Oxonii. I. II. III. vol. in 4.), viel zugänglicher und verständlicher gewordenen Plotinischen Enneaden zurückgewiesen erkennen. Denn in Wahrheit vermögen wir in den beiden an sich sehr interessanten Überlieferungen aus Ammonius Seelenlehre bei Nemesius — von der ihm zugetrauten Emanationslehre und Trias nichts zu sehen. Wir beobachten vielmehr eine Vereinigung aristotelischer Dialektik im Beweisführen, mit Platonischer Ideenlehre im Inhalt selbst, mit Bewunderung des philosphischen Scharfsinns des Eklektikers A. Sakkas, aber so, daſs er — uns wenigstens — in diesen beiden einzigen Reliquien seines Geistes nichts von Neigung zur orientalisch theosophischen Emanationshypothese merken läſst.

Die erste Stelle (S. 128) gibt fünf Argumente, daſs der Leib nicht auch die Psyche sey! Aber wie? Sie erscheinen ganz in der phantasielösesten dialektischen Gestalt. Auch der Inhalt ist nicht aus Ideen der Vernunft, noch weniger aus einer philosophisch speculirenden Phantasie (oder Möglichkeits-Vermuthung), vielmehr einzig aus Erfahrungen und Begriffen geschöpft; zum Beispiel, daſs der Leib aus unbestimmbar vielen Elementartheilchen bestehe, die nicht zusammengebracht werden und als ein Ganzes zusammengefaſst bleiben könnten, wenn nicht durch ein nicht aus Theilen bestehendes Kraftwesen, die Seele.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Dehaut: Essai sur la vie et la doctrine d'Ammonius Saccas.

(Beschluſs.)

Dies Zusammenfassen und Halten der Körpertheile könne nämlich auch nicht, wie die Stoiker diese Erklärung versuchten, durch eine den Körpertheilchen selbst eigene, sich einwärts und auswärts dehnende Bewegung (*τονικη κινησω εις το εσω και εις το εξω*) geschehen; wodurch jene Alten schon eine Ahnung von vis attractiva und repulsiva aller Materie hatten. Denn diese Bewegung setze doch selbst wieder voraus eine alles zusammenbringende und zusammenhaltende Kraft, die dann abermals nicht selbst materiell, d. i. des Zusammenbringens bedürfend, seyn müſste u. s. w.

Alle die fünf Argumente enthalten nicht einmal etwas von Platonischen Ideen, noch viel weniger von orientalischen Emanationsphantasien. Die Seele ist vielmehr dem Ammonius und dem Numenius — von welchen beiden zugleich (!) die fünf Argumente abgeleitet sind — etwas durchaus nicht theilbares [all das viele ihr aufgenöthigte und vorgehaltene in Ein leibliches Ganze und zugleich in Ein geistiges Wissen und Wollen vereinigendes], das also auch von ihnen nicht als ein Ausfluſs (welcher doch ein Theil eines theilbaren Ganzen seyn müſste) gedacht seyn konnte. Ein Emaniren ist überhaupt eine Fiction der Phantasie, die nur so lange möglich scheinen kann, als man sich auch die Urkraft als ein theilbar bewegliches vorstellt; mag man es dann auch noch so fein materiell, wie Feuer, wie Licht, wie magnetische Ausflüsse u. dgl. vorauszusetzen versuchen.

Eine Nebenbemerkung dürfen wir sofort bei dem ersten Fragment, weil sie uns weiter leiten kann, nicht übergehen, daſs nämlich die kurz angegebenen fünf Beweise für Nichtleiblichkeit der Seele nicht dem Ammonius allein, sondern zugleich dem Pythagoriker Numenius zugeschrieben sind. Der Text gibt sie als *τα παρα Αμμωνιου, τοῦ διδασκάλου Πλωτίνου, καὶ Νουμενίου τοῦ Πυθαγορικοῦ εἰρημένα.* Wir wissen also nicht: ob sie alle als von Ammonius gesagt und durch Numenius, welcher bald als Pythagoriker, bald als Platoniker, immer aber als

ein damals mit Plotin in Rivalität stehender Philosoph vorkommt, nur aufbehalten waren? oder ob sie vielleicht zum Theil dem Numenius selbst angehörten? (Stammt vielleicht die Lösung des Einwurfs, daſs die Seele in drei Dimensionen, also wie eine Materie erscheine, von dem Pythagoriker?)

Über des Numenius Verhältniſs zu den Lehren des Amm. Sakkas und des Plotin gibt uns Porphyrius's Leben des Plotin bestimmte, hieher anwendbare Aufschlüsse. Nach Kap. 3 war Amelius, vorerst ein Platoniker als Schüler eines Lysimachus, von dem dritten Jahre an aber, seit Plotin zu Rom war (= seit a. 246) vier und zwanzig Jahre lang (also bis 269) im philosophischen Umgange mit Plotin, während dieser zehn Jahre lang dort blos mündlich über Philosophie conversirte (Synusien hatte) und alsdann erst auf Andringen der Freunde zum Theil an den Enneaden zu schreiben anfing. Amelius dagegen, welcher alle Zeitgenossen an Arbeitsamkeit übertraf, hatte nach Porphyr fast alles, was Numenius lehrte, geschrieben, gesammelt und meist auswendig gelernt; aus den Zusammenkünften aber [man muſs nach dem Zusammenhang an die συνουσιαι mit Plotin denken] machte er sich in jener langen Zeit hundert Bücher von Scholien, die er seinem Adoptivsohn schenkte. Diesen Amelius nun veranlaſste (nach K. 17) Porphyrius auch, in drei Tagen einen Aufsatz über den Unterschied zwischen den Lehren des Numenius und des Plotin, zu entwerfen, weil »manche aus Hellas« ausstreuten, als ob Plotin blos die Lehren des Numenius sich zur Unterlage nehme (ὑποβαλλεσθαι).

Diese Notizen scheinen mir am besten die Quelle zu entdecken, aus welcher Nemesius Emesinus jene fünf Argumentationen, die er als ειρημενα des Ammonius und Numenius zugleich angiebt, geschöpft habe. Sie klingen an sich ganz wie zusammengedrängte Scholien, und von Amelius wissen wir durch Porphyr gewiſs, daſs er sich, wie über die Lehren des Numenius, so auch über das, was er in 24 Jahren aus den Conversationen mit Plotin, in denen ohne Zweifel auch manche Ammoniusische Einsicht erwähnt wurde, gelernt hatte, solche Scholien verzeichnet und dann auch zu jener Vergleichungsschrift benutzt habe.

Wundern dagegen muſsten wir uns, daſs die Preisschrift bei Benutzung des ersten Fragments, welches ausdrücklich als ειρημενα des Ammonius nicht allein, sondern zugleich des Numenius angegeben ist, doch darüber, wie dieser hier mit Amm.

Digitized by Google

in Verbindung komme, kein Wort sagt und die doch von Beiden abgeleiteten Argumente blos auf Ammonius bezieht. Ganz ohne Grund ist es zugleich, daſs S. 124. 133. behauptet wird, a) Ammonius Sakkas habe eine esoterische Schule gehabt, und b) ebenderselbe habe dem Nichtchristen Origenes, dem Erennius und dem Plotin das Wort abgenommen, nichts von diesen seinen esoterischen Lehren bekannt zu machen. Richtig ist wohl, daſs nach Porphyr Erennius zuerst, und alsdann Origenes die Abrede gebrochen habe und so endlich auch Plotin davon abgegangen sey. Unbegründet ist c) des Vfs. Vermuthung, daſs durch ebendieses Erennius Entdeckung (nach S. 127) nun jenes Fragment, als etwas aus der esoterischen Schule des Sakkas, an den Aufbewahrer, Nemesius, gekommen sey. Denn vorerst ist eine solche besondere Schule jenes Eklektikers nicht nachzuweisen. (Ist ja doch nur von Drei Vertrauteren die Rede, die unter sich, ohne den Lehrer, sich zu einem Verschweigen eigenthümlicher Sätze des Sakkas vereinigten.) Und dann wäre doch nicht erklärt, wie dem Nemesius auch von Numenius einiges durch Erennius zugekommen sey.

Überhaupt wird, wer die fünf subtilen Argumentationen für die Immaterialität der Psyche erwägt, nichts darin, was für esoterisch geheim oder mystisch idealisch hätte gehalten werden können, entdecken. Was aber für die ganze Ansicht über Ammon. Sakkas und seine (eklektische) Lehrart bedeutender wird, ist dies, daſs die Stelle des Porphyrius, auf welche der ganze Unterschied, als ob Ammon. manches nur esoterisch gelehrt habe, gebaut wird, gar nichts von einer solchen ihm, dem Eklektiker beliebig gewesenen Abtheilung in zweierlei Schulen behauptet.

Porphyr sagt wörtlich nur Folgendes: »Da zwischen Erennius, Origenes und Plotinus (!) die Übereinkunft geworden war, nichts zu enthüllen von Ammonius's Lehrmeinungen, welche wohl ihnen in den Vorträgen (εν ταις ακροασεσι) weiter gereinigt worden waren (ανεκεκαθαρτο), so blieb auch Plotinus dabei (εμενε, oder wie Creuzer sehr wahrscheinlich vermuthet: ενεμενε), indem er zwar mit einigen, die herzukamen, (über Philosophie) conversirte, aber die Dogmen von Ammonius unausgesprochen bewahrte. [Das seltene Wort ανεκπυστα ist von πυω, εκπυω, = wie eine Pustel aufblasen, abzuleiten.] »Als aber Erennius zuerst die Übereinkunft überschritt, so folgte zwar Origenes dem Vorgange des Erennius, schrieb aber doch nichts, als die Schrift über die Dämonen

Digitized by Google

und — unter Galienus —: daſs der Basileus alleiniger Dichter sey *); Plotinus aber wirkte noch lange Zeit, ohne

---

*) Über diese Stelle in Porphyrs Leben des Plotinus K. 3, daſs Origenes, der nichtchristliche Mitschüler Plotins bei Ammon Sakkas, nichts als ein *συγγραμμα περι των δαιμονων* geschrieben habe, *καὶ ἐπὶ Γαλιηνου· ὅτι μένος ποιητὴς ὁ βασιλεύς*, ist so vieles (s. die Creuzerische Annotation T. I. S. XCIII) vermuthet und nicht entschieden worden, daſs ich meine Vermuthung, wie sie aus Porphyr selbst entstand, auch mitzutheilen wage. Daſs der Philosoph, Origenes, den der Platonischen und Plotinischen Philosophie geneigten Kaiser (*βασιλεύς*) Galienus durch jenen Aufsatz als den alleinigen Poeten habe preisen wollen, möchte ich, nicht nur weil diese Schmeichelei allzu unphilosophisch wäre, sondern auch weil Porphyr nichts dagegen bemerkt, nicht für wahrscheinlich halten. Will man aber übersetzen: Nur der Schöpfer ist der Regent, so müſste im Griechischen vielmehr stehen: *ὁτι βασιλευς ὁ ποιητης μονος*. Denn die griechische Periodologie setzt in dergleichen Sätzen das Prädicat vor dem Subject. (Vgl. m. Comm. zu Joh. 4, 24.)

Mir fiel auf, wie wortreich Porphyr im 17. Kap. ausführt, daſs Er selbst eigentlich *Βασιλευς*, nämlich im Syrischen Malchus, heiſse, und daſs deswegen Longinus ihn: *Μαλχε*! angeredet, Amelius aber an ihn geschrieben habe: *Αμελιος Βασιλεῖ εὐ πραττειν*. In der Gesellschaft bei Plotin hieſs demnach Porphyr, statt Malchus, oft *ὁ Βασιλευς*. *Τον Μαλχον*, sagt er S. LXVII, *οὗτος*, nämlich Amelius, *εις τὸν Βασιλέα γραφει* (= er schreibt den Malchus um, in den griechischen *ὁ Βασιλευς*.) Vgl. K. 21, wo auch Longinus ihn *ὁ Βασιλευς* nennt. Nun erzählt Porphyr ferner im Kap. 15 von sich selbst: Er habe an einer Geburtsfeier Platons einst in Plotins Gegenwart ein mystisch-enthusiastisches Gedicht über die heilige Vermählung (den *ἱερος γαμος* der Seele mit Gott, woraus auch der dogmatische Artikel de Unione mystica abzuleiten ist) vorgelesen, und da Einer über seinen *furor* poeticus = *μαινεσθαι τον Πορφυριον*, gespöttelt, habe vielmehr Plotin laut ausgesprochen: *ἔδειξας ὁμου τὸν ποιητὴν, και τον φιλοσοφον και τον ἱεροφαντην*. Dies geschah, da Porphyr zwischen 263 und 268 bei Plotin war, in Galiens Zeit *επι Γαλιηνου*. Ist demnach nicht wahrscheinlich der Sinn jener dunkeln Überschrift dieser: Origenes habe wenig, doch in Galiens Zeit auch einen Aufsatz (scherzweise) geschrieben, mit dem Titel: Der Basileus (das ist, unser syrischer Freund, Malchus oder Porphyr) ist allein ein Poet! — Der Scherz sagt: Plotin hat ihn wie vor andern allen zum Dichter ausgerufen. — Gerade weil dies Scherz über ihn selbst war, giebt Porphyr keine weitere Erklärung, wie er, wenn die Sache sonst von Bedeutung gewesen wäre, wohl etwas hinzugefügt hätte.

Der unbestimmte Ausdruck *επι Γαλιηνου* hat veranlaſst, daſs Fabricius in der Chronologie des Lebens Plotins (S. XLVIII. Creuzerischer Ausg.) diese Schrift des Origenes ins zweite Jahr Ga-

Digitized by Google

irgend etwas zu schreiben — — [bis er sich vom ersten Jahre des Galienus an, weil die philosophischen Conversationen (συνουσιαι) oft gar zu bunt durcheinanderliefen, zu einigem Niederschreiben antreiben lieſs, so daſs, da Porphyrius im zehnten Jahr Galiens mit ihm bekannt wurde, Plotin 21 Bücher von den 54, aus denen die sechs Enneaden bestehen, als seine Meditation geschrieben hatte und sie einigen Auserlesenen, unter andern auch dem Porphyr anvertraute.]

Aus dieser Notiz erhellt a) vorerst nicht, daſs der Lehrer Ammonius Sakkas selbst an der Übereinkunft der Dreien wegen Nichtverbreitung seiner gereinigteren Lehrsätze Antheil gehabt, also das Esoterische gewollt; noch weniger daſs er eine esoterische Schule gehegt habe. Wenn eine solche gewesen wäre, so hätten nicht die genannten Drei eine Verabredung zum Geheimhalten zu machen Anlaſs gehabt, weil das Verschweigen Bedingung für alle Esoteriker gewesen wäre. b) ist nicht von besondern Belehrungen, sondern von den Vorträgen für die Zuhörer überhaupt, von Akroasen, die Rede. Der Eklektiker trug vor, wie die Natur der Sache es mit sich bringt, was die verschiedenen Hauptphilosophien, jede nach ihrem Standpunkt einseitig, annahmen. Er aber zeigte, was er von den Besonderheiten wegzulassen, also gleichsam wegzureinigen = zu ανακαθαιρειν, fand, so daſs sie alsdann gerade im Universelleren und Nichtdifferirenden Eines wurden. Dieses gleichsam sublimirte, wodurch der Krieg der Hauptsysteme gegeneinander, das skandalöse στασιαζειν von Philosophie gegen Philosophie, ohne ein nur accordirendes Conciliiren (= ohne ein falsches juste-milieu) vielmehr durch ein Hervorheben des Bleibenden aus den angehängten Particularismen gehoben werden konnte, gab Am. in den Akroasen selbst, also nicht blos esoterisch. Jene Drei miteinander aber meinten eine Zeit-

liens, als Mitregenten von Valerian = a. 253 setzte. Damals würde sie wenigstens noch nicht als Schmeichelei auf den blos Mitregierenden entstanden seyn. Galien war aber wirklicher Kaiser, so lange Porphyr bei Plotin war, also auch damals, da Plotin seinen so vertraut gewordenen ὁ Βασιλευς oder Malchus so feierlich als ächten mystischen Poeten proclamirt hatte, was dann Origenes wohl unter dem scherzhaften Titel, wie ein Elogium, weiter ausgeführt zu haben scheint. Judicium sit penes acutiores! Wohl uns, daſs das Heil der Welt von allen dergleichen dunklen Traditionen nicht abhängt.

Digitized by Google

lang, besser von dieser eigentlichen Frucht der Eklektik, von der Concentration des Gereinigten in ein Ganzes, keinen Gebrauch ins Allgemeine hin zu machen. Sie wollten das εκπυσασθαι, das erumpere in vulgus, noch mehr vermeiden. Sie müssen also eine Zeitlang die verschiedenen alten Systeme nur getrennt behandelt und lieber über einzelne Probleme Besprechungen (Conversationen) versucht haben. Erst als diese, aus denen sich Amelius Scholien machte und also mancherlei zu retten suchte, allzu abschweifend (voll von αταξια und πολλη φαντασια) geworden waren, lieſs sich Plotin bewegen, seine aus allem Überdachten ihm einleuchtenden Resultate folgerichtig, aber ohne daſs er der früheren getheilten Systeme leicht erwähnte, so niederzuschreiben, wie die freieren Besprechungen ihn dazu veranlaſsten. Und dies ist auch die aus der ganzen Anlage der Enneaden ersichtliche Entstehungsart derselben. Plotin ordnet jedesmal über die in der Besprechung discutirten Fragen seine Beantwortung, wie sie ihm aus seinem Gedankensystem floſs, ohne daſs er dieses, als ein Ganzes, der Reihe nach darstellte.

Wieviel dann aber in diesen seinen, erst seit a. 251 begonnenen Aufzeichnungen ein gleichsam geerbtes Eigenthum des Am. Sakkas gewesen seyn möge, mit welchem Lehrer er seit 241 nicht mehr im Umgang gewesen war, ist, da er in den Enneaden auf ihn nie sich bezieht, sondern als Selbstdenker seine Sätze und Folgerungen nur aus sich herausspinnt, gewiſs nicht so leicht und zuverlässig, wie der Haupttheil der Preisschrift es darstellt, zu entwickeln.

Auch das zweite (intricatere) Fragment bei Nemesius giebt hiezu keine sichere Grundlage. Zwar ist der Scharfsinn sehr bewundernswürdig, mit welchem Ammonius schon auf einer ganz besondern Art des Existirens der Geister, nämlich darauf bestand, daſs die Seele als ein denkendes Kraftwesen nur wirksam auf gewisse materielle Theile, nicht aber selbst wie an Ort und Raum gebunden gedacht werden solle. Sie sey nicht räumlich oder nach Dimensionen theilbar im Leibe, vielmehr in ihm überallhin als ein in sich bestehendes Eines und Ganzes auf nichtsinnliche Weise einwirkend, ενεργων. An sich also sey sie für uns nicht vorstellbar, sondern nur denkbar, aber bei weitem nicht blos wie ein Gedankending, vielmehr als gewiſs wirklichseyend denkbar, weil sie offenbar einwirke, ohne daſs die Art dieser ihrer Energie etwas materielles, räumliches, theilbares, bemerken lasse. [Er schrieb ihr ein wirkendes

Seyn zu, aber nicht ein — *Daseyn*, oder *Dortseyn*! Eine sehr feine, für alles Denken geistiger Kraftwesen wichtige Unterscheidung!]

Amm. war demnach schon so weit in der philosophischen Anstrengung für reines (nichts von Gestalt und Vorstellbarkeit bedürfendes) Denken, daſs er das, was sich wissend und wollend als eine Wirklichkeit oder wirksame Kraft manifestirt, auch als ein an sich wirkliches zu denken vermochte, ohne daſs er die Charaktere der Materialität: Undurchdringlicheit oder Örtlichkeit (das Behaupten eines gewissen Orts und Raums) und Gestaltung, darauf übertragen zu müssen meinte. Er lehrt uns schon, wirkende Kräfte als selbstbestehend, als wirkliche Dinge an sich zu denken, ohne daſs wir mit ihrem Wirklichseyn ein Räumlichseyn verbinden müſsten. Das Wirken beweist die Wirklichkeit, das Seyn eines solchen Dings, das aber ohne Theilbarkeit, ohne Raum, existire. Viele blos aus Miſsverstand entspringenden Witze gegen Kants *νοουμενα* oder wirkliche Dinge an sich würde schon Sakkas weggewiesen haben.

Ebensowenig meinte er (wie doch sogar tief speculative Dogmatiker des 19ten Jahrhunderts darüber sich noch nicht erhoben), daſs das Denkbare alsdann ein blos denkbares, nur ein Gedankending sey. Ihm vielmehr ist sein *νοητὸν* zwar ein nicht vorstellbares, gestaltetes, räumliches, aber es ist ihm doch, weil es wirkt, als ein wirkliches denkbar, das heiſst, als eine an sich bestehende Kraft, die wir um ihrer gleichförmigen Wirksamkeit willen als seyend anerkennen müssen, aber, weil wir nichts ohne Örtlichkeit sinnlich uns vorstellen können, nur als ein wirkliches Ding an sich durch Denken (*νοειν*) erfassen, dessen übrige unkörperliche Weise zu seyn aber wir nicht beschreiben können, weil sein Wirklichseyn uns (oder eigentlich: sich selbst) nur durch Wissen und Wollen, als unräumliche Kraftäusserungen, also als Wirkungen einer nichträumlichen, nichttheilbaren, nichtmateriellen, und doch gewiſs wirksamen Wirklichkeit bekannt wird.

Wie wichtig dieser Tiefblick des alten Amm. Sakkas in das, was als wirklich nur denkbar (nicht vorstellbar) und dennoch, weil es anhaltend und gleichförmig wirkt, mit Gewiſsheit als wirklichseyend denkbar ist, ja sogar als reinseyend gedacht werden müsse, auch für die Lehre oder Überzeugung von dem nichtsinnlichen, nichträumlichen Wirklichseyn eines höchsten oder vollkommen Geistes, also für die eigentliche Theologie sey, ist hier

Digitized by Google

nicht auszuführen, nur anzudeuten. Auch bedauern wir, den griechischen Text hier nicht wörtlich übersetzen und philosophisch commentiren zu können.

Aber nothwendig ists, das νοητον oder das als wirklich denkbare und doch nicht vorstellbare, nichträumliche Kraftwesen, wie Amm. es schon gefaſst hatte, richtig zu verstehen, weil ohne dies freilich auch nicht verständlich wird, wie er bei Nemesius so richtig sagen konnte: die (denkende und wollende) Seele sey für den Leib nicht örtlich da, sondern nur durch ihr Verhalten zu demselben (εν σχεσει) oder, was ebendasselbe sagt, durch das Einwirken, ενεργειᾳ (Nur dieses Einwirken auf das Örtliche, den Leib, ist ihr von ihr selbst, d. i. von ihrem nichtvorstellbaren, aber doch gewissen Wirklichseyn, bekannt. So ist sie sich selbst als gewiſs seyend, aber doch nur denkbar, nicht vorstellbar.

Ebendeswegen sagte dann nach dem Fragment II. Ammonius: die Seele (das Denkendwollende) ist nicht an einem Ort, d. i. nicht in einem sinnlichfühlbaren Raum. Sie, als ein νοητον (als eine nur denkbare, aber doch wirkliche Wirklichkeit) ist auch an einem τοπος νοητὸς = an einem nicht sinnlich vorstellbaren Ort. Um dies zu erklären sagt er: Wenn die Seele nicht in den Leib, wenn sie nur in sich selbst hineinwirkt, so ist sie — sich selbst der Ort. Sie ist in sich entweder als Verstand, im λογιζεσθαι, oder in sich als Vernunft, als νους, indem sie νοει. [Das νοειν des Griechen nämlich ist ihm nicht ein bloſses Denken (ein Verstehen und Vergleichen der Begriffe). Nus ist (auch schon bei Anaxagoras) ein Denkvermögen mit innerer Thätigkeit oder Kraftbewegung, ein Denken mit Wollen oder mit Selbstbestimmungskraft, und vornehmlich ein Denken dessen, was seyn oder werden soll, also ein wollendes Denken der Ideen.)

Indem nun Amm. sagt: die Seele sey alsdann ἐν τῷ νῷ, wenn sie νοεῖ, so ist sein Sinn: Sie ist oder wirkt in sich selbst, als wollende Vernunft. Keineswegs aber ist sein Sinn: die Seele sey alsdann in jenem (ausser ihr zu denkenden) Νους, welcher nach Plotin aus dem, sogar über das Seyn erhabenen, höchsten Guten ausgegangen und aus welchem die Weltseele als das Dritte jener Trias emanirt sey. Dem Ammonius ist die Seele, wenn sie νοει, nur in sich selbst, in sich als einem νους, welchen er von dem λογιζεσθαι unterscheidet, wie auch wir das verständige Urtheilen, welches gleichsam ein Rechnen ist, von der Vernunft, als dem Seelenvermögen, Vollkommenes, Nothwendiges, Wahres,

Digitized by Google

Gutes, Schönes, als Ideen zu denken, wohl zu unterscheiden haben. Dieser *νους* der Seele selbst, in den sie als *νοουσα* sich wie an einen *τοπος νοητος* zurückzieht, ist dem Ammonius nach dem glücklicher Weise aufbewahrten zweiten Fragment nicht etwas ausser der Seelenkraft, wie bei Plotin, der aus dem höchsten *Αγαθον* emanirte Νους (des Schaffens).

Achten wir streng auf die subtile Denkbarkeit, wie sie Ammonius erfaſst hatte, so ist vielmehr klar, daſs er als Vereiniger von Plato und Aristoteles an eine Emanation der Seele gar nicht dachte. In Wahrheit konnte er auch daran nicht denken, weil er die Seele nach ihrem im Wissen und Wollen sich zeigenden Wirken durchaus als nicht aus Theilen bestehend erkannte, ein jedes E m a n i r e n aber ein Ausgehen eines Theils aus einem Theilbaren seyn müſste. Ihm aber ist die Seele durchaus nur untheilbar, in sich selbst hinein oder ausser sich in den Leib nur als das einfachste Ganze wirkend; so, wie alles Wissen und Wollen immer sich als ein Zusammenfassen des vielen Denkbaren in Eine und ebendieselbe, in Eine alles vergleichende, beurtheilende, entscheidende Kraft manifestirt. Alles Sinnliche, ja überhaupt alles Objective (Gegenständliche), ist V i e l h e i t, alles Bewuſstwerden aber ein Concentriren des Vielen in Eine dasselbe betrachtende Kraft, die sich eben dadurch als ein Durchaus-einfaches zeigt, da, wenn sie aus Theilen bestünde, das Viele in den verschiedenen Theilen zerstreut wäre und nicht mit einem Mal betrachtet und gewuſst seyn würde. Er beschlieſst die ganze subtile Erörterung kurz und gut mit dem Wink: Die Seele i s t (für den Leib) das heiſst, sie ist e i n w i r k e n d *). [Sie selbst ist als ein nichträumliches denkbar, das in den Raum einwirke.]

Dem Ammonius Sakkas ein Ableiten der Seele aus Emanation zuzuschreiben, gibt uns demnach das II. Nemesiusische Fragment keinen Grund; vielmehr beweist es, daſs, wenn er in der so streng ausgesprochenen Einfachheit des eben deswegen nur denkbaren, nicht örtlich vorstellbaren Seelenwesens (wie wir nicht zu zweifeln haben) folgerichtig fortdachte, er nicht einmal die Emanationshypothese in sein System aufgenommen haben konnte, wenn

*) Auch dieses zweite Fragment klingt, ganz gleich dem ersten, wie S c h o l i e n. Auch dieses also scheint ein Überrest zu seyn aus den vielen Aufzeichnungen, welche sich der überfleiſsige A m e l i u s aus den Akroasen von Numenius und Plotinus (und mittelbar durch diesen von Ammonius) zusammengedrägt zu machen pflegte.

Digitized by Google

gleich ihm als Alexandriner die Neigung der Phantasie der Orientalen, sich das Seyn der Geister nicht als ewig, sondern als ein Werden durch Ausflüsse oder Ausscheidungen aus einem ewigen Allvater oder Allwesen zu erklären, da schon Philo sich die λογοι nebst ihrem πρωτοτοκος λογος so zu erklären gesucht hatte, nicht unbekannt seyn konnte.

Unser Resultat muſs demnach von dem der Preisschrift sehr abweichend sich aussprechen. Laut des II. Fragments bei Nemesius, und laut der bestimmten zweifachen Erklärung des Hierokles bei Photius (s. die Preisschrift selbst S. 118. 119) war des mit Begeisterung lehrenden Ammonius Sakkas Geschäft, noch bestimmter, als wir es oben bei Potamon bemerkten, auf die Vereinigung im Wesentlichen zwischen Plato und Aristoteles gerichtet = συμφωνον εν τοις επικαιριοις τε και αναγκαιοτατοις των δογματων Πλατωνος τε και Αριστοτελους την γνωμην αναφηναι und dadurch mit Vernunft-Enthusiasmus und wie ein θεοδιδακτος die Schmach der innern στασις (= Zwietracht und Selbstzerstörung) von der Philosophie abzuwenden. [Fällt es unsern Lesern nicht auf, daſs unsre Zeit in Philosophie und Theologie auch eines Sakkas bedürfte?]

Daſs Hierokles bei dem Prädikat: Göttlichbelehrt, an etwas von orientalischer Mystik gedacht habe, liegt in beiden Stellen nicht. Ammon. Sakkas bleibt uns also, wenn wir nichts für ihn inconsequentes in ihn hineintragen, ein die griechischen Philosophien reinigender Eklektiker, τας των παλαιων ανδρων δοξας, sagt Hierokles, διακαθαρὼν και τοις ἑκατερωθεν (utrinque sc. apud Platonicos et Aristotelicos) αναφαινομενοις ληροις αποσκευασαμενος.

Daſs Plotin, nachdem er von a. 232—242 in seinem philosophischen Umgang gewesen war, auch Parsische, Zoroastrische Philosophie während Gordians Feldzug gegen die Perser a. 242—244 kennen lernen wollte, war seine Sache. Niemand weiſs davon etwas, daſs Ammonius, wenn er gleich als Alexandriner gewiſs auch darüber meditirte und discutirte, etwas wesentliches, vornehmlich die Emanations-Hypothese daher angenommen habe. Vielmehr starb dieser Lehrer Plotins wahrscheinlich vor dessen Zurückkunft, und Porphyr im 3. Kap. des Plotinischen Lebens sagt nur: der bei Ammonius anhaltend (10 Jahre lang in einem Alter vom 28sten bis zum 38sten Lebensjahre) verbliebene Plotin habe eine solche Fertigkeit in der Philosophie sich erworben, daſs er geeilt habe, auch von der bei den Persern gelehrten und

Digitized by Google

der bei den Indern zurechtgebrachten eine Erfahrung zu erhalten. πειραν λαβομενος.

Ob er, erst 10 Jahre alt später an den Enneaden schreibend, dorther die Trias des an sich Guten, des Nus und der allgemeinen Weltseele in einem eigentlichen Emanationsverhältniſs (wie Quelle und Ausflüsse) sich denkbar gemacht habe, oder ob das, was er davon sagt (vornehmlich adr. Gnosticos p. 199 T. I.) mehr nur bildlich zu verstehen sey, ist hier nicht weiter zu untersuchen. Auf jeden Fall war eine solche Trias dem Zoroastrischen Dualismus, welcher aus dem Abgrund anfangsloser Zeit oder Dauer (Zeruane Akerene) Böses und Gutes nebeneinanderseyn lieſs, gar nicht ähnlich, auch ist gerade jener Aufsatz προς τους Γνωστικους gegen solche, die (etwa wie Marcion?) die Hervorbringung der Welt einer nichtguten Potenz zuschrieben.

Plotin macht, soviel wir sehen (ganz oder durch Bildlichkeit?) den Übergang zu der Vermischung von orientalischen Emanationsmeinungen mit griechischen, besonders Platonischen, Ideen. Davon aber etwas auf seinen Lehrer, Ammonius Sakkas, zurückzutragen, haben wir aus der Preisschrift, wie sonsther, nichts überzeugendes gefunden. Wir finden uns daher nur berechtigt, diesen als einen das Platonische mit dem Aristotelischen im Wesentlichen vereinigenden Eklektiker von den Neoplatonikern abzusondern, deren Eigenthümliches schon bei dem platonisirenden Philo darin besteht, daſs ihre Phantasie das, was Plato blos als Ideen in dem Urwesen dachte, in substanzielle Urbilder aller Dinge verwandelte, die sogar in besonder bestehende Intelligenzen (Logoi) hervortretend, entweder wie Zeugungen oder wie Ausflüsse, Persönlichkeit haben könnten.

Übrigens ist auf jeden Fall die urchristliche Trias der Taufformel weit genügender, als die Plotinische, welche vielen andern speculativen Versuchen, die Gottheit in blos theoretischen Beziehungen als eine Trias zu denken, ähnlich ist, indem sie nur auf Intelligenz, nur auf das Theoretische allein gerichtet, auch nur das wirksame und Leben gebende Intelligente erklären würde. In dem Urchristlichen dagegen ist obenan Gott der Vater von allem. Der in dem Fleisch Jesu Menschgewordene Geist ist das als Intelligenz wirksame Göttliche; als Lehrer und Regierer des Reiches Gottes unter den Menschen ist er deswegen der vorzüglichste von Gott gezeugte, der Messianische Sohn des Einen Gottes, welchen man bald, aber doch erst ausser Palästina, als den Λογος προφορικος, die durch schaffendes Wort und durch

Digitized by Google

Lehre wirkende Intelligenz zu denken versuchte. Was aber die theoretisirenden und dogmatisirenden Philosophen allzu gewöhnlich vergessen, das Moralischnöthige, das heiligthätige Wollen, das wird im Urchristlichen als Pneuma Hagion, als heilige auf Heiligung wirkende Gotteskraft, dem Gottandächtigen Glauben besonder und nachdrücklich vorgehalten. Und dies ist für die Menschheit das Wichtigste. Die ewige Vollkommenheit = Gott, manifestirt sich nicht blos zum lehrend-regierenden Wissen, sondern hauptsächlich zum heilig-wollenden Wirken. Welch ein Unglück, daſs, in geradem Gegensatz gegen dieses praktische Urchristliche das Theoretische, und sogar nur als eine das Unentbehrlichwesentliche mit so vielen Meinungsversuchen (Dogmen) vermischende Dogmatik, zur Hauptsache gemacht wird, die christliche Moral oder Willensverpflichtung aber all jenes endlose Theoretisiren erst zur Grundlage haben soll. Ebendeswegen lehrt und lebt man meistentheils nur in einer Umkehrung der wahren Sachordnung. Weil die Beschäftigung mit dem Meinen unendlich ist, hinkt das Überzeugen von vernünftiger und religiöser Moral kaum wie ein Appendix hintennach, die Durchführung auf alle Lebensverhältnisse aber wird als etwas, das sich von selbst verstünde, aber als Gewissenserregung allzu unbequem wäre, im Lehren und Erziehen fast ganz vermieden und vernachlässigt; ungeachtet jenes vermeintliche dogmatische Wissen fast mit jedem Tage ungewisser, wenigstens auf einen weit engeren Umfang und Gehalt beschränkt wird, während zum Wohl der Menschheit, besonders der cultivirteren, doch, im Gegensatz gegen den mit der Verständigkeit unvermeidlich steigenden Egoismus, nichts unentbehrlicher wäre, als eine von allem unstäten Dogmatisiren völlig unabhängige Erziehung zu selbstständigen, lebensthätigen Überzeugungen für Pflicht und Gottandächtigkeit.

Gewiſs sehr erfreulich ist es, daſs in neuerer Zeit mehrere französisch schreibende Gelehrte im Darstellen der alterthümlichen Wissensbestrebungen (Philosophien) Gründlichkeit mit Anmuth und Klarheit zu verbinden sich bemühen und dadurch Nationalbeifall erworben haben. Auch der Vf. rechtfertigt sich darüber, und es verräth bei uns gewiſs theils eine Beschränktheit im Philosophiren selbst, theils eine Mangelhaftigkeit in Ausbildung der Landessprache, wenn man das Philophischwahre anders nicht als in scholastischen Kunstwörtern und Barbarismen »objectiv und subjectiv machen zu können« sich beredet. Allerdings aber muſs

alsdann die gründliche Erforschung des Inhalts zuvor streng genommen und beendigt seyn, ehe an die gefälligere Darstellungsweise gedacht wird, damit nicht etwa manches für das Denken schwierigere deswegen wegbleibe oder umgestaltet werde, weil es sich nicht leicht genug in die allgemeinfaſsliche Darstellungsweise fügen möchte.

Der gelehrte und selbstforschende Verf. hat nach S. III der Vorrede im Sinn, bald noch zwei Memoiren, nämlich Über die Philosophie des Numenius, nach deren Einfluſs auf die Ecole Ammonio-Plotinienne, und Über Plotins Lehre nach deren Beziehungen auf den Lehrer, Ammonius Sakkas, zu veröffentlichen. Um so mehr fühlte Rec. sich aufgemuntert, in das Wesentliche dieser sehr ehrenwerthen Preisschrift einzugehen. Was der Vf. sich S. 131 wünschte: que *le savant Creuzer* fera bientôt paroitre *sa belle edition des Enneades*, à laquelle il travaille depuis plus de vingt ans et qui est attendue avec la plus vive impatience par tous ceux, qui s'occupent de l'Histoire de Philosophie, ist indeſs auf eine auch dem Rec. sehr willkommene Weise zur Erfüllung gekommen, so daſs der für das Denken schwierige Inhalt, von vielen andern ihn umgebenden Schwierigkeiten philologisch und litterärhistorisch befreit, vermittelst dieses reichen Apparats nun um so eher unmittelbar erreicht werden kann.

Wir machen nur noch eine Bemerkung. Der Verf. zieht S. 187 daraus, daſs Ammonius ein Sackträger (etwa wie Jakob Böhme ein Schuster?) gewesen sey und also nur den verdorbenen alexandrinischgriechischen Dialekt verstanden habe, die Folgerung: er habe Plato und Aristoteles nicht aus ihren Quellschriften, sondern nur etwa aus Philo und Numenius kennen lernen können! Diese Voraussetzung könnte auf ein künftiges Memoire über des Ammonius Lehre bedeutenden Einfluſs haben. Wahr ist es nun zwar, daſs ihn Theodoret in der oben angeführten Stelle für einen solchen *saccarius* hält, wie sie im Cod. Theodos. L. XIV. tit. n. de saccariis portus (nicht Urbis) Romae als legitimirte portefaix vorkommen und von Godofredus T. V. p. 291 gelehrt beleuchtet werden. Dennoch ist dieses auf Amm. überzutragen nicht so sicher, daſs darauf Schlüsse über seine Kenntnisse von Plato und Aristoteles gebaut werden dürften. Σακκοφοροι hieſsen auch solche, die sich (als Enkratiten, als Mönche, oder als sonst um Kleidung unbekümmerte) in Kleider, die man σακκους (cilicia) nannte, hüllten. s. Godofredi Note zu Cod. Theod. XVI. tit. 5.

Digitized by Google

(T. V. p. 135.) Vermuthlich trug Am. statt des pallium philosophicum einen solchen σακκος, wie nach Epiphan. haer. 80. nr. 5. manche Massilianer (ܡܨܠܝܢ Betbrüder) und andre um das Weltförmige unbekümmerte Enkratiten.

1. Mai 1837. *Dr. Paulus.*

Grundsätze des heutigen deutschen Staatsrechts. Systematisch entwickelt von Dr. Romeo Maurenbrecher, Prof. der Rechte an der Rhein. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn. Frankfurt a. M., Verlag von Franz Varrentrapp. 1837. 589 *S. gr.* 8.

Der Verf. erklärt sich über den Plan seines Werkes in der Vorrede so: »Der Verfasser hat in dem vorliegenden Werke das deutsche Staatsrecht in seinem wissenschaftlichen Zusammenhang darstellen, in seinen Grundlagen prüfen, von manchen Irrlehren reinigen, wenn man es so ausdrücken will, neu begründen wollen. Er durfte aus diesem Grunde nicht stehn bleiben bei der practischen Auslegung der gegenwärtig in Deutschland geltenden Rechtsquellen: er muſste vielmehr sowohl einestheils auf das geschichtliche öffentliche Recht Deutschlands zurückgehn, an welches das heutige zunächst, wenn auch nicht immer dem Geiste nach, sich anschlieſst, als er anderntheils das philosophische Staatsrecht d. h. diejenigen Ansichten nicht ausser Betracht lassen durfte, welche über die öffentlichn Angelegenheiten im Staate a priori seither entwickelt worden sind. Man muſs nemlich diese Ansichten (»die allgemeinen Lehren des Staatsrechts«) kennen, wie der Verfasser sich überzeugt hat, um die Beziehungen unserer neuesten Gesetzgebung verstehn zu können, die davon bald mehr bald weniger sich zu eigen gemacht hat, und man muſs sie nicht blos kennen, wie sie vereinzelt und oft zerstückelt in Deutschland geschichtlich geworden sind: sondern sie sind aufzufassen in ihren ganzen, eigenen, innern Zusammenhang, wenn man nicht Gefahr laufen will, sie gar nicht oder sie falsch zu verstehn. In diesem Sinn muſs jeder deutsche Publicist Philosoph seyn: er muſs es seyn, weil seine Legislatoren Philosophen geworden sind: aber er darf es auch nur seyn, soweit diese es geworden sind oder künftig es noch werden dürften: denn selbst philosophiren wollen innerhalb des ihm gegebenen Staats d. h. das Positive ergänzen wollen aus den Eingebungen seines philosophischen Talentes oder seiner phi-

Digitized by Google

losophischen Schule. hieſse an die Stelle des Gesetzgebers sich setzen und Gesetze geben wollen, statt die gegebenen auszulegen.«

In Gemäſsheit dieses Planes hat der Vf. sein Werk in sechs Bücher eingetheilt, von deren Inhalte hier die Anzeige folgt: (Vorausgeschickt ist in 13 Paragraphen eine Einleitung, welche sich über die Gegenstände verbreitet, die auch in ähnlichen Werken in den Prolegomenen vorgetragen werden.) *Erstes Buch.* Allgemeine Lehren des Staatsrechts. (Allgemeines oder philosophisches Staatsrecht.) §. 14—61. — *Zweites Buch.* Staatsrecht des deutschen Reichs. §. 62—87. Unterabtheilung: Verfassungs-Regierungsrecht des deutschen Reichs. Dieselbe Unterabtheilung wiederholt sich auch in den folgenden drei Büchern. (Das ehemalige deutsche Territorialstaatsrecht hat der Vf. übergangen; vielleicht in der Erwägung, daſs es von dem heutigen weniger abweicht oder für dieses von geringerem Interesse ist. Auch hat der Verf. Einiges, was dem ehemaligen deutschen Landesstaatsrechte angehörte, im 5ten und 6ten Buche nachgeholt.) — *Drittes Buch.* Staatsrecht des Rheinbundes. §. 88—98. — *Viertes Buch.* Staatsrecht des deutschen Bundes. §. 99—123. — *Fünftes Buch.* Allgemeines deutsches Territorialstaatsrecht. §. 124—226. — *Sechstes Buch.* Heutiges deutsches Privatfürstenrecht. §. 227—249. (Unterabtheilung: Von dem Erbrechte nach Privatfürstenrecht. Von den übrigen Familienrechten nach PFR.) — Ein Anhang S. 487 ff. enthält: Die Zusammensetzung des deutschen Reichstages im Jahre 1792; die deutsche Bundesakte; die Wiener Schluſsakte; das Bundesgesetz vom 30. Okt. 1834. die Errichtung des Bundesschiedsgerichts betreffend; ein Verzeichniſs der heutigen Mediatisirten.

Es ergiebt sich aus dieser Inhaltsanzeige, daſs das Werk mehrere Wissenschaften umfaſst, in dem Sinne, daſs es Lehren, welche man gewöhnlich in Schriften und in akademischen Vorträgen als verschriedenen Wissenschaften angehörend behandelt, zu einem Ganzen vereiniget. Ref., weit entfernt, diesen Plan fehlerhaft zu finden, muſs vielmehr demselben sowie der Ausführung seinen vollen Beifall ertheilen. Wenn es auch nothwendig seyn möchte, das in dem Weeke Vereinigte in akademischen Vorträgen wieder zu trennen, so wird es doch sowohl dem Zuhörer als dem Geschäftsmanne mehrfach nützen, aus diesem Werke eine lebendige Erkenntniſs von dem inneren Zusammen-

Digitized by Google

hange unter allen jenen Lehren nnd Wissenschaften zu schöpfen. Übrigens zeichnet sich das Werk auch durch die Klarheit der Darstellung und durch den Reichthum der darin gegebenen Citate vortheilhaft aus.

Zachariä d. ä.

Zur Beurtheilung des National-Wohlstandes, des Handels und der Gewerbe im Königreich Hannover. Von G. W. Marcard. Mit Tabellen und zwei lithographirten Abbildungen. (Die eine giebt die vordere Ansicht des Gebäudes der höheren Gewerbeschule zu Hannover, die andere den Grundriſs von diesem Gebäude.) Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung, 1836. 130 *S. (ohne die Tabellen.)* 8.

Eine treffliche, eine musterhafte Schrift! Der Vf. hätte ihr ebensowohl den Titel: Nationalwirthschaftliche Statistik des K. Hannover, geben können. — Der ausgezeichnete Werth der Schrift besteht zuvörderst darin, daſs der Verf. den dermaligen Stand der Bevölkerung etc. im K. Hannover und in dessen einzelnen Theilen durchgängig nach amtlichen Nachrichten und in bestimmten Zahlen mit möglichster Genauigkeit angiebt. (In mehreren Stellen kommen zugleich statistische Nachrichten von der Ein- und Ausfuhr der Nachbarstaaten, insbesondere von der der freien Städte Hamburg und Bremen, vor.) Mit Recht nimmt der Verf. an, daſs eine jede specielle Statistik ihrem Grundcharakter nach eine Zahlenstatistik seyn müsse. Die Folgerungen, die sich aus den statistischen Zahlen ziehen lassen, gehören in eine andere Wissenschaft. (Doch hat der Verf. diese Folgerungen, was die Statistik des K. Hannover betrifft, keineswegs unberücksichtigt gelassen.) Eine specielle Statistik, deren Grundlage in Zahlen ausgedrückte Thatsachen sind, hat zugleich den unschätzbaren Werth, die Klagen über schlechte Zeiten etc. auf das richtige Maſs zurückzuführen. An Klagen dieser Art fehlt es nirgends, hat es niemals gefehlt, (mau lese nur die Landtagsakten der Vorzeit,) und wird es niemals fehlen. Aber man schlieſse nicht von den Klagen Einzelner sofort auf den kläglichen Zustand der gesamten Bevölkerung eines Landes. Oft klagen diejenigen die Zeiten an, die sich selbst anklagen sollten. Wer in seinen Geschäften vorwärts kommt, schweigt, anstatt die Zeiten zu loben. Eine Zahlenstatistik kann allein über das Steigen oder Fallen des Wohlstandes eines Volkes im Ganzen genügenden Aufschluſs geben.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Marcard: Über den Nationalwohlstand im K. Hannover.

(Beſchluſs.)

Sodann aber zeichnet sich die Schrift auch dadurch vortheilhaft aus, daſs in derselben überall die Grundsätze der neueren Volkswirthschaftslehre, die Grundsäte, welche der Freiheit des Grundeigenthums, der Gewerbe und des Handelsverkehrs das Wort sprechen, zur Beurtheilung der dargestellten Thatsachen angewendet, mit Umsicht und Mäſsigung angewendet werden. Zwar werden nicht alle mit den nationalwirthschaftlichen Grundsätzen, von welchen der Vf. ausgeht, einverstanden seyn. Aber auch diejenigen, welche in diesen Grundsätzen von dem Vf. abweichen, dürften in dieser Schrift, wenn sie anders der Gegenparthei nicht das Gehör versagen wollen, Veranlassung zur nochmaligen Prüfung ihrer Ansichten finden, z. B. der Ansicht, als ob ein Land verarmen könne, weil es viel einführe. (Womit kann es denn sonst die Waaren, die es einführt, bezahlen, als mit der Ausfuhr?) Einige Stellen der Schrift, jedoch nur wenige, enthalten sogar eine besondere Veranlassung oder Aufforderung zu einer weiteren Erörterung nationalwirthschaftlicher Fragen. So z. B. die Stelle S. 85: »Es ist schwer zu begreifen, wie bei einigen neuern Schriftstellern, welche sich in das Gebiet der Handelsverhältnisse Hannovers verirrt haben, die Meinung hat Eingang finden können, als werde das Land nur durch den Credit des englischen Handelsstandes und das Zehren an den Überbleibseln englischer Subsidien erhalten. Kaum ist jemals eine auffallendere und unbegründetere Ansicht geäussert worden. Es möchte wohl nicht nachzuweisen seyn, daſs englische Subsidien seit dem siebenjährigen Kriege im Inlande in beträchtlicher Maſse in Umlauf gekommen sind, jedenfalls können solche vorübergehende Geldzuflüsse nicht erheblich den Nationalwohlstand vermehren, der auf ganz andern Grundlagen beruht. Was aber das angebliche Creditgeben des englischen Handelsstandes anlangt, so kann dasselbe schon aus dem Grunde nicht Statt finden, weil wenige directe Beziehungen mit dem ersteren in Ansehung der Einfuhr von Waaren in das hiesige Land obwalten.«

Die Schrift erhält noch überdies ein besonderes Zeitinteresse dadurch, daſs man aus ihr die Gründe ohngefähr abnehmen kann, welche die k. hannoversche Regierung bisher abgehalten haben, dem preuſsischen Mauthvereine beizutreten. Bedeutsam ist in dieser Beziehung das auf dem Titel stehende Motto: Felices sua si bona norint. Der Vf. hat zwar das Wort: Agricolae, nicht hinzugesetzt. Doch möchten sich Viele seiner Leser durch die Schrift veranlaſst finden, die abgebrochene Stelle zu ergänzen.

Um den Inhalt der Schrift noch genauer zu bezeichnen, fügen wir die Überschriften einzelner Abschnitte und Tabellen hinzu: 1. Statistik der Bevölkerung und des Bodens; allgemeiner Überblick. 2. Landwirthschaftliche Verhältnisse. 3. Verhältnisse des Handels. 4. Schifffahrt. 5. Gewerbeim engeren Sinne. Tabellen: I. Summarische Übersicht des Königreichs nach Flächeninhalt, Einwohner- und Häuserzahl. II. Summarische Übersicht des cultivirten und des nichtcultivirten Flächengehalts des Königreichs. III. Summarische Übersicht des Garten-, Acker- u. Wiesenlandes, nach dem ermittelten Ertrage. IV. Summarische Nachweisung der Vertheilung des Grundeigenthums im Königreiche. V. Übersicht der seit 1800 bewerkstelligten Gemeinheitstheilungen und Verkoppelungen. VI. Übersicht des Viehbestandes in den Landdrostei-Bezirken Hannover und Aurich. VII. Übersicht der Fruchtpreise von 1777—1835. VIII. Nachweisung der aus den Grenzzoll-Registern der Jahre $18^{26}/_{27}$ bis $18^{32}/_{33}$ sich ergebenden Ein- und Ausfuhr, in Beziehung auf Gegenstände, welche zugleich Hauptartikel der Exportation des Königreichs sind. IX. Übersicht der in fremde Seehäfen eingelaufenen oder durchpassirten hannoverschen Schiffe, umfassend die Jahre 1822 bis 1835 einschlieſsl. X. Übersicht des Bestandes an Seeschiffen in den Landdrosteibezirken Aurich und Stade, aus den Jahren 1826—1834. XI. Übersicht des Schifffahrtsverkehres in den Häfen und Landungsplätzen des Königreichs, in den Jahren 1824 bis 1835. XII. Summarisches Verzeichniſs der Gewerbetreibenden, und Verhältniſszahlen derselben.

Einen Auszug läſst die Schrift schwerlich, am wenigsten in diesen Blättern, zu. Doch folgen hier einige Stellen aus dem ersten Abschnitte, welche wir theils wegen der Vielseitigkeit ihres Interesses theils als Beispiele von dem Geiste und Charakter des Vortrages herausheben.

Die Volkszählung vom Jahre 1833 ergab für das Königreich Hannover 1,662,629 Einwohner mit Einschluſs des Militärs, bei

Digitized by Google

einem Flächeninhalte von $694^{710}/_{1000}$ geographischen Quadratmeilen, durchschnittlich, ohne letzteres, auf einer Quadratmeile 2365 Menschen. Von diesem mittleren Durchschnitte wich aber die Bevölkerung in den einzelnen Provinzen und Verwaltungsbezirken sehr bedeutend ab. Nur etwa $^2/_3$ jener Zahl ernährte, nach den Ermittelungen vom Jahre 1833, der meistens unergiebige Boden im Lüneburgschen Landdrostei-Bezirke, welchem gleichwohl einige erheblich bevölkerte Districte angehören, und nicht viel mehr als $^4/_5$ der Durchschnittszahl betrug die sehr ungleich vertheilte Bevölkerung im Landdrosteibezirke Stade. Beide Verwaltungsbezirke aber bilden die bedeutendste zusammenhängende Fläche und mit dem auf $36^1/_3$ Quadratmeilen nur 49,816 Civileinwohner enthaltenden Herzogthume Aremberg-Meppen, die gröſsere Hälfte des Königreichs, welche demnach zu den schwach bevölkerten Gegenden Deutschlands gezählt werden muſs. Von der Gesammtbevölkerung lebten in den Städten: im Bezirke der Berghauptmannschaft $^{83}/_{100}$, so daſs mithin nur $^{17}/_{100}$ für das Land verblieben; in den Landdrosteibezirken: Hildesheim $^{28}/_{100}$, Aurich $^{19}/_{100}$, Hannover $^{15}/_{100}$, Lüneburg $^{13}/_{100}$, Osnabrück $^{10}/_{110}$, Stade $^{6}/_{100}$. Die Gesammtbevölkerung in den Städten betrug 260,005 Menschen, mehr als sechsmal so viel lebten mithin auf dem Lande, und werden die vielen Ackerstädtchen, wo Rivalität und Privilegien nahe belegener gröſserer Städte oder andere Verhältnisse das Gedeihen eines städtischen Lebens nur in sehr beschränkter Maſse gestatten, nicht mit zur Berechnung gezogen, so stellt sich die als eigentlich städtisch zu betrachtende Bevölkerung als noch viel geringer heraus. — Von 14,589,813 Calenberger Morgen, welche unter Zugrundelegung der oben angegebenen Zahl geographischer Quadratmeilen die gesammte Oberfläche des Königreichs ungefähr halten wird, bestehen 8,075,182 Morgen oder $^{55}/_{100}$ in Ackerland, Gärten, Wiesen, privativen Weiden, Forsten und culturfähigem Forstgrunde; mithin sind auf Gemeinheiten, culturunfähige Blöſsen, Torfmoore, Seen, Flüsse, Sandschellen, Wege und andere regelmäſsiger Cultur entzogene Plätze, 6,514,631 Morgen oder $^{45}/_{100}$ des ganzen Flächengehalts zu rechnen. Von dem gesammten cultivirten Areale mit Einschluſs der Forsten gehören den freien oder meierpflichtigen Grundeigenthümern in den Städten und auf dem Lande $63^9/_{10}$ Procent, den Lehn- und Allodial-Rittergutsbesitzern $6^1/_{10}$ Proc., den Kirchen, Pfarren und Schulen $1^9/_{10}$ Proc., der Domänenkammer $17^6/_{10}$ Proc., den Kämmereien und Gemeinden $9^9/_{10}$ Proc.,

Digitized by Google

und der Klosterkammer $^{9}/_{10}$ Proc. Von der ganzen bestandenen und culturfähigen Forstgrundfläche (2,242,576 Cal. M.) kommen auf die Domanialforsten $53^{6}/_{10}$, auf die zu den adeligen Gütern gehörigen Forsten $7^{7}/_{10}$, auf die der Gemeinden $32^{4}/_{10}$, auf die der Kirchen und Klöster 2, und auf die der übrigen Grundbesitzer $4^{3}/_{10}$ Procent.

Zachariä d. ä.

Zur Genesis und Therapeutik der epidemischen Cholera und über deren Verhältniſs zum Morbus miliaris. Nach eigenen in Eger und München gesammelten Erfahrungen von August Siebert, med. Dr. Bamberg, bei J. C. Dresch. 1837. *VII und* 164 *S. gr.* 8.

Ein nicht nur mit vielem Geist, sondern auch im Geiste der Hippokratischen und Sydenham'schen Schule geschriebenes Buch, voll neuer Ansichten und praktisch wichtiger Blicke in die bisher so räthselhafte Natur der »furchtbaren Unbekannten«, die um so mehr die ernsteste Berücksichtigung verdienen, als der kühnfeurige Verfasser es nicht scheute, »der in wissenschaftlicher Hinsicht heiſs ersehnten Tochter des Ganges ins Auge zu blicken«, — und auch wirklich in ihr tückisches Herz geschaut und darin gelesen zu haben scheint.

Referent, dem das Geschick — er hält es bei seinem unwissenschaftlichen Alters-Phlegma für ein gütiges Geschick — diese Autopsie der Asiatin versagt hat, der mithin auf die Kritikersrolle hier klüglich Verzicht leistet, beschränkt sich daher blos darauf, die originellsten Parthieen des interessanten Buches um so genauer hervorzuheben, je gröſsern Respect er theils für den genialen Blick des ihm im Übrigen unbekannten Verfassers, theils für den noch nicht aus Europa vertriebenen, stets zu wiederholten Einfällen — und wer weiſs, ob nicht auch noch zu einem Besuche in unser Rheinland? — geneigten ostindischen Feind hegt; — zwei Gründe, welche die folgende einfache Relation und die dadurch beabsichtigte Leitung der Aufmerksamkeit auf die neue literärische Erscheinung hinlänglich rechtfertigen dürften.

Den Nutzen der bisher aufgestellten Theorieen über die Cholera für den Praktiker verneinend, indem letzterer, diesen Annahmen folgend, mit zwei Feinden — der Krankheit und der Hypothese — zu kämpfen habe, geht der Verf. von der Ansicht aus: daſs es nicht die gestörte und alienirte Function irgend eines

Digitized by Google

Organs von mittlerer Dignität seyn könne, welche als verantwortlich für die Krankheit zu erklären sey. Eine Leber, sagt er, kann Wochen lang in ihrer Function gehindert seyn, es werden sich vicarirende Thätigkeiten finden, und der Mensch wird nicht einige Stunden nach dem Beginne der Krankheit sterben. Der Gallenausfluſs in den Darmkanal kann Wochenlang zurückgehalten werden, die Digestion wird sehr leiden etc., aber der Kranke wird nicht nach einigen Stunden sterben. In die Gedärme ausgeschwitzten Membranen, exanthematische Productionen, selbst mit deletärer Rückwirkung, können wohl den Tod — aber nicht binnen einigen Stunden bringen. Dies Alles ist zwar von groſser Bedeutung, aber immer nicht genügend, um sich den raschen Verfall aller organischen Functionen, den nach einigen Stunden, unter groſsen Leiden der Bewegungsnerven und Lähmung mit freiem Sensorium, erfolgenden Tod zu erklären. Nein! hier leidet ein Centralorgan der Bewegungsnerven, welches mit den vegetativen Nerven in inniger Verbindung steht, und zwar — das Rückenmark.

Der Verf. sendet nun seinen Betrachtungen über die Cholera erst eine meisterhafte Abhandlung über das Schleimfieber mit Friesel-Tendenz voran, als derjenigen höchst entwickelten Krankheitsform, welche als eine neue Krankheitsperiode mit dem Hereinbrechen der asiatischen Cholera zusammenfällt; indem jetzt neue Krankheitscharaktere auftauchten, die sich den gelindesten wie den heftigsten Formen aufdrückten, und die Verwandtschaft unter sich wie die Abhängigkeit von einem gröſsern Krankheitsgubernium ahnen lieſsen. Es ist das Rheuma, welches dem Schleimfieber wie dem Friesel zum Grunde lag, und es ist die Cholera, welche die Akme dieser Krankheitsformen bildet.

Das sind die zwei Angel, auf denen des Verfs. Theorie von der Cholera sich stützt: das Rheuma in der höchsten Potenz, und das von demselben zuerst und vorzugsweise befallene Rückenmark.

Ungern nur übergeht Ref., um nicht zu weitläufig zu werden, die praktisch wichtigen Blicke über das Schleimfieber und den Friesel, welchem letztern der Vf. die Selbstständigkeit vindicirt, und eilt daher sogleich zum Hauptgegenstand.

Die Krankheitscharaktere selbst, noch mehr aber die anatomisch pathologischen Untersuchungen verrathen dem Verf., daſs der Cholera wie den rheumatisch-pituitösen Fiebern ein und dasselbe Agens, nur in verschiedenem Stärkegrade und mit beson-

Digitized by Google

derer Liebhaberei für gewisse Organe, zum Grunde liege; ja die dem Frieselschleimfieber und der Cholera gemeinsam zukommenden Charaktere sind so deutlich und so aufeinander gedrängt, daſs die Ansicht nimmer in Zweifel gezogen werden kann: die Cholera sey die Akme jener pituitösen Krankheiten, denen das Frieselrheuma zum Grunde liegt, und die im Verlaufe häufig Frieseltendenz und wirklichen Friesel als kritische Entfaltung zeigen. Es ist das Rheuma, welches in der Physiognomie der Cholera als ächter Familienzug zu erkennen ist.

Wenn ein von dem mächtigen Choleragifte Ergriffener, mit lividem Gesichte, mit breiten bräunlich-bleifarbenen Ringen um die tiefliegenden nach oben gerichteten Augen, mit Trostlosigkeit in dem von Todesschrecken verzerrten Gesichte, mit einer welken, bläulichen, kalten Zunge, mit einem Athem, der uns anweht wie der eiskalte Zugwind aus einer Gruft, mit tiefseufzender Respiration und krächzender Grabesstimme, mit den kalten, pulslosen, krallenförmig eingezogenen Extremitäten, mit vernichtetem egoistischem Princip daliegt, nichts wünschend, nichts hoffend; — dann sehen wir freilich keine dem pituitösen Fieber oder dem Friesel verwandte Krankheitscharaktere, sondern — einen verlornen Menschen. Wenn wir aber die Krankheit in ihren Abfällen, in ihren Nachkrankheiten an solchen Individuen, die nur gestreift sind, mit einem Worte, von unten hinauf betrachten, so schweigen die vielen chimärischen Erklärungen ihres Wesens, und sie wird faſslicher.

Es ist die asiatische Cholera eine epidemisch-miasmatische Krankheit. Die zunächst vor unsern Augen liegenden Vorgänge streiten gegen die Annahme, daſs die Luft der Träger des Miasma's sey; es ist nämlich mit allen ihren Verbreitungsarten vollkommen vereinbar, daſs das Krankheitsmiasma, welches tellurischen Ursprungs ist, an die Erdrinde gebunden sey und auch auf diesem Wege sich weiter verbreite.

Diese Krankheit ist als eine Kern- oder Mutterkrankheit zu betrachten, welche sich die Herrschaft über den stationären Krankheitsgenius angeeignet hat; daher sie den übrigen untergeordneten Krankheiten ihre Charaktere aufprägt.

Sobald die Cholera eine Gegend befällt, ist ihr Hereinbrechen durchaus epidemisch-miasmatisch; allein es wird das Miasma im Individuum nicht zerstört; und somit kann bei starker Receptivität anderer Individuen das Miasma durch das Erstere

auf die Letztern sich weiter verbreiten, was mit dem Begriffe von Contagium zusammenfällt.

Dies Contagium haftet nicht an Gegenständen, sondern nur an einem erkrankten noch lebenden Individuum. Ein gesunder Mensch, welcher sich bei Cholerakranken aufhält, kann das Contagium nicht weiter schleppen; nur wenn er die Cholera im Leibe trägt, ist Verschleppung möglich.

Durch Verschleppung nach einem fremden Orte können einzelne Individuen mit besonderer Receptivität von der Cholera befallen werden; aber das Contagium erlischt dennoch alsbald, wenn es nicht durch epidemisch-miasmatische Verhältnisse wieder erzeugt wird; und zur Ausbildung einer wirklichen Epidemie gehört nothwendig der epidemisch-miasmatische Kankheitszug.

Die Cholera, im Unterschiede von einer rein epidemisch-contagiösen Krankheit, bricht plötzlich mit Macht und oft auf verschiedenen Punkten herein und erreicht in wenigen Tagen ihre Höhe.

Mit dem Tode wird auch das Contagium zerstört, und eine Leiche hat keine Ansteckungsfähigkeit, durch Section beigebrachte Wunden sind gutartig; auch ist keine Einimpfung der Cholera möglich.

Physiologische Charaktere.

Die Cholera ist durch einen Krankheitsstoff — das Rheuma in der höchsten Potenz — bedingt, der das Rückenmark befällt und dasselbe in einen Reizungszustand versetzt, welcher dem neuro-phlogistischen oder neuro-paralytischen Entzündungsprocesse vergleichbar ist.

Durch die innige Verbindung des Rückenmarks mit den vegetativen Nerven wird es der Darmkanal, welcher die Ausscheidung der Krankheitsmaterie und des pathischen Products übernimmt. Es ist die Schleimhautsecretion des Darms daher im Allgemeinen vermehrt und alienirt, und es entstehen überdies die den pituitösen Krankheiten eigenthümlichen Pseudoproductionen.

Durch die primitive bedeutende Erkrankung der genannten Centralnervengebilde werden sämmtliche Secretionsorgane, mit vorläufiger Ausnahme des Darmkanals, in den Zustand der Halblähmung und wirklichen Lähmung versetzt.

Da diesem Zustande vorzüglich jene Organe unterworfen sind, welchen die Oxydation des Blutes anheimfällt — die Leber und die Lungen —, so ist die nothwendige Folge: Mangel des

Gallenabsatzes aus dem Blute in die Leber, und Mangel der Blutentkohlung in den Lungen, mithin Vorhandenseyn von überkohltem Blute, Stagnation in den Venen, leere Arterien, Respirationsnoth und Cyanose.

Zeigt sich der Darmkanal thätig und geht er nicht zu Grund in seinen Bemühungen, das Pathische auszustoſsen, so wird das Rückenmark und die vegetativen Nerven entlastet, und damit gewinnen die Secretionsorgane ihre freie Thätigkeit; und diese wird nun meist überschwenglich geübt; daher icterische Erscheinungen, vermehrte Urinsecretion, Brustcongestionen, Kopfcongestionen, und überhaupt sämmtliche Erscheinungen der Hyperreaction.

Das Sensorium bleibt so lange frei, bis es consensuell von dem Rückenmarke her befallen wird; wo das Gehirn dann genau denselben pathologischen Veränderungen, wie jenes, nur in geringerm Grade unterworfen wird.

Da die Bewegungs- und die vegetativen Nerven die befallenen Organe sind und deshalb Circulations- und Secretionsstockung — Zustand der Halblähmung — eintritt; so läſst sich auch der Mangel der reactiven Thätigkeit des Gesammtorganismus — des Fiebers erklären.

Indem bei den malignen Ursachen der Darmkanal zerstörende Stoffe zu entfernen hat und diese häufig nicht vollkommen entleert werden; so entsteht, zumal wenn durch reizende oder narcotische Behandlungsweise die Ausstoſsung des Pathischen verhindert wurde, ein hinausgezogener Krankheitsproceſs, der entweder auf der Darmschleimhaut als eine sehr entwickelte *febris pituitosa* (Typhoid), oder durch Auswärtskehrung auf das antagonistische Organ — die äussere Haut — als Friesel verläuft.

Die veränderte Beschaffenheit des Blutes, des Urins, des Magen- und Darm-Secretes in den verschiedenen Perioden der Krankheit werden vom Verf. umständlich und auf die lehrreichste Weise beschrieben, wodurch seine Ansicht vom primitiven Leiden des Rückenmarkes in das hellste Licht gestellt wird. So z. B. wenn das Rückenmark entlastet wird und dann Leber und Lunge plötzlich wieder secerniren, die ausgeathmete Luft wärmer wird, der Puls sich erhebt, wird man wahrhaft überrascht durch die fast natürliche Beschaffenheit des aus der Vene gelassenen Blutes, welches früher dick, klebrig, schwarz war. Im Typhoide oder Friesel, wo das Krankheitsgift ins Blut übergetreten, nähert sich das letztere der Dissolution. — Hin-

Digitized by Google

sichtlich der Urinsecretion, so findet, wenn das Rückenmark im heftigsten Grade befallen, vollkommene Unterdrückung des Uropoetischen Systemes statt. Wird das Rückenmark etwas freier, so wird glänzend strohgelber oder auch ganz wasserheller Urin in kleinen Mengen gelassen. Es ist dieses keineswegs spastischer, sondern jener stofflose Harn, der bei allen acuten und chronischen Rückenmarkskrankheiten eine constante Erscheinung und für die Diagnostik sehr erleichternd ist. Wird die Urinsecretion vollkommen frei, so ereignet sich dieses nur entweder in der Reconvalescenz, oder aber auch in Nachkrankheiten, bei denen das Rückenmark ausserm Spiele ist.

Doch brechen wir hier ab, um einiges Wenige anzuführen von dem Vielen und Wichtigen, was der Verf. mittheilt über die

Anatomischen Charaktere.

Das Rückenmark befindet sich stets in einem leidenden Zustande, verschieden nach den Stadien und dem Wechsel der Krankheit. Bei den rasch und unter Krämpfen Verstorbenen ist die kranke Rückenmarksmasse körnig-sulzig; es ist vollkommene Gewebsveränderung, welche sich von dem relativ gesunden Rückenmarke abgränzt, wie ein weicher Eierdotter von dem gehärteten Weiſsen. Bei nicht so rasch Verstorbenen (in 1 bis 3mal 24 Stunden) findet sich das Rückenmark meistens in seinem ganzen Verlaufe hart wie Kautschuk; bei Leichen, welche nach 4 bis 11 Tagen u. s. f. am Typhoid gestorben sind, justo weicher und ohne Veränderung des Gewebes; die Medulla ist aus der gefährlichen Periode — dem Cholerastadium — als ziemlich integra hervorgegangen, sie wurde entlastet, und der Krankheitsproceſs gehörte sodann dem Darmkanal, dem vegetativen Nervensystem und dem Blut an und wurde ächtes Schleimfieber.

Übergehen wir selbst das Wichtigste der Sectionserfunde in den übrigen verschiedenen Systemen des Organismus, und bemerken wir blos, hinsichtlich der mit den Ergebnissen der Section harmonirenden Rückenmarkserscheinungen bei lebenden Cholerakranken, daſs man zwar in Letztern Rückenmarksschmerz nur äusserst selten beobachten könne; daſs aber an vom Rückenmark entfernten Theilen und vom Rückenmarke herrührend, die Kranken fast immer ein spannendes, schmerzhaftes Gefühl klagen, welches vom Rücken her über beide Hypochondrien in die Herzgrube läuft, wo es am heftigsten wird.

Wie ursprüngliche Rückenmarksleiden, auch ohne Cholera-

Digitized by Google

natur, ähnliche Symptomen mit der Cholera haben und des Vfs. Meinung bekräftigen: daſs in der Cholera das Rückenmark der primitiv kranke Theil sey, bestätigt auf das auffallendste folgender von ihm erzählter merkwürdige Fall. Er hatte vor einigen Jahren eine Kranke, welche an äusserst heftigen, täglich mehrmal wiederkehrenden epileptischen Zufällen litt. Die Finger waren auch ausser dem Anfall krallenförmig gekrümmt und bläulich, ebenso die Hand einwärts gebogen, die untern Extremitäten gelähmt, die Zehen einwärts gebogen und blau; der rechte Fuſs so nach Innen und Hinten gebeugt, daſs er die Gestalt eines Klumpfuſses bekam; Mastdarm und Urinblase gelähmt; — Alles genau wie bei Choleraleichen. Die Krankheit rührte von Schlägen auf das Rückgrad her; es war chronische Entzündung des Rückenmarks, und nicht der geringste Schmerz desselben vorhanden; dagegen aber die Spannung über den Bauch herüber und der Druck in der Herzgrube unerträglich. Zwei groſse Moxen auf beiden Seiten der cauda equina abgebrannt und vonn 8 zu 8 Tagen dreimal wiederholt, stellten die Kranke wieder her.

Eilen wir, auf das wichtige Buch, worauf wir nur aufmerksam machen wollten, selbst verweisend, zu einigen Andeutungen die Heilmethode betreffend.

Behandlung.

Die Fingerzeige der Natur, d. h. die Wege, welche sie eingeschlagen haben will, sind viel deutlicher bei der Cholera, als bei vielen andern Krankheiten.

Nachdem der Vf. erst die Symptomatologie der drei Stadien oder Grade der Cholera (denn einerseits müssen sie nicht in einander übergehen, und es kann nach jedem Genesung erfolgen, andrerseits kann die Krankheit mit Überspringung des ersten Stadiums gleich mit dem zweiten oder dritten beginnen, was man vorzüglich am Anfange einer Epidemie beobachtet) vorangeschickt; so stellt er folgende Grundsätze auf.

1) Man muſs das zur Ausscheidung von der Natur bestimmte Organ — den Darmkanal in seinen Bemühungen unterstützen, daher die Ausleerungen anfänglich nach Oben, alsdann nach Unten befördern;

2) die Secretion der Leber und den Gallenausfluſs bethätigen, wodurch einerseits die Digestion eine normale Richtung bekömmt, andrerseits die Lungenblutoxydation durch die vorbereitende in der Leber freier wird;

Digitized by Google

3) die durch den fast ganz darniederliegenden kleinen Kreislauf entstandene Stagnation in den Venen zu heben suchen, worauf der kleine und groſse Kreislauf beginnt und eine Reaction möglich wird;

4) das schwer befallene Central-Nervengebilde, insonderheit das Rückenmark entlasten durch einen auf dieses Organ zunächst intensiv wirkenden Hautreiz;

5) die kritischen Bestrebungen der Natur, die sich einerseits durch enanthematische, andererseits durch exanthematische Tendenz aussprechen, durch einen allgemeinen peripherischen Hautreiz unterstützen;

6) die chemische Beschaffenheit des Blutes und der Säftemasse zu verbessern suchen, vorzüglich in dem den Cholerastadien folgenden Typhoid.

Die Krankheit ist im ersten Stadium häufig sehr leicht zu besiegen durch strenge Diät, gänzliches Vermeiden selbst des kleinsten Bissens consistenter Nahrung, die Bettwärme, leichten Thee, Transpiration, kleine Gaben Rheum, Ipecacuanha, bei dringenden Umständen bis zum Erbrechen und zu starken Schweiſsen gereicht.

Zu den vorzüglichsten Requisiten des Heilapparates in Behandlung der eigentlichen Cholerastadien rechnet der Verf. das Emeticum, die Aderlässe, das Calomel mit oder ohne Rheum, die Moxa und die Waschungen mit erwärmter Kalilauge.

1) Das Emeticum, doch vorzüglich nur die Ipecacuanha, sollte, wo nur einigermaſsen noch Zeit übrig ist, in seiner vollen Kraft bei jedem Cholerakranken in Anwendung gebracht werden. Es ist nicht selten, daſs nach dessen completer Wirkung (galligem Erbrechen, freier Respiration und Schweiſs) selbst ein heftiger Choleraanfall rasch zum glücklichen Ausgang gebracht wird.

2) Die Aderlässe. Der Verf. versichert, daſs er die Blutentziehungen in der Münchner Choleraepidemie häufig Vortreffliches leisten sah. Würde man zur Ader lassen 1) um einer Entzündung zu begegnen, 2) um die Blutmasse überhaupt zu vermindern, oder 3) gar ein verderbtes, vergiftetes Cholerablut aus den Venen zu lassen, so seyen diese drei Gründe grundfalsch. Weil man aber nicht zur Ader lasse, weil der Puls elend und leer ist oder die Lebenskraft gesunken erscheint, so seyen diese Gründe noch unhaltbarer. — Die Verderben bringenden Momente

Digitized by Google

in der Cholera sind das *Erkranken des Rückenmarkes* und der *Mangel der Blutentkohlung* in den Abdominal- und Brustorganen mit stockender Circulation; und was die Moxa für das Rückenmark, was das Emeticum, Calomel und Rheum für die Circulation und Entkohlung in der Leber sind, das ist die Aderlässe für den (stockenden) *kleinen Kreislauf in den Lungen*. Je kälter der Hauch und die Extremitäten, je leerer der Puls und je gesunkener die Lebenskraft erscheint, desto mehr ist die Aderlässe angezeigt, freilich nur eine kleinere aber öfters wiederholte, des Tags 3 bis 5mal und von 4 bis 6 Unzen.

Sowie man aber eine günstige Reaction bemerkt mit freiem Kopfe und leichter, wenn auch beschleunigter, Respiration und warmer feuchter Haut; so lasse man sich durch die Frequenz des Pulses nicht verführen, eine Aderlässe zu machen, die nur störend auf die reactive Thätigkeit des Organismus, oder auf die Bestrebungen die Krankheit der Peripherie (durch Friesel) zuzuwenden, wirken würde.

3) Das *Calomel* wird hauptsächlich vom Vf. gerühmt. Daſs dasselbe, auch wenn der Kranke stirbt, stets erregend auf die Gallenbereitung wirke, beweisen offenbar die Cholerasectionen, bei welchen man genau unterscheiden kann, welche Leiche Calomel, und welche keins bekam; indem bei ersteren sich im Magen und Zwölffingerdarm *immer* Gallenspuren, bei letzteren dieselben aber *niemals* finden. — Bewirkt das Calomel, oft erst nach 2—3tägigem oder auch längerm Gebrauche, endlich gallige Stühle und damit meistens Salivation, so ist dies ein sicheres Zeichen der Genesung von der Cholera; denn ohne Wiederaufleben der Secretionsthätigkeit ist keine Heilung, aber auch keine Salivation möglich. — Wie vortrefflich die Ausleerungen und die Erregung der Gallensecretion sey, das beweisen die häufig günstigen Erfolge, welche man nach Anwendung derlei Mitteln sieht. Professor Wilhelm in München wählte zu demselben Zwecke groſse Gaben Ipecacuanha und Rheum, und man kann die Resultate seiner Behandlung zu den günstigsten zählen.

4) Die *Moxa*. Um ein Licht auf die bewunderswerthe Wirkung der Moxa (bei rheumatischer Metastase auf das Rückenmark) fallen zu lassen, erwähnt der Verf. folgenden Fall. Ein Mädchen von 10 Jahren wurde von rheumatischem Fieber mit Pneumonie befallen. Die Krankheit wandte sich alsbald dem gastrischen Apparate zu; dieser wurde wieder verlassen, ohne daſs Krisen eingetreten wären; dagegen stellten sich ziehende Schmer-

zen und Krämpfe der untern Extremitäten ein. Stuhl und Urin wurden sparsam und die untere Körperhälfte des Kindes lahm. Nachdem das Mädchen mehrere Wochen lang so gelegen, wurde der Vf. zur Behandlung gezogen. Das Kind hatte ein aufgedunsenes Gesicht, abgemagerte und vollkommen lahme untere Extremitäten, und bereits begann der Zustand sich auf die Urinblase und den Mastdarm zu erstrecken. Es wurden alsbald auf beiden Seiten der cauda equina zwei tüchtige Brenncylinder abgebrannt. Als man dieselben hinwegnahm, hob der Vf. das Kind am Arm auf, und siehe da! es stand fest im Bette aufrecht. An demselben Tage noch spielte und sprang das Kind mit seinen Geschwistern. — Dergleichen Fälle sah der Vf. aber schon viele, und er hat niemals die Moxa angewendet, ohne die auffallendsten und stets günstigsten Erfolge gesehen zu haben.

Er fragt nun: Welchem Arzte wird die Betrachtung des Rückenmarkkanals einer Choleraleiche, und in Erwägung der ungeheuern, mit gar nichts zu ersetzenden Wirkung der Moxa bei Rückenmarkskrankheiten sowohl acuter als chronischer und metastatischer, bei Entzündung, Erweichung, Eiterung und Wassererguſs, — welchem Arzte wird nicht die Moxa als ein souveränes Mittel in der exquisiten Cholera einfallen? denn die gelinderen Formen derselben heilt man auf gelindere Weise.

Dem Einwurfe, daſs es ein barbarisches Mittel sey, begegnet der Vf. mit der Erwiderung, daſs die Cholera wohl tausendmal barbarischer sey, und die Wirkung der Moxa auf das Rückenmark so zauberartig und plötzlich erfolge, daſs er nur Thränen des Dankes, aber niemals Klagen bei den Gebrannten bemerken konnte. Nach dem ganzen Buche des Verfs. zu schlieſsen, scheint es jedoch, daſs er in der Cholera selbst die Moxa noch nicht wirklich angewandt habe, sondern durch die Ergebnisse der Section belehrt, dieselbe erst in Vorschlag bringe, und das freilich mit vollem Rechte.

5) Nach Anwendung der Moxa fängt man sogleich die Waschungen mit stark erwärmter Auflösung des kaustischen Kali an, worüber, sowie über die Behandlung der aus der Cholera sich bildenden Krankheiten, nämlich 1) die Hyperreaction mit Kopferscheinungen, 2) die Cholera protracta mit fortdauernden Rückenmarksleiden, und 3) den Typhoid, — Ref. auf das treffliche Buch verweist.

F. Groos.

Digitized by Google

Della condizione d'Italia sotto il governo degli Imperatori Romani. Milano. Dalla tipografia Rivolta MDCCCXXXVI. Parte I. 140 S. Parte II. 268 S. in 8. (Von Herrn Garzetti in Trient.) Mit dem Motto aus Plinius Epp. II, 5: *„Haec ego sic accipi volo non tanquam assecutum esse me credam, sed tanquam assequi laborantem."*

Unter den besseren und gediegenen Erscheinungen der italienischen Literatur unserer Tage nimmt gewiſs die vorliegende Schrift, die in Deutschland noch wenig bekannt, mit gröſserem Rechte als hundert andere Producte des Auslandes es doch zu werden verdient, eine ehrenvolle Stelle ein. Der nächste Gegenstand derselben ist, wie der Titel besagt, eine Schilderung der Lage Italiens unter den Römischen Kaisern; aber der Vf., indem er den Zustand Italiens in dieser Zeit zu schildern bemüht ist, entwirft uns dabei zugleich ein ziemlich vollständiges Bild der Art und Weise, wie Italien und überhaupt das römisch abendländische Reich von Augustus an bis auf Constantin den Groſsen und von da an weiter bis zum gänzlichen Zerfall desselben regiert wurde; wir erhalten eine Übersicht des ganzen Verwaltungs- und Regierungssystems, wie es sich in der bemerkten Methode nach und nach entwickelte und durch seine fehlerhafte Organisation, durch seine innern Mängel und Gebrechen den Zustand Italiens so wie der übrigen Provinzen immer mehr verschlimmerte, und so die Auflösung herbeiführte, deren Folge der Untergang dieses Reiches selber war. Wir erhalten also hier zugleich ein Bild des Verfalls des römischen Reichs, dargestellt von dem Standpunkt der Staatsverwaltung und des durch die mangelhafte Einrichtung derselben herbeigeführten traurigen Zustandes der Bewohner des Reichs. So wird diese Schrift, die uns einen klaren Überblick der Lage Roms und Italiens zunächst in allen innern Verhältnissen giebt, eine recht erwünschte und dankbare Gabe, zumal da des Verfs. bündige Darstellungsweise ihn von der Weitschweifigkeit, die man gewöhnlich an den Werken seiner Landsleute tadelt, ganz und gar entfernt hat, da er möglichst gedrängt, aber doch klar die Resultate seiner Forschung zusammenstellt, diese selbst aber nur auf die Stellen der Alten, die in den Noten am Schlusse jedes Bandes zusammengestellt sind, basirt hat. Die in Deutschland jetzt grassirende Methode, die nach selbstgeschaffenen Ansichten die Einrichtungen der alten Welt in ein dieser selbst fremdes System ummodelt, und damit sich den Anstrich einer philosophischen Behandlungsweise des Gegenstandes zu geben sucht, ist Gott sey Dank noch nicht, wie es scheint, über die Alpen

gedrungen; dem Vf. dieser Schrift ist sie wenigstens noch durchaus fremd geblieben; er verschont uns (und wir wissen ihm dafür Dank) mit geistreichen Hypothesen und Combinationen; aber er hat mit desto gröſserer Treue und Sorgfalt die Stellen der Alten zu einem Bilde zu vereinigen gewuſst, das seiner Natur nach freilich nicht immer vollständig ausfallen konnte, das aber doch genügt, um uns den Charakter der römischen Staatsmaschine in der Kaiserzeit, sowie die Lage der durch sie regierten Unterthanen im wahren Lichte erkennen zu lassen. Zu diesem Zwecke sind sowohl die Schriften der alten Classiker als die Rechtsquellen sorgfältig benutzt; vielleicht hätten noch mehrere Züge aus den Kirchenvätern, namentlich aus den älteren Apologeten, oder selbst noch aus Ambrosius und Augustinus genommen werden können, obwohl wir auch theilweise Benutzung derselben, wie z. B. des Salvianus, Gregors des Groſsen u. A. hier antreffen; übrigens scheinen uns im Allgemeinen die Schriften der römischen Kirchenväter in dieser Hinsicht noch nicht so benutzt worden zu seyn, als sie es wohl verdienen möchten, wie sich Ref. bei einem aus andern Rücksichten unternommenen Studium derselben überzeugt zu haben glaubt; freilich muſs man sehr auf der Hut seyn, nicht allen Übertreibungen dieser Schriftsteller, die bisweilen in ihrem Interesse die Farben etwas stark auftragen, unbedingt und in vollem Grade Glauben zu schenken. Wichtige Zeugen für die Kenntniſs der inneren Lage des Reichs und seiner Bewohner werden sie immerhin bleiben; während andrerseits aus dem traurigen und beklagenswerthen Zustande der Bewohner Italiens, wie er durch die schlechte Staatsverwaltung mit hauptsächlich herbeigeführt wurde, manche Stellen jener Autoren, manche Klagen derselben wohl erklärlich werden. So wird es wohl begreiflich, wie das unter der christlichen Verwaltung so gedrückte Volk die alten Zeiten und die alten Götter zurückwünschen mochte, unter deren Schutz es einer besseren Zeit und glücklicherer Tage sich erfreut hatte. Die natürliche Veranlassung zu diesen allgemeinen Klagen und Wünschen, denen die ganze Kraft eines Augustinus (in dem berühmten Werke De civitate Dei), eines Orosius u. A. entgegentreten muſste, gab zunächst die allgemeine Bedrückung, unter der das Volk seufzte in Folge der schlechten Verwaltung des Staats und der durchaus verkehrten, dem Nationalwohlstande nachtheiligen Principien, welche in der Regierung befolgt wurden, auch abgesehen von äusseren Drangsalen, durch die Einfälle wilder und roher Nationen verursacht. Indem uns

Digitized by Google

der Vf. diese Seite darstellt, entwirft er uns ein Bild, das zwar getreu und wahr, doch im Ganzen, wenn wir auf die Lage der Bewohner Italiens in jener Zeit und unter jener Herrschaft einen Blick werfen, höchst trostlos und niederschlagend ist; er zeigt uns, wie das Volk in Folge dieser Einrichtungen immer mehr herabkommen und somit das Reich in sich zerfallen muſste, um eine leichte Beute kräftiger Nationen zu werden, die noch gewissermaſsen im Naturstande befindlich, die Folgen einer alle Lebenskraft lähmenden Civilisation an sich nicht erfahren hatten. Dies ist im Ganzen genommen der Eindruck, den diese Darstellung auf uns gemacht hat, bei der wir, ausser der umfassenden Gelehrsamkeit und Belesenheit des Verfassers, auch seiner Unbefangenheit und strengen Unpartheilichkeit die verdiente Anerkennung zollen müssen; je weniger und je seltner er sich in allgemeine Betrachtungen einläſst und in schönen philanthropischen oder auch philosophisch gedrechselten Phrasen, wie sie jetzt beliebt sind, sich ausbreitet, desto mehr wird diese unbefangene Darlegung des Thatbestandes ohne weitere Reflexion als die, welche als nothwendige Folge aus diesen Factis hervorgeht, einen Jeden ansprechen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Tendenz und über den Inhalt der Schrift glauben wir noch Einiges speciell nachweisen zu müssen, um damit zugleich den Gang, den die Darstellung im Einzelnen verfolgt, wenigstens in ihren Hauptpunkten, einigermaſsen erkennen zu lassen. Die nähere Einsicht muſs freilich dem besondern Studium, zu dem wir gern auffordern, überlassen bleiben.

Der erste Abschnitt des ersten Theils giebt als Einleitung einige allgemeine Bemerkungen über Italien, über die Natur des Landes und seiner Bewohner, ganz kurz, wie es die Bestimmung des Buchs erforderte; im zweiten Abschnitt kommt der Vf. dann auf die Ursachen der Entvölkerung Italiens von dem Anfang unserer Zeitrechnung an, im dritten auf die traurige Lage des Landes schon unter den ersten Kaisern und noch mehr nach dem zweiten Jahrhundert.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 37. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Garzetti: Della condizione d'Italia sotto il governo degli Imperatori Romani.

(Beſchluſs.)

Der Verf. führt hier, besonders in dem ersten Abschnitte, den Satz durch, wie nach den verheerenden Bürgerkriegen das unter Augustus angewendete Mittel, die Bevölkerung des Landes und den Wohlstand desselben mittelst der Anlage der Militärcolonien, in welchen die gedienten Soldaten zur Belohnung der geleisteten Dienste mit den Ländereien der untergegangenen oder erniedrigten Bevölkerung gewissermaſsen belohnt wurden und aus wilden Kriegern ruhige Ackerbauer werden sollten, wiederherzustellen, gerade den entgegengesetzten Erfolg hatte und auf den Zustand Italiens nur nachtheilig einwirken konnte, da dies gerade das entgegengesetzte Resultat von dem, was man erwartet hatte, hervorbrachte. Zu diesen auf die Bevölkerung und auf den Nationalwohlstand so nachtheilig einwirkenden Militärcolonien kamen nun noch die immer mehr überhandnehmenden Besitzungen einzelner Groſsen, die das Eigenthum der kleineren Besitzer nach und nach in sich verschlangen und ihre groſsen Ländereien nur durch Sclaven bearbeiten lieſsen: ein Umstand, der, wie auch im Verfolg der Schrift mehrfach im Einzelnen nachgewiesen wird, auf die Cultur des Landes wie auf die Bevölkerung gleich nachtheilig wirkte; endlich ist hier noch weiter zu berücksichtigen der unruhige, wenig gesicherte Zustand im Innern, vor Allem aber das unzählige Bedrückungen jeder Art mit sich führende und alle freie Industrie, allen lebendigen Verkehr hemmende Steuer- und Finanzsystem der römischen Kaiser. Der Vf. dürfte nicht leicht in diesen Punkten Widerspruch erfahren können; ja wir glauben, daſs diese Ursachen eine weit gröſsere Entvölkerung Italiens und eine noch weit kläglichere Lage desselben schon viel früher, als es wirklich der Fall war, bätten herbeiführen müssen, wenn nicht das Einströmen so vieler Fremden nach Rom wie nach Italien aus andern Theilen des römischen Reichs der Bevölkerung nachgeholfen, den Mangel theilweise ersetzt, und durch die Reichthümer, die von allen Theilen der Erde den Kaisern

und den Groſsen Roms zuflossen, die Abnahme des Wohlstandes in Etwas ausgeglichen hätten; daher denn, als dieser Zufluſs schon vom vierten Jahrhundert an aufhörte oder doch nachlieſs, der Verfall auch desto schneller eintrat. So war die Lage Italiens schon im fünften Jahrhundert so kläglich, so traurig, daſs sie kaum kläglicher gedacht werden kann; der Verf. knüpft daran S. 28 eine Bemerkung, die wir mitzutheilen uns veranlaſst sehen: Wenn man an alle die Unglücksfälle denkt, welche Italien in den Jahrhunderten des Mittelalters und in den nachfolgenden betroffen haben, ohne daſs das Land in den traurigen Zustand herabsank, in dem wir es in den bemerkten Jahrhunderten der römischen Zeit antreffen, so könnte man sich wohl zu einem Zweifel an der Wahrheit mancher der hier aufgestellten Behauptungen veranlaſst oder doch wenigstens sich gedrungen fühlen, die Ursachen davon aufzusuchen. Dieser Zweifel aber dürfte verschwinden, wenn man einen Blick auf die Beschaffenheit der kaiserlichen Regierung wirft, und dabei in Erwägung zieht, daſs Italien in diesen Zeiten weder die Industrie noch den Handel des Mittelalters besaſs, daſs es ihm an Armen fehlte, um das Land zu bebauen, und daſs die Schwäche des Reichs so groſs war, daſs man selbst den Verkauf der Landesprodukte, aus deren Überfluſs mancher Vortheil hätte gezogen werden können, an die nahen, fremden Nationen, die im vierten und fünften Jahrhundert seine Gränzen umlagerten, verbot, u. s. w.

Um diese Behauptung nun im Einzelnen zu begründen und nachzuweisen, geht der Vf. mit dem nächsten, vierten Abschnitt in eine Darstellung des Ackerbaues, der Viehzucht, des Weinbaues, der Baumzucht (zunächst Ölbaumzucht) in dem alten Italien ein; wir erhalten hier ein aus den Nachrichten der Alten wohl zusammengefügtes Bild der ganzen Landwirthschaft Italiens, die sich zunächst über die bemerkten Gegenstände erstreckte, und lernen in den einzelnen mit vieler Sorgfalt hier gesammelten Details damit zugleich das ganze System der Landökonomie Italiens in seinen einzelnen Beziehungen und Verhältnissen auf das häusliche Leben näher kennen. Daran schlieſst sich im fünften Abschnitt eine Betrachtung dessen, was wir die industrielle und commercielle Seite nennen und jetzt als eine Hauptquelle des Nationalwohlstandes zu betrachten gewohnt sind. So bedeutend nun auch der Ackerbau und die Viehzucht des alten Italiens war, so wenig Bedeutung hatte in der hier zunächst berücksichtigten Periode die Industrie und der Handel, allerdings zum groſsen

Nachtheile des Landes. Ein Grund davon liegt gewiſs schon in der Verachtung, mit welcher der alte Römer in den Zeiten der Republik, schon von frühe an, alles das zu betrachten gewohnt war, was auf Handel und Industrie sich bezog, weshalb alle und jede Beschäftigung damit, jedes eigentliche Gewerbe, als eine entehrende, des Römers unwürdige und darum dem Sclaven zunächst zu überlassende Beschäftigung angesehen wurde, analog den Ansichten, die wir auch bei andern Völkern dorischen Stammes in Griechenland finden, nur daſs sie sich bei diesen kleinen Staaten nicht in dem Grade geltend machen oder so lange fortdauern konnten, als dies offenbar bei dem alten Rom und zwar noch in weit gröſserer Ausdehnung der Fall war. Indem der Römer, schreibt der Verf. S. 47, also sich des Handels, den er als eine des Freien nicht anständige Beschäftigung ansah, enthielt, und doch bemerken muſste, wie die industriösen Bewohner der Provinzen sich durch den Handel bereicherten, sah er bald den Handel als ein Mittel an, das Ärarium zu bereichern (d'impinguare l'erario) und so, statt den Handel zu begünstigen, suchte er vielmehr, durch ein falsches Princip der Staatsverwaltung geleitet, ihn zu erschweren mittelst Einrichtungen, die vielleicht gut, als Rom noch klein, ohne Industrie und selbst ein Gegenstand des Hasses aller nahen Nationen war, es nicht mehr seyn konnten, als Rom reich und die Herrin der Welt geworden war. Unter diese Hindernisse rechnet der Verf. insbesondere die verschiedenen deshalb eingeführten Zölle und Steuern, so wie die schon seit älteren Zeiten bestehenden Zünfte (collegia); er hat daher beiden eine nähere Erörterung gewidmet, und erinnert hier noch an einige andere, die Entwicklung einer freien Industrie und eines lebendigen Handels durchaus hemmenden Ursachen, unter denen er mit Recht auch die verschiedenen von den Kaisern angelegten Fabriken nennt (S. 59 ff.), die nicht blos für die Bedürfnisse des Hofes, der Armee u. s. w. arbeiteten, wie dies wohl noch heutigen Tags aus ökonomischen Rücksichten oder auch selbst um einen besondern Zweig der Industrie zu heben oder ihm einen Anstoſs zu geben, geschieht, sondern auch als eigentliche Speculation zum Gewinn der Kaiser angelegt waren, und so natürlich, durch die Privilegien und Vorrechte, deren sie genossen, jede andere ähnliche Industrie in ihrem Keim ersticken muſsten. Der Verf. zeigt uns weiter, wie auch bei mancher Lebhaftigkeit des innern Verkehrs, doch der eigentliche Handel Italiens mit dem Auslande, selbst abgesehen von zahlreichen Beschrän-

Digitized by Google

kungen, Verboten, Steuern u. dgl. doch im Ganzen nur ein passiver war; was wohl so lange angieng, als Italien Mittelpunkt des gesammten Reiches war und in Rom die Schätze der Erde zusammenflossen, wodurch die Verarmung des Landes, die auf diese Weise nothwendig eintreten muſste, allerdings eine Zeitlang verhindert und der gänzliche Verfall Italiens hinausgeschoben wurde. Desto fühlbarer aber muſste diese Verarmung werden, als der Sitz der Kaiser nach dem Orient verlegt, als das Reich selbst in zwei Theile getheilt war und Rom kaum noch der Mittelpunkt des in sich zerfallenen abendländischen Reiches genannt werden konnte. Mit dem Orient aber war, wie der Vf. gut nachweist, der Handel immerhin nur passiv; Italien bezog von dorther eine Menge von Artikel, ohne auch nur irgend ein Product in den Orient abzusetzen. Wir wollen auch hier das Resultat der Untersuchung S. 75 mit den Worten des Vfs. mittheilen: Alle diese Umstände, welche den aktiven Handel mit den Barbaren Europa's hinderten, während der passive mit Asien fortdauerte, muſsten es den Provinzen unmöglich machen, die enormen Steuern, mit denen sie belastet waren, zu tragen, und es mag darin selbst ein Grund liegen, warum das Reich des Occidents um so viel eher als das des Orients zerfiel; denn welche groſsen Lasten Völker tragen können, die eine freie Industrie und einen freien Handel besitzen, das können uns selbst manche Republiken des Mittelalters beweisen. Aus diesem Grunde aber verarmten alle Provinzen, und am Ende auch Italien, das dem allgemeinen Verfall länger als andere Provinzen widerstehen konnte, weil es der Mittelpunkt aller Reichthümer der Welt früher geworden war. Es hielt sich aus dieser Ursache noch einige Zeit länger mitten in der allgemeinen Armuth, es hielt sich durch die Gunst seiner Kaiser; so wie aber diese, vergessend, daſs Italien Haupt und Herz des Reiches war, es in eine gleiche Lage mit den übrigen Provinzen brachten, muſste dieses Land in gleichem Grade die allgemeinen Übel fühlen und ebenfalls zuletzt in dem allgemeinen Schiffbruch untergehen.

Um diese traurige Lage Italiens von dem staatswirthschaftlichen Standpunkt aus uns noch deutlicher zu machen, geht der Vf. im sechsten Abschnitt in eine ausführlichere Erörterung des ganzen römischen Besteuerungssystems ein, d. h. er giebt uns nicht eine Theorie desselben, deren wir weiter auch nicht bedürfen; wohl aber eine genaue Darstellung der einzelnen seit Augustus Zeit bestehenden und in Umlauf gebrachten Besteuerungsweisen, wie sie sich im Laufe der Zeiten gestalteten, und auf

Digitized by Google

den Wohlstand des Landes einen immer nachtheiligeren Einfluſs ausüben muſsten. Dieser Einfluſs zeigt sich selbst darin, daſs man, wie im nächsten Abschnitt weiter entwickelt wird, um der allgemein herrschenden Baulust zu fröhnen, sogar die Werke früherer Zeit zerstörte oder absichtlich verfallen lieſs, um daraus Material für die Anlage neuer Bauten zu gewinnen, in welchem die Eitelkeit und Ehrliebe der Städte, wie der Gouverneurs der Provinzen sich gefiel, ohne daſs bei dem allgemeinen Nothstand die Mittel dazu vorhanden gewesen wären. Zwar verschweigt uns der Vf. (im achten Abschnitt) keineswegs die Unterstützungen, welche den armen Bewohnern Italiens von Seiten der Kaiser zuflossen; aber sie erstreckten sich leider nur über einen Zeitraum von zwei Jahrhunderten. Was der Verf. im neunten Abschnitt über die in Italien so beliebten Schauspiele und deren Fortdauer bis ins vierte und fünfte Jahrhundert betrifft, fanden wir neulich in einer lesenswerthen Abhandlung von Ch. Magnin: La Comédie au IV siècle, in der Revue des deux Mondes 1835. II. p. 683 ff. noch weiter ausgeführt. Unser Verf. muſste sich hier natürlich blos auf einige allgemeine Angaben, wie sie zur Vervollständigung seines Bildes und seiner Schilderung der Lage Italiens nöthig waren, beschränken. Wichtiger ist dann der 10te Abschnitt, welcher die politische Lage Italiens zu seinem Gegenstande hat und zunächst nachweist, wie die Regierung der Städte, früher ziemlich frei und unabhängig, dies in der Kaiserperiode immer weniger wurde, und wie zuletzt durch das unmittelbare Eingreifen der Kaiser in alle Zweige der Municipalverwaltung und Gerechtigkeitspflege ganz Italien in die Lage einer kaiserlichen Provinz gebracht ward. Dieser Verlust der Unabhängigkeit der innern Verwaltung, schon bemerkbar unter den ersten Kaisern und in Zeiten der Ruhe und des Friedens, ward besonders fühlbar, seit das Kaiserthum die Beute einer Soldateska geworden war und der anarchisch-tyrannische Zustand des Reichs durch gewaltsame Maſsregeln jeden Rest einer freien Verfassung der einzelnen Städte zu zernichten wuſste. Diese Umwandlung Italiens in eine Reichsprovinz tritt schon im dritten Jahrhundert ein; und der Verf. ist deshalb insbesondere bemüht, nachzuweisen, wie eben durch die Neuerungen eines Diocletianus und nachher durch die des Constantinus Italien der Vorrechte, die es sich früher errungen hatte, beraubt, ein gleiches Loos mit den Provinzen, die ihm einst unterthan gewesen waren, theilte (ridotta all' umile ed infelice condizione delle provincie che già erano state sue suddite).

So weit reicht der erste Theil. Mit welcher rühmlichen Bescheidenheit der Verf. sich über seine Arbeit erklärt, mögen die Schluſsworte, die wir deshalb hier im Originaltexte beifügen, beurkunden: Chi scrisse il presente discorso ben sa quanto ancor manchi per esaurire la materia che ei prese a trattare; ma siccome il caso portò, che per l'angustia del tempo non se ne potesse offerire al publico se non un piccolo saggio; egli dall' accoglienza che a quanto si farà, si riserra di giudicare, se quanto ancora ne resta sia degno della publica luce o dell' oscurità in cui tanti anni si giacque.«

Der etwas später erschienene zweite Theil soll, als Vervollständigung des ersten, das ganze Regierungssystem, wie es sich in den drei ersten Jahrhunderten und insbesondere im vierten und fünften, gestaltete, darstellen und zugleich nachweisen, wie seit Diocletian bis zum Verfall des abendländischen Reichs in dieser Hinsicht die Lage Italiens beschaffen war. Die weiter zur gänzlichen Vervollständigung des Bildes nöthigen Seiten, wir meinen die Darstellung der Religion und der Literatur, sowie die politische Geschichte liegen ausser dem Kreise dieser Erörterung; wir wünschen, daſs der Vf., wozu er auch am Schluſs der Vorrede Hoffnung macht, auch diese Seiten in gleicher Weise verfolgen und darstellen möge.

Nach einer kurzen Einleitung über die Ausdehnung und Bevölkerung des römischen Reichs und die Regierung der Provinzen zur Zeit der Republik kommt der Vf. mit dem dritten Paragraph p. 8 ff. auf Augustus und dessen Verfahren in Gründung einer Monarchie mit Beibehaltung der republikanischen Formen, die freilich schon unter seinen nächsten Nachfolgern manche Veränderungen im Einzelnen erlitten hatten, so sehr auch im Ganzen das von Augustus eingeführte Regierungssystem bis auf Hadrian, die bemerkten Veränderungen abgerechnet, die nicht sowohl in der Verschiedenheit politischer Principien als in dem persönlichen Charakter des Regenten ihren Grund hatten, in Fortdauer blieb. Hadrian suchte dagegen Alles im Staate in eine gröſsere, unmittelbare Abhängigkeit von sich und seiner Person zu bringen und sich damit zum absoluten Herrscher Roms und des römischen Reichs aufzuwerfen; die Kaiser betrachteten sich von nun an nicht mehr als die ersten Bürger Roms, sondern als die Herren des Staates, sowie von Rom selbst. Möglich war diese Umwandlung, ja sie war natürlich, und die Folge der durch Augustus in der Verfassung Roms und in den inneren Einrichtungen vorge-

Digitized by Google

nommenen Änderungen, welche sämmtlich den Zweck und die Absicht erkennen lassen, an die Stelle republikanischer Einrichtungen nach und nach rein monarchische zu setzen, und in die Hände der Kaiser die höchste Gewalt und die unmittelbare Leitung und Regierung aller Staatsangelegenheiten zu bringen. Später, nach den Zeiten der Anarchie und eines höchst unruhigen, durch die Willkühr einer Soldateska, welche nach Belieben die Regenten Roms ein- und absetzte, herbeigeführten Zustandes, sehen wir zuerst unter Diocletian das Princip der absoluten Herrschaft in der Person des Monarchen, von dem Alles ausgeht, wieder in vollem Sinn hervortreten und geltend gemacht werden: was freilich auch am Ende das einzige Mittel war, die Ordnung herzustellen und einem unsichern, unruhigen und gefährdeten Zustande ein Ende zu machen, und so wird man es auch begreiflich finden, wie Diocletian diesen Schritt wagen, und nach dem Ausspruch eines spätern Autors (Eutrop. IX, 16. *) dem Staat statt der bisherigen Form der römischen Freiheit die einer absoluten Monarchie geben konnte. Was er nicht zu vollenden vermochte, geschah unter Constantin: »Restava che il suo governo di quattro divenisse governo d'un solo e governo in perpetuo monarchico; e questo si fece da Costantino, perchè secondo uno scrittore contemporaneo sotto di lui la republica cominciò a reggersi ad arbitrio d'un solo uomo.« So beschreibt nun der Vf. die unter Constantin dem Groſsen eingetretenen Veränderungen, die in der Anordnung der einzelnen Ämter, deren Besetzung und Verwaltung, in der Controle, in welche die einzelnen höheren wie niederen Beamten zu einander gestellt waren, das Bestreben zeigen, dem Reiche eine durchaus gleichförmige Verwaltung zu geben, die, Alles bis in seine einzelnsten Theile verfolgend, Alles zuletzt von dem Willen des Monarchen abhängig machte, und gegen Druck und Gewalt und Ungerechtigkeit nur in der sorgfältig gegliederten Staatsmaschine, in der sich gegenseitig zum Vortheil des Monarchen controlirenden Beamtenhierarchie, als deren wahren Schöpfer für alle folgenden Jahrhunderte Constantin erscheint, Gewähr und Schutz dem Einzelnen darbot. In diesem Sinne war auch der ganze den Kaiser umgebende Hofstaat, sowie das zu seinen Befehlen stehende Heer eingerichtet und geordnet. Der Vf. giebt uns ein, wenn auch der Natur der Sache

*) „qui imperio Romano primus regiae consuetudinis formam magis quam Romanae libertatis invexit etc. etc.

Digitized by Google

nach wenig anziehendes, so doch lebendiges und klares Bild dieser durch Constantin geschaffenen Verwaltung und der durch ihn gemachten Organisation des Reichs und der Beamten; er schildert dann die Verwaltung der Provinzen wie die der Städte, und verbreitet sich hier über die Curialen, Decurionen u. s. w., ohne daſs irgend ein wesentlicher Punkt hier übergangen wäre; er durchgeht dann die verschiedenen Classen der Bevölkerung, und bespricht ihren Antheil an der inneren Verwaltung der Communen, sowie ihre meist sehr gedrückte Lage, der die kaiserlichen Verordnungen wenig aufzuhelfen vermochten. An diese Erörterung schlieſsen sich dann weitere Betrachtungen über die durch eine verkehrte und auf den Nationalwohlstand nachtheilig einwirkende Verwaltung herbeigeführte Abnahme der Bevölkerung und der Landescultur, und über die Mittel, diesem abzuhelfen oder doch entgegenzuarbeiten. Bei dieser Gelegenheit kommt denn auch die Einführung des Colonats zur Sprache, wobei die in Deutschland erschienenen Schriften zu Rathe gezogen sind. Der Verf. bespricht alle diese und ähnliche Gegenstände in so weit, als dies zu seinem Hauptzweck, ein Bild der Lage und des Zustandes des Reichs und seiner ganzen Verwaltung zu geben, erforderlich ist. Die weiteren Erörterungen des Verfs. beziehen sich auf das Militär- und Finanzsystem, welches nach seinen einzelnen Zweigen und Abtheilungen, mit steter Rücksicht auf den Hauptzweck des Ganzen, dargestellt wird. Der Raum erlaubt uns nicht, weiter in das Einzelne dieser Erörterungen einzugehen, die durch den klaren, übersichtlichen Blick, den sie uns gewähren, gewiſs auch diesseits der Alpen bekannter zu werden verdienen. Wir können daher den schon oben ausgesprochenen Wunsch nur wiederholen, daſs der Verf. zur Vervollständigung des Ganzen nun auch die noch fehlenden Seiten, die religiöse sowohl als die wissenschaftliche und literärische, mit gleicher Sorgfalt und Wahrheit darstellen möge.

Wir hatten diese Anzeige bereits niedergeschrieben, als uns eine weitere Fortsetzung der Forschungen des Verfs. zukam, mit der Aufschrift:

La Germania e suoi popoli sino all' anno dell' era volgare 180. *Milano dalla tipografia rivolta. MDCCCXXXVI.* 77 *S. in gr.* 8.

An die Schilderung des Zustandes der römischen Herrschaft im vierten und fünften Jahrhundert, wie sie in den beiden ersten Abtheilungen vorliegt, schlieſst sich allerdings nicht unpassend

hier eine Schilderung des Landes und des Volkes, das ein in sich schon so zerfallenes Reich zu zernichten und eine neue Gestaltung der Dinge, eine neue Welt, hervorzurufen vermochte. Auch diese Darstellung des alten Germaniens hält sich rein an die von Griechen und Römern überlieferten Nachrichten, mit Benutzung der Resultate neuerer Forschungen und ohne Aufstellung geistreicher Hypothesen, die das Dunkel, das über das alte Germanien zum Theil lastet, in ein helles Licht verwandeln sollen, das darum aber doch noch immer ein sehr trübes ist und bleiben wird. Wir müssen auch hier eine gewissenhafte Umsicht und eine durchaus gedrängte, alle Weitschweifigkeit und unnütze Ausführlichkeit vermeidende Darstellung anerkennen; ein sorgfältiges Quellenstudium zeigen die auf jeder Seite gegebenen Nachweisungen, hauptsächlich aus Tacitus, dann aus Cäsar, Ammianus u. A. Nach diesen und andern Quellen entwirft nun der Vf. zuvörderst eine Schilderung des Landes selbst, seiner Bewohner, der Sitten wie des Charakters derselben u. s. w.; er kommt bei dieser Gelegenheit auch auf die Religion der alten Germanen, und stellt hier S. 9—12 die Nachrichten der Griechen und Römer zusammen, wobei er von dem Satze ausgeht, daſs unsern Vorfahren ein fester Priesterstand gefehlt, der durch alle Stämme gleichmäſsig verbreitet, ein bestimmtes Religionssystem und einen fest geordneten Cultus geschaffen und erhalten hätte. Eben dieser Mangel, verbunden mit der Rohheit der germanischen Stämme, ihren öfteren Wanderungen und Zügen, wodurch sie leicht veranlaſst wurden, die eigenen vaterländischen Religionsbegriffe und Ansichten aufzugeben, und die der fremden Nationen, unter denen sie sich niedergelassen, anzunehmen, erscheint in den Augen des Vfs. als der Hauptgrund, warum, ungeachtet aller Bemühungen der deutschen Gelehrten, von der alten Religion Germaniens zunächst doch nur das uns bekannt ist, was lange nach dem Erlöschen dieser Religion in der Edda gesammelt worden, wozu noch die wenigen und dunkeln Notizen hinzukommen, die Cäsar und Tacitus uns hinterlassen, beide die Götter der Germanen mit den Gottheiten Griechenlands und Roms verwechselnd.

Diese Schilderung des alten Germaniens reicht bis S. 27; dann folgt eine historische Übersicht der einzelnen Kriege Roms mit den germanischen Völkern, deren Aufzählung im Einzelnen mit Nachweisung ihrer ursprünglichen Sitze und Verzweigungen unter einander der Vf. absichtlich übergeht. Er schreibt darüber Folgendes: Perchè le notizie di qu' popoli che sulle prime ebbero

a guareggiare con Roma sono assai scarse ed oscure e allo scopo del presente discorso poco importano le intralciate quistioni sull' origine le sedi e le diramazioni delle antiche genti germaniche: non pare qui luogo di tesserne una storia distesa, ma solo una succinta narrazione delle guerre principali ch' esse sostennero o mossero fin verso la fine del secondo secolo dell' era volgare, *riservando ad altro luogo piu diffusa menzione de popoli* che ne' secoli sequenti furono causa più prossima della rovina dell' impero Romano.

So verbreitet sich nun der Verf. zuerst über das Zusammentreffen der Römer mit den Cimbern, dann über die Kriege des Cäsar, die Unternehmungen des Agrippa, des Drusus, des Tiberius u. s. w.; er schildert uns den unglücklichen Zug des Varus und die in Folgè dessen veränderte Politik Roms in Absicht auf die Völker Germaniens und den Verkehr mit denselben; er geht dann über auf die innern Zwistigkeiten dieser Stämme, wodurch ihre Unternehmungen gegen das römische Reich allerdings aufgeschoben und zum Theil wenigstens verhindert wurden. Dafs hier der Aufstand der Bataver, Marobaudes, die Marcomannen u. And. zur Sprache kömmt, brauchen wir wohl nicht noch besonders zu bemerken. Mit S. 52 kommt der Vf. auf die Sarmaten, die etwa zwei Jahrhunderte vor der gewöhnlichen Zeitrechnung über den Tanais zogen und die früher von den Scythen besetzten Landstriche einnahmen; wie dies geschehen, ist unbekant; ingleichen was aus den Scythen, welche durch die Sarmaten von der Donau und von dem Meere zurückgedrängt waren, geworden, und wie im Laufe von acht Jahrhunderten in den von Scythen und Sarmaten einst bewohnten Landstrichen mit einemmale die Slaven erscheinen. Der Vf. denkt sich die Sache so: Die Scythen zogen sich bei dem Vorrücken der Sarmaten in das heutige Rufsland und Polen mehr landeinwärts zurück und lebten hier ferne von den Stürmen, welche die Länder längs der Donau und alle Provinzen des abendländischen Reichs erschütterten. Inzwischen waren die Germanen von den Gestaden des gothischen und finnischen Meerbusens herabgezogen an die Donau; die Hunnen von Asien aus in Europa eingedrungen; die Sarmaten aber in den schweren und langwierigen Kämpfen, welche Germanen und Hunnen mit den Römern führten, überwunden, genöthigt zu den Scythen zu fliehen; bald darauf ward auch die Macht der Hunnen gebrochen, ihr Volk erlosch in Europa. In Folge dessen wälzten sich nun die Germanen über das römische Reich und

Digitized by Google

lieſsen damit einen groſsen Theil des von ihnen bewohnten Landes, sowie die an der linken Seite der Donau gelegenen Striche, frei von Bewohnern. In diese Länder kehrten nun Scythen und Sarmaten zurück und erscheinen von nun an unter dem Namen der Slaven, die in der Folge nach und nach über ganz Deutschland rechts von der Elbe sich ausbreiteten, Preuſsen, Polen, den gröſsten Theil des heutigen Ruſslands u. s. w. besetzten.

Nach Beendigung dieser übersichtlichen Darstellung der Völker Germaniens und ihrer Kriege mit den Römern stellt der Vf. (S. 59) noch die Frage auf, wie es wohl diesen Völkern nach so vielen vergeblichen Angriffen auf die Gränzmarken des römischen Reichs, nach so vielen Niederlagen, die sie erlitten, doch zuletzt möglich geworden, die Provinzen des abendländischen Reichs zu überschwemmen und zu besetzen. Die Schwäche des Reichs, die schlechte Regierung und der daraus hervorgehende Druck, der auf den Bewohnern der Provinzen lastete und ihre Kraft lähmte, sey kein genügender Grund, wenn man auch noch so sehr an die unwiderstehliche Kraft und Wildheit der Germanen glaube, da sie nimmermehr einzeln und in vereinzelten, durch längere Zwischenräume unterbrochenen Angriffen so Etwas auszuführen vermocht hätten und nimmermehr Roms Macht in dem Grade zu schwächen oder zu überwinden im Stande gewesen wären. Der glückliche Ausgang aller dieser Unternehmungen gegen Rom und die römische Herrschaft ist vielmehr nach dem Verf. der Verbindung zuzuschreiben, wodurch die bisher vereinzelten Stämme zu Einem groſsen Ganzen vereinigt, eine weit gröſsere Kraft zu entwickeln vermocht, sowie der ausdauernden Festigkeit, mit welcher diese Völker ihre Unternehmungen ausgeführt. Dies giebt dann dem Verf. Veranlassung, noch weiter über diese Verbindungen, die in dieser Art bei andern Völkern sich nicht finden, über ihre Veranlassungen, ihre weiteren Ausdehnungen, ihre Folgen und Wirkungen sich auszusprechen, und in einem lesenswerthen Schluſsworte die Ergebnisse dieser Untersuchungen über die Völker, die das römische Reich zerstörten, sowie über die Art und Weise ihrer Kriegszüge zusammenzustellen.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Esame critico della questione intorno alla patria di S. Girolamo libri IV. Del padre Francesco Maria Appendini delle scuole pie. Zara. Dalla tipografia Battara. MDCCCXXXIII. 256 *S. in* 8.

Die Frage nach dem Vaterland des h. Hieronymus, schon früher Gegenstand lebhaften Streites unter den Gelehrten Italiens und Ungarns, soll, nachdem auch in den zunächst verflossenen Decennien durch mehrere eigene Schriften der Gegenstand von neuem wieder angeregt worden, in vorliegender Schrift durch eine umfassende, die verschiedenen Ansichten über diesen Punkt einer sorgfältigen Prüfung unterwerfende Erörterung, in der zugleich eine Menge anderer, mit der Hauptfrage mehr oder minder in Berührung stehende Gegenstände behandelt werden, zu einem Endresultat gebracht werden, das dem Lande Dalmatien die Ehre sichert, Vaterland des berühmten Kirchenlehrers gewesen zu seyn. Daſs die Untersuchung in möglichster Vollständigkeit geführt ist, könnte schon der bloſse Umfang der Schrift und die Seitenzahl derselben zur Genüge zeigen; daſs sie aber auch mit Gründlichkeit und Genauigkeit geführt ist, wird nähere Einsicht bald lehren. Wir wollen, da die in Dalmatien gedruckte Schrift schwerlich in Deutschland sehr bekannt seyn dürfte — Ref. wenigstens, der sich gerade in der letzten Zeit speciell mit diesem Gegenstande beschäftigt hatte und in seiner eben unter der Presse befindlichen zweiten Abtheilung des Supplements der Röm. Lit. Gesch. nur ungenügende Angaben vorzulegen wuſste, war sie eine eben so unbekannte als willkommene Erscheinung — die Hauptpunkte der Schrift, sowie die Ergebnisse der in ihr enthaltenen Prüfung in der Kürze unsern Lesern vorlegen, denen auch schwerlich die andern zu Venedig, Triest, Rom und Zara erschienenen Streitschriften in dieser Sache bekannt seyn dürften. Die letzten darunter sind wohl die beiden Schriften des Canonicus und Erzpriesters Capor: Della patria di S. Girolamo risposta etc. Rom. 1825. 8. und: Della patria di S. Girolamo seconda ed ultima risposta etc. Zara 1831. Zwei andere Schriften werden wir weiter unten noch anführen.

Den Ausgangspunkt der ganzen Untersuchung bildet die eigene Äusserung des Hieronymus (De vir. ill. 135.): »Hieronymus presbyter, patre Eusebio natus in oppido *Stridone*, quod a Gothis eversum Dalmatiae quondam Pannoniaeque confinium fuit.« Hier sucht nun der Verfasser zunächst aus sprachlichen wie aus andern Gründen zu erweisen, daſs Stridon in Dalmatien selbst noch gelegen und als diesem Lande zugehörig betrachtet

Digitized by Google

werden müsse, daſs es diesseits der Bebischen Gebirge (jetzt Dinara) an deren Fuſs bei den Quellen des Flusses Titius oder Kerka gelegen und mit dem von Ptolemäus u. A. genannten *Sidrona* zusammenfalle, unter 43, 30 Grad Länge und 44, 30 Breite (vgl. p. 18), also entsprechend der Lage des neueren Strigovo oder in seiner mehr illyrischen Fassung *Strinaz* oder *Sdrinaz* (S. 22). Für diese Ansicht bringt der Vf. nicht blos manche andere Zeugnisse und Belege bei, sondern selbst die Autorität der Kirche, welche den Hieronymus als einen Dalmatier betrachtet; er zeigt uns, wie auf der Stätte des von Gothen zerstörten Stridon eine Kapelle dem h. Kirchenvater zu Ehren aufgerichtet ward, die aber später in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts von den Türken, die erst durch den Frieden von Passarowitz diese Landstrecken wieder zurückgaben, zerstört wurde: wie denn überhaupt damals Alles eine veränderte Gestalt erhielt und diesem Umstande wohl es auch zuzuschreiben ist, daſs kaum irgend ein Rest alter Zeit, irgend eine Ruine des alten Stridon vorhanden ist. Mit der Lage des Orts stimmt aber auch die Benennung überein, die in den verschiedenen Formen *Strido*, *Sidrona*. *Strigovo*, *Sdrinaz* u. s. w. immer auf denselben Begriff einer Mitte (mezzo, meditullium), eines in der Mitte zwischen zwei verschiedenen Landestheilen an der Gränze gelegenen Ortes hinweist. Dies hat der Verf. im vierten Cap. aus der Dalmatisch-Illyrischen Sprache, welche er für das alte Thracisch-Sarmatische hält, auf eine sehr befriedigende Weise nachgewiesen; im fünften sucht er die Gränzen des alten Dalmatiens, mit besonderer Rücksicht auf die oben angeführten, hier besonders zu beachtenden Worte des Hieronymus: „*quod — Dalmatiae quondam Pannoniaeque confinium fuit*,“ näher zu bestimmen, und unterscheidet deshalb ganz richtig die frühere engere Gränze, auf welche hier Hieronymus durch sein *quondam* sich bezieht, und die später durch Augustus erweiterte, welche über die Bebischen Berge, die vorher nordwärts die Gränze Dalmatiens bildeten und an deren Fuſs Stridon lag, hinausgieng und, diese Gebirgskette in die Mitte nun nehmend, bis an die Sau sich erstreckte. In dem siebenten oder Schluſscapitel des ersten Buchs sucht dann der Verf. die Zeit der Zerstörung dieses (dalmatischen) Stridon und die Zeit des ersten Einfalls der Gothen in Italien zu bestimmen.

Die drei andern Bücher sind eigentlich polemischer Art, da sie eine ausführliche Widerlegung sowohl der Ansicht, welche das alte Stridon in Istrien sucht, als der andern, welche dasselbe

Digitized by Google

nach Ungarn bei dem heutigen Srinovar verlegt, bringen und in einer ausführlichen Deduction, in welcher der Gegenstand nach allen Seiten hin beleuchtet wird, das Irrige und Unhaltbaltbare dieser Behauptungen nachweisen.

Was den ersten Punkt betrifft, so äusserte sich schon Erasmus in der seiner Ausgabe vorgesetzten und noch immer lesenswerthen Vita Hieronymi tadelnd gegen das um seine Zeit hervortretende Bemühen, Stridon, die Vaterstadt des Hieronymus, in Istrien zu suchen; wenn man aber die groſse Zahl von Gelehrten und zum Theil namhaften Männern bedenkt, die dieser Ansicht im Ganzen, mit mehr oder minder Abweichungen in einzelnen Nebenpunkten, gehuldigt; wenn man bedenkt, daſs noch in diesem Jahrhundert in zwei, zu Venedig 1824 (»Della patria di S. Girolamo«) und Triest 1829 (»S. Girolamo dimonstrato evidentemente di patria Istriano«) erschienenen Schriften diese Ansicht vertheidigt worden ist, so wird man auch den gröſseren Umfang begreifen, der hier im Buch II. und III. der Widerlegung derselben gewidmet ist. Hernach wäre das alte Stridon in dem Territorium der jetzigen Stadt Capo d'Istria zu suchen, etwa dreiſsig italische Meilen entfernt von der Arsa, welche nach der späteren, durch August, wie vorher schon bemerkt worden, gemachten Gränzbestimmung, die Gränze Dalmatiens bildete und 40 Meilen entfernt von der Gränze des alten Pannoniens, da, wo jetzt ein ärmliches, kleines Dorf, Sdregna, Sdrigna, oder vielmehr ein altes, mittelalterliches Castell liegt, welches die Geburtsstätte des Hieronymus seyn soll, ohne daſs jedoch diese mit allen andern Nachrichten und mit den angegebenen geographischen Bestimmungen in völligem Widerspruch stehende Behauptung durch vorfindlichen Ruinen oder Alterthümern irgend eine Bestätigung erhielte, da vielmehr die ganze Lage des Orts uns schon darauf hinweisen kann, hier keine alte Stadt oder deren Reste zu suchen. Da diese Ansicht hauptsächlich von Flavius Biondo, einem der angesehensten Schriftsteller Italiens im fünfzehnten Jahrhundert, ausgegangen ist, an den sich viele Gelehrte der nachfolgenden Jahrhunderte bis auf die Verfasser der beiden oben genannten Schriften anschlossen, so beginnt der Verf. im zweiten Cap. des zweiten Buchs p. 66 ff. damit, daſs er die Irrthümer dieses Mannes in seiner Beschreibung Istriens im Allgemeinen, sowie insbesondere in dem Versuche, das alte Stridon in dem genannten istrischen Dorfe wiederzufinden, nachweist; er geht dann auf die andern Vertheidiger dieser Ansicht über, die durch Verrückung

der wahren Gränzen des alten Dalmatiens den Miſsstand oder vielmehr den Widerspruch zu heben suchten, in den sie durch Annahme eines in Istrien gelegenen unbedeutenden Dorfes mit dem Zeugniſs des Hieronymus und andern Angaben der Alten verfallen waren, da wir vielmehr Stridon für eine bedeutende Stadt, und selbst für einen Bischoffssitz, und nicht für ein elendes Dorf oder Castell halten dürfen, Hieronymus aber offenbar von einer angesehenen Familie abstammte (vgl. Buch III. cap. VI. VII.), und in Rom, nicht aber, wie Einige behaupten wollen, in Aquileja, die Taufe erhielt (s. cap. VIII. IX.). Was für das dalmatische Küstenland Salona gewesen, das scheint für das Binnenland Stridon gewesen zu seyn (vgl. p. 147), das im Alterthum für den Handel und für den innern Verkehr die Bedeutung hatte, welche bis zum Schluſs des achtzehnten Jahrhunderts das weiter östlich, im jetzigen Bosnien gelegene Serajevo behauptete (vgl. S. 219).

Das vierte Buch beschäftigt sich mit Widerlegung derjenigen Ansicht, die das alte Stridon viel weiter nördlich an den Gränzen Croatiens, der Steiermark und Ungarn bei dem Zusammenflusse der Mur und Drau in dem durch diese beiden Flüsse gebildeten Inseldistrict (Tschaka tornia; Ref. verweist auf Büsching Erdbeschreibung II. p. 484) sucht, wo in einem angenehmen, durch Hügel, die mit Weinreben bepflanzt sind, gebildeten Thale unweit der Mur ein Ort Srinovar, Sdrinovar, Stridoga, Stridovo, Stridogo, Strigna u. s. w. genannt, liegt, der die Stelle des alten Stridon einnehmen soll: wodurch denn freilich die Gränzen des alten Dalmatiens gewaltig verrückt und bis zur Drau ausgedehnt werden, was den bestimmten Zeugnissen der Alten widerspricht, wornach selbst nach der Erweiterung Dalmatiens unter August dieses Land nur bis an das Ufer der Sau sich erstreckte, und diese Gränzen auch noch zwei Jahrhunderte lang nach dem Tode des Hieronymus, bis circa 600 unserer Zeitrechnung, fortbehielt. So würde dann das nach Hieronymus an der Gränze Dalmatiens gelegene Stridon etwa achtzig ital. Meilen weiter von dieser Gränze oder ungefähr hundert Meilen von der früheren Gränze zu suchen seyn! Und doch hat diese Ansicht namhafte Gelehrte zu Vertheidigern gefunden, die freilich dabei sich in mancherlei Widersprüche verwickeln muſsten, welche hier aufgedeckt und widerlegt werden. Wir glauben daher, daſs durch diese Schrift die Streitfrage über das Vaterland des Hieronymus zu dem Endresultat gebracht ist, das in solchen Gegenständen überhaupt nach Vorlage der Quellen zu gewinnen ist.

Digitized by Google

Der Vf. wenigstens hat Alles seinerseits aufgeboten, was zu dieſem Ergebniſs führen kann, ohne dabei durch einseitige Vorliebe für sein dalmatisches Vaterland verleitet, die Stellen der Alten verkannt, oder durch irrige Deutung und Auffassung dieselben zu seinen Gunsten verdreht zu haben, da er überall mit Unbefangenheit und Gründlichkeit zu Werke gegangen ist, und nur mit Gründen die entgegengesetzten Ansichten bekämpft, dadurch aber auch wirklich widerlegt hat.

Chr. Bähr.

Die Recuperatio der Römer. Eine rechtshistorische Abhandlung von Dr. Carl Sell, Privatdocenten der Rechte in Gieſsen. Braunschweig, bei Vieweg und Sohn. 1837.

So wichtig die Kenntniſs des älteren römischen Prozesses für das Verständniſs, selbst noch des Justinianischen Rechtes, ist, so groſs sind die Lücken, welche uns überall fühlbar werden. Erst aus der Zeit der sinkenden Republik, durch Cicero's Schriften, ist uns ein etwas festerer Gesichtspunkt eröffnet, aber Vieles war schon hier gegen seine ursprüngliche Bedeutung sehr verändert. Daſs, wo Römer zu Einfluſs und Gewalt kamen, sie nach den Einrichtungen ihres Gerichtsverfahrens die Welt zu gestalten suchten, ist natürlich, aber Manches auch ging von Aussen wieder in die Ordnung der Dinge zu Rom selbst über. So scheint das judicium recuperatorum ursprünglich nicht für Verhältnisse der römischen Bürger unter sich bestimmt gewesen zu seyn, zuletzt aber in seiner freieren, aus dem jure gentium gebildeten, zur einfacheren Beendigung des Prozesses führenden Form von den Römern für sich selbst recipirt zu seyn. Daher kam es denn auch hauptsächlich in Beziehungen vor, wo der magistratus freiere Hand hatte, und jedenfalls nicht alte prozessualische Formen beobachtet werden muſsten. So unterschieden sich auch gewiſs in den Sachen selbst das Centumviralgericht, der judex und arbiter, und die recuperatores.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Sell: Die Recuperatio der Römer.

(Beſchluſs.)

Nun ist aber die geschichtliche Entwickelung dieser Lehre eine der am wenigsten erkannten und zu erkennenden im römischen Alterthume, und alle Gelehrten wissen von den Recuperatores im Verhältniſs zum judex nur dieses oder jenes immerhin äusseres und zufällig erscheinendes Merkmal anzugeben, z. B. die meisten dahin, daſs das judicium oder arbitrium nur aus Einer Person gebildet worden sey, die recuperatio aber aus mehreren, wie z. B. dies ausser den von Sell angeführten Schriftstellern noch behauptet Puchta Institutionen S. 42 — aber das innere Verhältniſs des Ursprungs und Fortgangs des Instituts, und selbst der praktische Gebrauch desselben vor Aufhebung des alten ordo judicii sind bei dem gegenwärtigen Zustand der Quellen gehörig nicht darzustellen.

Herr Dr. Sell hat sehr fleiſsig angegeben, was Andere vor ihm vermuthet haben, und hat auch auf alle Beziehungen sich eingelassen, aus welchen einiges Licht kommen könnte. Er selbst sieht den Ursprung des Instituts in den alten völkerrechtlichen Verhältnissen, das judicium recuperatorum soll die Rechtssicherheit zwischen den Völkern praktisch machen, welche in ein bestimmtes juristisches Verhältniſs zu einander getreten waren, so, daſs sowohl Delicte der Angehörigen dieser Völker gegen einander wie anderes Unrecht durch den Anruf jener Gerichte gutgemacht worden wären. In ähnlicher Weise kommen auch im deutschen Mittelalter z. B. in der Schweizergeschichte allerlei Fälle vor, wo durch genommene Richter Streithändel nicht nur der Stände unter einander, sondern auch Einzelner gegen einen Stand entschieden und das gethane Unrecht ausgeglichen wurde. So lange es nicht möglich ist, eine Quelle aufzufinden, welche, indem sie von den Recuperatoren handelt, deren Verhältniſs nicht als etwas Bekanntes voraussetzt, kann man wohl von einer glücklichen Combination von Ideen, aber nicht von einer verlässigen Darstellung sprechen. Es wäre somit ungerecht, dem fleiſsigen Verfasser dieser Schrift etwas vorwerfen zu wollen, ausser daſs er manchmal zu weit von seinem Gegenstande abgeschweift ist, auf allgemeine Betrachtungen z. B. über die Bildung der Staaten sich eingelassen, und anderntheils manchmal specielle historische Fragen herbeigezogen, aber nur obenhin behandelt hat, wie z. B. über das dominium juris Quiritium u. s. w. Auch hat er offenbar die Citate über manche Dinge des römischen und griechischen Alterthums zur Ungebühr hervorgesucht, obgleich es immerhin

Digitized by Google

sehr löblich ist, daſs man in jungen Tagen auch ein specimen guter Vorbildung liefere. Vorzüglich interessant ist das aufgeworfene Capitel »von der Entwickelung und Fortbildung der Recuperatoren in rein römischen Rechtsstreitigkeiten«, weil von hier aus ihre Bedeutung im römischen Prozesse und ihr Verhältniſs zu dem judex und arbiter gefunden werden muſs. Allein der Vf. hat dieses Capitel weniger ausführlich behandelt, er beginnt mit einem unfruchtbaren Räsonnement über den römischen Volkscharakter, stellt sogar einen Vergleich mit dem griechischen an, und giebt ausserdem viel Allgemeines, während er besser das ganze System der römischen Actionen zu dem Zwecke geprüft hätte, ob nicht recuperatores hier und dort anwendbar waren oder aus guten Gründen schienen. Uns kömmt vor, als wenn ganz besonders in causis, wo der magistratus extra ordinem erkennen konnte, von diesem die Recuperatoren beigezogen worden seyen, weil dieser Prozeſs so eine Art von unbestimmt summarischen Prozeſs, ein Mittelding, bildete zwischen dem ordentlichen Verfahren coram judice nach Instruction und dem Verfahren extra ordinem, wo der Magistratus einen zweiten Act abschneiden wollte. In vielen Punkten, wo in der neueren Zeit sonderbare Meinungen aufgestellt sind, z. B. daſs der judex oder die Recuperatoren nur Richter des facti seyen, hat der Vf. das Rechte getroffen und das Ungesunde der gegentheiligen Darstellung hervorgehoben. Aber nicht können wir in demjenigen übereinstimmen, was der Vf. über den Gebrauch der Recuperatoren im römischen Criminalprozesse sagt, denn so wahr es ist, daſs hier Recuperatoren nicht vorkommen, so wenig ist die Sache so schwankend und mager, wie bei Herrn Sell, zu erklären, sondern der einzige und schlagende Grund ist, daſs Criminalsachen nur vom Volk oder Senat oder durch Volks- oder Senatscommissionen abgeurtheilt wurden, Recuperatoren aber so gut wie die judices einzelne Männer sind, welche das Vertrauen des Magistratus in ihre Individualität zum Prozesse ruft. Die Construction in dem Capitel »Von dem Verschwinden der Recuperatoren«, wo die Jahrhunderte aneinander gerückt sind, wie die Jahre, und wo das Eine genügt hätte, daſs das ganze alte Prozeſssystem über den Haufen fiel, hat uns am wenigsten gefallen. — Wenn wir diese kurze Anzeige auf Verlangen eines verehrten Collegen in der Intention machen, den Verf. auf dem Wege des Fleiſses anzueifern, so müssen wir ihn vor dem weiten Ausholen einerseits und andrerseits vor dem heutzutage herrschenden Systeme des Hin- und Herconjecturirens in den kleinen Details der Geschichte warnen. Die äussere Ausstattung des Buches ist ganz vorzüglich.

Roſshirt.

KURZE ANZEIGEN und NACHRICHTEN

von einigen neuen Erscheinungen im historischen und in verwandten Fächern.

Von dem

Staatslexikon oder Encyklopädie der Staatswiſsenschaften von Karl von Rotteck und Karl Welker

liegen fünf Lieferungen des dritten Bandes vor uns. Diese Lieferungen enthalten die Artikel von Breisgau bis Constitution. Das Werk ist zu bekannt und verbreitet, als daſs es einer ausführlichen Anzeige bedürfte; eine Kritik ist aber bei Büchern, welche dem Bedürfniſs eines bestimmten Publikums entsprechen sollen, gar nicht angebracht. Es wird daher genug seyn, hier zu bemerken, daſs das Werk rasch fortschreitet und daſs gröſstentheils nur bekannte Männer als Mitarbeiter erscheinen. Daſs mehrere Artikel vorkommen, welche man gerade in diesem Werke am wenigsten vermissen würde, läſst sich nicht vermeiden. Zu diesen Artikeln würden wir des Herrn von Theobald Beiträge, Citadelle und Congrevesche Raketen zählen. Die mehrsten Artikel in diesen fünf Lieferungen sind von den Herausgebern bearbeitet, doch finden wir unter den bekannteren Mitarbeitern auch Paulus und Mittermaier, welcher Letztere einige ausführliche Artikel, und zwar besonders solche, die man nothwendig gerade in diesem Werke aufsuchen muſs, geliefert hat. Die Verlagshandlung und die Herausgeber des Staatslexikons kündigen übrigens an, daſs sie das ganze nächstens erscheinende Dictionary of polities, political economy and statistics von Mac Culloch in ihr Werk aufnehmen wollen, und auch diejenigen Artikel desselben, welche ihre schon erschienenen Bände ergänzen können, in einem Supplementbande nachliefern.

Mit Vergnügen zeigt Ref. zugleich die Vollendung der

Badischen Landesgeschichte des Herrn Joseph Bader

an, deren erste Lieferungen er schon zu einer andern Zeit erwähnt hatte. Ref. hat schon bei der Anzeige der ersten Lieferungen bemerkt, daſs er es für sehr verdienstlich hält, die Landesgeschichte, oder auch überhaupt die Geschichte, auf die Weise, wie Herr Bader gethan hat, für das gröſsere Publikum zu bearbeiten, weil sie dadurch von ihrer Würde nichts verliert, und keiner, der hernach tiefer eindringen oder forschen will, auf einen falschen Weg geleitet wird. In eine Kritik eines gut geschriebenen, zur allgemeinen Belehrung über eine Specialgeschichte abgefaſsten Buchs einzugehen, scheint dem Ref. ganz unpassend, da erst beim Gebrauch sich zeigen muſs, wo allenfalls noch ergänzt oder verbessert werden muſs. Einzelne Irrthümer scheinen

ihm in einem solchen Buche von keiner Bedeutung, wenn der Ton gut getroffen, der Faden gehalten, die Belehrung nach dem Bedürfniſs berechnet ist; denn man sucht in einem solchen Werke mehr die historische Belehrung als Notizen, die man in andern zum Nachschlagen bestimmten Werken leichter findet. Ref. wünscht dem Buche recht viele Ausgaben, und hofft, daſs diejenigen, die sich besonders mit der Badischen Landesgeschichte abgeben, dem Verf. Berichtigungen und Bemerkungen zukommen lassen, um das nützliche Buch zu vervollkommnen. Da das Buch nicht, wie das gewöhnlich unter uns geschieht, unter Protection, oder auf höhere Veranlassung, oder um Lügen und Schmeicheleien unter dem Namen von Geschichte zu verbreiten und sich dadurch zu empfehlen, fabrizirt worden, sondern vom Verfasser in einem unabhängigen Sinne geschrieben ist, so wäre es ungerecht, über manche Urtheile und Ansichten zu rechten, ohne den ganzen Zusammenhang ausführlich darzulegen, was hier nicht geschehen kann.

Johann de Witt und seine Zeit, von P. Simons, übersetzt von Ferd. Neumann. Erfurt, Otto. 1836. *Zweiter Theil.* 241 *S.*

Ref. kann nur wiederholen, was er bei der Anzeige des ersten Theils bemerkt hatte, daſs er weit eher begreift, wie ein Holländer ein solches Buch auf seine Kosten konnte drucken lassen, als wie ein deutscher Verleger eine deutsche Übersetzung für nützlich halten konnte. Da das Buch übrigens ganz unschädlich ist und manche einzelne Notizen enthält, die gut gebraucht werden können, so ist es ganz erfreulich, daſs dergleichen Bücher ihr Publikum haben müssen, weil ein Buchhändler sich darauf einläſst, sie zu drucken. Wer an solcher Nüchternheit Gefallen hat, würde etwas Tüchtigeres und Besseres gar nicht ansehen, es ist daher nützlich und nothwendig, daſs mehr Bücher für die Schlafenden geschrieben werden, als für die Wachenden.

Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der Religionen, sowie auf das Bedürfniſs der gebildeten Jugend beiderlei Geschlechts bearbeitet und bis auf das Jahr 1835 *fortgeführt von Ludwig Bauer, Professor am königl. Catharinenstifte. Stuttgart. Belser.*

Von dieser in Heften von 6 bis 9 Bogen erschienenen Weltgeschichte hat der Ref. zwei Bände von etwa 1200 Seiten vor sich, welche die Geschichte bis auf die Zeiten der Kreuzzüge enthalten, er gesteht aber aufrichtig, daſs er mit den Bedürfnissen und der Bildung der Classen, welche der oder die Verff. im Auge haben, viel zu wenig bekannt ist, als daſs er über dieses Buch und dessen Brauchbarkeit und Nutzen zu urtheilen wagen dürfte; unschädlich ist es auf jeden Fall. Übrigens scheint ihm der Anfang, oder die ersten Hefte, eine viel passendere Belehrung über allerlei, was aus der Urzeit berichtet wird, als der

Digitized by Google

zweite Band über das Mittelalter zu geben; aber die Verfasser des Buchs und dessen Käufer werden besser wissen, was ihnen nützlich ist, und wie sie belehren wollen und können oder auch wie sie belehrt seyn wollen, als Ref., der sich daher auch darauf beschränkt, die Erscheinung und den Fortgang der Hefte anzuzeigen.

Perikles als Staatsmann während der gefahrvollsten Zeit seines Wirkens, von Dr. J. A. Kutzen, Privatdocenten der Geschichte zu Breslau. Grimma. Gebhardt. 1834. 202 *S.* 8.

Das Buch enthält historische Betrachtungen des Verfs. über die Verwaltung des Perikles, gestützt auf ein Studium des Thucydides und anderer griechischer Schriftsteller. Der Vf. beweist Gewandtheit, Leichtigkeit und Belesenheit, das ist Alles, was man von einer Probeschrift erwarten darf. Er hat S. 112 u. fg. Beilagen eingerückt, welche für seine philologischen Studien Zeugniſs geben. Die Urtheile der Neuern über Perikles hätte der Vf. nicht abdrucken lassen sollen, weil jeder, welcher wissen will, was dieser und jener über eine Sache gesagt hat, gewiſs auch die Bücher besitzt, die zum Nachschlagen nöthig sind. Eine Nachweisung der Seitenzahl der vielen angeführten Bücher wäre daher hinreichend gewesen.

Über moderne Literatur. In Briefen an eine Dame von Gotthard Oswald Marbach. Zweite Sendung. Börne, Heine. Leipzig 1836. *S.* 134 — *S.* 291.

Wie diese Schrift unter die Bücher gekommen ist, die man ihm zur Anzeige geschickt hat, weiſs Ref. nicht, da er nicht Kritiken über Kritiken schreiben darf, von der Art moderner Literatur, von der hier die Rede ist, gar wenig weiſs, und als alter Mann, der einer ganz andern Generation angehört, sich in die Streitigkeiten der neueren Generation um so weniger mischen mag, als er glaubt, daſs die jüngern Herren es dem Theile des Publikums, welcher allenfalls nach des Ref. Urtheil fragen oder eine Bedeutung darauf legen könnte, ungemein leicht machen, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Diese Art Schriften lassen sich ja alle in einer halben Stunde lesen. So wenig Ref. übrigens Börne's Heftigkeit, seine ganze Manier, seine einseitige Bitterkeit billigen kann, so sehr ihn neulich die Ausfälle des Verstorbenen auf Luther und die Reformation, deren Bedeutung er und Witzlinge seiner Gattung zu würdigen nicht im Stande sind, geärgert haben, so muſs er dennoch gestehen, daſs es ihm lächerlich scheint, mit jemand zu streiten, der sich nicht vertheidigen kann oder darf. Ob es klug war, Börne und Heine zu ächten und ihre Schriften zu verbieten, will Ref., da die Sache einmal von Leuten geschehen ist, die, wie es heiſst, stets sehr besorgt um unser Seelenheil waren, nicht untersuchen, er hält es aber für ungerecht, mit ihnen zu disputiren, oder sie zu schimpfen, wenn

Digitized by Google

man gewiſs ist, daſs sich niemand ihrer annehmen darf. Gestorben war wahrscheinlich Börne noch nicht, als dieses Buch gedruckt wurde. Übrigens wird Menzel fast eben so hart angegriffen als Börne. In den letzten Abschnitten ist die Rede von Hegels und Göthe's Pantheismus. Davon sollte man in dergleichen Schriften nach Ref. Meinung gar nicht reden, das gehört ganz allein für die esoterische Schule. Das, was man Pantheismus nennt, als poetische Idee oder Resultat tiefer Speculation, liegt ganz ausserhalb der Sphäre der eleganten Welt. Es behauptet in der Contemplation, Mystik und selbst in der Theologie einen so würdigen Platz, daſs sich, wie jeder weiſs, sehr oft Calvin und Spinoza begegnen, oder Fichte und Jakob Böhm zusammentreffen, oder Bonaventura und Avicenna einig werden. Von der Speculation und aus der Tiefe an die Oberfläche von Pamphlets und Zeitungen für Damen gebracht wird die stärkende Nahrung der Denkenden und Weisen für die sich beim Thee Unterhaltenden tödtliches Gift.

Historische Schriften aus dem Nachlaſs von Dr. F. H. Grautoff, Prof. und Bibliothekar in Lübeck. Lübeck 1836. *1ter Th.* 388 *S. 2ter Th.* 430 *S. 3ter Th.* 456 *S. in* 8.

Den Inhalt dieser Bände bilden eine Anzahl Arbeiten, die entweder schon früher gedruckt, oder vorgelesen, oder als Vorlesungen vorgetragen, den Beifall eines engeren Kreises erhalten hatten, die Kritik hat ihr Recht daran verloren und die Überschriften der einzelnen Aufsätze deuten hinreichend an, was man findet und in welcher Form es gegeben ist; Ref. will sich also begnügen, die in den drei Bänden enthaltenen Aufsätze einzeln anzuführen. Die Herausgeber selbst haben übrigens in der Vorrede hinreichend angedeutet, daſs der eigentlich historische Werth dieser Schriften weniger bedeutend ist, als ihre Popularität, Leichtigkeit und auf nützliche Unterhaltung berechnete Form. Der erste Aufsatz des ersten Bandes handelt von den Besitzungen der Slaven im nördlichen Deutschland, freilich nicht gelehrt und forschend, sondern nur obenhin streifend und im Allgemeinen verweilend. Am Ende werden ganz summarisch aus den bekannten Büchern die Notizen über die Schicksale der Wenden bis zum Untergange ihres Reichs mitgetheilt, wie man sie in einer Vorlesung geben würde. Dann folgt ein Beitrag zur Geschichte Heinrichs des Ersten von Mecklenburg; dann drittens ein Aufsatz, der uns mehr als die beiden andern angezogen hat und eine dem Verfasser eigene Untersuchung enthält. Dieser Aufsatz ist überschrieben; Die Verlegung des Bischoffssitzes von Oldenburg nach Lübeck, eine historisch-chronologische Untersuchung. Dann folgt in einem etwas ausführlicheren Aufsatze die Nachweisung, wie Lübeck zum Besitze von Travemünde kam. Der fünfte Aufsatz: Wanderungen durch Lübecks Gassen im 14ten und 15ten Jahrhundert, mag den Lübeckern der Gesellschaft zur Beförde-

Digitized by Google

rung nützlicher Thätigkeit, denen er im Januar 1832 vorgelesen ward, sehr gut gefallen haben, die Herausgeber hätten ihn jedoch hier nicht wieder abdrucken lassen sollen, wenigstens nicht in der Form, die er hier hat. Von gröſserem Interesse und reicher an Notizen, die der Verf. zuerst ans Licht gezogen, sind die drei Aufsätze, die den Band beschlieſsen: Über den Zustand und die Verfassung der Kirchen in Lübeck, sowohl vor als kurz nach der Zeit der Reformation, nebst zwei schätzbaren Originaldocumenten in plattdeutscher Sprache von 1530 und 1532. Dann über die ehemals in Lübeck bestandenen Vikarien, als Anhang dazu, die Stiftungsurkunde über die Bergenfahrer Vikarie zu St. Marien 1401. Endlich: Abhandlung über den Zustand der öffentlichen Unterrichtsanstalten in Lübeck vor der Reformation der Kirche. Als Anhang dazu, Bischoffs und Kapitels zu Lübeck Zusicherung wegen eines bei der Jakobikirche angelegten zur Schule gehörigen Gebäudes 1340. Den gröſsten Theil des zweiten Bandes S. 1—266 nehmen die vier Vorlesungen über die Lübecksche Reformationsgeschichte ein; die drei folgenden Aufsätze Nr. X. XI. XII. hätten, nachdem Lappenbergs Ausgabe des Sartorius erschienen ist, ganz wegbleiben müssen, das scheinen die Herausgeber in der Vorrede selbst andeuten zu wollen. Den Schluſs des Bandes machen die Erörterungen und Anfragen in Beziehung auf ein altes Privilegium, welches die Stadt Lübeck zur Anlegung einer Messe befugt. Dazu gehört als Anhang der Abdruck der von Dreyer gemachten Copie des Privilegiums Friedrichs II. zur Anlegung einer Messe in Lübeck, ertheilt 1236 im Lager bei Augsburg. Der ganze dritte Band von S. 1—316 handelt von Münzen und Münzgeschichte, wovon Ref. auch nicht das Geringste versteht. Die Herausgeber sagen, der verstorbene Verfasser habe diese Materie in acht Abschnitten vollständig erschöpfen wollen, er habe aber nur drei derselben ausgearbeitet. Von dem 18ten Aufsatz, über die älteste gedruckte Chronik der Stadt und des Bisthums Lübeck oder das Chronicon Slavicum in Lindenbergs Sammlung norddeutscher Geschichtschreiber, gestehen die Herausgeber selbst ein, daſs er sehr unvollkommen ist, und daſs er besser ganz weggeblieben wäre. Dasselbe gilt von den beiden letzten Stücken des dritten Bandes, die, wenn sie auch vielleicht mehr Leser finden sollten als alle andere Aufsäte dieser Sammlung, doch gewiſs nicht in diese gehörten. Man hätte sie besonders herausgeben können. Der erste Aufsatz, oder vielmehr Zeitungsartikel, über Johann Ballhorn und Conrad von Höveln, füllt nur ein Paar Blätter, der zweite nimmt volle hundert Seiten ein. Dieser Aufsatz, Kriegsbegebenheiten in und um Leipzig im September und October 1813, so wenig er gerade in diese Sammlung gehört, enthält als Bericht eines Augenzeugen manches Unterhaltende; Belehrendes haben wir nicht darin gefunden, da der Verf. nur im Sinne der Menge redet und auf dem Standpunkte eines bloſsen Zuschauers steht.

Digitized by Google

Wetzlarsche Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer, herausgegeben von Dr. Paul Wigand. Erstes Heft. Wetzlar 1836. 92 *S.*

Der Verf. verspricht die Fortsetzung dieses Werks in zwanglosen Heften zu sechs Bogen, vier Hefte sollen einen Band bilden. Ref. findet dieses erste Heft so nützlich und brauchbar, daſs er aufrichtig die Fortsetzung wünscht und hofft, da der Inhalt nicht nur unterhaltend und belehrend, sondern auch unmittelbar aus den Quellen geschöpft ist. Den gröſsten Raum in diesem Hefte nehmen die aus den Acten des Reichskammergerichts gezogenen Fälle über den letzten Kampf der sogenannten westphälischen Femgerichte mit den eigentlichen Reichsgerichten ein. Herr Dr. Wigand hat bekanntlich um 1825 in Hamm einen starken Octavband über das Femgericht Westphalens herausgegeben, Ref. glaubt daher seinen Lesern nützlich zu seyn, wenn er hier die beiden ersten Seiten des vor ihm liegenden Hefts abdrucken läſst, weil auf denselben das Resultat der mühsamen Studien der einzelnen Fälle ganz vortrefflich zusammengefaſst, und eine recht deutliche Vorstellung gegeben wird, wie die Deutschen aus der Scylla der Fem in die Charybdis schreibender deutschrömischer Justiz gefallen sind. Der Verf. schreibt:

Bekanntlich waren zuerst die Freigerichte unmittelbare Landgerichte, die sich, während der Bildung der Territorialgewalt, bei den besondern Zuständen Westphalens als kaiserliche Gerichte über die unmittelbaren Freien des Landes erhalten hatten, und in dieser Beziehung noch kaiserliche Freigrafschaften im Gegensatz der an die Landesherren übergehenden Gografschaften bildeten. So wie hier bei der siegenden Gewalt der Landeshoheit ihr Gerichtsbezirk und ihre Competenz sich immer verengte, hatten sie dieselbe auf der andern Seite durch die angemaſste Gewalt kaiserlicher Landgerichte und durch den sich bildenden Freischöffenbund, zur Handhabung strenger Rechtspflege in peinlichen Sachen, über ganz Deutschland extendirt, und sich zur furchtbarsten Macht emporgehoben, der erst durch kaiserliche Reformationen, Privilegien und Gegenbündnisse Schranken gesetzt wurden, die aber mit einer geänderten Verfassung, Bildung und Zeit, sowie mit einer neuen peinlichen Gesetzgebung, mit Constituirung eines höchsten Reichsgerichtshofes allmählig ganz weichen muſsten.

Hiegegen kämpften die Freigrafen seit dem fünfzehnten Jahrhundert mit immer schwächer werdenden Kräften, während man ihnen im Umfang ihres alten Landgerichtsbezirks (Freigrafschaft) dasjenige nirgend streitig machte, was sich in ihrer Competenz, der siegreichen Gewalt der landesherrlichen Gerichte gegenüber, herkömmlich erhalten und in die neue Zeit übertragen hatte.

Daſs für die Geschichte des letzten Auftretens dieses, mit Wuth vertheidigten Überbleibsels veralteter Zeit, dieses, aus dunkler anarchischer Epoche des Mittelalters herrührenden Instituts, sich in den Acten des Reichskammergerichts manches Be-

lehrende finden würde, habe ich bereits im Archiv für die Geschichte Westphalens (VI. S. 364) angedeutet und dort auch Einiges mitgetheilt.

Ich glaubte den Freunden der geschichtlichen Vorzeit aber einen Gefallen zu erzeigen, indem ich die trockne und schwierige Lectüre der alten Kammergerichts-Acten fortsetzte; und ich gebe hier noch einige Auszüge und Resultate als Beitrag zur Geschichte der Femgerichte.

1) Die Ansicht, daſs die Femgerichte gesetzlich, und von Kaiser und Reichswegen aufgehoben worden seyen, bedarf keiner Widerlegung. Wie man auch ihnen entgegenkämpfte, ihre Wirksamkeit überall bestritt und sie abzuschneiden wuſste, so betrachtete sie doch das Kammergericht immerfort als bestehende, verfassungsmäſsig begründete Gerichte, und gab die Möglichkeit des Einschreitens ihrer Competenz noch zu. Da sie aber nie eigentliche Gerichte höherer Instanz gebildet hatten, und das Kammergericht jetzt für das Reich das neu constituirte Gericht der Berufung war, und da auf der andern Seite die neue Ordnung in der Gerichtsverfassung und Territorialregierung die Evocationen wegen verweigerter Rechtspflege, die im Mittelalter so häufig gewesen waren, nach und nach unmöglich machte, in den eignen Gerichtbezirken aber durch die Erhebung und Anwendung der landesherrlichen Gerichte, den Freigerichten fast gar kein Fall der Gewalt und Wirksamkeit übrig blieb, so hörten sie allmählig ganz auf, oder gingen mit den Überbleibseln veralteter Formen in bloſse Rügegerichte über. 2) Das Reichskammergericht stellte sich natürlich gleich anfangs, als gesetzlicher, geordneter, kaiserlicher Gerichtshof, in welchem die neue Jurisprudenz bald Eingang fand, feindselig jenen Freigerichten gegenüber und widerstrebte ebenso ihren veralteten Formen, als ihrem Trotz und Festhalten an dem ererbten Herkommen.

Daſs Anfangs aber noch der Zustand dieses Gerichts höchst kläglich, seine Autorität sehr gering war, geht aus den Acten klar hervor. Zugleich kann man nicht ohne ein Lächeln bemerken, wie dieses schreibende Collegium sofort die Verschleppung, Langsamkeit und Weitläufigkeit gleichsam bei der Installation als Mitgabe erhalten zu haben scheint. Von allen hier mitgetheilten Sachen wurde keine einzige final entschieden. Das Recht ging in der Weitläufigkeit der Formen und in den juristischen Bedenklichkeiten unter. Nicht sowohl das Kammergericht vernichtete daher die Gewalt der Freigerichte, als die geänderte Zeit, die neue Verfassung, und die weitschweifigen Rechtsformen, die sowohl die Partheien als die Richter allmählig zahm und nachgiebig machten. 3) Die unvermeidlichen Zwischenzustände, die sich im Übergang aus der alten Zeit in die neue überall zu Tage legten, brachten freilich noch manche Verwirrung, Unsicherheit, Gewalt und Beschwerde hervor. Im Conflict der alten und neuen Gerichte ging Mancher rechtlos aus, und wir vernehmen auch hier manche Beschwerde über Ungerechtigkeit, Partheilichkeit und

Digitized by Google

Verzögerung der Justiz; bemerken zugleich eine Sehnsucht nach der alten, volksmäſsigen, schnellen Rechtspflege. Doch erkennen wir nicht minder in unsern Actenauszügen eigensinnige Rechthaber, Querulanten und unruhige Köpfe, denen die alte Achtserklärung der Feme ein freies Feld zu Gewaltthätigkeiten eröffnete, wobei sie aber bald mit dem Gesetz des ewigen Landfriedens in Conflict geriethen. Auf der andern Seite glaubten auch in einer ganz geänderten Zeit doch viele im Volk noch an die untrügliche Macht der Femgerichte, wie man an Wunderkuren und Zaubergeschichten glaubt. Sie waren noch eine Zeitlang ein gefürchtetes Institut, wie auch schon ihre Wirksamkeit ohne Erfolg blieb, und ihre Bannformeln nur hohle Worte waren.

Nach dieser Einleitung, die Ref. ausdrücklich vollständig abdrucken läſst, um die Verbreitung der Zeitschrift zu befördern und zu empfehlen, folgen von S. 4—47 die sehr passend und mit den Worten der Urkunden ganz kurz aus den Acten gezogenen vierzehn Rechtsfälle von 1511—1573, die wir besonders darum den Freunden der deutschen Geschichte, welche nicht Rechtsgelehrte sind, empfehlen, weil der Verf. sich die Mühe gegeben hat, mit Weglassung aller unwesentlichen Dinge aus den Acten nur die kurzen Stellen auszuheben, die wirklich bedeutend sind.

Den übrigen Theil dieses Hefts füllt eine Untersuchung über den Ursprung der Stadt Wetzlar S. 48—65. Dann folgen einige Auszüge aus den Necrologien und Heberollen des Sct. Marienstifts zu Wetzlar S. 65—78. Dann folgt S. 79—88 ein recht anziehendes Document, nämlich die Wisunge ubber das Landgericht zu Mechtelnhusen 1476, aus einer gleichzeitig geschriebenen Sammlung von Weisthümern, woraus Herr Dr. Wigand künftig noch interessante Dorfweisthümer mitzutheilen verspricht. Die letzten Blätter füllt eine antiquarische Untersuchung, ob der Thurm auf dem Kalsmunt römisch sey.

Über die

Materialien zu einer Geschichte der Landgüter Livlands, gesammelt von Heinrich von Hagemeister, russ. kais. Hofrathe, Ritter mehrer Orden, Erbherrn zu Alt-Drostenhof. Riga, Frantzens Buchhandlung. 1r Theil. 1836. 292 *S.*

weiſs Ref. nichts zu sagen, da das Buch ein blos locales und allenfalls ein allgemeines staatswirthschaftliches Interesse hat; dagegen kann er nicht verbergen, daſs er mit Vergnügen bemerkt, wie lebhaft der Antheil ist, den der Adel der Ostseeprovinzen, trotz so vieler Hindernisse von Seiten Ruſslands, an der deutschen Wissenschaft nimmt. Wie viel ist nicht dort für die Bekanntmachung historischer Urkunden und Chroniken geschehen! Unsere vorzüglichen Schriftsteller im belletristischen Fach finden dort besonders ihr Publikum, und wie wir am Beispiele des Vfs. und sehr vieler groſsen Güterbesitzer von Livland und Curland

Digitized by Google

und Esthland nachweisen könnten, sogar auf ihren Gütern suchen diese Herren Erholung und Beschäftigung in der Wissenschaft. Das können wir von dem Adel der eigentlich deutschen Provinzen nicht mit eben dem Rechte rühmen, wenn nämlich nicht von seichter Leserei, sondern von ernsten Studien die Rede ist. Wie werden aber auch die Leute gewöhnlich erzogen, oder vielmehr dressirt, worin und auf welche Weise werden sie unterrichtet! Welche Ansichten werden in unsern Ständeversammlungen als Weisheit gepriesen!!

Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte, von Karl Adolf Menzel, königl. preuſs. Schul- u. Consistorialrath. Sechster Band. Die Zeiten des Kaiser Matthias und Ferdinand II. bis zur Schlacht auf dem weiſsen Berge.

Auch unter dem Titel:

Geschichte des dreiſsigjährigen Krieges in Deutschland. Erster Band. Breslau, Druck und Verlag von Graſs, Barth u. Comp. 1835. 502 *S.* 8.

Ref. will sich begnügen, weil ihm aufgetragen wird, dieses Buch anzuzeigen, blos zu bemerken, daſs es erschienen ist; er behält sich eine ausführliche Anzeige dieses und besonders des folgenden Bandes vor, weil er dem Herrn Gfrörer in Stuttgart versprochen hat, sobald eine Reihe sehr dringender Arbeiten beendigt seyn wird, eine ausführliche Anzeige von des Herrn Gfrörers neuestem ungemein schätzbaren Werk auszuarbeiten. Diese Anzeige will er dann mit einer Anzeige der neuesten Bände von Menzels Geschichte verbinden. Er sieht übrigens mit Bedauern, daſs auch Menzels Werk, mit einer furchtbaren Zahl von Bänden drohend, wie sehr viele ähnliche Bücher, unstreitig dazu beitragen wird, daſs unsere Landsleute, von lästiger Gründlichkeit und Ausführlichkeit ihrer tüchtigen und fähigen Schriftsteller geschreckt, zu den erbärmlichen Producten ihre Zuflucht nehmen, die wir jetzt in allen Händen sehen. Den Titel von Herrn Gfrörers Werk wollen wir hier sogleich als Notiz für die Leser der Jahrbücher beifügen:

Geschichte Gustav Adolphs, Königs von Schweden, und seiner Zeit; für Leser aus allen Ständen bearbeitet von Professor A. F. Gfrörer, Bibliothekar zu Stuttgart. Mit 7 Portraits, 3 Abbildungen und 1 Holzschnitt, nach Originalzeichnungen von Dr. Fellner und Andern. Stuttgart und Leipzig, bei Rieger & Comp. 1837. 1043 *S. gr.* 8.

Auch eine neue Arbeit eines unserer schätzbarsten Geschichtsforscher, des Prof. Aschbach zu Frankfurt a. M., kann Ref., durch anderweitige Geschäfte gehindert, nicht so ausführlich anzeigen, als die schätzbare Arbeit angezeigt zu werden verdient. Er will daher hier nur eine vorläufige Kunde von der Erscheinung des Buches geben, um zu einer andern Zeit ausführlicher auf das Einzelne des Inhalts eingehen zu können. Er erfährt mit

Vergnügen, daſs unter die deutschen Werke, welche, wie z. B. Pfisters Geschichte von Deutschland mit Unterstützung der französischen Regierung übersetzt werden, auch die trefflichen Forschungen Aschbachs über die Geschichte der Mauren in Spanien aufgenommen worden. Herr Aschbach hatte nämlich bekanntlich zuerst die Geschichte des westgothischen Reichs in Spanien gründlich und ausführlich behandelt, dann zwei Bände, Geschichte der Ommaijaden in Spanien, folgen lassen; im Jahre 1833 erschien der erste Band der Geschichte Spaniens und Portugalls zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden, und endlich in diesem Jahr die

Geschichte Spaniens und Portugalls zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden, von Dr. Joseph Aschbach, Prof. zu Frankfurt a. M. Zweiter Theil. Die Geschichte der Almohaden und der christlichen Pentarchie auf der pyrenäischen Halbinsel. Frankfurt a. M. 1837. 356 *S.* 8.

Ref. hatte gehofft, der Verf. würde die Spanische Geschichte wenigstens bis auf die Zeit der völligen Vertreibung der Mauren und bis auf die Eroberung von Granada herabführen; es scheint aber dazu wenig Aussicht, da er erfährt, daſs Herr Aschbach mit der Ausarbeitung einer sehr ausführlichen Geschichte der Regierung des Kaisers Siegmund beschäftigt ist, und aus den Frankfurter Archiven Vieles bisher Ungedruckte und Unbekannte gezogen hat und ans Licht bringen wird.

Aus Dänemark ist Ref. durch die Güte des Professors der deutschen Literatur in Soröe, den er vor vielen Jahren manchmal in Daubs Gesellschaft getroffen hatte, eine gelehrte Arbeit eines Dänen zugekommen, deren Titel er hier mittheilen will, theils weil damit vielleicht dem Verfasser und dem gütigen Übersender ein Gefallen geschieht, theils weil er sich freut, daſs ein so ungemein wichtiger Gegenstand aufs neue ganz ausführlich und aus den Quellen behandelt wird. Auf eine Beurtheilung darf er sich nicht einlassen, da er seinen beiden Collegen, die alle beide gerade in diesem Fache Meister sind, nicht ins Amt fallen darf, sondern es ihnen überlassen muſs, ob sie vielleicht das Buch genauer durchsehen und dem Publikum ihre Beurtheilung mittheilen wollen. Der Titel des Werks ist:

Caspari Frederici Wegener. D. De Aula Attalica. Litterarum artiumque fautrice libri sex. Vol. I. Havniae apud C. A. Reitzel. 1836. 293 *p.*

Ref. fühlt sich den Philologen, die dergleichen einzelne Materien gründlich und gelehrt, aber zugleich klar und ohne die unerträgliche Anmaſsung, welche man an vielen derselben wahrnimmt, behandeln, um so mehr verbunden, als es unmöglich ist, in der allgemeinen Geschichte ohne dergleichen Vorarbeiten einen sichern Schritt zu thun. Es ist bei weitem leichter, dem

Digitized by Google

Publicum zu genügen, als sich selbst, und leichter einen Ruf und einen Ruhm zu erwerben, als ein wahres und sicheres Verdienst. Wie wichtig die Zeit und der Gegenstand, den der Vf. ausführlich und gelehrt behandelt, sowohl an und für sich als in Beziehung auf die Geschichte der Lagiden in Ägypten, auf die der Römer und in Rücksicht auf den spätern Zustand von Kleinasien ist, darf dem Publicum, für welches Herr Wegener schreibt, nicht erst gesagt werden.

Zum Beweise, daſs die von Perthes veranstaltete Sammlung der unter Ukerts und Heerens Leitung erscheinenden Staatsgeschichten rasch fortschreitet, bemerkt Ref., daſs

der zweite Band der Geschichte des österreichischen Kaiserstaats von Johann Grafen Mailáth

in diesem Jahre erschienen ist.

Der gründlich gelehrte, uneigennützige, unermüdlich arbeitsame und biedere Staatsarchivar von Luzern, Herr Ludwig Keller, hat dem Ref. schon vor längerer Zeit eine unter seiner Aufsicht gemachte Arbeit zugeschickt, die Ref. darum hier anzeigen will, weil er durch den Abdruck einer beigefügten gedruckten Erklärung des Herrn Keller beweisen kann, daſs man in Demokratien auf literarische Verdienste und auf einen uneigennützigen Eifer für Verbreitung und Beförderung der Literatur keinen bedeutenden Werth legt. Herr Keller verwaltete neben seinem Archivariat das Amt eines Bibliothekars mit groſser Uneigennützigkeit und mit einem rühmlichen Eifer, man hätte ihm daher zu Gute halten sollen, wenn er vielleicht auch etwas zu fest auf seine Meinung bestanden wäre, statt dessen veranlaſste man ihn, seine Stelle niederzulegen, obgleich er allein durch groſse Ausdauer und Zeitaufopferung das nützliche Verzeichniſs der Cantonsbibliothek zu Stande gebracht hatte:

Bücherverzeichniſs der Cantons-Bibliothek in Luzern. 1r *Band* 397 *Seiten.* 2ter *Bd.* 475 *S.* 3ter *Bd.* 200 *S.* *Luzern* 1835 — 1836.

Man wird schon aus den Seitenzahlen sehen, daſs diese Bibliothek nicht unbedeutend ist. Das Verzeichniſs begreift auch die nicht gerade merkwürdigen Handschriften; es macht aber einer Stadt von 7 — 8000 Einwohnern nicht wenig Ehre, daſs sie in Besitz so reicher literarischer Hülfsmittel ist, die durch dies gedruckte Verzeichniſs erst recht brauchbar werden, weil jetzt der Freund der Literatur ganz sicher weiſs, was er in seiner öffentlichen Bibliothek finden kann und was er sich selbst anschaffen muſs. Herr Keller giebt in einer dem ersten Theile vorgesetzten Einleitung die Geschichte der allmähligen Bildung dieser zuerst von den Jesuiten gegründeten, dann durch den Ankauf der Privatbibliothek des Groſsraths Anton Balthasar vermehrten

Digitized by Google

Sammlung. Durch die Bibliothek des Herrn Balthasar ward beſonders für das Bedürfniſs des gröſsern Publicums geſorgt, welches jetzt wahrſcheinlich nicht ſehr bedauern wird, daſs die Bibliotheken der Franziskaner, der Kapuziner, der Ciſterzienſer, die man bekanntlich neben den Waldbrüdern u. s. w. noch immer im Canton Luzern findet, ihm nicht zugänglich ſind. Der Streit mit dem Bibliothekar entſtand übrigens gerade über den theologiſchen Theil dieses Verzeichniſſes, beſonders wegen der Andachtsbücher und aſcetiſchen Schriften. Wir wollen, ohne uns eine Entſcheidung anzumaſsen, die gedruckte Erklärung des Herrn Staatsarchivars als einen Beitrag zur Geſchichte literariſcher Inſtitute hier abdrucken laſſen. Herr Keller erklärt ſich unter dem 23ſten Juli 1836 folgendermaſsen:

Die Grundlage der Cantonsbibliothek bildet vorzüglich die ehemalige Jeſuitenbibliothek, daher ſie reich an der ältern Literatur der Theologie iſt. Ohne daſs ſich die Bibliothekscommiſſion in die Abfaſſung und den von der Regierung angeordneten Druck des Catalogs einmiſchte, da das Reglement einfach ſagte: »der Realcatalog ſolle gedruckt werden«, wurde bisher der ganze Catalog abgedruckt. Beim aſcetiſchen Fache miſchte ſich die Commiſſion auf einmal ein und meinte, man dürfe hier eine Ausnahme machen, es ſeyen auch gar zu viele. Es wurden zwei Mitglieder, Profeſſoren der Theologie, an der Spitze Herr Profeſſor Chriſtopher Fuchs, beauftragt, eine Auswahl zu treffen. Schon gegen einen unvollſtändigen Abdruck in dieſem einzelnen Fache machte ich meine Einwendungen, und noch vielmehr gegen eine ſolche Auswahl, wie ſie vorliegt (bei unſerm Exemplar finden wir die Blätter 417—470 mit der Cenſur, die allerdings ſonderbar iſt, beigelegt), die ohne Grundſätze, ohne die geringſte Unterſuchung des innern Gehalts, blos nach Leſung des Titels unternommen wurde und alle bibliographiſche Kritik mit Füſsen trat, und wo ſelbſt Luzerneriſche Producte, die gewiſs in einer öffentlichen Landesbibliothek Platz verdienen, geſtrichen wurden. Ich wandte mich an die Regierung, die das Bibliothekreglement erlaſſen hatte, und verlangte eine Beſtimmung, ob der Catalog vollſtändig oder mit Auswahl gedruckt werden ſollte; dieſe wies die Sache an den Erziehungsrath, in welchem drei Mitglieder der Bibliothekscommiſſion, und unter dieſen Herr Fuchs ſelbſt, ſich befinden, und dieſe Behörde, die alſo ziemlich befangen war und zur Hälfte in eigner Sache richtete, genehmigte, ohne meine Frage zu erörtern oder bei der Regierung auf die nähere Beſtimmung des Artikels anzutragen, und ohne auf die Erklärung von 13 Profeſſoren und Lehrern und einigen der gebildetſten Geiſtlichen zu achten, welche den vollſtändigen Abdruck verlangten, um ſelbſt das Beliebige auszuwählen, da ſie den Herrn Fuchs nicht als competenten Richter in der Literatur anerkennen könnten, die Cenſur ihres Mitglieds. Ich verlangte meine Entlaſſung bei der Regierung, die nicht ſogleich darauf einging, und man bewog mich, das geſtellte Geſuch zurückzunehmen, was ich

Digitized by Google

auch that, mit der Erklärung verbunden, daſs ich wie bishin die Bibliothek nach den Regeln der Bibliothekswissenschaft verwalten werde, was man auch annahm, und so lieſs ich das Fach denn gemäſs Reglement abdrucken. Nun aber klagte die Commission und der Erziehungsrath (was bei dessen Zusammensetzung begreiflich), ich hätte mich gegen sie opponirt und ihre Weisung ausser Acht gesetzt, könnte also, als mit der Commission in Opposition stehend, nicht mehr an der Stelle belassen werden; und die Regierung, ohne meinen Bericht hierüber zu verlangen, ohne zu vernehmen, worin diese Opposition bestehe, gab mir unter dem Vorwande wegen obwaltender Anstände mit der Commission die Entlassung, jedoch mit Verdankung meiner Dienstleistungen für die Bibliothek. Diese Entlassung aber wurde verzögert bis der Catalog vollendet war.

Über die Helvetier und ihr Verhältniſs zu einer älteren Bevölkerung der Schweiz, nebst einigen Worten über Völkerwanderungen und über die Sueven. Eine akademische Amtsrede von **Friedrich Brömel**, *Prof. der Geschichte zu Basel. Basel* 1836. 36 *S.*

Man wird in einer Rectoratsrede, vor einer gemischten Versammlung gehalten, keine neuen Entdeckungen und Bemerkungen, auf sechs und dreiſsig Seiten keine gelehrten Untersuchungen, über die auf dem Titel bemerkten sehr wichtigen und sehr schwierigen Punkte suchen, aber Herr Brömel beweiset, daſs er seiner Sache mächtig ist, die neuesten Schriften darüber kennt, und sie leicht und klar vorzutragen im Stande ist. Dieses letztere wird man in einer Stadt, wie Basel ist, besonders von einem Professor der Geschichte fordern, die Rede hat daher in jeder Rücksicht ihrem Zwecke entsprochen.

Ein anderes Buch, welches Ref. schon über ein Jahr lang anzuzeigen versäumt hat, weil er es nicht wiederfinden konnte, wagt er nicht zu beurtheilen, da der Verf. seinen Gegenstand so gelehrt durchgeführt hat, daſs er ganze Bogen füllen müſste, wenn er mit ihm disputiren wollte. Ref. gesteht, daſs er von dem germanischen Erbadel und dessen Verhältnissen ganz andere Begriffe hat, als der, wie es scheint, in Preuſsen und Sachsen sehr beliebte und begünstigte Verf., der mit freundlicher Rede hohen und niedern Adel, Erblichkeit der Lehn und das ganze Feudalwesen im alten Deutschland und sogar in Norwegen findet. Ref. ist allerdings überzeugt, daſs ein Unterschied der Geburt unter den alten Deutschen statt fand; aber von diesen bis zum Feudaladel ist ein unermeſslicher Schritt. Ref. bedauert die Tendenz zum Rückschreiten, zur Entfernung vom Volke, die sich überall zeigt, und einmal gräſslichen Zwiespalt und groſse Verwirrung erzeugen wird, glaubt aber, daſs mit Widersprechen wenig ausgerichtet ist, und hält es um so mehr für Pflicht, Theorien und Darstellungen, mit denen er nicht übereinstimmt, zur öffentlichen

Digitized by Google

Kenntniſs zu bringen, je weniger er, im höhern Alter stehend, einer Ansicht huldigen kann, die ihm von jeher fremd war, so gern er zugiebt, daſs er, wenn man die Stimmen zählte, wahrscheinlich die Mehrheit nicht für sich haben würde. Wer diese Worte versteht, wird ihn daher gewiſs entschuldigen, wenn er, um dem gütigen Verfasser Aufmerksamkeit mit Aufmerksamkeit zu erwiedern, das Buch blos anzeigt:

Über den germanischen Erbadel. Beitrag zur Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland von Dr. Christian Thierbach, königl. Professor und Oberlehrer am vereinigten Gymnasium zu Erfurt, Mitgliede der Akademie nützlicher Wissenschaften daselbst und Ritter des rothen Adlerordens. Gotha 1836. 132 *S.* 8.

Von der ins Englische übersetzten Chronik des Rabbi Joseph Ben Joshua, deren ersten Theil Ref. in diesen Blättern im vorigen Jahre ausführlich angezeigt hatte, ist ihm der zweite Theil zugekommen, und er bedauert sehr, daſs er nicht ausführlich die Nachrichten des gelehrten Juden durchgehen und die Ansichten desselben mit den christlichen der Katholiken und Protestanten des Zeitraums, der darin behandelt wird, vergleichen kann:

The Chronicles of Rabbi Joseph Ben Joshua Ben Meir, The Sphardi. Translated from the Hebrew by C. H. Bialloblotzky. Vol. II. London, printed for the Oriental Translation Fund of Great Britain and Ireland, sold by A. J. Valpy M. A Red Lion Court Fleet-Street MDCCCXXXVI. 526 *p.* 8.

Dieser Band begreift die Zeitgeschichte des Verfassers 1517 — 1554, also die Geschichte der wichtigsten Periode des sechszehnten Jahrhunderts. Die Ansichten und Betrachtungen des Rabbi müſste man übrigens vorzüglich berücksichtigen, wenn man die Chronik gebrauchen wollte, denn die mehrsten seiner Erzählungen sind nicht zuverlässiger oder genauer, als das, was er von der Entdeckung von America erzählt. Er sagt nämlich, nachdem er vorher manches gar Sonderbare von den spanischen und portugiesischen Seefahrten und von dem Menschenhandel, den die Portugiesen damals trieben, vorgebracht hat, pag. 8: Und der Name des Mannes, der dies Land entdeckte, war Americo, und man nannte es nach seinem Namen America; aber Peru und Klobikanah waren erst die Namen dieses Landes, und die Spanier nannten es die neue Welt bis auf diesen Tag — — Und sie fanden, heiſst es weiter, dort auch Söhne Enaks (Riesen), gleich der Höhe der Cedern war ihre Höhe, und sie brachten einige derselben in Ketten gefesselt nach Spanien, und die Spanier waren vor ihren Augen wie die Heuschrecken.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 39. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Historische Literatur.

(Beschluſs.)

Ein sehr merkwürdiges Document für die jüdische Geschichte füllt in diesem Bande über vierzig Seiten und enthält manches Anziehende. Der Rabbi erzählt nämlich zuerst pag. 149: »Ein jüdischer Mann, dessen Name war David, kam aus einem entfernten Lande von Indien an den Hof des Königs von Portugall, und sprach zu ihm: Ich bin ein Hebräer, und fürchte den Herrn, Gott von Himmel, und mein Bruder, der König der Juden, sandte mich zu dir, o König, um Hülfe, und nun sey ein Helfer für uns und wir wollen in den Krieg ziehen gegen Soliman, und wollen das heilige Land aus seiner Hand nehmen.« Der König habe ihn begünstigt, er habe lange in Lissabon gewohnt, die zum Christenthum gezwungenen Juden hätten an ihn geglaubt, er sey hernach durch Spanien und Frankreich nach Italien gereiset, habe Fahnen machen lassen und habe unter diesen Fahnen alle seine Landsleute zum Zuge nach Palästina vereinigen wollen. Dann fährt Rabbi Joseph weiter unten fort: Und es ging eine Ruthe auf von Portugall, ein Zweig aus der Wurzel von Israel, welches zerstreut war seit den Zeiten zerstörender Taufe, des Name war Salomo Molcho, und als dieser sah den Mann David, rührte der Herr sein Herz, und er kehrte zurück zum Herrn, dem Gott seiner Väter, und er beschnitt das Fleisch seiner Vorhaut. Und er wuſste nichts vom Gesetze des Herrn und von der heiligen Schrift in diesen Tagen, und es begab sich, als er beschnitten war, daſs der Herr Salomon Weisheit gab und er wurde weiser als alle Menschen in gar kurzer Zeit, und viele verwunderten sich über ihn, und er ging nach Italien und mit kühnem Antlitz sprach er vor den Königen und verbarg sein Antlitz nicht vor ihnen. Und er ging in die Türkei und kehrte nach Rom zurück und sprach mit Clemens, der ihm Gnade widerfahren lieſs gegen den Wunsch aller derer, die in seinem Rath saſsen und Recht sprachen. Und er gab ihm einen geschriebenen Freibrief mit seinem Namen unterschrieben, daſs er wohnen dürfte wie es gefällig sey vor seinen Augen, und er benannte sich selbst mit dem Namen eines Israeliten, und er war weise in der Weisheit der Cabala und brachte hervor aus seinem Munde Worte der Gnade, die der Geist des Herrn in ihm sprach, und sein Wort war beständig auf seiner Zunge, und er schöpfte beständig aus dem tiefen Brunnen der Cabala treffliche Worte, und er schrieb sie auf Tafeln; aber diese habe ich noch nicht gesehen.

Digitized by Google

Dann wird gesagt, wie alle Welt ihn mit Räthseln versucht habe, wie er in Bologna gepredigt, wie er Alles gewuſst und Viele gewonnen habe. Endlich heiſst es: Und gar Manche kleideten sich in Neid gegen ihn; aber sie konnten kein Übles auf ihn bringen in Italien, denn er war beliebt vor den Augen der Edlen, und er vereinigte sich mit David und sie waren eins in jenen Tagen. Dann folgt von 152—189 das lange Schreiben Salomons an die Rabbiner, welches mit der Zuschrift beginnt:

Ihr groſsen Berge, ihr Säulen der Gefangenschaft, ihr, die ihr Wissenschaft kennt und Kenntniſs versteht, ihr, ein lieblich Gesicht vor den Augen dessen, der in der heiligen Wohnung verweilet, ihr, die ihr Macht habet zu stehen im Tempel des heiligen Königs, und die ihr eingebunden seyd im Bündlein der siebenzig Gesichter des Baumes des Lebens der Gerechten, zu seyn ein starker Wall und ein hohes Bollwerk rund um die zerstörte Stadt (Zion), daſs wir leben möchten um sie wieder erbaut zu sehen! Möchte viel Frieden seyn um den Thron des Königs Messias. Diese (die Rabbinen) sind die Saat von Gott gesegnet vom Himmel.

Der lange Brief enthält sonderbare Visionen, den tragischen Schluſs der Geschichte macht die Verbrennung des Propheten. Rabbi Joseph ist jedoch so verständig, daſs er seufzend eingesteht, er traue seinen Glaubensgenossen nicht ganz, wenn sie sagten, Salomon sey ganz unbeschädigt aus dem Feuer hervorgegangen und acht Tage nachher lebendig und gesund in seinem Hause gesehen worden. Der Rabbi macht es, wie die ehrlichen Theologen unter uns, er sagt: Der allmächtige Gott allein weiſs es. Ich wünschte zu Gott, ich könnte mit Gewiſsheit und Aufrichtigkeit in einem Buche schreiben, ob diese Worte wahr sind, oder nicht.

Die Beschreibung der Verbrennung und des von Salomon abgewiesenen Antrags der Bekehrung, welche ihm Carl V. thun lieſs, beginnt unmittelbar hinter dem langen Schreiben, mit den folgenden Worten:

Und Salomo wollte mit dem Kaiser reden wegen des Glaubens, wie dieser recht gedeutet würde, und er wandelte seinen Weg, als der Kaiser in Regensburg war, und sprach mit ihm dorten. Das Herz des Kaisers ward aber verhärtet und er hörte ihn nicht von Seufzen und Angst, und er lieſs einen Befehl ausgehen und man brachte Salomo ins Gefängniſs und seinen Freund Prinz David, und seine Leute und sie blieben darin viele Tage.

Dann wird er in Ketten und Banden mit nach Mantua geführt, dort wird er öffentlich verbrannt. Sonderbar ist hier, wie auch in unsern Tagen, daſs dieselbigen mächtigen Leute, welche irrige Meinungen verfolgen oder durch Schaaren offizieller oder gedungener Schreier niederschreien lassen, die privilegirten Lehrer, welche die Urheber des ihnen verhaſsten Widerspruchs verbannen, einkerkern, verbrennen können und das auch niemals

Digitized by Google

unterlassen, so wenig Zutrauen in die Stärke ihrer eigenen Gründe setzen, und nichts mehr fürchten, als die Wirkung des Worts der Verfolgten und Verfluchten. Auch hier wird der arme Salomo geknebelt oder, wie Rabbi Joseph sagt, mit einem Gebiſs in seinem Munde zum Tode geführt.

David kam davon, denn es heiſst pag. 191: und es ward niemand übrig gelassen bei dieser Vernichtung, als der edle Rubenite, Salomo's Freund, und sie setzten eine Wache über ihn. Der Kaiser zog nach Bologna und sie nahmen den Rubeniten mit ihm in einem Wagen mit Fesseln gebunden und nahmen ihn mit nach Spanien, und er wohnte dort viele Tage und starb im Hause des Gefängnisses.

Man wird aus dem Angeführten schon schlieſsen können, daſs sich über Zustand und Schicksale der unglücklichen, überall verfolgten Juden des 16ten Jahrhunderts, besonders über ihre Verhältnisse in Portugall, Spanien und Italien, viel aus diesem Buche lernen läſst.

In dem Augenblick, als er diese Blätter geschrieben hatte, erhielt Ref. von seinem Freunde, dem Prof. Hitzig zu Zürich, eine gelehrte Abhandlung, deren Erscheinung er anzeigen will, weil Herr Prof. Hitzig darin über einige für die ganze christliche Zeitrechnung sehr wichtige Punkte ganz neue Resultate herausgebracht hat. Ref. wagt jedoch nicht, dem gelehrten Orientalisten und Forscher in seinen Untersuchungen zu folgen, oder mit ihm in chronologische Einzelnheiten einzugehen, da er, wenn er der Resultate bedurft hat, immer einer oder der andern Auctorität gefolgt ist, ohne selbständige Prüfungen anzustellen; er begnügt sich daher mit einer bloſsen Anzeige. Der Titel der Schrift ist:

Ostern und Pfingsten. Zur Zeitbestimmung im Alten und Neuen Testament. Sendschreiben an Dr. Ludwig Ideler, königl. preuſs. Astronom, ordentl. Professor an der Universität zu Berlin, Mitglied der preuſs. Akademie der Wissenschaften u. s. w. Heidelberg. Winter. 1837. 44 *S.* 8.

Ref. will, um die Leser der Jahrbücher auf die Veranlassung und auf das Resultat der gelehrten Arbeit des Herrn Prof. Hitzig aufmerksam zu machen, zwei Stellen hier abdrucken lassen. Was die Veranlassung angeht, so schreibt Herr Hitzig S. 3:

Der Entschluſs zu diesem Schriftchen wurde gefaſst, noch bevor die Synode des Cantons Zürich die Feier des Ostermontags aufzuheben decretirt hatte, statt dessen, wie ich sehe, freilich der Ostermontag vielmehr abzuschaffen seyn wird. Auch daſs Ostern und Pfingsten heranrücken, ist nicht die Veranlassung, aus welcher, sondern nur die Gelegenheit, bei der ich schreibe. Der nächste Anlaſs ist ein ganz geringfügiger, der mich aber besonders berührte. Während des Sommersemesters 1836 entwickelte ich in Vorlesungen über die Offenbarung Johannis

Digitized by Google

auch meine Meinung über die Zahl 666, wie Herr Domkandidat K...., der gerade damals hospitirte, sich erinnern wird, und nun finde ich im neuesten Hefte einer neuen Berliner Zeitschrift dieselbe Ansicht von Benary als die Seinige aufgestellt. Ohne Zweifel hat dieser scharfsichtige Gelehrte selbständig sich des Gedankens bemächtigt, ohne Zweifel ist jene Ansicht seine Meinung; ebenso gewiſs bleibt sie auch die Meinige. Und wenn ich eine meiner Ansichten gedruckt von Berlin empfing, so kommt es mir gar leicht zu Sinne, meine Meinung über das und jenes hinwiederum gedruckt nach Berlin zu senden. Und selbst den ganz unwahrscheinlichen Fall gesetzt, jener reisende Theologe hätte aus meinen Vorlesungen nach dem Ausdrucke des seligen Daub eine Weinprobe für andere holen wollen, so schadet es vielleicht nichts, wenn ich durch die That meine Geneigtheit beweise, selber auch unverlangt solche an Gerechte wie an Ungerechte abzugeben.

Die andere Stelle geht Pfingsten an, sie lautet S. 39: Ich beschränke mich auf eine theilweise Beleuchtung des sogenannten ersten christlichen Pfingstfestes. Sie fürchten vielleicht, ich werde Sie mit meiner Meinung über die Gaben der Sprachen unterhalten wollen; allein seyn Sie unbesorgt! Ich habe, da doch jeder meint, über diese Sache schreiben zu müssen, meine Ansicht davon bereits sonstwo im Stillen niedergelegt, und werde um so weniger den Miſsgriff thun, Sie mit einer die Chronologie gar nicht berührenden Untersuchung zu langweilen. Wohl aber habe ich Lust zu beweisen, daſs am ersten Pfingstfeste nach Jesu Auferstehung jene Gabe der Sprachen gar nicht ertheilt worden sey, sondern die Ausgieſsung des Geistes um einige Zeit früher erfolgte, so daſs der Grund der Feier des Pfingstfestes für die Christenheit hinwegfällt. Diesen Beweis zu führen ist dem Anschein nach ungemein schwer, in der That aber etwas sehr leichtes.

Schlosser.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Die poetische Literatur der Araber vor und unmittelbar nach Mohammed. Eine historisch-kritische Skizze von Dr. Gustav Weil, Privatdocenten der orientalischen Sprachen an der Universität zu Heidelberg. Verlag der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart u. Tübingen. 92 S. 8.

Der Verfasser erklärt in der Vorrede, dieses Werkchen sey im Wesentlichen nichts anderes als seine im letzten Winter gehaltene, nunmehr ausführlicher bearbeitete Probevorlesung über die ihm von der hochlöblichen philosophischen Facultät zur Beantwortung aufgestellte Frage: »Wie war die arabische Poesie vor Mohammed beschaffen, und welchen Einfluſs übte der Pro-

Digitized by Google

phet auf dieselbe?« Es versteht sich daher von selbst, daſs er dieses Thema, an das sich eigentlich die ganze Geschichte der arabischen Poesie anschlieſst, keineswegs zu erschöpfen gedachte. Er wollte nur den Charakter der vor- und nachislamitischen Poesie in bestimmten Umrissen zeichnen, und die wahren Gründe ihrer Blüthe wie ihres Verfalls, besonders den mittelbaren und unmittelbaren Antheil, den Mohammed an letzterem hatte, genau angeben. Der Verf. widerlegt zuerst die Meinung derer, welche den Grund des Sinkens der Dichtkunst unter den muselmännischen Arabern in den immerwährenden Kriegen, welche die Stiftung des Islamismus nach sich zog, finden wollen, indem er zeigt, daſs gerade die ältesten und vortrefflichsten heidnischen Dichter, Muhalhal, Schanfara, Antar u. a. m. auch zugleich die thätigsten Feldherren und gefürchtetsten Ritter ihrer Zeit waren, und nicht minder als ihre islamitischen Söhne den gröſsten Theil ihres Lebens auf dem Schlachtfelde zubrachten. Dies führte den Vf. zur Auseinandersetzung der Hauptelemente der vorislamitischen Poesie sowie zur Aufzählung der verschiedenen Umstände, die glücklich zusammenwirkten, um sie bis zur Erscheinung Mohammeds auf eine hohe Stufe der Entwicklung zu bringen und den Dichtern das höchste Ansehen und den gröſsten Einfluſs auf den Geist des Volks zuzusichern. Sodann verwirft der Vf. die in Europa fast allgemein verbreitete Ansicht: es habe Mohammed den reinen Geschmack der Araber verdorben, weil er den Koran, der nicht viel poetischen Werth hat, als Muster der reinsten Poesie aufgestellt, indem er beweist, daſs Mohammed sich nie für einen Dichter ausgab, daſs auch seine eifrigsten Anhänger ihn nicht als einen solchen verehrten. Nachdem er dann die wahre Ursache des allmähligen Sinkens der arabischen Poesie angibt, führt er auch von diesen immer matter werdenden Gedichten jeder Gattung, so wie er es früher bei den kräftigen vorislamitischen Erzeugnissen gethan, einige Beispiele an. Ref. gibt hier noch den Schluſs des Werkchens, weil er in wenigen Worten das Resultat seiner Betrachtungen ausspricht: »Die arabische Poesie vor Mohammed trug alle jene Naivetät des reinen Naturlauts, der überall als entscheidendes Merkmal der Volkspoesie gelten muſs, an sich. Drei Arme schickte der kräftig sprudelnde Quell der arabischen Wüste aus, und die herrlichsten Blüthen sproſsten an ihrem Gestade: der zerstörende Gieſsbach des Kriegs, der berauschende Strom der Liebe und der frischlabende Fluſs der Gastfreundschaft. Mit der Erscheinung Mohammeds wurde alle persönliche Neigung für eine Religion, alle individuelle Thatkraft für das Gottesreich auf Erden verwendet. Nicht durch Mohammed selbst, wenigstens nicht unmittelbar, sank die arabische Poesie. Dies war eine Folge der politischen und religiösen Centralisation; der gegebenen Dogmen nicht minder, als der überhand nehmenden wissenschaftlichen und abstrakten Bestrebungen. Und wieder waren es drei Arten, in die sich die arabische Poesie spaltete: die Religionspoesie

Digitized by Google

mit ihrer Demuth und Selbstverläugnung, die **Hofpoesie** mit ihrer kriechenden Lobpreisung und dem Bombast ihrer Hyperbeln, und die **Schulpoesie** mit ihren angelernten Künsten und ihrer dürren Lehrweise.

Ref. kündet hier auch vorläufig die alsbald erscheinende erste Lieferung seiner Übersetzung der 1001 Nacht an, der er dann später einen besondern Artikel widmen wird. Hier werde nur vorläufig bemerkt, daſs einige Belletristen sich ohne Grund über den Titel des Werks ärgern, welcher lautet: 1001 Nacht, **zum erstenmale** treu aus dem arabischen Urtexte ins Deutsche übersetzt u. s. w. Herr Habicht gesteht selbst wohl in seiner Vorrede zum 14. Bändchen der in Breslau erschienenen Übersetzung, daſs er nur die letzten 118 Nächte selbst aus der tunesischen Handschrift übersetzt habe, während die übrigen 882 N. — wahrscheinlich von seinen beiden Mitarbeitern Fr. von der Hagen und Karl Schall — wie sich jeder der französischen Sprache kundige Leser überzeugen kann, nur aus dem Französischen nach Galland Caussin und Gautier übersetzt worden sind. Wie sehr aber diese Franzosen, namentlich Erstgenannter, alles modernisirt und ganz willkührlich in ein gallisches Gewand eingekleidet haben, ist schon von Freiherrn de Sacy und vielen andern Orientalisten so oft bedauert worden, daſs Ref. keinen Augenblick zweifeln konnte, daſs eine treue Übersetzung aus dem Arabischen der sämmtlichen 1001 Nacht jedem Freunde der morgenländischen Literatur willkommen seyn müſsten.

Lettres sur l'histoire des arabes avant l'islamisme par Fulgence ***Fresnel****. Paris. Theophile Barroit père et Benjamin Duprat.* 114 *p. gr.* 8.

Wenn die Geschichte des letzten heidnischen Jahrhunderts der Araber, über die gröſstentheils nur abgerissene Fragmente hie und da einiges Licht werfen, schon deshalb sehr wichtig ist, weil sie nicht geringen Aufschluſs über die fast mährchenhaft schnellen Eroberungen ihrer muselmännischen Söhne gibt, so ist sie auf der andern Seite zum Verständniſs der meisten Dichter aus jenem goldnen Zeitalter der Poesie nicht minder unentbehrlich. Nur wer die hohen kriegerischen Tugenden und die ungeheure Thatkraft der zerstreuten Wüstenbewohner kennt, kann begreifen, wie diese, sobald ihre zersplitterten lange nur gegen sich selbst gewendeten Kräfte durch das Band der Religion vereinigt und gegen äussere Feinde gerichtet werden, in weniger als einem halben Jahrhundert drei Welttheilen Gesetze geben. Eben so kann auch der beste orientalische Philolog, mit allen grammatikalischen und lexikalischen Kenntnissen und Hülfsmitteln ausgestattet, nur dann in den wahren Geist jener erhabenen Poesie eindringen, ja oft sogar, weil die meisten poetischen Erzeugnisse jener Zeit nur Gelegenheitsgedichte waren, nur dann ihren wahren Sinn errathen, wenn er die Sitten und Gebräuche der dama-

Digitized by Google

ligen Beduinen im Allgemeinen und das Leben und die Thaten der heroischen Dichter im Einzelnen genau kennt. Orientalisten sowohl als Geschichtsforschern muſs daher Herrn Fresnels Werkchen, das über die denkwürdigsten Waffenthaten der ausgezeichnetsten Feldherren und Dichter vor der Erscheinung Mohammeds Auskunft ertheilt, höchst willkommen seyn. Der Verfasser des Werks, aus dem Herr Fresnel einen ersten Auszug gibt, ist der berühmte Philolog und Dichter aus Cordova, Abu Omar Ahmad Sohn Muhammads Ibn Abd rabbihi, der im Jahre 246 der Hedjra geboren ward und ein Alter von 82 Jahren erreichte. Sein in 25 Bücher eingetheiltes Werk führt den Titel: Alikd Alfarid (die einzige Perle). Dieses Werkchen verdient um so mehr Vertrauen, als Herr Fresnel in seiner Einleitung gesteht, er habe Alles unter der Leitung eines der berühmtesten Maschaïch in Kabira, desselben, bei dem auch Ref. einen mehrjährigen Unterricht genoſs, übersetzt. Aber der gelehrte Verfasser, der seine Arbeit einem Freunde in Paris mit einem als Einleitung dienenden Briefe zusendete — weshalb sie unter dem Namen »Briefe über die Geschichte der Araber« erschien, begnügte sich nicht mit einer einfachen Übersetzung seines Textes, sondern er schmückte sie auch noch mit höchst interessanten Noten und Erörterungen aus, die eben so belehrend als unterhaltend sind und gelegenheitlich auch manches Licht über den jetzigen politischen, moralischen und literarischen Zustand Egyptens werfen. Jeder Freund der Geschichte und Literatur des Orients muſs daher sehnlich wünschen, daſs der Verf. seinem Vorhaben, das ganze Werk des Ibn Abd Rabbihi zu übersetzen, das wohl Stoff zu einem paar Hundert solcher Briefe geben wird, treu bleiben und die erwünschte Ruhe, an der es jetzt in Egypten, wo die Pest wieder einheimisch geworden zu seyn scheint, so oft fehlt, finden möge, um es mit Hülfe seines Lehrers glücklich ausführen zu können. Die Übersetzung des Verfassers dürfte wohl als Muster für Alles, was aus dem Arabischen in europäische Sprachen übertragen wird, aufgestellt werden, da sie mit der gewissenhaftesten Treue einen sehr blühenden, eleganten Styl verbindet, den man längst schon in Frankreich mit Recht an Herrn Fresnel bewundert. Nur solche Leistungen, die aber freilich nicht von Jedem gefordert werden können, vermögen es, eine allgemeine heiſse Liebe zum Studium der orientalischen Literatur zu wecken, während sie doch auch zu gleicher Zeit den scrupulösesten Philologen befriedigen. Der einzige Verworf, den man allenfalls dem Vf. machen könnte, — und Ref. verschweigt ihn nicht, damit man ihn nicht für die Mängel seines Freundes und ehemaligen Studien- und Leidensgefährten blind glaube, — wäre der, daſs Manches, was in diesem Werkchen als etwas Neues gegeben wird, schon längst durch de Sacy und Andere in Europa bekannt ist. So die Erzählung des Kriegs von Basus, (wo jedoch noch in einer Note auf de Sacy's Mémoire hingewiesen wird), eine lange Anmerkung über

die Arab Alaraba und Mustaaraba, Mehreres über die Messe von Okazh, über das Verschieben der heiligen Monate u. s. w. Doch wird jeder billige Kritiker ihm das gerne verzeihen, wenn er bedenkt, daſs Herr Fresneſ erst, seitdem er im Oriente lebt, sich ausschlieſslich mit der arabischen Geschichte beschäftigt und es ihm dort unmöglich war, mit dem, was auf diesem Felde schon in Europa geschehen war, vertraut zu werden. Übrigens ist das Bekannte selbs auf eine so geistreiche und originelle Weise aufgefaſst und dargestellt und mit so vielem Unbekannten vermischt, daſs man es bedauern müſste, wenn Herr Fresnel es vermieden hätte, alles nicht mehr ganz Neue zu berühren. So sagt er z. B. wo er von der Messe von Okazh spricht: »Mais comment concevoir que des hommes dont les plaies etaient toujours saignantes, qui avaient toujours des vengeances à exercer, des vengeances à redouter, pussent à une époque fixe imposer silence à leurs haines, au point de s'asseoir tranquillement auprès d'un ennemi mortel? Comment le brave qui redemandait le sang d'un père, d'un frère ou d'un fils, selon la phraséologie du désert et de la bible, qui depuis longtems peut être poursuivait en vain le meurtrier, pouvait il le recontrer, l'aborder pacifiquement à Ouqazh, et faire assaut de cadences et de rimes avec celui dont la seule présence l'accusait d'impuissance ou de lâcheté, avec celui qu'il devait tuer, sous peine d'infamie, après l'expiration de la trève? Enfin comment pouvait il écouter un panégyrique où l'on célebrait la gloire acquise à ses dépens, et soutenir le feu de mille regards et faire bonne contenance? Est ce que les arabes n'avaient plus de sang dans les veines pendant la durée de la foire?

Ces questions si embarrassantes, et que mes lecteurs peut être, de quelque pénétration que la nature les ait doués, regarderont comme insolubles, — ces questions furent résolues dans le paganisme arabe de la manière la plus simple et la plus elégante.

A la foire d'Oukazh les preux etoient masqués.

Nachdem er nun Vieles über die Beschaffenheit der Helme, Panzer und Masken oder Schleier der Beduinen sagt, kehrt er zur Messe mit folgenden Worten zurück: »Ce fut dans ce congrès des poëtes aarabes (et presque tous les guerriers etaient poëtes à l'epoque dont je m'occupe) que s'opera la fusion des dialectes de l'Arabie en une langue magique, la langue du Hidjâz, dont Mahomet se servit pour bouleverser le monde; car le triomphe de Mahomet n'est autre chose que le triomphe de la parole. En mettant la foire d'Ouqazh au ban de l'islamisme, Mahomet anéantit le parlement de l'Arabie, et frappa au coeur cette société unique de tribus, qui à travers les guerres les plus acharnées, n'oubliaient jamais leur commune origine, et venaient tous les ans au rendez-vous national pour y gouter les joies exquises du suffrage universel. Depuis lors les traditions appelées *riwâyât* furent remplacées par la tradition nommée *hadîth,* qui se rapporte à un seul homme, Mahomet.

Digitized by Google

Herr Fresnel hat mit diesem Briefe über die denkwürdigen Tage (ayyam) der Araber auch eine zweite Auflage seiner Übersetzung von Schanfaras Lamiat Aladjam verbunden, die schon vor einigen Jahren zuerst in der Revue de Paris, sodann im Journal asiatique erschienen ist. Er hatte nämlich inzwischen noch ein Manuscript mit einem Commentar gefunden, aus dem ihm über den Sinn einiger Verse ein neues Licht aufgegangen. Bekanntlich hat de Sacy in seinen beiden Auflagen der Chrestomathie dieses unübertreffliche Gedicht herausgegeben, übersetzt und erläutert, sowie auch das Erheblichste von Schanfara's Leben hinzugesetzt, so daſs es überflüssig wäre hier mehr darüber zu sagen. Man erwartet gewiſs nicht vom Ref., daſs er hier bei von einander abweichenden Stellen sich für den einen oder den andern Übersetzer ausspreche, oder gar über einzelne Verse noch seine eigne dritte Ansicht mittheile; dies kann nicht in einer Recension geschehen. Auch Herrn Fresnels Methode, das Arabische mit französischen Buchstaben zu schreiben, ist gut und einfach. Auch er weiſs, wie Ref., nur von *a*, *ou* und *i*, auch er drückt Buchstabe 4 durch *th* und B. 17 durch *zh* aus. Um B. 21 und 22 zu unterscheiden, schreibt er für erstern ein *q* und für letztern ein *k*. Ref. hofft bald einen zweiten Brief anzeigen zu können, und verspricht dann über den Inhalt des Textes selbst etwas ausführlicher zu seyn.

Dr. G. Weil.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Manuel de l'histoire de la litérature Grecque, obrégé de l'ouvrage de Schoell, refondu en partie et complété par J. F. G. Roulez, doct. en philosophie et lettres et en droit, professeur d'archéologie et d'antiquités Romaines à l'université de Gand. Bruxelles. A la libraire classique d'Alexandre de Mat, rue de la batterie nr. 24. MDCCCXXXVII. XIV und 436 S. in gr. 8.

Der Mangel eines brauchbaren Compendiums bei Vorträgen über die Geschichte der griechischen Literatur mag wohl die erste Veranlassung zur Entstehung dieses Handbuchs gegeben haben, das wir keineswegs als einen bloſsen Auszug aus dem gröſseren Werke von Schöll, das allerdings die Grundlage bildet, zu betrachten haben, da es in der That gar manche, freilich ihm nur zum Vortheil gereichende, Veränderungen unter den Händen seines gelehrten Bearbeiters erlitten und so eine in Manchem wesentlich verschiedene Gestalt von dem genannten gröſseren Werke, das ja auch unter uns durch eine deutsche Bearbeitung bekannter geworden ist, erhalten hat. Wenn daher auch die Anordnung des Stoffs, die Eintheilungsweise desselben nach sechs Perioden u. a. der Art beibehalten worden, so ist doch im Ein-

zelnen gar Manches verändert oder vielmehr verbessert worden, zumal da der Charakter eines Handbuchs in so manchen Fällen nicht ein allgemeines Hin- oder Herreden oder eine längere und ausführlichere Erörterung verschiedener und entgegengesetzter Ansichten verstattete, sondern ein bestimmt und entschieden ausgesprochenes Urtheil verlangte. Und gerade in diesen meist schwierigen Fällen wird man alle Ursache haben, mit des Vfs. Behandlungsweise, mit seinen Urtheilen und Ansichten zufrieden zu seyn, da sich auch hier die Gründlichkeit und Gediegenheit, die wir auch mehrfach an andern Leistungen des Herrn Prof. Roulez anzuerkennen Gelegenheit fanden, seine umfassende Kenntniſs der classischen Literatur und insbesondere aller der besseren Leistungen der neueren Zeit, bewährt findet. Was er S. III seiner Vorrede in dieser Hinsicht bemerkt: »En abrégeant Schöll, je ne me suis pas toujours astreint à le reproduire servilement. Loin de là j'ai quelquefois interverti l'ordre qu'il suit et refondu entièrement plusieurs passages. Le plus souvent, lorsque cet auteur entre dans l'exposition d'une controverse sans adopter d'avis, le cadre de mon livre m'a forcé naturellement à trancher net en faveur de l'opinion qui me paraissait la plus vraisemblable. J'ai aussi rectifié bon nombre de points d'après mes propres lectures et mis à profit les additions et corrections de l'auteur et des traducteurs etc. etc.« — das haben wir vielfach bestätigt gefunden, und behalten uns vor, Einiges der Art nachher anzuführen.

Herr Roulez hat sich insbesondere dadurch ein Verdienst erworben, daſs er aufs sorgfältigste die bei Schöll mangelhafte Literatur überall nachgetragen und ergänzt hat, wobei ihm seine genaue Kenntniſs aller der in Deutschland erschienenen Schriften nicht leicht irgend eine Ausgabe von Bedeutung, nur irgend eine Abhandlung über einzelne Schriftsteller übersehen lieſs, wie z. B. S. 216 der von Wagenfeld vorgebrachte (angebliche) Sanchuniathon nach der französischen Bearbeitung von Le Bas. 1836. Paris. hier nicht fehlt. Bei einer neuen Auflage, die dem nützlichen Buche nicht fehlen wird, kann unter Anführung des nun erschienenen griechischen Textes der Betrug (denn dafür sieht Ref. mit Andern, jetzt nach Bekanntwerdung des griechischen Textes, das Ganze unzweifelhaft an) nicht wohl unerwähnt gelassen werden. In Bezug auf diese reichlicher mitgetheilten literärischen Notizen äussert sich der Verf. S. III des Vorworts folgendermaſsen: »Quant à la partie bibliographique, je me suis borné à en faire un choix relativement aux auteurs qui ont été publiés souvent; cependant pour ceux-là même j'ai donné une grande extension à l'indication des publications des trente dernières années. Mon but en cela a été de faire connaître dans ce pays les nombreux travaux de la philologie allemande, et de suppléer en partie à l'absence chez nous de livres spéciaux sur la bibliographie de la literature ancienne, tels que l'Allemagne en possède dans les ouvrages de Krebs, de Schweigger, etc.«, wo-

Digitized by Google

mit wir noch die Schluſsworte der Vorrede verbinden: — je n'ai pas negligé de me tenir au courant des publications faites jusqu'à ce jour et d'en consigner les résultats dans mon livre, pour autant qu'ils m'étaient connus.« So schreibt der Vf. im November 1836, da sein schon im April 1835 zum Druck völlig ausgearbeitetes Manuscript durch unvorhergesehene Umstände liegen blieb und erst nach mehr als anderthalb Jahren dem Druck übergeben werden konnte; welche Zwischenzeit von dem Verf. benutzt wurde, um alle inzwischen erschienenen Schriften nachzutragen und so seinem Handbuch möglichste Vollständigkeit von dieser Seite zu geben. Wir müssen dies um so mehr mit Dank anerkennen, wenn wir überhaupt an die Absicht des Verfs. denken, zunächst mit diesem Handbuch in seinem jetzt ruhiger gewordenen Vaterlande, bei einer durchweg vorherrschenden Richtung zu materiellen und industriellen Interessen, ein die classischen Studien und deren gründliche Bildung förderndes Hülfsmittel zu liefern und damit selbst Eifer und Sinn für diese Studien zu wecken und zu unterhalten.

Nach einer kurzen Einleitung, die über den Begriff und Umfang der Geschichte der griechischen Literatur, ihre Eintheilungsweise nach Perioden u. dgl. sich verbreitet und die verschiedenen dazu vorhandenen Hülfsmittel in möglichster Vollständigkeit aufführt, eilt der Verf. kurz über die erste Periode hinweg, und verweilt bei den hier vorkommenden Fragen über die Urzeit Griechenlands, über dessen älteste Bevölkerung und deren Abkunft oder Ursprung (bekanntlich die Lieblingsthemata unsrer Zeit in Deutschland) nur so weit, als es unumgänglich nöthig war, ohne in neuen Vermuthungen oder Combinationen sich zu gefallen oder überhaupt auch nur die schwierige und dunkle Frage entscheiden zu wollen, die sich auch nach unserm Ermessen, nach den vorliegenden Datis, wenn man nicht Vermuthungen und Einfälle statt historischer Wahrheit geben will, schwerlich je mit Bestimmtheit wird entscheiden lassen. Er spricht von den Pelasgern wie von den Hellenen, und gedenkt auch der Kolonien, welche zwischen dem 20. und 16. Jahrhundert vor Christi Geburt durch Danaus und Cecrops und Kadmus eingeführt worden; wenn er dann hinzusetzt: »l'opinion la plus générale les fait venir de l'Egypte ou de la Phénicie; il n'est pas invraisemblable cependant qu'elles soient sorties de la Thrace, antique berceau des populations européennes«, so ist dies allerdings die Ansicht mehrerer namhaften Gelehrten Deutschlands, die aber Ref. nicht zu der seinigen machen kann, wie er unlängst in diesen Jahrbb. Nr. 28. 29. dargethan hat.

Auch bei der zweiten Periode der griechischen Literatur, die nach Schöll von 1184—594 reicht und mithin den Troischen und Homerischen Cyclus befaſst, hat sich der Vf. und mit Recht kürzer gefaſst, indessen bei Homer selbst doch das Wesentlichste von dem angegeben, was in einem solchen Werke zunächst in

Digitized by Google

Bezug auf die Frage nach dem Verfasser oder vielmehr nach dem Ursprung der unter Homer's Namen auf uns gekommenen Dichtungen, der Ilias und Odysse, anzugeben war. Die Hauptpunkte des darüber geführten Streits werden angeführt; und wie nach den in neuester Zeit in Deutschland und Frankreich geführten, Herrn Roulez keineswegs unbekannt gebliebenen Untersuchungen wohl zu erwarten war, der Verf. erklärt sich zuletzt gegen die Wolfische Ansicht, und für diejenige, welche uns als die schon im griechischen Alterthum vorherrschende und von den Alexandrinischen Gelehrten im Ganzen angenommene erscheint, von der aber abzugehen für uns um so weniger Grund vorhanden seyn dürfte, als wir zweitausend Jahre später der groſsen Hülfsmittel, deren sich das Alexandrinische Zeitalter noch erfreute, zur genaueren Untersuchung des Gegenstandes, beraubt, schwerlich uns einbilden dürfen, über die Resultate der Alexandrinischen Forschung noch weiter hinausgehen zu können, da wo aller Boden unsicher wird und bei dem Mangel einer sicheren und festen Grundlage Alles auf bloſse Vermuthung sich beschränken muſs.

Mit der dritten Periode, d. i. von der Zeit Solons an, wird der Boden sicherer, und der Verf. führt uns nun nach den von Schöll gemachten Ein- und Abtheilungen die einzelnen Schriftsteller auf, wobei er sich möglichst kurz und bestimmt zu fassen suchte, da der gewaltige Umfang der Materie ihm kaum mehr erlaubte, als bei jedem Schriftsteller einige Hauptpunkte, die als wesentlich und nothwendig nicht übergangen werden konnten, hervorzuheben und in den Noten möglichst vollständige Angaben der Ausgaben und anderer Schriften zu liefern. Ref. muſs die Leser hier auf das Buch selbst verweisen, wenn sie dasselbe in seinen Einzelheiten näher kennen lernen und sein oben im Allgemeinen ausgesprochenes Urtheil bewährt finden wollen; er will nur als Probe auf einige Hauptschriftsteller, deren Darstellung zum Theil besonderen Schwierigkeiten unterliegt, verweisen. Man vergleiche z. B. das, was über Herodot S. 81 ff. gesagt ist, insbesondere die Schluſsworte (S. 82), welche über die Kritik und über das, was wir die fides dieses Autors nennen, sich folgendermaſsen aussprechen: »Hérodote raconte toujours avec simplicité et exercitude, non seulement les faits dont il a pu par lui même reconnaître la verité, mais aussi ceux qui lui ont été communiqués dans ses voyages. Souvent il s'abstient d'émettre son opinion; quelquefois il exprime seulement ses doutes. C'est donc à tort qu'on lui a donné l'epithète d'historien fabuleux, qu'il ne mérite nullement. Des voyageurs modernes ont confirmé un grand nombre de récits considérés anciennement comme mensongers, ou ont fait connaître les causes qui ont pu induire cet écrivain en erreur; et c'est ainsi que les fables mêmes, que son histoire renferme, sont un témoignage de son amour pour la verité.« So wird auch das, was über Plato und dessen Schriften S. 122 ff.

Digitized by Google

oder was über Aristoteles S. 170 ff. bemerkt wird, nicht minder befriedigen. Bei Plato hat sich insbesondere der Vf. auch über die verschiedenen Versuche, Platons Dialogen nach bestimmten Classen oder nach einem bestimmten System zu ordnen, ausgesprochen, theils kürzer und bestimmter, als dies in Schöll's gröſserem Werke der Fall ist, theils aber auch mit einigen Erweiterungen und Zusätzen, wie dies bei einer näheren Einsicht und Vergleichung beider Werke bald sich herausstellt. Über Schleiermachers Eintheilung der Platonischen Dialoge nach drei Classen urtheilt der Verf. S. 125 Folgendes: »Cette division marquée au coin de la profondeur et de la perspicacité, n'est pourtant pas satisfaisante; en effet elle suppose, chose tout à fait invraisemblable, que le fondateur de l'Académie, quand il commença à écrire, avait dêjà son système formé et arrêté dans sa tête et qu'il s'était tracé dès ce moment le plan qu'il suivrait en l'exposant et en le developpant successivement dans ses écrits.« Es folgt dann die Beurtheilung der Socher'schen Ansicht, und dann die Stallbaumsche, welcher der Verf. mit vollem Rechte, nach unserer Überzeugung, den Vorzug giebt. Über Ast's Zweifel an der Ächtheit so mancher, zum Theil der vorzüglicheren Dialoge Platon's urtheilt er S. 126 folgendermaſsen: »Ast, qui a poussé le scepticisme le plus loin de tous, n'en reconnaît que quatorze comme sortis de la plume de ce grand ecrivain. Cette assertion du reste n'a rien qui êtonne, si l'on fait attention qu'elle est le résultat d'un examen auquel il a procédé d'après une idée fixe, en exigeant d'une suite d'ouvrages, écrits dans une espace de quarante ans environ, même verve, mêmes vues, même erudition et même perfection. Mais pour peu que l'on veuille faire la part des circonstances extérieures, de l'accroissement et du déclin du talent on sera amené à porter au double à peu près, ce nombre de quatorze dialogues de Platon.«

Wir wollen diese absichtlich bei zwei der wichtigsten Autoren ausgewählten Proben nicht weiter fortsetzen; auch hat sich der Verf. bei minder wichtigen Autoren kürzer gefaſst, wie z. B. selbst bei den sogenannten moralischen Schriften Plutarch's (S. 259), während über die Lebensbeschreibungen S. 217 etwas ausführlicher geredet wird. S. 223 hält der Vf. den Älianus, der die Variae Historiae geschrieben, für verschieden von dem Verfasser oder Sammler der Thiergeschichten; die neuesten Untersuchungen von Jacobs in den Prolegomenen seiner Ausgabe haben das Gegentheil ziemlich wahrscheinlich gemacht und die frühere Annahme Eines und desselben Verfassers beider Werke in so weit bestätigt, als überhaupt in solchen Dingen Sicherheit und Gewiſsheit sich erlangen läſst. Anderes übergehen wir, und schlieſsen mit dem Wunsche, das nützliche Buch in dem Kreise, für den es bestimmt ist, immer mehr verbreitet zu sehen; dem Herrn Verf. aber möge die gerechte und wohlverdiente Anerkennung nicht ausbleiben.

Digitized by Google

Meletematum de historia Homeri fasc. II. P. IV. De memoria Homeri antiquissima Commentatio Cap. I. et II. (Solemnia natalicia — Friderici VI die XXVIII mens. Januarii et anni MDCCCXXXVII — rite celebranda Acad. Kiliens. rector et senatus indicant per Gr. Guil. Nitzschium, eloq. et litt. antiqq. prof. etc.) Kiliae, ex officina Christ. Frid. Mohr. 89 S. in gr. 4.

Dieses Heft giebt die nächste Fortsetzung der in Nr. 29 dieser Jahrbb. besprochenen Untersuchungen des Herrn Prof. Nitzsch über das Alterthum der Homerischen Gedichte und die geschichtliche Nachweisung desselben von den ältesten Zeiten an. Denn der Vf. gedenkt die äussere, historische Beweisführung nach allen Seiten hin zu vollenden, ehe er sich an die inneren Gründe für die Existenz eines Homeros und für die Autorschaft der Ilias und Odyssee wendet. In diesem Sinne bemerkt Herr Prof. Nitzch ganz richtig, wie ersprieſslich für die Beantwortung der ganzen Frage es seyn dürfte, wenn wir im Stande wären, nachzuweisen, wie, in welcher Weise und durch welche Mittel Homer's Dichtungen in Griechenland sich so sehr verbreitet haben und zu so groſsem Ansehen gelangt sind. Aber leider wird dies, bei dem Mangel aller näheren Zeugnisse kaum in befriedigender Weise je geschehen können; nur so viel geht aus den noch vorhandenen und vorliegenden Zeugnissen mit Sicherheit hervor, daſs die Homerischen Gedichte frühzeitig schon bei den dorischen Griechen und sonst bekannt geworden und auch zu Ansehen und Ehre gelangt sind, wie wir denn frühe schon eine allgemeine Kenntniſs der Ilias und Odyssee vorfinden, und aus den, wenngleich spärlich vorliegenden Zeugnissen den häufigen und allgemeinen Gebrauch dieser Gedichte ersehen können. Arctinus von Milet, Stasinus von Cypern hatten in Homer die nächste Veranlassung und das Muster zu ihren eigenen, diesem nachgebildeten Dichtungen gefunden; sie mochten Manches aus Homer entnommen und weiter ausgeführt haben; und so treten uns auch bei den ältesten lyrischen Dichtern, z. B. bei Alcman und Hipponax, wie selbst aus den geringen Bruchstücken ihrer Poesien erkennbar ist, die Spuren Homerischer Dichtung überall hervor und geben Zeugniſs von der allgemeinen Verbreitung und Kunde derselben. Darum versucht der Verf. vor Allem eine sorgfältige, kritische Zusammenstellung und Prüfung aller aus dem Alterthum in dieser Beziehung auf uns gekommenen Nachrichten und Andeutungen zu geben, und so erhalten wir in diesem Hefte eine doppelte, zum Theil durch neuere Untersuchungen über Entstehung und Charakter der Homerischen wie der cyclischen Poesie hervorgerufene Erörterung, deren Ergebnisse wir in der Kürze unsern Lesern vorlegen wollen.

Der erste Abschnitt: »Dubitatio de epopoeiis, quas aetas antiquior Homero praeter Iliadem et Odysseam attribuisse videatur.« beschäftigt sich mit der Frage nach den Gedichten, welche

das Alterthum, ausser der Ilias und Odyssee dem Homer im Alterthum zuschrieb. Wenn man in unsern Tagen den Namen Homeros zur Benennung einer ganzen Dichterclasse oder eines ganzen Zeitraums gemacht und damit ihm alle Individualität zu entziehen versucht hat, und dann in diese Periode und auf diese Dichtgattung Alles wirft, was die Sage bald allgemein, bald nur theilweise und in wenig bestimmten, oft widersprechenden Angaben mit dem Namen Homeros nur einigermaſsen bezeichnet hat, so können wir uns eben so wenig wie Herr Nitzsch mit dieser Ansicht befreunden, und müssen vielmehr dem Letztern entschieden beitreten, wenn er den Dichter in seiner auf historische Zeugnisse gestützte Persönlichkeit uns erhalten wissen will, wenn er ihn nicht als allgemeine Benennung einer ganzen Zeitperiode in dieser gleichsam verschwimmen und untergehen läſst, wohl aber zu der Anerkennung des Satzes bereit ist, daſs auf den anerkannten Dichter der Ilias und Odyssee gar Manches im Laufe der Zeit bei der wenig festen, wenig sichern Sage übertragen, zur Verherrlichung, zu Ehr und Preis seines in aller Hellenen Mund hoch gefeierten Namens. (Quare ii soli habent quod cum fide sequantur, qui notas illas ac nomina animadvertentes Homeri vocabulum non progrediente tempore expilatum sed Iliadis et Odysseae poetam ab omnibus creditum fama atque opinione parum certa uberius exornatum narrant.« S. 8. 9.) So durchgeht nun der Vf. prüfend die einzelnen, ausser der Ilias und Odyssee, theilweise dem Homer beigelegten, von Andern aber und mit mehr Zuverlässigkeit andern Dichtern, die nach seinem Vorbild in seiner Weise und wo möglich auch in seinem Geiste Gegenstände verwandten oder ähnlichen Inhalts aus dem trojanischen Sagenkreise besangen, zugeschriebenen epischen Poesien, und zeigt eben im Einzelnen, wie unbestimmt, unsicher und ungewiſs hier Homer's angebliche Autorschaft ist, die anerkannt und übereinstimmend immer nur auf diese beiden Gedichte sich beschränkt, nie aber in solch allgemeiner Übereinstimmung von einem dritten Gedicht nachgewiesen werden kann (vgl. S. 22). So wird auf diesem Wege das sichere Resultat gewonnen, daſs alle die andern in jenen Sagenkreis fallenden Poesien, die Thebais, die Epigonen, die lyrischen Gedichte, die kleine Ilias, die Nosten u. a. jedenfalls von dem Namen Homer's, der ihnen mit Unrecht aus den oben bemerkten Veranlassungen theilweise beigelegt worden, auszuscheiden sind.

Der andere Abschnitt mit der Aufschrift: »Accuratius quaeritur de caussis favoris publici quo Homerus inter populares floruit.« S. 25 ff. sucht zunächst auszumitteln, wodurch denn die Homerischen Gedichte in frühem Alterthum zu so hohem Ansehen gelangt seyen, und ob sie dieses Ansehen, diesen allgemeinen Beifall ihrem Inhalt, also den darin erwähnten Nachrichten und Angaben, oder vielmehr der Form und Darstellung, der poetischen Ausführung, zu verdanken haben. Daſs in dem Inhalt der

Digitized by Google

Sage ein nicht zu übersehendes Moment liegt, kann nimmermehr geleugnet werden, nur darf ihm nicht eine zu groſse Ausdehnung gegeben werden, da allerdings in der Kunst des Dichters, also in der Fassung und Darstellung seiner Poesie, ein weit wichtigeres und einfluſsreicheres Moment, wodurch das groſse Ansehen und die Bedeutung Homers so sehr gestiegen, gesucht werden muſs. Dies ist im Ganzen das Resultat der Untersuchungen des Verfassers; wir wollen es mit den eigenen Worten desselben, S. 28 u. 29, wo es sich unter mehrern andern, in Bezug auf Fassung und Inhalt der Homerischen Dichtungen wichtigen Sätzen aufgeführt findet, beifügen:

»Ex iis, quae posuimus, efficitur vel necessarium esse, ut *in rerum traditarum memoria magnam vim fuisse* fateamur ad insignandas in publicam gratiam Iliadem et Odysseam. Hae eo ipso, quod rerum Trojanarum monumenta fuerunt, omnes non dico Titanomachias, Theseides, Danaides et Phoronides, sed Heracleas et Thebaides gratia vere populari longe superarunt. Verum enim quum eaedem ea quoque carmina invicta laude post se reliquerint, quibus ab argumento ex parte tantumdem commendationis accedebat, *multo plurimum in poetae arte et humanitate situm fuerit necesse est.*« Wir verbinden damit, indem wir uns auch hier mit der Angabe des Resultats begnügen, der eigenen Einsicht in die gründliche Untersuchung des Vſs. das Weitere überlassend, noch eine Stelle am Schlusse des Ganzen S. 38: »Manifestum est, Iliadem et Odysseam cetera carmina, etiam ea quae de Fabula Trojana essent, non tam eo vicisse, quod memoriam belli Trojani uberiorem majoremque antiquarum rerum copiam haberent quam sua praestantia et virtute. Haec demum effecit, ut civitates, quarum in bello Trojano opera aut exigua aut nulla fuerat, sese per diasceuen i. e. interpolationem corruptionemque monumento expetitissimo inferrent. Praeterea quicunque non orationis et imitationis virtutibus, sed rebus traditis illam vim singularem et admirabilem placendi tribueret, is merito ab ipsius Homeri judicio dissidere argueretur. Quaecunque enim in ipsis ejus carminibus de cantu et cantoribus leguntur, omnia sic comparata sunt, ut artis id opus haberi intelligamus, quae non omnibus aut multis certe, sed paucis suppetat quibus Musa dederit; quum vero cantorum facultas accuratius describatur, semper artem potius laudari quam res exhibitas.«

Der nächste Abschnitt wird die Verhältnisse der dorischen Griechen zu den Homerischen Dichtungen näher beleuchten. (»Homerum inter Dorienses versantem illustremus.«)

Chr. Bähr.

Digitized by Google

N°. 40. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

1. *Theodori Antiocheni, Mopsvestiae Episcopi Quae supersunt Omnia. Edidit Aug. Frid. Victor a Wegnern, Theologiae Licentiatus, Philos. Dr — — apud Schakenses prope Regiomontum Borussorum Diaconus. Vol. I. Theodori Commentarium in Prophetas duodecim minores, ad exemplar Codicis Vindobon. nunc primum editum continens. Berolini, bei Dümmler.* 1834. *XXX und* 720 *S. in gr.* 8.

2. *De Theodori Mopsvesteni Vita et Scriptis, Comm. hist. theologica. Scripsit Otto Fridolin Fritzsche, Theologiae Licentiatus. Halae* 1836. *X und* 126 *S. in* 8. *(Verlag des Waisenhauses.)*

Schon 1827 benutzte Dr. Sieffert in seiner Diss. *Theodorus Mopsvestensis veteris testamenti sobrie interpretandi vindex* (welche Rec. nicht gesehen zu haben bedauert) unter anderm einige Fragmente des Theodorischen Commentars über die zwölf kleine Propheten (ob nach der ersten Bekanntmachung des gelehrten Majo vom J. 1825? oder ob aus dem Codex theol. No. 55. der kais. Bibliothek zu Wien? weiſs Rec. nicht —) als charakteristische Proben der nach ihrem Zeitverhältniſs allerdings merkwürdigen und etwas Besseres vorbereitenden, aber bald hierarchisch zurückgedrückten Schriftauslegung Theodors, nach dessen buchstäblich historischer Hermeneia der zwölf kleinen Propheten. 1830 hatte Lic. von Wegnern (nach S. X) Gelegenheit, sich eine Abschrift von der so eben genannten Wiener Handschrift zu machen. Dieses Ms. selbst aber, auf Papier und wahrscheinlich erst im sechszehnten Jahrhundert geschrieben, ist nur als Copie eines Colonna-Vaticanischen Codex zu schätzen, der, mit Minuskeln und Accenten auf Pergament geschrieben, von Majo, dem eifrigen Entdecker und Verbreiter ungedruckter alter Texte, ungefähr ins eilfte Jahrhundert gesetzt wird.

Während äuſsere Umstände den Hrn. v. W. hinderten, so daſs er seine Abschrift, mit der ihr auf gebrochenen Columnen von ihm beigegebenen Version, nicht vor dem September 1834 durch den Druck verbreiten konnte, hatte Majo schon 1825 Romae im II. Th. des Vol. I. seiner Veterum scriptorum nova collectio e Vaticanis Codicibus pag. 41 — 104. den Theodorischen Commentar über Jonas, Nahum und Obadia, nebst dessen Proömien

über Hosea, Amos, Haggai und Zacharia abdrucken lassen. Diese Stücke verglich deswegen Hr. v. W. noch mit seiner Abschrift; und seine Ausgabe giebt manche (wir wissen nicht, ob alle?) Differenzen zwischen dem Wiener und dem Vaticanischen Texte.

Ein Miſsgeschick ists, daſs Hr. v. W. bis 1834 nichts davon wuſste, daſs Majo indeſs, und schon im Jahre 1832 im Tom. VI. seiner Scriptorum veterum nova collectio p. 1 — 298. den ganzen Theodorischen Commentar griechisch herausgegeben hatte. Daraus folgt, nicht blos, daſs auf dem v. Wegnernschen Titel zu den Worten *nunc primum* edidit — ein einschränkendes »in Germania primum« hinzugedacht werden muſs, sondern auch, was weit unangenehmer ist, daſs der teutsche Herausgeber nicht auch aus der vollständigeren römischen editio princeps sogleich die Differenzen zwischen ihr und seiner Wiener Abschrift unter seinen Text gesetzt hat. Diese, wahrscheinlich sehr kleine, Varianten-Nachlese hätte inzwischen, etwa auf einem Bogen, als Additament zu dem Vol. I. von 1834 nachgetragen werden können und sollen.

Andere Bemerkungen eines accuraten Beurtheilers in der Halleschen Allgem. LZeit. 1836. No. 64. 65. über Mehreres, das in der ersten teutschen Ausgabe besser zu wünschen wäre, setzen wir als bekannt voraus.

Von der lateinischen Version des Herausgebers, in welche ich jedoch nur selten einen Blick warf, bemerkte ich, daſs sie in Stellen, wo sie sich genau an den Text zu halten doppelt die Pflicht gehabt hätte, sich sehr unzulässige Umschreibungen erlaubt. p. 282. No. δ. wird ὁ θεος genannt δια τριων τε ἡμερων και νυκτων παραδοξως ἐπὶ τοῦ κήτους αυτον (scil. Jonam) διασωσας. v. W. vertirt: *intra* cetum conservavit incolumem. Wo bedeutet ἐπὶ τοῦ ... *intra?* — p. 284 sagt Theodor: Jonas και ἐμβληθῆναι κήτει και ἐπ' αὐτοῦ παραδοξως σωθηναι και παραδοξοτερον ετι τὴν ἐκεῖθεν ἀνάδυσιν ὑπομεῖναι. Hrn. v. W's Version umschreibt flugs und nach Belieben: *celo* nimirum *objici*, prodigiose *intra ejus ventrem* servari, multo vero prodigiosius etiam *illinc exitum* nancisci. Wollte man auch behaupten, Theodor habe durch sein *injici celo* (= auf den Wallfisch hingeworfen werden) eben das sagen wollen, was man gewöhnlich bei *injici in* oder *intra cetum* zu denken geneigt ist; so wird doch in der Version, welche *intra ejus ventrem*, statt επ' αυτου = »auf, oder über demselben« setzt, an Denen, die sich an die lateinische Übersetzung des Herausg. halten müssen,

Digitized by Google

eine wahre Täuschung begangen. Hätte ein Rationalist sich um seines Systems willen eine Version dieser Art erlaubt, wie spöttelnd würde es ihm Tholuck, in der neuerlich auf S. 11 der Kritik gegen Strauſs hervorgetretenen Weise, vorrücken, daſs er »die praktische Tendenz, sich auf dem Wege der Exegese der wunderbaren Elemente des Dogma's, wie der Geschichte; zu entledigen, suche.« Was gewinnt das Dogma, selbst wenn es, der Wortbedeutung gemäſs, nur als Glaubensmeinung, nicht als Lehre, betrachtet wird, dadurch, daſs ihm (etwa um das Glossema Matth. 12, 40 zu vertheidigen) statt επ' αυτου über ihm, ein *intra ejus ventrem* zum wunderbaren Element gegeben wird? Auch ἡ ἐκεῖθεν ἀνάδυσις ist, in Theodors Sinn, nicht ein *illinc exire*, sondern ein Von-Dort-auftauchen.

Dem der Verständigkeit mehr, als phantastisch-dogmatischen Speculationen, sich zuneigenden Hauptexegeten der Antiochenischen Schule fiel nicht bei, das Wunderbare, das übrigens auch Er glaubte, bis zu der Widernatürlichkeit auszudehnen, wie wenn Jonas in den Eingeweiden des Seethiers dreimal 24 Stunden gewesen und nicht sogleich erstickt wäre. Wie in neuerer Zeit Prof. Anton zu Wittenberg eben dies aus eigener Ansicht des Textes genauer ausführte, so dehnt schon der Syrische Exegete des vierten Jahrhunderts (Theodor war geboren circa a. 350, starb a. 428 oder 429) das Wunderbare nur bis dahin aus, daſs die Schiffleute den Jonas ins Meer geworfen = p. 301 ενεβαλον εις την θαλασσαν, daſs er ἐπὶ τῆς θαλασσης εφερετο = auf dem Meere geschwommen sey, und daſs Gott einem Ketos geboten habe, den auf dem Meere getragenen wegzuschnappen, επι της θαλασσης φερομενον καταπιεῖν, so daſs der Prophet auf dessen Bauch = οὔπερ ἐν τῇ κοιλίᾳ τρεις τε ἡμερας και τρεις νυκτας πεποιηκεν αδιαφθορος. Daſs Theodorus unter dem καταπιειν nicht ein Verschlingen, sondern nur ein Aufschnappen [was auch der hebräische Ausdruck בלע wenigstens zuläſst] und bei den Worten ἐν τῃ κοιλιᾳ nicht ein Unverletztbleiben innerhalb des Leibes, sondern auf dem Leibe des Seethiers sich gedacht habe, sagt er sogleich, indem er hinzufügt: der Prophet selbst habe sich gewundert, daſs er unbeschädigt auf dem Ketos, ἐπὶ τοῦ κητους, erhalten wurde, πεφυλακται. (επι bedeutet immer über, niemals *intra!*) Daraus erhellt dann, daſs der syrische Exegete, wenn er angiebt, Jonas habe ἐκ τῆς κοιλιας ταν κητους sein Ge-

bet zu Gott geschickt, doch dieses *εκ* so verstanden habe, wie es sich mit dem nächstvorangegangenen *επι* verträgt. [Auch der hebräische Ausdruck בִּמְעֵי הַדָּג ist wenigstens nicht dagegen, wenn man auf dem Mittelleib des Fisches zu übersetzen versucht, so wie in den Worten מִמְּעֵי הַדָּגָה ohne Sünde gegen den Sprachgebrauch das מִן als = *inde a,* von dort weg, übersetzt werden kann.]

Mag man immer zweifelhaft bleiben darüber, ob der hebräische Verfasser dieses Lehrmythos selbst bei diesen Ausdrücken das für uns gewöhnlich (und deswegen wie natürlich) angenommene Widernatürlichste eines dreitägigen Lebendigbleibens innerhalb eines Wallfischleibes, oder das immer noch nicht wenig wunderbare, doch (in einem Mythos!) eher zulässige Erhaltenwerden auf dem Bauche des groſsen Fisches, ursprünglich sich gedacht habe. Dem Übersetzer Theodors hätte es dennoch nicht entgehen sollen, daſs es seinem Auctor eigen ist, das Wunderbare zwar nicht ganz entfernen, aber auch es nicht bis in das Minderglaubliche steigern, und überhaupt nicht in eine bestimmte Erklärung desselben sich einlassen zu wollen. Nachdem Theodor zu Vs 11, den LXX, an welche er sich allein hält, gemäſs, gesetzt hat: *επι την ξηραν ἤμεσεν*, ohne genauer zu bestimmen, ob er sich ein Ausspeien aus den Eingeweiden, oder überhaupt ein Hinauswerfen auf das Festland, gedacht habe, fügt er p. 305 sehr vorsichtig bei: *Της γαρ εσχατης εστιν ανοιας, τοσουτων περι αυτον παραδόξως γεγονοτων και μαλιστα γε παντων της ἐν τῷ κητῳ σωτηριας, τὴν ἐκ τοῦ κήτους ἔξοδον πολυπραγμονεῖν [τὰ] του προφητου λογισμῳ τε οιεσθαι καταλαμβανειν ανθρωπινῳ και δια της φωνης της ἡμετερας λεγειν, ὅ πως εγενετο.* Offenbar war es Klugheit Theodors, das Wunderbare gar nicht zu erklären, sondern als bloſse Nebensache in dem Lehrgedicht es der Fassungskraft eines Jeden überlassen, doch es auch nicht vermehren, am allerwenigsten aber wichtige Folgerungen (für den Infallibilitätsglauben) darauf gründen zu wollen. Die in Gedichte und Lehrerzählungen verwobene Wunder oder Abweichungen von der bekannten Natur-Ursächlichkeit setzen nicht einmal voraus, daſs sie doch — auf irgend eine unbekannte Weise — naturgemäſs erfolgt seyn müſsten, wie die historisch beglaubigten. Wunder in Lehrerzählungen (wie z. B. das Sprechen der Schlange Genes. 3.) sagen zum voraus, daſs es dem Verfasser nur um eine geschichtähnliche Ein-

Digitized by Google

kleidung seiner Lehrgedanken, nicht um historischen Glauben zu thun war. Aber um so unpassender für den Herausgeber eines so vorsichtigen alten Schrifterklärers ist es, daſs er für Leser, die der lateinischen Version vertrauen, in ihn das vergröberte und wohlbedächtlich von ihm vermiedene hineinträgt und das *ἐν τῳ κητῳ σωτηριας* (nicht durch *in ceto*, sondern) durch vitam *intra viscera* ceti übersetzt.

Eben so sehr ist es wider die Übersetzerspflicht, daſs er im Vs 7, wo Theodor den Mittelleib des Ketos, worauf er sich den Jonas dachte, ein Land, eine *γῆν* nennt, woraus derselbe nicht entfliehen konnte, worin (= *ενδον*) er unbeschädigt wohnte, woher er aber kein Auftauchen, *εκδυσιν*, fand, abermals bestimmt in das Innere des Seethiers verwandelt. v. W. übersetzt: ibi me excepit cetus, *intra quem* terram quandam videbar incolere, unde evadere *homini ibi* detento non licebat. Der Text sagt viel unbestimmter: *εκειθεν διεδεξατο με ὁ κητος, και γῆν τινα εδοκουν οικειν, εξ ἧς αποφυγειν τῳ κατεχομενῳ δυνατον ουδαμως ὑπηρχε.*

An der Entscheidung: Ob der alte Verfasser des Mythos — denn daſs die Geschichte des Jonas eine für einen unverkennbaren Lehrzweck verfaſste Wundererzählung sey, hat Rec. im 6. Stück seiner Memorabilien schon 1794 S. 32 — 69 gezeigt — den Propheten, wie den Amphion, auf den Rücken, oder noch auffallender in die Eingeweide eines Seethiers versetzt habe, ist, wenn sie je möglich wäre, gar wenig gelegen. Alle sogenannte Wundererklärungen wären nur ein Problem für den Historiker und Physiker, für die Theologie aber, welche aus allen unerklärten Wundern und Orakeln des Heidenthums, auch ohne sie erklären zu können, doch für die Lehre nichts folgern zu dürfen entschieden ist, kaum der Mühe werth; wenn nicht der blos kirchlich hierarchische Infallibilitätsglaube auf den Schluſs: »Sie sind buchstäblich so geschehen und können doch natürlich nicht entstanden seyn! Sie müssen also etwas übernatürlich gewirktes und zwar etwas in der Absicht, eine unfehlbare Offenbarung zu beweisen, gewirktes gewesen seyn!« diesen seinen ganzen Mysticismus (Geheimniſshang) zu bauen versucht hätte. Nur gegen die fehlerhafte Argumentation, welche sagt: sie können nicht natürlich geschehen seyn, also müssen sie übernatürlich, und zwar als Beweise einer übernatürlichen Lehrmittheilung bewirkt worden seyn, sollen die Hinweisungen, aus wie mancherlei natürlichen Ursachen sie erfolgt seyn können,

Digitized by Google

für Vorurtheilsfreie von einiger Bedeutung seyn. — Auf jeden Fall aber war an den Herausgeber der einzigen vollständigen Probe von der einst bewunderten und dann verketzerten Theodorischen Hermeneia zu fordern, daſs er die Eigenthümlichkeit des Exegeten, dessen philosophisch historische Tendenz wenigstens die alexandrinisch allegorisirende und die speculativ dogmatisirende weit übertraf, für die auf den griechischen Text nicht aufmerksamen Leser nicht verkehrt hätte darstellen sollen.

Eine andere sonderbare Unrichtigkeit ist dem Rec. bei S. XII der Prolegomena aufgefallen. Hr. v. W. sagt: In Einem Vaticanischen Codex sey die Erklärung des Zacharias wahrscheinlich deswegen weggelassen, weil der Orthodoxie die Behauptung des Theodor, daſs die alttestamentlichen Schriftsteller von der Persönlichkeit des heiligen Geistes im Gottwesen noch nichts gewuſst hätten, allzu anstöſsig gewesen sey. Allerdings war dies auch eine — exegetisch richtige — Behauptung Theodors. Aber v. W. will dadurch Scholien und Auslassungen im Zachariah erklären und citirt dazu in der Note: Comment. ad Zachar. I, 8 — 11. p. 537 sqq. Dennoch ist gerade in dieser ausführlichen Stelle, bei welcher einige Codd. verwerfende Scholien am Rande haben, kein Wort vom heiligen Geiste. Vielmehr erklärt dort der auch hierin gewiſs den alexandrinischen Allegoristen vorzuziehende Antiochenische Exegete (nur mit allzu groſser Heftigkeit) zweierlei für eine *πλανη*, *ανοια*, ja *ασεβειας ουκ αφεσεως*; nämlich wenn man (nach der alexandrinischen, fast zum Kirchengebot gewordenen Schriftumdeutung) behaupte: daſs die Propheten den Sohn Gottes schon als Gott gekannt hätten, und (p. 541) daſs er ihnen als ein Engel (des Bundes und sonst) erschienen sey. Theodor besteht exegetisch richtig darauf:, das Alte Testament kenne als ewiges Wesen und als Ursache von allem (*αΐδιον ουσιαν και παντων ουσιαν*) nur Gott den Vater und Schöpfer. Söhne Gottes seyen nur die genannt worden, welche *κατα οικειωσιν θεου* [wegen einer Hausverwandtschaft mit Gott? d. i. weil sie gewissermaſsen zum *οικος*, zur Familie Gottes gehörten?] etwas mehr, *πλεον τι*, gehabt hätten. Selbst die Apostel hätten *τον Χριστον* Gottes Sohn genannt nach der früheren Gewohnheit der Frommen *όσον κατ' οικειωσιν* Deswegen sage Jesus Joh. 16, 12: Er hätte ihnen noch viel zu sagen und der Geist der Wahrheit werde sie in alle Wahrheit leiten. Selbst die Apostel hätten diese höhere Bedeutung des Namens Sohn Gottes als *θεος* bei

Digitized by Google

dem δεσποτης Χριστος erst nach der Rückkehr desselben in den Himmel durch den heiligen Geist gelernt!

Unstreitig vermied hierdurch Theodor viele dem historisch genauen Exegeten wohl bekannte Schwierigkeiten. Zum Beispiel. Der Hohepriester hatte bei der Frage: Bist Du des lebendigen Gottes Sohn? *) als Jude gewiſs nicht an eine zweite Person in der Gottheit, sondern nur an den Würdenamen des Messias gedacht. Jesus aber bejaht die Frage in diesem Sinn, und setzt nichts höheres hinzu, sondern nur mit Danielitischen Worten dies, daſs er bald als Regent des Gottesreichs machtvoll wiederkommen werde. Von einer höheren Bedeutung oder Homousie mit Gott selbst finden wir von ihm selbst in dieser gerichtlichen und letzten Erklärung über sich nichts berichtigendes gesagt. Und wollte man sagen, daſs er es blos deswegen, weil es doch nicht vom Synedrium geglaubt worden wäre, nicht angegeben habe, so wäre dies ein Grund, wegen dessen er überhaupt auch von seiner Messiasschaft hätte schweigen müssen.

Theodor vermied nach ebenderselben Hauptstelle auch das alles, was die alexandrinischen Allegoriker dadurch unexegetisch in das dogmatische — für mögliches und unmögliches empfängliche — Bewuſstsein ihrer und der folgenden Zeiten einschoben, daſs sie den Logos schon oft und viel als Engel des Bundes im A. T. manifestirt finden wollten. Auf der andern Seite aber hätte ihm die Kirchenorthodoxie noch danken sollen, daſs er dann doch die θεοτητα τοῦ μονογενοῦς pag. 541 den Aposteln nach der επανοδος εις τον ουρανον geoffenbart statuirte, ungeachtet es dem Exegeten schwer hätte werden müssen, irgendwoher zu beweisen, daſs das, was der unbekannte Redactor des Johannesevangeliums, in seinem vorangestellten Prologus, über den Logos als Weltschöpfungsorgan und als eingekörpert in Jesu Leib (σαρξ γενομενος = ενσαρκωθεις) voraussetzt, zuverlässig aus einer späteren, besonderen Lehrentdeckung des heiligen Geistes geflossen sey. Hatte doch, nach dem Evangelium selbst, Jesus sich als Christus und als Gottes Gesandten 17, 1. 2. von »Gott dem Vater, als dem alleinigen wahren Gott«, so feierlich in seinem für die Zuhörer lehrenden Gebet an den Vater unterschieden. Und ist es doch in der That ein wichtiges Zeichen

*) Vergl. Hosea 1, 10, wo vom gebesserten Volk gesagt wird, statt daſs sie bis dahin ein οὐ-λαος θεου zu nennen wären, αυτοι κληθησονται υἱοὶ θεοῦ ζῶντος.

Digitized by Google

von der Redlichkeit und Glaubwürdigkeit seiner historischen Überlieferungen, daſs, ungeachtet der Verfasser des Prologs sich den Geist im Leibe Jesu offenbar als den weltschaffenden Logos gedacht hat, er hievon doch gar nichts in die überlieferten Worte Jesu hineingelegt hat.

Fast unbegreiflich ist, wie ein kirchenhistorischer Schüler von Dr. A. Neander, der im II. Bd. 3. Abth. seiner KG. den Theodor von mehreren Seiten her, besonders in christologischer Beziehung, so richtig schildert und dem Hr. v. W. dieses Vol. I. dedicirt hat, in eine solche Nachlässigkeit sich verwickeln und die in der Auslegung von Zachariah vorkommende so merkwürdige und weitläufe Stelle über den Sohn Gottes, wie etwas vom heiligen Geist als Gott handelndes, angeben konnte. Müssen nicht dadurch die Leser von der Theodorischen Theorie sowohl über den Sohn als über den heiligen Geist eigentlich abgelenkt werden? Denn so wie sie in dem citirten Commentar zum Zachariah nichts vom Geiste als göttlicher Person und nichts davon finden, daſs er alttestamentlich noch unbekannt gewesen sey, so erfahren sie auf der andern Seite nicht, wo denn der Theodorische Commentar behaupte: Veteris Testamenti scriptores *Spiritum sanctum nescivisse,* id est, ejus θεοτητα nondum cognovisse.

In beiden Beziehungen hatte sich Theodor der wahren Beschaffenheit der Sache wenigstens um einen groſsen Schritt exegetisch genähert. Sehr tief nämlich muſs er, was an sich unverkennbar ist, dies beachtet haben, daſs Jesu heiliges Leben und seine bis in den Kreuzestod beharrliche, gottandächtige Überzeugungstreue (dieses Wunder von menschlicher Gemüthskraft!) doch für uns übrige Menschen nicht als Musterbild zeigen würde, wie viel ein Menschengeist in gottgetreuer Rechtschaffenheit vermöge, wenn, wie es immer mehr damals die gewöhnliche Kirchenmeinung wurde, Jener selbst alles dieses im unveränderlichen Bewuſstsein seiner unzertrennlichen persönlichen Vereinigung mit dem über alle Geister erhabenen Logos Gottes gethan und gelitten hatte. Die künstliche Aushülfen, daſs die göttliche Natur sich bisweilen von der menschlichen Natur Christi, wenn diese sich als rechthandelnd oder leidend zu erproben hatte, in eine gewisse κρυψις oder Verstecktheit zurückgezogen oder den Menschen Christus durch eine wundervolle κενωσις während solcher Handlungen von dem Bewuſstsein der unabänderlichen Union mit dem Gotteswesen »ausgeleert« und also den rein menschlichen

Willen Jesu bisweilen seiner eigenen Kraft und Freiheit überlassen habe, waren damals noch nicht erfunden. Wir wissen jetzt, daſs sie erst noch dem speculativen Erfindungsgeist teutscher Theologen (zu Gieſsen und zu Tübingen) vorbehalten waren. Theodor aber nahm dagegen an, daſs der Logos, als Sohn Gottes zwar den Menschen Jesus von dem ersten Augenblick an in die unzertrennliche persönliche Einheit mit sich aufgenommen habe, weil Gott der freien Willensbeharrlichkeit dieses Menschengeistes für alles Gute zum voraus gewiſs war, daſs aber eben deswegen, um den Menschengeist Jesu doch ganz frei handeln und sich so erproben zu lassen, jene persönliche Union des ewigen Sohnes Gottes mit dem Menschensohn weder den Propheten, noch den Aposteln bekannt, noch Jesu selbst vor seiner letzten Leidensprüfung immer gegenwärtig gewesen sey. (Hat man sich einmal räthselhafte Aufgaben gemacht, so müssen wohl auch räthselhafte Versuche zur Auflösung zugelassen werden.)

Das, was der Theodorische Commentar zu Zachar. 1, 7. über das Nichtwissen der Propheten von einem ϑεος als *υἱος πατρος ϑεου* (p. 538 — 541) exegetisch richtig behauptet, stund demnach mit des Kirchenlehrers kunstreichem Versuch, das idealisch Mustermäſsige im menschlichen Leben Jesu dennoch mit dem kirchlichen Trinitätsdogma und den beiden Naturen in Christo in Harmonie zu bringen, in genauer, dogmatischer Verbindung. Abermals ein Beispiel, wie schwer es hält, ein durch theoretische Speculationen gebildetes Dogma mit dem exegetisch wahren in Vereinbarkeit zu erhalten. Das wichtigste ist für den religiösen Schriftforscher, die moralisch religiöse Aufgabe zu fördern, wie wir in Jesus einen factischen Beweis, was die menschliche Willensfreiheit in der beharrlichsten Gottergebenheit vermöge, zur menschlich möglichen Nacheiferung zu erkennen und uns als christlich idealisch vorzuhalten, allen Grund haben. Denn daſs für uns übrige, die wir, auch wenn wir von der Erbsünde absehen, doch nur Menschengeister sind, das alles, was ein vom Gotteswesen auf eine ganz andere Weise erfüllter und emporgehobener Geist vermochte, nicht die Möglichkeit, eben so gesinnt zu seyn, darthun würde, ist unläugbar. Und doch ist gerade dieser Beweis der menschlich möglichen Nachahmung für den Einfluſs der Christusgeschichte auf unser christliches Wollen von gröſstem Gewicht, da umgekehrt die höchste Beständigkeit und Sündlosigkeit eines mit Gott zum voraus unzertrennlich vereinten Geistes in allen Versuchungen nicht

einmal zu bewundern, noch weniger aber von anders beschaffenen Geistern zu erreichen seyn würde.

Was den heiligen Geist betrifft, so behauptete Theodor ebenfalls, aber an ganz andern Stellen, hauptsächlich zu Joel 2, 28, daſs der Ausdruck: Ich will meinen Geist ausgieſsen, nichts anderes bedeute, als: Ich will Allen meine reiche Fürsorge, κηδεμονια, beweisen! daſs Jehova von seinem Geiste dort in eben dem Sinn rede, wie in andern Stellen (Jes. 1, 14) von seiner Seele als von seinem Selbst, da die im A. T. von einem in der (Persönlichen) Bestehensart monadischen heiligen Geist, welcher von den übrigen (Personen?) gesondert Gottes (Geist) und aus Gott wäre, nichts wüſsten. Seine Worte sind: των επι της παλαιας διαθηκης πνευμα μεν άγιον μοναδικον εν ὑποστασει, κεχωρισμενως των λοιπων [??] ϑεοῦ τε ὄν και εκ ϑεου, οὐκ ἐπισταμένων. Hr. v. W. übersetzt: *sancti* [?] veteris testamenti *scriptores* Spiritum sanctum *naturam* [?] esse hypostatice existentem et a ceteris *Numinis* (*personis*) segregatam et *a Deo profectam* [?] nondum noverant. Wir halten für hinreichend, durch unsere Fragezeichen angedeutet zu haben, wie dergleichen an sich merkwürdige Stellen nicht hätten periphrasirt werden sollen. Den Begriff μοναδικον giebt der Übersetzer seinen lateinischen Lesern gar nicht. Was würde der in seiner Hermeneia so eifrige Theodor dazu sagen?

Die zweite Schrift, deren Verfasser als Professor an die Stelle des so frühe verstorbenen, noch so viel tüchtiges der Wissenschaft zu hoffen gebenden Dr. Rettig nach Zürcib gerufen ist, giebt den Beweis, daſs er den Reliquien des oft genannten und wenig gekannten Mopsvesteners mit vieler Mühe in Catenen, Concilienacten und verketzernden gegnerischen Schriften nachgespürt hat. Da Hr. v. Wegnern seit 1834 das Volumen II. seiner Theodori Omnia nicht bekannt gemacht hat, so wäre vielleicht eine Übereinkunft zu treffen, daſs Hr. Prof. Fritzsche diesen Apparat vervollständigt an das Volumen I. desselben anschlösse.

In so fern manche der aufgefundenen Fragmente zwar der antiochenischen Exegese, aber nicht bestimmt dem Theodor angehören, so möchte ich alsdann wünschen, daſs Er, als Sospitator dieser διασπορα, lieber alles gleichartige, möchte es auch vielleicht von Diodor, Lucian, Ibas oder andern jener besseren

Schule abstammen, so wie es noch zu finden ist, aufnähme und dadurch eine Resurrection der Schola Antiochena vor Nestorius zu bewirken suchte. Denn am Ende ist es doch bei jeder dieser Reliquien mehr darum zu thun, ob sie in jene Schriftauslegungsmethode gehöre, als darum, ob ein Διοδ. oder ein Θεοδ. vorzusetzen sey.

Dabei möchte ich gerne noch einen Wunsch nicht verschweigen. Die biblische, besonders die neutestamentliche Philologie scheint seit einiger Zeit mehr mechanisch als spirituell, mehr nur vorbereitungsweise, als so wie es von solchen, die das Theologische nach allen seinen Theilen und um der Resultate willen durchgearbeitet haben sollen, anwendbar gemacht werden müſste, behandelt zu werden. Allerdings ist Genauigkeit im Erforschen der Bedeutung einzelner Worte, Wendungen, selbst Partikeln nöthig. Aber am Ende ist doch die Hauptsache, das, was dadurch für den Sinn des alten Schriftstellers, für das Ganze seiner Lehre oder auch seiner besondern Meinung entdeckt werde, nicht blos merken zu lassen, sondern ins Klare zu bringen, damit nicht jeder andere den nämlichen Apparat mit fast gleicher Mühe wieder durchzumachen und die — gewöhnlich nicht sehr nahrhafte — Brosamen guter Winke oder Einfälle kärglich hervorzusuchen genöthigt bleibt. Das Leben ist kurz, des wissenschaftlichen Suchens gar vielerlei. Wer nun zum Beispiel alle jene Überreste der Antiochenischen früheren Schule aufzuspüren sich die verdienstliche Mühe gegeben hat und dieses Poekile eines exegetischen Apparats veröffentlicht, wie viel Dank würde er verdienen, wenn er jedes an sich probable Fragment mit einem Sternchen, jedes auffallende etwa mit einem † bezeichnen wollte. Wie sehr würde er dadurch Andern die Mühe vermindern, eines wie das andere mit gleicher Aufmerksamkeit anblicken und fragen zu müssen: ob es nur das gewöhnliche, oder ein Saamenkorn eines eigenthümlichen Resultats enthalte. Dem Sammler, der alles Einzelne erwägen muſste, würde es sogar, dünkt mich, eine Art Erheiterung gewähren, wenn er, ohne ein Wort zu verlieren, das Ergebniſs seiner speciellen Betrachtung festhalten und Andere dadurch zugleich zum schnelleren Überblick des Merkwürdigeren reizen könnte. Oder soll denn Jeder die ganze Masse von Spreu durchworfeln, um die schwerere, gehaltreiche Körnchen (sparsam genug) niederfallen zu sehen? Um Resultate mit den dazu gehörigen Gründen ist es zu thun! Jeder, der den Apparat dazu so vollständig wie möglich darlegt, erhebt sich dadurch über den

Digitized by Google

bloſsen Sammler. Wer dann selbstforschen kann und will, wird dennoch oft auch auf das Nichtbesternte und Nichtbekreuzte dankbare Blicke werfen und das gewöhnliche schätzen, wodurch dem Alten das Eigenthümliche und Auszeichnungswürdige möglich geworden ist.

Beiden Verfassern dankt Rec. die Veranlassung, welche sie ihm gaben, über die exegetische Methode Theodors sich manche Bemerkung zu machen, die er als eine Belohnung seines immer nach Resultaten strebenden Durchlesens der mitgetheilten Materialien betrachtet. Einiges davon kann auch Andern entweder eine Mühe ersparen, oder zu einer eigenen Betrachtung aufregend werden.

Fast unbegreiflich ists, wie ein geborner Syrer, bei einer so frühen Neigung, das Alte Testament zu erklären, sich doch nur an den alexandrinischen Übersetzungstext halten und (ganz anders, als der Lateiner, Hieronymus,) um Kenntniſs des ihm doch so nahe verwandten hebräischen Urtextes unbekümmert bleiben konnte. Von der alexandrinischen Übersetzung nimmt Theodor bei Zephan. 1, 4. p. 469 an: daſs siebzig *ανδρες πρεσβυτεροι τοὺ λαου, επιστημονες μεν ακριβως της γλωττης της οικειας, επιστημονες δε και των γραφων, ὑπο δι του ἱερεως και παντος του Ισραηλιτικου λαου δοκιμασθεντες* gewesen seyen. Wie konnte der Mann, welchem es um historische Exegese so sehr zu thun war, der unhistorischen Tradition über die alexandrinische Version (wie wenn sie durchweg von einerlei, so belobten Bearbeitern abstamme) so viel Glauben schenken? (Vergl. eine ähnliche Präconisation bei Habac. 2, 11.)

Der Syrischen Übersetzung dagegen ist Th. wenig geneigt. p. 369. »Man wisse, noch heute, nicht, durch wen sie gemacht und von welcher Art Dieser sey.« Bei Habac. 2, 11 nimmt er ihr sehr übel, daſs sie das Hapax legomenon כפיס nicht, wie die LXX *κανθαρος* = *σκωληξ*, sondern *πασσαλος* Nagel, Klammer, übersetze. Und doch ist die Metapher viel consequenter, daſs, wenn die Steine eines Hauses (darüber, daſs es nicht dauern könne) schreien, auch die Nägel und Klammern aus dem Holz dazu gleichsam antworten d. h. damit übereinstimmen. Den Steinen stehen weit eher die Holznägel in dem Gebäude gegenüber, als die etwa in den Wänden steckende Insecten = *κανθαροι*, die mit der Haltbarkeit des Baues in keiner Beziehung stehen. Zur Erläuterung mag eine sonst übersehene Observation beitragen. Schon Castell. im Polyglottenlexicon

Digitized by Google

p. 1787 bemerkt, daſs bei den LXX wahrscheinlich zu lesen sey κανϑεριος. Dieses Wort bedeutet nach Vitruv de Architectura l. 4. c. 2. p. 169 — 171 gewisse Balken, »prominentes ad extremam subgradationem = tecti partem porrectiorem, ubi fit stillicidium«. Wenn solche Balken, nebst den Steinen, die Unhaltbarkeit des Gebäudes verkündigen, so ist, was der Prophet sagen will, ganz gesagt. (Beiläufig bemerke ich, da ich so eben auch Hrn. Dr. Middeldorfs sehr schätzbare Ausgabe des Codex Hexaplaris Syriacus — 1835. 4. — vergleiche, daſs dort p. 221 וחשושתא statt וחיויתא gedruckt erscheint, weil in der syrischen Schrift, womit dieses Werk gedruckt ist, Jod und Schin allzu leicht verwechselt werden konnten.)

Wir bemerken weiter: Theodor ist sehr geneigt, historisch zu erklären und daher auch die Psalmen und Prophetensprüche auf bestimmte Begebenheiten zu beziehen. Woher aber nahm er seine Geschichte jener Vorzeit? Er nimmt z. B. an mehreren Orten an, die Überschwemmung Asiens durch Skythische Horden falle in die Zeit Zorobabels und von diesem seyen sie in Palästina besiegt worden. Aber wie konnte Theodor (zu Zach. 3, 8 — 10. S. 570. und sonst) diesem unmächtigen Exulantenfürsten solche Siegeskräfte zutrauen? Nach Herodot 1, 104. 2, 1. 7, 10. drangen die Skythen vor, da noch Meder und Assyrer mit einander kämpften und sich selber schwächten.

Von den Psalmen nimmt Theodor an, daſs sie alle von David seyen, daſs dieser aber die Schicksale seiner Nation bis in die Makkabäerzeiten hinab prophezeihe. Im Grunde also konnte sich der historische Exeget nicht abläugnen, daſs mehrere Psalmen auf die Makkabäerzeit sich beziehen! Er vereinigte nur dieses geschichtlich unläugbare mit seiner Kirchenmeinung (Dogma), daſs alle Psalmen Davidisch seyen, durch das Wagestück, sie für eine historia ante historiam zu halten, wo die Nation selbst oft als die redende Person zu denken sey. Wie Tausend andere, fragte auch Theodor sich nicht: Wozu hätten dergleichen wundervolle specielle Voraussagungen wirken und nützen sollen? Etwa damit man glaube, daſs Gott auch Zukünftiges wisse? Aber rechnet dies nicht fast Jeder, der einen Gott glaubt, zum voraus zu dessen Vollkommenheiten? Selbst der heidnische Begriff von Zeus, Apollon u. s. w. schloſs dies in sich, ehe man sybillische Vorausbeschreibungen der Zukunft dachte und glaubte. Und wen hätten dann Davidische Voraussagungen über die Makka-

Digitized by Google

bäerschicksale von Gottes Vorherwissen überzeugen sollen und können? Ehe sie erfolgten, konnte die ganze Zwischenzeit keine Vergleichung zwischen dem Psalm und der Erfüllung anstellen. Sah man aber aus den späteren Zeiten auf dergleichen Psalmen und angebliche Orakel zurück, so konnte niemand gewiſs seyn, wie alt? wie unverändert sie waren? Das meiste Vorausgesagte aber erscheint ohnehin so unbestimmt, daſs bekanntlich die ehrlichsten Exegeten sich über das, was eigentlich vorausgewuſst gewesen sey (man denke nur an die siebzig Jahrwochen) nicht vereinigen können.

Streng hielt Theodor mit Recht darauf, daſs nicht etwa einzelne Verse eines alten Textes auf den Messias sich direct bezögen, während die übrigen von andern Personen zu deuten wären. Das Allegorisiren der Alexandriner war ihm verhaſst. Wenn Petrus Apost.Gesch. 2, 31. aus dem Ps. 16, 10. die Worte: *ουδε ἡ σαρξ αυτου ειδε διαφϑοραν* auf Jesu baldige Wiederbelebung bezieht, so hält Theodor (zu Zach. 9, 10. 11. p. 613.) fest daran, David sage dieses *ὑπερβολικως* (in dichterischer Vergrösserung) vom Volk Israel! Die Anwendung auf Jesus nennt er typisch, aber nicht in dem Sinn, wie wenn dergleichen etwas vorausgeschehen und gesagt worden wäre, »damit« dadurch ein Erfolg bei Jesus habe vorgebildet werden sollen. Typus ist ihm das Alte geschehene, nur in so fern es als etwas ähnliches dort in Erinnerung gebracht werden konnte, wo bei Jesus etwas weit stärkeres und gleichsam vollständigeres, *πληρεστερον*, geschah. Jesu Geschichte ist ihm dann das wahre und volle (nicht das erfüllte, sondern das ausgefüllte, *πληρωϑεν*), gegen welches er das Ältere nur Schattenwerk, *σκια*, nennt. Nicht aber ist ihm dieses eine *praefiguratio* oder etwas, das »erfüllt« hätte werden müssen, weil es nun einmal vorhergesagt war. (Wogegen immer der Gedanke auftreten würde: daſs es nur nicht hätte vorher gesagt werden sollen!) Eine Hauptstelle über diese richtigere (rationale) Ansicht s. bei Zach. 9, 9. 10. pag. 612. Für Theodor war das Ältere nur *σκια* = ein Schattenwerk als etwas dunkleres, vergleichbares, worauf man von den Erfolgen bei Jesus als vom hellen, vollen, wahren, habe zurückblicken können. Z. B. Ps. 88, 37. 38. rede vom ewigen Regiment der Nachfolger Davids überhaupt, *ἡ του πραγματος αληϑεια* = das factisch wahre aber sey als Messiasreich durch Jesus geworden. (Auch im Hebräerbrief 8, 5. 10, 1. ist *σκια* Schattenwerk im Gegensatz gegen das Bleibende,

Digitized by Google

aber nicht *praefiguratio* = Vorbild.) — Oft sucht überhaupt diese Exegese eine leichtere Bewegung zu gewinnen, indem sie annimmt, daſs manches mit (dichterischer) Übertreibung, ὑπερβολικως, gesagt sey und daſs selbst bestimmte Zahlen (z. B. Zach. 11, 8. die drei Hirten in Einem Monat) doch nur als unbestimmt zu deuten seyen. Vgl. bei Zach. 8, 23. 3, 10. Eben so erlaubt er sich (bei Zach. 7, 14. Joel 2, 18.) die Voraussetzung, daſs oft bei David und den Propheten das Vergangene im Futurum und umgekehrt das Zukünftige als Präteritum ausgesprochen sey. Was kann nicht alles gefunden werden, wenn dergleichen εναλλαγαι wie Regel gelten!

Wahrscheinlich hatte Theodor nicht lange zuvor seinen Psalmencommentar durchgearbeitet. Auf diesen beruft er sich oft und wie aus frischer Erinnerung, auf andere eigene Arbeiten nicht. Die Propheten, welche er bei Zachar. 9, 9. nennt, sind eben die sogenannten Kleineren.

Doch genug für den Zweck unserer Jahrbücher. Mögen nur beide Herausgeber, besonders Hr. Prof. Fritzsche, die nun einmal auf die Antiochenische Exegetenschule gerichtete Aufmerksamkeit bald durch eine vervollständigte Sammlung aller dorther zu rettenden Reliquien befriedigen.

Mai 1837. *Dr. Paulus.*

Wörterbuch der Lateinischen Sprache, nach historisch genetischen Principien, mit steter Berücksichtigung der Grammatik, Synonymik und Alterthumskunde, bearbeitet von Dr. Wilhelm Freund. Zweiten Bandes erste Abtheilung. — Leipzig, in der Hahn'schen Verlags-Buchhandlung. 1836. *(Interims-Titel.) (24 Bogen, die Buchstaben D. K. bis excio enthaltend.)*

Fast schneller, als wir zu hoffen wagten, folgt dem ersten Theile dieses Werkes, welchen wir im Juniushefte 1835 dieser Jahrbücher angezeigt haben, ein neuer Theil, oder vielmehr ein Theil eines Theiles, gleichsam als Pfand und Bürgschaft des ununterbrochenen Fortschreitens eines Werkes, welches in so hohem Grade geeignet ist, der deutschen Philologie Ehre zu machen. Unser gleich zu Anfang gefälltes Urtheil über das Werk, weit entfernt, durch eine, uns sonst hochachtbare, Stimme in einer andern Zeitschrift umgestimmt zu werden, hat sich uns durch fortgesetzten Gebrauch desselben nur noch mehr bestätigt, und dieser neue Theil, von dem wir ein groſses Stück ganz und genau durchgesehen haben, hat uns in der Überzeugung bestärkt, daſs mit dem Fortgange des Werkes dem Verfasser die Kraft ge-

Digitized by Google

wachsen ist, Sorgfalt aber und Fleiſs sich gleich blieb und, wo möglich, noch gesteigert hat. Auch die Verlagshandlung ist in der Sorge für schöne Ausstattung und gründliche Correctur fortgefahren, und wenn auch noch, bei der millionenfachen Möglichkeit zu fehlen, einige wirkliche Fehler stehen geblieben sind, so wollen wir die Pflicht der Billigkeit nicht über dem minutiösen Suchen von kleinen Fehlern des Druckes vergessen, so wenig als uns die Entdeckung einzelner Mängel des Werkes gegen den Verf. ungerecht machen soll, der mehr geleistet hat, als irgend Einer seiner Vorgänger, und der recht wohl daran thut, bei seinem wohl erwogenen Plane und bei den von ihm aufgestellten, geprüften Grundsätzen zu bleiben, und nur in diesem Kreise den innern Ausbau des Werkes zu vervollkommnen, das sich mit Recht des Beifalls sehr gewichtvoller Stimmen, so weit wir dieselben zu vernehmen Gelegenheit hatten, erfreut. Ist es auch wahr, daſs zuweilen ein falsches Citat, vielleicht auf Treu' und Glauben, aufgenommen wurde, und dieses Veranlassung zu einem Irrthum geworden ist, daſs noch einige Wörter könnten nachgetragen werden, daſs in der Etymologie Einiges mangelhaft, Einiges irrig ist (ein Feld, wo übrigens noch ein Principienstreit herrscht, also nicht nur die Resultate, sondern auch die Grundsätze divergiren), daſs die Kritik zwar nicht ganz ausgeschlossen wurde (wie ein Recensent dem Vf. vorgeworfen hat), aber doch seltener geübt ist, als man wünschen möchte, daſs auch hin und wieder eine Bedeutung fehlt, das grammatische und synonymische Element bei einzelnen Artikeln verkürzt erscheint, auch zuweilen gegen die logische Anordnung sich Etwas einwenden läſst *) — welches Alles dem Werke, nicht ohne Beimischung ungerechter Übertreibung, vorgeworfen wurde; so bleibt dennoch unser Urtheil stehen, daſs hier geleistet sey, was nur irgend mit Billigkeit verlangt werden kann.

---

*) Es lieſs auch eine Stimme die Vermuthung fallen, „es scheine auf die Vorarbeiten nicht hinlängliche Zeit verwendet zu seyn.“ Der Begriff „hinlänglich“ ist sehr relativ. Ref. erblickt in dem Werke selbst, so wie in den Beilagen zum I. Bande, überdies in den lexikalisch-grammatischen Forschungen, welche Hr Dr. Fr. in den Neuen Jahrbb. f. Philol. u. Pädag. von Seebode, Jahn und Klotz V. Jahrg. (1835) XIII. Bd. 1. H. S. 1—65. niedergelegt hat, ernste und tiefe Vorstudien, und kann sie bei einem Werke dieser Art, welches die rüstigste Kraft erfordert, nicht über die Jahre des muthigsten Wirkens ausgedehnt wünschen. Ref. kannte einen hochachtbaren Gelehrten, der an einem Wörterbuche anderer Art, aber auch einem sprachlichen, 30 Jahre arbeitete, es endlich fertig hatte, aber, ehe der Druck beginnen konnte, 70 Jahre alt starb. Es erschien nach seinem Tode; aber die endlosen Vorarbeiten hatten das Werk um die Vollendung gebracht, die ihm der geistreiche Verf. allein geben konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Freund: Wörterbuch der Lateinischen Sprache.

(Fortsetzung.)

Wir kennen wohl die hochfahrende Sentenz der Hyperkritik unserer Zeit: »Die Wissenschaft ist nicht billig, sondern gerecht.« Ja, wenn die Wissenschaft selbst zu Gerichte säſse! Aber ein kritisches Tribunal stelle sich so hoch, als es wolle; es ist und bleibt doch die Individualität, die über die Individualität zu Gerichte sitzt, und das Wir der Richter ist im Grunde nicht mehr als ein Ich. Ref. ist ein Feind der Lobhudelei, die weder der Wissenschaft frommen, noch dem Schriftsteller, wenn er nicht kleinlich eitel ist, willkommen seyn kann: er tritt der Anmaſsung, hinter der sich Hohlheit verbirgt, offen und schonungslos entgegen: aber er glaubt, die Kritik habe auch die Pflicht, zu ermuthigen, wo sie ein tüchtiges, wenn auch nicht in jeder der tausend Einzelnheiten erreichtes, Streben findet.

Doch wir wenden uns zu dem Berichte über das vorliegende Buch. Es ist demselben die Nachricht beigegeben, daſs der Vf., nachdem er nun mehrere öffentliche und Privat-Urtheile über sein Werk vernommen, jetzt mit erneuter Munterkeit an demselben fortarbeite, so sehr auch die Schwierigkeit der Arbeit Eile verbiete; so daſs er bei seinem behutsamen, aber stetigen, Fleiſse hoffen dürfe, in wenigen Jahren das erwünschte Ziel zu erreichen. Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes werde bis zum Buchstaben K, der dritte Band bis Q, und endlich der vierte und letzte Band bis Z reichen, das Ganze aber nach genauester Überschätzung des vorräthigen Materials, und nach Vergleichung der der bereits gedruckten 100 Bogen mit dem Manuscript zu denselben, den Umfang von 300 Bogen nicht überschreiten.

Aus dem oben Gesagten mag sich denn, so wie aus unserer Beurtheilung des ersten Bandes, die Tendenz und die Absicht ergeben, in welcher wir hier eine Anzahl mehr oder minder bedeutender Bemerkungen über Einzelnes niederlegen, gleichsam als schriftliche Besprechung mit dem Verf. und unsern sich für das Werk interessirenden Lesern. Für diese dürfte es denn auch

Digitized by Google

wohl überflüſsig seyn, einzelne bedeutende Artikel, wo sich die Selbstständigkeit und das Überdachte der Arbeit in Vergleichung mit den Vorgängern besonders herausstellt, herauszuheben, z. B. die Artikel *do*, *ex*, *de*, *etiam*, *et* und so viele andere.

S. 1. b. fehlt, gleich bei dem ersten, zum Belege des *d*, am Abl. singul., angeführten, Beispiele (*pucnando*) eben dieser grammatische Hülfsbuchstabe, denn der Verf. wollte das Wort der Columna Rostrata, *pucnandod*, geben. — Zu D als Zeichen für 500 hätten wir kurz citirt Seyferts Lat. Sprl. I. S. 7 f. — Bei *damnare voti* ist uns dreierlei aufgefallen: *a*) daſs es nicht erklärt wird, da sich doch die Erklärung nicht von selbst versteht; *b*) daſs man bei *condemnare voti*, worauf verwiesen wird, gleichfalls keine Erklärung findet, sie war aber um so nöthiger, da Nonius Marc. p. 277, auf welchen wir dort gewiesen werden, eine geradezu falsche Erklärung giebt; *c*) daſs diese Phrase unter *condemnare* unter der Rubrik „innerhalb der Gerichtssphäre", und unter *damnare* als „auſserhalb der Gerichtssphäre" angegeben ist. — Unter *de* S. 12. a. 5. ist die Stelle aus Sall. Catil. 50, 3. citirt: *refert, quid his fieri placcat:* allein wenn man nicht *quid de his fieri placeat* liest, gehört das Beispiel gar nicht hierher. — Unter *dealbare* ist aus dem Briefe des Curius bei Cic. ad Famm. 7, 29. angeführt: *parietes de eadem fidelia dealbare.* Wollte der Verf. die Worte *de eadem fidelia* nicht weglassen, so muſste er auch vor *parietes* das *duo* nicht fehlen lassen, nebst der Bemerkung, daſs es eine sprüchwörtliche Redensart sey. — Unter *decerto* ist uns aufgefallen, daſs die Stelle aus Stat. Theb. I. 479: *ventis ut decertata residunt aequora* unter den Bedeutungen in der militärischen Sphäre, dagegen unter denen auſserhalb der militärischen Sphäre die Stelle aus Hor. Od. I, 3, 13: *timuit Africum decertantem Aquilonibus* angeführt ist. — Unter *dedecus* fehlt bei der Stelle des Livius III. 51: *Siccii caedes decemviris et Appiana libido obiiciebantur*, gerade das, worauf es hier ankam, und weswegen die Stelle citirt ist, nämlich die Worte *et dedecora militiae*, vor *obiiciebantur*. — Unter *dedico* sollte unter der Rubrik „term. techn. der Religionssprache" noch vor der Stelle aus Cicero die des Catullus 18, 1. stehen: *Hunc lucum tibi dedico consecroque, Priape.* — Unter *deduco* II. (tropisch) werden zwei von Nonus aus Cic. de Rep. [durch einen Druckfehler steht *Reg.*] citirte Stellen, oder vielmehr eine an zwei Orten citirte, aufgeführt. Hier hätte aber auch angegeben werden sollen, wo diese Stelle beim Cic. de Rep. zu finden ist, nämlich I. 21, wiewohl

Digitized by Google

sie Heinrich an den Schluſs des I. Buches geschoben hat. Übrigens ist in der Stelle des Nonius sicher ein Fehler, der zwar das Verbum *deducere* nicht berührt, aber doch die Stelle des Cicero (*deduc orationem tuam ad haec cituma*). Hr. Dr. F. schreibt, wie es in den Ausgaben des Nonius steht, *citeriora*. Allein da N. die Stelle S. 85, 16. wegen *citima* oder *cituma* citirt, so ist die Note des Mercerius ganz unstatthaft, wenn er sagt, die Beispiele des N. passen oft nicht zu seinem Lemma. Ist dies, so ist jedesmal ein Fehler, entweder im Lemma oder im Beispiel, der corrigirt werden muſs. Denn so gedankenlos war N. gewiſs nicht, daſs er sagte, er wolle die Form *cituma* mit einem Beispiel aus Cicero belegen, und dann *citeriora* schrieb. An der zweiten Stelle mochte er das thun, wo er die Ciceronische Stelle wegen *deducere* anführt, und M. dieselbe Entschuldigung für *citeriora* angiebt, aber mit mehr Fug und Recht. — Zu *defungor* müssen wir eine Bemerkung machen, die mehrere Stellen angeht, nämlich, daſs zu Erklärung der citirten schwereren Stellen zuweilen mehr gethan seyn sollte. Als Bedeutung des Wortes wird angegeben: „Ein unangenehmes Geschäft zu Ende bringen, vollenden, davon ab-, loskommen u. d. gl.“ Nun wird die Stelle angeführt Liv. 10, 29: [*defunctos*] *consulis fato*. Aber hier helfen die angegebenen Bedeutungen durchaus nicht. Nun steht zwar dabei: „vgl. *defungi fatalibus malis*, aus Suetonius Ner. 40.“ Aber das hilft nichts, wenn schon *fatalibus* ein Licht auf des Livius *fato* zu werfen scheinen könnte. Es wirft keins. Die Stelle des Suetonius ist leicht, die des Livius bleibt schwer und dunkel. Es sollte entweder eine deutsche Erklärung gegeben, oder bemerkt seyn, es sey hier von des Decius freiwilliger Aufopferung die Rede, und Budäus erkläre: Romanos consulis sui sese devoventis spontanea morte ab imminentibus periculis liberatos et exemtos. Auch eine der später angeführten Stellen des Livius 4, 5: *def. plurimorum morbis*, *perpaucis funeribus* ist schwer oder gar nicht aus dem Obigen zu erklären, sondern fast wie 10, 29, nämlich nach Drakenborch: plurimorum morbis, perpaucis funeribus liberata civitate a turbis, quae ex seditione a L. Icilio mota imminebant. — Zum Schlusse des Artikels *deinceps* bemerkt Ref. in Beziehung auf die hier angeführte Stelle Cic. de Divin. I. 30. 64: *qui deinde deinceps moriturus esset*, daſs er zwar in seiner Ausgabe *deinde* ausgestoſsen hat, auch *deinde deinceps* immer noch auffallend, wo nicht anstöſsig, findet; daſs er aber jetzt doch dieses aus mehreren guten MSS. herstellen möchte, so daſs (nach

Digitized by Google

dem vorausgegangenen *primus* und *secundus*) das *deinde* den dritten bezeichnete, und *deinceps* hieſse der Reihe nach. — Unter *deiicere* ist zweierlei zu bemerken. Erstlich hätten wir gewünscht, als wir *deiicere aliquem e ponte* aus Suet. Caes. 80. in der eigentlichen Bedeutung citirt fanden, das sehr nahe liegende tropische *de ponte deiicere* zu finden, welches bei Festus unter *depontanus senex* steht, und bei Nonius Marcellus unter *sexagenarios de ponte*; nämlich: *depontani senes appellabantur, qui sexagenarii de ponte deiiciebantur*, und: *quum — habebant sexaginta annos, tum denique erant a publicis negotiis liberi atque otiosi. Ideo in proverbio quidam putant venisse, ut diceretur sexagenarios de ponte deiici oportere, quod suffragium non ferant, quod per pontem ferebant*: p. 523. ed. Nonii Marcelli von Mercer. Vergl. Creuzers Röm. Antiquitäten 2. Aufl. S. 165 bei Festus p. XLIX. ed. Scal. 1593. 8. Zwar fehlt der Artikel *depontanus* nicht, nebst der Erklärung bei Festus; aber unter *deiicere* sollte die obige Redensart stehen uud erklärt seyn. Zweitens vermiſsten wir bei Angabe der tropischen Bedeutung von *deiicere* eine Erklärung zu dem Ciceronischen *de gradu deiici, ut dicitur*, aus de Offic. I. 23. 80. Hier deutet das *ut dicitur* auf einen sprüchwörtlich gewordenen Ausdruck. Davon sollte hier der Ursprung angegeben seyn. Beier sagt ganz richtig zu dieser Stelle: *Haec formula e gladiatorum ludo omninove e palaestra videtur repetita*; nur brauchte er nicht *videtur* zu sagen. Man vergl. Cic. Orat. 37, 129: *magno semper usi impetu saepe adversarios de statu omni deiecimus*. E. E. C. Bach zu Ovid. Metam. IX. 43. zu den Worten: *Inque gradu stetimus, certi non cedere* — worüber auch Petr. Fabri Agonistic. p. 36. ed. Lugd. 1592. 4. nachzusehen ist *). — Unter *deliro* ist die bekannte alte Ableitung von *lira* (Furche) angegeben, nach Plin. H. N. 18, 20, 49. N. 3, welche scheinbar durch Auson. Idyll. 16, 11. bestätigt wird, wo es in der eigentlichen Bedeutung gebraucht scheint: *Angulos aequis Partibus ut coëat, nil ut deliret amussis*. Trotz dieser Autorität halten wir die angege-

*) Als eine fast unglaubliche Merkwürdigkeit führen wir hier gelegentlich an, daſs Forcellini in dem Artikel *deiicere* die selbst in der neuesten Ausgabe nicht corrigirte Kostbarkeit bietet: *significat etiam prostrare et occidere*. — Daſs aber oft die gröſste Gelehrſamkeit nicht vor Miſsgriffen der Art schützt, haben wir mit Erstaunen erst in diesen Tagen in dem Commentar eines scharfen Kritikers zu einer Schrift des Cicero gelesen, wo das vierte Capitel *Progymnasmatorum Aphthonii* citirt wird.

Digitized by Google

bene Ableitung dennoch für falsch. Ausonius ist ganz der Mann dazu, dergleichen Dinge nicht aus dem ursprünglichen Sprachgebrauche, sondern aus Grammatikern zu schöpfen. Möglich, daſs er diese Weisheit namentlich der angeführten Stelle des Plinius verdankte. Fände sich dieser Gebrauch bei einem Schriftsteller oder Dichter der voraugustinischen Zeit, dann würde die Ableitung an Gewicht bedeutend gewinnen, obwohl überhaupt, aus bekannten Ursachen, die Römer keine sonderlichen Etymologen waren. Und warum soll denn die Verrücktheit gerade daher benannt seyn, daſs man von der Furche abkommt? Döderlein (dessen Ableitung desselben Wortes von *delinquere*, von dem Stamme λιπεῖν, uns übrigens nicht zusagt) sagt im V. Bande seiner Latein. Synonyme und Etymologieen S. 88: „die Ableitung von *lira* wird man gern aufgeben". Geben wir sie nun gleich nicht gegen *delinquere* auf, so doch gegen ληρεῖν, wovon D. selbst zugiebt, daſs sie viel für sich habe. Wir halten sie mit Wyttenbach, der sie in seinen Vorlesungen, als Ref. ihnen beiwohnte, vortrug, für ziemlich sicher, und bemerken nur noch, daſs sie einiges Gewicht dadurch erhält, daſs in der Handschrift des Fronto, nach des Hrn. Verfs. eigener Angabe, *deleramentum* geschrieben ist, und (nach Furlanetto) in den Notis Tironianis *deleriis* steht [nämlich in der Ausgabe von Jan. Gruter ed. Commelin. 1603. fol. pag. XCVII.]. Überdies findet sich in dem alten von Henr. Stephanus herausgegebenen Lateinisch-griechischen Glossar (Paris. 1573. fol.) p. 64: *delerat*, παρακόπτει, ληρεῖ, und *delerus*, ληρῶν, παράληρος; endlich findet sich (s. Forcellini T. II. p. 678. c.) auch *liramentum* (für *deliramentum* oder *delirium*), welches die Ableitung von *lira* geradezu umstöſst, und in *delirare* dem *de* die Bedeutung giebt, die es in *deblaterare*, in Vergleichung mit *blaterare*, hat. — Unter *demovere* (trop.) sollte auch das Horazische *Gaudentem patrios findere sarculo Agros Attalicis conditionibus Nunquam demoveas* (Od. I, 1, 11 — 13.) angeführt seyn, um so mehr, da die Lesart streitig ist, und sich gewichtige Stimmen und Handschriften dazu hinneigen, obgleich die Meisten, mit Bentlei, *dimoveas* lesen, unter welchem Artikel auch Hr. Dr. Fr. die Stelle hat, wo er aber sich genöthigt sieht, der hier nothwendigen Bedeutung eine eigene Rubrik, ohne noch ein zweites Beispiel auftreiben zu können, einzuräumen. Aber schon Lambin sagt: „Malim legi *demoveas*, ut haec sit sententia: nunquam eum de suo instituto sententiave deducas aut demoveas. Non dubium est autem, quin hoc verbum non apud hunc poetam so-

lum, verum etiam apud M Tullium, permultis locis ita sit emendandum: ut in Or. contra Rull. *ex ea possessione rem publicam* *d e m o v e r e;* et Paradox. *de sententia d e m o v e r e;* et Philipp. quarta: *Virtus est una altissimis defixa radicibus, quae nunquam ulla vi labefactari potest, nunquam d e m o v e r i loco.*“ Er konnte noch viele andere Stellen anführen; denn damals stand noch im Cicero überall *dimovere*, so daſs Nizolius das Verbum *demovere* in seinem Thesaurus Ciceronianus noch gar nicht hat. S. die Anmerk. des Ref. zu Cic. Tusec. II. 24. 58. p. 589. T. I. *Demoveas* geben an der Stelle des Horatius auch B a x t e r, V a l l a r t, F e a (und diese Beiden hatten bekanntlich eine groſse Menge Handschriften), Z e l l, endlich der neueste Herausgeber des Horatius, H o f m a n n - P e e r l k a m p (Harlemi, ap. Vinc. Loosjes, 1834. 8., über dessen Ausgabe Ref. eine Epistola Critica, Dordr. ap Jo. van Houtryve, 1835. 8. herausgegeben hat). Dieser schreibt: „Librarii non intelligebant, aliquem *dimoveri* exiguo tempore inde, quo mox redit, *demoveri* in perpetuum. Plautus Pers. III. 1. 45: *Dicet quod quisque volt. Ego de hac sententia non d e m o v e b o r.* Horat. I. Serm. I. 38: *quum te neque fervidus aestus D e m o v e a t lucro.*“ Und an dieser Stelle dachte Bentlei an keine Verwandlung des Verbums in *dimoveat.* — Unter *demulcatus* steht: *aliquam asperis verberibus* aus Marcianus Capella 8. pag. 272. Das *aliquam* scheint aber hier keine Stelle zu haben. Ref. schlug nach, und fand in der Ausg. Lugd. ap. Vincent. 1539. 8. p. 318: *tristibus asperisque Satyrae alioquin lepidulae verberibus demulcatus.* — Unter *demum* wird angeführt die bei Festus aus Livius Andronicus vorkommende Form *demus;* gut: aber die angegebene Analogie von *prorsus, quorsus, rursus, deorsus* und *quorsum, prorsum, rursum, deorsum*, ist nicht ganz passend. Alle diese Wörter sind nämlich Composita von *vorsus, vorsum* mit Präpositionen. Da nun der Grund der zweierlei Endungen dieses Wortes ein ganz anderer ist, als der der zwei Endungen von *demum*, da *demum* nach dem Verf. eine verlängerte Form der Demonstrativpartikel *dem* in *idem, tandem*, verwandt mit dem griechischen δή, ist; so folgt daraus, daſs die Vergleichung hinkt. Die unter II. A. angeführte Bedeutung *duntaxat*, welche *demum* in der nachaugustinischen Latinität hatte, konnte durch das ausdrückliche Zeugniſs des Festus (unter *demum*) belegt werden. *Alii*, sagt er, *d e m u m pro d u n t a x a t posuerunt.* — Unter *Denicales* würden wir, zur Vervollständigung der Einsicht in die Bedeutung des Wortes, die Stelle des Festus h. v. ganz gegeben haben.

Digitized by Google

Es folgt nämlich auf: *Denicales feriae colebantur, cum hominis mortui causa familia purgabatur*, noch Folgendes: *Graeci enim νεκυν mortuum dicunt.* Der Umlaut in *denicales* ist wie in *pernicies* (von *nex*). — Unter *denique* gehörte bei II. A. die Stelle des Terent. Heaut. I. 1. 17. her: *fodere aut arare aut aliquid ferre denique*, die auch Cicero de Finn. I. 1. citirt. Hr. Dr. Fr. bringt die Stelle unter der Bedeutung überhaupt, weil er mit Bentlei *facere*, statt *ferre*, liest. So sehr uns Bentlei's Verbesserung im Terentius gefällt, so ist es doch etwas bedenklich, die constante Lesart auch aller Ciceronischen Handschriften zu verlassen, und anzunehmen, es seyen alle diese aus schlechten Terenzischen corrigirt worden. Die Herausgeber des Cicero glaubten deswegen auch Alle *ferre* behalten zu müssen, selbst Bentlei's eifrigster Verehrer, Davisius. — Unter *do*, einem besonders sorgfältig gearbeiteten Artikel, vermiſste Ref. die Angabe der Verwandtschaft mit dem Griechischen (die auch sonst öfters nicht angegeben ist), und ebendaselbst bei der Redensart *poenas dare* die Angabe der Bedeutung. Zwar wird auf *poena* verwiesen; aber die Bedeutung sollte doch auch hier stehen, wenn auch die Erörterung darüber, wegen Zusammenstellung mit *poenas pendere* und *solvere*, und den Gegensätzen *poenas repetere*, *capere* und *sumere*, dort ihre passendere Stelle hat. Gewiſs wird dann auch unter *poena* die merkwürdige Phrase *poenam dare* in der Or. pro Mil. c. 6 extr. für bestrafen, nicht übersehen werden, wo es heiſst: *Non poenam confessioni, sed defensionem dedit.* — Bei dem Buchstaben *E* bemerken wir, in Beziehung auf dessen Vertauschung mit *a*, daſs nicht gesagt seyn sollte, es werde bald *aspergo*, *conspergo*, *dispergo*, bald *aspargo*, *conspargo*, *dispargo* geschrieben, denn jenes ist viel häufiger als dieses. Sagt der Verf. doch selbst unter jenen drei Artikeln, daſs die zweite Schreibung sich nur zuweilen finde, also die seltenere sey. Auch konnte vielleicht da, wo von der Apokope des *e* die Rede ist, und *biber* angeführt wird, auf das *berber* in dem Liede der arvalischen Brüder hingedeutet werden. — Unter *effetus* hätten wir ein Wort über die fatale Stelle bei Sallust. Catil. 53, 5. *sicuti effetae parentum* zu lesen gewünscht. — Unter *evenire* vermissen wir die Erwähnung der Formel *usu evenire*, die in der neuesten Zeit so manche Erörterung veranlaſst hat; nicht, als ob wir sie billigten, oder auch nur für gut Lateinisch hielten, sondern weil sie noch in vielen Ausgaben der besten Schriftsteller statt *usu venire* steht, und zwischen dieser und jener noch vor wenigen

Digitized by Google

Jahren von F. Lindemann in Seebode's Archiv f. Philologie 1826. I. 5. 6. p. 139. und in einem Excurs zum Auct. ad Herenn. p 699 — 703. ein Unterschied gemacht und aufgestellt wurde. Ohne Zweifel ist nun zwar Hr. Dr. Fr. der Ansicht Orelli's zu Cic. Tusce. I. 30. der besondern Ausg. p. 354 — 356. u. a. O., und F. V. Otto's im Excurs zum Cic. Cat. maj. 3, 2. p. 224 — 230, daſs *usu evenire* zu verwerfen sey, wofür sich der Ref. in seiner Ausgabe der Tusculanen a. a. O. T. I. p. 246 sq. auch entschieden hat; allein in das Wörterbuch gehörte wenigstens die Abweisung der viel gebrauchten, noch in vielen Ausgaben stehenden und viel vertheidigten Phrase, wenn auch nicht eine Erörterung darüber. — Unter *equidem* sollte neben der richtigen Ansicht, daſs das *e* demonstrativisch-intensiv sey (s. Hand. Tursell. T. II. p. 424.), nach unserer Ansicht auch angegeben seyn, daſs es vor nicht eben langer Zeit noch sehr allgemein als aus *ego quidem*, und an Stellen, wo dies nicht paſst, als aus *et quidem* entstanden betrachtet wurde. Es brauchte deswegen keine Widerlegung zu erfolgen. Zweitens genügt es für den Gebrauch nicht, zu sagen, es sey g e w ö h n l i c h mit der ersten Person verbunden; sondern es muſste gesagt seyn, dies sey bei Cicero, Horatius und Virgilius die einzige Constructionsweise, mit der es vorkomme, und zwar mit der ersten Person des Singulars; denn das *equidem audiebamus* in der Or. pro Sest. 57, 122, und *equidem — loquemur*, de Finn. III, 2, 9. wird doch schwerlich viele Vertheidiger finden, obgleich der Verf. beide noch als Belege des *equidem* mit der ersten Person des Plurals anführt, da beide Stellen längst corrigirt sind, und zwar aus Handschriften *). Stellen aber, welche ehemals aus Cicero für die Verbindung von *equidem* mit der zweiten und dritten Person angeführt wurden, nämlich ad Att. 3, 3. ad Att. 13, 26. z. B. von Th Linacer de Emendata Structura Latini Sermonis (Lips. 1551. 8 p. 339.) und O. Giphanius Obss. in Ling. Lat. (Frcof. 1624. 8. p. 82 sq.), bringt der Vf. selbst nicht mehr bei. — Bei *emo* sollte die in diesem Worte selbst nicht mehr erscheinende Grundbedeutung n e h m e n bemerkt seyn, die sich noch in *adimo*, *eximo*, *demo*, *promo* und *sumo* zeigt.

---

*) Da indessen H a n d im Tursellinus T. II. pag. 426. und 428 — 430. annimmt, Cicero könnte doch an einigen Stellen *equidem* mit einer andern Person und einem andern Numerus gebraucht haben, und die gegenwärtige Harmonie auf der 1. pers. Sing. blos hineincorrigirt seyn; so glaubte Hr. Dr. Fr. vielleicht hier das ἐπέχειν beobachten zu müssen, was wir nicht gerade tadeln wollen.

Digitized by Google

Der Art sind die Ausstellungen, von denen wir zum Beweise unserer genaueren Durchsicht einige Proben geben wollten, und die dem hohen Werthe des Werkes so wenig Eintrag thun, als einige stehen gebliebene Druckfehler, z. B. S. 37 unter *decurro* das Wort nach für noch, S. 39 Ovid. Metam. 8, 536. statt 535. (wo wir zweifeln, ob *decus* Körperreiz, und nicht vielmehr Anstand, Schicklichkeit bedeute), oder unter *Dentatus*, wo M. (statt M') Curius steht, der von uns mit Recht gelobten Correctheit des Druckes schaden.

Nun könnten wir auch noch nach einigen fehlenden Wörtern fragen, z. B. warum *Daduchus* aus Fronto, einem Glossar und einer Inschrift bei Fabretti nicht aufgenommen sey, oder *Dalmatinus* aus einer Inschrift (s. v. a. *Dalmaticus*), *Damnabilitas*, *Dapeo* aus einem alten lateinisch-griechischen Glossar, oder *Delicatulus*, das sonst aus dem Appuleius citirt, aber nicht nachgewiesen wurde, und könnten uns damit den Schein einer ausgebreiteten Belesenheit, dem Buche aber den Schein der Mangelhaftigkeit geben. Allein wir verschmähen Beides. Etwas Wesentliches fehlt nicht, und des Guten, Neuen und Neubegründeten ist so viel, daſs, wenn schon Schellers in so vieler Hinsicht unbefriedigendes Werk die Aufmerksamkeit mancher Gelehrten auſserhalb unsers Vaterlandes auf sich gezogen hat, und sogar durch Ruhnken nach Holland verpflanzt worden ist, das vorliegende Werk ganz geeignet scheint, die Ehre der deutschen Philologie, die gegenwärtig ziemlich allgemein Anerkennung findet, auch auf diesem Gebiete zu erhöhen. Aber ehe wir unsere Anzeige schlieſsen, fühlen wir uns gedrungen, eine Sache zur Sprache zu bringen, welche zwar schon von Einer Seite öffentlich gerügt worden ist, aber auch von dem Ref. nicht unberührt bleiben darf, damit sein Schweigen darüber, während sie ihm doch nicht unbekannt bleiben konnte, nicht als Billigung erscheine, auf welche das Geschehene, wenn es sich als solches herausstellt, durch den Umstand, daſs es in seiner Nähe geschah, wenigstens keinen Anspruch erhalten dürfte.

Ein dem Ref. persönlich unbekannter Hr. Dr. Ch. H. Dörner, Professor (nämlich ehemaliger), kündigte im März 1835, von Mähringen aus (einem Dorfe bei Tübingen), ein neues „vollständiges Wörterbuch der lateinischen Sprache *nach den neuesten Hülſsmitteln* bearbeitet" an, welches in zwei Bänden in gr. 8. in vier Abtheilungen von je 25 bis 30 Bogen, zu dem Preise von 5 Thlr. (im Ganzen) bei J. N. Fischer

und Fr. Schradin in Reutlingen herauskommen sollte. Er sagt in der Ankündigung, er habe eben die Absicht gehabt, „auf den Schultern *Gesners, Forcellini's* und *Schellers* stehend, und mit den neuesten Hülfsmitteln in der Hand, ein neues Wörterbuch der lateinischen Sprache zu schaffen“, als der erste Band des Wörterbuchs von Hrn. Dr. Freund erschien, der ihn anfangs zum Aufgeben seines Planes veranlaſste, bald aber zu dem Entschlusse brachte, seine Arbeit wieder aufzunehmen, da er mehr das Bedürfniſs der Schule, als der Gelehrten ins Auge zu fassen gedacht, und ein Werk von beschränkterem Umfange und zu wohlfeilerem Preise liefern wollte, welches bis Michaelis 1836 vollständig in den Händen der Käufer seyn werde. Die erste Abtheilung sollte bis Ende Juli 1835 erscheinen, die übrigen drei in vier- bis fünfmonatlichen Zeitabschnitten. Er nennt in seiner Ankündigung das Werk des Hrn. Dr. Fr. ein wahrhaft *neues* und vortreffliches Wörterbuch, dessen Verf. sich ein weit höheres Ziel gesteckt habe, als er. Er habe die Ausführung seines Planes mit wahrer Freude in *tüchtigern* Händen erblickt, sagt er; seine eigene Arbeit aber sey nach einem weit weniger groſsartigen Plane angelegt, und deswegen hoffe er auch noch neben der des Hrn. Dr. Fr. Gutes stiften zu können. An seiner Hand soll der kleine Lateiner die ersten Schritte wagen, sein Buch soll leicht zu handhaben seyn, und dem nicht eigentlich gelehrten Freunde der römischen Literatur ein erwünschter Rathgeber bleiben. Es war aber im Rathe des Schicksals oder des Verfassers anders beschlossen. Im Jahre 1835 erschien Nichts, um die Mitte des Jahres 1836 aber, ohne Vorrede und Erklärung, eine erste Lieferung von 18 Bogen (Preis 1 fl. 24 kr.) von *A* bis *Anio*, nicht in Reutlingen bei den genannten Verlegern, sondern in der Hallberger'schen Verlagshandlung in Stuttgart. Seitdem ist wieder Stillstand. Man konnte hier in Wahrheit sagen, es sey mehr geleistet als versprochen worden: die Erscheinung des halben Buchstaben A (etwas mehr) bedurfte mehr Zeit, als fast das ganze Werk brauchen sollte; dieses Bruchstück eines Bandes bedurfte zugleich mehr Raum, als Hrn. Dr. Freunds Werk bis zu derselben Stelle; denn dieses steht bei *Anio* auf der 286sten Seite, das Dörner'sche auf der 288sten; und geht die Arbeit, die Ausdehnung und der Preis, wie natürlich, in demselben Verhältnisse fort, so wird das Werk auch mehr Geld kosten, als das Freund'sche, und für mehr

Digitized by Google

als 300 Bogen, aus denen es bestehen muſs, werden die „kleinen Lateiner“ ein nicht sehr „leicht zu handhabendes Buch“ schleppen, und statt 9, etwa 25 Gulden zu bezahlen haben. Hat nun der Verf. versprochen, „auf den Schultern seiner Vorgänger zu stehen“, so hält er auch hier wieder mehr, als er versprochen hat; denn er hat nicht versprochen, das Werk des Hrn. Dr. Freund so auszubeuten (ein köstliches Wort unsrer Zeit!), daſs Hr. Dr. Jahn in Leipzig in den neuen Jahrbüchern f. Philogie und Pädagogik 1836. 10. p. 256. sagen konnte: „[*Literarische Täuschung:*] *Die Wahrheit ist, daſs Hr. Dörner Freunds Wörterbuch vollständig abgeschrieben, d. h. alles Material, alle Ansichten und die ganze Anordnung Freunds wiedergegeben, und blos die Ausdrucksweise verändert und bisweilen etwas abgekürzt hat. Die Abkürzung ist übrigens so unbedeutend, daſs das erste Heft nur um zwei Seiten geringer ist, als das Original.* [Dies ist ein Irrthum: das Freund'sche Werk hat bis zu *Anio* 3 Seiten weniger, als Hrn. D.s Buch; denn er hat bei vielen Artikeln noch anderswoher Zusätze gemacht.] *Ein Nachdruck, im streng juristischen Sinne, ist das Buch nicht, wohl aber ein schamloses Plagiat, das, beiläufig gesagt, viel theurer werden muſs, als das Originalwerk.*“ Ref. setzt Nichts hinzu, als daſs er eine groſse Menge Artikel in beiden Werken verglichen habe, daſs das Aufnehmen des Fremden nicht immer, ja seltener, ganz wörtlich, sondern sachlich ist (wiewohl die Übereinstimmung bei vielen sehr bedeutenden Artikeln ganz nahe an das Wörtliche streift, z. B. unter *ab, adeo, admodum, adoro, animus* u. s. w.), daſs die Ordnung häufig verändert wurde, auch viele Zusätze gemacht sind, daſs die Veränderungen oft seltsam sind, z. B. unter *agon* aus Hrn. Dr. Freunds Cither eine Cyther geworden ist, und Hr. D. den beflügelten *ales* des Freund'schen Wörterbuchs zu einem geflügelten gemacht hat; daſs Ref. den Vorwurf des Ausbeutens auf jeden Fall bestätigt gefunden hat, und daſs er nicht wüſste, wie er es anzufangen hätte, wenn er Hrn. Dr. Jahn überzeugend und schlagend widerlegen sollte. — Den Namen für ein solches Verfahren, dem Verfasser und Verleger des Freund'schen Werks gegenüber aufzufinden, wenn etwa ein anderer, als der Jahn'sche gesucht werden sollte, überläſst der unterzeichnete Ref. seinen Lesern, und bemerkt nur, daſs dasselbe keineswegs geeignet scheint, die Wissenschaft wesentlich zu fördern und Verfasser und Verleger eines Werkes der Art zu ermuthigen. Wir rathen Jedem, an die Quelle zu gehen.

Ulm. *G. H. Moser.*

Digitized by Google

Nachschrift.

Eben sollte diese Anzeige, wie sie oben steht, an die Redaction der Jahrbb. abgehen, als uns eine von dem Verleger in groſser Anzahl verbreitete „*Abgenöthigte Erkärung*“ des Hrn. Prof. D. zukam, vom December 1836 datirt, welche wir auch in dem Leipziger Börsenblatte für den Buchhandel lasen, und worin der Verleger gegen den Urheber und Einsender eines Artikels in der Schlesischen und Leipziger Zeitung, der auch in die Preussische Staatszeitung übergegangen sey, wegen Anschuldigung des Nachdrucks Klage bei Gericht zu erheben droht, während der Hr. Prof. D. bemüht ist, die Anschuldigung des Plagiats nicht nur zurückzuweisen, sondern sogar auf Hrn. Dr. Freund, als mit noch mehr Fug auf diesen passend, zurückzuschieben. Ref. hat keine Ursache, hier irgend etwas Anderes, als die Sache, im Auge zu behalten. Ob Jemand den Verleger in Stuttgart wegen dieses Werkes einen Nachdrucker genannt hat, weiſs Ref. nicht, wüſste diese Benennung auch gar nicht zu begründen. Daſs der Verfasser ein Plagiarius, wenigstens sein Buch ein Plagiat, genannt wurde, haben wir oben gesehen. Dem Ref. kommt es auf Benennungen nicht an; er will nur einfach berichten, was er gefunden hat. Hr. Pr. D. behauptet: „bei der Aufgabe, das gleiche Material zu bearbeiten, habe er mit Hrn. Dr. Fr. in Benutzung derselben Quellen und Hülfsmittel nothwendig zusammentreffen müssen, und, unter der an sich natürlichen Voraussetzung gleichen Fleiſses und gleicher Gewissenhaftigkeit, sey nichts Anderes zu erwarten gewesen, als ein ziemlich nahes Zusammentreffen seiner mit Hrn. Dr. Freunds Arbeit.“ Darauf giebt er zu verstehen, er habe (ohne Zweifel erst nach seiner Ankündigung, in welcher er Hrn. Dr. Freund einen tüchtigen Arbeiter nennt, und sein Werk ein wahrhaft neues und vortreffliches Wörterbuch, dessen Verf. sich ein weit höheres Ziel gesteckt habe, als er) „in dem Freund'schen Werke nur eine zum Theil sehr leichtfertige Überarbeitung von Forcellini und von Hands Tursellinus, mit eben so leichtfertigen Rückblicken auf Gesner erkannt; namentlich aus falschen Citaten, die aus Forcellini und Gesner geflossen seyen, aus falschen Erklärungen von Wörtern und Stellen, falschen Wortbedeutungen und Constructionen“; kurz, Hr. Dr. Fr. wisse recht wohl, was seine Aufgabe sey, habe aber durch deren Lösung nur einen neuen Beweis geliefert, wie weit oft das Thun hinter dem Wissen und Wollen

Digitized by Google

und wohl auch Können zurückbleibe. Darum habe Er denn seinen alten Plan [nämlich das Stehen auf den Schultern seiner Vorgänger Gesners, Forcellini's und Schellers] wieder aufgefaſst, habe seine Aufgabe gewissenhafter verwaltet, als Hr. Dr. Fr. [freilich dennoch dieses vierte Paar Schultern nicht verschmähend], weiche eben deswegen in gar vielen Fällen von jenem ab, und nehme, trotz der fast wörtlichen Übereinstimmung, in vielen, zumal kleinern, Artikeln für seine stets auf die Urquellen gegründete Arbeit [das müssen doch wohl die Klassiker selbst seyn?] das Prädicat der Selbstständigkeit in noch höherem Grade in Anspruch, als es Hr. Dr. Fr. für die seinige könne. Die Übereinstimmung mit Hrn. Dr. Fr. sey durch die Natur der Sache geboten; wer Ihn eines Plagiats beschuldigen wolle, der müsse noch weit mehr Hrn. Dr. Fr. des Plagiats aus Forcellini, Hand, Gesner und sogar Scheller beschuldigen. Hrn. Dr. Freunds Werk ein Originalwerk zu nennen, sey lächerlich [Hr. Prof. D. hat es aber selbst in seiner Ankündigung gethan], und wenn er schon auf seinen ersten 18 Bogen nicht ganz so weit gekommen sey, als Hr. Dr. Fr., so werde doch sein Werk mit 200 Bogen (oder nur wenigen darüber) vollendet werden. Ein Umstand, der übrigens die richtige Proportion der einzelnen Theile der Arbeit geradezu aufheben muſs. Von einer Vollendung vor dem Freund'schen Werke ist übrigens keine Rede mehr.

Wir überlassen es billig dem Betheiligten, auf alles dieses zu antworten, möchten übrigens dem Hrn. Prof. D. zu bedenken geben, daſs bei einem aus Tausenden von Einzelnheiten bestehenden Werke, wie ein Wörterbuch, ist, man nur mit dem Vorsatze, Fehler finden zu wollen, hineinzublicken braucht, um sie wirklich zu entdecken, und daſs der Vorwurf der Leichtfertigkeit, mit dem er gegen Hrn. Dr. Fr. so leicht fertig wurde, von einem Kritiker Seines Wörterbuches leicht auf ihn retorquirt werden könnte; wir möchten ihn nicht sowohl fragen, ob er glaube, Hrn. Dr. Freunds Wörterbuch würde, wenn das D'sche zuerst erschienen wäre, diesem so ähnlich seyn, als das Seinige jenem? sondern, was denn Er zu so auffallenden Ähnlichkeiten sagen würde, wenn Hrn. Dr. Freunds Werk jünger wäre, als das Seinige? und endlich, ob irgend ein Artikel im Freund'schen Werke den Artikeln bei Forcellini, Hand, Gesner und Scheller so ähnlich in Eintheilung, Ansichten, kurz im Wesentlichen, sey, als folgender noch zum Schlusse von uns

Digitized by Google

ausgehobene, welcher nicht zu den kleinern gehört, deren Ähnlichkeit er oben mehr einräumt:

Hr. Dr. Freund S. 54—59.

Ad — drückt — zuerst die Richtung nach einem Gegenstande hin, dann das Reichen bis zu demselben und daher zuletzt die Nähe bei demselben aus

A) im Raume 1) die Richtung wohin, deutsch: zu, nach, gegen. — äuſserst häufig von der geographischen Lage eines Ortes nach einer Seite hin: mit den Verb. *jacere, vergere, spectare* etc. — 2) das Ziel, wohin Etwas in seiner Richtung gelangt, und zwar *a*) ohne weitere Rücksicht auf den bei der Bewegung durchlaufenen Raum — daher *α*) bei den Verbis, die ein Gehen, Kommen, Bewegen, Tragen, Nahebringen, Anpassen, Aufnehmen, Rufen, Ermahnen, Anfeuern bezeichnen, wobei zu bemerken, daſs, wenn das Verb. schon mit *ad* zusammengesetzt ist, die Wiederholung nicht immer stattfand, sondern dafür die Construct. mit dem Dativ oder Acc. angewendet wurde.

β) *ad me, te, se,* für *domum meam, tuam, suam* bei Plaut. und Terent. sehr oft. —

ε) bei den Stdätenamen ist auf die Frage wohin, *ad* statt des bloſsen Accusat. gar nicht selten, welche letz-

Hr. Pr. Dörner S. 49—52.

Ad — es bezeichnet zunächst die Richtung nach, dann die Bewegung zu, und endlich die Ankunft d. h. Ruhe und Nähe bei einem Punct oder Ziel, und zwar eigentlich

A) im Raum 1) die Richtung wohin, nach, gegen, zu. — so namentlich bei geographischer Orts-Bestimmung, mit den Verb. *spectare, vergere, jacere, situm esse* etc. —

2) die Bewegung, wohin, *a*) zur bloſsen Angabe des Endpuncts, — — — — daher *α*) bei den Verb. gehen, reisen, kommen, annähern, herbeirufen, bewegen, schicken u. d. gl., selbst bei den eigenen Compositis, statt bloſsen Accusativs oder Dativs. [Hier hat die Zusammenziehung groſse Undeutlichkeit verursacht].

β) *ad me, te, nos* etc. zu mir d. h. in mein Haus u. s. w. in der Umgangssprache, daher besonders oft bei Plaut., Ter. und Cic. Briefen.

γ) bei Städtenamen — oft statt des seit Cicero's Zeit üblich gewordenen Accus. auf die Frage wohin.

Digitized by Google

Hr. Dr. Freund:	Hr. Pr. Dörner.
tere Construction erst in Cicero's Zeit zur gramm. Regel geworden zu seyn scheint.	
b) das Ziel, mit Bezug auf den durchlaufenen Raum, die Grenze, deutsch: bis zu, mit und ohne *usque*. —	*b*) mit Rücksicht auf den zwischen Anfangs- und Endpunct liegenden Raum, bis zu, bis — an, oder auf, mit und ohne *usque*.
3) die durch das Herankommen an einen Gegenstand bewirkte Nähe, daher Nähe überhaupt = *apud*, deutsch: nahe bei, bei, in der vorclass. Zeit sehr häufig, aber auch später nicht selten. — — — bei Personen — — die Angabe der Entfernung — besonders mit *lapis* überaus häufig.	3) Ankunft wo, und somit Nähe, Ruhe bei einem Punct, häufig zu allen Zeiten, vom Ort, wie *apud*, *prope*, bei, nahe bei, an. — — bei Meilenangabe, und besonders mit *lapis*. — — bei Personen.
B) in der Zeit, analog den in A. angegebenen Verhältnissen 1) die Richtung d. i. Annäherung an einen bestimmten Zeitpunct, deutsch: um, gegen. — 2) das Ziel, die Grenze, bis wohin ein durchlaufener Zeitraum reicht, mit und ohne *usque*, deutsch: bis zu, bis gegen — zur Bezeichnung des ganzen verflossenen Zeitraums. — 3) das durch gesteigerne Nähe bewirkte Zusammenfallen mit einem Zeitpuncte, also das Geschehen in demselben; deutsch: bei, zu, in, an. — An die Zeitverhältnisse knüpfen sich	B) von der Zeit, in denselben Beziehungen, d. h. Richtung od. Hinnäherung gegen einen Zeitpunct, gegen, um. — 2) Bewegung oder Dauer bis zu einem Zeitpunct, mit bloſser Rücksicht auf den Endpunct der Zeit, nach, in; mit Rücksicht auf die dazwischen verflieſsende Zeit, bis zu, bis an, auf u. dgl., mit und ohne *usque*. — 3) Ankunft oder Eintreffen auf einen Zeitpunct, zu, in, an, auf, bei u. dgl.
C) die Verhältnisse der Zahl, und zwar 1) die Annäherung an eine bestimmte Summe, wie unser *beinahe*, d. i. *nahe bei*.	C) bei Zahlen, wiederum 1) Näherung gegen eine Zahl oder Summe hin, *nahe an*, *beinahe*, bei.

Digitized by Google

Hr. Dr. Freund.

2) das Ziel, die Grenze, bis zu einer bestimmten Zahl hin (selten).

D) In allen den mannichfachen Verhältnissen, die auf die Beziehung eines Gegenstandes zu einem andern, in der Richtung nach einem vorgesteckten Ziele hin, sich gründen.

E) Adverbialausdrücke mit *ad* gebildet:

4) *ad me*, *te*, *rem* etc. mich, dich, die Sache betreffend.

5) *ad tempus*: *a*) zu einer bestimmten, festgesetzten Zeit; — *b*) zu gelegener, gehöriger Zeit; — *c*) auf einige Zeit; — *d*) nach den Umständen.

6) *ad praesens* (meist nur bei Spätern) *a*) für den Augenblick, auf kurze Zeit, *b*) vor der Hand.

7) *ad locum*, zur Stelle. Liv. 27, 27, 2.

8) *ad verbum*, Wort für Wort, wörtlich.

9) *ad summam*, *a*) im Ganzen, im Allgemeinen, *b*) mit Einem Worte.

10) *ad extremum*, *ad ultimum*, *ad postremum*: *a*) am Ende, zuletzt, *α*) vom Orte: zu oberst, am äuſsersten Ende; *β*) von der Zeit: zuletzt; *γ*) von der Ordnung: endlich. *b*) bei Liv. ganz und gar, völlig = *omnino*.

Hr. Pr. Dörner.

2) seltener Eintreffen auf eine gewisse Zahl, bis zu, auf, *ad numerum*, in bestimmter, gehöriger Zahl.

D) übergetragen auf alle Verhältnisse, die entweder Richtung und Beziehung auf, oder Nebeneinanderstellen und Nahekommen von Gegenständen voraussetzen: — von Richtung oder Beziehung auf etwas gleichsam als Zielpunct.

E) nach diesem verschiedenen Gebrauch bildeten

1) *ad me*, *te*, *rem* etc. mich, dich, die Sache angehend.

2) *ad tempus*: *a*) zur bestimmten Zeit, zur Zeit; *b*) zu gehöriger Zeit, bei Zeiten; *c*) auf einige oder kurze Zeit; *d*) der Zeit gemäſs, nach den Umständen.

3) *ad praesens*, bei Spätern, *a*) vor der Hand, *b*) für den Augenblick, auf kurze Zeit.

4) *ad locum*, zur Stelle. Liv. 27, 27.

5) *ad verbum*, Wort für Wort, wörtlich.

6) *ad summam*, *a*) im Ganzen, Allgemeinen; *b*) überhaupt, mit Einem Wort, kurz.

7) *ad extremum*, *ad ultimum*, *ad postremum*: *a*) vom Ort: am äuſsersten Ende, vorne; *b*) von der Zeit *α*) bis ans Ende, *β*) am Ende, zuletzt, schlieſslich; *c*) von der Ordnung: endlich; *d*) bei Liv. i. q. *prorsus*, *omnino*, gänzlich, im höchsten Grad.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 42. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Freund: Wörterbuch der Lateinischen Sprache.

(Beschluſs.)

Hr. Dr. Freund:

II. Zusammensetzung. Nach der gewöhnlichen Orthographie bleibt das *d* des *ad* vor Vocalen und b, d, h, m, v unverändert; — assimilirt sich dem folgenden c, f, g, l, n, p, r, s, t; — fällt vor g und s zuweilen ganz aus, — und geht vor qu in c über. — Neuere Philologen aber behalten, auf alte Inschriften und gute Codices gestützt, in den meisten Fällen das *d* bei. — Doch hat eine völlige Gleichheit in diesem Puncte selbst bei den besten Klassikern schwerlich stattgefunden, daher auch von uns, des bequemern Aufschlagens wegen, die alte Schreibart beibehalten worden.

Hr. Pr. Dörner.

NB. Bei Composit. ward bis jetzt gewöhnlich das *d* von *ad* beibehalten vor Vocalen und vor b, d, h, m, v; assimilirt den c, f, g, l, n, p, r, s, t; vor g und s auch ganz weggeworfen, und vor qu in c verwandelt; — in neuerer Zeit hat man, auf Inschriften und gute Handschriften sich berufend, es überall beizubehalten angefangen. Durchgängige Gleichheit dürfte wohl auch bei den Alten nicht stattgefunden haben: daher ward hier, um unnöthige Mühe bei dem Nachschlagen zu ersparen, die althergebrachte Schreibweise befolgt.

Damit nun nicht Jemand dem Ref. den Vorwurf mache, als habe er diesen Auszug mala fide gemacht, indem er die beiden Artikel nicht ganz mit allen Beweisstellen und allem, was sie enthalten, habe abdrucken lassen; bemerkt er *a*) daſs er für einen vollständigen Abdruck den Raum nicht habe ansprechen dürfen; *b*) daſs er gleich erklärt habe und jetzt noch bestimmter erkläre, es seyen im Buche überhaupt, und in den einzelnen Artikeln insbesondere, namentlich auch in diesem, viele Abweichungen von Hrn. Dr. Freunds Wörterbuche, sowohl in Angabe von Stellen, als von Bedeutungen; es stehe Manches bei Fr., was sich bei D. nicht finde, und umgekehrt; *c*) daſs es sich aber jetzt nicht darum gehandelt habe, sondern um die Nachweisung einer Ähnlichkeit, die sich nicht unter die Rubrik des nothwendigen

Zusammentreffens, das durch die Natur der Sache geboten ist, bringen, und nicht dadurch erklären läſst, daſs beide Verfasser mit gleichem Fleiſse und gleicher Gewissenhaftigkeit verfuhren (Eigenschaften, welche beide dem Hrn. Dr. Fr. von Hrn. Pr. D. ohnehin jetzt geradezu abgesprochen werden, so daſs die tüchtigern Hände, welche Hr. Pr. D. dem Hrn. Dr. Fr. früher zugestand, wie durch einen Zauberschlag zu untüchtigern geworden sind); daſs endlich eben so wenig der Zufall, als die Benutzung derselben Quellen und Hülfsmittel (da sich nirgends ganz diese Anordnung vorfindet) eine so wesentliche Übereinstimmung herbeizuführen vermochte, und daſs folglich dem Hrn. Dr. Fr. (auch wenn des Hrn. Pr. D. Anschuldigungen wahrer wären, als sie sind) und seinem Werke schwereres und bittereres Unrecht widerfahren ist, als ihm durch irgend eine absprechende Kritik seines von ihm gewiſs selbst nicht für mangellos gehaltenen Werkes widerfahren konnte oder könnte.

Moser.

Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Erster Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1834. *L und* 520 *S. Zweiter Theil.* 1835. *XXVI und* 578 *S. Dritter Theil.* 1836. *XXVI und* 584 *S. Vierter Theil. XXXII und* 576 *S.*

Die Aufgabe, die sich der Herausgeber bei diesem Werke stellte, war, nach seinen eigenen Ausdrücken, mit demselben eine vollständige Auswahl des Guten und Bessern der alten italienischen und spanischen Novellistik ins Besondere, so wie im Allgemeinen auch dessen, was sich in den andern abendländischen Sprachen Einzelnes davon vorfindet, und zwar in Bearbeitungen darzubieten, welche die Volksthümlichkeit und Eigenthümlichkeit der Verfasser schonen und beibehalten, und also dem Kenner und Freunde dieser bei uns wenig bekannten Schätze die oft schwer erreichten Originale so viel als möglich ersetzen. Zugleich wollte er auch dem gröſsern Theile der deutschen Lesewelt eine angenehme Unterhaltung gewähren, indem er von diesen alten Novellen alles Unschickliche oder Ungeschickte, Breite, Störende, Unwesentliche in Styl und Stoff abtrennte. Es sollten in dem Novellenbuch auch alle Töne der Novellistik angeschlagen werden, vom höchsten bis zum tiefsten herab; das Leichtsinnigste durfte

so wenig wie das Frömmste davon ausgeschlossen seyn, sobald es sich nur durch poetischen Werth rechtfertigte.

Eine reiche Blumenlese aus der ältern Erzählungsliteratur war in der That ein Bedürfniſs unserer Zeit; sie ist zur Aufhellung des geschichtlichen Ganges der erzählenden Poesie, so wie zum Maſsstab für die Beurtheilung und Vorbild für die Ausführung späterer ähnlicher Versuche unentbehrlich. Dieses Bedürfniſs wurde denn in dem gegenwärtigen Werke auf eine genügende Weise von einem Manne befriedigt, der vor vielen andern sich zur Lösung einer solchen Aufgabe berufen fühlen konnte, durch vielseitiges Studium und nachhaltige Liebe für diesen Literaturzweig, wie sich beides in der Ausführung beurkundet, durch die unterstützende Aufmunterung Tiecks, welcher dabei anregend und rathgebend thätig war, aus seinen seltenen Sammlungen die nöthigen Vorräthe darlieh und endlich das Werk durch einige vorredende Zeilen einführte, in welchen er in kräftigen Zügen die Entwicklung der Novellistik bei den einzelnen europäischen Völkern schildert. Am besten bewährt uns aber der Herausgeber seinen Beruf zu dieser Arbeit durch die geschmackvolle, zarte Behandlung der einzelnen Stücke, so wie durch den richtigen Tact, welcher ihre Auswahl bei allem Scheine des tumultuarischen Verfahrens dennoch leitete.

Herr v. Bülow äuſsert sich in der Vorrede zum vierten Bande ziemlich bitter gegen Recensenten, welche schon bei Anzeige der ersten Bände in der äuſsern Ordnung eine systematische Folge von ihm verlangten; aber dessen ungeachtet können auch wir nicht umhin, jenem Tadel noch jetzt mit Überzeugung beizutreten. Denn bei allem Vortreflichen, was die Sammlung enthält, dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daſs dieselbe weit mehr eine Gabe »für den Kenner und Freund« als für »die gröſsere Lesewelt« ist, daſs wir nicht mehr in vollem Sinne in diesen Poesien leben, und daſs die Welt, in der sie sich bewegen, uns eben so fremd ist, als die Form der Darstellung in unserer Zeit sich geändert hat. Die Novelle hat nunmehr eine Menge fremdartiger Elemente in sich aufgenommen. Ursprünglich war sie, wie schon der Name giebt, die Erzählung einer Neuigkeit, irgend eines interessanten heitern oder traurigen Vorfalls. Sie gieng vom mündlichen Vortrage aus, und es war nicht allein aus der äuſserlichen Rücksicht, die vielen kleinen Geschichten durch einen Rahmen zusammenzuhalten, daſs Boccaccio und Viele nach ihm seine Novellen von einer Gesellschaft, der Samm-

ler der Tausend und Einen Nacht von Scheherazaden erzählen läſst, sondern es ist wirklich ein im Wesen der Novelle selbst begründetes Moment. Im Orient ist die Novelle noch jetzt lebendiges Wort. Je mehr sie sich aber in Europa davon entfernte und Schriftangelegenheit wurde, um so mehr näherte sie sich dem Roman, und es kam so weit, daſs sogar manche Ästhetiker über die Grenzbestimmung dieser zwei poetischen Gebiete in Verlegenheit sind. Die Zeit der Novelle im ursprünglichen Sinne ist für uns vorüber, und es liegt eben so gewiſs in der Natur der Sache, als die alltägliche Erfahrung es unbezweifelt läſst, daſs diese alten Dichtungen, so trefflich sie an sich seyn mögen, nie wieder ein allgemeineres Publicum erhalten können, sobald einmal die Periode der Geschichte vorüber ist, aus deren Lebenskern diese Blumen und Früchte emporgestiegen sind. Schon die äuſserlichen Verhältnisse und Anforderungen unserer gröſsern Lesewelt sind andere, als diejenigen, unter welchen jene ältern Novellen entstanden sind. Man will eine lange Geschichte, wo möglich in mehreren Bänden haben, man will in alle Details des Lebens und Ergehens der Helden eingeführt seyn, und es sich bei ihm bequem machen, man will zwischenein anmuthige psychologische, politische und andere Excurse und Ruhepunkte. Vor Allem aber will man gewisse natürliche Angelegenheiten auf das Decenteste mit durchsichtigem Schleier umhüllt wissen, um zu sehen, und sich doch selbst glauben machen zu können, man sehe nicht. Der Herausgeber hat, ob er gleich ausdrücklich nicht für weibliche Pensionsanstalten zu schreiben erklärt, in Rücksicht auf diese Anforderungen unserer Lesewelt Manches aus diesen Erzählungen ausmerzen zu müssen geglaubt; aber dennoch ist seine Sammlung bereits von gewissen Seiten her im Namen der Moral sträflich angesehen worden.

Es giebt eine ewige Poesie, die so tief aus dem Innersten des Geistes herauskommt, daſs sie unter halbwegs ähnlichen Verhältnissen dieselbe Bedeutung wieder für das genieſsende Individuum gewinnen muſs. Wenn aber Tieck (B. I. S. XX) diese Bedeutsamkeit auch für die alten Novellen in Anspruch nimmt, wenn er behauptet, daſs trotz aller Veränderungen der Mensch in allen Zeiten sich so sehr gleich bleibe, daſs in dieser interessanten Gallerie mancher Beschauer eine selbsterlebte Begebenheit oder ein Porträt aus seinem Familienkreise zu erblicken wähnen möchte, so wollen wir dieser Behauptung zwar nicht durchaus widersprechen; nur wird man sich so viel unumwunden eingestehen

Digitized by Google

müssen, daſs diese Erzahlungen unserem Leben, unsern Verhältnissen meist so ferne stehen, daſs sie eines ausgebreiteten Leserkreises nie mehr werden gewärtig seyn dürfen.

Haben wir somit einerseits das Bedürfniſs einer Blumenlese aus den alten Novellisten zugegeben, andererseits aber gesehen, daſs eine solche nicht dem groſsen Lesepublicum, folglich zunächst nur dem literarischen angehören könne, so wird man uns nicht verargen, wenn wir bei der Ausführung eines solchen Unternehmens zunächst auch vornehmlich die Bedürfnisse dieses literarischen Publicums berücksichtigt zu sehen wünschten. Und hier wäre uns eine Anordnung der einzelnen Novellen nach Sprachen und bei jeder Sprache wieder chronologisch nach den Verfassern sehr zweckmäſsig erschienen. Diese Anforderung, welche schon von anderer Seite her an den Verfasser ergangen seyn muſs, weist er dagegen in der Vorrede zum letzten Bande (S. XX f.) unbedingt ab, da der höchste Zweck eines poetischen Werkes dieser wie jeder Art keineswegs der sey, dem Literarhistoriker ein bequemes Handbuch zu werden, sondern wohl ein selbstständiger, der mit eben dessen Wissenschaft nichts gemein habe. Wollten wir aber auch gegen unsere Überzeugung hier zugeben, daſs das Werk, wie es nun vorliegt, auf den Namen eines poetischen Werkes als eines Ganzen Anspruch machen könne, so sehen wir doch nicht ab, wie nicht auch bei der vorgeschlagenen Anordnung für den poetischen Genuſs mehr gesorgt gewesen wäre, als durch willkührliche Zusammenwürfelung der verschiedenartigsten Stücke. Stellt man doch auch in einer Gemäldegallerie nicht alle Stücke bunt durch einander, sondern unterscheidet die deutsche, italienische, niederländische, französische Schule, und stellt auch unter diesen wieder die Stücke eines und desselben Meisters möglichst zusammen. Der Genuſs des Einzelnen wird dadurch in keinem Falle verkümmert, der Genuſs des Ganzen dagegen wird auffallend gefördert. — Auch das dem viertem Bande beigegebene „Verzeichniſs aller hundert Novellen nach den Sprachen und, alphabetisch, nach den Verfassern geordnet" genügt nicht. Die alphabetische Ordnung ist wieder nur eine äuſserliche, und um so weniger passend, als mehrere Verfasser dem Namen nach nicht bekannt sind.

In wie weit wir auch in Rücksicht auf die Veränderungen, die sich der Herausgeber bei einigen Stücken erlaubt hat, nicht mit den Grundsätzen übereinstimmen, von denen er sich hierbei leiten lieſs, haben wir theils schon im Obigen angedeutet, theils

Digitized by Google

wird es sich bei Erörterung der einzelnen Novellen ergeben, zu welcher wir jetzt übergehen. — Herr v. Bülow giebt in der Vorrede über die Quellen, aus denen er geschöpft, sorgfältig Rechenschaft, und knüpft daran nicht selten sehr lehrreiche Notizen über die Verfasser, über anderweitige Bearbeitungen des gleichen Stoffs u. dgl., wovon wir denn hier das Nöthigste ausheben und einige Ergänzungen beifügen.

Der Orient bleibt ganz aus dem Spiele, und mit Recht. Denn trotz der manchfachen Beziehungen, in welchen orientalische und occidentalische Novellistik zusammen stehen, ist doch das beiderseitige Feld scharf genug begränzt, und jedes einzelne reich genug, um abgesonderte Behandlungen zu verdienen. Auch griechische Erzählungen finden sich im Novellenbuch nicht. Von lateinischen, deren in ganz Europa während des Mittelalters und weit in die neue Zeit herein eine groſse Menge theils einzeln, theils in Sammlungen — die hauptsächlichsten sind die »disciplina clericalis« und die »gesta Romanorum« geschrieben wurde, erhalten wir hier nur zwei.

Die erste zunächst aus dem Lateinischen geflossene Erzählung ist die Geschichte von Apollonius von Tyrus (Th. IV. S. 332). Dieselbe gehört übrigens ursprünglich wahrscheinlich der mittelgriechischen Zeit an. Nicht allein der ganze Ton und Gang verräth die Verwandtschaft mit den ähnlichen Producten jener Periode, sondern es sind auch wirklich historische Daten vorhanden, die einen griechischen Ursprung vermuthen lassen. Es ist die abenteuerliche Geschichte eines jungen tyrischen Fürsten, der anfangs um die Tochter des Königs Antiochus von Syrien freit, aber von ihrem Vater verfolgt wird, weil er dessen verbrecherisches Verhältniſs zu seiner Tochter errathen hat. Apollonius heirathet hierauf die Tochter eines andern Fürsten, an dessen Land er als Schiffbrüchiger kommt, verliert aber sie und die Tochter, die sie ihm geschenkt hat, wie er glaubt, auf immer, und giebt sich Jahre lang der verzweifeltsten Trauer hin. Endlich findet er Weib und Tochter wieder, und stirbt als König von Antiochien, nachdem er zweimal seine Lebensgeschichte niedergeschrieben hatte, die eine Handschrift dem Tempel zu Ephesus, die andere seiner Bibliothek anvertrauend. Als nächstes Original liegt der Bülow'schen Bearbeitung zu Grunde die in Augsburg 1595 in 4. erschienene »Narratio eorum, quae Apollonio regi contigerunt« durch Marcus Velser, wieder abgedruckt in dessen WW. Nürnberg 1682. S. 681 — 704. Diese

Digitized by Google

»narratio« soll vor tausend Jahren von einem Christen aus dem Griechischen übersetzt seyn, und sich das Original zu Constantinopel unter den Büchern des Manuel Eugenicus und in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien befinden. Vgl. Fabricii biblioth. graeca ed. Harles. VIII, 145 f. Eine Bearbeitung in barbarischen griechischen Versen (s. Dunlops history of fiction I, 109.) erschien 1696, nach Douce schon 1563, zu Venedig unter dem Titel: *Διηγησις ὡραιωτατη Απολλωνιου του εν Τυρῳ ῥηματα*. Als Verfasser wird ein Konstantinos genannt. Vgl. Dufresne Index zum Glossar. graec. Die erwähnte lateinische Übersetzung schreibt Joh. Meursius und Casp. Barth dem Symposius, der im achten Jahrhundert lebte, zu, weil die in der Geschichte vorkommenden Räthsel sich auch unter den Aenigmata Symposii finden. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts schon hat Gottfried von Viterbo die Geschichte seinem Pantheon einverleibt, wo sie unter dem dritten Antiochus (200 vor Chr.) spielt. Es beginnt:

Filia Seleuci magno stat clara decore,
Matreque defuncta pater arsit in ejus amore;
Res habet effectum, pressa puella dolet.

In diesem Metrum geht es dann fort, stets zwei unter sich reimende Hexameter, dann ein Pentameter. Hieraus wohl gieng die Erzählung in die Gesta Romanorum über (Cap. 154.), welche erst im vierzehnten Jahrhundert abgefaſst sind, weshalb Herr v. Bülow (IV. S. XVII) die Version in den Gestis mit Unrecht die älteste lateinische nennt. Douce datirt den ältesten lateinischen Druck in Prosa Augsburg 1471. Eine italienische Bearbeitung in ottava rima erschien zuerst Venedig 1486. Nach Frankreich gieng das Buch aus dem Lateinischen im fünfzehnten Jahrhundert über. Die älteste bekannte Version ist auf dem british Museum. Der älteste französische Druck erschien zu Genf o. J. in 4., ein anderer 1530 zu Paris von Gilles Corrozet. Modernisirt von Le Brun, Amsterdam (nach Douce, Rotterdam nach Fabricius) 1710. 8. Eben so Paris 1711. Ein Auszug daraus steht in den Mélanges tirés d'une grande bibliothèque, LXIV. S. 265. Aus diesem französischen Prosaroman entstand das englische Buch »The mooste pytefull history of the noble Appolyn, Kyng of Thyre«, London 1510. Vergl. Ebert bibl. Lex. No. 840. Eine angelsächsische Version wird in Wanley's Verzeichniſs angemerkt und befindet sich jetzt in Cambridge. Vergl. Douce Illustrations II, 140. Eine Bearbeitung in altenglischen Versen erwähnt ebenfalls Douce und theilt ein Fragment derselben mit. Gower, der

den Stoff in der Confessio amantis (l. VII. S. 175 ed. 1554) auch behandelt, entlehnt ihn aus Gottfried von Viterbo. Gower ist weiterhin nebst dem englischen Prosaroman die Quelle für Shakspeare gewesen, und tritt als Chorus auf im Eingang zu jedem Acte des Stückes, das den gleichen Stoff behandelt. Shakspeare vertauscht den Namen Apollonius gegen den Namen Pyrocles, wie nach Steevens Annahme das jetzt unter dem Titel Pericles bekannte Stück ursprünglich hieſs nach dem Helden von Sidney's Arcadia. Steevens bemerkt hierbei, daſs mehrere der alten englischen Dichter eine Ehre darein gesetzt haben, Sidney's Helden auf die Bühne zu bringen, was denn Shakspeare vermocht haben könne, den ohnedem unhistorischen Namen Apollonius aufzugeben. Wirklich hat Shakspeare's Held Ähnlichkeit im Charakter mit Sidney's Pyrocles, und so wäre also wohl dem Shakspeare'schen Stücke dieser Name zu restituiren. Eine holländische Übersetzung unserer Geschichte erwähnt Panzer (Ann. I, 373) als zu Delf erschienen. Vergl. Fabricius a. a O. 146. Über die deutschen Bearbeitungen verweisen wir auf v. d. Hagens Grundriſs S. 207. Die älteste, metrische, soll von den Gestis Romanorum ausgehen; die späteren, in Prosa, geben zum Theil Gottfried von Viterbo als Quelle an. Nachträglich erwähnen wir nur noch eine in der Handschrift 1279 der Leipziger Universitätsbibliothek befindliche prosaische aus dem fünfzehnten Jahrhundert, welche so beginnt: »Hyr nach folget das geschichte von Apollonio tyro eyne lybliche historie vn von dem Könynge anthiocho der syne eygene tochter beslyff« u. s. f. Vgl. Altdeutsche Blätter von M. Haupt und H. Hoffmann B. I. 115. Fernere Nachweisugen über die Sage, deren weite Verbreitung wir durch das Mitgetheilte hinlänglich angedeutet zu haben glauben, finden sich in Simrocks Quellen des Shakspeare III, 263. Ebendort (II, 207) ist die Geschichte nach den Gesta und dem deutschen Prosaroman erzählt.

Die zweite lateinische Erzählung ist (I, 311) L u c r e z i a und E u r y a l u s von Ä n e a s S y l v i u s P i c c o l o m i n i, nachherigem Pabst Pius II (lebte von 1405 — 1464), der sich durch diese treffliche Erzählung, wenn ihm wirklich das ganze Verdienst der Abfassung zufällt, zu der höchsten Krone der Erde auch den Kranz des Dichters verdient hat. Eine Dame in Siena und Euryalus, der in Kaiser Siegmunds Gefolge in diese Stadt kommt, werden von gegenseitiger heftiger Liebe ergriffen, die über alle Schranken des Gewissens und der äuſsern Gefahr hin nach ihrer Befriedigung ringt. Die Schilderung dieser unbändigen, fast zau-

berhaften Gewalt dieser verbotenen Leidenschaft verdient Gottfrieds Tristan und Isolt an die Seite gestellt zu werden, und die lyrische Glut des Ganzen erinnert an das Höchste, Trefflichste dieser Gattung. Das ganze Verhältniſs bleibt trotz der Wagnisse der dämonischen Leidenschaft das Geheimniſs weniger Vertrauten, und macht einen um so ergreifenderen Eindruck, je mehr sich die ungeheure Flamme im Stillen aufzehrt. Es endet damit, daſs der Kaiser Siena verlassen muſs; Lucrezia welkt dahin und erliegt bald ihrem Schmerz; Euryalus erhält später von seinem Herrn eine schöne, keusche und weise Jungfrau aus herzoglichem Blute zur Ehe. Die Geschichte ist, wie der Verfasser in einem einleitenden Briefe an den kaiserlichen Kanzler Schlick erklärt, in Siena wirklich vorgefallen, und zwar ist theils aus Anspielungen des besagten Dedicationsbriefs, theils aus den Angaben des ältesten deutschen Übersetzers der Geschichte, der mit Äneas in Briefwechsel stand, mit allem Grund anzunehmen, daſs Schlick selbst unter dem Euryalus der Geschichte zu verstehen sey. Schlick, von Geburt bürgerlich, hinterlieſs wirklich gräfliche Nachkommenschaft, die noch jetzt in Wien blühen soll. Unter den Köpfen, die auf die Prager Brücke genagelt wurden, war ein gräflich Schlick'scher, und ein Graf Schlick commandirte unter Wallenstein. Die Geschichte ist 1444 geschrieben, und hat im Original den Titel: Historia de duobus amantibus Lucretia et Euryalo. Handschriften davon sind nicht selten. Eine derselben befindet sich auf der königl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, MSS. poet. fol. No. 35; 18 Blätter. Der Schluſs lautet: »Habes amoris exitum, Mariane mi amantissime, non ficti neque felicis; quem qui legerint, periculum ex his faciant, quod sibi ex usu fiet, nec amatorium bibere poculum studeant, quod longe plus aloës habet quam mellis. Vale ex Wienna. V Non. Jul. 1444. Explicit historia ipsi Casparo Schlick eventa et ob sui honorem ac preces quamvis mutatis edicta nominibus.« Eine andere Handschrift wird so eben in dem XI. Antiquariatscatalog von W. Birett in Augsburg S. 161 feilgeboten. Sie soll vor 1471 von einem gewissen Häberling geschrieben seyn, und enthält auſser mehreren andern Schriften desselben Verfassers und dem Original unserer Geschichte auch die deutsche Übersetzung derselben, welche der als erster deutscher Bibelübersetzer berühmte Nicolaus von Wile, statscriber zu Eslingen, »für die durchlüchtige hochgeborne fürstin vnd frow Katherine hertzogin von Österrich vnd marggräfin zu Baden im jar 1462« verfaſste. Über Niklas von Wyle vergl.

Digitized by Google

man auch Laſsbergs Liedersaal II, LXXVIII. Seine Übersetzung ist nach Herrn v. Bülows Angabe an vielen Stellen fehlerhaft, vielleicht auch nach einer mangelhaften Abschrift gefertigt. Gedruckt findet sich das Original in Aeneae Sylvii O. O. Basil. S. 622 Schon 1492 wurde die Geschichte ins Italienische, ein Jahr später ins Französische übersetzt. Vergl. Mélanges tirés d'une grande biblioth. II, 9. Das »Buch der Liebe« (Frankfurt 1587) enthält eine verkehrte und veränderte Bearbeitung der Geschichte als »Historien und geschicht Camilli und Emilie«. In sehr gedrängter Verdeutschung findet sie sich auch in dem Buche: »200 der allerschönsten neuen Historien, hiebevor durch den vielberühmten Boccatium beschrieben, jetzt aber mit 100 vermehrt«, Frankfurt 1646. Sie findet sich ferner im dritten Band der Bibliothek der Romane. In Arnims Winterparten (Berlin 1809) steht die »Liebesgeschichte des Kanzler Schlick und der schönen Sienerin« gleich vorn, wie Arnim in der Einleitung sagt, »ausgezogen«. Die vorliegende ist mit Glück im Tone der ältern des Niklas von Wyle gehalten, im Einzelnen abgekürzt und gemildert.

Wenden wir uns nun zu den italienischen Erzählungen, deren uns die vier Bände eine reiche Anzahl darbieten. Auf eine literarische Vollständigkeit macht der Vf. hierbei nicht Anspruch, wiewohl er sie in gewissem Betracht dennoch erreicht. Von den »Cento novelle antiche« finden wir keine unmittelbare Nachbildung. Der erste italienische Novellist Boccaccio bleibt ganz weg, weil dieser für sich eine eigene vollständige und treue Übersezzung verdiene. Der älteste Italiener, von dem wir etwas erhalten, ist Franco Sacchetti (geb. 1335, gest. um 1410 — nicht 1400, wie Herr v. Bülow angiebt; in diese Zeit fällt erst seine Novellensammlung) aus Florenz, welcher in der Regel als der erste Nachahmer Boccaccio's aufgeführt wird. Schon in seiner Jugend der Poesie ergeben, machte er in kaufmännischen Angelegenheiten weite Reisen, und wurde nach seiner Rückkehr Podestà von Faenza und endlich Statthalter einer florentinischen Provinz in der Romagna. Dessen ungeachtet lebte und starb er in Armuth; aber er hinterlieſs den Ruf eines geistreichen, freundlichen Mannes und witzigen Gesellschafters und eine groſse Sammlung von Sonnetten und Canzonen und dreihundert Novellen, die, aus der groſsen Menge und der Verschiedenheit der Manuscripte zu urtheilen, sehr populär gewesen seyn müssen. Sie enthalten eine Menge Anekdoten, Facetiae nach Art des Poggio, dann auch

Digitized by Google

viele selbsterlebte Ereignisse, und gewinnen dadurch einen culturgeschichtlichen Werth, während ihr poetischer, der fast durchaus nur in einer leichten flieſsenden Form besteht, weit hinter den Boccaccischen Erzählungen zurückbleibt. Daher denn auch Herr v. Bülow nur zwei derselben mittheilt. Anfangs wollte er nur eine geben (I, XLII). Die Gesandten aus der Casentiner Landschaft an den Bischof von Arezzo, welche ihren Auftrag vergessen haben, aber doch zu dem Bischof gehen und freundlich von ihm entlassen werden — ist wirklich ein recht artiger Schwank (I, 357) — Die siebzehnte Novelle Wie zerronnen so gewonnen (III, 531) erzählt von einem Jüngling, der, weil er ein Bündel Acten von seinem Vater hat ins Wasser fallen lassen, davonläuft, auf eine wunderliche Weise einen Wolf tödtet und dafür 50 Lire erhält, um welche der Vater die Acten wieder abschreiben lassen und weiter processiren kann. — Manche Geschichten Sacchetti's sind von spätern Erzählern wiederholt worden und in die bekanntesten Novellensammlungen übergegangen. Gerade von diesen aber hat Hr. v. Bülow, vielleicht vorsätzlich, keine ausgehoben.

Der nächste italienische Erzähler nach Sacchetti ist in chronologischer Reihe Ser Giovanni aus Florenz. Er begann seine Novellen, welche, ihrer fünfzig, unter dem Titel Il Pecorone (der groſse Tölpel) herausgekommen sind, wie das vorausgeschickte Sonnett besagt, 1378, also drei Jahre nach Boccaccio's Tode; und zwar schrieb er sie in einem Dorfe in der Gegend von Forli. Gedruckt wurde das Buch zuerst 1558 in Mailand. Die angeblich 1554 ebendaselbst erschienene Ausgabe, welche Hr. v. Bülow benutzte, ist blos ein nach der Ausgabe von 1560 oder 1565 zu Lucca um 1740 oder 1757 durch den Abbate Bracci veranstalteter Nachdruck, was Dunlop (history of fiction II, 365 f.) und Ebert (bibl. Lex. 8551) weiter auseinandersetzen. Ser Giovanni hat nach dem Vorgang Boccaccio's seinen Novellen auch einen Rahmen geben zu müssen geglaubt, der aber der Angemessenheit seines Vorbilds noch weiter nachsteht, als die Erzählungen selbst denen des Decameron. Ein junger Mann aus Florenz, Namens Auretto, verliebt sich in eine Nonne in einem Kloster zu Forli. Um sie öfter zu sehen, zieht Auretto nach Forli und wird Mönch desselben Ordens. Bald wird er Kaplan des Klosters und hat nun Gelegenheit, seine Geliebte täglich zu besuchen. Sie kommen überein, daſs bei jeder Zusammenkunft jedes eine Geschichte erzählen soll, und hiernach wird das Werk in 25 Tage

abgetheilt. Jeder Tag enthält zwei Geschichten, und schlieſst in der Regel mit Canzonen, die die Liebenden in aller Heimlichkeit absingen. Nach dieser Zeit gehen die Liebenden aus einander — »senza alcuna disonestà; così il detto fratre Auretto ebbe dalla Saturnina quelle consolazioni e quel diletto che onestamente si possono avere«. — Die Vergiftung (Novellenb. I, 58) ist die zweite Novelle des 23sten Tags. Sie scheint mit der Rahmenerzählung der weitverbreiteten Novellensammlung »von den sieben weisen Meistern« zusammenzuhängen, welche dem Dichter entweder in einer lateinischen oder französischen Bearbeitung bekannt seyn konnte. Auf seine Bekanntschaft mit diesem Buche scheint auch die Erzählung von dem Schatzhause des Rhampsinit hinzudeuten, welche Ser Giovanni Giorn. IX, Nov. 1 erzählt, und welche auch in den Sieben Meistern sich findet. Man vergl. meine Ausgabe des Romans des sept sages Einl. S. cxcııı. Die Frau eines Edelmanns in der Romagna faſst eine sträfliche Neigung zu ihrem Stiefsohn, der scheinbar auf ihre Vorschläge eingeht, aber seine Noth seinem Erzieher anvertraut, der ihm zur Flucht räth. Die Frau, die die Nichtigkeit der Verzögerungsgründe des Jünglings einsieht, verwandelt ihre Liebe in tödtlichen Haſs und gewinnt einen Sclaven, daſs er ihm einen Gifttrank bereite. Dieser Trank geräth durch Unvorsichtigkeit dem jungen Sohne der Frau in die Hände, er leert den Becher bis auf den Boden und sinkt wie todt zur Erde. Nun sucht die Frau den Verdacht der Vergiftung auf ihren Stiefsohn zu wälzen, und beschuldigt ihn auch bei ihrem Mann, er habe ihr unziemliche Anträge gemacht und sie auf ihre Weigerung mit dem Tode bedroht. Bei der sofort eingeleiteten gerichtlichen Verhandlung erscheint der Arzt, dem der Sclave das Gift verkauft hatte, giebt den Schuldigen an, und eröffnet, das Kind werde nicht todt seyn, da es statt Gifts nur einen Schlaftrunk genommen. Alles erweist sich, und die Frau wird verbannt. Die weite Verbreitung der Sage im Orient wie in Europa hat Ref. in der angeführten Einleitung in den Roman des sept sages S. cxxxı und sonst nachgewiesen. — Fast eben so verbreitet ist die Erzählung vom Kaufmann von Venedig (III, 437. nach Giorn. IV, Nov. 1). Gianotto, der Adoptivsohn des venezianischen Kaufmanns Ansaldo, erhält die Erlaubniſs, nach Alexandrien zu gehen. Auf der Reise besucht er den Hafen von Belmont, wo eine Dame von groſser Schönheit wohnte, die sich selbst demjenigen als Preis aussetzte, der ihrer genieſsen könnte. Gianotto unternimmt es, die Bedin-

dingung zu erfüllen, erhält aber im Weine einen Schlaftrunk, weshalb er am andern Morgen dem Vertrag gemäſs sein Schiff verliert. Er kehrt nach Venedig zurück, rüstet ein anderes Schiff aus, ist aber nicht glücklicher. Zu der dritten Ausrüstung muſs Ansaldo 10000 Ducaten von einem Juden borgen unter der Bedingung, daſs der Gläubiger, wenn die Summe nicht auf die bestimmte Zeit zurückbezahlt werde, ein Pfund Fleisch aus des Schuldners Leibe schneiden dürfe. Gianotto trinkt diesmal auf den Wink einer Magd den Schlaftrunk nicht und erhält die Dame zur Ehe, vergiſst aber im Taumel der Freude seine Verbindlichkeit gegen Ansaldo, und als er nach Venedig zurückkehrt, ist der Zahlungstermin verstrichen, und der Jude weigert sich, das Geld jetzt noch zu nehmen. In dieser Noth kommt die Neuvermählte als Doctor der Rechte verkleidet an, erbietet sich, schwere Rechtsfälle zu lösen, und entscheidet nun auf die bekannte Weise, daſs dem Juden genau ein Pfund Fleisch, aber kein Tropfen Bluts gebühre. Hierauf überläſst Gianotto dem Richter den Ehering, woraus denn der Streit zwischen den Eheleuten entsteht. Die Geschichte ist aus zwei ursprünglich nicht zusammengehörigen Sagen aneinandergefügt, der einen von dem Rechtsstreit um das Fleisch, der andern von der Werbung um die Dame zu Belmont. Das Verdienst der Verschmelzung beider, das man lange Shakspeare zugeschrieben, gehört wohl Ser Giovanni, der auch wahrscheinlich Shakspeare's Quelle für seinen Marchant of Venice war, ungeachtet man eine englische Übersetzung oder Bearbeitung, die er zunächst hätte benutzen können, noch nicht aufzufinden vermochte. Dieselbe Novelle hat auch schon Simrock in den Quellen des Shakspeare I, 141 mitgetheilt, und III, 183 die manchfaltige Verzweigung der Geschichte trefflich entwickelt. Man vergl. auch Eschenburgs kritischen Anhang zum dritten Bande des deutschen Shakspeare. Zur Ergänzung führen wir eine erst neulich von H. Hoffmann (Altd. Blätter I, 143) mitgetheilte, aus den Gesta Romanorum geflossene, deutsche Erzählung aus dem fünfzehnten Jahrhundert an: — Der belehrte Liebesschulmeister (IV, 27) ist nach Pecor. I, 2 gearbeitet. Ein Student in Bologna verlangt von seinem Lehrer Unterweisung in der Kunst zu lieben, und findet eine Frau, an der er die Vorschriften des Professors in Ausübung bringt, ohne zu wissen, daſs dies die Frau seines Meisters ist. Der Alte sucht ihn bei seiner Frau auf, die den Geliebten noch zeitig genug unter einen Haufen alte Wäsche versteckt. Der Jüngling vertraut des andern Tages sein Glück

wie bisher seinem Lehrer, der in der folgenden Nacht von neuem ihm ohne Erfolg nachspürt, und nun von der Frau für verrückt ausgegeben wird. Die Geschichte ist vielleicht orientalisch; wenigstens hat die Erzählung des zweiten Reisenden im Bahar Danusch und eine Erzählung in 1001 Nacht (Ausg. von Habicht, Hagen und Schall XIV, 18.) Ähnlichkeit. Ähnliche Intriguen finden sich sehr häufig. Verwandt, vielleicht Nachbildung ist die Erzählung in Strapparola's Notti piacevoli IV, 4, wo indeſs eine alte Erzählung aus den Sieben Meistern (vergl. Rom. des sept sages S. CCXXVII und V. 4176 ff) hereinzuspielen scheint. Diese Erzählung Strapparola's findet sich übersetzt bei Simrock a. a. O. I, 231, wo auch S. 201 die Novelle Giovanni's mitgetheilt ist, und zwar aus Veranlassung der Lustigen Weiber von Windsor, welche Shakspeare wohl aus Giovanni geschöpft hat. Als nächste Quelle wird bekanntlich angegeben: Tarleton's »News out of Purgatorie« und »The fortunate deceived and unfortunated lovers«. Vergl. Dunlop II, 371. Simrock III, 271. Auch Molière hat in der »Ecole des femmes« eine ähnliche Intrigue, so wie ein von Dunlop angeführtes französisches Drama »Le maître en droit« und die Erzählung La Fontaine's unter demselben Titel. Endlich wird noch damit eine Episode des Gilblas von Le Sage verglichen, wo Don Raphael Balthasar die Fortschritte seiner Liebe zu seiner Frau mittheilt und die Unterbrechungen derselben durch die Ankunft des Mannes auseinandersetzt.

Der dritte Bildschnitzer, mit dem unsere ganze Sammlung sich eröffnet, ist von einem unbekannten Verfaſser aus dem fünfzehnten Jahrhundert, steht in der »Raccolta di novelle dall' origine della lingua italiana fino al 1700« Vol. II. S. 58, und ist von Herrn v. Rumohr in den »Italienischen Novellen von historischem Interesse« S. 97 mit einigen Abweichungen behandelt. Filippo da Brunellesco macht den dicken Bildschnitzer glauben, er heiſse Matteo; er wird als solcher ins Gefängniſs gesteckt und auf allerlei Weise miſshandelt. Als er wieder los wird, entflieht er, um dem tollen Spuk zu entgehen, eilig nach Ungarn. Vasari und Manni halten die Sache für historisch, und sie soll von den bei der Posse betheiligten Freunden aufgezeichnet worden seyn, nach Rumohrs Vermuthung von Brunellesco selbst. Nach einer Notiz in der angeführten Raccolta S. 59 wurde die Erzählung von Bartolommeo Davanzati in ottava rima gebracht und von ihm Cosino di Bernardo Rucellai dedicirt. Auch sey sie am Anfang unsers Jahrhunderts vom Senator Antonio del Rosso in Prosa dramatisirt worden.

Digitized by Google

Von Machiavelli erhalten wir (III, 291) die Novelle Belfagor. Der Erzteufel dieses Namens wird von Pluto auf die Oberwelt geschickt, mit der Verbindlichkeit, eine Frau zu nehmen, um zu erfahren, ob wirklich alles Unheil auf Erden von diesem Geschlechte herrühre, und kehrt nach vielfachem durch seine Frau erlittenen Ungemach in die Hölle zurück. Die Hauptsache der Erzählung ist indeſs die Episode von dem Bauern Giovanni Matteo, der Belfagor auf der Flucht aufnimmt, und dafür zur Belohnung ihn zweimal aus Besessenen austreiben darf, um dadurch Geld zu erhalten. Das dritte Mal will Belfagor nicht mehr gehorchen, und weicht nur auf die Drohung Matteo's, sein Weib komme heran, um ihn wieder zu sich zu holen. Die Geschichte von der Austreibung aus Besessenen ist indeſs nicht von Machiavelli's Erfindung. Wir treffen sie in der arabischen Erzählung von den »Vierzig Vezieren« (Rom. des sept sages S. CLXXV) in etwas anderer Verbindung und einfacher. Auſser den vielfachen Nachbildungen der Machiavellischen Behandlung, die Herr v. Bülow schon aufgeführt hat, erinnern wir noch an La Fontaine's »Belphégor« in den »Contes et Nouvelles«, Amsterd. 1764. I, 169. Das Original steht auch in der schon genannten Raccolta di novelle II, 155.

Matteo Bandello (geb. 1480) wurde von dem Herausgeber am meisten ausgebeutet; wir erhalten von ihm nicht weniger als vierzehn Novellen. Und wir dürfen ihn hierüber nicht schelten, denn Bandello ist unbestritten nach Boccaccio der bedeutendste italienische Novellist, und dazu, daſs er in Italien selbst weniger verbreitet und beliebt ist, als sein groſser Vorgänger, mag zum Theil die geringere Reinheit seiner Sprache Veranlassung seyn. Bandello ist, was er oft selbst in dieser Beziehung nicht ohne Schmerz gesteht, ein Lombarde. Dagegen war sein Einfluſs auf das Ausland, namentlich auf Spanien und Frankreich, desto gröſser. — Die erste Novelle (Th. I. No. 25.) nach Bandello I, 49. scheint kaum die Aufnahme verdient zu haben Die Unnatur, mit welcher Carlo Montanino seinem früheren Feinde Salimbene seine einzige Schwester Angelica nicht als Frau, sondern zur Entehrung anbietet, zum Dank dafür, daſs dieser Carlo aus geheimer Liebe zu Angelica vom Tode errettet, kann auch die würdige Haltung Salimbene's in der Sache nicht vergüten. Allerdings ist das Stück für Bandello charakteristisch, der, wie Marguerite de Valois und andere aus dieser Zeit, in dergleichen Stoffen nicht selten an die Unnatur des neuern französischen Romantismus er-

innern. — Weit lieblicher und werthvoller ist die Errettung aus dem Grabe (II. No. 7. nach Band. II, 41.), eine venezianische Geschichte von einem Kaufmann Gerardo, der sich heimlich mit einem jungen liebenswürdigen Kinde vermählt, und die er nach einer längern Abwesenheit in Handelsgeschäften in der Gruft wiederfindet, aus der er die Scheintodte noch zu rechter Zeit befreit, worauf denn Alles ein erwünschtes Ende nimmt. Schade, daſs Bandello vergessen hat, gehörig zu motiviren, warum denn Gerardo nicht gleich ihre Liebe und Ehe offen behandele. — Der Kuſs (II, 9. nach Band. III, 17.) enthält manche sagenhafte Züge. Bestrafung eines stolzen Weibes, die ihre Anbeter verbindlich macht, drei Jahre stumm zu bleiben. Die Sache sieht einem Fabliau ähnlich, und daſs Bandello hier und da nach solchen arbeitete, ist bekannt. Ein nachweisbares Beispiel davon erhalten wir mit der Geschichte der Kastellanin von Vergy (II. No. 19. nach Band. II, 5.), deren Original nach drei Handschriften der Bibliothèque du roi gedruckt ist in Méon's Fabl. et Contes IV, 296: »Ci commence de la Chastelaine de Vergi, qui mori por laialment amer son ami.« (Nicht zu verwechseln mit der Geschichte vom Castellan von Concy, dem Minnesänger, dessen Lieder in dem Fabliau selbst citirt werden, und die neulich Fr. Michel vollständig edirt hat. Der Roman über ihn und seine Liebe mit der dame de Fayel ist von Crapelet herausgegeben. Deutsch in Laſsbergs Liedersaal II, 359, in Müllers Sammlung I, 208 und in Uhlands Gedichten.) Es ist die Geschichte einer treuen stillen Liebe, die, sobald sie durch Miſsgunst und Verrath ans Licht gezogen wird, der Geliebten das Herz bricht; einer der zartesten Stoffe der Fabliauxliteratur. — Frauentreue, Männertugend (II. No. 20. nach Band. I, 15.) ist eine venezianische Gerichtsgeschichte. Zwei einander feindlich gesinnte Edelleute heirathen zwei befreundete Mädchen und verlieben sich bald einer in des andern Weib. Das Einverständniſs der Frauen bewahrt sie vor factischer Ausübung des Verbrechens, und bewirkt endlich eine Versöhnung der Feinde. — Antonio Bologna (III. No. 2. nach Band. I, 26). Mit einem neapolitanischen Edelmann dieses Namens vermählt sich die verwittwete Herzogin von Amalfi, wird deshalb von ihren Brüdern verfolgt, und mit ihren Kindern und Gemahl ermordet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 43. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

E. v. Bülow: Das Novellenbuch.

(Fortsetzung.)

Die blonde Ginevra (III, 155. nach Band. I, 27.) entzweit sich aus kindischer Eifersucht mit ihrem Geliebten, Don Diego, und weder vernünftige Worte, noch Drohungen, noch Todesgefahr können sie bewegen, ihm ihre Liebe wieder zuzuwenden; aber Diego's Liebe überwindet Alles. Hr. v. Bülow nennt diese Erzählung mit Recht »eine der schönsten und an Poesie reichsten, nicht blos dieses Autors, sondern der ganzen Novellenliteratur«. — Balduin der eiserne von Flandern steht III, 324. nach Band. I, 7. Balduin wird von Karl dem Kahlen zum Waldmeister von Flandern ernannt, entführt dessen Tochter Judith, die gegen ihren Willen an König Edelolfo von England vermählt worden war, nach dem Tode desselben, versöhnt sich aber mit seinem Schwiegervater, und wird Graf von Flandern. Der Name des jüdischen Arztes Sedechia hätte, wie die andern italienisch zugeformten Fremdnamen, wohl in Zedekias verwandelt werden dürfen. Dieselbe Geschichte findet sich, wie es scheint, nach einer Ballade, mitgetheilt in den »Chroniques et traditions surnaturelles de la Flandre« par M^r. S. Henry Berthoud, publiés par M. Ch. Lemesle. Paris 1831. S. 1 ff. Es wird dabei eine Stelle aus Le Carpentier's Histoire de Cambrai angeführt: »Il existe encore en patois flamand des chansons pleines d'originalité et qui doivent remonter à l'époque la plus reculée. Telle est, entre autres, celle de Beauduin Bras-de-Fer.« Die Geschichte wird hier in das J. 811 versetzt. — Die Geschichte von Romeo und Julie, aus welcher Shakspeare den Stoff für sein unsterbliches Drama genommen, steht bei Bandello II, 9. und ist hiernach III, 538 übertragen. Girolamo della Corte nimmt die Sache historich und erzählt sie in seiner Istoria di Verona (I, 589. Verona 1594.), und Eschenburg hat in den seiner Übersezzung beigefügten Anmerkungen (erstes Stück zum neunten Bande) die Stelle aus demselben ausgehoben. Indeſs macht Simrock a. a. O. III, 139. wahrscheinlich, daſs der Historiker eher aus der Novelle geschöpft habe. Das schon sehr reiche Verzeichniſs von

Digitized by Google

Nachbildungen dieser Geschichte, das Eschenburg, Simrock und Herr v. Bülow geben, lieſse sich leicht noch ziemlich vermehren. Wir erwähnen nur die Erzählung in der Einleitung zu einer französischen Übersetzung des Filocopo von Boccaccio von Adrien Sevin vom Jahre 1542. Die Geschichte ist hier von zwei Slavoniern erzählt, die zu Morea wohnen. Der Liebende tödtet den Bruder der Geliebten; er ist genöthigt zu entfliehen, verspricht aber zurückzukehren und sie zu entführen. Sie beredet indeſs einen Geistlichen, ihr einen Schlaftrunk zu bereiten, um die Entweichung zu begünstigen. Der Liebhaber bringt ein Schiff herbei, aber unbekannt mit der List seiner Geliebten, geräth er in Verzweiflung, als er bei der Landung ihr Leichenbegängniſs erblickt. Er folgt dem Geleite bis zum Orte der Bestattung und ersticht sich; als die Geliebte erwacht, thut sie dasselbe. Ein spanisches Drama von Fernando Roxas, einem Zeitgenossen Shakspeare's, behandelt die Fabel ganz wie das englische Stück. In dem Théatre complet de M. Mercier findet sich »Les tombeaux de Vérone ou Roméo et Juliette, en 5 actes«; vielleicht ist dies dasselbe, was Eschenburg aufführt, ohne den Namen des Verfassers zu kennen. Erst vor einigen Jahren brachte der Maestro Bellini eine italienische Oper »Montecchi e Capuletti« auf das Théatre italien zu Paris, die nun auch über die deutschen Bretter wandelt. In dem alten italienischen Drama des Luigi da Groto, das Herr v. Bülow (III, VIII) erwähnt, und das der Verfasser aus den alten Geschichtbüchern seines Landes geschöpft haben will, steht die Prinzessin von Adria in einem Liebesverhältniſs zu Latinus, dem bittersten Feinde ihres Vaters, der ihren Bruder im Kampf erschlagen hat. Die Prinzessin wird dem König der Sabiner zur Ehe angeboten. In dieser Noth zieht sie einen Zauberer zu Rathe, der ihr einen Schlaftrunk bereitet. Bald darauf wird sie scheinbar todt gefunden und in der königlichen Gruft beigesetzt. Latinus, von ihrem Ende hörend, vergiftet sich selbst und kommt schon im Todeskampfe auf ihr Grab. Sie erwacht, und es folgt eine gräſsliche Scene. Latinus stirbt in den Armen seiner Geliebten. Auch in diesem Stücke tritt eine alte geschwäzzige Amme auf, und Dunlop (II, 400) hält es nicht für unwahrscheinlich, daſs Shakspeare dieses Stück gekannt habe. Über die »Historia nouellamente ritrouata di due nobili amanti« von Luigi da Porto, eine bibliographische Rarität, vergleiche man Eberts bibl. Lex. 17821 — 17825. Eine neuere Ausgabe von Alessandro Torri (Pisa 1831) konnte daselbst noch nicht erwähnt seyn. Die

Novelle Luigi's ist auſserdem auch abgedruckt in der mehrerwähnten Raccolta di novelle II, 177. — Das bezauberte Bildniſs IV, 186 ist abgekürzt nach Bandello I, 21 bearbeitet. Ein böhmischer Ritter geht an den Hof des Königs Matthias Corvinus, und erklärt sich von der Treue seiner Frau so hinlänglich überzeugt, daſs er mit zwei Ungarn, die ihre Treue zu Fall bringen wollen, Hab und Gut einsetzt, es werde ihnen nicht gelingen. Die Ungarn reisen beide nach einander auf das Schloſs der Dame ab, die sie aber, statt in ein Schlafgemach, in ein Gefängniſs lockt, und daselbst verschlossen hält. Bandello will die Geschichte von seinem Oheim Niccolò di Correggio gehört haben, als dieser aus Ungarn von einer diplomatischen Sendung zurückkehrte. Der Titel der Novelle schreibt sich von einem kleinen Bildchen her, das der böhmische Ritter vor seiner Abreise von Hause von einem Polen sich fertigen läſst, und an dessen Farbe er beständig, auch in der Entfernung, den Stand der Treue seiner Frau erkennt. Bleibt sie rein, so bleibt das Bild auch so; wird sie versucht, so wird es gelb; will sie nachgeben, so wird es trüb; und ist sie gefallen, so wird es ganz schwarz und stinkend. Dergleichen Zauberbildnisse schreiben sich ursprünglich aus der Literatur des Orients her, wo die Portraitmalerei, als von den religiösen Gesetzen proscribirt, sich in ein geheimniſsvolles Dunkel zieht, und wo die daraus folgende Seltenheit dieser Kunst, sobald sie sich irgendwo zeigt, auſsergewöhnliche übernatürliche Kräfte und dann auch übernatürliche Wirkungen vorauszusetzen auffordert. So kommt in der Erzählung von Zeyn Alasnam in 1001 Nacht ein Spiegel vor, den dieser Prinz von dem König der Genien erhält, und in dem er das Bild einer Frau dargestellt findet, deren Keuschheit er sich versichern will. Blieb der Spiegel rein, so war sie unbefleckt; wurde er schmuzzig, so war ihre Keuschheit in Zweifel gestellt. Vom Orient aus gieng dieses Zaubermittel in unzählige Dichtungen des Abendlands über, und war Bandello auf diese Weise eine geläufige Sache. Die Erzählung Bandello's ist Quelle zu dem Drama »The picture« von Massinger, nicht Beaumont and Fletcher, wie Herr v. Bülow III, xv sagt. Vergl. Bouterwecks Gesch. der Poesie und Bereds. VII, 338. Dunlop hist. of fict. II, 455. Dort erhält Mathias, ein böhmischer Ritter, ein ähnliches Geschenk von dem Studenten Baptista. Weitere Beispiele von Zauberwesen mit Bildern werden uns später, namentlich bei spanischen Erzählern, begegnen. — Leonora Macedonia (IV, 287. nach Band. II,

22). Giovanni Ventimiglia verschwendet mehrere Jahre lang seine Liebe an Frau Leonora, ohne sie zur Gegenliebe zu bringen. Daher verläſst er sie und wendet sich zu einer andern. Nachdem aber Giovanni Leonorens Gemahl einen wesentlichen Dienst erwiesen, erkennt diese ihr Unrecht, verliebt sich heftig in ihn, und stirbt, da er nun seinerseits nicht mehr zu bewegen ist. — Viel Lärmens um nichts (IV, 365. nach Band. I, 22.) ist die Quelle von Shakspeare's Much ado about nothing, die Bandello wohl aus der herrlichen Episode von Ginevra und dem Herzog von Albanien im fünften Gesang des Orlando furioso entlehnte. Weitere Nachweisungen über die Behandlungen dieser Sagen finden sich bei Dunlop a. a. O. II, 456, Eschenburg Shaksp X, 357, Simrock a. a. O. III, 249. Auch ein deutsches Drama von Ayrer behandelt diesen Gegenstand. Vgl. Tiecks deutsches Theater I, 22. Diese Erzählung, die längste des Bandello, ist bei Bülow sehr verkürzt. Eben so die Verwechslungen (IV, 437. nach Band. II, 36.), die Shakspeare zu zweien seiner Dramen »Was ihr wollt« und »Die beiden Veroneser« benutzt hat. Die Grundzüge der Erzählung Bandello's finden sich in den Hecatommithi von Cinthio, womit indeſs nicht behauptet werden soll, daſs Bandello unmittelbar aus ihm geschöpft habe, was im Gegentheil unwahrscheinlich ist. Die Hecatommithi sind zwar früher geschrieben, als Bandello's Novellen, aber erst später im Druck erschienen. Bei Cinthio verläſst ein Edelmann, der sich die Ungnade des Königs zugezogen, Neapel mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, welche einander auffallend ähnlich sehen. Sie leiden Schiffbruch, die Kinder werden abgesondert von einander am Ufer aufgenommen. Das Mädchen verliebt sich später in einen jungen Mann, und begleitet ihn durch Vermittlung einer alten Frau in männlicher Tracht als Page. Ihr Herr hält sie für ihren Bruder, der ihm früher gedient, aber auch wegen eines Liebesabenteuers in weiblicher Tracht ihn verlassen hatte. Bei Bandello sind die einzelnen Umstände ausgeführter, als bei Cinthio, und nähern sich mehr der Shakespeare'schen Fabel. Die Geschichte spielt in Aix (Esi) in Savoyen. Die Verkleidung eines Mädchens in Männertracht, um ihrem Geliebten als Page oder sonstwie im Interesse ihrer Liebe zu dienen, finden wir in der romantischen Poesie häufig. Auſser Twelfth Night und den Two Gentlemen of Verona z. B. in Beaumont and Fletcher's Philaster, in Shirley's Grateful Servant, School of Compliment, Maid's Revenge, bei Molière, Bürger u. s. f. Nament-

lich ist aber hier noch der Episode des Romans Diana von Montemayor zu gedenken, welche unserer Novelle ihren Ursprung verdankt, und aus der eigentlich Shakspeare für die zwei Veroneser geschöpft hat. Eschenburg III, 325 und Simrock No. XII theilen diese Geschichte mit. Zugleich hat der Letztere III, 254 andere sagenhafte Züge der Novelle näher ins Auge gefaſst, und mit dem ihm eigenthümlichen Talent in weitgreifenden Vergleichungen ausgeführt. — Die letzte im Novellenbuch enthaltene Erzählung nach Bandello, die Herzogin von Savoyen (IV, 520. nach Band. II, 44.), enthält wieder viele sagenhafte Züge, wie wenn sie ganz aus einem Ritterroman entstanden wäre. Bandello fällt gerade in die Zeit, in welcher diese eigenthümliche Mischung mittelalterlich ritterlicher und moderner Weltansicht sich der Poesie wie des Lebens bemächtigte. In Boccaccio ist das Mittelalter eine volle Wirklichkeit; in Bandello's Zeit ist es schon in die Ferne gerückt, ein der Wirklichkeit nach Vergangenes oder doch in vollem Vergehen Begriffenes, das blos noch in der Sage sein Leben hat. Ein Theil steht in geheimniſsvollem Dunkel, auf den andern fallen um so hellere zauberhafte Schlaglichter, die sich dann auf die verschiedensten Erscheinungen unzählige Male reflectiren. Für die gegenwärtige Novelle wüſste Ref. keine eigentliche Quelle anzuführen — Bandello giebt blos die mündliche Überlieferung eines Mailänders, Baldo, an — aber die einzelnen Züge lieſsen sich mit Citaten und Parallelen in Menge belegen, welche zeigen könnten, wie diese Novelle, die deshalb zu den charakteristischsten gehört, aus einem ganz in alter Poesie getränkten Geiste hervorgehen muſste. Die Herzogin von Savoyen ist die schönste Frau unter den lebenden, und Giovanni Mendoza, ein spanischer Ritter, der schönste Jüngling. Die Herzogin erfährt das Letztere von einer aus Spanien kommenden Pilgerin, die bei ihrem Anblick sich nicht enthalten kann, sich die beiden Schönheiten als ein Paar zu denken. Die Entfernten, die sich nie gesehen, fassen Liebe für einander. Die Herzogin giebt eine Krankheit vor, und ein Gelübde, zu St. Jakob nach Galizien zu wallfahrten, um den Geliebten sehen zu können. Dies geschieht, wiewohl nicht zur Genüge. Ihr Gemahl holt sie, noch ehe sie in ein näheres Verhältniſs zu Giovanni tritt, mit seinem Hofe von dem Wallfahrtsort ab, nimmt sie zum Besuche nach England, wo ihr Bruder König ist, und bringt sie dann nach Hause. Als französischer Lehnsmann in den Krieg ziehend, überläſst er Haus und Gemahlin seinem Marschall zur Verwahrung, der um

der Schönen Liebe wirbt, und als er seinen Zweck nicht erreicht, den Verdacht des Ehebruchs auf sie wälzt. Sie wird gefangen gesetzt, aber Giovanni eilt herbei ihr zu Hülfe, sieht sie, erst als Mönch verkleidet, im Kerker, wo sie ihm einen köstlichen Ring schenkt, kämpft hierauf glücklich gegen den treulosen Marschall, der sterbend den Betrug eingestehen muſs, und verschwindet unerkannt. Nach des Herzogs Tode kehrt seine Frau nach England zurück, verschmäht erst den für treulos gehaltenen Giovanni, aber der Ring leitet das Erkennen ein, und die Liebenden treten in eine glückliche Ehe.

Die Novellen des Giovanni Francesco Strapparola, die ungefähr um dieselbe Zeit mit denen Bandello's (1550 ff.) unter dem Titel Piacevoli notti in zwei Theilen in Venedig erschienen, sind nicht von der Bedeutung, wie die seines groſsen Zeitgenossen. Auch sind deren nicht so viele; Bandello hat 204 groſse, Strapparola 74 meist kleinere Erzählungen. Auch er fand für gut, sie mit einem Rahmen nach Art des Decameron zu umgeben, was Bandello nicht thut. Eine Prinzessin und ihr Vater ziehen sich in eine abgeschlossene Wohnung zurück, nehmen einige Freunde zu sich, und nun erzählt man sich während der kühlen Sommernächte die eingelegten Geschichten. Ein Theil derselben ist der deutschen Lesewelt durch Val. Schmidts Märchensaal hinlänglich bekannt. Die meisten sind nicht von Strapparola's Erfindung. Dies ist jedoch gewissermaſsen der Fall mit den Liebenden in Dalmatien (II, 1. nach Notte VII, 2.), einem trefflichen Bilde südlicher Liebes- und Racheglut. Ein weiblicher Leander, schwimmt Margarita allnächtlich von einer in der Gegend von Ragusa gelegenen Insel auf eine Klippe zu Feodoro, der ihr ein Licht an sein Fenster stellt, und freut sich seiner Liebe. Aber bald von Fischern entdeckt und ihren Brüdern verrathen, wird sie von diesen durch ein falsches Licht, das sie ihr auf ihrem Schiffe aufstecken, in die weite See hinaus gelockt, und kommt um. Eine ähnliche Geschichte erzählt Bernard le Gentil in dem Gedicht Euphrosine et Mélidor. Weitere verwandte Sagen entwickelt Valentin Schmidt in den Balladen und Romanzen der deutschen Dichter Bürger, Stollberg und Schiller S. 269. Einschlagende deutsche Volkslieder finden sich aufgeführt bei Simrock Quellen des Shaksp. III, 152. — Die drei väterlichen Gebote sind die erste Erzählung der ersten Nacht III, 227. Orientalische Erzählungen mit didaktischer Tendenz kleiden ihre Lehren gerne in Vorschriften eines ster-

Digitized by Google

benden Vaters an die Söhne ein, und ihr Leben ist dann in der Regel die Lösung des räthselhaften Wortes. Diese Form finden wir auch in der angeführten Novelle und in unzähligen abendländischen Dichtungen. Vom Orient erwähnen wir nur die Geschichte von Jogrul Bey in den Vierzig Vezieren (Sept sages S. CLXVIII). Ferner finden sich ähnliche Geschichten in Laſsbergs Liedersaal, bei Florian: Bathmendi, nouvelle persane u. s f.

Ungefähr in dieselbe Zeit, wie Bandello und Strapparola, vielleicht zwischen beide, fällt Luigi Alamanni (1495—1556) aus Florenz, von dem blos die hier I, 21 unter dem Titel Die Gräfin von Toulouse mitgetheilte Novelle bekannt ist. Sie steht in der angeführten Raccolta di novelle II, 227. Die junge Tochter des Grafen von Toulouse soll dem Sohn des Grafen von Barcellona nach glücklich zwischen beiden Häusern abgeschlossenem Frieden vermählt werden. Der Bräutigam aber hebt bei der ersten Mahlzeit im Schlosse von Toulouse einen Kern (»un sol grano uscitogli della mano«; Herr v. Bülow macht daraus ein Stück) eines Granatapfels, der ihm aus der Hand entwischte, noch während des Fallens auf und führt ihn zum Munde, eine Handlung, die der Braut so gemein und schmutzig vorkommt, daſs sie seine Hand ausschlägt. Zur Rache kommt er bald darauf als Juwelenhändler verkleidet in das Schloſs zurück, gewinnt um einige Kostbarkeiten die Liebe der jungen Gräfin, die, sich schwanger fühlend, ihn nun als ihren Mann betrachtet, und ihm als Gattin folgt. Nach mehreren harten Büſsungen, die er ihr auflegt, giebt er sich endlich zu erkennen und heirathet sie. Eine deutsche Erzählung von Konrad von Würzburg, welche in manchen Punkten mit der unsrigen übereinstimmt, giebt Freiherr v. Laſsberg im Liedersaal III, 143 unter dem Titel »der Ritter mit der Birne«, wobei zugleich bemerkt wird, daſs sich das Gedicht auch in Heidelberger Handschriften finde, und in einer Hdsch. bei Oberlin (de Conrado Herbipolit. S. 12) einen andern Schluſs habe.

Anton Francesco Grazzini, genannt il Lasca, geb. zu Florenz 1503, dessen Leben von Dr. Anton Maria Biscioni beschrieben ist, hat, auſser in lyrischen und dramatischen Dichtungen, sich in der Novelle ausgezeichnet. Von den tre cene, deren jede zehn Novellen enthält, sind nur noch die beiden ersten vollständig, von der dritten cena hat man nichts weiter, als die letzte Erzählung. Diese Novellen nehmen den dritten Band der oben erwähnten Raccolta di novelle ein. Nach Biscioni sind neunzehn Novellen von ihm verloren. Man könnte Grazzini's Erzäh-

Digitized by Google

lungen simplicianische Geschichten betiteln, denn die Intrigue ist in der Regel ein Streich, den ein σχολαστικος spielt, oder der ihm gespielt wird. Verständig geträumt (I, 111. nach Cena II, 3): Ein Mädchen bringt die Mutter durch Erdichtung eines artigen Traumes zur Einwilligung in eine bereits heimlich geschlossene eheliche Verbindung. — Der Alchemist (I, 175. nach I, 5.): Ein Grobschmied giebt sich für einen Alchemisten aus, um den Besitz einer groſsen durch Raub erlangten Geldsumme zu rechtfertigen, wird aber durch seine eifersüchtige Frau verrathen. — Des Fischers Glück und List (III, 5. nach II, 1.): Ein Fischer sieht einen Edelmann ertrinken, nimmt seine Kleider und tritt sofort in dessen Rolle ein. — Die bedeutendste und gröſste ist die Novelle der dritten Cena, die III, 501 unter dem Titel: Die Birne, die der Vater iſst, macht zuweilen dem Sohn die Zähne stumpf, mitgetheilt, und schon von Herrn v. Rumohr (Ital. Nov. S. 118) übersetzt und besprochen ist. Es ist ein, wohl auf historischen Grundlagen beruhender, Schwank von Lorenzo de' Medici mit einem Arzte, den er betrunken auf die Seite bringen und für todt ausgeben, aber nach einiger Zeit wieder zurückkehren läſst. Eine Menge ähnlicher Geschichten zählt Val. Schmidt in den Beiträgen zur Gesch. der romant. Poesie zu Boccacc. Decam. III, 8 auf.

Ein Jahr nach Grazzini ist Giraldi Cinthio zu Ferrara geboren. Wir erhalten hier von ihm im Ganzen neun Novellen, und der Herausgeber sucht ihn mit Recht gegen Bouterwecks und Anderer Geringschätzung zu vertheidigen. Seine in früheren Jahren geschriebene, später zur Herausgabe überarbeitete Novellensammlung führt den Titel Hecatommithi und enthält 110 Erzählungen. Die zehn ersten, die Einleitung bildenden, Geschichten geben Beispiele von dem Glücke der ehelichen und dem Unglück unerlaubter Liebe. Die erste Decas ist vermischten Inhalts, gleich der ersten des Decameron, die zweite giebt Geschichten von Liebschaften gegen den Willen der Eltern oder Vorgesetzten, die dritte von der Untreue der Weiber und Ehemänner, die vierte von solchen, die in Gruben, die sie andern gegraben, selbst hineinfallen, die fünfte von ehelicher Treue in verschiedenen Versuchungen, die sechste Handlungen des Edelmuths und der Artigkeit, die siebente Anekdoten und Witzworte, die neunte merkwürdige Glückswechsel, die zehnte atti di cavalleria. — Daphne und Delio (I, 220) schildert die Liebe eines fünfzehnjährigen Jünglings zu einem einundzwanzigjährigen Mädchen. Die

Digitized by Google

Eltern willigen wegen der Altersverschiedenheit nicht in eine Verbindung, und Daphne wird anderwärts vermählt. Während der Pest, die in Ferrara ausbricht, verläſst sie ihr Mann, Delio erfährt es und eilt ihr zu Hülfe. Aber im Augenblick, als sie zu ihm aus dem Hause herabkommt, fällt sie todt nieder. Zwei Nelken, die er ihr an den Busen steckt, findet er nach einem Jahre, als er sie in ein besseres Grab bringen läſst, noch frisch wieder, und hält sie heilig, wie das Bild seiner Geliebten unverlöschlich in seinem Herzen lebt. — Signor Filippo und sein Herr (II, 290. nach Hecat. II, 6, 7.), eine wunderliche Geschichte von einem Ferraresen, dem eine Venezianer Courtisane nach Ferrara nachfolgt, und dem sein Herr, damit Filippo sie würdig empfangen könne, seinen Palast auf mehrere Tage überläſst. Auf Seite des Weibes finden wir keine Spur von Habsucht, nichts als ein naives sinnliches Trachten nach dem Besitz des Mannes, und nachher befriedigtes, trauerloses Scheiden auf immer. Nirgends eine Spur von überwältigender Leidenschaft. — Des Vaters und der Tochter Schuld (II, 322. nach Hecat. I, 2, 5.) ist eine alte Geschichte von zwei Liebenden, die sich ohne Wissen und gegen den Willen des Vaters vermählen. Dies ist die Schuld der Tochter. Der Vater dingt, als er ihre Schwangerschaft bemerkt, Mörder für sie. Er soll eben dafür hingerichtet werden, als die Tochter, die von den Mördern freigelassen worden, mit ihrem Kinde erscheint und dem Vater Verzeihung erwirkt. — Trefflich ist die Erzählung von der Wittwe von Fondi (II, 381. nach Hecat. II, 6, 6.), die, ohne es zu wissen, dem Mörder ihres geliebten Sohnes, der zu ihr flieht, Schutz verspricht, und groſsmüthig auch, als sie ihn erkennt, ihn als ihren Sohn annimmt. Beaumont und Fletcher haben diese Geschichte für ihr Drama »Custom of the country« verwendet, wo Guiomar, eine vornehme Wittwe in Lissabon, Rutilio Schutz verleiht, der ihren Sohn Don Duarte nach einem Zweikampfe auf der Straſse für todt liegen läſst. Don Duarte erholt sich indeſs von seiner Wunde, und die Dame nimmt Rutilio zum Gemahl. Ein Theil von Cibbers Komödie »Love makes a man« ist auf einen ähnlich gegründet. — Treulos doch getreu (III, 100. nach Hecat. 5, 3.) giebt ein schönes Bild ehelicher Treue im Kampf mit einer heftigen Leidenschaft. Philotima, eine Griechin, verliebt sich bei einem Feste in einen Jüngling, und kann diese Liebe nicht mehr bewältigen, zieht aber der Untreue gegen ihren Mann vor, sich in ihrem Kummer zu verzehren, erkrankt

und stirbt. — Der Gang nach der Löwengrube (III, 242. nach 8, 6.) ist die Geschichte von Schillers Gang nach dem Eisenhammer unter etwas andern äuſsern Verhältnissen, welche bekanntlich auch in einem alten Fabliau vorkommt. Man vgl. Méon Nouv. Recueil II, 331; es ist auch abgedruckt hinter Orells altfranzös. Grammat. S. 361. — Der Mohr von Venedig (IV, 120. nach Cinth. 3, 7.) ist die unmittelbare Quelle Shakspeare's zu seinem Othello, worüber Simrock I, 117. III, 181. und Dunlop II, 424. nachzusehen sind. Auch an diesem Beispiele zeigt sich recht klar, wie groſsartig Shakespeare mit seinen Stoffen verfahren ist, und wie er sie zu benutzen und zu veredeln verstand. — Glück im Unglück (IV, 317. nach 7, 1.): Ein venezianischer Kaufmann muſs sich wegen eines um die Ehre seiner Frau verübten Mordes flüchten, sein Vermögen wird eingezogen, und seine Frau geräth in Noth. Da kehrt er denn freiwillig heim, und verlangt, seine Tochter solle ihn den Gerichten ausliefern, um den seinem Einbringer gesetzten Preis zu gewinnen, wird aber begnadigt. — Die letzte Erzählung, die wir von Giraldi erhalten, Maſs für Maſs (IV, 420. nach Hecat. 8, 5.) ist die Quelle von Shakspeare's gleichnamigem Drama. Man vergl. Simrock I, 95. III, 173.

Auch aus der zahllosen Schaar der spätern minder bedeutenden italienischen Novellatoren hat Herr v. Bülow mehrere ausgehoben, und theilt uns darunter einige vortreffliche Erzählungen mit. Von Sebastiano Erizzo, einem Venezianer (1525 — 1585) erhalten wir I, 75 eine Erzählung: Der Kaufmann aus Genua. Eine ordinäre Geschichte von zwei Eheleuten, die in einem Schiffbruche von einander entfernt werden und sich nach langer Zeit wiederfinden. Artig erzählt, aber doch fast zu unbedeutend, um eine Stelle in einer solchen Sammlung zu verdienen.

Von gröſserem Interesse ist die Erzählung Wagen gewinnt (III, 367) nach Malespini, dem ersten Herausgeber von Tasso's Gerusalemme liberata und Verfasser von zweihundert Novellen, die aber fast durchaus nicht selbst erfunden, sondern meist aus den Cent nouvelles, die er auſser sechsen alle bearbeitet hat, aus Montemayor und aus früheren italienischen Novellisten, namentlich Boccaccio, entlehnt sind. Die vorliegende ist die 85ste des ersten Theils. Drei Freunde gehen aus Arezzo nach Venedig, um die stolze Stadt zu sehen, treiben sich dort ohne Geld lustig umher, und Cechino, der eine derselben, genieſst durch

Digitized by Google

Verwechlung die Gunst einer reichen portugiesischen Kaufmannstochter, die ihn endlich zum Mann nimmt. Eines der frischesten Stücke der ganzen Sammlung.

Von Ascanio de' Mori sind fünfzehn Novellen bekannt. Ercole Torelli (I, 462) ist, wie der Übersetzer richtig bemerkt, in ihrer Herbheit eine der besten Erzählungen dieser Art. Indeſs sind es nur wieder die alten in so unzähligen italienischen Novellen wiederkehrenden Motive von Familienfeindschaft, Mord und Verbannung, Aufenthalt bei einem Freunde, bei dem man des Ehebruchs verdächtigt wird, miſslingender Verrath und endliche glückliche Rückkehr ins Vaterland.

Fast nichts wüſsten wir von Zartheit und frischem Duft der Erzählung von Ippolito und Gangenova (I, 59) zu vergleichen, der einzigen, die von Scipio Bargagli mitgetheilt ist. Der Verfasser ist aus Siena, und 1612 in hohem Alter gestorben. Gangenova wird Ippolito nicht zur Ehe gegeben, weil noch ältere Schwestern als sie zu vermählen sind. Während daher Ippolito, um die Wachsamkeit von Gangenova's Mutter zu täuschen, eine Pilgerreise vorgiebt, zieht er in das Haus seiner Amme, Gangenoven gegenüber, bringt die Nächte auf dem Maulbeerbaume vor der Geliebten Fenster zu, um etwas von ihr zu erlauschen. In der Meinung, einen Fremden in ihrem Zimmer zu bemerken, stürzt er, von jähem Schmerz erfaſst, zu Boden. Das Mädchen eilt ihm zu Hülfe, und bricht in endlose Klagen aus. Nachdem sie ihn wieder zu sich gebracht, glaubt sie im Hause Geräusch und ihren Namen rufen zu hören; und das um ihre Ehre aufs Ängstlichste besorgte Mädchen eilt weg, ist aber so sehr erschüttert, daſs sie bewuſstlos auf ihr Bett sinkt und schwer erkrankt. Ippolito sieht sie noch einmal, als Pilger verkleidet; sie stirbt, als er von ihr geschieden. Ippolito sinkt bei ihrer Leiche nieder und wird neben sie in die Gruft versenkt.

Aus den Cento novelle amorose dei Sigri academici incogniti erhalten wir I, 38 die zehnte des zweiten Theils von einem gewissen Liberale Motense: Störung zu rechter Zeit. Gustav Schwab behandelt in seinen Gedichten (II, 271) eine schwäbische Sage in vier Romanzen »der Möringer« von einem Ritter, der sieben Jahre auf die Pilgerschaft geht, bei der Rückkehr sein Weib im Begriff findet, sich einem Andern antrauen zu lassen, diesem aber seine Tochter zur Ehe giebt. Dieselbe Geschichte in italienischen Verhältnissen, mit südlicher Sonnenglut geschildert, in Farben, die, wiewohl in der Übersetzung

hier und da abgeschwächt, doch noch fast zu grell für nordische Augen sind, ist die hier mitgetheilte. — Aus derselben Sammlung ist die wunderliche Geschichte von Fürst Cantacuzeno (I, 234) von einem gewissen Tomajo Placido Tomasi, vielleicht auf einem Factum der byzantinischen Geschichte beruhend, das sich aber der Herausgeber umsonst bemüht hat aufzufinden. Theodor Cantacuzeno, der letzte seines Geschlechts, wird von einer Zauberin Platina berückt, mit ihr in die Welt zu ziehen, und in Sparta, seines Vaters Residenz, sein zauberhaftes Ebenbild als todt zurückzulassen. Die Liebenden lassen sich endlich in Irland nieder, aber durch den zufällig ausgesprochenen Namen Gottes vernichtet Theodor auf einmal alles zauberische Blendwerk, wandert zu Fuſs in sein Reich zurück, wo er aber als Betrüger festgenommen wird und am Galgen sein Leben endet.

Die »Novelle di alcuni autori fiorentini« enthalten eine Novelle von Giovanni Bottari (1689 — 1757), die hier I, 297 unter dem Titel Der Mönch von Maronia gedruckt ist. Bottari wollte ein religiöses Decameron schreiben, es ist aber nur dieses Stück davon bekannt geworden. Ein Jüngling von Maronia bei Antiochia fühlt in sich den Trieb, Mönch zu werden, und geht trotz der Bitten seiner Eltern in ein Kloster in der steinigen Wüste, das er aber auf einige Zeit verlassen will, um seine nun verwittwete Mutter zu besuchen. Unterwegs wird er von Ismaeliten gefangen und muſs als Hirte dienen. Eine mitgefangene Christin wird ihm als Weib aufgedrungen, sie leben aber als Geschwister beisammen, und entfliehen endlich der Knechtschaft, um in Maronia ihr Leben in Frömmigkeit zu beschlieſsen. Am Schlusse wird bemerkt, daſs Hieronymus, den sie daselbst gekannt haben sollen, ihre Schicksale beschrieben habe.

Auch aus dem Decameron des Bolognesers Francesco Argelati, der 1751 erschien, erhalten wir I, 284 eine Probe: Das Luftschloſs Sonst ist dieser Erzähler meist sehr unerquicklich; die gegenwärtige Novelle empfiehlt sich indeſs durch ihre feine ironische Färbung. Berlaceci, ein junger Mailänder, reist nach Petersburg, als der Czaar eben mit der Erbauung dieser Stadt beschäftigt ist, und hofft daselbst sein Glück zu machen durch eine groſse Maschine, mittels deren man ganze Gebäude unversehrt von einem Orte zum andern transportiren kann. Eine solche Maschine wollte nämlich sein Oheim erfunden haben, der ihm aber das Arcanum erst mitzutheilen versprach, wenn er die groſse Reise wirklich ausgeführt habe. Er tritt dann in die Dienste

Digitized by Google

des Kaisers, erhält aber statt der gewünschten Mittheilung aus Mailand die Nachricht von dem Tode seines Oheims, und flüchtet sich eilends aus Furcht vor dem Zorne Peters.

Der Gastwirth von Maderno (I, 161) nach Vincenzo Rota ist die von Zacharias Werner im »Vierundzwanzigsten Februar« dramatisirte Geschichte. Die beiden Eheleute sind geizig und halten ihren Sohn Vico knapp, weshalb er im fünfzehnten Jahre ihnen entläuft. Nach langer Zeit kehrt er zurück, giebt sich seinem Pathen, dem Pfarrer, zu erkennen, und kehrt bei den Eltern als Fremdling ein, die ihn, um seines Geldes sich zu bemächtigen, in der Nacht ermorden. Eine ähnliche Geschichte wird von einem Wirthe in der Normandie erzählt in einer wenig bekannten englischen Zeitschrift »The Visitor«. Auch bildet sie die Grundlage einer Tragödie in drei Acten von Lillo »The fatal curiosity«. Der Stoff dazu ist indeſs von Lillo einem alten fliegenden Blatt entnommen, betitelt: Alews from Perin, in Cornwall, of a most bloody and unexampled murther very lately committed by a father on his owne sonne. Lillo's Stück wurde in einer neuern englischen Tragödie »The Shipwreck« nachgeahmt. Ref. erinnert sich, vor Jahren die Geschichte in Würtemberg von Bänkelsängern an Jahrmärkten vielfach gehört zu haben.

Der von 1713 bis 1786 lebende Graf Gasparo Gozzi, Bruder des als dramatischer Dichter berühmten Carlo Gozzi, ist mehr als satyrischer und burlesker Dichter bekannt. Die zwei von ihm mitgetheilten Novellen sind nicht von groſser Bedeutung. Kunstkennerschaft (III, 334) verhöhnt die Krittelei des kunstverständig seyn wollenden Publicums mit einer derben Intrigue. Ein Maler, der seine Bekannten nicht mit seinen Leistungen zufrieden zu stellen im Stande ist, läſst endlich einen leibhaftigen Menschen, den er zu malen hatte, aus einem Rahmen heraussehen, und beschämt die noch immer Unzufriedenen auf eclatante Weise. — Die Tochter des Visirs (IV, 109) ist angeblich aus einer orientalischen Quelle genommen. Ghulnaz muſs auf Befehl des Sultans von ihrem Vater dem Visir verkauft werden. Ihre Schönheit setzt sie allerlei Gefahren aus, denen sie durch List und Glück entgeht. Am Ende auf abenteuerliche Weise zu einem Throne gelangt, weiſs sie alle ihre gefährlichen Liebhaber in ihre Gewalt zu bekommen, schreckt sie anfangs, wählt aber unter ihnen einen Gemahl, und entläſst die andern reichlich beschenkt.

Die reichste und originellste Novellistik haben nach den Ita-

Digitized by Google

lienern die **Spanier** aufzuweisen. Wiewohl vielfältig von Italien aus influenzirt, trägt sie doch namentlich in früheren Zeiten ein ganz reines nationales Gepräge, sofern wir die orientalischen Einflüsse, die in das spanische Leben so tief eingedrungen sind, hier nicht als etwas Fremdartiges betrachten. Wie in Italien Boccaccio, so steht hier Cervantes auf einer unerreichten Spitze der Erzählungskunst. Nach ihm tritt indeſs der italienische Einfluſs immer überwältigender hervor, und die spanischen Erzähler verfallen fast durchaus in eine kalte Schwülstigkeit und Einförmigkeit. Ihre reiche dramatische Literatur versieht die Novellisten mit Stoffen, während sonst umgekehrt die Novelle es ist, die den Keim des Drama's in sich trägt, weshalb denn auch durch den Reiz zur Reproduction der ächten Novelle immer ein eigenthümlicher Zauber zuwächst. Weiter abwärts in der Zeit bemerken wir häufig eine immer gröſser werdende Breite der Erzähler, mehr Willkühr und Zufälligkeit in Zulassung von Zwischenereignissen, die sich nicht so fest um den Hauptkern der Erzählung herlagern, kurz, eine Hinneigung und Vermischung der Novelle mit dem Roman, der in Spanien frühe zu hoher Vollendung ausgebildet worden.

Besonders zum Danke sind wir dem Herausgeber verpflichtet für seine Hinweisung auf den alten spanischen Erzähler, den Prinzen **Don Juan Manuel**, Enkel Ferdinands III von Castilien, der vom Ende des dreizehnten bis in die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts lebte, und in der Geschichte der Novellenliteratur einen eben so ausgezeichneten Rang einnimmt, als ihm im politischen Leben einer angewiesen war. Sein Hauptwerk ist die »El conde Lucanor« betitelte Novellensammlung. Der Styl ist auſserordentlich einfach, mitunter selbst roh und unbehülflich. Dagegen ist bei ihm noch keine Spur der späteren Schwülstigkeit. »Der Rahmen des Buchs, berichtet Hr. v. Bülow (IV, VII), in den die 49 kurzen Geschichten, die es enthält, eingefaſst sind, ist ein Dialog zwischen einem vornehmen Manne, dem Grafen Lucanor, und seinem Rathe Patronio, der ihm die Geschichten erzählt, und sie als Beispiele der Gegenstände ihres Gesprächs anführt, an die sich sodann am Schlusse einer jeden wieder moralische Betrachtungen knüpfen. — Die siebente derselben ist **So ist der Lauf der Welt** (IV, 40). Drei Schelmen machen dem König weiſs, sie verstehen Kleider zu weben, welche der, der nicht der ächte Sohn seines Vaters sey, nicht sehe; und niemand wagt nun zu behaupten, er sehe die Kleider

Digitized by Google

nicht, obwohl sie keine weben. Charakteristisch ist es, daſs der Verfasser diese Geschichte einem König der Mauren begegnen läſst, gegen die der Prinz selbst lange kämpfte, und ihm die Schmach anthut, ihn nackt durch die Stadt reiten zu lassen, bis endlich einer um den andern das Herz faſst, zu sagen, er sehe die Kleider des Königs nicht, und der Betrug entdeckt wird. Dieselbe Geschichte findet sich im deutschen Volksbuch vom Eulenspiegel. Tyll malt nämlich den Landgrafen von Hessen und beredet ihn, wer unehelich geboren wäre, der könne sein Gemälde nicht sehen. Wollte man einen äuſsern Zusammenhang zwischen beiden Geschichten aufsuchen, so könnte man etwa die Vermuthung aufstellen, der Conde Lucanor sey zur Zeit der spanischen Occupation in die Niederlande gekommen, und von dort aus sey die Geschichte in Niederdeutschland einheimisch geworden. Ohnehin verlegt man ja die Entstehung des Eulenspiegels in den Norden. — Der Mann (IV, 210. nach der sechsten Novelle): Ein Graf von Provence geräth im heiligen Lande in Saladins Gefangenschaft und verschafft sich Achtung und Vertrauen seines Feindes. Während der Zeit soll in der Heimath seine Tochter vermählt werden, und es ergeht an ihn die Anfrage über die Wahl ihres Gatten. Der Graf theilt seinen Plan dem Sultan mit, und dieser räth, man solle ihr einen Mann geben. Es wird nun wirklich ein tüchtiger Jüngling gewählt, der, um die Wahl zu rechtfertigen, gleich in das heilige Land zieht, den Sultan durch List zum Gefangenen macht, und nur unter der Bedingung frei giebt, daſs dieser seinen Schwiegervater frei lasse. — Das Köstlichste im Menschen (IV, 138) ist die zwölfte Novelle des Originals. Wieder eine Geschichte von Saladin, der auch häufig in den Fabliaux bei Boccaccio auftritt, und welchem selbst Dante im Inferno seinen ruhmvollen Platz anweist. Auf einem Zuge durch sein Land verliebt er sich in die Frau eines Vasallen, und erhält von ihr das Versprechen der Gewährung seiner Wünsche, wenn er ihr sage, was das Köstlichste im Menschen, die Mutter und Krone aller Tugenden sey. Er bringt ihr die Antwort: die Scham; und nun bittet sie ihn, der der Vorzüglichste der Menschen sey, auch das Köstlichste, was der Mensch hegen könne, in sich aufzunehmen, und sich über sein Begehren zu schämen. Hierauf läſst er von seinem Willen ab. Merkwürdig ist die groſse Mühe, die sich Saladin giebt, die Lösung dieser Frage zu erhalten. Er legt sie seinen Weisen vor, zieht mit zwei Jongleurs an den Hof des Pabstes und an alle Höfe der

Digitized by Google

Christenheit, und endlich erhält er die Antwort von einem geheimniſsvollen blinden Greise, der schon früher mit ihm in Berührung gestanden haben will. — Die letzte Nummer unseres Novellenbuchs (IV, 560) enthält unter dem Titel Die bezähmte Widerspenstige und das weise Weib mehrere kleinere Erzählungen von Bändigung starrsinniger Naturen. 1. Kaiser Friedrich der Zweite hat mit der Widerspenstigkeit seiner Frau viel auszustehen. Sie salbt sich erst ihren kranken Leib mit einer Salbe, vor welcher sie der Kaiser ausdrücklich gewarnt hat, und kommt um. 2. Ein braver maurischer Jüngling heirathet ein widerspenstiges Mädchen, schüchtert sie aber durch affectirte Barbarei, die er an seinen Hausthieren u. dergl. ausübt, so ein, daſs sie ihren Starrsinn ablegt. 3. Don Alvar Fañez wählt unter drei Schwestern eine Frau. Zwei weisen ihn ab, weil er ihnen gräſsliche Schilderungen von seinem Jähzorn und seiner schlimmen Gemüthsart giebt. Man denkt dabei unwillkührlich an Shakspeare's Malcolm im vierten Acte des Macbeth. Die dritte Schwester läſst sich dadurch nicht schrecken, und ist so ergeben in seinen Willen, so voll Vertrauen auf seinen Verstand, daſs sie, wenn er es behauptet, Kühe für Ziegen und Ziegen für Kühe hält, ja nach dem spanischen Sprichwort, das von ihr hergeleitet wird, wenn der Mann sagt, das Wasser flieſse rückwärts zu seinem Quell empor, es glaubt und für wahr hält. In der romantischen Literatur sind diese Stoffe sehr häufig. Als die merkwürdigsten Beispiele erwähnen wir nur das Fabliau de la dame qui fu escoilliee (Méon IV, 365), die Geschichte vom Zornbraten in Laſsbergs Liedersaal (II, 499), eine Reihe deutscher Märchen und besonders Shakspeare's Jaming of the shrew; wozu die Commentatoren noch Parallelen aus Strapparola u. a. beibringen. Man vergl. Simrock III, 225. — Es ist bemerkenswerth, wie die älteste spanische Novellistik, wie die italienische in den Cento novelle antiche, noch nicht streng von der Anekdote geschieden ist und sich vielfach dazu hinneigt. Es findet sich dieses namentlich auch bei dem Spanier Petrus Alfonsus, welcher noch lange vor Don Manuel, aber lateinisch, seine Disciplina clericalis geschrieben hat.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 44. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

E. v. Bülow: Das Novellenbuch.

(Beschluſs.)

Der Dichter Jorge von Montemor, einem portugiesichen Dorfe bei Coimbra, daher er sich de Montemayor nannte (von 1520 — 1562), ist durch den in castilischer Sprache geschriebenen Schäferroman Diana hinlänglich bekannt. Aus diesem Roman erhalten wir (IV, 1) eine Episode, der Alkalde von Alora und der Abencerage, eine Geschichte, die passend als Muster spanischer Ritterpoesie gegeben ist, da sie alle Hauptmotive dieser Dichtungsart vereinigt. Der junge Abencerage, ein Abkömmling eines verfolgten, ehemals groſsen, maurischen Hauses, in einer Nacht dem Bescheid seiner Geliebten folgend, sie aufzusuchen, wird von Christen nach tapferer Gegenwehr gefangen, auf Ehrenwort zu Vollziehung seines Geschäfts entlassen, gewinnt die Jungfrau, entführt sie und erlangt endlich Verzeihung ihres Vaters.

Von Cervantes, dem Haupt der spanischen Novellisten, beabsichtigte anfangs Herr v. Bülow nichts mitzutheilen, weil seine Novellen, wie die des Boccaccio, sämmtlich eine aparte Behandlung verdienen. Wirklich hat auch, wenn wir nicht irren, die Verlagshandlung des Novellenbuchs eine Übersetzung der Novelas exemplares von Herrn v. Bülow bereits angekündigt. Im vierten Bande (S. 85) erhalten wir indeſs doch ein Stück, das der Herausgeber Cervantes zu vindiciren sucht, das aber unter die οὐχ ὁμολογούμενα gehört. Es ist Die vorgebliche Tante (la tia fingida), welche einem Deutschen, dem Philologen F. A. Wolf, vorbehalten war, der gelehrten Welt mitzutheilen, der sie zuerst in seinen Analekten abdrucken lieſs, nachdem sie unter die Novelas exemplares betitelte Novellensammlung des Cervantes vielleicht wegen des minder exemplarischen Stoffs bis dahin nicht aufgenommen war. Denn wenn auch streng genommen die poetische Justiz darin nicht fehlt, namentlich nicht die durch die Ironie exequirte, so bewegt sich doch die ganze Geschichte in ziemlich niedriger schmutziger Atmosphäre. Es ist die Schilderung des Studentenlebens in Salamanca und die Bewerbung dor-

tiger Studenten um eine verdächtige junge Person, Esperanza, die mit einer vorgeblichen Tante zusammenwohnt. Die erste deutsche Übersetzung dieser Novelle erschien vor der Bülow'schen in Stuttgart in einem einzelnen Hefte, dem eben so die übrigen Novellen des Cervantes von derselben Hand übertragen folgen sollten. Diese anonym erschienene Übersetzung ist mit unzweifelhaftem Talente gefertigt, und in der Einleitung die Frage der Ächtheit nach innern Gründen ausreichend erörtert und auf die nationale Bedeutung der Erzählung aufmerksam gemacht. Bedauern muſs Ref., daſs der anonyme Übersetzer seine Gewandtheit in der Versification an den zwei in der Novelle enthaltenen Gedichten so glänzend erprobt hat, da es offenbar im Zusammenhange darauf abgesehen ist, schlechte holperichte Verse zu geben, was auch die des Originals sind. Es wäre doch allzu frevelhaft, das schöne Sonnett auf die holde Rose — so nennt er Esperanza des Reimes wegen — mit »einem halben Dutzend Knackwürsten aus Estremadura« honoriren zu wollen. Herr v. Bülow verfällt dagegen fast in den entgegengesetzten Fehler, und bürdet dem Salamanker Poeten doch allzu schlechte Verse auf. Einzelne Unrichtigkeiten in beiden Übersetzungen dieser allerdings eigenthümliche sprachliche Schwierigkeiten darbietenden Novelle nachweisen zu wollen, würde hier zu weit führen. Der Schluſs fehlt bei beiden Übersetzern.

Der Fortsetzer des Don Quixote, der pseudonyme Alonso Fernandez de Avellaneda, hat nach dem Vorgange des Cervantes in sein Werk Novellen einverwebt, deren eine III, 388 Das glückselige Liebespaar ist. Sie beruht auf einer bekannten Legende der katholischen Kirche. Ref. fand die Geschichte in einem MS. des dreizehnten Jahrhunderts der Arsenalbibliothek in Paris, Belles-lettres No. 325. S. 74. Sie ist überschrieben: De la nonain Kiala au siècle et revint en sa maison par miracle. In der Echelle du paradis des Père Crasset, eines Jesuiten, S. 125, findet sich folgende Stelle: »Une certaine Béatrix, portière d'un couvent, s'étant un jour débauchée avec un prêtre, sortit du monastère et courrut avec lui les bordels pendant 15 ans. Pendant ce long espace de temps la sainte Vierge prit la figure de cette prostituée et servit le couvent en son absence, de peur que son honneur ne reçut aucune atteinte, puisque cette fille avoit toujours conservé une dévotion particulière pour la sainte Vierge.« Die Bearbeitung des Avellaneda ist, wenigstens wie sie hier mit einigen Veränderungen vorliegt, anziehend zu

Digitized by Google

lesen. Das Thema hat einige Ähnlichkeit mit dem bekannten Roman Léone Léoni von Aurore Dudevant (George Sand).

Nach Cervantes ist Lope de Vega der erste spanische Erzähler von Bedeutung. Wir haben von ihm sieben Novellen übrig, von denen uns im Novellenbuch drei mitgetheilt werden. Die erfüllte Weissagung (I, 143) ist des vernachlässigten Styls des Originals wegen ganz umgeschmolzen worden. Ein Magiker von Cypern stellt dem jungen Silvio, Sohn Fabrizio's und Camilla's aus Venedig, die Nativität. Der Vater, der sich durch das dem Sohn prophezeite Glück beeinträchtigt glaubt, stürzt denselben während eines Sturms auf dem Rückwege ins Meer. Ein Schiff nimmt ihn auf und bringt ihn nach Messina, wo er sich durch ausgezeichneten Beistand im Kriege und andere Dienste die Dankbarkeit des Königs von Neapel in so hohem Grade erwirbt, daſs er zu hohen Ehren gelangt, die Prinzessin heirathet und König wird. Fabrizio wird durch Hungersnoth in Venedig veranlaſst, nach Sicilien zu kommen und dem König aufzuwarten, wo sich denn die Weissagung erfüllt. Die Grundzüge dieser Erzählung sind nicht in der italienischen Novellistik (bei Sansovino) zu suchen, wie Herr v. Bülow S. xxxv annimmt. Die Geschichte steht vielmehr schon Zug für Zug in dem französischen Gedichte von den sieben Meistern aus dem dreizehnten Jahrhunhundert (vergl. Sept sages V. 4670 ff.), und Ref. ist es sehr wahrscheinlich, daſs Lope aus diesem Buche geschöpft hat, das unter dem Titel Historia del Principe Erasto zum erstenmal 1573, also ziemlich lange vor Abfassung dieser Novelle, da Lope 1562 geboren ist, aus dem Italienischen übersetzt gedruckt wurde. Man vergl. Sept sages S xxxvii. Was Lope vielleicht eigenthümlich seyn möchte — Ref. kennt den spanischen Erasto nicht aus eigener Ansicht, wohl aber eine französische wortgetreue Übersetzung des italienischen Originals — ist der Zug, daſs sich am Ende aus der Beichte von Silvio's Mutter ergiebt, daſs Fabrizio nicht der Vater dieses Kindes ist. Vielleicht nahm indeſs Lope diesen Zug ebenfalls aus Erasto, nämlich aus der Geschichte der beiden Ärzte. Vergl. Sept sages S. ccxv. Die orientalische Art der Weissagung durch die Sprache der Vögel hat der Spanier in einen Magiker und Astrologen umgewandelt. Bekanntlich ist es ein höchst gewöhnliches Motiv in den Erzählungen von Weissagungen, daſs derjenige, der ihrer Erfüllung zu entgehen sucht, derselben gerade entgegen eilt. So im Alterthum die Sage von Ödipus u. a., im Syntipas »der zum Dieb Prädestinirte«, Sept

Digitized by Google

sages S. clxxxvii, die Geschichte von Ibrahim in den Vierzig Vezieren, ebendas. S. clv, die Legende von St. Julian, Acta Sanctor. II, 974 ed. Antv. Gesta Roman. c. 18. Jacob. de Voragine Anv. leg. 32. Vincent. Bellovac. Spec. histor. IX, 115. Daſs die vorliegende Geschichte nichts anderes, als eine andere Einkleidung der biblischen Geschichte von Joseph ist, hat Ref. schon bei den Sept sages erinnert. — Eifersucht bis in den Tod (II, 269) ist die Geschichte der Francesca di Rimini, wie sie uns Boccaccio und andere Commentatoren Dante's erzählen, mit komischem Schluſs. Marcela, eine schöne Valencianerin, wird aus zeitlichen Rücksichten an einen häſslichen tölpischen Gebirgsedelmann aus Gandia bei Burgos vermählt, ohne daſs sie ihn zuvor gesehen. Derselbe quält sie mit der kleinlichsten Eifersucht, und wird dafür durch eine Mummerei bestraft, in welcher er, wie er meint, vor den König von Algier geführt, auf die Galeeren verurtheilt, und erst nach Ausstellung eines Reverses, in dem er seine Frau künftig mit seinen Eifersüchteleien zu verschonen verspricht, entlassen wird. — Die bei weitem schönste der Novellen Lope's ist Dianens Schicksale III, 461. Ein vornehmes Mädchen von Toledo verabredet mit ihrem Geliebten Lelio zu fliehen, um der Schande zu entgehen, der sie ihr nicht mehr zu verbergendes Liebesverständniſs aussetzte. Während sie Nachts den Geliebten am Fenster erwartet, geht ein Mann vorüber, den sie für Lelio hält, der aber, als sie ihm ihre Juwelen hinabgereicht hatte, mit denselben entflieht. Diana kommt indeſs aus dem Hause, und eilt dem vermeintlichen Geliebten nach, findet ihn nicht, wagt nicht zurückzukehren und beschlieſst nun allein zu fliehen. Nachdem sie von einem Sohne entbunden worden, legt sie männliche Tracht an und kummt in die Dienste des Königs. Lelio sucht Diana überall auf, sogar in Indien, wo er nicht sie, aber den Dieb ihrer Juwelen wiederfindet. Er ersticht diesen und wird ins Gefängniſs geworfen. Diana wird vom König zum Gouverneur von Indien ernannt, trifft dort mit Lelio zusammen, und erhält endlich vom König die Begnadigung ihres Geliebten. Die eingestreuten Lieder sind vom Herausgeber ohne Assonanz, aber sehr lesbar übertragen. Bekanntlich hat Florian diese Erzählung unter dem Titel Célestine verwässert nacherzählt.

Don Juan Perez de Montalban aus Madrid, geb. 1603, gest. 1639 als Gerichtsnotar der Inquisition, ist unter den Dichtern im Fache der Boccaccisch-Bandellischen Novelle nach Cervantes einer der berühmtesten. Für die Mittheilung von vier

Digitized by Google

seiner Erzählungen sind wir dem Herausgeber um so mehr Dank schuldig, als seine zwei Werke »Para todos, exemplos morales humanos y divinos« und »Succesos y prodigios de amor, en ocho novelas exemplares« sehr selten sind. In dem letzteren Werke steht Die allergröſste Verwirrung I, 83. Es ist die gräſsliche Geschichte von einer Mutter, die sich in ihren Sohn verliebt, mit diesem ohne sein Wissen eine Tochter zeugt, welche dann der Sohn selbst heirathet. Ob Montalban nach Bandello (II, 35) gearbeitet, wie Herr v. Bülow entschieden behauptet (I. S. xxx), möchte Ref. bezweifeln. Nicht allein ist bei Montalban Alles viel genauer motivirt, vielmehr ins Detail ausgearbeitet, sondern die Motive sind wirklich auch in Hauptsachen ganz andere, als bei Bandello, und die äuſsern Situationen sind verschieden. Montalban könnte die Erzählung auch aus Julio de Medrano haben, einem spanischen Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts, der eine ähnliche Geschichte im Bourbonnois gehört haben will, wo ihm sogar die Einwohner das Haus zeigten, in welchem das unselige Paar lebte, und dessen Grabschrift hersagten, welche so lautete:

Cy — gist la fille, cy — gist le père,
Cy — gist la soeur, cy — gist le frère,
Cy — gist la femme et le mary,
Et si n'y a que deux corps icy.

So viel ist gewiſs, daſs die Erzählung Bandello's mehr dem Bericht eines Factums, die Montalban's einer trefflichen, in allen Theilen vollendeten und abgerundeten Dichtung ähnlich sieht, und weit höher als die Bandellische Novelle steht. Die älteste roheste Bearbeitung der Geschichte ist die bei Massuccio Nov. 23. Zu gleicher Zeit mit einander erzählten sie Bandello und die Königin Marguerite von Navarra, ohne daſs jedoch eines aus dem andern schöpfte. Wenigstens wurden Bandello's Novellen zuerst 1554 gedruckt, und da die Königin 1549 starb, ist es nicht wahrscheinlich, daſs sie dieselben zu Gesicht bekommen. Andererseits wurde das Heptaméron der Königin erst 1558, neun Jahre nach ihrem Tode, gedruckt, so daſs also Bandello dasselbe nicht zur Abfassung seiner Novellen benutzen konnte. Indeſs scheint diese Geschichte, der wohl ein Factum zu Grunde liegen kann, sich ihrer Seltsamkeit wegen schnell überall hin verbreitet zu haben. Bandello erzählt in der Einleitung, sie habe sich in Navarra ereignet, und sey ihm von einer Navarresin erzählt worden. In Luthers Tischreden wird bei dem Artikel von der Ohrenbeichte die Geschichte als zu Erfurt vorgefallen erzählt. Ferner wird

Digitized by Google

sie mitgetheilt in Byshop's Blossoms cap. 11, und in »L'inceste innocent«, einer Novelle von Des Fontaines, die 1638 gedruckt worden. Horace Walpole, der ein Drama »The mysterious mother« darüber schrieb, erklärt, er habe zur Zeit der Abfassung desselben weder die Erzählung der Königin noch Bandello's gekannt, sondern die Geschichte in früher Jugend erzählen hören. Auch das Alterthum hat seine Sagen dieser Art. Vergleichen wir indeſs die Geschichte des Ödipus mit der unsern, so ist dort viel mehr unbewuſste Schuld von Seiten des Menschen, viel mehr drängendes Factum von auſsen, als hier. Der eigentlich christliche Ödipus ist indeſs die deutsche Sage vom heiligen Gregor, die auch als prosaisches Volksbuch cursirt. Vergl. Görres S. 244. Möchte doch bald das Gedicht über diesen Gegenstand von einem unserer ersten mittelhochdeutschen Dichter, Hartmann von der Aue, einen Herausgeber finden! *) — Nach tausend Jahren (I, 364) aus »Para todos« nennt der Hesausgeber mit Recht eine der graziösesten und vortreflichsten Novellen, die die spanische Literatur irgend aufzuweisen hat. Der Titel ist das spanische Sprichwort: Nach tausend Jahren kehrt die Welle Wiederum zu ihrer Quelle. Sie erzählt die Geschichte zweier Liebenden, die nach mehrjähriger Trennung durch Miſsverständnisse und Unglücksfälle zu einem schönen häuslichen Glücke zurückkehren. Das Ganze hat ein ächt nationales Gepräge, und kann durch das Zusammentreffen vieler in unzähligen spanischen Novellen und ihren Nachbildungen sich wiederholenden Motive als ein Probestück aus einer groſsen Masse gelten. — Die Kraft der Erkenntniſs (III, 194) ist die zweite Novelle in den Succesos y prodigios de amor, wo sie »la fuerza del desengaño« heiſst, was entschieden bezeichnender ist, als der allzu schwebende deutsche Titel. Ein Student in Alcalà führt, da ihn Miſsverhältnisse und Miſsverständnisse von Narcisa, der er in reiner Liebe zugethan war, trennen, ein wüstes Leben, und seine Neigung zu den Weibern verleitet ihn zu allerlei Unthat, ja zum Mord. Durch seltsame und wunderbare Erlebnisse wird er in einer Nacht theils auf die Hinfälligkeit irdischer Lust, theils auf die Treulosigkeit der Weiber kräftig hingewiesen, geht in sich und thut in einem Kloster Buſse. Ein ähnliches Zaubermittel, wie das, das Lucrezia gegen den gegen sie erkalteten Teodoro anwendet, um seine Liebe wieder zu gewinnen, findet sich auch in einer chinesischen

*) Eine in jeder Hinsicht befriedigende Ausgabe wird demnächst in der Schweiz von Herrn Greith erscheinen. Chr. B.

Erzählung, die Du Halde in der Description historique et géographique de la Chine III, 405 mitteilt. Wie Lucrezia Teodoro das Herz ihres ermordeten Geliebten zum Essen geben will, so hier die Frau ihrem Buhlen das Gehirn ihres verstorbenen Mannes. In beiden Fällen aber können sie das Heilmittel nicht erlangen, da der Todte erwacht. Andreas Gryphius (1616—1664) behandelt in seinem Trauerspiel Cardenio und Celinde (Tiecks deutsches Theater III.) genau dieselbe Geschichte, wie der Spanier. — Die siebente der acht Novellen des besagten Werks ist Unverhofft kommt oft (IV, 470), eine Reihe unerwarteter Ereignisse zweier Liebenden, die einander nicht erhalten, deshalb jedes einzeln entfliehen, von einer Räuberbande aufgefangen, in den Kerker gebracht, von dem Vater des Mädchens verfolgt, aber endlich dennoch vereinigt werden.

Ein nicht zu rechter Anerkennung gelangter fruchtbarer Dichter ist Don Alonso del Castillo Solorzano. Lope sagt im achten Gesang des Laurel de Apolo von ihm, seine Talente und Verdienste seyen viel gröſser, als sein Glück. Im Jahr 1625 erschienen von ihm in Mexico: Varios y honestos entretenimientos. Durch eine deutsche Übersetzung ist seine Garduña de Sevilla y Arzuela de las Bolsas bekannt, aus welcher I, 191 eine Episode Der grüne Graf mitgetheilt ist. So nennt sich ein angesehener Edelmann, der, um in der Nähe seiner Geliebten seyn zu können, die Maske einer possirlichen Verrücktheit annimmt, mittelst welcher es ihm denn auch gelingt, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. — Uber Blutsverwandtschaft Liebe (IV, 243), ein ähnlicher Stoff, wie Giraldi's Wittwe von Fondi, ist aus Le Sage bekannt, der die Erzählung in seinen Gil Blas eingewoben hat. Don Carlos sucht, nachdem er in Madrid einen Cavalier ermordet, auf der Flucht in einem Landhause Unterkunft, in dessen Besitzerin er sich verliebt, und die sich ihm bald als die Schwester des Ermordeten ausweist. Sein Bruder hat indeſs die andere Schwester des Todten entführt, und die Liebe erwirkt die Begnadigung des Mörders.

Eine in der Literaturgeschichte wenig bekannte Dame, die Novellen schrieb, sucht Hr. v. Bülow von Neuem zu Ehren zu bringen, und theilt einige bibliographische Notizen über sie mit. Sie heiſst Doña Maria de Zayas y Sotomayor, und ist, man weiſs nicht genau wann, in Madrid geboren. Ihre 2 Theile Novelas amorosas y ejemplares erschienen zu Madrid 1634 und später. Die Erkenntniſs durch die Liebe (II, 100. nach Novel. I, 6.) gehört zu der Classe der von Liebeszauber handeln-

Digitized by Google

den Novellen, wie wir deren schon mehrere im Novellenbuch gefunden haben, Fürst Cantacuzeno, Cardenio und Celinde und das bezauberte Bildniſs. Ein sagenhafter Zug wird in der Novelle der Doña Maria nur halb deutlich, der nämlich, wie die Zauberin Lucrezia im Augenblick ihrer Entlarvung ein Wachsbild aus dem Schranke reiſst (S. 128) und es mit einer Nadel durchsticht. Es ist damit der baldige Tod Don Fernando's als magische Folge in Verbindung zu setzen. Nach dem deutschen Aberglauben wirkt man namentlich auch auf abwesende Menschen durch Wachsbilder ein. Was das Wachsbild (»der Atzmann«) erleidet, das widerfährt auch dem Menschen, auf den es abgesehen ist. Belege giebt Grimm in der deutschen Mythologie S. 518 f. und im Anhang S. LII. LXII f. Eine ähnliche Sage findet sich, angeblich nach mündlicher Überlieferung aufgezeichnet, in der Zeitschrift Phönix 1836. S. 869 ff. — Don Jayme (II. 345. nach II, 5.) ist die Geschichte einer von ihrem Gemahl auf die Verläumdung einer Magd hin bis in den Tod gräſslich gepeinigten Frau. Die Einleitung von Don Martins Schiffbruch und Don Jayme's Abenteuer in Flandern gehören eigentlich nicht zum Ganzen, und sind ein Beleg für den oben ausgesprochenen Satz, daſs die spanische Novelle um diese Zeit häufig in den Roman überspiele. Indeſs ist die Geschichte von der Prinzessin Lucrezia trefflich erzählt. — Der Liebe Kraft und Ende (II, 410. nach I, 5.): Ein ungetreuer Ehemann soll durch Zauber zu seiner Pflicht zurückgeführt werden. Da schon eine Zaubernovelle von derselben Verfasserin mitgetheilt war, hätte diese ohnehin gedehnte wohl wegbleiben dürfen. Florians Rosalba, nouvelle sicilienne, ist dieselbe Geschichte mit anderem Schluſs. — Bemerkenswerth ist, daſs die Zayas in allen drei vorliegenden Novellen unglückliche Gattinnen zu Hauptfiguren macht, und sie erinnert dadurch an eine jetzt beliebte Romanschreiberin, die sich dieselbe Aufgabe gesetzt zu haben scheint.

Nicht eben bedeutend, aber recht artig erzählt und reinlicher ausgearbeitet als die der Zayas, sind die zwei Novellen einer ihr gleichzeitigen Dame, Doña Mariana de Caravajal y Saavedra aus Granada, Mehr Glück als Verstand (IV, 397) und Der Sklave seines Sklaven (IV, 501). In der ersten entflieht Doristea aus unvorsichtiger Liebe mit einem Unwürdigen, der sie verhöhnt, wird aber durch einen edeln Ritter von demselben befreit und endlich glücklich mit ihm vermählt. Die zweite erzählt die Abenteuer mehrerer Catalonier, die in maurische Gefangenschaft gerathen und daraus errettet werden.

Digitized by Google

Noch steht III, 1 eine sehr ergötzliche spanische Novelle, Studentenglück betitelt, die wahrscheinlich in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts fällt, und wohl Don Isidoro de Robles, vielleicht auch Don Baltasar Mateo Velasquez zum Verfasser hat. Sie schildert die Geschichte eines Studenten, der sich durch thörigten Aufwand in Schulden stürzt, und durch den Fund eines Schatzes aus der Noth befreit.

Hiermit ist die Reihe der italienischen und spanischen Novellen geschlossen, und es wird dabei nicht wohl ein in der Literatur bedeutendes Glied vermiſst werden. Die Novelle ist ein Product des Südens, und Italien und Spanien sind die einzigen Länder, in welchen sich diese Dichtgattung im eigentlichen Sinn ausgebildet hat; daher denn auch in unserer Sammlung die aus diesen beiden Ländern stammenden Novellen bei weitem den gröſsten Raum einnehmen. Die erzählende Poesie der nördlichen Völker Europa's ist anderer Art. Frühe schon nahmen hier die groſsen epischen Sagenkreise die Thätigkeit der Dichter und die Aufmerksamkeit des Publicums in Anspruch. Die erzählenden Gedichte waren Epopöen, romans, die im Verlauf der Zeit sich in die prosaischen Romane, die noch jetzt gangbaren Volksbücher, umgestaltet haben. Nebenher ging dann, mehr den Novellen entsprechend, die reiche Zahl der Schwänke und Fabliaux, und kleinere Rittergeschichten (lais), welche — die französischen vor allen — wie schon erwähnt, vielfach die Quelle der italienischen Novellisten geworden sind, und zwar nicht allein der spätern, wie Herr v. Bülow (I, xxvii) angiebt, sondern schon Boccaccio entlehnte viele seiner Stoffe von dort, was auch bei seinem längern Aufenthalt in Frankreich sehr erklärlich ist; ja in den Cento novelle antiche finden sich vielfach Bearbeitungen von Fabliaux In Frankreich ging die Umwandlung der gereimten Erzählung in die prosaische am frühesten vor sich; Frankreich liegt auch in dieser Beziehung zwischen dem Norden und dem Süden von Europa. Schon aus dem dreizehnten Jahrhundert finden sich in den Pariser Bibliotheken mehrere dickleibige Sammlungen solcher Erzählungen in Prosa. In England hielt sich die durch die Ballads beliebte kürzere gereimte Erzählung weit länger. Chaucer brachte das novellenartige Gedicht in England eigentlich erst recht auf, als schon in Italien die prosaische Novelle in Boccaccio ihren Höhepunkt erreicht hatte. In Deutschland geht jenes Genre noch bis auf H. Sachs und weiter herab, wiewohl sich auch schon lange vor ihm Versuche in ungebundener Erzählung kund geben. Was

Digitized by Google

in spätern Zeiten in Frankreich, England und Deutschland von eigentlichen Novellen entstand, ist fast durchaus mehr oder minder unmittelbar von Italien und Spanien angeregt.

Herr v. Bülow wollte in dem Novellenbuche eine Blumenlese der schönsten Erzählungen geben, nicht eine Mustersammlung der Novelle im strengen Sinn und in literaturgeschichtlicher Absicht. Deshalb können wir ihm denn auch nicht verdenken, daſs er unter den französischen Novellen Nachbildungen alter gereimter Fabliaux mittheilt, wiewohl diese, mit Ausnahme des literarisch räthselhaften Stücks von Aucassin und Nicolette, aus den eben angeführten Gründen nicht eigentlich in die Novellenliteratur gehören. Wir wollen es ihm um so weniger zum Vorwurf machen, als er, wiewohl er die Fabliaux nicht im Original zu kennen und die groſse Masse auch nur der bereits gedruckten nicht selbst durchmustert zu haben scheint, dennoch einige der schönsten derselben mittheilt. — Die Erzählung du vair palefroy von Huon le roy steht nach Le Grand d'Aussy frei bearbeitet Th. I, 46. Das Original findet sich in den Fabliaux et Contes von Barbazan und Méon I, 164. — In derselben Sammlung I, 380 steht die schon erwähnte Geschichte von Aucassin und Nicolette, welche Herr v. Bülow III, 30. mittheilt. Im Original wechselt hier Prosa mit Versen ab. Den letztern sind im Manuscript und in Méons Abdruck die Noten beigesetzt. Ist die Stanze zu Ende, so heiſst es: Or dient et content et fabloient, und die Prosa beginnt. Der liebliche Inhalt dieser Erzählung ist durch manchfache Nachbildungen bekannt. Erst in unserer Zeit hat ihn Graf Platen dramatisch verwendet. Eine französiche komische Oper »Aucassin et Nicolette« ist schon älter. Vgl. Roquefort de l'état de la poésie françoise dans les 12. et 13. siècles S. 195.

Von den französischen Volksromanen erhalten wir (IV, 147) die Geschichte von Robert dem Teufel. Daſs auch dieser Prosaroman aus einem ältern versificirten entstanden, ist bekannt, und die vollständige Herausgabe des altfranzösischen Originals wird täglich erwartet. Auſserdem existirt in der Sprache des dreizehnten Jahrhunderts noch ein Dit de Robert le Diable und ein Miracle (nicht Moralité, wie IV. S. XIV angegeben ist), das seine Geschichte behandelt. Das französische Volksbuch selbst wurde 1496 in Lyon zum erstenmal gedruckt, und circulirt noch jetzt namentlich in Nordfrankreich vielfach unter dem Volke. Die älteste englische Übersetzung ist etwa von 1520. Der versificirte englische Roman Robert the Deuyll erschien London 1798 und 1827. In Spanien

Digitized by Google

wurde das Prosabuch um 1530 zuerst gedruckt, und wird noch jetzt neu wieder aufgelegt. Unter den neuern Bearbeitungen hätte Hr. v. Bülow den trefflichen Romanzencyclus von Gustav Schwab (Ged. II, 93) nicht vergessen sollen. Schwab hat zunächst aus dem französischen Volksbuch geschöpft.

Aus den Cent nouvelles nouvelles erhalten wir III, 306 eine artige Geschichte, Bestrafte Untreue. Ein Mädchen besucht in männlicher Tracht ihren abwesenden Geliebten, ist dort Zeuge seiner Untreue, und verbindet sich nun unbedenklich mit dem ihr angetragenen Manne.

Aus dem Heptaméron der Königin Marguerite von Navarra enthält das Novellenbuch keine Mittheilung, dagegen II, 492 aus dem sechszehnten Jahrhundert noch eine Novelle Die Flucht aus dem Vaterhause. Sie ist die 47ste aus Les comptes du monde avantureux, die 1555 zuerst gedruckt wurden. Ein Mädchen entflieht mit ihrem Geliebten, um einer miſsliebigen Verbindung zu entgehen. Ihr Geliebter wird von Trunkenbolden angefallen und ermordet. Sie selbst entkommt in ein Kloster.

Die drei Geduldproben (III, 428) sind von dem Herausgeber nach Les faveurs et disgraces de l'amour u. s. f., also einer Bearbeitung des siebzehnten Jahrhunderts, gegeben. Es ist die bekannte Geschichte aus dem Roman von den sieben Meistern und steht in der französischen Dichtung von den Sept Sages aus dem dreizehnten Jahrhundert V. 2472 ff. in aller Ausführlichkeit. Die indeſs nicht sehr wesentlichen Abweichungen der verschiedenen Recensionen des Buchs in Betreff dieser Erzählung habe ich in der Einl. zu den Sept sages S. CCI ff. angegeben. Die Sage ist hier die umgekehrte von der, die wir bei der »Bezähmung der Widerspenstigen« erwähnt haben. Vergl. Simrock Quellen des Shaksp. III, 233.

Ein leichtfertiger Scherz ist die letzte Erzählung des zweiten Bandes Der Chevalier auf den Knieen aus den Nouvelles toutes nouvelles par M. D. L. C. Paris 1708.

Madame Madeleine Angélique de Gomez, geb. 1684 zu Paris, gest. 1770 zu St. Germain en Laye, ist als Novellistin weniger bekannt, als sie es zu seyn verdiente. Ihre Darstellung leidet freilich in der Regel an allzu groſser Breite, und, wie Hr. v. Bülow richtig bemerkt, wird sie, sobald sie sich zu den Tartaren, Indiern, Türken und Spaniern versteigt, unausstehlich und flach, während sie in Darstellung französischer Verhältnisse mitunter ausgezeichnet ist. Es sind zwei Sammlungen von ihr be-

Digitized by Google

kannt, von denen die eine, Cent nouvelles nouvelles, 20 Bände 16°, bei weitem den Vorzug vor der andern, den 8 Bände starken Journées amusantes hat. Die 18te Novelle des ersten Werks steht I, 428: Die unterbrochene Hochzeit Einem jungen Manne wird durch Ränke ihres geizigen Vormunds unmittelbar nach der Trauung seine Frau entführt. Er geht in ein Kloster, findet aber nach langer Zeit die Geliebte, die Gattin wieder. Vielleicht ist die Entführung Sophiens in dem berüchtigten Roman »La vie du chevalier de Faublas« hieraus entstanden. — Das seltsame Miſsverständniſs (II, 244) beruht auf der Verwechslung des Worts Galeerencapitän mit Galeerensclave, die sich ein alter Edelmann aus der Picardie beigehen läſst, und die ihn veranlaſst, der Vermählung seiner Nichte mit dem Capitän Schwierigkeiten in den Weg zu legen. — Die 23ste und 24ste Novelle der Fr. v. Gomez, Der Genius (III, 111), erzählt die Geschichte eines gelehrten jungen Frauenzimmers, die durch cabbalistische Zaubereien ihren Genius an sich heranzuziehen sucht, aber durch die Liebe in ihrem verrückten Treiben geheilt wird. — Der unverhoffte Glücksfall (IV, 58) giebt die 30ste Novelle der Verfasserin zusammengezogen. Häufig in Lustspielen vorkommende Motive, aber anmuthig verbunden. Ein Kaufmann mit Familie büſst sein Vermögen ein, daher er eine Tochter ins Kloster schikken will. Sie hat einen jungen Edelmann kennen gelernt, dessen Bewerbungen sie aber, von dem Sturz ihres Vermögens benachrichtigt, nicht anzunehmen wagt. Ein Graf will Juliens Vater durch Vermählung derselben mit seinem Sohne aufhelfen, der Contract wird abgeschlossen, und nun zeigt sich erst, daſs die Väter gerade die beiden Liebenden ohne ihr Wissen für einander bestimmt hatten.

Der letzte französische Novellist, aus dem das Novellenbuch Proben mittheilt, ist der ungebührlich vergessene Vielschreiber Nicolas Anne Edme Augustin Rétif von Sacy bei la Bretonne, geb. 1734, gest. 1806, eine der interessantesten Erscheinungen in der französischen Literatur. Sein Leben ist von ihm selbst in 16 Bänden beschrieben unter dem Titel: Monsieur Nicolas ou le coeur humain dévoilé. Er war Buchdrucker und lebte immer in dürftigen Umständen, da ihn sein unbändiger Hang für die Weiber nie zu einem geregelten Leben kommen lieſs. Seine Biographie ist von frühester Jugend an voll von Liebesabenteuern, und wenn auch nur die Hälfte derselben wahr ist, so ist es zu verwundern, wie er noch so viel geistige Kraft und so viel Zeit

Digitized by Google

haben konnte, um ungefähr 150 Bände zu schreiben. Er wurde zu seiner Zeit von den Journalen und Literaten verfolgt, und ihm namentlich seine Sucht, J. J. Rousseau nachzuahmen, vorgeworfen. Schiller (Briefw. mit Göthe IV, 2) las ihn mit Interesse; Tieck muſs frühe aufmerksam auf ihn geworden seyn, wenigstens läſst sich nicht verkennen, daſs auf William Lovell Rétifs Roman Le paysan perverti in Form und Anlage vielfach Einfluſs geübt hat. Auch erwähnt Tieck in der Vorrede zum Novellenbuch diesen Autor besonders und charakterisirt ihn ganz richtig so: »Er gehört zu jenen Autoren, die zu viel geschrieben haben, um sich einen dauernden Ruf zu erhalten. Wo er gut ist, ist er vortrefflich, und wo er schlecht wird, ist er vielleicht schlechter, als irgend ein Schriftsteller. Die sogenannte Wirklichkeit, das Leben der kleinen Gesellschaft, die Tugenden und Gebrechen dieser hat er sehr gut aufgefaſst und dargestellt. Um 1780 ward er gepriesen, nachher vergessen, dann verachtet und geschmäht, und es wird die Zeit kommen, wo man seinen wahren Werth zu würdigen und sein Gutes von seinem Schlechten zu sondern weiſs.« Die Bibliographie seiner Werke hat ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten. Rétif arbeitete so schnell, daſs er sich oft nicht Zeit nahm, die Bücher erst zu schreiben, sondern sie gleich in Typen setzte. Daher er denn oft mitten in der Ausführung eines Buchs den Plan zu ändern genöthigt war, und der Inhalt nicht genau mit dem Titel stimmt. Namentlich seine Autobiographie scheint auf diese Art entstanden zu seyn, und ist ein Muster von typographischer Häſslichkeit, da ohne alle Rücksicht gröſsere und kleinere Typen mit einander wechseln; und der Druckfehler, wenn man auch manches Abnorme auf die Rechnung der barocken Orthographie, die er affectirt, setzen will, sind unzählige. Die Aufzählung seiner Schriften in der Biographie universelle ist theils unrichtig, theils unvollständig. Dasjenige seiner Werke, das hier vornehmlich in Betracht kommt, sind seine Contemporaines, eine Sammlung von Novellen in 42 Bänden. Die ersten 17 haben den Titel: Les contemporaines ou avantures des plus jolies femmes de l'âge présent. Die folgenden: Les contemporaines du commun ou avantures des belles marchandes ouvrières etc. de l'âge présent. Aus den Contemporaines hat Hr. v. Bülow sechs Novellen mitgetheilt. I, 124: Das Fräulein als Lakei. I, 265: Die Amazone. II, 9: Die beste Frau. II, 392: Die unüberlegte Vorsicht. III, 344: Der Bigamist. III, 509: Die natürliche Tochter. Die erste schildert die Abenteuer, die

Digitized by Google

ein schönes Mädchen, das sich genöthigt sieht, als Lakei Dienste zu nehmen, in der sittenlosen Pariser Welt zu bestehen hat. Eine Episode, die, wie der Herausgeber I. S. xxxiii sagt, offenbar einer alten Quelle, aber nicht Giraldi Cinthio, nacherzählt ist, enthält wegen des vielfältigen wörtlichen Übereinstimmens anscheinend das Vorbild zu Schillers »Eisenhammer«. Die altfranzösische Quelle dieser Geschichte hat Ref. oben bei Gelegenheit der Novelle Giraldi's nachgewiesen. Daſs Schiller aus Rétif selbst geschöpft, wird durch die oben angeführte Stelle aus dem Briefwechsel mit Göthe noch wahrscheinlicher. Die Abfassung der Ballade fällt in das Jahr 1797, der Brief an Göthe ist vom 2. Januar 1798. — Der Inhalt der übrigen Novellen ergiebt sich aus dem Titel. Die Amazone heiſst: L'Amazone ou la fille qui veut faire un enfant. Die beste Frau, bei Rétif die 86ste der ersten Abtheilung: Le bourru vaincu par l'amour. Die unüberlegte Vorsicht, die 71ste: La fille entretenue. Le bigame ist die 81ste, die natürliche Tochter die 23ste. Alle muſsten mehr oder minder frei bearbeitet werden, um lesbar zu seyn; jedoch geschah die Veränderung nur in Bezug auf die Sprache, die Fabel ist dieselbe geblieben.

Wenn Herr v. Bülow uns bei den Franzosen unter den Novellen auch Bearbeitungen älterer versificirter Dichtungen und eines Volksbuchs aufführt, so hätte er dies billig und vielleicht noch mehr bei Engländern und Deutschen thun sollen, da namentlich die erstern gar armselig im Novellenbuch wegkommen. Der englischen Novellen sind im Ganzen nur vier. Von diesen gehört die erste allerdings gewissermaſsen der Sagenpoesie an. Es ist Margarethe mit der lilienweiſsen Hand IV, 219. Im Original lautet der Titel der Dichtung, deren Episode unsere Novelle bildet: The history of Thomas of Reading or the six worthy yeomen of the west. Der Verfasser ist Thomas Deloney, der die Geschichte schon vor 1600 herausgab und zu seiner Zeit als Balladenmacher berühmt war. Margarethe ist die Tochter des Grafen Shrewsbury, geht, als dieser bei Heinrich I in Ungnade fällt, als Magd in die Dienste dieses Pächters, wo sich der gefangene Bruder des Königs Herzog Richard in sie verliebt. Er flieht mit ihr, wird eingeholt und geblendet, und Margarethe geht ins Kloster.

Aus den Nugae venales or a pleasant companion von Richard Head (London 1686) ist der Selbstbetrüger (I, 418) aufgenommen. Die Intrigue ist ungefähr dieselbe, wie in Theodor Körners Nachtwächter.

Miranda und Tarquinius (II, 168) ist eine sehr interessante Darstellung einer verbrecherischen Liebe und ihrer Folgen, und beruht auf einem gleichzeitigen wirklichen Ereignisse. Die Verfasserin ist Aphra Behn, in Canterbury aus sehr guter Familie geboren. Ueber ihre wunderliche schriftstellerische und diplomatische Laufbahn werden II. S. xiv ff. Notizen beigebracht. Sie starb 1689 und wurde in der Westminsterabtei begraben.

Digitized by Google

Die mitgetheilte Novelle, die der Verfasserin wohl eben deshalb besser als ihre übrigen gelang, weil sie Charaktere und Begebenheiten nach dem Leben schilderte, sagt davon selbst, daſs ihre eigene diplomatische Anwesenheit in Antwerpen mit der ihres Helden zusammengetroffen sey.

Verderbniſs aus Entehrung (II, 548), die Geschichte eines unglücklichen zur Entehrung gezwungenen Weibes, ist aus einer englischen Chronique scandaleuse, welche zu London 1716 unter dem Titel erschien: The court of Venus or Cupid restoved to sight, being a history of Cuckolis and cuckoldsnakers etc. von Capt. Alexander Smith.

Von deutschen Erzählungen aus dem Mittelalter erhalten wir nichts, wiewohl aus den Prosaromanen des fünfzehnten Jahrhunderts Manches sich hätte aufführen lassen. Namentlich hätten wir z. B. die Sage von Amicus und Amelius gerne in dieser Sammlung gesehen, welche aus dem deutschen Volksbuch von den sieben Meistern — namentlich nach der Behandlung der Stuttgarter Handschrift; man vergl. Sept sages S. LXXXIV. CCXLIII — fast unverändert hätte mitgetheilt werden können. Indeſs sind die gewählten Erzählungen zur Charakterisirung der jeweiligen Culturzustände Deutschlands von der Reformationsperiode an sehr gut gewählt.

Aus der unter dem Titel Wendunmuth bekannten Historiensammlung von Hans Wilhelm Kirchhof (zuerst 1581 gegruckt) steht I, 475 die Geschichte der vier Ketzermönche in Bern, welche einen einfältigen Schneiderknecht durch trügliche Erscheinungen von heiligen Personen und an ihm verrichtete Wunder zur Unterstützung ihrer theologischen Streitigkeiten über die befleckte Empfängniſs der Maria, das Ansehen des Predigerordens u. s. f. benutzen wollen, aber am Ende entlarvt und verbrannt werden.

Von Samuel Greiffenson aus Hirschfeld (gest. 1668), dem Verfasser des Simplicissimus, steht II, 559 die Geschichte Der erste Bärenhäuter. Dies ist ein Landsknecht, der von einem Geiste das Versprechen des gröſsten Reichthums erhält, wenn er ihm sieben Jahre in ein Bärenfell gehüllt und ohne irgend eine Reinigung des Körpers diene. Er thut es und schlieſst am Ende eine erwünschte Ehe. Auch in neuerer Zeit wurde diese Sage mit ihren artigen Episoden wieder behandelt. So von Arnim in einer Novelle, von Justinus Kerner dramatisch: »Der Bärenhäuter im Salzbad«. — Der stolze Melcher (III, 60), von demselben Verfasser, spielt im Jahr 1683, wo Melcher, der Sohn eines Dorfschulzen am Oberrhein, der seinen Eltern entlaufen war, um unter dem König von Frankreich gegen Holland zu dienen, arm, krank und reuevoll ins Vaterhaus zurückkehrt. — Über den pseudonymen Verfasser der beiden Novellen finden sich beachtenswerthe Untersuchungen in der Zeitschrift »Spiegel« (1837, Januar) aus Veranlassung der von Herrn v. Bülow herausgegebenen neuen Bearbeitung des Simplicissimus.

Aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erhalten

wir zwei Erzählungen aus der sogenannten Insel Felsenburg von Joh. Friedr. Schnabel (Gisander): II, 66: Der deutsche Hans; III, 257: Schmelzers Prüfungen — die Abenteuer eines weltlichen und die eines geistlichen deutschen Jünglings. Hans ist der Sohn eines Dorfmusicanten, und will auch erst sich zu einem solchen heranbilden, ergreift aber auf Zureden seines für sein Seelenheil besorgten Pfarrers das Tischlerhandwerk, zieht in die Welt, und langt nach mancherlei Begegnissen, in denen er sich stets heiter, besonnen und bieder zeigt, auf der Insel Felsenburg an. Schmelzer ist der Sohn eines Landpredigers, wird von den Jesuiten gequält und soll seinen lutherischen Glauben abschwören, wird aber von ihnen befreit, studirt Theologie, und erhält endlich einen Ruf als Prediger auf die berühmte Insel, nachdem er die ganze Misère der Lage eines Pfarrgehülfen fröhlich und getrost durchgemacht hat.

Aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist Die Spinnstube (IV, 45) aus dem ersten Theil der patriotischen Phantasieen von Justus Möser (1720 — 1794) wörtlich abgedruckt, eine anmuthige bürgerliche Familiengeschichte, welche für die Zeit, in der sie entstanden, höchst charakteristisch ist, und welche wie die übrigen angeführten deutschen Novellen, wie der Herausgeber richtig bemerkt, beispielsweise darthun kann, warum früherhin keine eigentliche Novellistik bei uns aufkommen konnte.

Die späteste deutsche Novelle unserer Sammlung, aus dem Ende des verflossenen Jahrhunderts, ist den »Komischen Erzählungen im Geschmack des Boccaz« (Halle 1788 ff. 6 Bände) von Ursi... entnommen. II, 306: Die alte Thörin, die Geschichte einer alten Kokette, die ihre Tochter ins Kloster sperrt, um keine Enkel zu bekommen, und um so länger selbst ihre lächerlichen Galanterien forttreiben zu können, die aber nachgiebt, als man ihr droht, ihr Alter zu veröffentlichen.

Wir hoffen durch das Bisherige dargelegt zu haben, wie reich das Novellenbuch des Hrn. v. Bülow an trefflichen Stücken ist, und wie nur wenig zu wünschen übrig bliebe, um auch dem Gelehrten eine vollständige Mustersammlung für die ganze europäische Novellenliteratur zu werden. Die Ausführung im Einzelnen zeugt nicht allein von genauer Kenntniſs der betreffenden fremden, sondern auch von freithätiger Handhabung und meisterhafter Gewandtheit in der Muttersprache. Einzelne Unebenheiten im Ausdrucke, einzelne zu gewagte Wortbildungen, die vielleicht zum Theil den schon angegebenen vielen Druckfehlern des Buchs noch beizuzählen sind, wollen wir nicht rügen. Neben so viel Trefflichem wäre es unbillig, um Kleines zu mäckeln. Und so scheiden wir denn mit aufrichtigem Danke für vielfältige Erquickung und Belehrung von dem Buche.

Dr. Keller in Tübingen.

Digitized by Google

N°. 45. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

ÜBERSICHTEN und KURZE ANZEIGEN.

M E D I C I N.

Zur Vermittlung der Extreme in der Heilkunde, von **Theodor Stürmer**, *med. et chir. Dr., russisch. Militärarzte etc. Leipzig, bei Ed. Kummer.* 1837. *XVI und* 448 *S.* 8.

Alles Lob, das wir dieser Vermittlung spenden können, drängen wir in der Erinnerung an den Ausspruch zusammen, daſs kein Buch so gering sey, aus dem nicht etwas Gutes entnommen werden könne. Fallstaff würde es vielleicht eine humoristische Schrift nennen, weil sie nichts als Variationen über ein abgedroschenes, vermoderndes Thema enthält, vielleicht auch ein gelehrtes Buch, denn an Citaten aus Rotteck, Menzel, Shakspeare, Ancillon, Seidlitz, Friedrich dem Groſsen, Drouineau, Benzel-Sternau, Herder, Börne, Göthe, Lichtenberg, Molière, J. J. Rousseau, J. Paul, Voltaire, Lerminier, Jacobi, Hauff, Luther, Chateaubriand, St. Simon, Pascal, Hofmann, Fielding, Racine, Falk, Feuerbach, Montaigne, Dante, Balzac, Larochefaucault, Rabener, Fichte, Lichtwer, Cabanis, Varnhagen v. Ense, Laharpe, Schiller, Hecker, Byron, J. Möser, Wagner, Arndt, J. Kerner, Houwald, Montesquieu, Plato, Vetter, Vauvenangues, Mirabeau, Kant, Jules Janin, Hebel, E. Burke, La Bruyère, Victor Hugo, J. Rieser etc. etc. hat es der Verf. nicht fehlen lassen, und diese literarische Mosaik S. III dadurch bevorwortet, daſs er nicht den poetischen Styl eines Heine, die Kraft eines Menzel und die Satyre eines Börne besitze, und, eben weil er diese nicht habe, citiren müsse. Aber bedarf es denn des Aufwandes von Poesie, Satyre und Kraft, um ein Heer von Absurditäten der Hahnemann'schen Schule und einiger Allopathen (die hier Materialisten heiſsen) zu widerlegen? Bedarf es wirklich dazu einer so groſsen Nachlese bei den Schriftstellern aller Zeiten und aller Völker, so daſs wir uns verführt sehen, ein vom Verf. gewähltes Citat auch auf ihn anzuwenden?

> Porzia. — ich glaube, er hat seinen Wamms in Italien, seine Hosen in Frankreich, seinen Hut in Deutschland und sein Betragen überall gekauft.
>
> Shakspeare.

Das Buch ist dem jetzigen Könige von Preuſsen gewidmet, und in fünfundzwanzig Briefen an einen lieben Leopold geschrieben, die vom Krankenexamen Hahnemann's und der Geg-

Digitized by Google

ner, den Consultationen, der Hahnemann'schen und Nichthahnemann'schen Diagnostik, den Leichenöffnungen von Hahnemann (?) und den Gegnern, vom Wesen der Krankheit nach Hahnemann und den Gegnern, von der Hypothesensucht, von den Krankheitsursachen nach Hahnemann und den Gegnern, von der Hahnemann'schen reinen Arzneimittellehre und den Arzneiprüfungen, von der allgemeinen und speciellen Therapie der Homöopathen und Allopathen, von den kleinen Arzneidosen Hahnemanns, den Compositis und den groſsen Arzneigaben der Gegner, von der Chirurgie Hahnemanns, von den Gegnern und Kritikern Hahnemanns, von dem Geiste der Lehre Hahnemanns, von den Ultrahomöopathen Hahnemanns und dem groſsen Charlatanismus in der Lehre Hahnemanns, von den Afterärzten und Charlatans aus den Reihen der Gegner, von der wohlthätigen Reform in der Arzneikunde durch Hahnemann, von der Heilung einer merkwürdigen Hypochondrie nach den Grundsätzen Hahnemann's, von der Aftermystik und Afterskopsis in Hahnemann's Lehre, von medicinischen Gesellschaften und den Verhandlungen der Pariser medicinischen Akademie über Homöopathie, von dem Proceſs des Dr. Thouret-Norroy mehr oder weniger weitläuftig handeln.

Im Allgemeinen können wir das Zeugniſs dem Verf. nicht versagen, daſs er die Schwächen und Absurditäten der Hahnemannianer wie einiger Allopathen aufdeckt, aber Neues finden wir hier nicht, sondern nur Dinge, die in diesem Windmühlenkampfe schon tausendmal bis zum Ekel besprochen wurden. Von Nicht-Homöopathen bekrittelt er hauptsächlich Sachs in Königsberg, Eisenmann, Schmalz, Hartmann, Jahn und Frank. Zugleich zeigt er sich als einen Gegner von Hahnemann, Hornig, Grieſselich, Stapf, Groſs, und als ein Verehrer von Moritz Müller in Leipzig. »Ein wahrer Arzt ist, wie er S. 318 sich ausdrückt, derjenige, welcher die Kenntnisse eines Materialisten und Psychikers nach moralischen Grundsätzen in allen Lebensverhältnissen, wo es Hülfe bedarf, anwendet. Sein Schauplatz ist: die Erde, sein zu bearbeitender Stoff: die ganze Menschheit, sein Zweck: Glück und Zufriedenheit durch Körper- und Geistesgesundheit zu verbreiten. Beim Freiherrn von Knigge suchen wir vergebens die Regeln zur Bildung eines solchen Mannes; die Kaltblütigkeit eines Fabricius, die Enthaltsamkeit eines Cajus, die Kraft und den Muth eines Gustav Adolph, die Klugheit eines Oxenstierna, die Gewandtheit eines Talleyrand, den Edelmuth eines Fénelon, die Consequenz eines Richelieu liefern die Bestandtheile dieses Charakters.«

> Wie, Walantin, was für ein hochtrabender Gallimathias ist das? Shakspeare.

Einen psychischen Arzt nennt St. S. 18 denjenigen, welcher Geistiges (seine Aufmerksamkeit, Phantasie, Gedächtniſs, Abstractions- und Urtheilskraft, Vernunft) dazu anwendet, um im kranken Geiste, in der verstimmten Seele diejenigen wohlthätigen Veränderungen hervorzurufen, die ihm zum Heilzweck nothwen-

Digitized by Google

dig sind, der bei Geisteskrankheiten nur dann materielle Methoden anwendet, wenn er sich von der materiellen Ursache des Übels überzeugt hat.

Geisteskrankheiten sind (S. 67) Abweichungen der psychischen und moralischen Kräfte, deren verschiedenartiges Wesen wir nur durch äussere Zeichen entwirren und bestimmen können.

Von der pathologischen Anatomie heiſst es S. 59: »Soll sie wahrhaften Nutzen der ganzen Arzneikunst bringen, so müssen die Leichenbefunde nicht, wie bisher, als Anhang den Krankheitsbeschreibungen beigefügt werden, sondern umgekehrt, gute Krankheitsgeschichten müssen das Resultat von den genauesten Leichenöffnungen seyn, und die pathologische Anatomie sey die Hauptbasis der Diagnostik und der Therapie der materiellen Krankheiten. (Gott versteht mich, sagt Sancho Pansa!)

Wir könnten noch manche Stellen citiren, um darzuthun, daſs der Verf., der als Vermittler der Extreme in der Heilkunde auftreten will, nicht immer mit sich vollkommen im Klaren zu seyn scheint. Doch, jam satis terrae nivis! Er ist ein besonderer Verehrer von W. Menzel, weil dieser sich als ein unermüdlicher Gegner des neuen Deutschlands gezeigt, und weil der Verf. in den Schriften des neuen Deutschlands eine Urquelle so vieler Krankheiten und Gebrechen der Psyche und des Soma besonders in unserer vornehmen Damenwelt erblickt.

Die Brunnen- und Molkenanstalt zu Salzbrunn, von Dr. Aug. Zemplin, erstem Brunnenarzte in Salzbrunn etc. Erstes Bändchen für die Brunnengäste 159 *S.* 1835. *Dritte Auflage. Zweites Bändchen für die Ärzte* 186 *S.* 1837. *Breslau, bei J. Max & Comp.*

Aliud est medici, aliud populariter loqui, dem gemäſs können wir es nur billigen, daſs Zemplin ein besonderes Bändchen für Laien und ein eigenes für Ärzte über Salzbrunn schrieb, was wir den Brunnenärzten zur Nachahmung empfehlen wollen.

In dem für die Kurgäste bestimmten Bande handelt Z. in einer dem Gegenstande angemessenen Sprache von der Lage und den Bewohnern Salzbrunnens, den dortigen Quellen, seiner Geschichte und Literatur, den bestehenden Einrichtungen, von der Versendung des Wassers, den Vorbereitungen zur Kur, der Jahres- und Tageszeit der Kur, von der Methode und dem Maas des Trinkens, der Dauer der Kur, von den Wirkungen und den Nachwirkungen des Wassers, den Brunnenkrisen, den Wirkungen der Milch und der Molke, der Nachkur, von den Umständen, die eine Unterbrechung der Kur fordern können, von dem Baden, von den Ursachen des Miſslingens einer Kur, der Lebensweise während einer Kur, und schlieſst mit der Flora, den Analysen und der Angabe der Höhen, — von dem allem aber nur das gebend, was für einen Kurgast zu wissen genügt.

Digitized by Google

Der Verf. gestattet den Kurgästen während der Dauer der Kur, selbst beim Trinken, Erdbeeren und Kirschen, und weicht hierin von den gewöhnlichen Brunnenkur-Regeln ab, denen gemäſs alle frischen, eine Pflanzensäure enthaltende Früchte verpönt bleiben. Wir wollen über diesen Punkt indessen mit dem Verf. nicht rechten, da hierüber die Erfahrung allein entscheidet und die Individualität der Quellen auch Abweichungen von der Regel gestattet und selbst fordert. So ist es Thatsache, daſs zu Niederbronn im Elsaſs, das rücksichtlich seiner Bestandtheile und seiner Wirkungen in der Reihe von Kissingen und Marienbad steht, jeder Salat sehr gut vertragen wird.

Salzbrunn gehört zu den Kurorten, die, früher nicht nach Gebühr gewürdigt und vernachlässigt, unter den Auspicien Zemplins innerhalb zweier Decennien einen weltberühmten Namen erhalten haben. Im Sommer 1815 zählte man hier nur 33, im folgenden 66, und im Sommer 1833 über 1400 Kurgäste, und versandte 112,650 Flaschen Mineralwasser. Was Zemplin für die Emporbringung Salzbrunn's gethan, hat Wendt in einem Vortrage über die Gesundbrunnen Schlesiens bei der Zusammenkunft der Naturforscher in Breslau ausgesprochen, zugleich aber auch angedeutet, welche Folgen der Rücktritt dieses thätigen Arztes für den Kurort haben könnte.

In dem andern Bande für Ärzte handelt der Verf. zunächst von allgemeinen arzneilichen Wirkungen des Salzbrunner Ober- und Mühlbrunnens, welcher, wie alle salzsaures Natron enthaltenden Quellen (vermöge des damit verbundenen Jod- und Bromgehaltes, Ref.), eine specifische Wirkung auf das Pfortadersystem äussert und dadurch in die Reihe von Kissingen, Marienbad und Niederbronn tritt, gleich diesen die Darmausscheidungen ihrer Qualität und Quantität nach modificirend, die Gallenaussonderung regulirend und die Thätigkeit der Haut und des Lymphsystems mächtig erregend. Die Molken betrachtet Z. als ein Corrigens des Salzbrunner Mineralwassers, und dieses als ein Corrigens der Molken, indem der Zusatz der Molken den nachtheiligen Einfluſs des Kohlensäuregehalts im Mineralwasser bei reizbaren Lungen beschwichtigt und die Mischung des Mineralwassers die auf die Verdauung nachtheilig influirende Nebenwirkung der Molken aufhebt. — Hülfe spendet Salzbrunn in den ersten Stadien der Lungensucht, in der Schleimschwindsucht, besonders wenn Stockungen im Pfortadersystem, impetiginöse und arthritische Schärfen u. s. w. ihre Entstehung vermittelten, in der Luftröhrenschwindsucht, in der Reconvalescenz nach überstandenen acuten und chronischen Brustaffectionen, in der Scrophelsucht, bei Abdominalplethora, chronischen Leber- und Milzleiden, Meläna, bei Krankheiten der Bauchspeichel- und Gekrösdrüsen, Gichtbeschwerden und Harngries, Hämorrhoiden, bei materiell begründeter Hypochondrie und Hysterie, bei Unterleibsschwindsucht.

Schwangere und Säugende vertragen den hiesigen Oberbrunnen mit Milch vermischt sehr gut. In dieser Eigenthümlichkeit

Digitized by Google

des Salzbrunner Mineralwassers müssen wir einen groſsen Vorzug vor andern Quellen anerkennen, und machen auf ihn besonders aufmerksam, da hierin die Möglichkeit gegeben ist, bei vorhandener Scrophel- und Tuberkelsucht und mithin bestehender Disposition zur Lungenschwindsucht in der Mutter, durch einen langen und umsichtigen Gebrauch dieses Brunnens von Seiten der Schwangern oder Säugenden, die Übertragung des Keimes dieser Krankheiten auf den Fötus und den Säugling abzuwenden. Ähnliches würde man vielleicht auch durch andere alterirende Mineralwasser erzielen können, wenn nicht das Vorurtheil der Ärzte und Laien und der gleich einer Krankheit sich forterbende Schlendrian einem solchen Verfahren entgegenträte. Wir heilen von der Lustseuche ergriffene Kinder dadurch, daſs ihre Ammen Quecksilber nehmen müssen, und nehmen Anstand, ein mildes, alterirendes Mineralwasser einer Schwangern oder einer Säugenden zu empfehlen! Hinc discimus, quantum possit praeoccupata opinio!

Der Verf. hat es nicht verschmäht, bei jüngern Collegen praktische Belehrung über den Gebrauch des Stethoskopes nachzusuchen, und bedauert diesen Schritt nicht, da er den groſsen Werth der Auscultation für die Diagnose der Brustkrankheiten, besonders der Lungenübel, würdigen lernte. Möge dieses Beispiel so manchen alten Perrücken, die durch den Fluch des Schicksals und zum Hohne der Wissenschaft den klinischen Unterricht zum Theil auf unsern Hochschulen leiten und über den Gebrauch des Stethoskopes honigsüſs lächelnd hinwegsehen, als Aufmunterung erscheinen, einen ähnlichen Schritt zu wagen. Die Stethoscopie hat seit Lännec viel gewonnen und ist mannigfaltig vervollkommnet, so daſs selbst im ersten Stadium der Lungensucht sie für die Diagnose und mithin auch für die Therapie dieses Übels groſse Vortheile bietet, wie M. M. Hirtz, Recherches cliniques sur quelques points du diagnostic de la phthisie pulmonaire, Strasbourg 1836, und desselben Recherches cliniques sur quelques points du diagnostic de la pleuresie im Märzheft der Archives générales de med. von diesem Jahre beweisen, welche beiden Abhandlungen wohl in einer Sammlung auserlesener Abhandlungen für Ärzte eine Stelle verdienen.

Im Entstehen begriffene Lungen- und Unterleibsübel weichen häufig unter dem Gebrauche eines angemessenen Mineralwassers, während bei einem weitern Entwicklungsgrade die Hoffnung auf Rettung schwindet. Diese in neuester Zeit vielfältig ausgesprochene und allgemein anerkannte Thatsache sollte jeden gewissenhaften Arzt bestimmen, sich mit einem Mittel vertraut zu machen, das so groſse Vortheile für die Diagnose bietet, wie dies bei der Auscultation der Fall ist.

Das Salzbrunner Mineralwasser veranlaſst häufig, nicht immer, Krisen durch den Darmkanal, durch die Blase oder durch die Haut, selten durch alle drei Wege, und in diesem Falle niemals auf einmal, sondern nach einander. Bei Unterleibskranken

Digitized by Google

treten sie bestimmter hervor als bei Brustleiden, es sey denn, daſs diesen eine Abdominalkrankheit zum Grunde liege. Was der Verf. über die Nachwirkung des Wassers, über Vor- und Nachkuren sagt, unterschreibt im Ganzen Ref., besonders den Ausspruch, daſs in der Regel eine sorgsame Fortsetzung der Brunnendiät die sicherste Nachkur sey, daſs Brustkranke nicht zu früh des Morgens zum Brunnen gehen, immer den Anfang mit einer Tasse ebengemolkener Eselinn- oder Ziegenmilch machen und im Allgemeinen auf das Baden verzichten sollen. Das Baden und Trinken läſst Z. nie zu gleicher Zeit beginnen, und gewiſs dürfte dies nicht allein für Salzbrunn, sondern auch für andere Kurorte, namentlich für eisenhaltige Säuerlinge gelten, wodurch eine Übersättigung am sichersten vermieden werden dürfte. Den Klystieren aus Mineralwasser spricht Z. das Wort bei Unterleibsübeln, den Arzneigebrauch will er während einer Brunnenkur möglichst beschränkt wissen, in der frischen Buttermilch sieht er ein die Stuhlentleerungen beförderndes Mittel. Die beigegebenen pathologisch-therapeutischen Erfahrungen beziehen sich hauptsächlich auf Lungenkranke und verdienen ihres innern Gehaltes wegen allgemeine Berücksichtigung. Quod vidit scripsit.

Jahrbücher für Deutschlands Heilquellen und Seebäder, herausgegeben von C. v. Gräfe und Dr. Kalisch. Zweiter Jahrgang. X und 438 *S. Berlin, Verlag von List & Klemann.* 1837.

Irren wir nicht, so besteht unter unsern medicis aquariis gegenwärtig ein doppelter Wettkampf. Einmal will jeder der Quelle, an der und durch die er wirkt, den ersten Rang vindiciren, andern Theils soll die Welt glauben, daſs das Wasser, das unter seinen Auspicien getrunken, und zum Baden, Klystiren und Douchen benutzt wird, alle Eigenschaften besitze, um alte Coquetten in junge, Thoren in Weise, diplomatische Lehrlinge in diplomatische Meister, welke Busen in strotzende, wurmfraſsige Spindelbeine in Herkulesschenkel, ausgekochte Gestalten in üppige junonische Figuren zu verkehren. Doch alles Streben der Medici aquarii ist umsonst, die Langeweile und ihre Tochter, die Mode, beliebt anders und stempelt heute diese, morgen jene Quelle als die allein heilbringende, so daſs mit Fug und Recht das Horazische

Multa renascentur, quae jam cecidere, cadentque
Quae nunc sunt in honore

hier gelten kann.

Die vorliegenden Jahrbücher, die unter der Cooperation eines berühmten chirurgischen Professors gedruckt werden, dürfen in mancher Beziehung als Belege unserer Äusserung über den bestehenden Wettkampf angesehen werden. Nicht allein hysterische Krämpfe, blinde und nichtblinde Hämorrhoiden, Gelb-, Bleich- und Kupfersuchten, Manien und Melancholien, Gicht und Nicht-

gicht, Scropheln und Flechten werden weggebadet und weggetrunken, sondern Taubstumme hier zum Reden und Hören gebracht, Sterilität in die üppigste Fruchtbarkeit verwandelt, certe moritari in juvenes athleticos umgeschaffen. Der eine versichert, daſs von der Wahl eines auf diese oder jene Weise geformten Glases der Erfolg der Kur abhängig sey, der andere schwört, daſs sein Wasser namentlich solche Krankheiten heile, über deren Diagnose man noch nicht im Reinen sey; der dritte betheuert, daſs sein Mineralwasser da besonders an seinem Platze sich befinde, wo man weder auflösen, noch aufregen, noch stärken dürfe. An verschiedenen Orten werden Bubenquellen geschaffen und so eingerichtet, daſs sie auf eine ihrer eigentlichen Bestimmung mehr entsprechende Weise benutzt werden können. Non solum aegri, sed etiam sani sunt decipiendi varietate, novitate et multiplicitate remediorum!

Die Heilkräfte des kalten Wasserstrahls, mit einem Rückblick auf die Geschichte und mit besonderer Rücksicht auf das Staubregenbad und kalte Bäder dargestellt von Ludw. Wilh. **Mauthner**, *Dr. der Medicin etc. in Wien. Mit 4 Kupfertafeln. Wien, gedruckt bei A. Strauſs sel. Wittwe, in Commission bei C. Gerold.* **1837.** *XIV u.* **420** *S.* **8.**

Das Studium der Geschichte der Medicin führt zu der Überzeugung, daſs alle heilwissenschaftlichen Systeme durch den allgemeinen Krankheitscharakter in's Leben gerufen werden. Die Kriegsstürme im letzten Decennium des verflossenen Jahrhunderts hatten typhöse Fieber mit gesunkener Lebenskraft erzeugt, welche eine reizende Behandlung erheischten. Mit dem allgemeinen Frieden trat der entzündliche Charakter hervor und mit diesem die Broussais'sche Schule. An seiner Stelle erschien der gegenwärtige Krankheitsgenius, der ein mildes, mehr exspectatives Verfahren forderte. Die heroischen Verfahrungsweisen sind verschwunden, die verheerendsten Krankheiten, wie Typhus und Cholera, weichen bei einem angemessenen Verhalten und dem indifferentesten Getränke, dem kalten Wasser, am sichersten. Den praktischen Werth des kalten Wassers wissenschaftlich zu begründen, ist der Zweck des vorliegenden Werkes, welches der Verf. auf dem vergleichenden und geschichtlichen Wege versucht.

Nach Aufzählung der verschiedenen Arten kalter Bäder und ihrer Wirkung in therapeutischer und diätetischer Beziehung wendet der Vf. sich zur geschichtlichen Untersuchung, und zeigt, daſs Griechen und Römer zu den Begieſsungen und Bespritzungen leidender Theile vorzüglich gewöhnliches Wasser nahmen, dessen Wirksamkeit hochachteten, auf diese Weise das Mineralwasser aber nicht angewendet zu haben scheinen. Im Mittelalter gerieth die Anwendung des einfachen Wassers fast in Vergessenheit, kalte Fallbäder wurden fast gefürchtet, wogegen fast überall die Heilkraft fallend einwirkender warmer Flüssigkeit gepriesen ward. Zu diesem Zwecke benutzte man in Italien Röhren (Doc-

Digitized by Google

ciae), in Deutschland hölzerne Flaschen mit einer Bodenmündung, in England einfache Gieſskannen und später Pumpen. Wiewohl einzelne sich auch in dieser finstern Zeit für die Anwendung des kalten Wassers aussprachen, so geschah es doch nicht nachdrücklich genug, um das kalte Bad in seine Rechte einsetzen zu können, was der neuesten Zeit vorbehalten war, in welcher man wieder ins entgegengesetzte Extrem, zur Übertreibung, überging, welcher der Vf. mit wissenschaftlicher Waffe entgegentritt.

Ein Vorzug der neuesten Zeit ist der gröſsere Geschmack unter Deutschlands Ärzten für historische Forschungen. Wir können hierzu nur Glück wünschen, da diese besonders für die Staatsarzneikunde segensreiche Früchte tragen, und das Schieſsen von Böcken verhindern, die für den ärztlichen Stand ehrenraubend und für die Staaten millionenraubend werden.

Heyfelder.

Homburg und seine Heilquellen, von Dr. Eduard Christian Trapp, landgräfl. hessischem Medicinalrathe. Darmstadt 1837. Druck u. Verlag von C. W. Leske. 145 S. Mit der Ansicht von Homburg, einer Specialkarte der Umgebung und einem Plane der ehemaligen Saline.

Die Wichtigkeit und der Nutzen der Brunnenkuren im Allgemeinen, und insbesondere der Werth der Salzquellen werden täglich mehr anerkannt. Es verdienen daher die Mittheilungen der Ärzte, welche genaue Beobachtungen über die Wirksamkeit einer Quelle gemacht haben, unsern Dank, wenn sie mit vorurtheilsfreiem Auge und nicht pro domo, wie so viele Badschriften, geschrieben sind.

Die vorliegende Schrift ist vorzugsweise dazu bestimmt, dem Publikum das Nöthigste über Homburg und seine Mineralquellen zu berichten.

Das freundliche Städtchen Homburg mit 4,400 Einwohnern, die Residenz der souverainen Landgrafen zu Hessen, ist gröſstentheils auf einem Hügel erbaut, beinahe ¾ Stunden vor dem östlichen Gebirgszuge des Taunus, und liegt 3 Stunden von Frankfurt, 4 St. von Friedberg, 9 St. von Mainz, 9 St. von Darmstadt und 6 St. von Weilburg entfernt, 600 Fuſs über der Meeresfläche, unter dem 50°, 14′, 30″ der nördlichen Breite und unter dem 26°, 11′, 21″ der östlichen Länge.

Die Salzquellen Homburgs finden sich in einem freundlichen Wiesenthale, welches gegen Südosten sich öffnet und gegen Westen, Norden und Osten ziemlich geschützt ist, ¼ Stunde von der Stadt entfernt. Die ersten Versuche, die Soole zu Bädern zu benutzen, machte ein französischer Regimentsarzt in den Jahren 1811 und 1812. Später bediente man sich dieser Bäder nur selten. Erst im Jahre 1833 wurden sie in der Hofapotheke des Herrn Thuquet, woselbst sein Vorfahre Müller Bäder angelegt hatte, kurmäſsig gebraucht. In dem darauf folgenden Sommer

Digitized by Google

wurden mehrere Badanstalten errichtet, um welche sich Herr Apotheker Mathias, gegenwärtig in Mannheim, besondere Verdienste erworben. Ein innerlicher Gebrauch dieser Soole wurde nur versucht, aber bald aufgegeben, da der Geschmack zu widrig war und der Erfolg den Erwartungen keineswegs entsprach. — Noch im Sommer 1834 glaubte der Herr Verf. in einem dritten Brunnen die Eigenschaften zu finden, welche die innere Anwendung eines solchen Wassers gestatten, neben reichlichem Gehalte salinischer Bestandtheile viel Eisen und groſsen Reichthum an Kohlensäure. Nur wenige Kranke konnten indeſs sich dieses Brunnens bedienen, weil er fast unzugänglich war. Da sich aber im folgenden Jahre die Heilkraft dieses Wassers bewährte, so lieſs die Landesregierung diesen Brunnen sorgfältig fassen, und dieses ist nun der sogenannte Kurbrunnen. Er ist in Holz gefaſst, 3 Fuſs weit und 12—13 Fuſs tief; der Abfluſs beträgt in 24 Stunden 5800 Maſs. Das Wasser ist klar und hell, in stets wallender Bewegung von der Menge Gasblasen, welche unter Gepolter aus der Tiefe aufsteigen und mit knisterndem Geräusche an der Oberfläche zerplatzen. Man empfindet in der Nähe einen scharfen Geruch von der Kohlensäure, welche dem anfangs salzig bittern, hintennach etwas eisenartig schmeckenden Wasser einen stark prickelnden, auf der Zunge stechenden Geschmack giebt. Etwa 8 Zoll tief ist die Einfassung mit einem zimmtbraunen Niederschlage überzogen; in den Ablaufröhren setzt sich in kurzer Zeit eine gleiche, gelatinöse, erdige Masse ab, und das Wasser trübt sich unter Entwickelung unzähliger Luftperlen an der freien Luft im Glase, an dessen Wände sich eine feste, röthlich gelbe Kruste anlegt. Die Temperatur des Wassers ist, zu verschiedenen Jahreszeiten gemessen, $8\frac{1}{2}°$ R. — Bei schwerer Gewitterluft ist die Entwickelung des Gases viel häufiger, sowie überhaupt der Brunnen in den frühen Morgenstunden und gegen Untergang der Sonne lebendiger ist. Die Gasentwickelung ist oft so stark, daſs die aus irgend einem Ritze in der Fassung entweichende Luft einen singenden Ton erzeugt, der halbe Stunden lang ununterbrochen fortdauert.

Herr Prof. Liebig in Gieſsen nahm wiederholt eine chemische Untersuchung des Wassers vor und erhielt folgendes Ergebniſs:

100 Theile Mineralwasser enthalten:

1,030661	Chlornatrium,
0,004967	Schwefelsaures Natron,
0,101029	Chlorcalcium,
0,101457	Chlormagnesium,
0,004112	Kieselerde;
0,143106	Kohlensaure Kalkerde,
0,026219	Kohlensaure Bittererde,
0,006020	Kohlensaures Eisenoxydul,
0,281000	Freie Kohlensäure.
1,698571	fixe und flüchtige Bestandtheile.

Digitized by Google

1 Pfund Wasser à 16 Unzen enthält:

79,1547	Gran	Chlornatrium,
0,3809	»	Schwefelsaures Natron,
7,7568	»	Chlorcalcium,
7,7670	»	Chlormagnesium,
0,3157	»	Kieselerde,
10,9824	»	Kohlensauren Kalk,
2,0111	»	Kohlensaure Bittererde,
0,4608	»	Kohlensaures Eisenoxydul,
21,4808	»	freie Kohlensäure.
130,3102	»	fixe und flüchtige Bestandtheile.

Ein Pfund Wasser entspricht aber genau dem Raume von 32 Kubikzollen Wasser. In einem Pfund Kurbrunnenwasser sind im Ganzen 58,78 Kubikzoll, und als freie Kohlensäure 48,64 Kubikzoll enthalten. Ausserdem enthält das Wasser einen geringen Antheil Jod.

Es eignet sich das Wasser ganz gut zu Versendungen, indem es weder durch Zeit, noch Transport, noch Lagerung einen Theil seiner Wirksamkeit verliert. Am besten eignen sich dicke, starke Glasflaschen zur Versendung.

Ausser diesem Kurbrunnen hat Homburg noch zwei Badbrunnen. Diese zwei Salzbrunnen in alter Fassung, aus welchen die Soole zur Bereitung der Bäder genommen wird, genügen kaum dem jetzigen Bedarf, sind übrigens von beinahe gleicher Stärke. — Nach der chemischen Analyse des Herrn Mathias enthält der groſse Brunnen in einem Pfunde zu 16 Unzen

a) Feste Bestandtheile:

	wasserfrei	wasserhell
Schwefelsaurer Kalk . .	0,212	0,268
Chlorcalcium	15,285	29,837
Brommagnium	0,002	0,007
Chlormagnium	5,904	11,509
Chlorkalium	0,384	0,384
Chlornatrium	108,392	108,392
Humus	Spuren	—
Kieselerde	0,164	0,164
Kohlensaures Eisenoxydul	0,480	0,480
Thonerde	0,054	0,054
Kohlensaurer Kalk . . .	9,698	9,698
Kohlensaure Magnesia . .	2,485	2,485
Gran	143,069 =	163,278

b) Gasförmige Bestandtheile:

Kohlensäuregas bei 0° R. 28′ Baromet. 22,037 Kbz.
» bei 9° R. » » 22,728 Kbz.

Das Wasser ist stets gelblich trübe von einem schwebenden Niederschlage, für den Geschmack äusserst unangenehm. — Der

Digitized by Google

zweite Brunnen ist weniger reich an fixen Bestandtheilen, dagegen reicher an Kohlensäure. Er ist noch nicht näher chemisch untersucht. Ausser diesen drei Brunnen besitzt Homburg noch einen angenehm schmeckenden Säuerling, der im Jahr 1809 entdeckt wurde.

Nachdem der Herr Verf. die nähern Umgebungen Homburgs beschrieben hat, stellt er Betrachtungen an über die Wirkung der Mineralwasser im Allgemeinen und der Soolquellen Homburgs insbesondere. Wir stimmen der Behauptung des Herrn Verfs. völlig bei, daſs die Wirkung der Mineralwasser zwar allerdings durch die Bestandtheile, die in vorwiegender Menge sich darin finden, bedingt werde, daſs aber Nebenbestandtheile die allgemeine Wirkung oft so modificiren, daſs die Bekanntschaft mit den Mischungsverhältnissen nie allein hinreicht, um die Natur eines Mineralwassers zu beurtheilen. Die Beobachtung der Wirkungsweise muſs die Natur der Quelle näher bezeichnen. Peez sagt mit Recht: »Der Maſsstab, welchen uns die Chemie zur Würdigung der Gröſse der Heilkraft der Mineralquellen darbietet, beweist sich als völlig unzureichend und mangelhaft, wenn wir die Wirkung der Bestandtheile ausser ihrer Verbindung mit dem Wasser, von welchem sie durch Kunst getrennt wurden, beobachten. Ein Gran Eisen in Schwalbacher oder Pyrmonter Wasser getrunken ist ungleich wirksamer, als wenn man 6 oder 10 Gran von dem officinellen Präparat anwendet.« Dies führt darauf hin, daſs den Quellen ein eigenthümliches Leben, ein begeisterndes Princip inwohnt. Darum sind die Mineralwasser an der Quelle getrunken so wirksam; darum können die künstlich bereiteten Mineralwasser die natürlichen nie ersetzen.

Der Homburger Kurbrunnen gehört in die Reihe der salinischen Säuerlinge, und zwar zu den wenigen, welche Eisen in einer nicht geringen Menge enthalten. Am nächsten steht er dem Kissinger Ragozi.

Die Wirkung des Homburger Kurbrunnens ist sanft und doch tief eindringend, selten stürmisch und angreifend. Mit 2 bis 4 Bechern voll angefangen, frisch aus der Quelle geschöpft, und bei leichter Bewegung, Morgens nüchtern getrunken, gewöhnt man sich bald an den bitterlich-salzigen Geschmack. Der Magen wird davon erwärmt; Schweiſs und Urin werden reichlicher ausgeschieden. Gewöhnlich bewirkt die angegebene Quantität auch einige Stuhlentleerungen, wenn auch erst nach einigen Tagen des Gebrauchs. Ohne Aufblähen, ohne Leibschneiden erfolgen reichlichere Ausleerungen von kothiger Beschaffenheit, 3 bis 4mal in den nächsten Stunden nach dem Genusse; im Verlaufe der Kur werden die Stuhlgänge schleimig-wässerig und bei dem Genusse einer gröſsern Menge nehmen sie eine grünliche, schleimige Beschaffenheit an; es gehen gallertartige, in Schleim gehüllte Membranen, auch wohl eine theerartige, scharfe Materie ab. Harte Knollen von Excrementen, Würmer, blutgestreiften Schleim lee-

ren viele Kranke mit sehr günstigem Erfolge aus. Das Wasser reinigt von alten Versessenheiten (Infarcten) und stellt die natürlichen Ausleerungen her. Es verdünnt die dicke, krankhafte Galle, hebt die Magensäure, belebt die Verdauung und vermehrt den Appetit. Durch den groſsen Reichthum des Wassers an Kohlensäure wird es leicht vertragen; es durchdringt den Körper mit einer belebenden Wärme, regt die Gefäſsthätigkeit auf, erhebt den Kreislauf, der Puls wird beschleunigter und voller. Mitunter wird in den ersten Tagen des Gebrauches der Kopf der Kranken etwas eingenommen; es entsteht Trägheit und Müdigkeit der Glieder; allein dies verliert sich bald, und die Kurgäste werden belebter und heiterer.

In dem Maſse, wie die gehemmten Ab- und Aussonderungen geregelter werden, beginnt auch ein lebendigerer Stoffwechsel in den Drüsen; die ganze Production des Organismus wird erfrischt. Ebenso bestimmt zeigt sich die Wirkung des Wassers auf die Schleimhaut der Nase und der Luftröhre, indem die Secretionen derselben vermehrt werden.

Dieses Mineralwasser ist demnach vorzugsweise bei solchen Leiden angezeigt, welche primär in einer krankhaften Beschaffenheit der bildenden Säfte, der Lymphe sowohl, wie des Blutes, secundär in krankhaft veränderter Structur einzelner Organe des Unterleibes und der Beckenhöhle begründet sind. Aber durch den reichen Gehalt an Kohlensäure und durch den Gehalt an Eisen wirkt es auch wohlthätig auf das Nervensystem.

Der Herr Verf. sucht durch eine reiche Anzahl von Krankheitsgeschichten sein Urtheil über die Wirkung des Homburger Kurbrunnens zu begründen.

Die Soolbäder zu Homburg fachen die Thätigkeit des Hautgebildes aufs kräftigste an, vermehren die Assimilation, erregen die Nerventhätigkeit und bewirken einen lebendigern Stoffwechsel im Lymphsysteme, und somit eine gleichförmigere Vertheilung der Säfte. Sehr bald erzeugen sie den bekannten Badausschlag. Die Körperfülle nimmt unter vermehrten Schweiſsen und häufigerm Urinabgang in der Regel während der Kur etwas ab. Sehr wirksam haben sie sich bei rheumatischen Ablagerungen, zurückgetretenen Ausschlägen u. s. w., vorzugsweise aber bei Scropheln und den hartnäckigen Formen der chronischen Exantheme, zumal der Flechten, gezeigt. Dies weist der Herr Verf. durch Krankheitsfälle nach. Es ist begreiflich, daſs bei eingewurzelten Übeln eine Badkur nicht ausreicht. Mitunter ist es nothwendig, auf einige Zeit die Salzbäder auszusetzen. In solchen Fällen ist der Zusatz von Mutterlauge von ganz besonderm Nutzen.

Bei wahrer Schwäche, herbeigeführt durch vorausgegangene schwächende Krankheiten, Säfteverluste jeder Art, durch hohes Alter u. s. w. ist der Gebrauch der Homburger Quellen contraindicirt. Nachtheilig kann er bei bösartiger Verhärtung des Magens und Darmkanals, bei wahrer Schwäche der Lungen und

Digitized by Google

entschiedener Anlage zur Lungenſucht, bei organiſchen Fehlern des Herzens und der groſsen Blutgefäſse werden.

Mitunter erfolgt in den erſten Tagen des Waſſergebrauches Stuhlverſtopfung, wahrſcheinlich durch den Eiſengehalt bewirkt. Giebt ſich dieſe auf Klyſtiere nicht, ſo muſs dem Waſſer ein gelind abführendes Salz zugeſetzt werden.

Mit einer genauen Angabe des diätetiſchen Verhaltens während der Kur ſchlieſst der Herr Verf. dieſe Schrift. Dieſelbe verdient die Beachtung der Fachgenoſſen ſowohl, als der Kurgäſte, wie überhaupt die Homburger Quellen die Berückſichtigung der Ärzte verdienen.

Möchte uns der Herr Verf. ſeine weitern Erfahrungen über die Wirkung dieſer Brunnen nicht vorenthalten!

Die Arzneikräfte des Salmiaks. Eine Abhandlung für praktiſche Ärzte von Dr. Carl Rösch, Unteramtsarzt in Schwenningen. Tübingen, bei Heinrich Laup. 1835. 8. X und 83 Seiten.

In der Verſammlung der Naturforſcher und Ärzte zu Heidelberg im September 1829 äusserte der nun verſtorbene, verdienſtvolle v. Wedekind den motivirten Wunſch, jeder Arzt möge eins der gebräuchlichſten und geprieſenſten Arzneimittel zum Gegenſtande fortdauernder Forſchung wählen, um durch Verſuche und Beobachtungen zu reinen, ausnahmloſen Erfahrungen zu gelangen und durch Ausmittelung der Urſachen von dieſen, die Wirkungsart des Mittels kennen zu lernen, und die nothwendigen Wirkungen deſſelben von den bedingten und zufälligen zu unterſcheiden. Obgleich Wedekind's Aufforderung damals ziemlich allgemeinen Anklang fand, und obgleich die medicinische Abtheilung der Verſammlung Commiſſarien aus den verſchiedenen Gegenden Deutſchlands wählte, welche ihre Collegen zu ſolchen Unterſuchungen einladen ſollten; ſo hat unſers Wiſſens dieſe Aufforderung dennoch zu keinem beſondern Ergebniſſe geführt. Die Urſache davon mag vorzugsweiſe darin liegen, daſs das Verſuchemachen am menſchlichen Organismus an und für ſich etwas Gehäſſiges an ſich trägt, und dann, daſs durch Anwendung eines und deſſelben Mittels in verſchiedenen Krankheiten ein praktiſcher Arzt leicht in die Gefahr geräth, für einen Experimentator gehalten und als ſolcher verrufen zu werden. Übrigens läſst ſich kaum bezweifeln, daſs eine ſolche Unterſuchungsweiſe der Wirkſamkeit der Arzneimittel, wenn ſie mit gehöriger Umſicht geſchehe, zu ſehr reichen Ergebniſſen führen müſſe. Die nothwendige (beſtändige) Wirkung des Arzneimittels würde ſich von der bedingten (unbeſtändigen) leicht unterſcheiden laſſen. Der Gewinn für die Praxis würde ſehr groſs ſeyn, da wir durch das Erkennen der Wirkung ein-

Digitized by Google

facher Arzneimittel zur Einfachheit im Verordnen geführt würden, wodurch sich sicher das Feld der Erfahrung erweiterte.

Der Herr Vf. der vorliegenden Schrift hat ohne Rücksichtsnahme auf Wedekinds Vorschlag ein Arzneimittel, den Salmiak, einer nähern Prüfung unterworfen. Seine Abhandlung zerfällt in fünf Kapitel.

Im ersten Kapitel handelt derselbe von den Wirkungen des Salmiaks auf den thierischen Körper im Allgemeinen. Bekanntlich haben Weinhold und später Arnold Versuche an Thieren gemacht, um durch Analogie die Wirkung des Salmiaks auf den menschlichen Organismus zu bestimmen. Das Ergebniſs dieser Versuche kann als bekannt vorausgesetzt werden.

Das zweite Kapitel untersucht die Wirkung des Salmiaks auf die Schleimhäute:

1) auf die Schleimhaut des Darmkanals und Anwendung in Krankheiten derselben, — gastrisches Fieber; gastrisch-galliges Fieber; gastrisch-mucöses Fieber; typhus sporadicus abdominalis; chronische Magenverschleimung;
2) auf die Schleimhaut der Luftwege und Anwendung in Krankheiten derselben, — Catarrh; Blutspeien; phthisis pituitosa, peripneumonia notha; chronische Brustverschleimung; Keuchhusten; Lungenentzündung; Typhus; Croup, tracheitis, bronchitis;
3) auf die Schleimhaut der Urin- und Geschlechtswerkzeuge und Anwendung in Krankheiten derselben, — Blasencatarrh; fluor albus.

Das dritte Kapitel befaſst sich mit der Wirkung des Salmiaks auf die Haut, und der Anwendung in Krankheiten, wo deren Secretion angetrieben werden soll.

Das vierte Kapitel betrachtet den Salmiak als ein allgemein verflüssigendes, die Rückbildung beförderndes Mittel; demnach wird hier untersucht:

1) die Wirkung und Anwendung des Salmiaks bei Extravasat, — Apoplexie, äussere Verletzung;
2) die Wirkung und Anwendung desselben in Krankheiten, die in Unthätigkeit des Venen- und Lymphsystems begründet sind, — Stockungen im Unterleibe überhaupt; intermittirendes Fieber (?); Fehler der Menstruation;
3) die Wirkung und Anwendung desselben bei Degenerationen, und namentlich in der tuberculösen Schwindsucht; — Degeneration der Schleimhäute; Lungenschwindsucht; Harngries.

Das fünfte Kapitel bespricht die äusserliche Anwendung des Salmiaks.

Die Ansicht des Herrn Rösch über die Wirkung des Salmiaks ist kurz zusammengefaſst folgende: Der Salmiak befördert die Absonderung der Schleimhäute, besonders des Darmkanals und der Luftwege, nur verträgt er sich nicht mit irgend bedeutender

Digitized by Google

krankhafter Irritation derselben, ja er reizt selbst ziemlich bedeutend, und ist daher auch im Stande, den erschlafften Schleimhäuten den verlornen Tonus wiederzugeben. Er befördert gelinde die Hautausdünstung; er wirkt auflösend, verflüssigend auf den ganzen Organismus; er befördert die Rückbildung der organischen Materie, daher seine Heilkraft bei Degenerationen, namentlich der Schleimhäute, bei Blutextravasat in Folge von Krankheit oder äusserer Verletzung; ja er ist im Stande, sogar feste, dem Unorganischen sich nähernde Concremente aufzulösen, daher seine Wirkung bei Harngries und Steinbildung in den Nieren und der Harnblase. Dies ist in nuce des Herrn Vfs. Ansicht.

Der Salmiak ist offenbar das Mittelglied zwischen der schwächenden und belebenden Kur, und er bildet, um mit Joh. Adam Schmidt zu reden, gleichsam die Brücke, um mit Ehren über den breiten Graben zu kommen, der zwischen beiden Methoden liegt. Die Behauptungen über die Wirkungen des Salmiaks, einerseits, daſs er in pharmakodynamischer Beziehung ganz wie die Neutralsalze sich verhalte, ja sogar dem Salpeter in der entzündungswidrigen Wirkung sehr nahe komme, und andrerseits, daſs er ein gelindes Reizmittel sey, welches gar keine Schwächung des irritabeln Lebens, sondern eine gelinde Erregung veranlasse, sind von der Wahrheit gleich weit entfernt. Es ist nicht zu verkennen, daſs der Salmiak, wie die meisten Salze, erregend, reizend auf den Darmkanal und namentlich dessen Schleimhaut wirkt; allein — in die Säftemasse aufgenommen, vermindert er in geringem Grade die Thätigkeit des Herzens und der groſsen Gefäſse. In Bezug auf die Irritabilität verhält er sich demnach allerdings, wie ein schwaches Antiphlogisticum; wogegen er auf das vegetative Leben, und besonders auf die Darmschleimhaut, mehr erregend wirkt. Seine stärksten Wirkungen entfaltet er offenbar in der vegetativen Sphäre und namentlich in den Schleimhäuten, in welchen er nicht nur die absondernde Thätigkeit erhöhet, sondern auch die Metamorphose in denselben steigert und verbessert. Darum rühmen ihn die Praktiker bei chronischen Verschleimungen, bei Torpor und Atonie in den Schleimhäuten der Gedärme als das beste mucum incidens.

Seine Wirkung verbreitet sich aber auch auf die serösen und fibrösen Gebilde, woselbst der vegetative Proceſs ebenfalls erhöhet und verbessert wird.

Die Thätigkeit des Lymphsystems wird durch ihn erregt, belebt, verstärkt; besonders werden die drüsigen Gebilde des Unterleibes zu gröſserer Thätigkeit gereizt, die Resorption wird erhöhet, die Secretion der Nieren und der Haut vermehrt. Es würde hier zu weit führen, wenn Rec. die Wirkung des Salmiaks ins Einzelne verfolgen wollte.

Mit gleich günstigem Erfolge, wie der Herr Verf., hat Rec. seit 13 Jahren den Salmiak bei gastrischen Fiebern, zumal wenn gleich anfangs schwächende Diarrhöen eingetreten waren; bei

Typhus abdominalis, wenn gleich anfänglich die Zunge trocken, die Haut brennend, das Gesicht gelblichroth, der Puls frequent, klein, härtlich, die Entkräftung groſs, übelriechende Diarrhöe vorhanden und der Bauch aufgetrieben war. Mit groſsem Nutzen hat Rec. ihn gegeben bei entzündlichen Affectionen der Schleimhäute, besonders wenn ihnen eine causa rheumatica zu Grunde lag, z. B. bei Angina rheumatica, Catarrhus inflammatorius, Bronchitis catarrhalis, Pneumonia rheumatica u. s. w.; ebenso bei rheumatisch-entzündlichen Affectionen der serösen und fibrösen Gebilde, als der Pleura, des Peritoneums, der Gelenkbänder u. s. w.

Mit Recht empfiehlt der Herr Verf. mit Fischer die Anwendung des Salmiaks bei Blutspeien, zumal wenn der Gefäſserethismus durch stärkere Antiphlogistica aufgehoben ist.

Bei acuten Exanthemen (namentlich bei Masern) sah Rec. günstige Wirkung des Salmiaks, wenn die Eruption sich verzögerte, oder wenn die Haut brennend heiſs war, und die Farbe des Ausschlags ins Gelbliche, Grauliche oder Bläuliche spielte.

Treffliche Dienste leistet der Salmiak bei Wassersuchten, entstanden durch rheumatische, arthritische oder exanthematische Metastase.

Bei Degenerationen in den Schleimhäuten und drüsigen Gebilden, namentlich bei Tuberkeln in den Lungen, bei Anschwellungen der Gekrösedrüsen, bei Verhärtungen der Testikel, hat ihn Rec. ebenfalls mit gutem Erfolge gebraucht.

Bei dem Wechselfieber leistet der Salmiak nur dann gute Dienste, wenn dasselbe auf gestörtem Vegetationsprocesse im Unterleibe beruht, oder mit Gastricismus complicirt ist.

Eine directe Wirkung des Salmiaks auf das Nervensystem möchte Rec. nicht zugestehen.

Hinsichtlich der Gaben muſs Rec. bemerken, daſs er den Salmiak in viel stärkern Dosen, als der Herr Verf., giebt. Rec. giebt selten unter 10 — 15 Gr. pro dosi; in einzelnen Fällen ist er schon bis zu 2 ℈ p. d. gestiegen.

Übrigens enthält dieses Schriftchen das Wichtigere über die Anwendung und Wirkung des Salmiaks und verdient die Berücksichtigung der Praktiker.

Ungern vermiſst man die Literatur. — Der S. 49 citirte Schriftsteller heiſst nicht Mays, sondern Muys.

Dr. Franz Ludw. **Feist** *in Mainz.*

N°. 46. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

GRIECHISCHE LITERATUR. — SCHULSCHRIFTEN.

De Fontibus Historiae Demosthenis. Scripsit Antonius Westermann. *Accedunt praeter Indices Epimetra duo, quorum I. continet varietatem Lectionis in Zosimi et Anonymi Vitt. Demosth. ex cod. Rehdiger. excerptam, II. adnotationes in Plutarchi vitas decem oratorum. Lips.* 1837. *Barth.*

Herr Prof. Westermann, dessen Verdienste um Demosthenes hinlänglich anerkannt sind, theilt hier über die Quellen der Lebensgeschichte des Demosthenes eine Untersuchung mit, welche einen allgemeinen Nutzen hat sowohl für den wichtigen Zeitabschnitt, in welchen das Leben des groſsen Staatsmannes fällt, als auch für die Erklärung aller der Schriftsteller, welche jene Geschichte und dieses Leben beschrieben haben.

Ref. freut sich, daſs er sein im Commentar zu Dem. Phill. Vol. I. p. 4 sq. angefangenes Verzeichniſs von des Demosthenes Biographen nun so vermehrt und ausgestattet sieht. Hinzugefügt konnte werden, daſs Joannes Philosophus in Anonymi Collectaneis De Antiqq. Ctpolit. im Corp. Byzant. Vol. 24. p. 90 ed. Par. citirt *Δημοσθένους συγγράμματα*. Über Demochares konnte noch verwiesen werden auf Heeren De Fontibus Plutarchi p. 93, nicht als ob Herr W. dieses Gelehrten und Anderer Schriften De Fontibus Plutarchi, Diodori, Arriani etc. nicht benutzt hätte, vielmehr vervollständigt er sie mit groſser Gelehrsamkeit und gesunder Kritik.

Die dem Ulpian zugeschriebene Biographie des Demosthenes, wovon S. 92 gehandelt wird, ist wahrscheinlich keine andere, als die des Zosimus, von welchem auch die Scholien groſsentheils herzurühren scheinen, welche unter dem Namen des Ulpian bekannt sind und verschiedene Verfasser haben. Vom Rhetor Ulpian rühren nur die *Προλεγόμενα* her, welche diesen Scholien voranstehen. Diese Behauptung wird ausgeführt werden in unserer Notitia Codicum Part. VI zu Cod. Vatic. Nro. 68 nach den Mittheilungen des gelehrten Herrn Dr. Heyse. Dieselbe Vita steht auch im Cod. Urbinas Nro. 113. Siehe dagegen Joh. Chapmanni Observationes in Ulpiani Commentarios §. 15 in Mounteney's Ausgabe des Dem.

Zu den S. 38 f. angeführten verschiedenen Personen des Namens Demosthenes können wir (vergl. unsern Comment. a. a. O. S. 4 und Meurs. Bibl. Att. Lib. III. in Gronov. Thes. X. p. 1353 F.) noch folgende nachtragen: *Lacedaemonius* Olympionica. Meurs. Miscell. Lib. IV. cap. 18. p. 331 in Gronov. Thes. V. p. 2491. *Δημοσθένης τις ἀνὴρ ἀκόλαστος ἐν Λακεδαίμονι.* Plutarch. Prae-

cept. reip. gerend. p. 801 B. — Παραφραστής. Eustath. in Od. Λ v. 268. p. 1683, 35 Rom. — Ueber *Aulus Demosthenes* Praefectus Praetorio siehe auch Dig. Cod. VII. Tit. 62. Lex 34 und 38. — *Praefectus Caesareae* p. Chr. n. 260. Cedrenus p. 313 A. Vol. IX. Byzant. Paris. Vergl. Gibbon. übers. v. Riemberg Cap. 10. Vol. I. p. 439 f. Wien. — Über Δεμοσθένης ὁ μικρός siehe auch Cod. Augustanus, jetzt Monacensis Nro. 429, 7 in Hardt. Catal. p. 322. — *Agoranomos Selembriae* im 3ten Jahrhundert vor Chr. Böckh. Corp. Vol. II. Nro. 2. p. 76. — Der Vater des Zosimus Euonymensis. Boeckh. Corp. Vol. I. p. 500. — Über den *Ophthalmicus* siehe auch Reinesii Var. Lect. p. 9. p. 389. p. 673. — Über den *Bithynus* siehe auch Etym. M. p. 437, 48. Meineck. Euphorion. p. 31. — *Suniensis*. Boeckh. Corp. Vol. I. p. 332. Nro. 149. aus der Zeit der Antonine. — Ein anderer ibid. Nro. 266. p. 368. in einer Inschr. des Tiberius Claudius. — Ein anderer Macrob. Saturn. Lib. I. cap. 11. — *Athenis Praefectus* zur Zeit des Libanius, ein Christ. Phot. Bibl. p. 79, a, 17 Bkk. — Über den Koch des Kaisers Valens siehe auch Theophan. p. 54 C. Paris. in Corp. Byz. Vol. VII. Theodoret. Hist. IV, 19. — *Patripolita*. Nili Monachi Epist. II, 36. — Über *Dem. Thrax* siehe auch Suid. s. v. — *Senator Constantinopol.* bei Procopius, und ohnstreitig noch viele andere.

Unter den Biographen des Demosthenes wird wegen des Encomium Demosthenis natürlich auch Lucian angeführt, dessen Glaubwürdigkeit aber dadurch verdächtigt, daſs er in seinem Herodotus, also in einer andern und unbedenklich ächten Schrift den Herodot zu Olympia seine Musen vorlesen läſst. Nach dem, was der auch vom Verf. citirte gelehrte Herr Hofrath Bähr darüber zusammengestellt, hätten wir nicht gerade diese Beweisführung erwartet. Zu der Erörterung dieses Gegenstandes dient nun auch Ley De Tempore quo Herodotus mortem obierit. Coloniae ad Rh. 1836. Ein Schulprogramm.

Zu den Declamationen ist aber unbedingt zu rechnen die lateinische Rede Aretin's, welche sich im College Lincolm. zu Oxford (s. unsrer Notitia Codd. P. V. p. 6), zu Rom, Padua und sonst öfter findet, wie wir zeigen werden in Notit. P. VI. zu Cod. Reginae Nro. 102.

Einen Hauptabschnitt des Buches macht die Widerlegung gegen Herrn Franke, welcher Herrn Westermanns Ausgabe der Vitae X Orat. angegriffen, namentlich die Behauptung verworfen hatte, daſs es Collectaneen seyen, welche sich Plutarch zur ausführlichen Behandlung angelegt habe. Wir sahen die Sache als abgemacht an, so weit ein so schwieriger Punkt als vollständig erörtert angesehen werden kann, und freuten uns der glücklich durchgeführten Hypothese, hätten deswegen gewünscht, daſs obiger Widerlegung nicht so viel Raum wäre gewidmet worden, so dankenswerth das Epimetrum ist, wodurch Commentar und Kritik dieses an historischen Notizen reichen Überrestes aus dem Alterthum immer mehr aufgeklärt wird. Um auch diesen Theil

Digitized by Google

des Buches nicht ohne einen wenn auch kleinen Beitrag zu lassen, so erinnern wir an die Inschrift bei Böckh Vol. I. p. 130 v. Olymp. CVI, 4, wo αὐτῷ καὶ ἐγγόνοις vorkommt, so daſs wir doch Bedenken tragen, in allen drei den Vitis X Oratorum angehängten Decreten ἐγγόνοις ohne Weiteres in ἐκγόνοις zu corrigiren. Vergl. ad Phil. II. p. 44 unseres Commentars und Franke in Jahns Jahrbüchern 1835, Heft II, p. 187.

Daſs am Ende von Libanius Lebensbeschreibung des Demosthenes eine (groſse) Lücke sey, bemerkte auch Auger.

Schlieſslich erlauben wir uns, den Wunsch auszusprechen, daſs es dem Herrn Verf. gefallen möchte, eine vollständige Geschichte des Demosthenes und seiner Zeit zu schreiben. Nach solchen Studien der Quellen und ihrer Kritik wäre Niemand geeigneter dazu.

Druckfehler: S. 18 gegen Ende: In Graecis enim historicis, qui quae inter se gregatim occuparunt Pompejus, omissis quae sine fructu essent, omnia divisa temporibus — composuit, vitia eum repperisse — non est consentaneum. — S. 54: et Aesch. statt ex Aesch. — S. 77 Z. 10 lies p. 3 statt p. 6. Sonst ist das Buch correct gedruckt und flieſsend geschrieben.

Vömel.

Homeri Carmina. Recognovit et explicuit Fridericus Henricus Bothe. Odysseae Volumen alterum. Lib. IX—XVI. Lipsiae. Sumtibus librariae Hahnianae MDCCCXXXIV. 271 *S. in gr.* 8. *Volumen tertium, Lib. XVII—XXIV. Batrachomyomachia. Hymni. Epigrammata et Fragmenta Carminum Epicorum. Lipsiae, sumtib. libr. Hahnianae MDCCCXXXV.* 35 *S. in gr.* 8

Indem wir auf die früheren Anzeigen in diesen Blättern (Jhrgg. 1834 p. 394 ff. 1835 p. 196) verweisen, freuen wir uns, jetzt die Vollendung des Ganzen mit dem Erscheinen dieser beiden Theile ankündigen zu können. Was beide enthalten, ist auf dem Titel angegeben; einiges Andere ist ausserdem am Schluſs des Ganzen hinzugekommen, pag. 373 ff. Discorso preliminare della Batracomiomachia, tradotta in italiano dal Conte Giacomo Leopardi, ein Abdruck einer sehr seltenen, wenig bei uns bekannten Abhandlung, die der italienischen Übersetzung der Batrachomiomachia von dem als gründlichen Kenner der alten Literatur und vorzüglichen Stylisten selbst in Italien sehr geschätzten Grafen Leopardi, beigefügt ist. Daran schlieſsen sich S. 383 ff. *Addenda* et *Emendanda* bis zu S. 408 über die Ilias wie über die Odysse und die Hymnen, eine wohl zu beachtende Nachlese bietend, wozu auch die S. 409 f. abgedruckten Äusserungen und Urtheile Napoleons über Homer und Virgil (aus der unlängst bekannt gewordenen Schrift Précis des guerres de César etc.) gehören. Dann folgt S. 411 ein vierfacher Index: ein Index Graecus, Latinus, Nominum propriorum et ab iis ductorum, und Scrip-

torum emendatorum vel laudatorum, nebst einem Epilogus S. 549 ff., manchen Recensenten zur wohl zu beherzigenden Lectüre zu empfehlen. »Est genus hominum, so beginnt der Vf., simile atriensis Phaedriani, qui in omnes partes reipublicae literariae discurrunt multumque agendo nihil agunt, agentes impediunt, dicta eorum secus interpretantes, facta elevantes idque per omnia studentes, ut se meliores ad imos pedes Parnassi detrahant, ad quos ipsi, invito Phoebo, obscura sua habent domicilia. Horum nonnulli etc.« Der Herausgeber vertheidigt sich in diesem Epilog gegen ungerechte Angriffe und Ausfälle, die ihm von Seiten Solcher zu Theil wurden, die weder Kenntnisse noch Fähigkeit besaſsen, um sein Buch zu würdigen, noch die nöthige Mühe und den nöthigen Fleiſs anwendeten, es zu lesen. Leider sind bei dem heutigen Stande der Kritik, wie sie in so manchen Blättern in anonymer Weise von obscuren Personen auf eine so schamlose Weise geübt wird, solche Erscheinungen nicht selten geworden, und haben mit zu der gerechten Verachtung beigetragen, in welche bei dem einsichtsvolleren und würdigeren Theile des Publikums solche Blätter jetzt allgemein gefallen sind.

In der äusseren Einrichtung und Ausstattung sind diese Theile den früheren völlig gleich, sie sind es auch in der Behandlungsweise und in dem, was für die Kritik, wie insbesondere für richtige Auffassung und für das bessere Verständniſs der Homerischen Dichtungen, also für die Erklärung, sachliche wie sprachliche, in den unter dem Text gedruckten Noten geleistet ist, welche eine passende Auswahl aus dem, was ältere und neuere Erklärer Erſprieſsliches für das Verständniſs und die Erklärung beigebracht haben, durch zahlreiche eigene Bemerkungen vermehrt und vervollständigt, enthalten.

Luciani Somnium. Graece. Cum selectis aliorum suisque annotationibus, scholiis Graecis, vocabulario, duplicique indice copiosissimo in scholarum usus edidit Frid. Andr. Christian. Grauff, philos. doctor, Graecarum et Latinarum professor, gymnasii Biennensis director. — Ἃ δ' ἂν μάθοι παῖς, ταῦτα σώζεσθαι φιλεῖ πρὸς γῆρας· οὕτω παῖδας εὖ παιδεύετε! *Eurip. Suppl.* 926. — *Bernae. Sumptibus librariae Dalpianae. MDCCCXXXVI. XVI und* 517 *S. in* 8.

Es ist bereits in andern Blättern diese auf dem schönsten Velinpapier und mit den schönsten Lettern gedruckte Ausgabe einer kleinen Schrift des Lucian als eine literärische Rarität oder Merkwürdigkeit bezeichnet und darnach mit mehr oder minder Recht auch gewürdigt worden. Der Grund davon liegt zunächst in der merkwürdigen Einrichtung dieser Ausgabe, deren Verfasser man gewiſs nicht den Vorwurf machen kann, der so manche leichtsinnige Herausgeber ähnlicher Schriften des Alterthums in unsern Tagen treffen mag, daſs er nemlich in der Ausführung nicht mit der gehörigen Sorgfalt und Ausdauer zu Werke ge-

gangen und so eine übereilte Ausgabe geliefert, da man am Ende den Herausgeber eher des Gegentheils bezüchtigen möchte, insofern er in Allem zu Viel zu geben bemüht war und darin allerdings ein Beispiel gegeben hat, das eben so wenig Nachahmung finden dürfte, als das Beispiel derer, die sich die Herausgabe eines Autors oder einer Schrift so leicht machen und mit ein Paar Varianten oder einigen *notulis adspersis* ihren Beruf erfüllt zu haben meinen. Auch bedarf es wohl kaum einer besonderen Erinnerung, daſs bei jedem Unternehmen der Art ein bestimmter Plan zu Grunde liegen soll, der die Art und Weise der Behandlung, je nachdem die Ausgabe für Lehrer oder für Schüler oder überhaupt für ein gröſseres gebildetes Publikum bestimmt ist, gleichfalls bestimmen muſs. Inwiefern dies nun bei vorliegender Bearbeitung einer Schrift des Lucian, »in scholarum usus«, wie der Titel sagt, geschehen ist, mag die folgende Angabe des Inhalts derselben lehren. Auf die Vorrede folgt zuerst: *Luciani Vita, Mores, Libri;* eine nicht ganz drei Seiten einnehmende Notiz aus Ficker's Literaturgeschichte der Griechen und Römer, 1835; wobei wir billig uns die Frage erlauben, ob dem Verf. keine andere bessere Quelle, kein besseres Hülfsmittel zu diesem Zweck zugänglich gewesen? Hätte sich nicht aus Jacob's ausführlicher Charakteristik des Lucian oder auch nur aus der kurzen aber treffenden Schilderung, die Pauly seiner in der Stuttgarter Sammlung erschienenen Uebersetzung des Lucianus vorangestellt hat (Bd. I, oder Nr. 3 der ganzen Sammlung), etwas Besseres entnehmen lassen? Dann folgt ein Abdruck des lateinischen Argumentum aus Schmieders Ausgabe, und nun der griechische Text von S. 3—38 mit grammatischen Nachweisungen, die am Anfange wirklich über jedes Wort sich erstrecken und weder Partikeln wie μὲν, δὲ, καὶ, ἤδη, noch irgend eine Verbalform unberücksichtigt lassen, also die leichtesten, bei einem Schüler, welcher diese Schrift lesen soll, wohl als bekannt vorauszusetzenden Gegenstände und Sprachformen eben so gut betreffen, wie einigermaſsen schwierigere Punkte. Nun folgt S. 39—67: *Index I. Verborum et nominum secundum ordinem capitum.* Hier wird wiederum jedes im Text vorkommende Wort erklärt, und zwar, um aus den Anfangsworten des ersten Gapitels eine Probe zu geben, auf folgende Weise: „ἄρτι, *adv. modo, nunc ipsum* — μὲν, *cj. quidem.* μὲν ... δὲ *quidem ... vero.* — παύω *f.* παύσω *cessare facio; finio. Med. desino, cesso c. partic.* — εἰς, *praep. c. acc. in (c. acc.)* — διδασκαλεῖον, τό, *schola, ludus literarius.* — φοιτάω, *frequento; impr.* εἰς διδασκαλεῖον (εἰς διδασκάλους) *ludum literarium* — ἤδη, *adv. jam.* — ἡλικία, ἡ, *aetas* — πρόσηβος 2 (ἥβη) *proximus pubertati; puber.* — εἰμί, *sum* — πατὴρ, τρός (τέρος) ὁ, *pater* u. s. w.« Sonach wird es nicht befremden, wenn wir im Folgenden unter Andern auch finden: „οὖν *adv. ergo, igitur*“ oder „καί *cj. et;* καὶ — καὶ *et — et*“ oder „οὐ *seq. vocali cum spiritu leni,* οὐκ; *c. sp. aspero,* οὐχ, *adv. non, haud*“ oder „εἰ *cj. si*“ u. s. w. An dieses so durch-

geführte lexikalische Verzeichniſs schlieſst sich dann S. 68—348 (also fast dreihundert Seiten): *Index II. Addenda et Emendanda, sive enarratio perpetua discipulis literarum Graecarum peritioribus destinata.* Dies ist nun das, was wir eigentlich den Commentar nennen würden, in welchem freilich eine Masse gelehrten Apparats angehäuft und ein Reichthum von Citaten ausgeschüttet ist, bei denen selbst das Sanscrit nicht leer ausgeht, anderer orientalischen Sprachen, der chaldäischen, hebräischen, arabischen, syrischen, äthiopischen nicht zu gedenken, und so ein freilich oft sehr buntscheckig aussehendes Gemisch uns entgegentritt, da Alles, was Sprache und Grammatik, wie Inhalt und Sache betrifft, in gleich ausführlicher Weise behandelt ist. Daſs der Vf., der uns diese Bemerkungen vorlegt, ein in allen möglichen Sprachen der Erde und in fast allen Zweigen menschlichen Wissens wohl erfahrener und bewandter Mann ist, wird Niemand leugnen oder seiner Gelehrsamkeit die gebührende Anerkennung entziehen wollen; allein, was die Frage nach der Nützlichkeit und Zweckmäſsigkeit der so angelegten oder vielmehr so ausgeschütteten Commentare in einer »in scholarum usus« gemachten Ausgabe betrifft, dürfte wohl die Beantwortung anders ausfallen. Nun erst folgt S. 349—404 *Index III. sive Graecitas Lucianea in literas digesta*, wo jedes im Somnium vorkommende Wort alphabetisch aufgeführt und die Stelle, in der es vorkommt, ganz mit abgedruckt ist; zuletzt *Index IV in Commentaria* S. 405—512, also wieder ein Register von mehr als hundert Seiten über das, was im Index II enthalten ist, freilich gemacht mit bewundernswürdiger Genauigkeit, seltenem Fleiſs und Ausdauer, da hier wieder jedes Wort, jeder citirte Autor oder Gelehrte aufgeführt ist!

***Griechische Chrestomathie für die mittlern Classen der Gymnasien, enthaltend Abschnitte aus Xenophon, Herodot und Lucian. Herausgegeben von Dr. Eduard Geist, Gymnasiallehrer zu Darmstadt. — Mainz, Druck und Verlag von F. Kupferberg.* 1837. *XIV u.* 336 *S. in gr.* 8.**

Der durch mehrere andere gelehrte, auch in diesen Blättern nach Verdienst gewürdigte, Leistungen rühmlichst bekannte Vf. übergiebt hier dem Publikum eine für die mittlern Gymnasialklassen bestimmte griechische Chrestomathie, die, wie uns scheint, sich vor zahlreichen ähnlichen Produkten der Art vortheilhaft auszeichnet und in der Art der Behandlung wie in der Wahl des Einzelnen sich als ein zweckmäſsig angelegtes, für den Schulunterricht nützliches Buch darstellt. »Bei der Auswahl der Abschnitte, schreibt der Verf. S. V der Vorrede, beabsichtigte ich, das Anziehendste und Anregendste aus jenen drei (auf dem Titel genannten) Schriftstellern, insofern es sich in andrer Beziehung für die Jugend eignete, aufzunehmen; ausserdem suchte ich hierbei das Zusammentreffen mit andern ähnlichen, mir bekannt ge-

wordenen Sammlungen möglichst zu vermeiden, um denjenigen Lehrern, welche mein Buch vielleicht an die Stelle eines andern, längere Zeit gebrauchten setzen wollten, eine wirkliche Abwechslung darbieten zu können.« Diesem Plane gemäſs erhalten wir demnach aus Xenophons Anabasis das ganze vierte Buch, und aus der Cyropädie die Jugendjahre des älteren Cyrus (I, 2—4); dann folgen aus Herodotus die Erzählungen von Arion und Crösus (I, 23 ff.), von der Schatzkammer des Rhampsinit u. s. w. (II, 121—125), von Cambyses Zügen (III, 17—30), von Polykrates (III, 39 ff. 120 ff.), von den Indern (III, 98 ff.) und von dem Abfall und der Wiedereinnahme Babylons (III, 150 ff.). Den Beschluſs machen drei Stücke aus Lucian: der Traum oder die Wahl des Lebensberufs, Timon oder der Menschenfeind und Prometheus. Der Text dieser Stücke ist nach den neuesten und besten Recensionen mit höchst wenigen Abweichungen geliefert; es ist dabei auch stets auf die Interpunction eine weise Rücksicht genommen, die das zu Viel eben so sorgfältig wie das zu Wenig zu vermeiden gesucht hat, und dadurch von dem in der neueren Zeit hier und dort eingeführten Sparsystem, das wir insbesondere bei Schulausgaben, Chrestomathien u. dgl. gar nicht billigen können, sich durchaus entfernt hält. Eine gute, zweckmäſsige Interpunction bewahrt den Schüler vor manchen Irrthümern, ohne auf der andern Seite sein Geschäft ihm zu leicht zu machen und die eigene Thätigkeit zu hemmen oder ganz zu unterdrücken. Die kurzen Anmerkungen, welche unter dem Text beigefügt sind, entsprechen der Bestimmung des Buchs und suchen dem Schüler eine zweckmäſsige Nachhülfe bei der Präparation zu geben, die dem Lehrer sein Geschäft erleichtern, die Lehrstunde mehr in eine Prüfungsstunde umwandeln, und dadurch die Fortschritte des Lernenden beschleunigen soll. Es sind meist kurze grammatisch-sprachliche Bemerkungen oder vielmehr Verweisungen auf die Lehrbücher von Matthiä, Buttmann, Rost u. s. w., oder auch treffende Parallelstellen, welche zu eigener Forschung anregen und die Selbstthätigkeit fördern; indessen fehlen doch auch nicht da, wo es nöthig war, die erforderlichen Sachbemerkungen, zumal da der Verf. seine Chrestomathie auch zugleich für den Privatgebrauch nützlich zu machen suchte. Bei Herodot ist auf die jonischen Formen in diesen Anmerkungen keine Rücksicht genommen, dagegen in einem eigenen Anhang S. 287—296 eine schätzbare Übersicht der Eigenthümlichkeiten des jonischen Dialekts geliefert, die durch Zusammenstellung des Einzelnen unter bestimmte Ordnungen und Rubriken dem Schüler die Kenntniſs der einzelnen Formen sehr erleichtern wird. Ein zweiter Anhang giebt einige gut zusammengestellte Nachrichten über Leben und Schriften der drei Autoren, aus denen Abschnitte in diese Chrestomathie aufgenommen worden sind; genaue Register beschlieſsen das Ganze. — Druck und Papier sind sehr befriedigend. S. 122 in der Note ist irrthümlich der jetzige Name des Halys angegeben *Hisil-Irmak* statt *Ki*sil-Irmak: ein Versehen, dessen

Digitized by Google

eigentlich Ref. sich selbst anklagen mag, da S. 17 des ersten Bandes seiner Ausgabe des Herodotus allerdings dieser Druckfehler sich findet, den er späterhin zu verbessern gesucht hat. Eben so wird es in der Note S. 141 statt *Schiwa,* der jetzigen Benennung der Oase und des Tempels des Jupiter Ammon, wohl *Siwah* heiſsen müssen. So ist wenigstens der Name des Orts bei Minutoli u. A., welche diese Oase besucht haben, stets geschrieben. — Von demselben Verfasser haben wir zugleich eine *neue*, durch zweckmäſsige, der Bestimmung des Buchs entsprechende Änderungen mannichfach berichtigte Ausgabe eines in mehrern Anstalten eingeführten Schulbuches anzuführen, auf die wir bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen wollen:

Vorschule zu dem lateinischen Sprachunterricht für die ersten Anfänger, von Ehregott Johann Elieser Bagge, Rector der lat. Rathsschule zu Coburg. Dritte verbesserte Auflage, von Dr. Eduard Geist, Gymnasiallehrer zu Darmstadt. Coburg, bei J. D. Meusel u. Sohn. 1837. *XVI und* 136 *S. in* 8.

Die Alterthumswissenschaft. Ein Lehr- und Handbuch für Schüler höherer Gymnasialclassen und für Studirende. Bearbeitet von Dr. S. F. W. Hoffmann. Mit sechszehn mythologischen u. archäologischen Kupfertafeln, von Prof. Anton Krieger. Leipzig, Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung. 1835. *XVIII u.* 1113 *S. in gr.* 8.

Wenn der gewaltige Umfang und die Ausdehnung dieses encyclopädischen Werkes uns nicht erlaubt, näher in das Detail desselben einzugehen, zumal da eine Prüfung des aus so manchen Theilen Zusammengesetzten zugleich eine Prüfung aller der einzelnen in das Gebiet der Alterthumswissenschaft einschlägigen Disciplinen, ihrem Stoff wie ihrem Inhalt nach, wie er in das vorliegende Werk aufgenommen ist, um in ein Ganzes verarbeitet zu werden, mit sich führen würde; was hier nicht wohl möglich ist. Wir wollen daher, der an uns gestellten Aufforderung Genüge leistend, wenigstens über den Plan und die Anlage des Werkes, über Stoff und Inhalt desselben in der Kürze das Nöthige bemerken, um so unsern Lesern einen Begriff von dem zu geben, was in diesem Handbuch enthalten ist und was sie zunächt darin zu suchen und zu erwarten haben. Etwas Anderes wäre es freilich, zu untersuchen, was zunächst in ein solches Handbuch gehöre, und wie der demnach aufzunehmende Stoff überhaupt zu behandeln sey, der Bestimmung und dem Zweck eines Lehr- oder Handbuchs gemäſs, das seiner Natur nach dazu bestimmt seyn soll, in das Studium der alten Literatur einzuführen, auf die Bedeutsamkeit desselben und den geistigen Gewinn, den es bei richtiger Behandlung gewährt, hinzuweisen, und so insbesondere den Privatstudien und dem Privatfleiſs nachzuhelfen oder ihn vielmehr anzuregen, ohne eine umfassende und erschö-

pfende Darstellung der gesammten Wissenschaft, nach Stoff und Material, in den einzelnen Theilen derselben liefern zu wollen. Es scheint uns fast, als habe der Verf. beide Rücksichten möglichst vereinigen wollen, da er uns von jeder einzelnen Wissenschaft eine möglichst gedrängte übersichtliche Zusammenstellung in Verarbeitung des mehr oder minder reich vorliegenden Stoffs zu geben sucht und damit ein reichhaltiges Detail aller einzelnen dazu gehörigen Notizen und Angaben, sowie eine überaus reiche Literatur, verbindet, die eben zum Handgebrauch und zum Nachschlagen, um über einzelne Punkte in dieser Hinsicht eine möglichst vollständige Vorlage zu finden, sehr brauchbar und als eine recht dankenswerthe Gabe anzunehmen ist. Die Schwierigkeit einer solchen übersichtlichen und doch alles Detail zugleich umfassenden Darstellung liegt ebensowohl in der Verarbeitung des oft so verschiedenartig aufgefaſsten, noch nicht von festen Principien durchdrungenen und darnach behandelten und geordneten Stoffs, in der gewaltigen, auf diese Weise scheinbar nicht mit einander zu vereinigenden Masse, und in den Mangel eines streng vorwaltenden, mit wissenschaftlicher Strenge überall consequent durchgeführten Princips. Der Verf. scheint sich deshalb immer bei der Übersicht der einzelnen Disciplinen einen Hauptführer ausgewählt zu haben, nach dessen Ansichten er im Allgemeinen den Stoff auffassen und das Detail im Einzelnen zu behandeln suchte, ohne damit doch auch andere, damit in Widerspruch stehende Ansichten gänzlich zu übergehen und wegzulassen; er wollte auch diesen, zumal wenn sie von Männern, die in der Wissenschaft durch Lehre und Ansehen sich eine Stimme erworben, herrühren, die gebührende Stelle nicht versagen, sondern sie vielmehr mit dem Ganzen verarbeiten, was bei Disciplinen, wo die wissenschaftliche Begründung und die Principien, von denen Alles ausgehen und auf die der ganze weitere Bau aufgeführt werden soll, noch gar nicht so fest gestellt und scharf abgegränzt sind und daher oft die grellsten Gegensätze hervortreten, gewiſs nichts Leichtes, ja in manchen Fällen wohl etwas Unmögliches und Unausführbares seyn dürfte. Man denke z. B. nur an die Mythologie und Symbolik, um von Anderem gar nicht zu reden. Doch Ref. will über diese allgemeineren Gesichtspunkte, die freilich die Behandlung des Einzelnen bestimmen müssen, nicht weiter sich einlassen; er ist überzeugt, daſs der Herr Verf. bei seiner Arbeit diese Schwierigkeiten selbst hinreichend gefühlt und mehr gefühlt haben wird, als er wohl am Anfang gedacht haben mochte; aber es würde ungerecht seyn, wenn Ref. den Reichthum des mühevoll in allen einzelnen Theilen des Werkes zusammengebrachten Details sammt allen den dazu gehörigen einzelnen Notizen, die Genauigkeit und Sorgfalt in allen diesen einzelnen Angaben, sowie die beigefügte, überaus reichhaltige, bis auf die älteren Dissertationen sich erstreckende und nicht blos mit Hauptwerken oder Hauptausgaben sich begnügende Literatur verkennen oder nicht, mit der gebührenden

Anerkennung als eine Haupteigenschaft des Werkes hervorheben wollte.

Um nun noch eine kurze Übersicht des Inhalts zu geben, so bemerken wir, daſs eine Einleitung auf den ersten 37 Seiten vorausgeht, welche die allgemeinen Begriffe feststellt, den Kreis der Wissenschaft, ihre Gränzen und Beziehungen bestimmt, die Quellen, Benennungen und Schicksale u. A. bespricht, dann eine Uebersicht und Anordnung der einzelnen Theile zu vermitteln sucht, die neuern Werke darüber verzeichnet und über den Werth der Alterthumsstudien und die verschiedenen deshalb entstandenen Streitigkeiten sich verbreitet, indem sie zugleich die Vorzüge derselben geltend zu machen, sowie den Standpunkt oder vielmehr den Hauptgesichtspunkt einer gerechten und wissenschaftlichen Würdigung des Alterthums wie der darauf bezüglichen Studien in ihrem Verhältniſs zur Gegenwart und zu unserer Bildung festzustellen bemüht ist. Die darauf im Allgemeinen wie im Einzelnen sich beziehenden Schriften neuer Zeit sind überall angeführt.

Nun folgt der *erste* Theil, die *Grundwissenschaften*; der *zweite* befaſst die *Realwissenschaften*. Unter jene rechnet der Verfasser: *Grammatik*, *Hermeneutik* und *Kritik*; unter diese: *alte Geographie*, *Chronologie*, *politische Geschichte*, *Antiquitäten*, *Mythologie*, *Literaturgeschichte* und *Archäologie*. Diese einzelnen Wissenschaften werden nun in eben so vielen einzelnen Abschnitten oder Unterabtheilungen des Werkes ausführlich behandelt. So wird z. B. in dem ersten Abschnitte (*Grammatik*) nicht blos Wesen und Umfang und Behandlungsweise dieser Wissenschaft besprochen, sondern auch eine historische Übersicht dessen, was in Griechenland wie in Rom dafür geschehen, beigefügt; es werden die einzelnen Theile der Grammatik durchgangen und alle einzelnen in das Gebiet der griechischen Grammatik und deren einzelne Dialekte, selbst das Neutestamentliche griechisch, das Neugriechische u. s. w. mit eingeschlossen, gehörigen Schriften und Abhandlungen angeführt, was ebenso bei der lateinischen Sprache der Fall ist. Daſs alle Grammatiken, alle Wörterbücher und Glossarien über griechische wie über lateinische Sprache angeführt sind, versteht sich ohnehin.

Ebenso ist bei den Abschnitten über Hermeneutik und über Kritik nicht blos das berücksichtigt, was zunächst zu dem Begriff und Umfang dieser Wissenschaften, ihrer Natur nach, gehört und erörtert werden muſs, sondern es ist auch die historische Seite behandelt, und sonach von der Alexandrinischen und selbst von der Vor- und Nach-Alexandrinischen Kritik die Rede, es wird die Untersuchung über Paläographie u. a. der Art damit in Verbindung gebracht und ebenfalls eine möglichst vollständige Literatur damit verbunden.

Der Abschnitt: alte Geographie, scheint fast in seiner gröſseren Ausdehnung von S. 161—341 bestimmt, ein Handbuch der

alten Geographie, wie es wohl fast jedem Schüler in die Hand gegebeu wird, etwa ein Buch, wie das von Billerbeck, oder von Kärcher, ersetzen zu wollen, da es eine zwar sehr gedrängte, und meist in bloſsen Namen und Ortsverzeichnissen bestehende Übersicht der gesammten alten Geographie d. h. der ganzen, den Alten bekannten Welt liefert, wo wir denn auch freilich die neueren Namen wohl gern den ältern beigesetzt wünschten, was die Brauchbarkeit dieses Abschnittes gewiſs erhöhen würde, wenn man anders überhaupt der Meinung ist, daſs eine solche, fast allein in der bloſsen Angabe einzelner Namen, auch bei aller Vollständigkeit derselben bestehende Geographie oder vielmehr eine solche Übersicht, in ein solches Handbuch gehöre und nicht vielmehr den einzelnen, besondern Schriften darüber zu überlassen sey, so daſs blos die allgemeinen Punkte mit den betreffenden Erörterungen und Nachweisungen des Einzelnen, in ein allgemeines, alle Zweige der Alterthumswissenschaft umfassendes Werk gezogen werden dürften.

So sucht nun auch der Verf. in gleicher Weise, nachdem er in dem Abschnitt Chronologie eine Zusammenstellung der verschiedenen in Griechenland und Rom üblichen Rechnungsweisen u. dgl. gegeben, in den folgenden Abtheilungen vollständige Abrisse von der Geschichte der alten Welt, von dem, was man unter dem Namen der griechischen und römischen Antiquitäten gewöhnlich begreift, sowie eine gedrängte Übersicht der gesammten griechischen und römischen Literatur, und zwar nach den einzelnen Disciplinen geordnet, und mit einer reichen Zugabe literarhistorischer Notizen begleitet in Anführung der nambaftesten Ausgaben oder anderer dahin einschlägigen Schriften zu geben; sie reicht bei dem engen und sehr ökonomischen Druck doch von S. 639 bis 887. Zwischen den Antiquitäten und der Literaturgeschichte ist die Mythologie eingeschaltet, die man vielleicht lieber nach der Literaturgeschichte, also unmittelbar vor die damit innig zusammenhängende Archäologie, die den Schluſs des Ganzen bildet, gestellt sehen möchte.

Der Druck ist zwar sehr compendiös eingerichtet, um auf den gegebenen Raum möglichst Vieles zusammenzudrängen, indeſs nicht undeutlich. Das ausführliche Register, durch die Beschaffenheit des Werkes freilich nothwendig geworden, geht von S. 1067 bis 1113.

Prodicus oder Lehrbuch der Hodegetik, mit der nöthigen Literatur zu Vorträgen für Gymnasiasten vor ihrem Abgange auf Universitäten, von Dr. C. Ch. G. Wiſs. Leipzig, in der Hahn'schen Verlagsbuchhandlung. 1836. *VI und* 72 *S. in gr.* 8.

Eine kleine, aber nützliche Schrift, die man wohl gern in den Händen Aller derer sehen möchte, die im Begriff stehen, die akademische Laufbahn anzutreten oder dazu sich vorzuberei-

Digitized by Google

ten. Der Vf. nemlich sucht in dieser Schrift nicht blos im Allgemeinen mit dem Stoff und Material jeder einzelnen Wissenschaft bekannt zu machen, sondern er verbindet damit auch die nöthigen Nachweisungen, wie der Zweck des Studiums am besten erreicht werden könne, und wie deshalb zur Erreichung des vorgesteckten Ziels die Studien einzurichten seyen, kurz: welcher Plan zu befolgen, um den Zweck des Universitätslebens zu erreichen und die schönsten Jahre des Lebens auf eine zweckmäſsige, ersprieſsliche und wahrhaft fruchtbringende Weise zu verwenden. Daher ist diese Hodegetik in zwei Theile getheilt, einen theoretischen und einen praktischen. Jener gibt eine Übersicht der allgemeinen wie der besondern Wissenschaften nach ihren einzelnen Abtheilungen und Unterabtheilungen, und mit Anschluſs einer reichhaltigen Literatur, die, mit kleiner Schrift gedruckt, in die Noten eines jeden Paragraphs aufgenommen, durch die zweckmäſsige Auswahl und Vollständigkeit einen wesentlichen Vorzug dieses Büchleins bildet. Unter die allgemeinen Wissenschaften rechnet der Verf.: Philologie, Geographie, Historie, Mathematik, Physik und Philosophie; welchen die sechs besonderen Wissenschaften: pädagogische, politische, juristische, cameralistische, medicinische und theologische entsprechen sollen; er giebt Begriff, Inhalt und Umfang, sowie die Unterabtheilungen einer jeden Wissenschaft an und läſst darauf einen für jede dieser einzelnen Disciplinen eingerichteten Studienplan folgen, aus dem dann auch leicht diejenigen, die vor ihrem Übertritt zum eigentlichen Fachstudium sich eine allgemein wissenschaftliche, vorbereitende Bildung erwerben wollen, einen passenden Plan sich zusammensetzen können. An diese, im zweiten oder praktischen Theile enthaltenen Angaben reihen sich dann noch andere Bemerkungen in gleicher Zweckmäſsigkeit: über die Benutzung des Unterrichts und der öffentlichen Vorträge, über Privatstudien, sowie über die ganze Art und Weise der Einrichtung des akademischen Lebens, in Bezug auf sich und Andere. Wir können nur wünschen, daſs die ernsten Mahnungen des Vfs. in Bezug auf das moralische, sittliche Verhalten, mit dem allein der Geist wahrer Wissenschaft verbunden ist, wohl beherzigt werden und überall Eingang finden möchten, um vor Verirrungen zu warnen, die in ihren nachtheiligen Folgen oft so zerstörend auf das ganze Leben einwirken. — Druck und Papier ist sehr befriedigend.

Leitfaden für den Unterricht in der alten Geographie, von Dr. Sam. Christ. Schirlitz, Oberlehrer am königl. Gymnasium in Wetzlar und Mitglied des thüring. sächs. Vereins für Erforschung des vaterl. Alterthums. Zweite verbesserte u. vermehrte, auch mit einem Register versehene Auflage. Halle, Druck und Verlag von Karl Grunert. 1833. *VI und 192 Seiten in gr. 8.*

Ein, wie uns scheint, für den Schüler zweckmäſsig eingerichtetes und nützliches Hülfsbuch, das in dem verhältniſsmäſsig

Digitized by Google

geringen Raum eine möglichst vollständige Übersicht der alten Geographie zu geben sucht. Die Einrichtung dieses Buchs, wornach auf einen allgemeinen Theil, welcher die mathematische, physische und historische Geographie enthält, ein besonderer folgt, der die specielle Geographie der einzelnen Welttheile und Länder enthält, ist in der zweiten Auflage, wie zu erwarten war, mit Recht beibehalten worden; im Einzelnen aber, namentlich was die sogenannte vergleichende Geographie betrifft, Manches verändert oder vielmehr berichtigt worden: wie denn die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen auf dem Gebiete der alten Geographie oder die neuen Entdeckungen stets sorgfältig benutzt worden sind. Aus gleichem Grunde können wir auch den nachfolgenden, durch den reinen und netten Stich wie durch Genauigkeit sich auszeichnenden Atlas als eine brauchbare Zugabe empfehlen:

Schulatlas der alten Geographie, zunächst zum Gebrauche der geograph. Lehrbücher von Dr. S. Chr. Schirlitz, entworfen und gezeichnet von Georg Graff, Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Wetzlar. Halle. Verlag von Karl Grunert. kl. Fol.

Es sind in Allem fünfzehn Blätter darin enthalten; zuerst eine Welttafel des Homer und Erdansicht des Herodotus, dann folgt auf dem zweiten Blatte die Erdtafel des Eratosthenes und die Charte des Ptolemäus, dann Griechenland, Mösien nebst Macedonien u. s. w., Sarmatien nebst Dacien, Kolchis u. s. w., Italien, Gallien nebst Britannien und Hibernien, Hispania, Germania, Kleinasien mit den Nachbarländern: Armenien, Mesopotamien und Syrien, Asia major, Palästina nebst Phönicien, Ägypten u. s. w., Africa, Imperium Augusti, von Blatt III — XIV. Das letzte Blatt giebt nette Pläne von Athen, Rom, Ilium und Sparta nebst den Umgebungen dieser Städte.

Beiträge zur Vermittlung widerstrebender Ansichten über Verfassung und Verwaltung deutscher Gymnasien. Zeitschrift in zwanglosen Heften, herausgegeben von Friedr. Traug. Friedemann, der Theol. u. der Philos. Doctor, herzogl. nass. Oberschulrathe und Director des Landesgymnasiums zu Weilburg, Mitgl. etc. etc. Drittes Heft. Weilburg 1836. Druck und Verlag von L. E. Lanz. VIII und 355 S. in gr. 8.

Auch mit dem besondern Titel:

Zeitschrift für Verfassung und Verwaltung deutscher Gymnasien, von Fr. Tr. Friedemann. Erstes Heft. Weilburg etc.

Die beiden ersten Hefte sind Jahrgg. 1834. S. 198. 199 dieser Blätter bereits angezeigt worden. Mit diesem dritten Hefte, das auch unter einem besondern Titel erschienen ist, hat diese Zeitschrift gröſsere Ausdehnung und einen umfassenderen Charakter angenommen, dadurch aber an Reichthum und Mannigfaltigkeit des Inhalts vielfach gewonnen. Wir wollen, was Inhalt

Digitized by Google

und Umfang, sowie was die Bestimmung dieser periodischen Schrift betrifft, nicht wiederholen, was theils schon in der frühern Anzeige, theils auch in der auf dem Umschlage dieses dritten, oder wenn man will, ersten Heftes abgedruckten Ankündigung über die Erweiterung des ursprünglichen Planes bemerkt ist, sondern lieber auf den Inhalt dieses Bandes selber verweisen, der Alles, was auf höhere Gymnasialbildung, auf Verwaltung und Verfassung deutscher Gymnasien sich bezieht, in seinen Kreis gezogen hat und damit zugleich die gesammte in diesen Kreis einschlägige Literatur verbindet, um so gewissermaſsen »einen allgemeinen Sprechsaal über Verfassung und Verwaltung deutscher Gymnasien« zu eröffnen. Es sind demnach nicht blos mehr oder minder ausführliche theoretische und historische Aufsätze darin enthalten, Schulpläne, Verordnungen über das gesammte Schulwesen u. dgl. m., statistische Zusammenstellungen u. s. w. oder einzelne Betrachtungen und Bemerkungen, wie wir sie aus der Feder des wohlerfahrenen und so vielseitig gebildeten Herausgebers so gerne annehmen, sondern auch selbst kürzere Beurtheilungen oder Hinweisungen auf Schriften, die in das weite Gebiet der höheren geistigen Bildung nach ihren verschiedenen Seiten und Richtungen hin einschlagen, mit besonderer Rücksicht auf ihre Nützlichkeit oder Brauchbarkeit für die Bedürfnisse der Gymnasien.

In der ersten Abtheilung sind Abhandlungen und andere gröſsere Aufsätze vereinigt. Wir erhalten hier genaue und mit mehr oder minder ausführlichen, wichtigen Bemerkungen begleitete Abdrücke der Verordnungen, oder vielmehr der Entwürfe und Pläne, welche eine neue verbesserte Einrichtung der Gymnasien in Baden und Hessen beabsichtigen, dann die in Preuſsen und Braunschweig erlassenen Reglements über die Abiturientenprüfungen, interessante statistische Übersichten und Zusammenstellungen über den Stand der Gymnasien in der preuſsischen Monarchie und in Baiern. Daran schlieſsen sich einige rein wissenschaftliche Aufsätze: Über die jetzige Aussprache der griechischen Sprache von Dr. Dieffenbach; dann einige interessante Bemerkungen des Herausgebers: über die antike Melodie zu sapphischen Strophen des Horatius, zumal da diese Versart auch in den christlichen Hymnen, neben den vierfüſsigen Jamben, vorkommt; desgleichen von Hofr. André: über historisch-musikalische Kritik der Choralmelodien der christlichen Kirchen.

In die andere Abtheilung fällt nun eine Übersicht der neuesten Literatur aus dem oben bezeichneten Felde in ihren einzelnen Erscheinungen, die hier in zum Theil ausführlichen, meist aber kürzere Beurtheilungen und Charakteristiken aufgeführt sind. So werden zuerst zwölf die Verfassung und Verwaltung der Gymnasien betreffende Schriften durchgangen, von einigen derselben aber, z. B. von Schleiermachers Entwurf eines Lehrplans für Gymnasien, Tittmanns Schrift über die Bestimmung des Gelehr-

Digitized by Google

ten und seine Bildung durch Schule und Universität, ausführlichere und durch ihren reichen Inhalt höchst wichtige Beurtheilungen vom Herausgeber selbst gegeben, die vor Allem in einer Zeit, die sich noch vielfach mit besserer Gestaltung des höheren Unterrichtswesens beschäftigt, berücksichtigt und wohl beachtet zu werden verdienen. Daran reihen sich ähnliche, aber meist kürzere Beurtheilungen von zehn Schriften über Philosophie und Religion, von mehr als zwanzig in das Gebiet der classischen Alterthumskunde einschlägigen Schriften, woran sich noch eine Reihe anderer Schulschriften über Geographie und Geschichte, über neuere Sprachen, über Hodegetik und Paränetik anschlieſst. Eine dritte Abtheilung enthält Vermischtes, d. h. einzelne Bemerkungen, Berichtigungen, Anfragen und Rügen, auch hier nicht ohne mannigfaches Interesse. Eine Kritik dieser Kritiken oder Bemerkungen zu liefern, wird man vom Ref. nicht erwarten, so angenehm und belehrend für ihn auch diese Durchsicht, namentlich der vom Herausgeber selbst abgefaſsten Kritiken und Aufsätze, in mehr als einer Hinsicht war, und in gleichem Grade es auch für Andere seyn wird.

Fr. Tr. Friedemanni, theolog. et philos. Doct., Seren. Duc. Nassov. in republ. reg. a consil. schol. super., Gymn. Weilburg. Direct. etc. etc., Orationes Latinae de scholis et ecclesiis regundis, quae sparsae ferebantur, junctim editae. Fasciculus primus. Addita est effigies scriptoris. Weilburgi, 1837. *Sumtibus et typis L. Ae. Lanzii. X und* 163 *S. in gr.* 8.

Der Herr Vf. hat in diesem Bande eine Reihe von Aufsätzen oder vielmehr Gelegenheitsschriften und Reden aus seiner früheren amtlichen Thätigkeit zu einem Ganzen vereinigt, das nun einem gröſseren Kreise gebildeter Schulmänner und anderer Gelehrten zugänglicher geworden und dabei auch unter der unablässig nachbessernden Hand des Verfs., zunächst in den einer jeden Rede beigefügten Noten, mit neuen belehrenden und vervollständigenden Zusätzen bereichert worden ist, so daſs wir dem Verf. uns in jeder Hinsicht doppelt für diese Gabe verpflichtet fühlen, die sowohl in Absicht auf die Form wie auf den Inhalt gleich anziehend und wichtig ist. Was zuvörderst die Form betrifft, so wird man gern und mit Vergnügen bei dem classischen und ächt römischen Ausdruck, in welchem Alles gehalten ist, verweilen, zumal da bei aller Leichtigkeit und Gewandtheit der Darstellung, selbst bei dem Ausdruck neuerer Ideen und Gegenstände, doch nirgends der der römischen Sprache eigene Ernst und die eigenthümliche Würde vermiſst wird; weshalb wir auch die Lectüre dieser Schriften insbesondere jungen Leuten anempfehlen möchten; empfehlen wir ihnen doch, und was die Form betrifft, auch nicht mit Unrecht, Reden eines Muretus, Manutius, Perpinianus u. A. und suchen sie in erneuerten Abdrücken zu

Digitized by Google

verbreiten, während diese Reden doch öfters, was ihren Inhalt betrifft, sehr schwach und mittelmäſsig zu nennen sind. Gerade in dieser Beziehung enthalten aber diese Reden, sowohl in dem Texte selber als in den beigefügten, erläuternden Anmerkungen, so viel Nützliches und Erſprieſsliches, daſs hier mit der schönen, nachahmungswürdigen Form auch der Reichthum des Inhalts sich verbindet. Auf Einzelnes in dem schon früher bekannten Texte oder in den mit neuen Zusätzen überall erweiterten Anmerkungen aufmerksam zu machen, liegt ausser dem Bereich dieser Anzeige, die blos den Zweck hat, auf eine Erscheinung aufmerksam zu machen, von der wir mannichfachen Nutzen und mannichfache Belehrung Allen denen versprechen können, welche sich näher mit dem Inhalt dieses Bandes befreunden wollen. Wir finden in denselben folgende Stücke aufgenommen: I. *Oratio de ludis literariis regundis*, ein Vortrag, gehalten bei Übernahme des Rectorats zu Wittenberg im Jahr 1820, begleitet mit Anmerkungen, die von S. 19 — 36 reichen. II. *Disputatio de summa christianae doctrinae atque rationis humanae in rebus necessariis et immutabilibus consensione, optima diversarum partium evangelicarum conciliatrice*, beim jährlichen Reformationsfeste zu Wittenberg 1821 geschrieben und ebenfalls mit ausführlichen, reichhaltigen Anmerkungen (von S. 77 — 96) und einer neuen Vorrede (S. 37 — 48) ausgestattet. III. *Dissertatio de Phil. Melanthone, praecipuo doctrinae evangelicae conditore*, ebenfalls mit Anmerkungen (S. 111 — 124). IV. *Phil. Melanthonis theologica institutio in epistolam Pauli ad Romanos*; und daran ſchlieſsen sich V. *Inscriptiones sepulcrorum Wittenbergensium insigniorum*, zum Theil schon früher bekannt gemacht, zum Theil hier zum erstenmale abgedruckt. Den Beſchluſs macht VI. eine bei Übernahme des Rectorats am Catharineum zu Braunschweig im Jahr 1824 gehaltene Rede.

Das wohlgetroffene Bild des Verfassers ziert diese auch von Seiten der äusseren Ausstattung sich empfehlende Ausgabe. Mit vielem Interesse hat Ref. die so anziehend geschriebene Vorrede gelesen.

Chr. Bähr.

Sanchuniathonis historiarum Phoeniciae Libros IX graece versos a Philone Byblio edidit latinaque versione donavit F. Wagenfeld. Bremae 1837. 8. 205 S.

Die phönizische Geschichte des Sanchuniathon soll, nach früheren Annahmen, von Philo ins Griechische übersetzt, groſsentheils verloren gewesen, jetzt aber wieder ganz aufgefunden worden seyn. Vgl. meine Rec. im Augustheft 1836. Die Kritiker haben zwei Fragen wohl zu unterscheiden. Die erste ist: Hat Philo aus Byblus wirklich eine phönikische Geschichte übersetzt, oder nur erdichtet? Davon ist die zweite Frage noch immer sehr verschieden. Es fragt sich nämlich: Ist das jetzt bekanntgemachte wenigstens eben das, was Philo übersetzt zu haben behauptete? oder kommt hier zu einer alten Täuschung der Versuch einer neuen Täuschung hinzu, so daſs das jetzt edirte nur ein untergeschobenes Machwerk ist?

Unsere Leser fragen ohne Zweifel zuvörderst: ob das, was die Geschichte der Juden betrifft ('Ιουδαῖοι werden sie im Texte genannt) irgend für uns merkwürdige Aufschlüsse gewähre?

Einiges von Andeutung des Auszugs aus Ägypten giebt im dritten Buch das Cap. 15:

»Nach dem Tode des Taaut und seiner Nachkommen (?) wurden die Ägyptier, da sie gegen die am Meere wohnenden Hirten kriegten, von diesen besiegt. Sie flüchteten sich in eine groſse Stadt (?), wo sie von den Hirten belagert wurden. In dieser Bedrängniſs erfand ein Prieser die Sichelwagen (?), deren der König sogleich hundert anfertigen lieſs, mit ihnen in Kurzem die Hirten besiegte und zurückwarf und die ganze Landschaft bis auf eine am Meere gelegene Burg (?) eroberte. Hierauf wanderten die Hirten aus und versetzten sich meist in die bisher unbewohnten Gegenden Arabiens. Ihre Anführer waren Omlakus [Amalek], Idumas [Edom], Amon und Mobos [Moab], nach denen die Stämme benannt wurden. Zuletzt wanderten auch Judas und Somyro (?) aus. Die Juden und Somyräer nahmen die Gegend von Idumäa in Besitz.«

Wie nichtssagend! Wie sichtbar alles Bestimmtere, alle Ortsnamen, vermeidend! Mehr sollte ein tyrischer Geschicht-

sammler und Archivar nach Salomo's Zeit nicht zu erfragen gefunden haben? Andere Bemerkungen sind: a) Kaum läſst uns dieses Gemisch von Erzählung an die bekannte geschichtliche Sage von den Hyksos oder Hirtenkönigen denken, die über Sues (um 1700) in Ägypten eingedrungen und bis Memphis gekommen, dann aber vom Könige von Theben, Tethmosis, vertrieben worden seyn sollen. — b) Nach dem Pentateuch durften die Israeliten gerade Idumäa nicht in Besitz nehmen. Sie muſsten es umgehen. c) Samarien wurde erst nach B. d. Kön. I, 16. vom König Amri erbaut und nach dem frühern Besitzer des Bergs, Semer, benannt. Nur eine viel spätere Zeit nannte das Volk des Reiches Israels Samarier, als von den Juden getrennt. Bis zur Trennung unter Rehabeam hieſs die Nation nicht Judäisch, sondern Juda und Israel. d) Wegen der Streitwagen macht Heeren in den Göttinger gel. Anz. die Bemerkung, daſs die Ägyptier Sichelwagen, die nur in Asien zu Hause waren (Diodor. II, 5. Arrian. III, 2.), nicht hatten, sondern nur Kriegswagen, von denen herab gestritten ward (1 Mos. 14, 7. Solche sind auch auf den groſsen Reliefs bei Rosellini.) e) Griechische und lateinische Geschichtschreiber geben gewöhnlich den Aussatz als des Auszugs aus Ägypten Ursache an. Justin. 36, 2. Diodor. Sicul. 40, 34. Tacit. histor. 5, 3. Abweichend Strabo 16, 2. — —

Ein zweites Stück finden wir im Kap. 9. des siebenten Buchs.

»Der König Joram von Tyrus, welchen die Tyrier Hierkas nennen [biblisch: Hieram] versprach dem Juden Irenios: wenn er ihm einen Hafen am äthiopischen Meere geben wollte, ihm in Erbauung einer königlichen Burg zu helfen, und Cedern, Tannen und Quadern herbeizuschaffen. Irenius gab dem Joram die Stadt und den Hafen Ilotha, wo Joram 10 Schiffe bauen und die Küsten befahren lieſs.«

König Irenius ist offenbar Salomo [שׁלֹמֹה = Εἰρήνιος soll den Friedlichen bedeuten? Dem Wort nach ist Schelomoh vielmehr: Heil Ihm!] Auch Ilotha finden wir. Salomo lieſs Schiffe bauen in »Ezion-Geber, das bei Eloth liegt, am Ufer des Schilfmeeres« (1 Kön. 9, 26 f.), und Hieram sandte seine Schiffer mit Salomo's Knechten. Die weitere Erzählung bei diesem Sanchuniathon bemerkt nichts von judäischer Schiffsbemannung. Nur daſs unter den Gestorbenen auch ein Jerusalemite gewesen sey, findet man im Kap. 12. gelegenheitlich.

Digitized by Google

Im sechsten Buche beschreibt Kap. 6 ff. einige Kriege der Juden mit Onacynern [הָעֲנָקִים Josua 11, 21.].

»In dieser Zeit verjagte Dotrepes den Kalylops, den König der Onakyrer, und bemächtigte sich der Herrschaft. Kalylops aber floh zu den Juden nach Idumäa (?) und blieb da lange Zeit, weshalb die Onakyner und Juden Streit bekamen. Bald darauf, als die jüdischen Hirten ihre Heerden auf die Weiden mit Salzquellen trieben, überfielen selbige die Onakyner und Omlakyner [Amalekiter] des Nachts, tödteten die Hirten und trieben die Heerden in ihre Städte. Übermüthig wegen dieses Erfolges wollte Dotrepes sich ganz Idumäa unterwerfen, und sandte den Ismylimas [Ischmael?] mit einem Heere, das mit Hilfe der Omlakyner über die Juden siegte und mit groſser Beute zurückkehrte. Die Onakyner aber verfolgten die Juden. Diese erneuerten am folgenden Tage die Schlacht, tödteten viele Feinde und fingen den Ismylimas lebendig. Die Feldherren der Juden lieſsen diesen herbeiführen, reichten ihm frischen Käse und Kleienbrod dar, und boten dem Unbekleideten ein Gewand. Er aber sagte, daſs er solcher Speise und Kleidung nicht gewohnt sey; nur Purpurkleider habe er bisher getragen. Da sagte der Älteste unter den Führern: »Er tadelt unser Brod, er schilt unsere Kleider. Was aber zu nehmen bist du denn hergekommen?« Als er dies gesagt hatte, führte man den Ismylimas zum Tode.« [Dotrepes und Kalylops sind Namen, welche keine orientalische Bildung haben!]

»Nach diesem führten die Juden und Somyräer lange Krieg mit den Onakynern, Omlakynern und Keratern, konnten sich aber der Burgen der Kerater nicht bemächtigen. Die Somyräer brachen in Batanea ein, welche Landschaft den Balsam erzeugt.« [Wir bemerken, daſs 1 Sam. 30, 14. Cereti erscheinen als Bewohner einer philistäischen Gegend.]

Kap. 7. »Die Juden hatten sich also der Gegend der Onakyner bemächtigt, das Land der Mobäa, der Omlakyner und Batanäer beſaſsen die Somyräer, welche viel Hornvieh hatten. Die Batanäer, die danach gelüsteten, schickten Gesandte zu den Mobäern, die Somyräer gemeinschaftlich zu vertreiben und zu berauben. Sie kamen überein, daſs die Batanäer, wenn die Somyräer in Batania auf Heereszug wären, Holzstücke in den Jordan würfen, um ihnen [den Moabiten?] anzuzeigen, daſs die Somyräer entfernt wären und um die Mobäer herbeizurufen, damit sie ver-

Digitized by Google

einigt die zurückgebliebenen Somyräer desto leichter besiegen könnten. Als daher einst die Somyräer entfernt waren, sahen die Mobäer die Holzstücke im Flusse, kamen auſs schnellse zur Hülfe der Batanäer, tödteten die zurückgebliebenen Somyräer, und trieben groſse Heerden von Rindvieh, Schaafen und Ziegen davon. Als die Somyräer im Mobäischen Lande [vielmehr die in Basan eingefallenen müſsten dies seyn!] den Unfall ihrer Brüder hörten, flohen sie zuerst ohne alle Ordnung *). Bald darauf aber zurückkehrend besiegten sie die Mobäer, tödteten alle, konnten aber das Gebirge der Batanäer nicht in ihre Gewalt bekommen. Den Salzsee umwohnten daher die Somyräer nach der Morgenseite, die Juden aber nach Abend. Späterhin besiegten sie auch die kleinen Könige der Karnäer (?) und die Fürsten des Binnenlandes, und unterwarfen sich diesen ganzen Landstrich. Von den am Meere gelegenen Städten aber bemächtigten sie sich keiner.«

»Jetzt aber stellten sich ihnen die Phönizier entgegen, weshalb sie von ihren Einfällen abstanden.« — —

Dies ist alles, was ein tyrischer Archivar aus der Zeit, wo Tyrus noch Könige hatte, von den Nachbarstaaten Juda und Israel gewuſst haben soll? Der Erdichter ist scheu vor Fehlgriffen. Dafür giebt er nichts als leere Worte von angeblichen Kriegen der Israeliten mit den Umwohnenden, die nichts Bestimmtes andeuten. Ist aber eben dies nicht zugleich eine groſse Unklugheit?

Nur fragt man wieder mit Erstaunen: Woher und wozu die inhaltlose Fiction? Wer mochte sich die Mühe geben, eine so zwecklose Erdichtung zu fabriziren? Nach einer vorläufigen Beurtheilung von Herrn Dr. Gesenius im April 1837. No. 21. des Intelligenzblatts der Allg. Lit. Ztg. ist sehr wahrscheinlich ein Antiquitätenhändler aus Belgien, von jüdischer Abkunft, eine Hauptperson in diesem Spiele. Mein Argwohn ist fortdauernd, daſs Vieles von makkabäischen und ähnlichen bewunderten Seltenheiten von ähnlicher Abkunft stamme! — Die im Buch IX. Kap. 2—8 erzählten Possen und Thorheiten von Jünglingen aus einem Sidonischen Institut — wie hätte sie Sanchuniathon oder Philo aufnehmen mögen? Füllte etwa der Erdichter seine letzten Blätter um die Zeit, wo man der akademischen Jugend allerlei Unfug andichtete?

Nach Eusebius (s. auch Orells Abdruck der Fragmenta Sanchuniathonis. Lips. 1826. 8. p. 8.) war es dem Philo Bybl. darum

*) Der Vf. hat oft die sonderbarste Gräcität. Hier steht σὺν οὐδενὶ κόσμῳ.

zu thun, zu behaupten, daſs die meisten Götter Menschen gewesen seyen, die man wegen wohlthätiger Erfindungen oder Unternehmungen vergöttert habe. Allein auch für diese Behauptung findet sich in dem von Herrn Wagenfeld gegebenen Texte nichts, als die einzige Vergötterung des Tyriers, der bis Cadix gekommen sey und dann als Malkert Götterehre erhalten habe. Der Erdichter verstund demnach die Basis nicht, auf die er weiter zu bauen wagte.

Mir scheint die Mythe von Μελικαρθος im Buch II. Kap. 9. und dem folg. schlecht verarbeitet. In der ächten phönizischen Mythologie ist unter diesem Namen zweierlei zusammengemischt. Die Tyrier nannten zuerst den Schutzgott ihrer Stadt מַלְךְ קַרְתְּ Malckart. Die Weltdurchwanderungen, welche die meerbeschiffende Nation ihm, als dem sie beglückenden und gleichsam begleitenden vaterländischen Hauptgott zuschrieben, veranlaſsten die Griechen, diesen tyrischen Handelsgott mit ihrem Herakles zu identificiren. Dies konnte um so eher geschehen, weil Charcul, חַרְכּוֹל, = rüstig, behend, ein semitisch-phönizischer Beiname des Malckart seyn und so in den tyrischen Hymnen auf den Malckart gehört werden konnte. Später, je mehr der phönizische und karthagische Handel wie Welthandel sich ausbreitete, erhöhte der Nationalstolz den Stadtgott in einen Weltgott מַלְךְ אַרְצָא Malc-arta = König der Erde. Bekanntlich hat das צ Zade oft eine dem t sich nähernde Aussprache. So ist z. B. Τυφων = צָפוֹן Norden. Der Nordwind = בַּעַל צָפוֹן ist für Ägypten schädlich.

So eben erhalte ich noch, zur Vervollständigung der Schriften über den zum Problem gewordenen Sanchuniathon, auch eine deutsche Übersetzung:

---

*) Den Südwind nennt der Wagenfeldtsche Sanchuniathon ορβιος. Vermuthlich nach dem hebr. Wort חֹרֶב Hitze? Der Westwind wird p. 10 Ραχιμος benannt. Etwa = רַחִים mild. رُخَيّ lenis ventus. Castell. Polygl. fol. 3568. nr. 38.

Sanchuniathons Phönizische Geschichte. Nach der griechischen Bearbeitung des Philo von Byblos ins Deutsche übersetzt. Mit einer Vorrede. Lübeck 1837, bei von Rohden. XVI und 98 S. in 8.

Die Vorrede ist unterzeichnet aus Lübeck von J. Classen, Dr. Sie erzählt den bisherigen Verlauf der sonderbaren Erscheinung. (Unsere Rec. im August 1836 scheint dem Vf. noch nicht bekannt gewesen zu seyn.) S. V macht aufmerksam auf Fehler der Wagenfeldischen Ausgabe, welche weder absichtlich gemacht, noch zufällig gelassen scheinen, wie S. 72 Zeile 10 *επιχωρησαι* für *επιχειρησαι*, gleich darauf *εσκυλωσαν* für *εσκυλευσαν* u. dgl. m. Unbekannt ist mir geblieben, was S. VIII angibt, »daſs ein gelehrter Aufsatz von Prof. Petersen im Hamburger Corresp. 1837. Nr. 17. scharfsinnig eine bestimmte Aussicht angedeutet habe, daſs die Handschrift auf eine andere, als die von Herrn Wagenfeld erzählte Weise ihm zugekommen seyn könne.« (Daſs sich beim Nachfragen in Portugall nichts ergab, ist bei den dortigen Verwirrungen leicht zu begreifen. Nur daſs das als Ort des Funds angegebene Kloster Sta Maria de Merinhao, nahe bei Oporto, gar nicht existire, ist freilich sehr bedenklich. Ebenso die angenommene Leichtigkeit, mit welcher Wagenfeld in der kurzen Praefatio zur griechisch-latein. Ausgabe über alle gegen ihn erhobene öffentliche Fragen wegschreitet.) Sehr verrechnet muſs sich dieser Editor haben, wie schon eine Göttingische Rec. bemerkt hat. Nach Ws Angabe an Herrn Director Grotefend hatte seine Handschrift 127 Quartseiten mit je 25 bis 35 Zeilen. Im Durchschnitt war also ein griech. Text von etwa 3800 Zeilen in der Art zu erwarten, wie das dem Auszug angehängte Facsimile sie bestimmt bezeichnet. Nach dieser hätten im Druck etwa 5700 Zeilen erscheinen müssen. Der endlich gegebene griechische Text aber hat nur deren 2836. (Schien es dem Erfinder nicht mehr der Mühe werth, mehr griech. Material zu componiren? So gehaltlos, wie das gegebene ist, hätte er, wenn ihm die Fabrikation der Gräcität nicht allzu beschwerlich war, fast ins Unendliche fort erdichten können.) Ein groſser Unterschied der Gräcität in vielen neu gegebenen Stellen gegen die bei Eusebius aufbewahrte des Philo Bybl. ist unverkennbar.

Schätzbar ist S. XVI des Herrn Übersetzers Bemerkung, daſs nach der Präparar. Evang. L. X. c. XI. p. 183. Porphyrius und Eusebius aus den 9 Büchern, welche sie als Philonische Übersetzung des Sanchuniathon vor sich hatten, annahmen: San-

Digitized by Google

chuniathon habe zur Zeit der Semiramis gerschrieben. Als Worte des Porphyrius giebt Eusebius den Satz: *Σαγχωνιαθων δε, ὁ κατὰ την των φοινικων διαλεκτον φιλαλήθης πασαν την παλαιαν ἱστοριαν εκ των κατα πολιν ὑπομνηματων και των εν τοις ἱεροις αναγραφων συναγαγων και συγγραψας, ἐπὶ Σεμιράμεως γέγονε τῆς Ἀσσυρίων βασιλίδος.* Wenn diese Behauptung des Porphyrius, daſs der Sanchoniathon, welcher wahrheitliebend *) die alte Geschichte in phönizischer Sprache gesammelt und geschrieben habe, ein Zeitgenosse der assyrischen Semiramis gewesen sey, mit dem Inhalt dieser Schrift selbst in offenbarem Widerspruch gestanden hätte, so würde Eusebius, der dem Porphyrius gern heftig widerspricht, dies ohne Zweifel hervorgehoben haben. Vielmehr aber läſst sich Eusebius weitläufig auf eine Berechnung ein, wie frühe demnach Sanchoniathon gelebt haben müſste. Hätte Porphyrius und Eusebius das vor sich gehabt, was uns jetzt in dem 2ten bis 9ten Buch als Sanchoniathonisch vorgelegt wird, so hätten beide klar gefunden, daſs dieser angebliche Sanchoniathon von Salomo als Irenius erzähle. Hat doch Herr Wagenfeld in dem als Vorkost 1836 gegebenen Auszuge S. 8 sehr leicht nachgewiesen, daſs der durch ihn uns gegebene Sanchoniathon nach denen in ihm enthaltenen Anzeigen etwa um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christus geschrieben habe. Folgt also hieraus nicht nothwendig, daſs — das uns jetzt vorgelegte nicht eben das ist, was Porphyr. und Eusebius als Sanchoniathonisch lasen und worin sie nichts fanden, was die Behauptung: Sanch. sey ein Zeitgenosse der assyr. Semiramis gewesen, offenbar zernichtet hätte!?

Mit diesem von Herrn Dr. Classen angedeuteten Entscheidungsgrund verbinde ich das, worauf ich bereits aufmerksam machte, daſs nämlich nach Eusebius Philo aus seinen Sanchoniathonischen neun Büchern vornehmlich die Entstehung vieler Götter aus Vergötterung heroisch wohlthätiger Menschen nachzuweisen beabsichtigte, daſs aber in dem allem, was wir nach Hrn. Wagenfeld für Philonische Übersetzung Sanchoniathons annehmen sollen, nur ein einziges Beispiel von Vergötterung eines mensch-

*) Man dachte sich nach Φιλαληθης ein Komma und verstund dann den Satz so, wie wenn Porphyrius (der als Syrer Malchus hieſs) die Kunde gäbe, daſs der Name Sanchoniathon einen Wahrheitsfreund bedeute. Dazu aber wäre in den semitischen Dialekten kein Grund, und die ganze Behauptung beruht auf — unrichtiger Interpunction.

Digitized by Google

lichen Heros (des Malckart) vorkommt. Folgt also nicht aus diesen beiden Indicien nothwendig, daſs das von Wagenfeld bekannt gemachte, mag dessen Entstehung noch so hartnäckig verhüllt werden, durchaus nicht zu dem gehört haben kann, woraus Eusebius Fragmente der ältesten phönizischen Theogonie und Menschengeschichte als sanchoniathonisch genommen hat. Wer nun irgend Der seyn mag, welcher zu dem, was Eusebius conservirte, die Wagenfeldischen 8 Bücher hinzuzuthun versuchte; soviel ist klar, daſs er uns einen Inhalt geben will, der weder nach der Chronologie, noch nach dem Zweck, die Götter zu vermenschlichen, sich an das anschlieſst, was einst für Porphyrius und Eusebius philo-sanchoniathonisch gewesen ist. Auch ist zwischen dem, was Wagenfeld als den zweiten libellus giebt, und dem, was Eusebius als den ersten aufbewahrt hat, kein Realzusammenhang.

Soweit, was die noch immer räthselhafte Entstehungsart des ebenso sonderbaren als unfruchtbaren Textes betrifft. — Hrn. Dr. Classens Übersetzung ist in dem, was aus Eusebius genommen ist, oft richtiger als die Wagenfeldische. Doch hätte auch sie hie und da wortgetreuer seyn sollen. Z. B. sagt bald anfangs der Text: Sanch. sey glücklicher Weise zusammengetroffen mit τοις απο των αδυτων ἑυρεϑεισεν αποκρυφοις Αμουνεων *) γραμμασι συγκειμενοις, ἁ δη ουκ ην πασι γνωριμα. Cl. übersetzt das letztere: »heilige Schriften, welche in der freilich nicht jedem verständlichen Sprache der Amuneer abgefaſst waren. Deutsche Leser aber dürfen hieraus nicht folgern, daſs der griechische Text den Amuneern eine eigene Sprache zuschreibe. Dieser redet von verborgen gehaltenen Schriften = αποκρυφοις, welche in den Geheimörtern (der Tempel) gefunden, auch aus der Tempelschrift der Amonsdiener bestanden.·— S. 3 wird dem Philo Bybl. in den Mund gelegt, daſs er über die Widersprüche (Abweichungen) der Griechen (von der Geschichte der Orientalen) »in seinen drei Büchern seltsamer Geschichten besonder gehandelt habe. Der Text sagt viel-

*) In der Orellischen Ausgabe und Bearbeitung der Fragmenta Sanchoniathonis (Lips. 1826) wird, bei diesen Amunern p. 7 noch an חַמָּנִים (LXX τεμένη, Hieron. *fana*) als an Tempelschrift gedacht. Ohne Zweifel aber sollen die 'Αμμουνεῖς, welche Taauts Schriften gehabt haben sollen, als Priester des ägypt. Gottes Amon gedacht werden, welche Geheimbücher gehabt haben sollen, die aus ihrer besondern Buchstabenschrift zusammengesetzt gewesen seyen.

Digitized by Google

mehr: über welche Nichtübereinstimmung mir drei Bücher, so die Inschrift Παραδοξος Ιστορια haben, lieb und schätzbar geworden sind = περι ἧς (διαφωνιας) μοι τρια πεφιλοτίμηται βιβλια την επιγραφην εχοντα· Παραδόξου Ἱστοριας. Sehr unsicher wäre es demnach, wenn man, wie gewöhnlich, den Philo selbst als Verf. dieser Bücher, die für ihn nur πεφιλοτιμηθεντα waren, in den Literärgeschichten beibehalten wollte.

Schade, daſs Hr. Dr. Classen seiner Übersetzung nicht durch philologische und historische Anmerkungen einen eigenen Werth gegeben hat. Sogleich in dem nicht aus Eusebius genommenen Stück des Proömium bemerkt er, daſs der eingeflochtene Vers λυγρα νοοῦντες | αλλῃ παρακλινουσι δικας | aus Hesiod. εργα Vs 244 [vielmehr 259 u. 260] geborgt sey. Dabei ist sehr sonderbar, daſs Hr. Wagenf. in seinem griech. Text λυγρα νοσουντες [sic] drucken lieſs und doch in der latein. Übers. den Sinn durch sein pravi evertant sententias soweit trifft, als er ihn aus der Leseart νοσουντες nicht hätte geschöpft werden können. So wechselt in dieser absichtlich verworrenen Sache bald ein Fünkchen Licht, bald wieder ein hineingeworfener Schlagschatten.

Um in diesem Dunkel hie und da einige Erhellung zu veranlassen, giebt Rec. einige beiläufige kurze Bemerkungen zu dem bei Eusebius schon aufbewahrten alten Text, der auf jeden Fall als eine alte Unterschiebung zu betrachten ist. S. 12 des jetzigen griech. Textabdrucks ist für חַוָּה Eva gesetzt Αιων. War vielleicht Ἀωα die ursprüngliche Übertragung statt חַוָּה? — Dem ersten Sündenfall parallel wird gesetzt: Äon habe angefangen von den Bäumen zu essen und das erste Paar habe, in seiner Geistesschwäche, Gewächse vergöttert. — Auf derselben Seite unten wird Ουσωος und Υψουρανιος mit dem Libanon in Verbindung gesetzt. Wahrscheinlich ist an die Landschaften Uz und Hoch-Chauran zu denken. — S. 14 ist Lin. 23 και vor μαντειας wegzulassen. Die beiden Worte: λογους και επωδας gehören zu μαντειας wie S. 18. — S. 16 Lin. 16 wird Μισωρ durch Ευλυτος erklärt. Der Alte dachte also an מֻיזָר von אזר, nicht an מִצְרַיִם — S. 18 Lin. 10. 11. ist es passend, daſs Δαγων durch Σιτων erklärt und also von דָּגָן nicht von דָּג Fisch abgeleitet wird. — Nach S. 16 Lin. 7 soll man dem Αγρος Tempel errichtet haben. Verwechselte der Grieche שַׁדַּי mit שָׂדֶה? — S. 14 Lin. ult. habe man den kunstreichen Χρυσωρ [חָרַשׁ אוּר

= Ηφαιστος] auch genannt Δια Μιχιον. מֵכִין als particip. Hiphil von כּוּן ist *fabricans.* — S. 16 Lin. ult. ist Ουρανον in Verbindung mit βυβλος wahrscheinlich wieder = Chauran. — Die Καβειροι werden S. 16 Lin. 22 als Erfinder der Schifffahrt angegeben. Auf die gefährliche Schifffahrt im Bosphorus und schwarzen Meere bezogen sich die Samothrakischen Mysterien als schützende Weihungen. خبر חָבֵר bezieht sich auf allerlei Arten von Kundigkeit. (In den verwandten Namen Αξιερως, Αξιοκερσα u. dgl. ist das Αξι wahrscheinlich nicht aus dem Griechischen, sondern = אחז *prehendit, tenuit, potens rei fuit.* Κασμιλος ist höchstwahrscheinlich קְסָמְאֵל *augurii deus* von קָסַם) — Im zweiten Buch K. 6. S. 34 wird die Zerstörung Sodoms davon abgeleitet, daſs ein Gott Feuer in die Asphaltquellen (von denen man Gen. 14, 10. beiläufig Kunde erhält) geworfen habe. — — Genug für diesmal. Um Räthsel zu lösen, muſs man auf allerlei gleichsam verlorene Data aufmerken.

28. Juni 8137. *Dr. Paulus.*

---

1) *Mittheilungen über den Einfluſs der Philosophie auf die Entwicklung des inneren Lebens. Münster* 1831.
2) *Über die Erkenntniſs der Wahrheit. Von Albert Kreuzhage. — Münster* 1836.

Die Schrift No. 1. kann für die Entdeckungsreise des Verfs. gehalten werden, die No. 2. die Mittheilung und das Resultat derselben. Vorzüglich sind es Hegel, Baader und Günther, auf die sich seine kritischen Betrachungen in der ersten Schrift erstrecken. Über Hegel spricht sich die Schrift besonders S. 125 —136. 145—160. 226—229. 231—235 aus. Als einen Vorläufer Hegels sieht der Verf. Solger an (S. 136 f.). Nachdem er dem Hegelschen System die gröſste Anerkennung und Bedeutung zugesprochen hat, sucht er mit vielem Geist und Scharfsinn seine Blöſsen aufzudecken. Das Absolute, wie es bei Hegel als Geist erkannt wird, ist ihm der allgemeine geistige Gehalt in der Welt, worin es sich vermittelt. Kreuzhage vergleicht S. 143 f. 148—152. das Hegelsche System in dieser Beziehung mit dem Schellingschen und findet jenes als eine consequente Ausbildung dieses, und bezeichnet den Hegelschen Pantheismus witzig und geistreich als superlativen Monotheismus. (S. 156 f. 159.) Gott ist Hegel nur die höchste dialektische Einheit der Welt, also kein absolutes

Wesen. Daher erklärt Kreuzhage dieses System des Pantheismus für unvereinbar mit dem Christenthum und widerlegt seine falsche Ansicht von der Immanenz, welche dem Verf. das erkannte Inneseyn des Subjekts in seinem wahren Grunde ist. »Erst im vollendet hellen, weil sich in seiner ganzen Tiefe, und somit auch in dem, worin es begründet ist, erfaſst habenden Selbstbewuſstseyn können Subjekt und Objekt, in dem, was sie sind, und daſs sie sind, aufgefaſst werden.« S. 159 f. Nicht idealistisch erschafft der Mensch denkend das Objekt, nicht pantheistisch sind Subjekt und Objekt als Besonderungen des Absoluten in diesem identisch, sondern die relativen Substanzen des relativen Seyns, Natur und Geist, sind Creation des göttlichen Geistes, tragen mithin das Gepräge der Idee und des Geistes, und so kann auch der menschliche Geist sie in sich zum Wissen und zur Erkenntniſs erheben. In diesem Sinne ist der Begriff die Macht der Substanz, und in diesem Sinne wird im Begriffe das Wesen erkannt. An die Stelle des Pantheismus oder des superlativen Monotheismus tritt Spiritualismus in diesem Sinne.

Günthers Lehre ist eine der vorzüglichsten Blüthen auf diesem fruchtbaren Boden eines auf das durch Hegel tiefer ergründete Selbstbewuſstseyn und seine Trinität basirten Spiritualismus, welcher, ohne pantheistisch aufzutreten, doch nach allen Seiten hin vordringt, die Wahrheit zum Wissen zu bringen, unter dem Panier des Satzes: daſs der Geist der Grund des relativen Seyns, der Welt sey, und der menschliche Geist den absoluten Geist, als den Grund und, in diesem Sinne, die Wahrheit des relativen Seyns, und somit auch dieses denkend erkennen könne, kraft der relativen Form des Geistes im Menschen, welche in Gott absolut ist. S. 160 f. Günther behauptet indeſs eine absolute Verschiedenheit zwischen Geist und Gott, und will es nur gestatten, den Begriff des Geistes auf Gott uneigentlich zu übertragen. Kreuzhage zeigt, wie daher Günther Pantheismus und Semipantheismus oft da sehe, wo das Verhältniſs der Welt zu Gott das der Immanenz sey (S. 219); erklärt, daſs selbst nach Günthers Theorie von Gott derselbe höchste Geist sey (S. 162).

Die Immanenz der Welt in Gott findet Kreuzhage nun in Franz Baader besonders tief und wahr entwickelt, und giebt S. 200—216. 241. eine kurze Übersicht der Hauptmomente dieser Lehre nach Baader. —

Digitized by Google

In der Schrift No. 2. beginnt der Vf. nach einer interessanten Einleitung seine Theorie der Selbsterkenntniſs. Das Grundelement der Gestaltung des Verhältnisses des Subjekts und Objekts in der Entwicklungssphäre des Geistes ist das Gefühl; in ihm der Gegensatz des Subjekts und Objekts noch nicht hervorgetreten. Es wird nach seiner intellectuellen, religiösen, moralischen und ästhetischen Seite betrachtet. Das Gefühl ist das Element, in welchem die Wahrheit zuerst als ein Lebendiges, ein Wirkliches, wenngleich noch im Endlichen sich manifestirt, und diese Manifestation vollendet sich als ungetrübt auf der höhern Stufe der Entwicklung des Geistes. Die Formen der Vermittlung des Subjekts und Objekts sind die Kategorien. Sie erscheinen auf der Stufe der Unmittelbarkeit in der Gestalt allgemeiner Vorstellungen, als die unmittelbaren Resultate des gemeinsamen in der Mannigfaltigkeit des Wahrgenommenen. Die zweite Stufe der Entwicklung des Geistes ist die Stufe des Verstandes. Hier tritt vor allem der Empirismus hervor. Er ist die erste Form, welche das Verhältniſs des Subjekts zum Objekt annimmt, nachdem es in die Sphäre der logischen Entwicklung des Geistes übergegangen ist. Denn der Empirismus drückt die Nothwendigkeit aus, daſs die Wahrheit sich manifestiren, mit dem Geist in Verhältniſs treten müsse, um von ihm erkannt zu werden. Der Empirismus, weil er in der Sphäre des sich abstrakt in sich beschlieſsenden Verstandes steht, geht im Widerspruche mit sich selbst in Scepticismus über. Der Geist setzt, um diesem zu entgehen, dem analysirenden Verstand die Synthese des Gefühls entgegen, in der sich ein unmittelbares Verhältniſs zur Wahrheit kund thut. Aber der so gewonnene Glaube an die Realität der Wahrheit ist nur der nicht zu vermittelnde Gegensatz gegen das Wissen. Hier tritt also der Widerspruch dieses Glaubens und des als Verstand entwickelten Geistes hervor. Weil der Geist durch die äusserliche Macht des Glaubens sich nicht beherrschen läſst, so geht der abstrakte Gegensatz des Glaubens und Wissens in den Unglauben über, und es wird das sceptische Nichtwissen der Wahrheit zur positiven Verneinung jedes Verhältnisses zu ihr. Diese Verneinung ist aber die Verneinung des Geistes selbst, welche zum Atheismus führt, welcher sich als Materialismus verwirklicht, und sich im Atomismus vollendet. Dieser Richtung, wohin der auf dem Standpunkte des abstrakten Verstandes verharrende Geist in seiner Flucht vor dem Scepticismus geführt wird, tritt eine abstrakt spiritualistische entgegen, in der sich der Geist in seiner für sich

Digitized by Google

seyenden Einzelheit als das Wahre in seiner höchsten Wirklichkeit auffaſst. Diese Richtung wird von ihm bis zur äussersten Höhe ausgebildet, um den Scepticismus zu überwinden. Hiermit vollendet sich die Stufe des abstrakten Verstandes, indem der Geist das Objekt in seiner abstrakten Subjektivität aufgehen läſst. Er sieht die subjektive Vermittlung durch die abstrakten Verstandeskategorien als die höchste geistige Wirklichkeit der Wahrheit an. Diese abstrakte Subjectivität nennt daher ihre Gestaltung in der Sphäre des für sich abgeschlossenen Verstandes vorzugsweise Vernunft. Aller Inhalt ist nur *sein* Inhalt, und jeder Beweis und jedes Medium seiner Vermittlung mit der Ursache des Inhalts ist er nur selbst. So kommt er in Widerspruch, ein Medium zu seiner Vermittlung mit der Ursache des Inhalts seines Bewuſstseyns zu suchen und sich zugleich selbst als dieses Medium zu setzen. Um diesen Widerspruch zu lösen, schreitet der Geist zur Verabsolutirung seiner abstrakten Subjektivität fort; er legt alle Realität in sich. So wird das Subjekt in seiner abstrakten Einzelheit zum unbedingt Allgemeinen metamorphosirt und dieses Allgemeine als System realisirt. Gegen jenes abstrakte Wissen trat die *Jacobische* Philosophie auf. Aber seine Lehre ruhte in sofern auf derselben Grundlage, als die Wahrheit, welche für jenes Wissen nur in der Form subjektiver logischer Vermittlung existirt, für ihn nur in der Form der Subjektivität des Gefühls Geltung hat.

Der Verf. entwirft S. 60—71 ein sehr getreues, den Charakter der Sache in scharfen und vielfach schattirten Zügen wiedergebendes Bild dieser ganzen Stufe des abstrakten, sich für die Vernunft haltenden Standpunkts. Er findet das wahre Heilmittel gegen diese Erscheinung in der vollkommen durchgeführten Erkenntniſs der Wahrheit.

Die *dritte* Stufe des Verhältnisses des menschlichen Geistes zur Wahrheit ist die der *Vernunft*. In ihr tritt die Idee der Wahrheit im Bewuſstseyn des Geistes in concreter Form hervor; in ihr ist Form und Inhalt Eins, daher ist die Vernunft schon auf den Stufen der Unmittelbarkeit und des für sich seyenden Verstandes vorhanden, ohne noch in ihrer Wahrheit begriffen zu werden. Die Vernunft erkennt das Allgemeine, wie es im denkenden Geiste sich darstellt. Das concret Allgemeine ist nicht vom Einzelnen abstrahirt, sondern umgekehrt. Das Einzelne ist ihm daher nicht adäquat. Daher muſs die starre Gegensätzlichkeit der Einzelheit aufgehoben werden, um das concret Allge-

meine im Denken aufzufassen. Diese Erkenntniſs der Vernunft ist eine speculative und eine speculative Dialektik, in der sich das Allgemeine besondert und im Einzelnen verwirklicht und dieses daher als Einzelnes aufhebt. Diese Dialektik hat ihre äussere Wirklichkeit in der Natur. Die Macht der Einheit dieser normalen Beziehungen erscheint in der Natur als blinde Nothwendigkeit. Im Subjekt wird die Dialektik des Äussern in geistiger Form gefaſst und so überhaupt ihr Allgemeines im Selbstbewuſstseyn begriffen. So wird die Nothwendigkeit der Natur, als das Allgemeine derselben, in der ihr entsprechenden allgemeinen Form des Gesetzes gewuſst, indem der Geist es so in einer von der Einzelheit unabhängigen Gestaltung erfaſst. Der Geist erscheint daher als Träger des Allgemeinen, das in ihm eine Existenz in geistiger Form erreicht und so als die geistige Wirklichkeit des Einzelnen erscheint, in welcher dieses seine Wahrheit hat. So begreift der Geist das Allgemeine als seine wesentliche Form.

So wird das Allgemeine als die Wahrheit und Wirklichkeit gefaſst, an welche der Einzelne seine abstrakte Subjektivität aufgeben muſs, um sich in der Wahrheit als in seinem Allgemeinen zu wissen, und so seine concrete Subjektivität und Persönlichkeit zu erweisen, und sie im Guten, welches das Wahre ist, zu realisiren. Das Gute objektiv gefaſst, stellt die Einheit als das Allgemeine der normalen Verhältnisse der Einzelnen dar, subjektiv gefaſst ist es die Verwirklichung im Subjekte und die Realisirung des Allgemeinen. Das Gute ist mit der wahren Freiheit eins, in welcher die subjektive und objektive Wirklichkeit des Guten ihre lebendige Einheit haben. Die Freiheit hebt die Nothwendigkeit auf, indem sie diese mit dem Geiste vermittelt.

Die Stufe der Vernunft prägt sich in der Wissenschaft aus. Sie soll ihre Nothwendigkeit auch in der Methode manifestiren. Dadurch wird die Anwendung der mathematischen Methode auf die Philosophie veranlaſst. Aber sie scheint dieser unangemessen. Diese Unangemessenheit zeigt sich im Spinozismus. Sie wird aufgehoben durch Kant, Fichte, Schelling und Hegel. Die Vernunft hat sich als alle Wahrheit, als sich selbst wissende einzige Erkenntniſsquelle, als P a n t h e i s m u s erwiesen. Pantheismus entsteht, wenn der Geist die Relativität seiner Allgemeinheit negirt und sie zum Absoluten macht. Der menschliche Geist, der sich als Vernunft entwickelt hat, kann, wenn er diese seine Entwicklung a u s s i c h a l l e i n v o l l e n d e n w i l l, dem Pantheismus nicht entgehen.

Der Vf. schildert nun S. 108—122 auf eine sehr geistvolle Weise die verschiedenen Formen des Pantheismus, und schlieſst also: der Geist, der sich zur Vernunft entwickelt hat, ist dadurch also noch nicht zur Erkenntniſs des Wahren gelangt. Er hat vielmehr erst als Vernunft diejenige Stufe seiner Entwicklung erreicht, welche die Erkenntniſs der Wahrheit, als die subjektive Grundlage dieser Erkenntniſs, bedingt. Die Vernunft ist für sich allein keine vollkommene Erkenntniſsquelle der Wahrheit, und kann durch sich allein die Gränzen der Sphäre der Subjektivität und der Natur nicht überschreiten, um die Wahrheit in ihrer absoluten Wirklichkeit selbst zu begreifen. Nur indem die Wahrheit selbst sich offenbart, wird sie das Licht, in welchem der Mensch sie und sein wahres Verhältniſs zu ihr erblickt. So vollendet sich der Geist als Vernunft in dem lebendigen Bewuſstseyn seiner wesentlichen und wahrhaft wirklichen Beziehungen zur ewigen Wahrheit, zu Gott. Ohne Offenbarung der Wahrheit daher auch keine Erkenntniſs derselben, keine Gotteserkenntniſs. S. 123—125.

Die Wahrheit offenbart sich als That, nicht als logischer Begriff. Sie war dem Menschen unmittelbar geoffenbart durch die wesentlichen Beziehungen, die er zu ihr hatte. Diese wurden aber getrübt durch die Subjektivität im Heidenthum, erschienen im Judenthum nur abstrakt in Schrift und Tradition, und wurden erst lebendig und concret im Christenthum. S. 124—142. In ihm wird Gott erkannt als Wahrheit in ihrer absoluten Wirklichkeit. Gott wird als absoluter Geist, als Trinität offenbar. Gott ist Schöpfer durch seine freien Gedanken, die Schöpfung ist seine bedingte Wirklichkeit. Sie ist daher einerseits der Nothwendigkeit alles Bedingten unterworfen, andererseits ist sie positiv und frei. Jenes ist die Natur, dieses der Geist. Das Gesetz der Dialektik ist in der Schöpfung begründet und ist der Ausdruck des Bedingtseyns der Schöpfung. Die Natur steht ganz unter der Herrschaft der Dialektik, so daſs deren Form ihr Daseyn bestimmt und sich in der andern Einheit des Dualismus von Geist und Natur im Geiste aufhebt, in welchem der dialektische Wechsel in das sich wissende Beharrende übergeht. Das Ganze der Schöpfung ist erst durch die Erschaffung des Menschen vollendet. Erst da hatte innerhalb der Schöpfung selbst der dialektische Wechsel sein wahrhaft Beharrliches, die Naturnothwendigkeit ihre Freiheit, das von sich nicht wissende Allgemeine der Natur eine geistige Wirklichkeit im Selbstbewuſstseyn des Men-

Digitized by Google

schen erhalten; die Schöpfung hat ihre relative Einheit im Menschen erreicht.

Nachdem nun der Vf. die Wahrheit in ihrer absoluten Wirklichkeit durch das Christenthum dargestellt hat, geht er zur geistigen Entwicklung des erlösten Menschen in seinem Verhältniſs zur geoffenbarten Wahrheit behuf seiner Wiederherstellung zur reinen Ebenbildlichkeit fort. Er stellt dar a) den Weg zur Wahrheit innerhalb der Sphäre der Unmittelbarkeit des Geistes, b) die Gestaltung der vermittelten Erkenntniſs der Wahrheit in christlich speculativer Auffassung, c) das Leben in der Wahrheit.

Die ausführliche Darlegung des Inhalts der vorliegenden Schrift fordert sowohl der gehaltvolle, interessante Inhalt der Schrift an sich, als auch besonders für die gegenwärtige Zeit. Wir finden hier einen der verschiedenen Versuche der gegenwärtigen Zeit, aus dem Rationalismus zum Christenthum zurückzukehren. Die Geschichte der neuern Philosophie hat alle Stadien der abstrakten Selbstvermittlung des menschlichen Geistes durchlaufen und ist an einem der bedeutendsten Wendepunkte angelangt, wo die Vernunft sich mit der Wirklichkeit versöhnen soll. Wie nun diese Versöhnung vermittelt wird, darauf kommt es eben an.

Der geistreiche Verf. vorliegender Schrift weist im ersten Theile nach, daſs die menschliche Vernunft auf allen Stufen ihrer Selbsterkenntniſs nicht zur Wahrheit gelangen konnte, weil sie im abstrakten, negativen Verhältniſs zur Offenbarung getreten sey und sich nur in und aus sich begründen wollte. Er betrachtet die (logische) Vernunft im Gegensatze zur Offenbarung und findet in dem negativen Selbstvermittlungsprocesse der Vernunft nicht den Übergang zu einer positiven Vermittlung und Versöhnung derselben mit der Offenbarung. Man hat aus diesem Grunde dem Verf. den Vorwurf gemacht, daſs er die Vernunft blos als subjektive betrachte, welche die Wahrheit ausser sich habe, und hat darin einen Rückfall auf Erkenntniſsstufen der Vernunft, wie sie durch Kant begründet wurden, gesehen. Dieses ist aber schon deswegen nicht der Fall, weil der Vf. wesentlich auf der Grundlage einiger der neuesten Systeme der Philosophie steht, welche entschieden eine objective Erkenntniſs der Wahrheit dem menschlichen Geiste zusprechen.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 48. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kreuzhage: Über die Erkenntniſs der Wahrheit.

(Beschluſs.)

Günther und Baader, deren Grundideen der Verf. auf eine gefällige, leicht faſsliche Weise zur Entwicklung bringt, behaupten entschiedener, daſs der menschliche Geist die Wahrheit zu erkennen im Stande sey, freilich in der Immanenz des Geistes in der Wahrheit. Aber es kommen auch Stellen genug vor, wo diese Ansichten vom Vf. selbst bestimmt ausgesprochen sind. Z. B. S. 278 f. 293. 296 ff. Zwar ist S. 300 ausgesprochen, daſs der menschliche Geist die Wahrheit in ihrer absoluten Wirklichkeit nicht absolut mit sich vermitteln, mithin keine absolut vermittelte Erkenntniſs der Wahrheit erreichen könne. Aber der Vf. nimmt hier, wie sonst, den menschlichen Geist im Gegensatze zur Offenbarung nur als (logische) Vernunft, und meint eine Erkenntniſs, wie sie der Rationalismus behauptet, nicht aber eine Erkenntniſs, wie sie die Systeme der Immanenz des erkennenden Geistes in Gott, z. B. F. Baader annimmt. Die Hauptfrage ist nämlich hier die: Ist die Erkenntniſs der Wahrheit eine absolute in dem Sinne, daſs, wie jener letztere Denker sagt, der Erkennende Alles durchschaut und Gott ausforscht, oder daſs wir eine wesentliche Erkenntniſs der Wahrheit haben in unserm normalen Verhältniſs zur Wahrheit? Wird der Begriff des Menschen als des Ebenbildes Gottes eigentlich oder real genommen, so muſs das Ebenbild das Urbild dem Wesen nach erkennen oder eine wahre, dem Urbilde entsprechende Erkenntniſs haben, sonst ist das Ebenbild nur ein leeres Wort. Aber damit ist noch nicht gesagt, daſs das Urbild in dem es bestimmenden Ebenbilde ganz aufgeht oder der menschliche Geist alle Tiefen der Gottheit, die nur der Geist Gottes durchschaut, zu durchschauen vermag. Eine Erkenntniſs der Wahrheit ist dem menschlichen Geiste nur möglich, wenn jene diesem wirklich oder real inwohnt, wenn sie ihm mithin wesentlich ist. Es giebt keine andere Form, die Wahrheit zu erkennen, als die Form des menschlichen Geistes selbst. Die Frage kann daher nur seyn: ist sie eine blos subjektive, oder eine objektive Form der Wahrheit? Die-

Digitized by Google

ses letzte kann nicht geleugnet werden ohne den Menschen, der nach einer objektiven Erkenntniſs der Wahrheit, wenn er sich selbst begreift, unaufhörlich strebt, als den Widerspruch der Schöpfung zu betrachten. In der That faſst ihn auch Mephistophiles in Göthes Faust also. Aber der Teufel ist ein Lügner von Anfang und die Wahrheit ist nicht in ihm.

Wenn nun Kreuzhage den menschlichen Geist als subjektiv bestimmt und ihm nur eine analoge Erkenntniſs der Wahrheit zugesteht, »nämlich nach der Analogie der subjektiven Denkformation« (S. 149), so ist dieses mindestens allerdings nicht die rechte Bezeichnung für die wahre Sache. Aber auch an dieser Stelle, sowie sonst überall in der Schrift, hat der Verf. die logische Vernunft im Auge und stellt ihr die Wahrheit und Offenbarung entgegen. Dieses ist denn auch die schwache Seite der Schrift, welche die Bedeutung derselben sehr herabsetzt und den sonst in ihr enthaltenen tiefen und bedeutungsvollen Wahrheiten den Haupteinfluſs auf den gegenwärtigen Entwicklungsgang des Geistes entzieht. Denn der Geist hat bereits in den neuesten Systemen der Philosophie ein Selbstbewuſstseyn über diese falsche Ansicht, die Kreuzhage bestreitet, erlangt, und ist durch dieses Selbstbewuſsteyn über sie hinaus zu einer höhern Vermittlung gegangen, die als unzureichend abermals über sich hinaus getrieben wird. Der menschliche Geist hat bereits alle Stadien seiner negativen zu seinem Grunde aufsteigenden Dialektik der Selbsterkenntniſs durchlaufen und ist als subjektiver und objektiver Geist über seine Verabsolutirung in beider Hinsicht zur Immanenz in Gott zurückgekehrt und hat diese so begründet. So ist die Philosophie selbst positiv geworden und hat sich mit der Wirklichkeit versöhnt. Dieses groſse Resultat, das zu den bedeutendsten in der Geschichte der Philosophie gehört, ist der bedeutende Wendepunkt der gegenwärtigen Zeit, wo die Philosophie mit der Offenbarung in Einheit tritt.

Kreuzhage konnte nun nach seinen Grundprincipien zu diesem Resultat nicht gelangen und so sieht er die Offenbarung nur noch im Gegensatz und im feindlichen Verhältniſs zur Vernunft; er zeigt, wie die Vernunft aus allen ihren Irrgängen nur die Überzeugung von sich gewonnen habe, daſs sie ausser der Immanenz der Wahrheit diese nicht zu erreichen im Stande sey, und daſs sie sich daher nur der Offenbarung in die Arme werfen müsse, wenn sie die Wahrheit erreichen wolle.

Hiermit spricht der Vf. eine ziemlich herrschende Stimmung

der Zeit aus und wird daher bei sehr Vielen vollen Anklang finden. Aber wäre das Resultat der ganzen neuern Philosophie kein anderes, als diese Verzweiflung des Geistes an sich selbst, und hätte sie nicht die Selbsterkenntniſs des menschlichen Geistes vermittelt, wenn auch durch eine negative Dialektik desselben, und durch diese Vermittlung ein positives Resultat hervorgebracht; so wäre dieses eine trostlose Erscheinung der Entwicklung des menschlichen Geistes. Auch wäre alsdann die Anerkennung der Wahrheit der Offenbarung durch die Philosophie keine freie Bewährung der Wahrheit durch die Philosophie; und die Verbindung und Einheit beider keine innere, sondern bloſs äussere, die daher von keiner Dauer ist. Hierüber hat indeſs bereits die Entwicklung des menschlichen Geistes schon entschieden.

Der positive Theil der vorliegenden Schrift hat mich auch weniger befriedigt, als der negative; der Vf. hat sich seine Aufgabe in jenem zu leicht gemacht. Seine Entwicklung der geoffenbarten Wahrheit ist zu allgemein und in wesentlichen Punkten nicht tief genug. Die schwierigen, die Gegenwart bewegenden Probleme finden keine bestimmte, positive Lösung, sondern werden mehr allgemein berührt und angedeutet, als fest bestimmt und weiter entwickelt. Die Grundideen werden immer wiederholt, und dieses giebt der Darstellung etwas Ermüdendes bei aller sonstigen Frische und Lebendigkeit derselben. Der Verf. steht hier auch in dem, was er Positives giebt, auf fremdem Boden; es sind meistens Ideen einiger der meisten Systeme, die er auf eine populäre, geistreiche und klare Weise entwickelt. Überall sieht man aber den geistreichen, gewandten Verfasser, in dem die fremden Ansichten zum Lebensbewuſstseyn geworden sind. Daher auch die durchaus frische, von schülerhafter Pedanterie und Nachbeterei ferne und daher anziehende Darstellung des Verfs. Ein inniges, tief und zart fühlendes, poetisches Gemüth spiegelt sich in beiden Schriften ab, und man gewinnt den Verf. lieb, weil er überall aus der tiefbewegten Seele und dabei doch stets mit Ruhe, Ernst, Würde und Besonnenheit seine Aufgabe entwickelt: es ist mit Einem Worte die sittliche Schönheit seines Geistes, durch die er anzieht. Bedenkt man, daſs der Vf. juristischer Geschäftsmann ist, so gewinnt er in der Hochachtung um so mehr, weil man die vollste Überzeugung gewinnt, daſs ihn nur der innerste Seelenzug, das tieſste Lebensbedürfniſs zur Verfassung dieser Schriften geführt hat, die auf jeden Fall ein höchst bedeutender Bereich für die Wissenschaft sind, und die

Digitized by Google

dringendste Empfehlung besonders bei Allen verdienen, die sich in den groſsen Fragen der Menschheit und der gegenwärtigen Zeit der Krisis, ohne sich mühsam durch Systeme durchzuarbeiten, auf eine leichte und anziehende Weise und doch tief orientiren wollen.

Sengler.

Tacitus Germania. Text, Übersetzung, Erläuterung. Von Fr. Dor. Gerlach und Wilhelm Wackernagel. Zweite Abtheilung. Übersetzung und Erläuterung. Heft I. Basel, in der Schweighäuserschen Buchhandlung. 1837. *XIV und* 273 *S. in gr.* 8 Auch mit dem besondern Titel: *Tacitus Germania. Übersetzt und erläutert von Fr. Dor. Gerlach. Basel etc.*

Wir haben in Nr. 6. p. 87 ff. bereits der ersten Abtheilung dieser neuen Bearbeitung der Germania gedacht und deren Inhalt besprochen. Dem dort gelieferten revidirten Texte reiht sich in der zweiten Abtheilung die deutsche Übersetzung und der Commentar an, wenn man anders mit diesem Namen die der Übersetzung nachfolgenden, umfassenden Erörterungen, welche theils die Auffassung und das Verständniſs einzelner Stellen betreffen, groſsentheils aber über den Inhalt der Schrift in geographisch-historischer und antiquarischer Hinsicht sich verbreiten, bezeichnen will; in einer weitern dritten Abtheilung soll die von einem gelehrten Forscher deutscher Sprache und Literatur, dem Herrn Prof. Wackernagel, versprochene ausführliche Darstellung des Lebens und der Sitte der Germanen nachfolgen.

Herr Prof. Gerlach hat eine Einleitung vorausgeschickt, die zwar nicht sehr ausgedehnt, noch mit gelehrtem Apparat, wie er in vielen Ausgaben angehäuft ist, ausgestattet ist, sondern nur auf das Nothwendigste sich beschränkt, aber desto gewichtiger wird und dem, der mit den bisherigen Forschungen über die Germania einigermaſsen bekannt ist, zur Genüge zeigt, wie tief durchdacht der Verf. seinen Gegenstand hat, wie ihm von allen den Forschungen der neueren Zeit, zum Theil freilich sehr verunglückten, die Tendenz und den Gehalt der Germania zu bestimmen, Nichts fremd und unbekannt geblieben ist. Der Verf. nemlich sucht in dieser Einleitung den Standpunkt zu bestimmen, von welchem ans die Germania ihrem ganzen Inhalt sowie ihrer Bestimmung nach aufzufassen und zu betrachten ist, womit zugleich die schwierige, so vielfach und so höchst verschieden be-

Digitized by Google

antwortete Frage über die Absicht des Tacitus bei Abfassung der Germania und die Veranlassung dazu auf eine Weise erörtert wird, die, weil sie auf der Natur der Verhältnisse und der Zeitansichten sowie auf der Persönlichkeit des Tacitus und seinem Standpunkt der Mit- und Nachwelt gegenüber beruht, nur befriedigend ausfallen, zugleich aber auch die Nichtigkeit und Gehaltlosigkeit so mancher andern darüber aufgestellten Behauptungen herausstellen konnte. Tacitus wollte, wie der Herr Vf. sich ausdrückt, in der Germania weder ein diplomatisches Aktenstück liefern, noch eine Satire auf Rom, wenn er auch gleich, ergriffen von der Bewunderung germanischer Seelengröſse und Sittenreinheit, nicht selten unwillkührlich einen Blick des Unmuths und des Ärgers auf die gesunkene Sittlichkeit Roms wirft. »Nicht Germaniens weite Länderstrecken, sagt der Verf. S. VII, wollte er beschreiben, nicht von den Erzeugnissen berichten, welche dieses Land hervorbringt, auch nicht mit ängstlicher Genauigkeit die einzelnen Völkerschaften nambaft machen nach ihren Gränzen, nicht einmal deren Schicksale und frühere Geschichte wollte er den Römern offenbaren, sondern ein Bild wollte er entwerfen des Volks der Germanen und dessen Eigenthümlichkeit in Sitte, Lebensweise, Glaube und Verfassung zum lebendigen Bewuſstseyn bringen. Dazu trieb ihn die eigene Geisteshöhe, welche zu verwandter Erscheinung sich hingezogen fühlte; die äussere Aufforderung, so wie den Stoff bot die Geschichte.« Vgl. damit auch die Bemerkungen S. 54. 55. — Und so unterläſst der Vf. nicht, auf die Bedeutsamkeit hinzuweisen, welche die Germanen in den Augen der Römer damals bereits gewonnen hatten, da die bisherigen Ereignisse allerdings den Blick der Einsichtsvollen immer mehr nach Germanien richten muſsten. »So waren (fährt dann der Vf. fort S. VIII) Zorn und Haſs, Furcht und Bewunderung bei der Masse die treuesten Dolmetscher von den Thaten und dem Leben der Germanen, und von diesem Standpunkt aus ergriff Tacitus den Griffel der Geschichte, um die zerstreuten Berichte, die Überlieferungen der Vergangenheit, die Kenntnisse der Gegenwart zu einer Gesammtanschauung des Volkes zu erheben. Diese Aufgabe konnte keiner der früheren sich weder stellen, noch viel weniger lösen,« u. s. w. Der Verf. gedenkt nun hier der verschiedenen Nachrichten, welche in römischen Geschichtsbüchern über Germanien bereits verbreitet waren und allerdings Material und Stoff genug einem Tacitus liefern konnten, der nun von einem höheren Standpunkt ausgehend diese Einzelheiten zu

Digitized by Google

verarbeiten und in seinem groſsartigen Bilde ihnen eine Stellung anzuweisen wuſste. Eben diese Ausführung des Einzelnen sowohl wie die Anlage des Ganzen läſst uns allerdings die Meisterschaft des geistvollen Mannes und die historische Kunst desselben erkennen, vermöge der es ihm möglich war, ein solches Gesammtbild und eine solche Schilderung zu entwerfen, die für die Mitwelt wie für die Nachwelt gleich wichtig und gleichbedeutend ward, da, wie auch unser Verf. S. XII richtig bemerkt, wir allerdings in den Worten des römischen Berichterstatters die Grundlage dessen wieder erkennen, was durch das ganze Mittelalter hindurch und zum Theil bis auf die neuere Zeit das Leben deutscher Völker bewegt und geleitet hat. Und dieses Verhältniſs der Germania zur Geschichte der deutschen Völker und deren geistiger, sittlicher und politischer Entwicklung darzulegen, betrachtet der Verf. als den vornehmsten Zweck seiner Erläuterung, die er deshalb auch in deutscher Sprache gegeben. Wir werden auf diese Erläuterung weiter unten zurückkommen, nachdem wir zuvörderst der deutschen Übersetzung, welche auf die Einleitung zunächst folgt, gedacht haben. Diese liest sich gewiſs recht gut und kann füglich flieſsend genannt werden; sie sucht sich an die gehobene, freilich hie und da rhetorisch gefärbte Ausdrucksweise des Tacitus anzuschlieſsen, und diesen Charakter des Originals wiederzugeben, ohne darum steif oder gezwungen und geschraubt zu werden, oder dem schönen Ausdruck die Treue aufzuopfern. Wenn wir nun aufs Geradewohl einige Stellen ausheben, in denen uns theilweise Bedenken aufgestoſsen sind, so möge der Verf. darin nur ein Zeichen der wohlverdienten Aufmerksamkeit, die wir seiner Übersetzung schenken muſsten, erkennen. So wird z. B. cap. I. am Schluſs: »septimum enim os paludibus *hauritur*« übersetzt: — »wird von Sümpfen eingesogen«. Hier hat der Verf., wie auch an andern Stellen seiner Übersetzung, den bildlichen, ja poetischen Ausdruck des lateinischen Originals durch einen andern bildlichen deutschen, der jenem etwas nahe kommt, wiederzugeben versucht. Indessen dürfte es ihm selbst schwerlich entgehen, daſs in dem deutschen Ausdruck etwas Seltsames und durchaus Ungewöhnliches liegt; übersetzt man freilich mit Andern: »verliert sich in Sümpfe«, so ist das Bild verwischt, das, wenn man übersetzt: »wird verschlungen«, schwerlich passender ausgedrückt seyn dürfte.

Cap. II.: »et immensus ultra utque sic dixerim, *adversus Oceanus* raris ab orbe nostro navibus *aditur*« übersetzt der Vf.:

Digitized by Google

»und obendrein der unermeſsiche und, um so zu sagen, uns entgegengekehrte Ozean nur einzeln durch Schiffe von unserm Länderkreise begrüſst wird«. Hier können wir die Übersetzung des *adversus Oceanus* nur billigen; aber warum wird *aditur* durch begrüſst, und nicht vielmehr durch das einfache besucht oder einen ähnlichen Ausdruck wiedergegeben?

Ob man von einem Lande sagen kann: unduldsam für Fruchtbäume (frugiferarum arborum impatiens cp. 5), möchten wir fast bezweifeln; desgleichen cap. 7: *admiratione praesunt* — (die Führer) üben durch Bewunderung den Vorstand. Dagegen die nicht leichte Stelle cap. 6: »Sed nec variare gyros in morem nostrum docentur: in rectum, aut uno flexu dextros agunt, ita conjuncto orbe, ut nemo posterior sit.« hat der Verf. gut in folgender Weise wiedergegeben: »Aber auch nicht in wechselnden Kreisen sich zu bewegen, werden sie nach unsrer Gewohnheit gelehrt; gerade aus oder mit einer einzigen Schwenkung sprengen sie rechts ein, mit so geschlossenem Kreise, daſs keiner der letzte ist.« Eine ähnliche Stelle cp. 38: »apud Suevos usque ad canitiem horrentem capillum retro sequuntur ac saepe in ipso solo vertice ligant«, wird folgendermaſsen übersetzt: »Die Sueven trachten, bis sie ergrauen, nach einem struppigen rückwärts gebogenen Haare, und binden es oft nur gerade auf dem Scheitel.« Roth hatte übersetzt: »Bei den Sueven aber läſst man dem struppigen Haare bis ins graue Alter den Zug nach hinten, und faſst es manchmal gerade über dem Scheitel zusammen.« Wir gestehen, daſs uns capillum *sequi* in dem Sinne von *indulgere*, nach Etwas trachten, streben, hier auffällt; der Vf. hat über diese Stelle in seinen Erörterungen S. 223 ff. sich noch weiter ausgesprochen und darin unter andern auch vorgeschlagen, *horrentem* mit dem vorausgehenden *canitiem* zu verbinden, analog einer Stelle des Ovid Metamorph. X. 425; es miſsfällt ihm auch die Verbindung von *horrentem* — *retro*; er stellt es in Abrede, daſs *sequi* mit *retro* verbunden gedacht werden könne, und schlägt daher vor, als die einzig übrig bleibende Verbindungsweise *capillum retro* abgekürzt für *capillum retro flexum* aufzufassen, nach der Analogie zweier Stellen bei Virgil Aen. II, 753 und IX, 392, wo wenigstens der Verf. retro auf ähnliche Weise mit dem vorhergehenden Substantiv verbunden wissen will. Ref. gesteht, daſs ihm diese Verbindungsweise noch gewagter vorkommt, als die Verbindung *retro sequi*, die, wenn man *sequi* nicht in dem Sinn von trachten, streben auffassen

will, weniger auffallend erscheinen kann, wie dies auch in Roth's Übersetzung angedeutet ist.

Hinsichtlich der Anmerkungen, die mit S. 33 beginnen und den Rest des Bandes füllen, müssen wir auf die schon oben angeführte Erklärung des Vfs verweisen, der es als einen Hauptzweck seiner Erörterung betrachtete, das Verhältniſs der Germania zur Geschichte der deutschen Völker und deren geistigen, sittlichen und politischen Entwicklung darzulegen, und sich deshalb (S. XII) auf Deutung des Wortsinns und auf die historische Erläuterung im strengen Sinne beschränkte, die weitere Ausführung und Darstellung des germanischen Lebens seinem Mitarbeiter überlassend. So bilden diese Anmerkungen nicht sowohl das, was man einen fortlaufenden, Stelle für Stelle behandelnden Commentar zu nennen pflegt, sondern mehr eine Reihe von einzelnen Abhandlungen und Erörterungen über die Beschaffenheit des älteren Germaniens, wie dies nach Tacitus Bericht in genauer Vergleichung mit den Nachrichten anderer Autoren sich herausstellt, insbesondere über die einzelnen bei Tacitus vorkommenden Völkerschaften Germaniens, über welche uns der Vf. sehr ausführliche und genaue Untersuchungen, geographisch-historischer Art, vorgelegt hat. Ausserdem aber fehlt es nicht an einzelnen Bemerkungen über den Sinn und die Auffassung einzelner Worte und Stellen. Wir wollen von beiden einige Belege anführen. S. 34 zu cap. 1. sucht der Verf. zu beweisen, daſs *latos sinus* »groſse weite Länderstrecken« heiſsen müsse, und daſs man dabei an die Halbinsel Jütland, vielleicht auch an die zwischen den Ems- Weser- und Elbmündungen ziemlich beträchtlich sich ausbeugenden Landstriche zu denken habe, sowie bei *insularum immensa spatia* an Schweden-und Finnland, obwohl auch Schonen, Fünen und Seeland nicht ausgeschlossen werden dürften. Wir wollen dies nicht bestreiten, nur fällt es uns schwer zu glauben, daſs *sinus* hier Landstrecken bedeuten solle, und nicht vielmehr Buchten, Einbiegungen des Meeres, also Meerbusen, was uns ungezwungener und natürlicher erscheint. Die in demselben Cap. von dem Lauf des Rheins vorkommenden Worte: *medico flexu in occidentem versus* versteht der Vf. nicht von der unbedeutenden Biegung des Rheins bei Basel, sondern mit Andern von der westlichen Beugung des Stroms bei Arnheim. Die richtige Bemerkung des Verfs., daſs dieser untere Theil des Fluſsbettes den Römern am bekanntesten war, und daſs sie auch dort die meiste Aufforderung gehabt, die Richtung des Laufes

Digitized by Google

zu erforschen, ist hier von um so gröſserem Gewicht, als die Nachrichten des Tacitus bekanntlich über die nordwestlichen Strecken Deutschlands zunächst sich erstrecken, und dessen südliche Theile ihm durchaus fremd geblieben zu seyn scheinen. Dieser Umstand macht auch den Ref., der sich früher für die entgegengesetzte Meinung ausgesprochen hatte, jetzt bedenklich.

Cap. 3 wird *Asciburgum*, das im Text als richtig anerkannt wird, auf das am linken Rheinufer gelegene Asburg oder Essenberg gedeutet; in den Worten *aram quin etiam Ulixi consecratam* aber *Ulixi* als Dativ auctoris S. 50 aufgefaſst; in der Übersetzung heiſst es aber: »ja sogar ein Altar, dem Ulysses geweiht u. s. w.«

Mit Cap. 5 S. 62 treten wir in eine übersichtliche Beschreibung und Darstellung der Beschaffenheit und des Zustandes des alten Germaniens nach seinen klimatischen und physischen wie selbst politischen Verhältnissen ein. Es liegen dieser Darstellung, die bis S. 88 reicht, allerdings die Worte des Tacitus zu Grunde, allein es werden damit auch die Nachrichten und Zeugnisse anderer Autoren über das alte Germanien zusammengestellt, um so der Darstellung möglichste Vollständigkeit zu geben. So finden wir denn hier eine ausführliche Erörterung über das Hercynische Waldgebirge und die anderen einzelnen germanischen Gebirgsnamen, die auf uns gekommen sind, desgleichen über Germaniens Flüsse und Sümpfe, über die Beschaffenheit des Klima's, des Bodens und seiner Productivität, über den Anbau des Landes und dessen Producte, über die gesammte Pflanzen- und Thierwelt, über die Beschäftigungen seiner Bewohner, also über Jagd, Viehzucht, Ackerbau, über die verschiedenen Nahrungsmittel u. dgl., über Besitzthum der Einzelnen wie der Gemeinschaften u. s. w. Wir können hier nicht näher in den reichen Inhalt dieser Untersuchung, den wir blos andeuten wollen, eingehen, und erlauben uns nur Eine Bemerkung zu S. 64, wo der Berg *Abnoba* auf den Schwarzwald bezogen wird, der sich vom Blauen bis zum Kinzigthale hinzieht. Da nun aber auch bei Pforzheim, also an der Porta Hercyniae, ein Denkstein mit der halb zerstörten, aber zum Theil noch deutlich erkennbaren Aufschrift NOBE aufgefunden, so wird sich wohl der *Mons Abnoba* auf die ganze Bergkette vom Blauen bei Badenweiler an bis nach Pforzheim herab beziehen lassen. S. Wilhelmi Erster Jahresbericht der Sinsheimer Gesellschaft vom J. 1831 p. 17; Dritter Jahresbericht (1833) p. 33. 34. — Eine ähnliche Untersuchung oder Abhand-

lung über die Bewaffnungsweise der alten Germanen, über die einzelnen Waffen, deren sie sich beim Kampfe bedienten, und über die Art und Weise der Kampfführung selbst sowie über die ganze Kriegsverfassung ist zu cap. 6 p. 88—101 gegeben; über die Götter des alten Germaniens (zu cap. 9) faſst sich der Verf. kurz und begnügt sich mit einigen allgemeinen Andeutungen, verweisend auf die ausführlichere Darstellung dieses Gegenstandes durch seinen gelehrten Mitarbeiter in einem der nachfolgenden Hefte; ebenso auch bei cap. 13 über die Sitte des Gefolges, und bei cap. 17 über die Kleidung der alten Germanen (der Vf. erläutert hier blos die Bedeutung der einzelnen dabei vorkommenden Ausdrücke); ebenso bei cap. 21 über Blutrache und Wehrgeld u. s. w.

Einen Hauptpunkt bilden, wie schon bemerkt worden, die Erörterungen über die einzelnen Völkerstämme Germaniens, die uns Tacitus in seiner Beschreibung vorführt, wohin auch die ausführliche Abhandlung S. 146—176 über die Gränzen der römischen Herrschaft in Germanien und die Ausdehnung derselben diesseits des Rheins gehört, zumal als der Vf. darin eine historische Übersicht der verschiedenen Kriegsunternehmungen und Kriegszüge römischer Feldherren und Kaiser liefert und über die Anlage der zum Schutz der römischen Gränze befestigten Linien (limites), über die Zehntlande u. a. sich verbreitet. Als Resultat seiner Untersuchung ergiebt sich, daſs die Ausbreitung der Römer in den oberen Donau- und Rheingegenden am ungestörtesten im ersten Jahrhundert statt fand, daſs sie durch den Bataveraufstand augenblicklich unterbrochen bis auf Domitian wieder weiter schritt, und obwohl durch die unverständigen Züge gegen die Chatten vielfach bedroht und gefährdet, unter Trajan und Hadrian den weitesten Umfang sowie die gröſseste Blüthe gewann. In diese Zeit nun verlegt der Verf. die groſsartige Anlage der zum Schutz des eroberten Landes unternommenen zusammenhängenden Kette von Verschanzungen, oder jener befestigten Linie, die von Regensburg aus über Eichstädt und das Hohenlohische, dann durch den Odenwald an den Main oberhalb Aschaffenburg und von da weiter über den Taunus und das Nassauische bis an den Niederrhein in die Gegend von Neuwied in ununterbrochener Folge sich erstreckte, unter sorgfältiger Beobachtung des Terrains und geschickter Benutzung der natürlichen Verhältnisse, welchen die Kunst da, wo es nöthig war, nachhelfen muſste. S. insbes. S. 174. 175. Die Untersuchungen über die einzelnen Völ-

Digitized by Google

ker, deren erste Sitze und deren weitere Züge sind nicht minder befriedigend ausgefallen. Ref. erinnert nur an die Erörterungen über die Ubier und über die Mattiaken, über die Chatten S. 177 ff., über die Sigambrier (S. 182 ff.), über die Bructerer (S. 188 ff.), über die Chamaven (S. 192 ff.), Cherusker (S. 201 ff.), Sueven (S. 210 ff.) und über den Suevenbund (vgl. S. 216—219), über die Longobarden, Thüringer, Markomannen, Guaden, Lygier, Gothen, Vandalen u. s. Wir können dem Zweck und der Bestimmung dieser Anzeige gemäſs nicht weiter in das Einzelne dieser Untersuchungen eingehen, die für den Freund germanischen Alterthums eben so anziehend als belehrend seyn werden. Mit Vergnügen verweilte auch Ref. bei dem, was der Vf. S. 260 ff. gelegentlich über die Glaubwürdigkeit des Jornandes, und die Autorität seiner, nicht zu verachtenden, Quellen bemerkt hat, weil er darin nur eine erfreuliche Bestätigung der eigenen Ansicht finden konnte, die er im Supplement der Röm. Lit. Gesch. I. p. 73. p. 133 ff. ausgesprochen hat.

Chr. Bähr.

Adolph Mühry, Darstellungen und Ansichten zur Vergleichung der Medicin in Frankreich, England und Deutschland. Nach einer Reise in diesen Ländern im Jahre 1835. *Mit* 2 *Plänen. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung* 1836. *VIII u.* 283 *Seiten in* 8.

Bei dem raschen Voranschreiten der Medicin in den letzten Decennien, der verschiedenen Gestalt, die dieselbe hiebei durch die ungleiche Richtung der Thätigkeit verschiedener Nationen angenommen, muſs uns eine Sammlung der neuesten Bereicherungen und eine vergleichende Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Medicin in den drei civilisirtesten Ländern Europa's willkommen seyn. Und dies ist es, was uns der Verfasser in den 10 Kapiteln seines Buches zu geben sich bestrebt.

Das erste Kapitel enthält eine kurze, aber klare medicinisch-topographische und statistische Übersicht dessen, was in Paris und London für den fremden Arzt kennenswerth ist. Die wie die übrigen Schulen der Universität im quartier latin liegende école de medecine hat in neuerer Zeit durch das bei dem Jardin des plantes gelegene, zu Sectionsübungen bestimmte groſse Amphitheater von Clamart, durch das Musée Dupuytren, sowie durch das der Ecole de medecine gegenüber erbaute Hôpital de l'école,

Digitized by Google

wo von Rostan, J. Cloquet und P. Dubois eine Klinik nach Weise der deutschen (die übrigen Kliniken bestehen nur in einem flüchtigen Krankenbesuche und freiem Vortrage des Professors über die vorliegenden Fälle) gehalten wird, einen bedeutenden Zuwachs erwalten.

Die Lehrer und ihre Vorträge an der Ecole de médecine [wozu noch Breschet, seit Kurzem Professor der Anatomie, zu zählen ist, Ref.]; die Hospitäler und ihre Ärzte, statistische Notizen darüber; die medicinischen Gesellschaften, Concurse und Einrichtung des Studienwesens werden angegeben.

Ebenso detaillirt wird über London, welches nicht, wie Paris, die Concentration des Landes genannt werden kann, auch Einiges über Irland und Schottland berichtet. Von den 20 isolirten medicinisch-chirurgischen Schulen wird unter den wichtigsten der übrigen, der 9 Hospitalschulen, der 3 Hospitäler für Augenkranke, der syphilitischen Hospitäler, Gebäranstalt, gleichfalls mit statistischen Bemerkungen erwähnt. Es fehlt eine administration génerale. Die Unterhaltung und Administration der meisten Hospitäler (mit Ausnahme von St. Bartholomey, Guy und St. Thomas Hospit.) geschieht durch beisteuernde governors. Die Aufzählung der Lehrgegenstände einiger Schulen, sowie die Betriebsweise des medicinischen Studiums, zeigt mehr die vorherrschende praktische, besonders pathologisch-anatomische und chirurgische Tendenz derselben. Auch werden hier die gelehrten Gesellschaften, sowie die Anforderungen, welche die 3 ärztlichen Corporationen, sowie die Universität von Edinburg, an ihre Candidaten machen, angeführt. Referenten gewährten die Angaben über Paris eine angenehme Erinnerung, die über England interessante Belehrung.

Die Wichtigkeit der Entzündung, die groſse Ausdehnung, die ihre Lehre in der letztverflossenen Zeit erfuhr, der Einfluſs, den sie auf die gesammte Medicin übte, rechtfertigen es, daſs der Verfasser in dem 2ten Kapitel die Verschiedenheit der Entzündungslehre von England und Frankreich der vergleichenden Betrachtung der Medicin in beiden Ländern vorausschickt. In England ward die Entzündung durch die Chirurgie (Hunter), in Frankreich durch die Medicin zum Centralpunkte der Pathologie erhoben. Dort betrachtete man sie mehr anatomisch-pathologisch; hier mehr physiologisch-pathologisch; dort beobachtete man sie mehr an äussern Gebilden, hier mehr an den Organen der drei groſsen Höhlen und vorzugsweise an Schleimhäuten.

Digitized by Google

Die englische Schule sieht nur Zertheilung, Verhättung, Adhäsion, Eiterung, Ulceration und Brand, die französische aber ausserdem noch Erweichungen, Hypertrophie und die Legion accidenteller Gebilde als Ausgänge der Entzündung an. England hat eine heilsame und unheilsame, Frankreich fast nur eine unheilsame, durch die Kunst zu bekämpfende Entzündung. Während Englands Chirurgie auf solche Weise von dem Studium der Entzündung Nutzen zog, hat die Medicin den Einfluſs desselben weniger empfunden; ein entgegengesetztes Verhältniſs findet in Frankreich statt. Hierin liegt der Grund, daſs die Heilung durch erste Intention in Frankreich noch Streitfrage ist, während man in England längst dafür entschieden hat. [Unter den Freunden der prima intentio hätte der geistreiche Delpech, der Vorgänger Serre's, eines enthusiastischen Vertheidigers derselben, billig eine Stelle verdient. Wenn der Vf. den sinkenden Credit von Broussais Lehre als Folge der Blutverschwendung und der gegen sie in Frankreich und England seit einiger Zeit begonnenen Reaction betrachtet, so möchte Ref. dem rationellen Studium der pathologischen Anatomie einen noch gröſsern Antheil vindiciren.] Eine weitere Umänderung der Entzündungslehre erwartet der Verf. von Anwendung der Bell'schen Nervenlehre auf dieselbe.

Das 3te, »französische Medicin« überschriebene Capitel beginnt mit Broussais Theorie und deren Bekämpfung durch Andral. Lännec und Louis sind schon im 2. Capitel als Gegner erwähnt. Mit der Bemerkung, daſs die gegenwärtige Richtung der französischen Medicin schon durch Descartes, Condillac, Portal und Bichat eingeleitet worden, und auch ohne Broussais ihren jetzigen Standpunkt des Localismus erreicht haben würde, schlieſst der Verf. diese Betrachtung, um zu einer etwas weitläufigen Erörterung über Auscultation und Percussion überzugehen. [Ref., nach dessen Überzeugung der Vorwurf des Verfs, die geringe Ausbreitung dieser Methode in Deutschland betreffend, ein ungegründeter ist, glaubt das hier Gesagte als allgemein bekannt übergehen zu dürfen.]

Mit Recht ist ein Artikel dem gewissenhaften Beobachter Louis, Arzt an der Pitié, und dessen methode numérique gewidmet. Sein rastloses Bestreben ist nicht nur, durch scrupulöse Sammlung von Krankengeschichten und Sectionsbefunden neue Wahrheiten zu finden, sondern noch weit mehr, angenommene Wahrheiten zu bestätigen oder zu zernichten, und hiezu bedient er sich der Zahlenverhältnisse. In groſsen Tabellen ist jedem

Digitized by Google

Symptome eine eigne Rubrik gewidmet, die Summe jeder Rubrik wird im Verhältnisse zur Gesammtzahl der Kranken dargestellt. Mittels dieser »Methode numérique« fand Louis, daſs Phthisis fast stets mit Tuberkeln in den obern Lungenlappen, Bronchitis dagegen in den untern Lungenlappen beginnt, daſs bei Tuberkeln in andern Körpertheilen fast immer in den Lungen welche vorhanden sind, und andere interessante Facta. Aber sie schützte ihn nicht vor einzelnen Übersehen [noch vor einzelnen einseitigen Fehlschlüssen. Ref.].

In dem folgenden Artikel, »fievre typhoide«, ist vorzugsweise Chomel, der dem typhus abdominalis, dothinenterite etc. diesen Namen gab, aber in der Beschreibung desselben fast die ganze Fieberlehre sieht, berücksichtigt. Chomel's anfangs günstige, später bei gröſserer Krankenzahl weniger glückliche Resultate durch die Behandlung mittels des Chlorure de Soude, Liqueur de Labarraque — sind vollständig, die angeblich sehr glücklichen Behandlungsweisen von Piedagnel und Delaroque durch Abführungsmittel, sowie die von Bouillaud unvollständig angegeben. Fouquier giebt Alaun. [Louis wandte im J. 1834 Aderlaſs und Selterserwasser bei allen seinen Kranken an. Ref.] Chomel, Gegner von Broussais, Vertheidiger der essentiellen Fieber, hält die Darmdrüsenentzündung für secundäre Folge einer verborgenen Störung des Nervensystems oder der flüssigen Theile.

Allgemeines, groſses Ansehen genieſst Andral*), und seine Lehre kann als eigne Schule gelten. Dieselbe berücksichtigt in ihrer Pathogenie die festen Theile und das Blut, sowie die Vitalität. Die Rückwirkung kranker Theile auf andere geschieht ihr theils durch Cirkulation, theils durch Innervation, theils durch Sympathie. Sie beschränkt die Entzündungskrankheiten, besonders des Darmkanales. Bei seinen zahlreichen Versuchen mit einfachen Arzneimitteln sahen seine Landsleute mit Staunen die ungestrafte Anwendung von Brech- und Abführungsmitteln [trotz dem, daſs sie selbst gegen Bleikolik die Pferdekur, genannt »traitement de la Charité« seit langen Jahren täglich anwenden. Ref.].

In einem Überblicke der französischen Medicin wird das Vorherrschen der pathologischen Anatomie, die groſse Vollkommenheit der pathologisch-anatomischen Diagnose, dagegen die geringe Berücksichtigung des Allgemeinzustandes und der Individua-

*) Das vom Vf. Andral zugeschriebene Werk, „Essai sur la vitalité“, ist von Rocquet, wie die erste Seite desselben zeigt.

Digitized by Google

lität hervorgehoben. Scharfblick im Einzelnen, Mangel an Umsicht und Übersicht charakterisirt den französischen Arzt. Sehr vernachlässigt ist die an Arzneimitteln arme Therapie {hier hätte Trousseau, Arzt im Hotel dieu, der daselbst eine Klinik hält, als rationeller Therapeut eine ehrenvolle Erwähnung verdient, Ref.]; durch allzu groſse Diät und übermäſsig gereichte Tisanen wird nicht selten geschadet, Klystiere aller Art werden häufig gegeben. — Der französische Arzt sieht den Darmkanal gleichsam in einem verwundeten Zustande. Ein thätiger und in seiner Sphäre vielversprechender Arzt ist Riccord, an dem Hôp. des veneriens. Wichtig sind seine Inoculationsversuche. Syphilitische Materie von primären Affectionen jeder Art erzeugte durch Impfung Papeln, die am 4ten Tage zur Pustel, am 6ten zur Kruste wurden, nach deren Abfall ein Chanker blieb. Secundäre syphilitische Geschwüre, Gonnorrhöen, die nicht Folge eines syphilitischen Geschwürs sind, lassen sich nicht durch Impfung auf der Haut fortpflanzen. Die Wichtigkeit dieses Mittels zur Unterscheidung secundärer lues von primärer, nicht syphilitischer Gonnorrhöe von syphilitischer ist einleuchtend. Ähnliche Resultate erhielt gleichzeitig, unabhängig von Riccord, Wallace in Dublin. [Schon Hunters Impfversuche zeigten, daſs die Impfung secundärer Chanker erfolglos bleibt. — Bei Beschreibung des Specul. v. Riccord, einer Verbesserung des von Jobert, ist der Ligaturenträger, sowie der zwischen den Handgriffen befindliche Maſsstab nicht angegeben worden. Auch Emery und Lisfranc bieten reiche Gelegenheit, die Anwendung dieses Instruments zu beobachten. Ref.] Nur bei secundärer Syphilis und hartnäckigen Primäraffectionen wendet Riccord Mercur, und zwar meist das Protojodür an, nur ausnahmsweise aber schweiſstreibende Mittel [tisane de Feltz. Ref.], Blutentziehungen und revulsiva. — [Zur Behandlung der Bubonen durch Blasenpflaster hätte der damit verbundene Gebrauch von Sublimatüberschlägen, 20 Gr. auf 1 Unze ▽, erwähnt werden sollen. Ref.] Blennorrhöen der Frauen werden durch Injection salpetersauren Silbers, durch Einführung von mit plumb. aceticum getränkten Charpiebäuschen, oder bei schlaffer Schleimhaut [und Ulcerationen oder Erosionen. Ref.] durch Betupfen mit salpeters. Quecksilberlösung [und Einführung mit Calomel bestreuter Charpie. Ref.] behandelt. Wegen weiterer interessanter Details müssen wir auf das Buch verweisen. Der Artikel »Phrenologie« erwähnt der groſsen Theilnahme an derselben, sowie des glücklichen Resultates, das Voisin in dem

Bagno zu Toulon erhielt, als er von 22 der Nothzucht wegen Verurtheilten, die unter 350 Verbrechern vertheilt waren, 13 durch Betasten erkannte. Auch des orthophrenischen Instituts Voisin's ist gedacht. [Nirgends aber der psychischen Medicin. Ref.]

4tes Cap. »Englische Medicin.« Die englischen Ärzte sind nüchterne Beobachter, jeder Theorie, deren die Anwendung nicht unmittelbar bedarf, abgeneigt. Keine herrschende Schule; zu den Vorträgen dient Cullens Eintheilung. Die Pathologie beruht auf Anatomie und Physiologie, mehr aber noch durch den beliebten Schluſs a juvantibus et nocentibus auf der Therapie. Casuistik und Monographien sind das Hauptverdienst der Engländer. [Nur erscheinen häufig englische Krankengeschichten, den deutschen und französischen gegenüber, höchst mager. Ref.] Bei dieser empirischen Tendenz der englischen Medicin ist keine allgemeine Pathologie zu erläutern, wohl aber sind therapeutische Mittel zu nennen. Unter diesen sind nun 3 vorherrschende: 1) Mercur, in groſsen Dosen als Calomel — nach Blutentziehungen bis zur Salivation angewandt, nach Graves das erste Antiphlogisticum. Gegen ihn vertheidigt Wilson Philipp sehr kleine Gaben in der Form der blue pills, deren reizende Wirkung, besonders auf die Leber, hervorhebend. Auch Abernethy's Hauptmittel waren diese blue pills [die aber, aus Quecksilber und Kreide bereitet, kein Protoxyd, sondern metallisches Quecksilber enthalten. Ref.]. 2) Die Purgiermethode, wobei Calomel wieder unter den übrigen Purgantien obenan steht. Das Klima Englands verlangt gröſsere Gaben als der Continent. 4) Aderlaſs — durch Armstrong, Wardrop und ¾ der englischen Praktiker in groſser Menge, mit groſser Öffnung der Vene und bis zur Ohnmacht angewandt. Die früher herrschende stärkende Methode ist verschwunden, sie ist durch kräftige Diät, die nie wie in Frankreich beschränkt wird, ersetzt. Auch die englische Medicin legt dem Darmkanale vorzügliche Wichtigkeit bei, aber nicht als Sitz der Krankheiten, sondern als Hauptterrain seiner Therapie. Auscultation und Percussion, auch pathologische Anatomie werden fleiſsig betrieben. Wie bei der französischen Medicin, wird hier auf den englischen Volkscharakter, sowie auf Loke, Bacon und Jerem. Bentham hingewiesen.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 49. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Mühry: Ansichten und Darstellungen.

(Beschluſs.)

Die Häufigkeit der Rheumatismen in England führte englische Schriftsteller, und zwar Pitcairn zuerst, auf Beobachtung der Coincidenz derselben mit Pericarditis und endocarditis. In Frankreich machte erst kürzlich Bouillaud hierauf aufmerksam. [Unter den interessanten Details hierüber muſs Ref. der Angabe des Vfs., daſs das durch die Auscultation wahrzunehmende Zeichen ein constantes sey, widersprechen. Die Artikel Hay fever, Watering places, Afterärzte, Homöopathie, überläſst Ref. dem Leser. Die Artikel »Oxford, Briefliches u. Seekrankheit« scheinen ihm durch einen error loci in das Buch gerathen zu seyn.]

5tes Capitel. Französische Chirurgie und Ophthalmologie. Durch Sorgfalt und Eleganz ihres Verbandes und durch operative Geschicklichkeit sind die französischen Chirurgen ausgezeichnet. Neben dem schnell, gewandt und sicher operirenden, die ältere Chirurgie repräsentirenden Roux sind Sanson, Velpeau, Lisfranc [warum nicht Blandin, Gerdy, Jobert? Ref.] erwähnt. Sehr instructiv sind die zahlreichen Operationscurse. [Wenn der Vf. Mayors planchettes unbedingt verwirft, so wird er dadurch gleichzeitig gegen die Schwebe, die trotz ihrer anerkannten Vortheile Ref. nie in Paris anwenden sah, ungerecht.] Sehr einfach ist meist die medicinische Behandlung; zur Operation wird gewöhnlich der Kranke durch Fuſsbäder etc. vorbereitet. Die Behandlung der Geschwüre ist bei verschiedenen Chirurgen, aber nicht nach Verschiedenheit ihres Charakters verschieden. Das Haschen nach Neuem, der Wetteifer in Erfindungen, das Vergessen des Neuaufgekommenen, sowie der Prioritätsstreit sind für die französischen Chirurgen charakteristisch. Bekanntlich haben die Harn- und Geschlechtswerkzeuge vorzugsweise einen groſsen Theil ihrer Aufmerksamkeit absorbirt. [Die Cauterisation bei Harnröhrestricturen ist in neuerer Zeit selbst durch einige ihrer Vertheidiger sehr beschränkt worden. Ref.] Den Kampf zwischen Lithontritie vergleicht der Verf. treffend mit den Schlachtenbülletins, die von jeder der Kampfführenden Partheien übertrieben wer-

Digitized by Google

den. Amussat rühmt sich, gezeigt zu haben, daſs die anatomische Beschaffenheit der Harnröhre gerade Katheder nicht verbiete. Doch fand man zu Herculanum schon gerade Katheder [und Santarelli hat ebenfalls früher für diesen Gegenstand gesprochen. Ref.]. Amussat hält wöchentlich einmal gelehrten Discussionen gewidmete Conferenzen. Ausser seinen bekannten Specialitäten, der Torsion, Strictur. urethr. und Lithontritie beschäftigt er sich auch mit Operationscursen an lebenden Thieren. Die Plastik hat durch Diefenbachs Anwesenheit im J. 1834 gröſsere Anregung und an Blandin einen Monographen erhalten. Wenig [doch mehr bei kleinen Gefäſsen. Ref.] ist die Torsion angewandt. [Einer Erwähnung hätte wohl Breschet's Behandlung der Varicocele, Joberts Elythroplastik, die Versuche und Discussionen über Larrey's Appareil inammobile durch Berard, Breschet und Rognetta, sowie die französische Orthopädie verdient. Ref.] Daſs man den Mangel pathologischer Sammlungen fühlt, beweist die Errichtung des Musée Dupuytren sowie des in Clamart durch Orfila. [Den Vorwurf der Vernachlässigung der chirurgisch pathologischen Anatomie in Frankreich hält Ref. für unbegründet.

Seit Demours ist ein Stillstand der französischen Ophthalmologie eingetreten; Gemeingut ist die meist dem Oculisten überlassene nie geworden. Erst seit Kurzem wird gröſsere Theilnahme für sie rege, durch Sichels und nach ihm durch Carron du Villards, Sanson's, Velpeau's Bemühungen veranlaſst. Sichels Augenklinik ist ausgezeichnet; auch Carron du Villards hält eine Klinik. [Bei Beschreibung der Staaroperation von Roux hätte statt des untern Hornhautschnitts der seitliche, statt der krummen Nadel zu Eröffnung der Kapsel Boyers Cystitom angegeben werden sollen. Das Verfahren von Roux ist so roh, als die Ausführung desselben gewandt. Ref.] Empfohlen wird Gensoul's Nasenkatheter. [Velpeau's Auflegen des Blasenpflasters auf entzündete Augen spricht durch die von ihm bekannt gemachten Fälle sich selbst das Urtheil. Ref.] Schön und treffend ist, was der Verf. über specifische Entzündung, deren Abläugnung in Frankreich, geringe Berücksichtigung in England und wahre Würdigung in Deutschland sagt.

6tes Cap. Englische Chirurgie u. Ophthalmologie. Vorzügliche Ausbildung der chirurgisch pathologischen Anatomie, ausgesprochene Tendenz zur Festhaltung des Bestehenden, weniger Erfindungssucht als in Frankreich, dagegen Bemühen, die bisher gesammelten Erfahrungen unter allgemeinen Gesichtspunkten zu-

Digitized by Google

sammenzustellen, charakterisiren die englische Chirurgie. — Bell's Nervenlehre wird thätig bearbeitet.

Von den zahlreichen pathologischen Museen werden vorzüglich das des Coll. der Wundärzte, Hunters Sammlung enthaltend, von Guys Hospit., London university, Kings college, St. Georges Hosp. und das Privatmuseum von Langstaff gerühmt.

In Folge der neuen Parlamentsakte ist auch die Zahl der zu anatomischem Gebrauche bestimmten Leichen von 200 auf 600 jährlich gestiegen. Durch Heurteloup, Castello, Combe u. Crampton wird die sich jetzt verbreitende Lithontritie geübt. Die Ruhe und Sicherheit der englischen Operateurs wird sehr gerühmt. Ebenso Einfachheit des Verbandes, Heilung durch prima intentio, Heften durch Hausenblasenpflaster. Wenig berücksichtigt ist die Plastik. Die Nachtheile der noch allzu grofsen Trennung der Chirurgie und Medicin sind sehr fühlbar. Bei der innern Behandlung wiederholt sich das bei der Medicin Gesagte.

An den drei Hospitälern für Augenkranke sind Alexander, Halford, Tyrrell und Guthrie angestellt. Ausser ihnen widmen sich der Augenheilkunde auch Travers, Lawrence, Wardrop, Guthrie und Earle. Das neueste englische Handbuch, das auch die deutsche Ophthalmologie berücksichtigt, ist von Walker, 1835. Die Ausbildung der Augenheilkunde in England ist noch lückenhaft. Ihre häufige Anwendung des salpeters. Silbers ist bekannt.

7tes Cap. Veränderungen im Medicinalwesen Frankreichs. Die im J. 1789 bestandenen 18 Collegien wurden 1794 auf die 3 écoles de Santé reducirt; erst in ihnen ward Medicin und Chirurgie vereint. 1803 ward durch Einführung der officiers de Santé ein Rückschritt gemacht. Sie werden meist auf den Secundärschulen gezogen; ein Examen von einer Provinzialjury genügt. Doctor der Medicin kann nur ein Bachelier es letters und bachelier es sciences werden, der 4 Jahre auf einer école de medecine studirt und 5 sehr oberflächliche examina gemacht hat. [Die Angabe des Verfs. über die französische Pharmacie ist geeignet, einen sehr günstigen aber falschen Begriff von derselben zu geben. Einige eminente Männer abgerechnet sind viele französische Apotheker nur Krämer, viele aber auch Pfuscher. Das Bestehen der herboristes öffnet der Pfuscherei alle Thore. Ref.] Der bekannte bedauernswerthe Zustand des französischen Medicinalwesens macht die Ausführung der vom Verf. angeführten Verbesserungsvorschläge höchst wünschenswerth.

Digitized by Google

8tes Capitel. Medicinalwesen in England und dessen Reform. Das College of physicians, of surgeons und die Society of apothecaries sind die drei streng geschiedenen ärztlichen Corporationen Englands. Der Aufnahme in jeden dieser Körper geht ein Examen voraus. Die höchste Stellung nimmt das Coll. of phys. ein; Mitglieder können nur Ärzte werden, welche zu Oxford, Cambridge oder Dublin Doctoren geworden sind; Licenziaten aber auch solche, welche auf andern Universitäten doctorirt haben. Ihre Zahl ist die geringste. Die Mitglieder des College of surgeons, Zöglinge der medicinisch-chirurgischen Schulen Londons, üben theils nur Chirurgie, pure surgeons, und sind dann höher geachtet, meist aber auch Medicin und theils Pharmacie aus. Mit Erhöhung der Chirurgie stieg auch das jetzt groſse Ansehn dieses Collegiums und seiner Mitglieder. Die gröſste Anzahl enthält aber die Apothecaries company, welche die geringsten wissenschaftlichen Anforderungen an ihre Candidaten macht. Sie üben Medicin, Chirurgie und Pharmacie, sind vom Volke am meisten beschäftigt, aber am wenigsten geachtet. Ihre Arzneimittel beziehen sie aus der auf Rechnung der Gesellschaft arbeitenden Apothecaries Hall. Geburtshülfe ist nur von wenigen geachteten Ärzten geübt; sie ist sehr vernachlässigt. Auch Droguisten und Chemisten prakticiren.

Das Bedürfniſs einer Änderung wird allgemein gefühlt, die Verschiedenheit der politischen Ansichten machte aber bis jetzt eine Vereinigung über das »Wie?« unausführbar. Schlieſslich wird die von der Whigpartei gegründete London university, sowie das von den Conservativen gestiftete Kings college erwähnt. Beiden fehlt noch die königliche Autorisation.

9tes Cap. Rückblicke auf Deutschland. Mit dem Einflusse beginnend, den die zu Ende des vorigen Jahrhunderts herrschende speculative Tendenz auf Naturwissenschaften übte, verfolgt der Verf. die unter Leitung der Naturphilosophie, des Brown'schen Systemes und der Erregungstheorie sich entwickelnde Medicin, weist auf die durch Vernachlässigung des Objectiven, durch Verwischen der Unterschiede und Haschen nach Analogie, durch eine verwirrende Terminologie der Medicin und besonders der Pathologie gebrachten Nachtheile. Daſs trotz dem gegenwärtig eingeschlagenen empirischen Wege Residuen jener poetischen Zeit in der Pathologie vorhanden sind, werden als Beweise Hofmanns Idealpathologie und Schönleins System angeführt. So viel Wahres an dieser schönen Darstellung ist, so scharfsinnig die Folgerungen

Digitized by Google

und wohlgemeint die Rathschläge auch sind, so ist doch manche der Beschuldigungen übertrieben. Nicht gering ist die Zahl der Männer, die von jenem Treiben sich frei erhaltend, das Erfahrungsgebiet der deutschen Medicin bearbeitet haben; so daſs wir den angeführten Arbeiten des Auslandes die der spec. Entzündungslehre, der Augenheilkunde, gerichtlichen Medicin und der Lehre von den Kinderkrankheiten in Deutschland entgegensetzen können. Wenn aber Herr Mühry zweimal der schützenden Kuhpockenimpfung als einer englischen Entdeckung rühmend erwähnt, so hätte er als Hannoveraner der in Göttingen von J. C. Röder herausgegebenen allgemeinen Unterhandlungen gedenken sollen, in denen schon im Jahre 1769 von der Schutzkraft der Vaccine deutlich die Rede ist.

Was aber die poetische Seite in Schönleins System betrifft, scheint der Verf. in Übertreibung derselben selbst etwas poetisch geworden zu seyn. Die hie und da von Schönlein gebrauchten bildlichen Ausdrücke hindern nicht, daſs er aus voller und vielseitiger Erfahrung schöpfe; sein System aber, als natürliche Anordnung, muſs die allgemeinen Grundsätze der natürlichen Systeme theilen, und gerade dieser Vorwurf möchte ein Verdienst der Schönleinschen Schule seyn. Was die Anempfehlung der methode numérique betrifft, so kann Ref. nur beistimmen.

Das 10te Capitel enthält ein kurzes Resumé und einige nicht uninteressante aphoristische Sätze.

Reich an neuen Mittheilungen, zeugt das Buch von der Belesenheit und dem umfassenden Überblicke des Verfassers. Einige Tiraden und Wiederholungen abgerechnet, ist die Sprache lebendig und schön; das Äussere ist elegant. Ref. glaubt den reisenden Ärzten zu diesem geistreichen Führer Glück wünschen zu dürfen. *Karl Hergt.*

Histoire de la croisade contre les hérétiques albigeois écrite en vers provençaux par un poëte contemporain, traduite et publiée par M. C. Fauriel, membre de l'Institut de France professeur à la faculté des lettres à Paris. Paris, imprimerie royale. 1837. *CXXXIV und* 738 *S. in* 4. *Nebst einem Facsimile einer Handschrift und einer Karte.*

Die Geschichte des Kreuzzugs gegen die Albigenser, welche Herr Fauriel, der sich um die Geschichte von Frankreich viele Verdienste erworben und auch als Herausgeber der Griechenlieder bei uns bekannt ist, hier zum erstenmal nebst einer fran-

Digitized by Google

zösischen Übersetzung im Druck erscheinen läſst, gehört unter die Sammlung der unedirten Denkmale der französischen Geschichte, welche auf Befehl des Königs und auf Veranstaltung des Ministers des öffentlichen Unterrichts aus den Pressen der königlichen Druckerei in Paris hervorgeht. Wir lasen erst kürzlich in der Revue des deux mondes (15. Mai) bei Gelegenheit einer Anzeige der Ouvrages inédits d'Abélard eine bittere Klage über diese ministeriellen Unterstützungen der Wissenschaft. Sie begünstigen, hieſs es dort, nur vorzugsweise die pedantische Buchstabengelehrsamkeit; unter dem Vorwand Materialien zu einer Nationalgeschichte zu sammeln, vervielfältige man nur eine Menge im Staub der Bibliotheken vergessener Schriften, über deren unbedeutenden Werth für die Wissenschaft schon längst sachkundige Männer entschieden hätten, und man verschleudere auf diese Weise ziemlich leichtsinnig die Mittel des Budgets. Auch das vorliegende Werk kann man in der That nicht ganz frei von dem Vorwurf sprechen, der dort das Sic et Non Abälards trifft, sobald man blos das handschriftliche Original im Verhältniſs zu der bisherigen Kenntniſs der Albigenserkriege betrachtet. Die Ausbeute für die Wissenschaft ist im Ganzen ziemlich gering. Weder bis jetzt ganz unbekannte, für die Geschichte der Albigenserkriege wichtige Thatsachen, noch neue Gesichtspunkte zur Beurtheilung derselben werden durch dieses neu aufgefundene Document gewonnen; ebensowenig zeichnet es sich durch besondere Vorzüge in Hinsicht auf Form und Sprache aus, wodurch es für den Forscher der provenzalischen Sprache und Literatur einen besonderen Werth erhalten könnte; vielmehr steht es in dieser Rücksicht, selbst nach Herrn Fauriels Meinung, allen besseren Werken der Troubadours nach. Nur was der Fleiſs und die Gelehrsamkeit des Herausgebers dafür gethan, um dieser neu aufgefundenen Geschichte gröſseres Interesse und mehr wissenschaftlichen Werth zu geben, ändert das Verhältniſs und ist im Stande, dieses historische Gedicht in Beziehung zu den schon früher vorhandenen Quellen der Geschichte des Albigenserkrieges in ein günstigeres Licht zu setzen. Die Arbeit des Hrn. Fauriel besteht, um dies gleich hier zu bemerken, ausser der Herausgabe des provenzalischen Textes, in einer französischen Übersetzung in Prosa, die das Original mit der gröſsten Genauigkeit und, soweit es nur immer thunlich war, wörtlich treu wiedergiebt, was bei einem solchen Werke durchaus das Zweckmäſsigste ist; sodann in einer Einleitung, durch welche der Herausgeber seine

Digitized by Google

Leser über alle das Werk betreffende Umstände unterrichtet. Dem Ganzen ist ein Glossarium und ein Register beigefügt.

Um das richtige Verhältniſs dieses Werkes zu den bisher gekannten Quellen der Geschichten, von denen es handelt, bestimmter hervorzuheben, müssen wir vorzüglich einer dieser Quellen eine etwas genauere Aufmerksamkeit schenken.

Die Geschichte der Vertilgungskriege gegen die albigensische Ketzerei ist bekanntlich im dritten Theil der Histoire de Languedoc von den Benediktinern der Congregation von St. Maur mit jener Vortrefflichkeit und gründlichen Genauigkeit behandelt, welche man bei keiner der ausgezeichneten historischen Arbeiten dieser Congregation vermiſst. Dom Vaissette, der Herausgeber, hat dort unter den pièces justificatives eine Geschichte des Albigenserkriegs, von einem unbekannten Verfasser, wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts (hist. de Languedoc T. III. avertiss. p. IV.), in dem Languedocischen Idiom geschrieben, mitgetheilt. Diese Geschichte in der Vulgarsprache beginnt allgemein einleitend über die albigensische Ketzerei mit dem Jahr 1202, und sodann umständlicher mit dem Jahre 1208, wo der päpstliche Legat Peter von Castelnau in St. Gilles ermordet wurde, und schlieſst mit der Belagerung von Toulouse durch den Dauphin, nachher König Ludwig VIII. von Frankreich im J. 1219. Sie zeichnet sich durch Unparteilichkeit und einfache, treue Darstellung der einzelnen Umstände vor andern gleichzeitigen Schriftstellern, namentlich vor der gegen die Albigenser höchst parteiischen historia Albigensium des Peter von Vaux-Sarnay, der ganz denselben Zeitraum befaſst, sehr vortheilhaft aus. Man hat davon zwei Handschriften (eine in der Bibliothek von Peiresc zu Carpentras, welche der zweiten, neueren, in der königlichen Bibliothek zu Paris als Text gedient hat), welche von verschiedenen älteren Geschichtschreibern der Provence benutzt wurden und bisher eine der vorzüglichsten Quellen der Geschichte der Albigenserkriege waren. Beide Handschriften sind gleichlautend und enthalten nur eine Lücke bei dem Tod Simons von Montfort. Die Choix des monumens orig. de l'hist. de France, unter der Leitung von Guizot 1825 herausgegeben, enthält eine Übersetzung dieser Geschichte. Wir erwähnen derselben ausdrücklich so umständlich, nicht blos, weil wir immer gern dabei der classischen Arbeiten der Benediktiner von St. Maur gedenken, die in unserer jetzigen historischen Literatur fast wie die ausgestorbenen Thierarten in der Naturgeschichte erscheinen, sondern hauptsächlich,

Digitized by Google

weil diese von ihnen zuerst herausgegebene prosaische Bearbeitung der Geschichte des Albigenserkriegs mit der vorliegenden versificirten noch in einer näheren Beziehung steht, als Gleichheit des dargestellten Gegenstandes und Verwandtschaft des dabei gebrauchten Sprachidioms darbieten. Durch dieses Verhältniſs beider Bearbeitungen zu einander wird die letztere allerdings der genaueren Aufmerksamkeit werth, die ihr bis auf Herrn Fauriel verweigert wurde.

Herr Daunou und Herr Naudet, welche nach dem Tod des Benediktiners Brial die Fortsetzung des Recueil des historiens des Gaules et de la France besorgten, kannten die Handschrift, die jetzt Herr Fauriel herausgegeben hat. Sie gaben im 19ten Theil des Recueil, wo sich eine vollständige Sammlung der Quellen für die Geschichte des Albigenserkriegs findet, einen neuen Abdruck jener prosaischen Bearbeitung, und begnügten sich von dieser poetischen nur in einer Note eine kurze Anzeige zu machen, die das vorhin schon angedeutete ungünstige Urtheil bestätigt. In der That sind die erzählten Thatsachen und einzelnen Umstände in beiden Bearbeitungen ganz dieselben, auch die poetische Darstellung beginnt mit der Kreuzpredigt des Abts von Citeaux und dem Tode Peters von Castelnau, und schlieſst mit der Belagerung von Toulouse im J. 1219, und es läſst sich mit Grund annehmen, daſs diese Reimchronik der ursprüngliche Text der Geschichte in Prosa war. Die Sprache der letzteren ist dieselbe, die man noch jetzt mit wenigen Veränderungen in der Gegend von Toulouse redet. Sie trat dort an die Stelle der älteren provenzalischen oder catalanischen Sprache, als die Literatur und die fröhliche Kunst der Sänger durch die verheerenden Kreuzzüge Simons von Montfort unter die Trümmer der ritterlichen Cultur jenes blühenden Landes vergraben wurde. Denn seit jener Zeit schrieb man beinahe gar nicht mehr in provenzalischer Sprache, und in dem Wenigen, was anfangs noch der Verfolgung der Inquisition entkam, erkannte man kaum noch die alte gebildete Sprache der Troubadours, die einem Bertram von Born, einem Bernard von Ventadour und ihren sangreichen Genossen in Tenzonen und Sirventes zu den künstlichsten und kühnsten Formen gedient hatte. Bald hernach verschwand sie gänzlich. Um diese Zeit entstand wahrscheinlich die prosaische Bearbeitung der gereimten Geschichte, die von dem beginnenden Hinsinken der provenzalischen Sprache und Literatur Zeugniſs gibt. Man begreift, wie die neue Bearbeitung in leichter, einfacher Prosa, wie Herr

Digitized by Google

Fauriel passend bemerkt (Introduct. p. XVI), Jedermann zugänglich, bald die alte Geschichte in Versen verdrängen muſste, die Niemand ohne besonderes Studium mehr verstehen konnte. Dabei kann man nicht geradezu behaupten, daſs der Verfasser der prosaischen Geschichte nichts als eine bloſse Umwandlung in die Prosa seiner Landessprache geliefert habe; er scheint selbständiger gearbeitet zu haben und hat vielleicht noch andere Quellen verglichen. Dies beweist besonders der Umstand, der gerade nicht zum Vortheil des Vfs. der gereimten Geschichte spricht, daſs dieser im Anfang seiner Darstellung ganz auf Seiten der Kreuzfahrer gegen die Ketzer erscheint, und wenn er auch ihre Grausamkeiten und Ausschweifungen nicht billigt, die ganze Unternehmung selbst doch durchweg in der Ordnung findet, während er weiter gegen das Ende mehr im entgegengesetzten Sinne spricht. Dies ist so auffallend, daſs man leicht auf die Vermuthung gerathen könnte, Anfang und Ende hätten zwei verschiedene Verfasser, wenn nicht andere Gründe diese Annahme durchaus unhaltbar machten. Styl, Ton, Manier, Charakter des Ganzen sind zu übereinstimmend. Der neuere Bearbeiter in Prosa dagegen erscheint in seinem Urtheil gleichmäſsig, ruhig und unparteiisch die Begebenheiten darstellend. Der Zeit der Begebenheiten selbst entfernter lebend, betrachtete er diese leidenschaftlos, rein historisch und verständig, während der Verfasser der gereimten Geschichte mitten im Kampfe selbst stehend, noch während desselben schreibend, von den aufgeregten Leidenschaften des Augenblicks nicht unberührt bleiben kann. Nirgends indeſs geschieht dies auf eine gehässige Art. Er bewundert die Helden des Kreuzzugs und ihre Tapferkeit, aber er klagt, freilich zu spät, über den durch jene verursachten Jammer des verwüsteten Landes. Einige Stellen aus dem Werke selbst werden dies anschaulicher machen und zugleich von der ganzen Art und Weise, wie der Provenzale seinen Stoff behandelt und vorgetragen hat, eine genauere Vorstellung geben. Wir wollen deswegen auch hier, ehe wir das Übrige übersetzt anführen, erst einige Zeilen in der Ursprache anführen, die alle mit demselben Reim endigen. Ein solcher Reim geht oft durch hundert und mehr Verse hindurch, bis dann die Strophe durch einen kürzeren Vers schlieſst, der den Reim der nächsten Strophe angiebt.

Digitized by Google

V. 28. (p. 4) beginnt die zweite Strophe so:

Senhors, esta canso es faita daital guia
Com sela dAntiocha e ayssis versifia
E sa tot aital so qui deire lo sabia
Ben avetz tug auzit coment la eretgia
Era tant fort monteia cui domni Dieus maldia
Que trastot Albeges avia en sa bailia
Carcasses Lauragues tot la maior partia
De Bezers tro a Bordel si col cami tenia
A motz de lor crezens et de lor companhia
Si de plus o diches ja non mentria mia. etc.

d. h.: »Herren, dieses Lied ist gemacht auf dieselbe Weise, wie das Lied von Antiochia, eben so in Verse gesetzt und wird nach derselben Weise recitirt, wer sie zu sagen versteht. Wohl habt ihr gehört, wie die Ketzerei — die Gott der Herr verdamme — so weit gestiegen war, daſs sie ganz Albigeois, Carcassais und Lauragais in ihrer Gewalt hatte, und in dem gröſsten Theil des Landes von Béziers bis nach Bordeaux, soweit der Weg führt, gab es eine Menge Leute von ihrem Glauben und ihrem Anhang, und wer mehr sagte, würde nicht lügen.« — »Als nun, heiſst es weiter, der heilige Vater (lo rics Apostolis) und die übrige Geistlichkeit diese groſse Narrheit um sich greifen sahen, schickte jeder Orden von den Seinigen, um dagegen zu predigen«; aber die Ketzer gaben nicht das Geringste darauf (no prezan lo prezic una poma porria). Nun folgt das Lob des Abts von Citeaux: »die ehrenwerthe Person, der nachher Erzbischof von Narbonne wurde, der beste und tüchtigste, der je Tonsur trug,« dem der Papst Vollmacht gab; überall »das irrgläubige Volk (la mescrezuda jant) zu unterdrücken.« »Dieser heilige Mann (aicest santimes hom), den Gott so liebte (cui Dieus amuva tant), zog nun zu Fuſs und zu Pferd aus, streitend gegen »die meineidigen Ketzer,« die sich aber eben so wenig um seine Predigten bekümmerten als vorher etc. Der Legat Peter von Castelnau wurde getödtet. Da erzürnte der Papst (De mal talent que ac se tenc a la maichela) »daſs er sich den Bart hielt.« Der Abt von Citeaux hielt eine heftige Rede (V. 123—134) und der förmliche Kreuzzug wurde beschlossen. Als aber endlich in der Schlacht von Muret (12. Sept. 1213) die Gegner des Kreuzheeres gänzlich vernichtet, der König von Aragonien, der Bundsgenosse des Grafen von Toulouse, umgekommen und das ganze Land verwüstet war, da begann der Dichter auf einmal in einem andern Ton zu reden. (p. 210. V. 2931.)

Digitized by Google

Tots lo mons ne valg mens de ver o sapjatz
Car paradis ne fo destruitz e decassatz
E totz crestiancames aonitz e abassatz.
Aras aujatz senhors co fo e escoutatz. etc.

»Die ganze Welt war nicht mehr werth, das wisset wahrhaftig. Denn das Paradies wurde dadurch zerstört und verwüstet, die ganze Christenheit beschimpft und herabgewürdigt. Doch hört, ihr Herren, wie es geschah, und vernehmt. etc.« Nach der Niederlage bei Muret ging der Graf von Toulouse mit seinem Sohn, dem jungen Raimon VI. nach Rom, »um von dem Papst das Erbe seiner Väter wieder zu erlangen.« (per recobrar las terras que foron dels pairos). »Der Papst, fährt die Erzählung fort, (p. 226. v. 3180), betrachtete das Kind und seine Züge, und erkannte sein Geschlecht und wuſste das Unrecht der Kirche und der Geistlichkeit, die seine Feinde waren; vor Mitleid und Zorn wurde ihm das Herz so weh, daſs er seufzte und weinte mit beiden Augen. Aber hier half den Grafen weder Recht, noch Glaube, noch Vernunft.« Es würde zu weit führen, hier umständlicher mitzutheilen, wie dann der Graf von Foix für die Grafen von Toulouse sprach und zeigte, daſs diese an der Ketzerei gar keinen Theil genommen, wie sich dann keck der Erzbischoff von Toulouse dagegen erhob und das Resultat der ganzen Verhandlung ebenso ungünstig für die Grafen von Toulouse blieb als vorher.

Was die Person des Verfassers dieser poetischen Geschichte betrifft, so wird gleich im Anfang berichtet: »Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes beginnt das Gedicht (la cansos), welches Meister W.(ilhelm) verfaſste, ein Schreiber (clerc), der in Navarra zu Tudela erzogen war, ein gelehrter und verständiger Mann (savis e pros), wie die Geschichte sagt.« »Er war von Geistlichen und Laien gern gesehen, von Grafen und Vizgrafen geliebt und geehrt.« Er sah, heiſst es nachher, die ganze Geschichte voraus mit Hülfe der Geomancie, und entschloſs sich dann dieses Buch zu machen, »und er schrieb es selbst von Anfang bis zu Ende.« Später (p. 16. v. 202) heiſst es: »Herren! (Senhors) jetzt werden die Verse des Gesanges belebter, der angefangen wurde im Jahr unsers Herrn Jesu Christi 1210; es war im Monat Mai, wenn die Blumen blühen, als Meister W. ihn verfaſste zu Montauban (Mont Alba).« Herr Fauriel nimmt ungeachtet dieser bestimmten Versicherung einen anonymen Verfasser an, der blos von Wilhelm von Tudela den Stoff erhal-

Digitized by Google

ten habe. Er schlieſst dies aus Stellen, wie schon oben eine vorkam, »wie die Geschichte sagt«, und ähnlichen noch bezeichnenderen. Schwankend ist die Sache, das muſs man zugeben. Ohne uns auf eine weitere Untersuchung über diese, im Grund gleichgültige, Frage einzulassen, bemerken wir, daſs er, wie auch Herr Fauriel annimmt, jedenfalls ein Troubadour gewesen zu seyn scheint, der an den Höfen der Grafen und Herren des Landes herumzog und die Begebenheiten des Krieges, die er gehört oder selbst gesehen, die sich zum Theil auch im Munde der Sänger zu romanzenartigen Erzählungen bildeten, recitirte. Man bemerkt dies schon aus der häufig wiederholten Anrede »Senhors, vernehmt etc.«, und in der citirten Stelle, wo des Lieds von Antiochia (wahrscheinlich ein ähnliches episches Gedicht über die Belagerung von Antiochia im ersten Kreuzzug) erwähnt wird. Überhaupt sieht man in dem ganzen Werk deutlich einen Übergang von der traditionellen Volksromanze zu der geschriebenen und zusammenhängenden epischen Dichtung und eine beständige Mischung beider durcheinander. Der Verf. kannte den Sagenkreis von Karl dem Groſsen, er erwähnt Roland und Olivier häufiger, und deutet verschiedene dahin gehörige Geschichten an mehreren Stellen an. Sein eigenes Werk nennt er bald Gesang, bald Buch, und wenn es an der einen Stelle scheint, als ob es blos für den mündlichen Vortrag bestimmt sey, so spricht er an einer andern Stelle wieder davon als einem von Anfang an für die Schrift bestimmten Werk, das »auf schönem Pergament« aufgezeichnet werden soll. Als Troubadour lobt er die Freigebigkeit seiner Gönner und tadelt die Kargheit anderer Ritter; er klagt »wie die Zeit sich zum Schlechten wendet und daſs die Mächtigen und Groſsen, die edelmüthig seyn sollten, nicht mehr den Werth eines Knopfes hergeben wollen.« Nicht so viel als eine Kohle, nicht die Asche auf dem Herd will er mehr verlangen. »Strafe sie, fügt er hinzu, der Herr Gott, der Himmel und Erde gemacht, und die heilige Mutter Maria.« — Er scheint mit den Grafen von Toulouse, von Foix, von Béziers und anderen Herren bekannt gewesen zu seyn; er bedient sich aber auch im Anfang oft, wenn er von den Kreuzfahrern redet, des Ausdrucks »die Unseren«; er erzählt häufig so, als ob er selbst den Ereignissen zugegen gewesen, bei anderen Gelegenheiten nennt er Diejenigen, von denen er den Hergang der Sache erfahren hat, und er schlieſst seine Geschichte mitten im Lauf der Begebenheiten, noch ungewiſs und besorgt über den Ausgang der Belagerung von Toulouse.

Digitized by Google

»Möchte der Sohn der Jungfrau, der das Licht ist und die Herrlichkeit, der sein kostbares Blut für den Sieg der Gnade gab, Vernunft und Recht aufrecht halten und ihnen (den Belagerten) günstig seyn.« »Die heilige Jungfrau, heiſst es zum Schluſs, wird sie vor dem angedrohten Verderben bewahren; der heil. Sernin führt sie und schützt vor Furcht; Gott, das Recht, die Kraft, die Heiligen und der junge Graf werden Toulouse retten. Amen.«

Wir würden, wenn wir nicht durch den Raum einer bloſsen Anzeige beschränkt wären, gern eine vollständige Analyse von dem Inhalt des ganzen Werks geben, und dabei noch mehrere einzelne Stellen ausheben, die sich durch Lebendigkeit und Naivetät der Darstellung oder durch gelungene charakteristische Züge und Schilderungen von einzelnen Persönlichkeiten, vom Leben, von den Sitten und der Denkungsweise der Zeit auszeichnen und an denen das Gedicht, bei aller übrigen Unvollkommenheit der Form und eigenthümlichen Rauheit der Sprache, doch ziemlich reich ist. Auf der einen Seite erscheint die Ritterschaft und der Adel, Alles, was ihm Glanz und Werth gab, auf der andern Seite tritt das freie Leben und rege Streben der Städte, die in jenen Gegenden zu dieser Zeit einen hohen Grad bürgerlicher Freiheit und Selbständigkeit erlangt hatten, auch hier, wie in andern poetischen Werken des Mittelalters und gleichzeitigen Schilderungen, stark und glänzend hervor. Sie bilden vereinigt den Kern, um welchen sich das Leben und die Bildung der Zeit drehte. Die Kriege gegen die Albigenser machten dieser ganzen frei aufstrebenden Cultur ein Ende. Es war, wie Herr Fauriel dies sehr gut hervorgehoben hat in seiner Einleitung (p. LXIII), »ein Kampf zwischen der Barbarei und der Civilisation.« Die Städte, die freier Municipalverfassungen genossen und ihre Magistrate selbst wählten, fühlten, daſs es mit dem Sieg Simons von Montfort und der Seinigen über die Albigenser auch um ihre Unabhängigkeit gethan war. Diese zu erhalten, nicht um der Ketzerei der Albigenser willen, erhoben sie sich zum Schutz der letzteren gegen die Gewaltthätigkeiten der Orthodoxen. Die Marseiller nahmen die Grafen von Toulouse, als diese von ihrem Zuge nach Rom, wie schon vorhin erwähnt, unverrichteter Sache zurückkehrten, mit Freuden auf (v. 3739. p. 264: e foro aculhit de joi e dalegratge) und unterstützten sie. So heiſst es bei Gelegenheit der Belagerung von Beaucaire von dem Kreuzheer (p. 284 etc. Ch. CLIX.): »Sie hielten gute Wache während der Nacht mit den Knappen, denn sie miſstrauten ihren erbitterten Feinden;

Digitized by Google

denn Marseille liebt sie nicht und Montpellier ist ihnen entgegen, Avignon und Beaucaire waren die ersten, sie anzugreifen.« Auch empfahl Graf Raymond V, als er nach Spanien reist, unter Andern die Marseiller besonders zu begünstigen zum Lohn ihrer Aufopferungen. An einer andern Stelle sehen wir das Verhältniſs des Kreuzzugs zu dem Ritterwesen angedeutet. Die Grafen von Toulouse sind auf dem Wege von Marseille nach Avignon. »Die Barone, heiſst es p. 268. v. 3787, ritten zwei und zwei über die Au (per lerbos) und sprachen von Waffen und Waffenthaten. Da sprach Herr Guy von Cavaillon von seinem rothbraunen Pferd herab zu dem jungen Grafen: »Jetzt ist der Augenblick, wo Ritterlichkeit (paratge) sehr bedarf, daſs Ihr Euch bös und gut zeigt; denn durch den Grafen von Montfort, den Verderber der Barone, und durch die römische Kirche und die Prediger ist alles ritterliche Wesen beschimpft und mit Schmach bedeckt und der Adel so herabgedrückt, daſs wenn Ihr ihn nicht erhebt, er auf immer verloren ist.« u. s. w. Der junge Graf antwortete: »Mein Recht und meine Sache sind so groſs, daſs ich den schlimmsten und hochmüthigsten Feinden trotzen darf, und wer mir als Leopard begegnet, dem werde ich ein Löwe seyn.«

In den Handschriften der prosaischen Bearbeitung unseres Werkes findet sich gegen das Ende eine nicht unbedeutende Lücke, welche in der poetischen Bearbeitung ausgefüllt ist. Es wird hier die Belagerung von Toulouse durch Simon von Montfort und der heftige Kampf, der sich dadurch vor Toulouse zwischen den Kreuzfahrern und den Toulousanern, die sich verzweifelt und tapfer wehrten und starke Ausfälle machten, umständlich erzählt. Bei dieser Gelegenheit fand Simon von Montfort seinen Tod. Er wurde von einem groſsen Stein, der aus der Stadt geworfen wurde, getroffen (Ch. 205. p. 571 etc.). Die Belagerung wurde aufgehoben, bis der Dauphin von Frankreich mit einem neuen Belagerungsheere heranzog. Hier treffen die beiden Bearbeitungen wieder zusammen.

Von dem Original, welches der Arbeit des Herrn Fauriel zur Grundlage gedient hat, ist nur eine einzige Handschrift vorhanden. Sie scheint aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhund. und kam im Jahr 1783 aus der Bibliothek des Herzogs von La Vallière in die königliche Bibliothek zu Paris. Herr Fauriel hat sehr genaue Untersuchungen darüber angestellt, wann und von woher sie in die Bibliothek des Herzogs gekommen und ob sie

Digitized by Google

überhaupt irgend früher gekannt war. Allein unter allen den verschiedenen Schriftstellern des südlichen Frankreich, die auch von der Geschichte des Albigenserkriegs reden, sämmtlich, wie Herr Fauriel bemerkt, für ihre Zeit wohl unterrichtete Männer, befindet sich nur ein einziger, der von diesem Gedicht eine stückweise und unvollkommene Kenntniſs gehabt zu haben scheint. Es war dieser Guion de Malleville, der um den Anfang des 17ten Jahrhunderts eine noch unedirte allgemeine Chronik der Provinz Quercy schrieb. In diesem Buche stöſst man auf mehrere Stellen, die in dem Gedicht vorkommen. Die Handschrift des letzteren ist jedenfalls älter als das Jahr 1335 und hatte noch in jener Zeit einen bedeutenden Geldeswerth. Dieses geht aus einer Nota hervor, die sich am Rand der Handschrift unter verschiedenen anderen unbedeutenden Anmerkungen befindet, und die uns nicht unwerth scheint, hier am Schlusse noch erwähnt zu werden. Nach dieser Nota hatte der Besitzer der Handschrift im J. 1336 dieselbe um 15 Livres tournois verpfändet. — Die typographische Ausstattung des Buchs ist kostbar und eine gute Karte des Kriegsschauplatzes hinzugefügt.

Eduard Prätorius.

Mein Römerzug. Federzeichnungen von Franz Freiherrn Gaudy. Berlin, Enslin. 8. 1836. *Erster Theil* 292 *S. Zweiter Theil* 314 *S. Dritter Theil* 276 *S.*

Wir haben in diesem Römerzug eigentlich zweierlei Bücher zu beurtheilen; das eine ist eine Reisebeschreibung in allerdings sehr poetischer Prose; das andere eine Sammlung durch Italien veranlaſster Lieder und vermischter Gedichte, die, durch die drei Bände zerstreut, den zahlreichen Abschnitten zu Vorposten dienen. Ref. handelt zuerst von der Prose. Wenn uns Herr v. Gaudy auch nicht in der geschickt eingeflochtenen Vorreise durch Deutschland (I, 7) ausdrücklich sagte, daſs Jean Paul Deutschlands edelster Schriftsteller sey, so könnten wir, nach Durchlesung dieser Schrift, an seiner Bewunderung für diesen deutschen Classiker doch keinen Augenblick zweifeln, denn sein prosaischer Styl ist ganz von demselben getränkt, und wir finden bei ihm ganz dieselbe Zeichensprache, dieselbe Anschauung der Gegenstände durch endlose Bilderreihen und Vergleichungen, dieselbe durch Witz befruchtete Phantasie; nur die ausgebreitete Gelehrsamkeit

Digitized by Google

Richters fehlt, und wir können nicht einmal sagen, daſs wir sie eben vermissen. Die Naturbilder und die aus dem Kreise des geselligen Lebens und der Gegenwart entlehnten Witze genügen uns vollkommen. Der Verf. thut dem deutschen Publikum wohl Unrecht, wenn er behauptet, Jean Paul sey vergessen; das aber ist wahr, daſs man auf einen Joh. Paulus redivivus nicht recht gefaſst war, und daſs es einige Zeit bedarf, um sich an den Alpenübergang Jean Pauls zu gewöhnen, der bei seines Leibes Leben bekanntlich die Alpen und das gelobte Land hinter ihnen nicht einmal von weitem, sondern nur im Traume — freilich im herrlichen Dichtertraume — gesehen hatte. Während Herr Nicolai das eine Extrem ultraprosaischer, haus- und zwiebackener Darstellung italienischer Reiseerinnerungen bildet, stellt Herr v. Gaudy den andern Pol hyperpoetischer Auffassung dar, und während jenem Sonne und Boden nicht gut genug in Hesperien sind, malt dieser, mit seines Vorbildes Pinsel, den Himmel blauer als blau und die Erde grüner als grün. Zwischen beiden in gerechter Mitte steht der unmittelbare Vorgänger unseres Reisebeschreibers, Wolfgang Menzel. Dieser kam weder mit prosaischen noch mit poetischen Präoccupationen nach Italien; er hat Auge und Ohr aufgethan, genossen, und in schlichter Schilderung giebt er es wieder zu sehen, zu hören und zu genieſsen. Unbesorgt spannt er die Netze seiner Prosa aus und fängt darin Anschauungen, Bilder und Gedanken, wie sie eben angeflogen kommen, seinem bekämpften Namensbruder Wolfgang hierin ähnlicher als seinem von ihm so geliebten Jean Paul. Gaudy aber geht mit dem Letzteren auf die stete Bilderjagd, und immer hören wir den Schuſs vorher knallen, eh das Wild fällt. Hat man sich in dieses Treibjagen indessen ein wenig gefunden, so unterscheidet man bald von der Manier den Gehalt, und während man die erstere allmählig vergiſst oder vielmehr sich angewöhnt, zeigt sich hinter ihr ein Schatz von interessanten Wahrnehmungen, frappanten Wahrheiten und würdigen Gefühlen, und unter jenem Bilderfirnisse selbst schöne, lebendige, in natürlichen Farben glänzende Gemälde. Rec. wäre unwahr und undankbar, wenn er nicht gestände, daſs er die drei Bände mit nie sich verlierendem Interesse, mit Lust und selbst mit steigendem Appetit durchmustert hat.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

v. Gaudy: Mein Römerzug.

(Beschluſs.)

Nach einem Vorspiele führt uns der Vf. an die Gränze Italiens. »Jean Pauls groſse Brust, sagt er, zerfiel in Staub, ehe sie vor Wonne über das Anschauen der Alpen und Italiens erzitterte. Nur im Spiegel des Geistes erglänzten ihm diese leuchtenden Bilder entgegen — nur seine Träume durfte er besingen. Und morgen in Mailand! — Mir war es, als sey ich dieser, dem edlen Todten versagten Seligkeit nicht würdig.« (S. 15.) Doch wird Mailand übergangen und der nächste Abschnitt führt uns nach Mantua. Wenige Städte Italiens, wird bemerkt, haben nicht einen Heroen der Dichtkunst oder der bildenden Künste in ihrem Schooſse getragen. »Die über Mantua leuchtenden Gestirne sind Virgil und Giulio Romano — beides Planeten. Fern sey es von mir, die reinkeusche, jungfräuliche Muse des Sängers jener üppigen, sinnlich lechzenden Phryne, welche die Phantasie des Malers entzündete, die ihn auf seiner Künstlerbahn trügerisch umgaukelte und auf ihre lichtscheuen Irrwege verlockte, zur Seite zu stellen. Aber dem Dichter wie dem malenden Baukünstler war der freie gottkräftige Aufschwung zum Lichte versagt; beide wurden erhoben ohne wieder zu erheben; beide wurden nur durch ein fremdes Feuer erwärmt, geheiligt, und beide stockten im Fluge, sowie dieses ihren Bahnen nicht mehr vorleuchtete: Jener schwankend in eigener Ohnmacht, dieser von den Sirenenstrudeln niederer Sinnlichkeit in den Schlamm zurückgerissen. Jenem war Homer die Wunderlampe Alladins, diesem Raphael. Um ihren Besitz betrogen, versanken Beide aus den Reihen der Halbgötter in die der Sterblichen zurück.« (S. 20 f.) Die Parallele wird nun noch weiter fortgesetzt, an Giulio Romano durch Einzelheiten nachgewiesen, und zu bedenken gegeben (S. 24), daſs in unsre Museen nur solche seiner Werke dringen, welche den Jünger, den vom Blick seines Herrn geweihten, bekunden und unter dessen Augen erblühten, während in Mantua, seiner Vaterstadt, in den Fresken des Pallastes del Te, Giulio die lästige Maske abwirft. Den übrigen Theil des Abschnitts füllt eine

Digitized by Google

angenehme Schilderung Mantua's. Nun folgt Carpi, was unsern Reisenden Gelegenheit giebt, das Unheimliche, Trostlose der kleinen lombardischen und modenesischen Städte mit grellen Farben zu schildern (S. 35—42). Angehängt ist das meisterhafte Genrebild dreier Lieutenants, die Einen Hund apportiren lassen (S. 42—44). »Arme Lieutenants, armer Hund!« schlieſst die Schilderung, das malheureux roi, malheureuse france der Débats unter Polignac lustig parodirend.

Bologna bringt uns allerhand Anekdoten und Witze (S. 46 ff.), aber auch eine geistreiche und poetische Abhandlung über die Arkaden des Nordens und die des Südens (S. 52—55), »wo die lichte, räumige Arkade nur das verlängerte Wohnzimmer ist.« Dies giebt Veranlassung zu einem recht saftigen Gemälde des italienischen Straſsenlebens. Dann folgt die Erscheinung einer italischen Jungfrau, die sich leicht schwebend durch die Menge windet, mit dem Fächer den über den Nacken herabfallenden Schleier lüftet und im Vorüberstreifen dem Fremdem einen raschen Blick aus dem seelenvollen, gluthathmenden Auge zuwirft. Mit weit ausholendem Schritt erreicht er die Schöne, eben als er die Kirche der Dominikaner betritt — und ein junger, stolzer Schwarzkopf steht schon am Pfeiler zum Stelldichein. »Hofftest du, die verlockenden Blicke galten dir? es genüge an deiner Erscheinung, um das empfängliche Herz der Südländerin zu entzünden? Getäuschter! Der lodernde Blitz des dunkeln Auges, das leichterblühende, schalkhafte Lächeln, die heitere, Zwang verschmähende Rede, selbst das leichtfertige Wort, zauberten wohl alle die in den italienischen Novellen gaukelnden, sinnglühenden, Stilet-bereiten Schönheiten vor deine Seele — du folgst der holden Lockung, und aus dem noch eben schimmernden Auge blitzt dir der herbste, frostigste Stolz entgegen und die lächelnde Lippe schleudert dem Verwegenen das Wort des bittersten Hohnes zu. Italiens Blumen wenden ihre süſsen Kelche scheu von dem nordischen Zugvogel ab.« Jetzt fesselt ihn ein anderer Engel, das Werk Michel Angelo's, auf dem Grabmal des h. Dominicus. (S. 55—57 ff)

Wir haben obige Stelle fast unverkürzt gegeben, zu einem rühmlichen Zeugnisse des Verfassers, daſs er es nicht mit den Reisenden hält, welche auf das Geschwätz der Handelsdiener, der Gastwirthe und einiger Roué's hin, die überall Verderben riechen, weil sie seine Atmosphäre mit sich tragen, die Unzucht unter dem weiblichen Geschlecht in Italien als eine Temperaments-

Digitized by Google

und Natur-Nothwendigkeit behandeln, und verheirathete Italienerinnen an den Kirchthüren sich umkehren lassen, und dem Fremden zuflüstern: volete far amore? Herr v. Gaudy hat den Ernst und den Glauben eines deutschen Dichters mit nach Italien genommen, er sieht in den Schönheiten dieses Landes lieber Jungfrauen als Buhldirnen, und urtheilt nicht mit dem verdorbenen Geschmack, dem die goldenen Äpfel Hesperiens nur behagen, wenn sie wurmstichig sind.

Wir übergehen den etwas geschraubten Scherz S. 73 ff.

Das nächste Capitel »Santa-Annunziata in Florenz« S. 84 ff. enthält eine artig durchgeführte Mystification. Eine launige Jeanpauliade über Augsburg schlieſst nämlich mit der Schilderung eines dem Doctor Werner zugehörigen, herrlichen Gemäldes der Verkündigung (S. 88 ff.), dessen Original der Verf. in Florenz aufsucht, und das wahrscheinlich von Pietri Cavallini aus Florenz, einem Schüler Giotto's, im 14. Jahrhundert gemalt ist. Schon steht der Ikonodul von einem Mönche geleitet vor der Kapelle der Jungfrau in der Kirche des Servitenklosters, welche das heilige Bild bewahrt, als er erfahren muſs, daſs es nur alle drei Jahre auf eine halbe Stunde den Frauen zur Schau ausgestellt wird, und der Servit ihm die Thüre weist. (S. 98.)

Die folgenden Abschnitte verherrlichen Florenz (S. 99 ff.), das holde, glückselige, das nicht nur im October oder Februar, wie Rom, nicht nur im Sommer, wie Neapel, sondern immer schön ist. Ergreifend und natürlich ist die Extase, in welche unsere Reisenden die Procession der ehrwürdigen Bruderschaft des Erbarmens versetzt (S. 109—112). Einen wohlgewählten Gegensatz bildet der heitre Aufzug der Winzer (S. 118). Bei »Passignano« schildert der Verf. ein recht liebes, unschuldiges Jungfrauengesicht (S. 141). Laune und Ernst wechseln im »Fall des Velino«, den wir zu einem der gelungensten Abschnitte des Buches zählen. Hier nur die Schilderung des Falles (S. 157): »Der Velino donnerte 1000 Fuſs vor mir herab. Ein wuthschäumender Drache, bäumte sich der Fluſs über dem Abgrund, als wolle er sich von Fels zu Felsen schwingen, stürzte mit Geheul in die Tiefe und zerschmetterte an den entgegenstarrenden Steinblöcken. Die Kronen der Bäume zitterten bei dem Gebrüll des mit ewiger Todesqual ringenden Ungeheuers; sein Geifer überspritzte das Thal und feuchtete die Stirn des Staunenden. Schwere, mächtige Gewitterwolken senkten sich auf die Bergesgipfel und sandten der herabstürmenden Selbstmörderin ihre zuckenden Pfeile

nach, aber ihre Donner verhallten in dem rauschenden Todesächzen der Silberschlange.«

»Otricoli« enthält eine meisterliche Schilderung des Vetturinenwesens (S. 108—175), der Wirthsprellerei, der Bettelei in Italien (S. 175—188), in welcher das utile dulci rezeptgemäſs trefflich gemischt ist. Wir übergehen den Lückenbüſser »Nepie« (S. 189 ff.) und eilen durch die »Campagna« dem Einzuge des Vfs. in Rom (S. 211) zu. Das erste unbekannte Denkmal am Weg in die gelobte Stadt entlockt ihm die Reflexion: »Jede Nation greift aus den Nebeln der Vergangenheit einen Namen, welchen sie zum Stifter aller groſsen, unbekannten Denkmale stempelt. In Rom ist Nero der Held der Fabel geworden; in Neapel macht ihm der Zauberer Virgil die Hälfte der Trümmerwelt streitig. In England winkt die Hand des Königs Artus von Thürmen und Bögen; in Deutschland hat der Teufel die seinige im Spiel gehabt, er, der seine Anhänglichkeit für unser Vaterland bis auf diese Stunde nicht verläugnen kann, und, obwohl selber schon längst pensionirt, doch seine Agnaten, die dummen Teufel, bei Bauten, zumal bei öffentlichen, eine gewichtige Rolle spielen läſst.« (S. 215.)

»Der Wagen rollt durch die Porta del Popolo — ich bin in Rom!« ruft der Vf. endlich. »I passaporti! kräht der Korporal. — Vor jedem italischen Stadtthor greift die Hand mechanisch in die Seitentasche, um das hundert- und aber hundertmal unterschriebene und bestempelte Diplom, welches mich zum römischen Pflastertreter graduiren soll, hervorzuziehen.« . . . . . »Rechts eingebogen, Vetturin, wo die Via de' Condotti sich in den Spanischen Platz ergieſst. Hier sey meine Ruhestätte!« (S. 217—221.) Dem Forum wird nun eine Poesie, seinem Zerrbilde in jetziger Gestaltung dem Campo-vaccino und dessen beweglichen Staffagen ein Abschnitt in Prose gewidmet (S. 222 ff.), und zuerst der wahrhaft altrömische Gedanke, die versunkene Trümmerwelt aus der Last des Schuttes wieder auftauchen zu heiſsen, beleuchtet, aber auch gezeigt, wie seine Ausführung scheitern muſste (S. 227—229). Die ganze Schilderung, zumal die des Mora-Spieles (S. 232 f.), ist höchst lebensvoll.

Die »vormittäglichen Fensterbeobachtungen« geben einen anschaulichen Begriff von Roms Straſsenleben (S. 236—251). Beim »Corso« versinnlicht sich der Vf. recht lebhaft das verzweiflungsvolle Gesicht eines Reisebeschreibers, wenn er in seiner Relation auf einen jener weltbekannten Gegenstände

Digitized by Google

stöſst, der vor ihm schon hunderte von malen lang und breit abgehandelt und erörtert worden ist, dessen Bild in jeder Boden- und Gehirnkammer hängt. Unser Verf. macht aber den Vortheil geltend, daſs er blos supplementarische Skizzen zu geben sich vorgenommen, und gesteht, daſs er das Carneval nicht mitgemacht hat, somit dem Corso nur in seinem unscheinbaren, losen Sommernegligée kennt, in welchem er ihn uns immer noch lebhaft genug schildert (S. 267—292).

Den zweiten Theil des Buches eröffnet die Schilderung des »Coliseo«. Die Trümmer fügen sich vor der träumenden Seele wieder zum harmonischen Ganzen. Er sieht die Marmorbänke im alten Schimmer, und das Volk durch die achtzig Pforten hereinfluthen. »Die Ritter in der Purpurtoga (?), die meisten Senatoren lassen sich auf ihre Sitze nieder — würdige, feierliche Gestalten, unbewegliche [zu Domitians Zeit??]: nur das in Ungeduld sprühende Auge wird an ihnen zum Verräther der wilden Leidenschaft für das erwartete Schauspiel. Die hunderttausende der Römer füllen die Räume, sie erheben sich, den eintretenden Kaiser zu begrüſsen. Ein Wink von seiner Hand, und aus den aufgesperrten Gattern stürzt der Löwe der Wüste und das gefleckte Pantherthier auf den lebenden Christensklaven, der in ohnmächtiger Hand das Schwert, das ungewohnte, schwingt, und es von sich schleudert, und sich, den Blick himmelwärts gewandt, ohne Klage von den Ungeheuern zerfleischen läſst. — — — Da schallt aus der Ferne einförmiger Litaneien Trauermelodie, und zieht näher und näher, und vor diesen Tönen der Rache zerstäuben die Schatten der stolzen Herren der Welt. Die Marmorwände sinken wiederum in Schutt; statt der freudejauchzenden Römerinnen nicken Goldblumen und Asphodell von der Höhe; auf den Sitzen der purpurnen Ritter zittert die rothe Glocke des wilden Mohns; auf den Sesseln weiſshäuptiger Senatoren wuchert der Schlehdorn und die blühende Jelängerjelieberstaude, und dort, wo der Kaiser thronte, schlüpft die schüchterne Eidechse in den Mauerspalt.« Dann entfaltet der Verf. vor unsern Augen eine Procession der Barfüſser, die ihren Einzug ins Colosseum hält, wo ein junger Mönch donnernd predigt (S. 7—11).

Der Abschnitt »Die Sixtinische Kapelle« (S. 27 ff.) ist zur Hälfte einer Phantasie über Michel Angelo gewidmet, in dessen Gesichtszügen, so wie sich diese in allen bis auf uns gekommenen Bildern mit wunderbarer Übereinstimmung abspiegeln, der Vf. den Riesengeist, welcher den Künstler beseelte, die Geschichte

seines Lebens, seiner Kunstwerke verziffert findet. »Lange Zeit stand ich vor dem Bilde Michel Angelo's und lieſs die Schöpfungen und Verheerungen dieses Ätna am Geiste vorüberziehn, lauschte den Gesetzsprüchen des greisen Kunsttyrannen, welche Stürme erregten, deren Wellen noch nach Jahrhunderten nicht ausgezittert haben.« Dann vergleicht er denselben mit einer Wunderblume, die sich, die Blumennatur verläugnend, zu der Höhe der Baumeswipfel empor schwang — »aber die Natur rächte die Verletzung ihrer Gesetze, sie versagte der Titanenblüthe die Gabe des Duftes — die Anmuth.« S. 30.) In diesem Sinne wird denn auch Buonarotti in seinem Tempel, der Sixtina, beurtheilt (S. 32 — 38). Dann wird ein Kirchenpomp in der Sixtina und das Collegium der Cardinäle »ein abgewelktes Tulpenbeet« geschildert, unter welchen sich nur der »Taschenkrebs« Doria, der Cardinal Fesch, und der General der Carmeliter,« ein hoher, eisgrauer, hartknochiger Mann auszeichnet, mit einem eisernen Maskengesicht und groſsen grauen Augen, welche die buschigen Augenbrauen überschatteten. Unbeugsamkeit, Unduldsamkeit und Fanatismus sprachen aus seinen versteinten Zügen und vergegenwärtigten mir den Groſsinquisitor im Don Carlos.« Der Papst wird beschrieben und gerühmt (S. 38 — 49). Ein etwas gewaltsamer Scherz in Jean Pauls, hier zur Nachahmung gewordenen, Manier beschlieſst den Abschnitt (S. 49 — 53).

»Tivoli« mit der Villa des Hadrian liest sich angenehm, obgleich Horaz unbillig behandelt und dem alten Irrthum gehuldigt ist, als hätte er hier eine Villa besessen (S. 57 — 79). Aber die Wasserfälle des Teverone nehmen sich doch unter Gmelins Grabstichel noch ganz anders aus, als in der Federzeichnung des Verfs. »Das Theater Fiano« übergehen wir. »Im Belvedere des Vatikans« wird flüchtiger Witz verbraucht; aber die »Aphorismen über die Gemäldegallerie des Vatikans« (S. 111 — 125) gehören zu dem Gehaltvollsten des Buches. Sie erlauben keinen Auszug.

»Maler und Weine« (S. 130 ff.) mit ächter Jean Paul'scher Laune geschrieben. Der Verf. führt uns in ein Weinhaus, voll von ästhetisirenden Künstlern. Einer derselben, in Träumereien versunken, führt das Glas an den Mund, bewegt die Lippen wie kosend und schmeckend, und ruft endlich: »helft mir, ich bitte euch. An diesem Orvieto scheitert meine Combinationsgabe. Welchen Maler trinke ich.« Und nun wird, unter recht ernstlichen Disputen, dahin entschieden, daſs der Maler

Digitized by Google

Sassoferrato = Orvietowein, Orgagna und Ghirlandajo = Chianti-Wein, Lenardo da Vinci — Monte-pulciano, Raphael — ächter Lacrymä-Christi sey, dem Michel Angelo aber der Henker in alle seine Keller folgen möge (S. 140 — 148). Die Venetianer repräsentirt der Cyperwein, den Albrecht Dürer allenfalls der Steinwein, den Lucas Kranach alter Meiſsner, den Wohlgemuth und Balthasar Grün der Neckarwein; die Niederländer sind Branntwein aller Sorten, zum Theil Dessertliqueure; die spätern deutschen Maler sinken zu Schnäpsen und Bieren herab (S. 150).

Nun folgen Wanderungen »durch die Region St. Angelo« nach dem Grundsatz »in Italien gebe es keine Umwege«, über »die Piazza Nuova und ihre Umgebungen« (S. 152 — 190), dann vor und ins »Pantheon« (S. 191 ff.). Der Vf. erklärt es für die einzige aller Bauten, die ihm reinen, völlig ungetrübten Genuſs gewährt haben. »Jetzt erkannte ich, wie das vollendet Schöne durch die Masse roher Werkstücke verkörpert werden könne, nachdem nur Gröſse bisher mir als deren Produkt erschienen war; jetzt sah ich ein, wie der Geist, auch ohne von der vorbildenden Natur geleitet zu seyn, es zu erschaffen und sinnlich zu gestalten vermöge.« Im Innern des Tempels führt uns der muthwillige Freund des Contrastes zurück auf den Platz der Rotonda, wo ein öffentlicher Schreiber, mit dreieckigem Hut über den spärlichen, puderbestreuten Haaren und der Brille vor den hohlliegenden Augen sein Bureau hält. Er läſst von dem Zweifelnden in bester Form einen Liebesbrief an eine bejahrte, jungfräuliche, in unwandelbarer Schönheit blühende Geliebte ausstellen. »Und die Aufschrift?« fragt der Schreiber, den Brief in Falten legend. »An die Rotonda«, war die Antwort. (S. 200.)

Bei der »Piazza della bocca della verita« wird die Sage erzählt, die sich an jene kolossale Steinmasse knüpft, welche die rohen Züge eines menschlichen Antlitzes trägt. Ein Lügner soll die Faust in ihre Mundöffnung gesteckt und sich vermessen haben, daſs, wenn seine Rede eine unwahre, dieser Steinrachen seine Hand zermalmen solle: — und der Schlund der Schlund der Masse schloſs sich rächend und brach die Glieder des Meineidigen. Der Erzähler wundert sich, bei dem sinnlichen Römer, der, seinem Zugthiere gleich, das durch den stets geschwungenen Stachel im Zaum gehalten und angespornt werden will, die Sorge für sein Seelenheil dem geistlichen Treiber über-

Digitized by Google

läſst, bei ihm, dem jeder Reflexion Abgeneigten, eine Sage vorzufinden. welche ihn an Aufrechthaltung eines sittlichen Grundsatzes mahnt. (S. 210 f.)

»Auf dem Monte Pincio« versagt sich der Verf. nicht, die oftangeführte Inschrift, welche den ältern Eingang der borghesischen Villa schmückt, wieder anzuführen, die der Aufbewahrung würdiger ist, als bemooste Grabschriften: »Quisquis es, ito quo voles, carpito quae voles: extero magis haec parantur, quam hero.« (S. 221.)

Zu den lieblichsten Partieen des Werkes, in welchen wir recht unmittelbar das reine und unverdorbene Gemüth des Vfs. sprechen hören, ist der Abschnitt Nemi zu zählen, der auf den auch nicht zu verachtenden »Morgen in den Albanerbergen« (S. 231 — 257) folgt (S. 262 ff.). Hier wird unserm lieben deutschen Dichter wohl unheimathlich zu Muthe. »Die stets machtlos bekämpfte, bei jedem Schritte durch die wenigen Auen Italiens sich neugebärende Klage (über die schneidenden Dissonanzen seiner Bewohner) verstummte zum erstenmale in den Albaner Bergen. Auf ihren Höhen, in ihren frischen, quelligen Thälern trat mir ein frisches, wohlwollendes, sorgloses Völkchen entgegen, ein jederzeit dienstwilliges, ein fast durchgängig sogar von der häſslichen Erbsünde der Italiener, dem Eigennutz, freies — der seltenste Lobspruch, den ein Transalpiner erringt. . . . . Freundlich begrüſste das Landvolk den Wanderer, wies den Irrenden willig zurecht, fragte wohl zutraulich: ob er ein Fremder sey? ob er gekommen, die schöne Gegend zu beschauen? Und der Bejahung folgte dann ein lächelndes: Fate bene! Buon viaggio!«

Die Stadt Velletri aber (S. 282 ff.) kommt übel weg. »Italienische, und namentlich römische, Provinzialstädte sind schön, zauberisch schön — aus der Ferne betrachtet; man verliebt sich in sie, wie in Mädchen, welche man am Fenster, halb von Bäumen versteckt, zwischen den Gardinen schelmisch hat hervorlauschen sehen. Ihr Inneres pflegt dagegen die auflodernde Flamme des Enthusiasmus fürchterlich schnell zu löschen: und Velletri theilt das Loos seiner Schwestern.«

»Torre di mezza Via« schildert die Einöde der Campagna und den »ernsten Zauber dieser steinernen Schädelstätte« (S. 302 — 309), und damit schlieſst die Prose des zweiten Bandes.

Der dritte Band des Römerzugs eröffnet sich mit dem »Garten der Passionisten«, von welchem aus der Verf. »das alte

Digitized by Google

Rom in einem Scheideblicke zusammenfaſst und noch einmal in den Zauberkreis der mächtigen, greisen Sibylle tritt« (S. 7). Die Weine Montefaccio's bekommen wir in Jamben zu genieſsen. Dann führt uns Herr v. Gaudy zur »Peterskirche« (S. 27 ff.). »Sanct Peters Dom ist ein Epos, das, obschon aus dem herbstlichen Nachflor der Poesie, etwa einer Pharsalia vergleichbar, doch immer schon durch seine ungeheure Masse imponiren würde, wenn nicht Scholastiker und Commentatoren Alles gethan hätten, um mit ihrem Noten- und Conjecturen-Wust den Michel-Angelo'schen Mont-Blanc-Gedanken zu überbauen. Ein Carlo Maderno, der seine Faschinen-gethürmte Façade vorschob, ein Marchioni, welcher der Kirche jene Finne von einer Sakristei anhing, und wie nun alle die unverantwortlichen Minister sich nennen mögen, widmeten ihr Leben dem Zwecke, die groſsartige Idee ihres Souveräns Buonarotti zu verhunzen, und die Unzufriedenheit der beschauenden Völker zu erregen. Dennoch würde Sanct Peter sein Recht behaupten und die ihm gebührende Bewunderung erzwingen, wenn ein Standpunkt existirte, von welchem aus seine Gröſse übersehen werden könnte.« (S. 31 f.)

Nach der Schilderung des Frohnleichnamsfestes (S. 40—51) führt er uns am Feste San Pietro e Paolo noch einmal in die Peterskirche (S. 51 ff.), und schildert uns »die Transfiguration der Michel-Angelo'skirche« d. h. ihre Beleuchtung. »Aber die Magierin Roma begnügte sich nicht, dem Fremdling im höchsten Schimmer ihrer wunderbaren Reize zu erscheinen = derselbe Abend sollte sie ihm auch noch in ihrer furchtbarsten Gestalt enthüllen.« Und nun schildert unser Reisende einen Gattinmord, dessen Zeuge er war und zu dem die tausend Lampen leuchteten (S. 50 f.). Der nächste Abschnitt beschreibt das Feuerwerk der »Girandola« (S. 61—64), dann folgt (S. 65—76) der »Abschied von Rom.«

Achtzehn Bilderkränze sind der Heimkehr gewidmet. Um noch Raum für ein Wort über die Poesie des Vfs. zu gewinnen, übergehen wir sie, die unter andern Pisa, Ferrara, Verona und Venedig berühren, mit Stillschweigen, obgleich sie hinter den übrigen Schilderungen nicht zurückstehen; nur Eine mit ächt Jean Paul'schem Humor behandelte Scene auf dem Dampfboote Sully (S. 88 ff.) können wir nicht verschweigen. Eingeschachtelt wie ein zur Versendung zugerichteter Ortolan liegt der Dichter auf seiner Schlafstelle gerade unter einer Dame, die unter den donnernden Wogen ächzet, aber deren Antlitz verhüllt bleibt.

Digitized by Google

Endlich schnappt ihr nachbarliches Füſschen beklemmt nach Luft; ein allerliebster Philinenpantoffel kommt zum Vorschein; »dem Titelblatte des Fuſses folgte eine der liebenswürdigsten, einschmeichelndsten Vorreden von der Welt; sie bezauberte mich vollständig durch ihre leichten, graziösen Wendungen, durch Eleganz des Vortrags, durch Rundung des Periodenbau's. Aber mit dem Schluſsstreich eines himmelblauen Strumpfbandes schloſs sie ab« — hony soit qui mal y pense. Und nun bemüht sich unsers Dichters Phantasie die lange Tantalusnacht hindurch aus diesem Torso die Statue zu restituiren, und wir fürchten jeden Augenblick eine frivole Lösung. Aber er bleibt sich auch hier gleich und erzählt mit behaglicher Selbstironie die Nemesis, die ihn trifft. Am andern Morgen sieht und spricht er die ganze Schöne unverhüllt. Es war keine decidirt häſsliche Schöne, die interessant seyn könnte, »wie ein seltsam gemaserter Ulmer Pfeifenkopf«, es war eines der mit der Nase lächelnden, stirnglänzenden, scheuerfestlich verklärten Butterbrodgesichter — von den Frauen der Landgeistlichen tragen sieben Achtel diesen Typus [so, Herr Baron?] — es war die Ehegattin eines Opticus, die ihm einen Tubus aufschwatzen wollte. (S. 96—107.)

Der Schluſs des Ganzen (III, S. 276) lautet: »Einzelne Goldkörner nur waren es, welche ich dem übervollen Schatzgewölbe meiner Erinnerungen enthob. . . . Erblindete ihr Glanz nicht in meiner Hand. und bewegen diese Splitter erschauter Herrlichkeit nur Einen der Käufer in den unerschöpflichen Zauberschacht hinabzuklimmen — dann ward meinem ohnmächtigen Streben die ewigleuchtenden Sternbilder Hesperiens im geistigen Spiegel aufzufangen, der reichste Kranz.«

Nun noch einen Blick auf die eigentliche, auch formell so zu bezeichnende Poesie des Vfs. im Buche. Zwar hat sie seine gesammte Prosa überfluthet. Aber so interessant eine solche Überschwemmung ist, ein wohlthätigerer Anblick ist doch ein innerhalb seiner naturgemäſsen Ufer bald in Frieden, bald in zornigen Fällen, immerdar aber begränzt, dahinwallender Strom.

Unser Verf. fühlt sich als Dichter, und hat dies (II, 283), Veranlassung von einer Äusserung Brentano's nehmend, »daſs es ein verdächtig Ding um einen Dichter von Profession sey, der es nicht nur nebenher ist, mit starken Worten ausgesprochen: »der Maler, der Architekt, der Componist dürfte voll edlen Stolzes auf seine geliebte Kunst sich Jünger der Muse nennen — und kein Schriftsteller sollte es? Dem Bauchredner wäre es vergönnt,

sich seines Talents zu rühmen, und Einem, der aus der Tiefe seines Herzens redet, nicht? Der Steuerrevisor, der Executor, jeder in der Tretmühle der Verwaltung seufzende Packesel dürfte, ohne über sein Halfter zu erröthen, sich zu seinem stumpfen Kreislauf bekennen — und der Dichter, er, der über die Bebungen tausender Herzen gebietet, ihre Stürme erregt, und auf die empörten Wellen das lindernde Öl träufelt, die Miſsklänge der Erdenwelt in süſs schmeichelnde Akkorde auflöst, er, dessen Seufzer, Klagen, Entzückungen von Jahrhunderten zu Jahrhunderten zittern, er sollte blöde und verlegen die Augen niederschlagen, wenn man ihn fragt, was er sey, und sollte nicht mit lautjubelnder Stimme ausrufen dürfen: Heil, dreimal Heil mir, daſs ich ein Dichter bin! . . . . Mögen diejenigen, welche die Göttin schnöde verläugnen, wiederum von ihr verläugnet werden — *ich* kenne keinen höhern Stolz, als mich Dichter nennen zu hören, als mich selber einen zu nennen. Und ist es verdammliche Anmaſsung, sich als Sänger zu verkündigen? Hieſse dies sich mit dem Lorbeerkranz, der nur dem Geweihten ziemet, schmücken, wenn ich, der Strebende, aufjauchze, daſs mir die Gabe des Gesanges verliehen ward? Ja, dann hätte ich freilich Unrecht, nicht zu warten, bis ich gestorben wäre und die Nachwelt mich als Dichter bestätige; noch gröſsere Schuld aber trägt die Sprache, die für den Lehrling und den Meister nur *ein* Wort schuf.«

Diese Sprache steht einem Musenjünger wohl an, der seine heilige Kunst um ihrer selbst willen liebt, und in keinem Sinne je um Lohn zu üben entschlossen ist. Seinem Römerzuge hat Herr v. Gaudy über dreiſsig Dichtungen einverleibt, darunter wenigstens zehn von beträchtlichem Umfange. Alle stehen in Zusammenhang mit der vorangehenden und nachfolgenden Prose, und doch könnten sie wieder eine für sich bestehende Sammlung, einen eignen Römerzug der Muse bilden. Fünf gröſsere poetische Gespräche behandeln jene obenerwähnte Dissonanz der Einwohner mit der Natur Italiens. Der Fremde, der Wanderer, der Maler tritt hier bald in der Akademie der Künste, bald im Kloster, in der Vigne, auf dem Feldwege, im Gasthause mit seiner Bewunderung für Italiens Natur und Kunst dem Schlendrian, der Gewohnheit, der Dummheit, dem Aberglauben entgegen, die in den einheimischen Custode's, Mönchen, Winzern, Dirnen und Wirthen personificirt erscheinen. Beschreibende und meditirende Gedichte sind der Fontana die Terni, der Piazza Barberini, dem

Digitized by Google

Campo Santo gewidmet, in flüchtigern Liedern werden der Lago Maggiore, die Apenninen, die Campagna, Tivoli, Albano und andere Gegenden, als Volksspiele und Sitten geschildert, und einige der zartesten Lieder sind dem Heimweh nach Deutschland und deutscher Liebe gewidmet. (So II, 172. 258—261.) Ein allgemeiner Vorschritt des Dichters ist in den allermeisten fühlbar: ein Freiwerden von der ironischen Manier, die nur in einem einzigen Liedchen noch spuckt (2, 126). Herr v. Gaudy vertraut sich den eigenen Schwingen seiner Phantasie und seines Gefühls und überläſst die zugespitzten Pointen voll hoher Welt- und Selbstverachtung den Poetastern unsrer Zeit, dem imitatorum servum pecus. Das schönste Gedicht der Sammlung ist nach unserm Dafürhalten Die Bettlerin auf dem Corso (I, 289 ff.), deren zarte Glieder wie ein griechisches Götterbild aus verblichenem Gewande tauchen, deren Antlitz wie ein Madonnenbild, von Spinnenwebe umflort, aber unversehrt und rührend hold leuchtet:

Also schaut aus dürft'ger Hülle
Auch der Bettlerin Gesicht,
Also glänzt die bleiche Stirne,
Die das schwarze Haar umflicht.
Also sitzt sie auf den Platten
Thränenlos und matt und still,
Harrend, ob ein menschlich Auge
Stummen Jammer sehen will.

Wagen rollen, Stutzer eilen zu Pferde vorüber. Niemand bemerkt das vergrämte Mädchen.

Augengläser auf die Perle
Richtet nur ein Dandy fest,
Er, der schwere Silbermünze
In den Teller gleiten läſst.
Der sich lüstern lächelnd neiget
Zu dem reizenden Gesicht,
Und gewiſs des leichten Sieges
Leise, freche Worte spricht.

Und mit zornentflammter Wange
Springt empor die röm'sche Maid;
Nach Verachtung sprüh'nden Worten
Hascht die glüh'nde lange Zeit.
Rasch vor des Versuchers Füſse
Schleudert sie das Silberstück,
Und dann sinkt sie auf die Stufen
Von Sanct Carlo bleich zurück.

G. Schwab.

Digitized by Google

Kreuznach und seine Brom- und Jode-haltigen Heilquellen in ihren wichtigsten Beziehungen. Nach vieljährigen Erfahrungen für Ärzte und Kurgäste mitgetheilt (?) von Dr. J. E. P. Prieger, königl. preuſs. Hofrathe und Kreisphysicus, dirig. Arzt und Operateur an dem Stadthospitale u. s. w. zu Kreuznach. Kreuznach 1837, *bei Ludw. Christian Kehr. gr.* 8. *XVIII und* 271 *Seiten.*

Es ist eine kaum zu lösende Aufgabe, welche sich die meisten Balneographen stellen, nämlich: Ärzte und Kurgäste gleichzeitig mit den Ortsverhältnissen, den Einrichtungen, den Anwendungsarten und den Heilkräften der Mineralquellen, und den Krankheiten, bei welchen, und den Bedingnissen, unter welchen diese in Anwendung kommen können, bekannt zu machen. Der Arzt muſs wissenschaftliche Begründung aller Aussprüche fordern; der Laie will leichthin belehrt und unterhalten seyn. Was demnach der Erste in Anspruch nehmen muſs, ist dem Letzten unverständlich und langweilig; was für den Letzten Interesse gewährt, ist im Durchschnitt ohne Nutzen für den Ersten. Daher kömmt es, daſs in den meisten Badschriften einzelne Kapitel blos für den Arzt, andere blos für den Laien geschrieben sind und beide Theile demnach verschiedene Kapitel überschlagen müssen. Zwischen diese Klippen ist auch der Herr Verf. der vorliegenden Schrift gerathen; allein wir dürfen ihm dieses nicht zu einem besondern Vorwurfe machen, da an diesem Gebrechen fast alle Werke über Heilquellen leiden. Aber wir müssen im Interesse der Sache den schon mehrmal ausgesprochenen Wunsch, daſs solche Schriften entweder blos für Ärzte, demnach mit gehörig wissenschaftlicher Tiefe, oder blos für die Laien als einfache Belehrung und Unterhaltung geschrieben werden möchten, wiederholen. Der Standpunkt des Laien ist von dem des Arztes zu verschieden, als daſs die Aufgabe für Beide zugleich gelöst werden könne.

Kreuznachs Heilquellen haben schon einen sehr groſsen Ruf erlangt und denselben auch vielfach bewährt. Vor zehn Jahren hat der Herr Vf. in einer kleinen Schrift: »Kreuznach und seine Heilquellen, 1827.« die Aufmerksamkeit auf diese Quellen geleitet, und war bisher unermüdet thätig, dieselben zum Wohle der Leidenden in stets gröſsere Aufnahme zu bringen.

Kreuznach liegt an der Nahe unter dem 49° nördlicher Breite und dem 25—26° östlicher Länge, 286′ über der Meeresfläche, 3 Stunden von Bingen am Rhein, 4 Stunden von Rüdesheim, 8 Stunden von Mainz, 16 Stunden von Heidelberg, 16 Stunden von Frankfurt a. M. entfernt. Das Nahethal ist durch seinen Reichthum an Wein, Obstarten, Getreide, Salz- und Mineralquellen hinlänglich bekannt, und wird wegen seiner manchfachen Schönheiten von Naturfreunden häufig besucht. Die Stadt umfaſst 1352 Feuerstellen mit 8082 Einwohnern, von welchen die Mehrzahl in sehr engen Räumen zusammengedrängt wohnt. Erst in der neuern Zeit sind vor den Thoren der Stadt einige geräumige, gesunde

Wohnungen, massiv von Stein, umgeben von Gärten, erbaut worden. In der Altstadt selbst sind nur zwei gröſsere freie Plätze, der Frucht- und der Eiermarkt. In heiſsen Sommertagen fehlt es nicht selten an gutem, süſsem Trinkwasser, obgleich man eine ziemlich groſse Anzahl von Brunnen, deren Mehrzahl aber nicht tief genug gebohrt zu seyn scheint, daselbst findet. Diesem Mangel hätte von der städtischen Behörde längst abgeholfen werden müssen, da reines, gesundes Wasser zu den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen gehört. Ebenso fühlbar ist der Mangel an Reinlichkeit in den Straſsen, zumal in den Sommermonaten. Diese beiden Gebrechen, die einen so groſsen Einfluſs auf die Gesundheit haben, tragen wahrscheinlich die Schuld, daſs die meisten Kurgäste ihre Wohnungen ausserhalb der Stadt wählen. Es liegt demnach in dem Interesse der Bewohner Kreuznach's und in der Pflicht der Medicinalpolizei, daſs diesen gerechten Beschwerden in Bälde abgeholfen werde. Auch sollte die Anlegung eines allgemeinen Schlachthauses nicht blos mehr ein frommer Wunsch seyn. Überhaupt lassen die Einrichtungen in Kreuznach noch sehr viel zu wünschen übrig: so können z. B. in den meisten Badhäusern die Badstuben gar nicht gewärmt werden, wodurch die Kurgäste in die Verlegenheit gesetzt werden, an kühlen Tagen nicht baden zu können. Selbst das allgemeine Badhaus hat nur eine heizbare Badstube. Die Erbauung eines neuen, geräumigen, den jetzigen Bedürfnissen entsprechenden Badhauses ist dringend nothwendig. Für Bequemlichkeit der Fremden ist im Ganzen sehr wenig gesorgt. Glücklicher Weise entschädigt die herrliche Umgegend für manche Entbehrungen.

In dem tief eingeschnittenen, von hohen Gebirgen umgebenen Theile des Nahethales entspringen Kreuznachs Mineralquellen. Sie kommen unmittelbar aus Porphyrfelsen in solchem Überflusse hervor, daſs allein zum Betriebe der Salinen Karls- und Theodorshalle jährlich über 10 Millionen Kubikfuſs Soole aus 8 Brunnen gefördert werden, welche leicht bei gehöriger Vorrichtung auf das Doppelte gesteigert werden können.

Gegenwärtig werden die Brunnen der Karls- und Theodorshalle, die Elisabethenquelle und die Quelle zu Münster am Stein zu Heilzwecken benutzt. Die Elisabethenquelle auf der Friedrich-Wilhelms-Insel, sowie eine nahe dabei liegende, in der Mitte der Nahe entspringende Quelle oberhalb der Stadt, sind durch den Salineninspector Schnödt gefaſst und durch kräftige Wasserbauten gegen jede, im Winter daselbst nicht selten vorkommende, Überschwemmung geschützt, so daſs sie die dort neu begründete (!!) Badanstalt nicht allein genügend mit Soole zu versehen, sondern auch die in der Stadt zu gebenden Bäder reichlich zu versorgen im Stande sind.

Die Temperatur der einzelnen Quellen ist verschieden von 6½° — 23° R. Der Herr Verf. gibt tabellarisch den Gehalt an festen Bestandtheilen und die Temperatur der verschiedenen Quellen an. Diese Beobachtungen wurden von den Salineninspectoren

Digitized by Google

Geiger und Schnödt bei gänzlicher Leere der Brunnen an der den Bohrlöchern entströmenden Soole gemacht. Sie blieben in verschiedenen Jahren, bei jeder äussern Temperatur, sich immer gleich, wovon sich Herr Prieger oft selbst überzeugte.

Zu Heilzwecken wurden die Kreuznacher Quellen erst seit 1817 benutzt, und erst seit 1827 sind sie mehr bekannt. Anfangs hatte man nur auf den Salinen, der Theodors- und Karlshalle, Anstalten zur Aufnahme von Badgästen getroffen. Es dauerte eine geraume Zeit, bis man in der Stadt nur irgend einen Versuch zum Fassen einer Quelle machte. Lorenzi brachte es im J. 1828 im Stadtrathe dahin, daſs unter seiner Leitung eine Quelle mitten in der Nahe gefaſst werden sollte; allein die bewilligten Gelder reichten zur Vollendung nicht aus. Im Herbst 1834 bildete sich eine Actiengesellschaft, welche den auf der Insel gelegenen Brunnen sammt der Quelle in der Nahe fassen lieſs. — Im Jahr 1826 überstieg die Zahl der genommenen Bäder noch nicht die Summe von 320; im J. 1834 erreichte sie schon die Zahl von 7970, und im J. 1836 wurden 17,426 Bäder gegeben. Zu diesen 17,426 Bädern wurden 70,080 Berliner Quart oder 584 Ohm Mutterlauge verwendet. G. Osann's Analyse der Mutterlauge lieferte folgendes Resultat; in 100 Theilen Mutterlauge sind enthalten:

Bromcalcium	24,12
Chlorcalcium	9,29
Brommagnium . . .	0,48
Jodine	0,18
Chlorkalium	0,80
Sonstige Stoffe . . .	1,28
Wasser und Verlust .	63,85
Summa	100

Der Geruch der Mutterlauge ähnelt sehr dem der Seetang-Arten, nur daſs er viel stärker die Brom- und Jod-Verbindungen wahrnehmen läſst. Die Mutterlauge ist dunkelgelblich, klar, dickflüssig. Ihr Geschmack ist widerlich, bitter, salzig, zusammenziehend. Dem Gefühle nach ist sie glatt, weich, fettig. Kömmt sie längere Zeit mit der Oberhaut in Berührung, so stirbt diese ab. Trotz der dicken Consistenz kann man sie auf längere Zeit nur in Gefäſsen von Glas oder gutem Steingut aufbewahren; hölzerne Gefäſse durchdringt sie und macht die Holzfasern weich, mürbe und zerreiblich.

Die groſse Menge von Brom verdient die ärztliche Beachtung. Löwig will in 30 ℔ eingedickter Mutterlauge 20 ℥ Brom gefunden haben. Dietrich erhielt aus 30 ℔ nur 8 ℥.

Seit dem Jahre 1836 sind auch einige Badanstalten in Privat- und Wirthshäusern errichtet worden; allein diese entsprechen dem nicht, was man bei einem so starken Besuche dieses Badortes und den hohen Preisen der Wohnungen hätte erwarten können. Auch die auf der Friedrich-Wilhelms-Insel angelegten 18 Bäder lassen sehr viel zu wünschen übrig. Ebenso genügen die

Digitized by Google

auf den Salinen eingerichteten Badanstalten den jetzigen Bedürfnissen nicht. Die zu Münster sind am zweckmäſsigsten eingerichtet.

Das specifische Gewicht der Kreuznacher Salzbrunnen ist etwas schwerer, als das des süſsen Wassers. Der Geruch der Brunnen ist ähnlich dem des Meerwassers, dem der Seetang-Arten, was wohl von der Verdunstung von Brom und Jod herrühren mag. Auch riecht das Wasser etwas bituminös. Es ist hell, klar, völlig farblos. In dem Glase entwickelt es viele kleine aufsteigende Bläschen von entweichendem kohlensaurem Gase. Bewahrt man es in verkorkten Flaschen auf, so wird es in den ersten 24 Stunden weiſslich getrübt, wobei sich ein bräunlich flockiger Niederschlag absetzt. Derselbe besteht fast nur aus kohlensaurem Kalk und Eisenoxyd. Nach einigen Tagen hört diese Ablagerung auf und das Wasser wird wieder klar. In einem Glase mit der atmosphärischen Luft dauernd in Verbindung gesetzt, entsteht weniger Trübung; allein der braune flockige Niederschlag erzeugt sich viel schneller, so daſs bereits nach 24 Stunden nichts mehr niederfällt. Nach dieser Zeit entwickeln sich auch keine Luftblasen mehr. Kocht man aber das Wasser, so entweichen noch immer Gasblasen, und das Eisenoxyd setzt sich zu Boden.

Der Geschmack des Wassers ist salzig, auf der Zunge etwas prickelnd und gelinde zusammenziehend.

Die Bäder geben ein angenehm wohlthuendes, und wenn sie mit etwas Mutterlauge verstärkt sind, ein fettiges, weiches, belebendes Gefühl.

Nach G. Osann's chem. Zerlegung enthält der Karlshaller Brunnen in 16 ℥ Wasser folgende Bestandtheile:

	Gran
Jodnatrium	0,0440
Bromcalcium	6,6025
Brommagnium	1,3672
Chlornatrium	59,6651
Chlormagnium	0,6786
Chlorcalcium	2,5612
Chlorkalium	0,4071
Salzsaure Thonerde	0,4321
Chlorlithium	0,0566
Manganchlorür	0,6538
Kohlensaurer Kalk	0,6133
Kohlensaure Bittererde	0,4730
Kohlensaures und quellsaures Eisenoxydul	0,3645
Kieselerde	0,0313
Quellsatzsäure u. ein eigenthüml. harziger Stoff	1,4717
	75,4220

Gasförmige Bestandtheile bei 15° R. u. 27″, 2,3‴ Barometerstand:

Kohlensaures Gas	3,98 par. Zoll
Atmosphärische Luft d. h. Stick- u. Sauerstoffgas	0,93 » »
	4,91 par. Z.

(Der Beſchluſs folgt.)

N°. 51. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Prieger: Kreuznach und seine Heilquellen.

(Beschluſs.)

Die verschiedenen Quellen Kreuznachs differiren in chemischer Hinsicht nur sehr wenig.

Die Heilkräfte der See- und Soolbäder müssen vorzugsweise in dem Vereine von Jod, Brom- und Chlorsalzen gesucht werden. Herr Prieger giebt eine dankenswerthe Zusammenstellung derjenigen Mineralquellen, welche diese Bestandtheile am reichlichsten enthalten.

Bezüglich des Gebrauches dieser Quellen ist, wie bei Anwendung jedes Heilmittels, die Berücksichtigung der Individualität, der Krankheit u. s. w. nothwendig. Sehr häufig wird in dieser Hinsicht bei der Benutzung von Mineralquellen gefehlt.

Vor Allem ist hier die Temperatur der Bäder zu bestimmen. Der Herr Verf. fand, daſs die Mehrzahl der nach Kreuznach gesandten Kranken lauwarme Bäder von 25—28° R. bedürfen. — Wärmere, an das Heiſse grenzende, über 28° R. steigende Bäder fand er in allen Fällen nachtheilig; ebenso schädlich aber auch den Gebrauch der kühlern oder kalten Bäder, nämlich unter 22° R. Die in solcher Wärme (zwischen 22 und 28° R.) genommenen Soolbäder wirken angenehm beruhigend auf das Drüsen-, Lymph-, Gefäſs- und Nervensystem.

Die beste Zeit zum Gebrauche der Soolbäder ist die wärmere Jahreszeit. Man bade, wenn man nicht trinkt und keines Frühstückes bedarf, früh am Morgen, am besten nüchtern. Bei schwächlichen und sehr angegriffenen Kranken hat man ungemein ein- und durchdringende Wirkung von am Abend zwischen 6—8 Uhr unmittelbar vor dem Schlafengehen genommenen Bädern gesehen. Herr Prieger läſst die ersten Bäder bei zarten Kindern nicht über 10, bei Erwachsenen nicht über 15—30 Minuten gebrauchen, und alsdann allmälig, wenn es die Krankheit fordert und die Kräfte es zulassen, bis zu **einer** Stunde steigen. Nach dem Bade begebe sich der Kranke zur Ruhe.

Die Quantität des Zusatzes von Mutterlauge zu den Bädern ist sehr verschieden von 1 Schoppen bis zu 30—40 und mehr Maſs zu einem Bade.

Zwischem 20sten und 30sten Bade bemerkt man gewöhnlich den sogenannten **Badausschlag**. Er zeigt sich in Kreuznach vorzugsweise am Scrotum, am mons veneris, in den Achselhöhlen, an den behaarten Theilen des Halses u. s. f. Der Ausschlag ist critisch. Der Herr Verf. beobachtete 4 Arten desselben, die er genau beschreibt.

Digitized by Google

Zum Trinken sind die Morgenstunden, wenn die Sonnenstrahlen die Luft schon erwärmt haben, am geeignetsten. Am zuträglichsten ist das Trinken bei leerem Magen; doch müssen auch hier Ausnahmen gemacht werden. — Wieviel, ob rein oder mit andern Substanzen gemischt, getrunken werden soll, hängt von der Individualität, von der Krankheit u. s. w. ab, weſshalb dies dem ärztlichen Ermessen überlassen bleiben muſs. Gewöhnlich läſst man für Kinder, denen der unangenehme Geschmack nicht behagt, das Wasser mit Milch, Fleischbrühe oder irgend einem Schleime mischen.

Die vollkommene Verdauung des Wassers wird am besten durch langsames Trinken — alle 10 — 15 Min. ein kleines Glas bei mäſsiger Bewegung — bewirkt.

Die Wirkung der Jod- und Bromhaltigen Soolquellen, zum Trinken und Baden benutzt, ist kühlend, die Haut gelinde reizend, die Gefäſse und Nerven der Haut stärker anregend. Durch die lebhafte Einsaugung, welche diese Wasser durch ihre Reizung des Lymph- und Blutgefäſssystems zu erregen im Stande sind, verbessern sie die Säftemasse, wirken eröffnend, zertheilend, auflösend und die Secretionen befördernd. Vorzugsweise bethätigen sie die Schleimhäute, die Drüsen- und Lymphgefäſse. Herr Prieger beobachtete groſsen Nutzen bei Leiden des Halses, des Kehlkopfes, der Luftröhre, der Lungen, der Verdauungsorgane. Er sah bei scrophulösen Kranken, welche an Tuberkeln der Lungen, an chronischen Schleimsecretionen des Kehlkopfes, der Luftröhre und deren Verzweigungen mit Auflockerung der Schleimhäute und Anschwellung der in diesen befindlichen Drüschen litten, trefflichen Erfolg von dem Einathmen der Baddämpfe. Die wohlthätige Wirkung des Einathmens der Verdünstungen auf den Gradirwerken und an den Siedpfannen bei solchen Leiden ist bekannt. — Auf die Digestionsorgane wirken die Kreuznacher Wasser ebenfalls belebend, der Appetit wird verstärkt, die Verdauung erhöht, die Chylification umgeändert und gebessert. Deshalb leisten sie gute Dienste bei Verstopfungen, Verdickungen, Verhärtungen, Anschoppungen und Trägheit der drüsigen Organe des Unterleibes, der Leber, der Gekrösedrüsen, der Bauchspeicheldrüse, bei Verhärtungen der Prostata, als Folge scrophulöser, schlecht oder unvorsichtig geheilter Gonorrhöen, sowie ähnlicher Leiden der Testikel. Hier wirken sie auflösend, die Mischung der Säfte umstimmend, die Resorption verstärkend. Auf die Harnwerkzeuge wirken sie ebenfalls gelinde reizend und belebend, und sind bei Leiden derselben, wenn diesen eine scrophulöse, arthritische, herpetische oder syphilitische Ursache zu Grunde liegt, mit sehr günstigem Erfolge gebraucht worden. — Auch auf das Uterinsystem haben sie eine wohlthätige Einwirkung; sie reguliren und befördern die schmerzhafte und stockende Menstruation, zumal wenn diesen Störungen Scrophulosis zu Grunde liegt. Ebenso wirksam haben sie sich bei Fluor albus und bei Chlorosis gezeigt. — Mit gleichem Vortheile bedient man sich

Digitized by Google

auch derselben bei alten rheumatischen und gichtischen Ablagerungen, bei Ausschwitzungen, Verhärtungen und Verdickungen der Muskelscheiden, der Gelenkbänder und der Knochenhäute, ja selbst bei Auftreibungen der Knochen, besonders wenn diese gichtischer, scrophulöser oder syphilitisch-mercurieller Natur sind. — Auch bei Störungen in den serösen Gebilden haben sie sich gleich heilkräftig bewiesen. Bei Ausschwitzungen in das Zellgewebe, in die Bauchhöhle, ja selbst bei Exsudationen in die Kopfhöhle haben sie Resorption bewirkt. — Ferner haben sie sich einen Ruf erworben bei Leiden des Gefäſs-, besonders des Venensystems, bei Unordnung, Trägheit, Stockungen in den gröſsern Gefäſsen der Unterleibsorgane, bei erhöhter Venosität, Plethora abdominalis, Hämorrhoidalbeschwerden, Hypertrophie und Verhärtung der Leber, hartnäckiger Gelbsucht, Hypochondrie und selbst Melancholie, wenn diese durch Stockungen im Unterleibe begründet sind. Hier thun Klystiere von Kreuznacher Wasser gute Dienste.

Im Allgemeinen haben sich die Kreuznacher Mineralquellen heilbringend bewiesen: bei Scrophulosis in ihren verschiedenen Formen; bei Stockungen, Anschwellungen und Verhärtungen in den Geschlechtsorganen; bei geschwächten Geschlechtsfunctionen; bei syphilitischen und mercuriellen Dyscrasien; bei gonorrhoischer Tuberkelbildung; bei Leiden der Nieren und der Harnblase; bei chronischen Hautkrankheiten, vorzüglich bei Flechten in ihren manchfachen Formen; bei Krankheiten der Gelenke und Knochen; bei Rhachitis; bei Rheumatismus; bei Gicht und Hämorrhoiden; bei Hysterie und Hypochondrie u. s. w. — Dagegen dürfen diese Mineralquellen nicht gebraucht werden bei allen heftigen Entzündungen; bei allen Arten von Vereiterungen der Lungen, des Kehlkopfes, der Luftröhre; bei Neigung zu activen Blutflüssen aus den Lungen; bei Anlage zu Scorbut oder bei wirklichem Vorhandenseyn desselben; bei allgemeiner Colliquation; bei allgemeiner Schwäche nach groſsen Säfteverlusten.

Das diätetische Verhalten der Kurgäste ist genau angegeben. Durch viele, gedrängt erzählte, Krankheitsgeschichten sucht der Herr Verf. seine Angaben zu bewahrheiten. Mit der Aufzählung der Unterhaltungsplätze, Promenaden und Lustparthieen der Umgegend schlieſst Herr Prieger diese gehaltreiche und beachtungswerthe Schrift. Es wäre wünschenswerth gewesen, wenn der Herr Verf. sich mitunter etwas schärfer und kürzer gefaſst, und manches nicht Hiehergehörige, z. B. die chemische Analyse der Soole und der Lauge in französischer Sprache, die Beschreibung der Haut und ihrer Functionen (S. 100—108), Beaumont's Beobachtungen über die Verdauung einzelner Speisen (S. 196—198) u. s. w. weggelassen und dafür angegeben hätte, welche Krankheiten in Kreuznach und der Umgegend endemisch herrschen. — Das Werk ist in typographischer Hinsicht gut ausgestattet und mit einer schön lithographirten Ansicht des Elisenbrunnens geziert.

Dr. Franz Ludw. **Feist** *in Mainz.*

Digitized by Google

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

RÖMISCHE LITERATUR.

Vorschule zum Cicero. Ein Handbuch für angehende Leser dieses Schriftstellers. Von Dr. S. Chr. Schirlitz. Wetzlar 1836. *Verlag von Carl Wigand. Zweite bis fünfte Lieferung inclus. oder S.* 65 *bis* 320 *in gr.* 8.

Wir freuen uns, den raschen Fortgang eines Unternehmens ankündigen zu können, das wir schon in der Anzeige der ersten Lieferung (Jahrbb. 1836. S. 936 ff.) als ein recht nützliches bezeichnen zu können glaubten. In den vier Lieferungen, welche uns vorliegen, ist die Schilderung der Lebensverhältnisse Cicero's — der erste Abschnitt des Ganzen — fortgesetzt und auch beendet S. 227. Auch hier sind, wie bei der ersten Lieferung, in zahlreichen und zum Theil ausführlichen Noten unter dem Texte weitere Erörterungen oder Nachweisungen über das gegeben, was im Texte selber nur kurz berührt oder angedeutet werden konnte, wobei neben Middleton insbesondere die Briefe Cicero's sowie die brauchbare Schrift von Abeken (s. diese Jahrbb. 1836. S. 283 ff.) und die Bemerkungen Wielands vielfach benutzt sind, letztere vielleicht mehr als Mancher wünschen möchte, obwohl der Verf. gewiſs wohl daran gethan hat, manche unrichtige oder unwahre Bemerkung des geistreichen Mannes in ihre gebührenden Gränzen einzuweisen, wie dies an mehr als einer Stelle geschehen ist. Auch Drumanns einseitige und ungerechte Urtheile werden an mehrern Stellen berichtigt. Ausführlichere, mehr antiquarische Bemerkungen, wie wir deren in der ersten Lieferung einige bemerkten, sind dagegen hier weniger anzutreffen, sie liegen auch allerdings dem eigentlichen Gegenstand der Schrift und ihrer Bestimmung schon ferner; wie denn ein gröſseres Maſs in solchen Noten dem Werke nur zum Vortheil werden konnte. Mit vieler Umsicht ist aber auch der Inhalt des Buches selbst abgefaſst und die darin aufgestellten und ausgesprochenen Urtheile in einer Mäſsigung gehalten, wie billig bei allen Hand- und Lesebüchern der Art herrschen sollte. Daher der Stellen, in welchen Ref. dem Urtheil des Verfs. nicht beizutreten wagt, im Ganzen nur wenige sind, wie S. 154, wo es uns doch zu Viel gesagt scheint, daſs Dolabella, Cicero's Schwiegersohn, so ziemlich in die Kategorie eines Catilina gesetzt zu werden verdiene.

Die nöthigen literärhistorischen Notizen werden in den Noten nirgends vermiſst. So z. B. S. 160 über Cicero's Rede pro Marcello, wo in einer ausführlichen Note die ganze Streitfrage über die Aechtheit dieser Rede besprochen und das dahin Gehörige angeführt wird. Reg. wenigstens, der mit Aufmerksamkeit diesem

Digitized by Google

Gegenstande gefolgt ist und Alles, was ihm seit 1832 darüber vorkam, sorgfältig an den Rand seines Exemplares der Röm. Literaturgeschichte S. 526—529 sich bemerkt hatte, fand hier nichts Wesentliches übergangen; man müſste denn dahin etwa rechnen Steinmetz in seiner Ausgabe mehrer Reden des Cicero (Mainz 1832) p. XIV sq., wo er die Aechtheit dieser Rede nach den Zeugnissen der Alten über dieselbe in Schutz nimmt, indeſs doch auch anerkennt, daſs dieselbe, gleich der Rede Pro Archia, sehr verderbt in den Handschriften erscheine. Eine Abhandlung von Barbier-Vemars: De Marcelliana contra F. A. Wolf., welche in dessen Mercur Latin (Paris 1813. T. V. p. 1385 und daraus in Seebode Archiv 1824. p. 475—481) stehen soll, kennt Ref. nur aus Anzeigen. Zur Rede *Pro Ligario*, über welche der Verf. S. 169 in der Note die nöthigen Nachweisungen giebt, kann noch die in Leiden 1826 erschienene Inauguralschrift P. H. A. Zullesen: De oratione pro Q. Ligario verglichen werden. Auch über die Catilinarischen Reden und deren Veranlassung und Folge wird in der Note S. 79 das Nöthige in befriedigender Weise bemerkt; an ihrer Ächtheit scheint der Verf. nicht zu zweifeln, da er S. 252 in der not. 28 ganz richtig bemerkt, daſs, wenn die drei letzten Catilinarischen Reden angegriffen würden, dann auch die Stelle in dem Briefe ad Attic. II, 1. 3, in welcher die gesammten vier Catilinarischen Reden angezeigt werden, für untergeschoben erklärt werden müsse. Dieſs letztere ist nun freilich seitdem von Orelli, der die Catilinarischen Reden mit Ausnahme der ersten für unciceronianisch hält, etwa für Produkte eines Tiro oder eines andern Rhetors, der sich auch, um seinen Betrug desto glaubwürdiger zu machen, das andere Einschiebsel in der Stelle des Briefes ad Atticum erlaubt (Oratt. selectt. Ciceronis p. 176—182), geschehen, während auch von Ahrens in diesem Sinne geschrieben worden ist (s. diese Jahrbb. 1836. p. 94—96); ohne daſs jedoch Ref. von dem Einen wie von dem Andern wäre überzeugt worden, da ihm durch die vorgebrachten Gründe die Achtheit der Reden noch keineswegs erschüttert scheint. Mit gleicher Sorgfalt hat der Verf. die Verhältnisse entwickelt, unter welchen die mit Recht so berühmten und noch im christlichen Alterthum so hochgefeierten Philippischen Reden (man vergl. z. B. Lactant. Div. Inst. VI, 18. §. 27.) gehalten worden sind, er hat überhaupt die letzten Lebensmomente Cicero's auf eine lebendige Weise geschildert. Wir fügen dieser Schilderung S. 224—227 noch die Notiz bei, die wir einem griechischen Schriftsteller der späteren Zeit, dem Ptolemäus Hephaestio V. p. 31 ed. Roulez entnehmen, wornach Cicero in den letzten Augenbicken seines Lebens, ehe ihm von den nacheilenden Verfolgern das Haupt abgeschlagen worden, in der Sänfte von seinen treuen Sclaven getragen, die Medea des Euripides durchlesen. Der Ort, wo Cicero ermordert wurde, ist wahrscheinlich unfern des heutigen Kastells von Astura, wo auch viele andere römische Groſsen ihre Villen hatten; s. Westphal Röm. Campagna S. 56. — Noch bemerken wir zu S. 171,

Digitized by Google

wo von der verlorenen *Consolatio* des Cicero geredet und zugleich vor der Verwechslung mit einer unter Cicero's Namen verbreiteten, aber in neuerer Zeit von Sigonius, wie man glaubt, verfertigten Consolatio gewarnt wird, daſs dieses Machwerk keineswegs ein Produkt des Sigonius ist. Man sieht dies jetzt klar aus der genauen Relation über diesen Gegenstand bei Krebs: Vita Car. Sigonii (Weilburg 1837) pag. 23 vergl. p. 42. Weil Sigonius eifrigst die Ächtheit dieser Consolatio gegen seinen Feind Riccobonus, der dieselbe für unächt erklärt hatte, vertheidigte, zog er sich dadurch den Verdacht zu, selbst Verfasser dieser Schrift zu seyn, obwohl er sich gegen einen solchen Verdacht ausdrücklichst verwahrte. Über die ächte aber verlorene Consolatio des Cicero ist jetzt das Programm von Fr. Schneider: De Consolatione Ciceronis, Vratislav. 1835. 8. zu vergleichen.

Mit S. 227 ff. gelangen wir zu dem zweiten Abschnitt: »Cicero als Bürger und Staatsmann.« Der Verf. sucht hier Cicero's politische Ansichten, soweit sie sich aus den hinterlassenen Schriften, insbesondere aus der Schrift De republica, ausmitteln lassen, anzugeben, und die öffentliche Laufbahn desselben, die verschiedenen von ihm bekleideten Staatsämter zu durchgehen; worauf im nächsten dritten Abschnitt S. 243 ff. »Cicero als Redner« gewürdigt wird. Ganz wahr ist es, was der Vrf. am Anfang seiner Darstellung bemerkt: »Diese Materie kann nur dann vollständig erörtert werden, wenn sie in Verbindung mit einer Geschichte der römischen Beredsamkeit gebracht, und sodann an den einzelnen Reden Cicero's nachgewiesen wird, worin die Eigenthümlichkeiten derselben liegen. Auch ist dabei vielfältig auf die Studien Rücksicht zu nehmen, welche Cicero machte, um sein angebornes Talent auszubilden. Wir können hier zu Allem diesem nur Winke und Nachweisungen geben. Auch ist der Gegenstand von Andern schon hinlänglich besprochen worden« (die in der Note S. 244 und 245 angeführt werden; wir würden auch Westermann's Gesch. d. Beredtsamkeit hinzugesetzt haben). — »Daher werden wir bei Beurtheilung der Ciceronischen Beredsamkeit nicht sowohl auf die allgemeinen, jedem guten Römer zukommenden Eigenschaften Rücksicht zu nehmen haben, sondern mehr auf das, was ihm, dem gröſsesten unter seinen Zeitgenossen, besonders eigenthümlich ist, mit der Bemerkung, daſs der Unterschied jener Eigenschaften mehr ein gradueller als genereller ist.«

Mit diesen Worten hat der Vf. ganz richtig den Standpunkt bezeichnet, von welchem seine Darstellung ausgehen muſste, und demgemäſs hat er auch in befriedigender Weise das Wesentlichste von Dem zusammengestellt, was über den Charakter und die Eigenthümlichkeiten der Ciceronianischen Beredsamkeit, über ihre Bedeutung und ihren mächtigen Einfluſs hier zu sagen war. Eine Übersicht der einzelnen Reden Cicero's, der erhaltenen wie der verlorenen, ist am Schlusse beigefügt, desgleichen eine ähnliche Übersicht der rhetorischen Schriften Cicero's mit weiteren zweck-

Digitized by Google

mäſsigen Nachweisungen. Der vierte Abschnitt stellt Cicero als Philosophen dar S. 258 ff. Der Verf. geht hier auf die bekannte Gesandtschaft der drei griechischen Philosophen zurück, weil durch sie eigentlich zuerst die Beschäftigung mit der Philosophie in Rom angeregt wurde, und knüpft daran eine kurze Darstellung der verschiedenen in Rom bekannten Systeme griechischer Philosophie, was allerdings schon aus dem Grunde nöthig war, als Cicero bei aller Vorliebe und Anhänglichkeit an die akademische Schule doch gleich den meisten Römern seiner Zeit einem gewissen Eklekticismus huldigte, der dem römischen Charakter überhaupt mehr zusagte, als ein festes Anschlieſsen an ein bestimmtes System in allen seinen einzelnen Zweigen und Seiten. Dann kommt der Verf. auf Cicero; man wird hier ein ruhiges und besonnenes Urtheil und eine gerechte Würdigung dessen, was Cicero auf diesem Gebiete geleistet hat, durchgängig finden; indem der Verf. sich eben so sehr von ungemessenen Lobeserhebungen, wie von ungerechtem und unbilligem Tadel fern hält, hat er die Abwege vermieden, auf welche noch in der neuesten Zeit selbst berühmte Philosophen und Kritiker gerathen sind, eben weil sie nach andern Rücksichten Cicero's Leistungen beurtheilten und den Standpunkt verkannten, nach welchem allein seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Philosophie zu beurtheilen und zu würdigen ist. Der Vf. hat am Schlusse des Abschnittes auch dieses Tadels gedacht; Ref. könnte noch Manches der Art beifügen, wenn er überhaupt glaubte, daſs es sich der Mühe verlohnen könnte. Es werden auch hier, wie bei dem vorhergehenden Abschnitt, die verschiedenen philosophischen Schriften Cicero's übersichtlich aufgeführt, und auch die verloren gegangenen möglichst genau verzeichnet. Die in diesen ganzen Abschnitt wohl einschlägige, auch in diesen Blättern besprochene Schrift von J. A. C. van Heusde: M. Tullius Cicero Φιλοπλάτων. Disquisitio de philosophiae Ciceronianae fonte praecipuo etc. Trajecti ad Rhen. MDCCCXXXVI., konnte dem Verf. bei Abfassung der seinigen wohl noch nicht zugekommen seyn; s. diese Jahrbb. 1837. p. 93 ff. Der fünfte Abschnitt: »Cicero als Dichter, Historiker, Geograph und Naturkundiger« S. 283 ff. gibt eine gleich befriedigende Übersicht und unter Anderm am Schluſs in der Note 85 eine schätzbare Zusammenstellung aller der Stellen, welche in Cicero's Schriften über Gegenstände der Physik vorkommen. Die sechste Abtheilung: Cicero als Gelehrter und Schriftsteller oder Cicero's Werke S. 299 ff. erscheint in der fünften Lieferung noch nicht vollendet. Es wird hier eine literärhistorische Übersicht der Bemühungen der neuern Zeit, seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften, über Cicero gegeben; es werden daher alle Diejenigen aufgeführt, die mehr oder minder mit Cicero und seinen Schriften sich beschäftigt und durch Herausgabe oder Erklärung derselben sich verdient gemacht haben; daran schlieſst sich dann ein genaues Verzeichniſs der Ausgabe der Werke Cicero's sowie der einzelnen Schriften desselben.

Digitized by Google

Nach dem Plane des Werkes haben wir nun noch einige Abschnitte über Cicero, als Privatmann, über seine Verhältnisse zu seinen berühmten Zeitgenossen wie zu seinen Gegnern, über die Urtheile der Mit- und Nachwelt, über Cicero's Latinität, als empfehlenswerthes Muster, zu erwarten nebst besonderen Einleitungen über die auf Schulen hauptsächlich gelesenen Schriften Cicero's, und mehreren Beilagen genealogischen und chronologischen Inhalts.

M. T. Ciceronis Epistolae ad Atticum, ad Quintum fratrem et quae vulgo ad familiares dicuntur, temporis ordine dispositae. Zum Gebrauche für Schulen mit den nothwendigsten Wort- und Sacherklärungen ausgestattet von Dr. Julius Billerbeck. Hannover 1836. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. Zweiter Theil* 565 *S. Dritter Theil* 438 *S. Vierter Theil* 413 *S. in gr.* 8.

Der erste Band ist bereits in diesen Blättern Jahrgg. 1836. p. 623 und 624 von einem andern Rec. angezeigt worden. Mit den vorliegenden drei weiteren Bänden ist das ganze Unternehmen beendigt und damit eine neue, vollständige Ausgabe sämmtlicher Briefe des Cicero, d. h. der ächten und unbestrittenen — in Allem achthundert zwei und sechzig Nummern — geliefert, welche, ohne Rücksicht auf die Personen, blos nach der Folge der Zeit, in der sie geschrieben sind, soweit dies anders sich ausmitteln läſst, hier geordnet erscheinen. Was die auf dem Titel genannten Wort- und Sacherklärungen betrifft, die meist in deutscher Sprache — einzelne Ausdrücke finden sich auch durch entsprechende lateinische erläutert — unter dem Text stehen, so möchte freilich nicht sowohl in der Sacherklärung, die meist recht befriedigend ausgefallen, als vielmehr in der Worterklärung Manches gegeben seyn, was der Schüler, der diese Ausgabe benutzen soll, entweder selbst schon wissen oder in seinem Wörterbuche nachschlagen sollte: weſshalb diese Bearbeitung vielleicht mehr für solche sich eignet, die privatim, für sich diese Episteln durchlesen und bei ihrer cursorischen Lectüre gern einen solchen Führer gebrauchen wollen, der sie mit Leichtigkeit über die schwierigen Stellen wegführen kann. Und da auf Schulen neben der statarischen Lectüre eine solche cursorische für das häusliche Studium gern empfohlen wird, so wird dazu eher die vorliegende Ausgabe mit Nutzen gebraucht werden können.

Das Ganze ist nach sechszehn Abschnitten abgetheilt, von welchen die vier ersten, welche Cicero's Briefe bis auf sein Cilicisches Proconsulat enthalten, also bis 703 u. c. auf den ersten Band fallen. Der zweite Band enthält die drei nächten Abtheilungen, von Cicero's proconsularischer Verwaltung in Cilicien an bis zur Rückkehr in die Heimath nach der Schlacht bei Pharsalus; der dritte Band umfaſst in vier Abschnitten die Briefe von Ende 706 und Anfang 707 an bis zu Ende von 709; der vierte Band in fünf Abschnitten die übrigen Briefe aus den Jahren 710

Digitized by Google

und 711, sowie (in dem letzten Abschnitt) die Briefe aus unbestimmbarer Zeit. Obwohl bei jeder Nummer genau die Stelle nachgewiesen, wo der Brief in den Sammlungen der Briefe ad Atticum, ad Familiares und ad Quintum fratrem steht, so ist doch am Schlusse des vierten Bandes eine Übersichtstafel, die eine vergleichende Zusammenstellung der Briefe, wie sie in dieser Ausgabe geordnet sind, mit ihrer Stellung in den genannten Sammlungen enthält, beigefügt, was wir sehr zweckmäſsig finden. Daſs bei jedem Briefe die Jahrszahl und das Datum möglichst genau sind, wird wohl kaum zu bemerken nöthig seyn. Auch ist überall eine kurze Inhaltsangabe vorausgeschickt.

Phaedri, Augusti liberti, Fabularum Aesopearum Libri quinque. Emendatiores tertium edidit, adjectis fabulis illis, quae Julii Phaedri nomine inscriptae sunt, Frid. Henr. Bothe. Schaffhusae, sumtu Conradi Seileri, 1837. VIII et 91 pagg. 8.

Die neuerlich durch Jannelli, Angelo Majo, v. Orelli und Zell bekannt gewordenen Hülfsmittel zur Verbesserung dieser beliebten Fabeln veranlaſsten den Herausgeber, die letzte Hand an sie zu legen, indem er, besonders auf dem Wege der kritischen Divination, das etwa noch Fehlende, aus Handschriften nicht zu Bessernde, zu ergänzen suchte, um so einen möglichst correcten Text dem Lehrer wie dem Schüler in die Hände zu geben. Und daſs es ihm auch gelungen ist, auf diesem Wege eine namhafte Reihe von dunkeln und schwierigen Stellen aufzuhellen, kann selbst ein flüchtiger Blick in das Buch lehren. Wir bemerken einige der auf diesem Wege von dem Verfasser geänderten oder bestätigten Lesarten. I, 4, 4: Aliamque ab alio ferrier praedam putans. 5, 7: Ego primam tollo, nominor quoniam Leo. 21, 12: Quod ferre insertum cogor. 25, 7: Accede, pota sedulo ac tute; dolum Noli vereri. 29, 3: Et sibi vacivum concitant periculum. 30, 2: Rana e palude pugnam Taurorum intuens. II, 2, 5: Animumque ejusdem pulcra juvenis ceperat. 4, 11: Terrore offuso perturbatae sensibus. 5, 10: Pro specula Siculum et prospicit Tuscum mare. (Auch P. sp. Sic. prospicit et T. m. hätte nichts Sonderliches gegen sich.) 18. Praecurrit alio in xystum. 21. Id ut putarit. 8, 12: homines rustici. Epilog. 17: Nil quidquam ut possint. III, Prolog. 18: In quo tonanti sanctum Mnemosyne Jovi, Fecunda novies, Artium peperit chorum. Fab. 5, 9: imprudentem audaciam. 7, 3: dum salutant se invicem, Et restiterunt. 10, 32: Repraesentavit ipse poenam facinoris. 47. tam vana. 11, 4: Enim, ait. 12, 4: Hic si. 17, 8: Ad quae Ergane. IV, 1, 1: Est sane leve. Dum etc. 6, 14: malis. 7, 7: Homini adsuëvi. 10, 16: auxeris. 14, 3: Olim Prometheus. 17, 31: cruciarim. 12, 1: Quo. 6. responso mero. 21, e: egregie. 15: Complures. 23, 18: Aestate mela lacessis. 24, 18. demessam. V, Prol., 12: Quia paucis ille ostendit, ego plus dissero. 14:

Digitized by Google

Quarto libellum addendum Variae perleges. Fab. 1, 28: Homo, inquit, fieri non potest famosior. 3, 11: Hoc argumentum tum dari veniam docet. 5, 25: tam favor mentes tenet. 9, 3: quo se pacto flecteret. Und bei Julius Phädrus (d. h. bei den in neuerer und neuester Zeit durch Cassiti und Jannelli und dann besser durch A. Mai bekannt gewordenen Fabeln, über deren Ächtheit seitdem so viel gestritten [s. uns. Röm. Lit. Gesch. §. 157 nebst den Nachträgen]; der Verf. sagt in der Vorrede über diese mit dem Namen eines Julius Phädrus bezeichneten Fabeln — »errare arbitror nec alia ratione appellatum puto Julium Phaedrum quam Julium Hyginum i. e. Augusti libertum. Excerpta esse haec carmina ex opere Phaedriano, inde colligas, quod 5, quibus id constat, libri valde sunt dissimiles numero fabularum; quibus libris, praesertim secundo, tertio et quinto si quis illa inseruerit, fere aequabuntur.«) Fab. 2, 8: suppliciter rogat. 11. Volo, ait Mercurius. 13: Id quoniam forte. 3, 12: festinanter. 20: Hinc falsa. 23: vitio. 4: Utilia nobis quae sint. 5, 8: »Quid?« ait. 6, 2: causam. 5: cassa. 7, 10: duco. 10, 24: Hic dum consumit miles noctem indiligens. 15, 13: Et semper. 16, 3: quum forte. 23, 1: celeripes. 25, 8: Omittit ipse persequi, et revocat canes. — Unter dem Texte befinden sich kurze Noten, in welchen die bedeutendern Varianten verzeichnet sind.

Da das Büchlein auch von Seiten des Verlegers gut ausgestattet und wohlfeil ist, so verdient es wohl insbesondere die Aufmerksamkeit der Lehrer und Schüler, deren Geschäft bisher öfters durch fehlerhafte Ausgaben erschwert wurde.

Velleji Paterculi Historiarum ad M. Vinicium Cos. Libri duo. Emendavit Frid. Henr. Bothe. Scire bonum est, nisi quo nimio obtundatur acumen. O docti, doctis parcite quisquiliis! Turici, apud J. C. F. Wirzium-Widmerum. 1837. *VI und* 152 *S. in gr.* 8.

An die eben erwähnte Ausgabe der Fabeln des Phädrus reiht sich diese von derselben Hand ausgegangene neue Bearbeitung eines Schriftstellers, bei dem wir, da handschriftliche Hülfsmittel bekanntermaſsen uns abgehen, zur Wiederherstellung des Textes hauptsächlich auf Conjecturalkritik hingewiesen oder vielmehr beschränkt sind, um so wenigstens mit Hülfe der Divination die zahlreichen verdorbenen oder lückenhaften Stellen, welche in dem Texte dieses Autors vorkommen, einigermaſsen auf ihre ursprüngliche Gestalt, so weit als möglich, zurückzuführen. Ein neuer Herausgeber dieses Autors, zumal nach dem, was in der neueren Zeit zunächst durch Orelli für die diplomatische Grundlage des Textes geschehen war, konnte daher nur diesen Standpunkt wählen, wenn er anders seinen Zweck, der doch nur in der Wiederherstellung des Textes und möglichster Annäherung desselben an das ursprüngliche Original bestehen kann, erreichen wollte. Und so wird es nicht befremden, wenn wir unsern Herausgeber auf

Digitized by Google

eben diesem Standpunkte erblicken, um auf diesem Wege einen möglich reinen Text wieder zu gewinnen. »Nihil magis studui, schreibt er S. V der Vorrede, quam, quid tot in locis obscuris partemque conclamatis, reponendum foret, ut conjectura perspicerem, sed ea, quae praesidio tuta esset cum aliarum rerum, tum inprimis palaeographiae; cumque constaret, imperitos omissioresque a negotio suo fuisse librarios Vellejanos, male acceptas ab illis voces ac literas revocare ad fidem autographi, quod inspicere mihi animo videbar. Id recte an secus fecerim, non est meum existimare; sed illud liquido affirmare possum, jam multa apud hunc nostrum sine offensione legi, in quibus vel doctissimi olim haeserunt, cum aut codicibus adulteratis nimium tribuerent aut ingenio et doctrina freti licentius grassarentur.«

Wir könnten nun auch hier, wie eben bei Phädrus, eine Reihe oder vielmehr ein Verzeichniſs von wohl dreihundert Stellen aus den beiden Büchern des Vellejus anführen, welche in dieser Ausgabe verändert und berichtigt erscheinen, unterlassen dies aber, da wir hier doch nicht in die Beurtheilung des Einzelnen eingehen können und für die, welche eine solche Prüfung zu unternehmen gesonnen sind, dadurch schon gesorgt ist, daſs in dem ersten der angehängten Indices, dem Index Personarum, unter dem Worte *Vellejus* eine solche übersichtliche Zusammenstellung der einzelnen Stellen geliefert ist, welche in dieser neuen Recensio anders gestaltet erscheinen. Übrigens sind auch in den unter dem Texte befindlichen kurzen Anmerkungen diese und andere Abweichungen sorgfältig bemerkt. Druck und Papier sind in jeder Hinsicht sehr befriedigend und sichern auch von dieser Seite dieser neuen Bearbeitung des Vellejus die wohlverdiente Aufnahme und die gerechte Anerkennung des Publikums.

Über die Kritik des Plautus. Von Friedrich Ritschl. Besonders abgedruckt aus dem Rheinischen Museum für Philologie. Erste Abtheilung. Bonn 1836. *S.* 153—216 *und* 485—570 *in gr.* 8.

Wir haben der verdienstlichen Bemühungen des Herrn Prof. Ritschl um die Kritik des Plautus schon früher in diesen Blättern mehrfach gedacht (s. Jahrgg. 1836. S. 164 ff. und 720 ff.), und glauben darum auch die vorliegende, wichtige Untersuchung nicht unerwähnt lassen zu dürfen, weil sie einerseits zur Erläuterung und Vervollständigung der von dem Herrn Verf. schon früher aufgestellten und bei seiner Bearbeitung der Bacchides in Anwendung gebrachten Sätze über die kritische Behandlung des Plautus dient, dann aber auch zugleich, durch die genaue Untersuchung über die uns bekannten Handschriften und Ausgaben des Plautus, der in dieser Hinsicht bisher fast ganz willkührlich geübten Kritik dieses Autors eine sichere und feste Grundlage giebt, die uns für die Wiederherstellung des Textes genügendere Resultate verspricht, als der schwankende und unsichere Zustand, der bisher

Digitized by Google

hier herrschte, es möglich machen konnte. Ist nur einmal mittelst der richtigen Würdigung der bekannten Hülfsmittel ein sicherer, ihre Benutzung leitender Boden gewonnen, so werden groſse Vortheile für die Behandlung des Textes daraus hervorgehen, mannichfache Irrthümer verschwinden und ein sicherer, von unnöthigen Verbesserungen wie von offenbaren Fehlern freier Text des Plautus eher möglich werden: kurz dem Willkührlichen in der Kritik des Plautus wird ein Ende gemacht und eine sichere, diplomatische Basis zur Texteswiederherstellung gelegt seyn.

Die Schrift des Herrn Prof. Ritschl zerfällt in zwei Abtheilungen, von welchen die erste mit einer Untersuchung der Handschriften des Plautus, soweit sie bekannt sind, sich beschäftigt und ihren innern Zusammenhang, ihren Ursprung und ihre Ableitung von einander auszumitteln und darnach dann auch ihren Werth und ihre Bedeutung zu bestimmen versucht. Ohne uns in das Einzelne einzulassen, was man in der Schrift selbst nachlesen muſs, bemerken wir nur soviel aus den vom Verf. gewonnenen Resultaten, daſs hiernach, soweit wir mit Sicherheit rückwärts gehen können, mehrere, vielleicht aus einer gemeinsamen Urquelle abzuleitende Handschriften des Plautus anzunehmen sind, die auf gleicher Linie miteinander stehend, also auch an Werth ziemlich gleich und gegenseitig von einander unabhängig, im Ganzen doch meist sehr miteinander übereinstimmen. Aus einer dieser vier oder fünf Originalhandschriften stammen alle übrigen uns bekannten Handschriften des Plautus, etwa mit einziger Ausnahme des Mailänder Palimpsest's, aber, wie nun Herr Ritschl näher nachzuweisen bemüht ist, durch das Mittelglied einer eigenmächtigen Recension und Interpolation, auf welcher auch die ältesten Drucke eines beträchtlichen Theils Plautinischer Komödien beruhen.

Die andere Abtheilung enthält eine sehr umfassende Darstellung dessen, was in der Kritik des Plautus seit dem ersten Erscheinen desselben im Drucke geleistet worden ist. Die verschiedenen Ausgaben desselben, von der Editio princeps an bis auf Bothe herab, werden unter einigen fünfzig Nummern aufs genaueste durchgangen und charakterisirt, so daſs auch in dieser Beziehung nun der Werth einer jeden Ausgabe, namentlich der älteren, in Absicht auf den kritischen Gebrauch, ihr Verhältniſs zu einander u. dgl. m., sorgfältig bestimmt und damit für die Bahn, welche jetzt die Kritik des Plautus einzuschlagen hat, eine eben so sichere Grundlage gewonnen worden ist, wie dies hinsichtlich der Handschriften durch die vorhergehende Untersuchung geschehen ist. — Ref. sieht verlangend den weiteren Forschungen des Verfs. über Plautus und deren Ergebnissen entgegen.

Digitized by Google

Illustri Moldani dedicati ante hos CCLXXXV annos memoriam anniversariam d. XIV. Septembris pie celebrandam indicit M. Augustus Weichert. Commentatio I. De Imperatoris Caesaris Augusti scriptis eorumque reliquiis. Grimmae, in sumptibus J. M. Gebhardt 1835. 30 *S. in gr.* 4. *Commentatio II. Grimmae. Ex officina Reimeria* 1836. 50 *S. in gr.* 4.

Es schlieſst sich diese Schrift den ähnlichen Bearbeitungen an, welche Herr Weichert über einzelne, insbesonders verlorene Dichter des Augusteischen Zeitalters seit einer Reihe von Jahren geliefert hat. Wir werden uns daher billig freuen, über den Kaiser Augustus selbst eine ähnliche Darstellung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen, soweit eine Kunde davon uns zugekommen, in gleicher Vollständigkeit und in einer gleich umfassenden Behandlungsweise zu erhalten, um dadurch in den Stand gesetzt zu seyn, über diesen Kaiser, unter dem römische Wissenschaft und Poesie gewissermaſsen ihren Höhepunkt erreicht hat, ein richtiges und wohlbegründetes Urtheil zu fällen. Wenn nun in dieser Hinsicht der Verf. an Rutgersius und Fabricius allerdings Vorgänger hatte, die den gröſsten Theil des hier zu berücksichtigenden Materials schon einigermaſsen zusammengebracht hatten, so war doch die ganze Art und Weise ihres Verfahrens von der Art, daſs eine neue Untersuchung des Gegenstandes, sollte anders der eben bezeichnete Zweck erreicht werden, insbesondere eine kritische Sichtung, Prüfung und Anordnung der vorhandenen Data, vor Allem nöthig war. Wir erhalten sie in vorliegender Schrift, bei der wir wohl es bedauern, noch nicht ihre Vollendung anzeigen zu können, die bei dem Umfang und der Wichtigkeit des Gegenstandes in eine allerdings weitere Ferne gestellt ist, da von den vierzehn Capiteln, nach welchen der Verf. das Ganze abzuhandeln gedenkt, in diesen beiden Abhandlungen nur die beiden ersten Capitel enthalten sind, freilich in einer Vollständigkeit, die nicht leicht Etwas vermissen läſst, und mit vielen und mannigfachen Detailnotizen über ebensoviele Nebenpunkte, die allerdings nicht ohne Beziehung auf den Hauptgegenstand sind und diesen theilweise beleuchten. Die erste Abhandlung oder das erste Capitel enthält: *De Caesaris Augusti juventute, magistris ac studiis;* wir finden darin eine sehr genaue Darstellung der ganzen Erziehung und Bildung Augusts von den frühesten Jahren an, seiner wissenschaftlichen Studien, seiner Lehrer, welche zuletzt §. 8 der Reihe nach aufgeführt werden. Unter diesen wird zuerst Sphärus genannt, ein griechischer Sclave, dann folgte bei heranwachsendem Alter der Stoiker Areus und neben ihm noch ein anderer Stoiker Athenodorus aus Tarsus, lauter Männer, denen Augustus auch in späteren Jahren noch mit dankbarer Liebe zugethan war. Dann, nach Ablegung der Prätexta, scheinen zwei Rhetoren, ein lateinischer, Epidius, und ein griechischer, Apollodorus, die weitere Ausbildung geleitet zu haben.

Die andere Abtheilung befaſst das zweite Capitel: *De Caesaris*

Digitized by Google

Augusti apophthegmatis, jocis et strategematis«; es enthält eine Zusammenstellung aller der einzelnen Äusserungen, der witzigen Einfälle u. dgl. m., welche von Augustus bei den Alten, zunächst bei Plutarch, Tacitus, Suetonius, Macrobius u. A. vorkommen, sämmtlich wohlgeordnet und mit ausführlichen Erklärungen jeder Art, welche unter dem Texte stehen, begleitet. Voran geht dieser Zusammenstellung eine Untersuchung über den Charakter des Augustus im Allgemeinen, indem die eben erwähnte Zusammenstellung mit in der Absicht unternommen und darum auch gleich nach nach den Angaben über Erziehung und Jugendbildung des Augustus, also vor die Aufzählung der eigentlichen wissenschaftlichen Leistungen desselben, gestellt worden ist, um den Charakter des so verschieden beurtheilten Mannes desto eher und desto sicherer aus diesen seinen Äusserungen und Gedanken im wahren Lichte erkennen zu lassen. Es ist diese Untersuchung mit der Unpartheilichkeit unternommen, die man von einem so gründlichen und besonnenen Forscher, wie der Vf. ist, wohl erwarten konnte, so wenig erfreulich auch das Resultat in den Augen Aller derer ausgefallen seyn mag, die sich in unsern Tagen berufen glauben, zum Schutze des monarchischen Princips das Patronat Aller derer zu übernehmen, die in diesen Zeiten der sinkenden römischen Republik durch die niedrigsten Künste der Demagogie, durch Gemeinheit und Schlauheit, verbunden mit kaltblütiger Grausamkeit, mitten unter einer sittlich entarteten und verdorbenen Welt, ihre Herrschbegierde oder ihren ungemessenen Ehrgeiz oder ihre schmutzigen Laster — man denke an Antonius — zu befriedigen suchten und darum als die edelsten und ehrenwerthesten Charaktere uns erscheinen sollen. Es bedarf in der That nur eines Blicks in die hier geführte Untersuchung und in die darin vorgebrachten Stellen eines Tacitus u. A., um über einen Augustus (denn von Antonius ist hier nicht weiter die Rede) auf andere Ansichten geführt zu werden. Herr Weichert gehört, um es gleich zu bemerken, nicht zu den blinden Lobrednern und Verehrern dieses Herrschers, namentlich von Seiten seines persönlichen Charakters, der freilich auch auf seine politische Handlungsweise nicht ohne Einfluſs bleiben konnte, obwohl die letztere und deren Würdigung ausserhalb des Kreises dieser Darstellung liegt. Sie mag vielleicht anders ausfallen und den Augustus selbst über einen Cäsar stellen, der als Charakter, als Mensch, und zwar als edler Mensch, so hoch über Augustus steht, dem, wie unser Verf. irgendwo in dieser Abhandlung bemerkt, die Milde und Herzensgüte eines Cäsar und selbst seines Vaters fehlte, während er an kaltblütiger Grausamkeit eher einem Sylla ähnlich war, dabei aber doch genug Schlauheit und Lebenserfahrung besaſs, um Männer wie einen Mäcenas und Agrippa für seine Zwecke zu gewinnen und zu gebrauchen und darum auch stets in Ansehen und Ehre zu erhalten, während er zugleich alle seine Handlungen in einem beschönigenden Lichte darzustellen wuſste. Herr Weichert, nachdem er zuerst ein sehr hartes und ungünstiges Urtheil über

Digitized by Google

Augustus S. 5 ausgesprochen (»At si ex eo, quo modo quisque natus est et institutus, exquirimus, quid deceat ac quid sit laudabile, Augustus, spectata maxima vitae ejus parte, dicendus est multum degenerasse a parentibus neque se cum domestica disciplina, tum etiam naturali quodam bono defendisse. Neque enim puto quemquam tanto illius studio et amore captum teneri, quin eum Triumvirum, multorum scelerum non suspicione sed infamia commaculatum, detestetur et quae tum ediderit haud fallacia animi inhumanissimi et improbissimi documenta toto animo perhorrescat, etiamsi nonnullorum gratiam facinorum vel juventuti ejus faciamus vel temporum necessitati condonemus«), sucht deshalb vor Allem die eigenen Ansichten der Römer nach dem Tode Augusts, ihre Urtheile über seinen Charakter u. s. w. auszumitteln, in welcher Beziehung denn die Äusserungen eines wahrheitliebenden und ebenso strengen Forschers, des Tacitus Annall. I, 9. 10. einer näheren Untersuchung S. 12 ff. unterworfen werden, deren Resultat dahin ausfällt, daſs auch Tacitus keine vortheilhafte Ansicht von der Persönlichkeit und dem Charakter eines Mannes gehabt hatte, dessen verstecktes, schlaues, zweideutiges Wesen in der Seele eines Tacitus nur Widerwillen erregen und in ihm auch den Glauben an das, was so Manche der Zeitgenossen dem Augustus vorwarfen, an seine ungemessene Herrschbegierde, an die Heuchelei, Verstellung, Grausamkeit u. s. w. erzeugen muſste. Was zur Entschuldigung oder Rechtfertigung des Augustus oder überhaupt zu seinem Lobe in politischen Beziehungen sich anführen läſst, ist ebenfalls schon als Stimme der Zeitgenossen von Tacitus in kurzen aber treffenden Zügen auf eine Weise dargestellt worden, der schwerlich noch Viel weiteres hinzuzufügen wäre. Wie der Verf. der vorliegenden Schrift darüber denkt, mag ausser der eben angeführten Stelle noch eine andere, die wir aus S. 15 entnehmen, andeuten: »Atque omnibus, quae scriptores de vita Augusti cum publica tum privata memoriae prodiderunt, compositis eisque sine cupiditate consideratis, ingenue fateamur necesse est, illum Principem ne in medio quidem vitae actu neque factis suis neque dictis ita invigilasse, ut ne homo esse existimaretur ex contrariis diversisque atque inter se pugnantibus naturae studiis cupiditatibusque conflatus et omnes aut bene aut male agenti rationes extrinsecus suspensas habens.« Diesen Charakter glaubt auch Herr Weichert in den von den Alten uns aufbewahrten Einfällen, Scherzen u. s. w., wie sie von S. 18 an zusammengestellt und erörtert sind, zu entdecken, da in ihnen theilweise Menschenfreundlichkeit und eine gewisse Humanität nicht zu verkennen ist, während andrerseits auch Manches darunter vorkommt, was Stolz und Grausamkeit und ein Wegsetzen über Alles, was bei Gott und Menschen heilig ist, nur zu sehr verräth. — Daſs Herr Weichert auch abweichende Urtheile nicht übersehen, sondern mit gleicher Sorgfalt in den Noten aufgeführt hat, bedarf wohl kaum einer besondern Anzeige.

Schlüſslich bemerken wir noch nach S. 6 die übrigen, dem-

Digitized by Google

nächst zu erwartenden Abschnitte der Schrift: Cap. III. De A. poematis, Latinis et Graecis. IV. De A. rescriptis Bruto de Catone. V. De epistolis itemque Codicillis. VI. De sermonibus et orationibus. VII. De edictis. VIII. De legibus ac constitutionibus. IX. De descriptione terrarum. X. De hortationibus ad philosophiam. XI. De Commentariis, quos de sua vita scripsit. XII. De ejus operibus postremis: 1. Monumentum Ancyranum. 2. Rationarium et Breviarium imperii. 3. Mandata de administranda republica. 4. Mandata de funere suo. XIII. De Testamento. XIV. De ejus in literas artesque liberales meritis.

Solennia examinis publici vernalis — in auditorio gymnasii Senatorii Osnabrugensis celebranda — indicit J. H. B. Fortlage, gymnas. director. — Praemissa sunt nonnulla ad historiam belli Punici secundi spectantia. Scripsit C. G. A. Struve, conrector. Osnabrugi, typis Kisslingianis. MDCCCXXXVII. 15 *S. in gr.* 4.

Der Gegenstand dieser Schrift, die als ein schätzbarer Beitrag zu der Geschichte des zweiten punischen Kriegs sowie zur Kriegsgeschichte der Römer überhaupt zu betrachten ist, besteht in der Nachweisung, daſs eine Hauptursache der Niederlagen, welche die Römer im Laufe dieses Kriegs gegen Hannibal erlitten, in dem Mangel an Reiterei gelegen. Es werden deshalb die Schilderungen, welche Polybius und Livius von diesen einzelnen Treffen und Schlachten uns liefern, durchgangen, und daraus nachgewiesen, wie insbesondere die Numidische Reiterei des Hannibal den Römern stets so furchtbar gewesen, so daſs selbst Livius, als nach der Einnahme von Sellasia fünfhundert numidische Reiter in die Gewalt der Römer gekommen waren, ausrufen konnte: »nec deinde Poenus, quo longe valuerat, equitatu superior fuit« (XXVI, 38). Die Einrichtung der Velites hätte, wenn man früher dazu geschritten wäre, den Römern manche Niederlage ersparen können, wie der Verf. S. 13 annimmt. Erst unter Scipio, der den Krieg nach Afrika spielte und der Bildung einer guten Reiterei besondere Aufmerksamkeit zuwendete, änderten sich diese Verhältnisse, die selbst schon in der Schlacht bei Zama, der ersten, in der Hannibal, mit den eigenen Waffen angegriffen, besiegt worden, ihren Einfluſs äusserten.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 52. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Römische Literatur.

(Beschluſs.)

Solennia anniversaria in gymnasio regio Baruthino — rite celebranda rectoris collegiique nomine indicit Dr. Henr. Guil. Heerwagen. Praemittitur de P. et L. Scipionum accusatione quaestio. Baruthi MDCCCXXXVI. Ex officina Hoerethiana. 19 *S. in gr.* 4.

Den Inhalt dieses Programms bildet eine sehr genaue Erörterung der berühmten, aber von den Alten auf verschiedene Weise erzählten Anklage, welche 565 u. c. gegen die beiden Scipionen, den Africanus und den Asiaticus erhoben wurde. Zeit der Klage sowie die letztere selbst, dann die Person der Ankläger und andere Nebenumstände werden auf verschiedene und von einander abweichende Weise berichtet. Livius (XXXVIII, 50—60), allerdings die Hauptquelle, und wie der Verlauf dieser Untersuchung zeigt, auch die zuverlässigste, folgt, wie der Vf. nachzuweisen im Stande war, hier zunächst dem älteren Annalisten Valerius von Antium; Gellius (Noct. Att. IV, 18), der mit ihm in Widerspruch steht, beruft sich gleichfalls auf ältere Quellen. Darum hat der Vf. hier zuvörderst eine genaue Untersuchung über die einzelnen Punkte des Widerspruchs eingeleitet, um so aus der gegenseitigen Vergleichung den Grund und die letzte Quelle der abweichenden Nachrichten auszumitteln um darnach den Grad der Glaubwürdigkeit bestimmen zu können, den die eine Nachricht vor der andern verdient. So wird zugleich die Schrift ein neuer Beleg für die wichtige Frage über die Quellen des Livius, die Kritik und Auswahl sowie die sorgfältige Benutzung derselben, und die darnach zu bestimmende Glaubwürdigkeit des Livius selbst. Wir freuen uns, zu sehen, wie günstig für Livius sich das Resultat dieser mit eben so vieler Genauigkeit als Unbefangenheit angestellten kritischen Untersuchung herausstellt, da seine Nachrichten hier im Ganzen den Vorzug verdienen; sein Anschlieſsen an Valerius wird aber hier um so bedeutender und wesentlicher erscheinen, wenn man weiſs, mit welcher groſsen Vorsicht Livius diesen Annalisten überhaupt benutzt hat, wie er ihm keineswegs blindlings folgt, sondern selbst zum öfteren auf Übertreibungen desselben oder Leichtgläubigkeit uns hinweist. (Vgl. z. B. die Stellen p. 13.) Die abweichenden Angaben des Gellius haben keineswegs den Gehalt und verdienen nicht den Grad der Glaubwürdigkeit, den die Erzählung des Livius, oder vielmehr seines Gewährsmann's, des Valerius, auch dadurch gewinnt, daſs die späteren Schriftsteller (mit einziger Ausnahme des Seneca), da

Digitized by Google

wo sie dieses Vorfalls gedenken, an Livius und dessen Bericht zunächst sich halten, vgl. p. 15—18, wo die Zeugnisse dieser Autoren zusammengestellt sind. Gern unterschreiben wir auch, was S. 5 im Allgemeinen über des Livius Sitte bemerkt wird, verschiedenartige Nachrichten, die er vorfand, zusammenzustellen und so dem Leser selbst die Prüfung und Entscheidung der gröſseren Glaubwürdigkeit der einen Nachricht vor der andern zu überlassen, obwohl wir auch nirgends in solchen Fällen die ruhige und vorsichtige, daher auch leidenschaftslose Kritik vermissen werden, die der Schriftsteller selbst augenscheinlich überall, zum groſsen Vortheil der Sache, angewendet hat.

Rudimenta linguae Umbricae ex inscriptionibus antiquis enodata. Particula IV. Iguvinarum tabularum preces interpretans. Scripsit G. F. Grotefend, lycei Hannoverani Director. — „Est quadam prodire tenus, si non datur ultra.“ Horat. — Hannoverae. MDCCCXXXVII. In libraria aulica Hahnii. 28 S. in gr. 4.

Unter Verweisung auf die früheren Anzeigen der vorhergehenden Hefte (Jahrgg. 1836. p. 86. 831. 1217 ff.) freuen wir uns die rasche Fortsetzung dieses Unternehmens mit dem Erscheinen dieses vierten Heftes ankündigen zu können. Sein Inhalt bezieht sich, nachdem in den früheren Heften die Erklärung der in den umbrischen Inschriften vorkommenden Eigennamen beendigt war, auf die übrigen Wörter und deren Beugung; und so versucht der Verf. eine Deutung der in den drei letzten Tafeln befindlichen Gebetsformeln, wie sie sich mehrmals daselbst wiederholen. Zwar hatte schon Lassen einen ähnlichen Versuch in dem Rhein. Museum gemacht, allein der Vf. fand darin Manches ganz übergangen, Anderes aber so behandelt, daſs er glaubte einen neuen Weg einschlagen zu müssen, der die Grundlage einer richtigen Auslegung bilde: wobei er, den eigenen Weg einschlagend, keine weitere Rücksicht auf andere Deutungsversuche nahm; wohl aber fand er es dabei für nöthig, zur richtigen Auffassung und zum Verständniſs dieser Gebetsformeln die ähnlichen, welche bei dem ältern Cato, dessen Lebensperiode nicht sehr fern von der Zeit der Abfassung dieser Tafeln fallen dürfte, vorkommen, zu benutzen und zu vergleichen: ein Verfahren, welches, wie man an mehr als einer Stelle sieht, dem Ganzen sehr ersprieſslich gewesen ist, da wirklich die Gebete bei Cato so auffallend ähnlich den auf diesen Tafeln vorkommenden sind. Vgl. z. B. pag. 8. 14. Wir können natürlich hier nicht in das Einzelne der von dem Vf. angegebenen Deutungen und Erklärungen eingehen, die Gegenstand eines besonderen Studiums seyn müssen, können aber nicht umhin noch darauf aufmerksam zu machen, wie nach den hier vorgelegten Daten es mit ziemlicher Sicherheit sich herausstellen läſst, daſs die umbrische Declination, in Vielem (»in plurimis«) ganz ähnlich der griechischen und lateinischen, zugleich

Digitized by Google

manche Eigenthümlichkeiten besaſs; daſs ferner die Zahl der Declinationen der der römischen Sprache auch gleich gewesen zu seyn scheint, obwohl von der fünften Declination kein Wort, von der vierten nur ein einziges vorhanden ist, die Mehrzahl der vorhandenen Wörter nach den drei ersten Declinationen geht, deren Schema der Verf. auszumitteln so glücklich war; s. pag. 24 ff. Aber auch von dem Pronomen demonstrativum *erur* und *esur*, in Verbindung mit dem Adjectiv *totur*, wird S. 27 ein Schema aufgestellt, das der ersten und zweiten Declination entspricht, desgleichen ein anderes S. 28 der Adjective der dritten Declination. Wir dürfen demnach wohl hoffen, daſs es dem Scharſsinn und der Gelehrsamkeit des Vfs. gelingen werde, uns ein, soweit die Quellen reichen, möglichst vollständiges System der Grammatik und des Baues dieser Sprache vorzulegen, und dürfen dann auch hoffen, nähere Einsicht in das Wesen dieser ältesten Sprache Italiens und damit auch in die alt-römische zu gewinnen.

De repetitione vocum in ſermone Graeco ac Latino scripsit H. Paldamus. Greifſwalde 1836. (*Programm, mit den Schulnachrichten.* 18 *S. in gr.* 4.)

Eine kurze, aber gewiſs recht interessante Abhandlung über einen Gegenstand, der zur richtigen Würdigung der Sprache selbst sowie zur richtigen Handhabung der Kritik in vielen einzelnen Stellen von nicht geringer Wichtigkeit ist. Der Verfasser nemlich sucht die bei den alten Schriftstellern verschiedentlich vorkommenden Wiederholungen eines und desselben Worts auf bestimmte Grundsätze zurückzuführen, und demnach gewissermaſsen eine Theorie über diesen Gegenstand aufzustellen. In gerechtem Widerspruch mit früheren Bestimmungen darüber, macht er eine, in der Natur der Sache selbst wohl begründete Unterscheidung zwischen Wiederholungen, die durch den Charakter der Rede, den Sinn und Ausdruck nothwendig geboten erscheinen, mithin rein objectiver Art sind, und zwischen solchen, die einen absichtlichen, künstlichen Zweck errathen lassen, mithin mehr subjectiver Art sind und in den subjectiven Ansichten und Absichten des Schriftstellers oder Dichters begründet sind. Der Vf. nimmt dabei besonders auf die lateinische Sprache Rücksicht; er hat überdem hier seine Belege und Beispiele meistens aus Dichtern und Rednern entlehnt, weil hier besonders im Gegensatz gegen den freieren, kunstloseren Gang der griechischen Sprache, mehr Kunst und Studium, sowie der Einfluſs gelehrter Schulstudien, die zumal in der späteren Periode Roms den Redner wie den Dichter bildeten, der aus ihnen hervorgieng, bemerklich wird. In der ersten Classe der nothwendigen Wiederholungen unterscheidet der Vf. nun wieder solche, die aus Gründen der gravitas und des ornatus, oder der perspicuitas oder der simplicitas statt finden, wohl bemerkend, daſs diese Unterschiede

Digitized by Google

insofern oftmals zusammenfallen, als was um der perspicuitas willen wiederholt wird, es auch im Sinne der simplicitas ist u. s. w. Alle diese einzelnen Fälle werden sorgfältig mit Beispielen belegt, insbesondere finden sich darunter viele, deren Lesart unsicher oder Anstoſs erregend, nun auf eine oder die andere Weise sicher gestellt wird. Ein schätzbares Corollarium verbreitet sich über die Verbindung eines Substantivs, meistens in Accusativ oder auch im Ablativ mit einem Verbum gleichen Sinns; auch diese Verbindungsweise wird hier auf bestimmte Fälle restringirt und damit zugleich nachgewiesen, daſs sie durchaus keine willkührliche Verbindungsweise ist. Zahlreiche, aber wohl ausgewählte Belegstellen fehlen auch hier nicht.

Epistolae Petri Bunelli, Paulli Manutii, Christophori Longolii, Petri Bembi, Jacobi Sadoleti, Aonii Palearii Verulani partim selectae partim integrae. Brevem narrationem de VV. DD. Vitis praemisit, annotatione perpetua in Bunelli Epistolas instruxit et indicem duplicem adjecit Frid. Andr. Christ. Grauff, Helveto-Bernensis, philos. Dr. et gymnasii Biennensis Director. (Mit dem Motto: „Tu, quae mox imitere, legas: nec desinet unquam Tecum Graia loqui, tecum Romana vetustas.) Bernae, Curiae Rhaet. et Lipsiae. Sumptus fecit ac venundat J. F. J. Dalp. MDCCCXXXVII. XIV und 840 *S. In gr.* 8.

Eine Sammlung von Briefen ausgezeichneter Humanisten des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, die durch die reine lateinische Sprache und den Ciceronianischen Ausdruck in jener Zeit vor Andern ausgezeichnet, als wohl zu beachtende Muster im lateinischen Vortrage auch heut zu Tage noch immer empfohlen werden können, zumal da der Ideenkreis, in dem sie sich bewegen, unserer Zeit und unsern Ansichten weit näher liegt, so daſs die fleiſsige Lectüre solcher Muster am besten uns anleiten und gewöhnen kann, auch über Gegenstände unserer Zeit und der Wissenschaft unserer Tage in gutem, elegantem Latein sich auszudrücken. Ref. hat auch in seinem Kreise zu viele Erfahrungen von der Nützlichkeit dieser Lectüre gemacht, als daſs er nicht lebhaft dieselbe Allen denen empfehlen sollte, welche einen flieſsenden und reinen Vortrag in lateinischer Sprache zu erlangen wünschen. Daſs er daher, von diesem Gesichtspunkte aus, ein Unternehmen wie das vorliegende, das ähnlichen Sammlungen von Friedemann, Kraft u. A. sich würdig anschlieſst, nur billigen kann, ist leicht ersichtlich, weil er sich davon eine Förderung des bemerkten Zweckes verspricht und in solchen erneuerten Abdrücken, die eine Auswahl des für unsere Zeit mehr Passenden und Geeigneten enthalten, nur neue Mittel zur leichteren Erreichung dieses Zwecks finden kann.

Was nun die hier gegebene Wahl betrifft, so erstreckt sich dieselbe über die Briefe einer Anzahl von Humanisten, welche in ähnlichen Sammlungen, die wir theils von den vorher genann-

Digitized by Google

ten Männern, theils von Andern in Deutschland besitzen, weniger berücksichtigt sind; die Gesammtzahl der in diese Sammlung aufgenommenen Briefe beträgt an vierhundert, von welchen auf Petrus Bunellus 56, auf Paulus Manutius 95, auf Longolius 63, auf Bembus und Sadoletus in Allem 89, auf Palearius und einige Andere 86 nebst einer Accessio von 7 Briefen kommen. Der Abdruck dieser Briefe reicht bis S. 562; dann folgt bis S. 632 die *brevis narratio de vitis* der genannten Verfasser dieser Briefe, mehr wohl für den Gelehrten bestimmt, der durch die reichlich mitgetheilten literärischen Nachweisungen in den Stand gesetzt ist, den Gegenstand noch weiter zu verfolgen, wenn er sich dazu veranlaſst sieht. Daran reiht sich dann die auf dem Titel genannte *annotatio perpetua in Bunelli Epistolas* von S. 649 bis 776, was schon hinreichend die Ausführlichkeit derselben beurkunden kann; auch sie erscheint uns aber ihrem ganzen Inhalt nach nicht sowohl für Schüler geeignet, als für den Gelehrten, da der Verf. in ihr über eine Menge, die Sache wie die Sprache betreffenden, bald näher bald ferner liegenden Gegenstände sich ausspricht und hier allerdings eine Fülle von gelehrten Kenntnissen entwickelt, die seine Bekanntschaft mit der gesammten ältern und neuern Literatur sowie seine gründlichen und umfassenden Studien hinlänglich beurkunden, schwerlich aber von denjenigen, für welche doch zunächst diese Briefsammlung bestimmt ist, gehörig gewürdigt und benutzt werden können. Solchen Lesern dürften kurze Bemerkungen, wo sie durchaus nothwendig sind, um Miſsgriffe oder Berufung auf falsche Autoritäten zu verhüten, ohne weiteren gelehrten Apparat, eher genügen. Durch diese gelehrte Beigabe sind denn auch ausführliche Register (S. 777—837) nothwendig geworden, die mit musterhafter Genauigkeit abgefaſst sind. — Druck und Papier kann in jeder Hinsicht als vorzüglich bezeichnet werden.

PÄDAGOGIK.

1) *Bemerkungen über den Einfluſs der jetzigen Gymnasialbildung auf den Gesundheitszustand; in der Berl. med. Zeitung* **1836**. *N.* **21**. *von Dr. med. Ebermaier in Cleve.*

2) *Dr. B. K. A. Grashofs Programm, durch welches zur öffentlichen Prüfung des Friedr. Wilhelms Gymnasium in Köln eingeladen wird. Köln* **1836. 4.**

3) *Bemerkungen zum Schutze der Gesundheit auf Schulen von Dr. J. G. Hoffmann, Staatsrath etc. in der Berlin. medic. Zeitung* **1836**. *N.* **16**.

4) *Über H. Lorinsers Schrift: „Zum Schutze der Gesundheit auf Schulen." Ein Gutachten von Dr. S. Imanuel, Director des Gymnas. in Minden. Bielefeld u. s. w.* **1836. 46** *S.* **8.**

5) *Über einen neuen Entdeckungsversuch in der Pädagogik. Abhandlung in dem Programm des Gymn. in Stralsund von Dr. E. Nizze, Dir. Stralsund in der Löffler'schen Buchhandl.* **1836. 22** *S.* **4.**

Digitized by Google

6) *Eine Beurtheilung des Hoffmann'schen Aufsatzes, sowie der Schriften von Mützel, Heinsius und Hagemann, von Dr. Fr.* Reiche *in Brandenburg, kameral. Zeitung* 1836. *N.* 20 *u. d. f*

7) *Verhandlungen des pädagogischen Vereins zur Geselligkeit über die Lorinser'sche Frage. Zum Drucke befördert durch Prätorius, den Schulfreund. Berlin, bei Öhmigke* 1836. 56 *S. gr.* 8.

8) *Über die Entwickelung und den gegenwärtigen Zustand des höheren Schulwesens in Preuſsen. Ein Beitrag zur Würdigung der Schrift des H. Lorinser etc. von P. J.* Seul, *Oberlehrer am Gymn. zu Koblenz. Koblenz bei Hölscher* 1836. *VI und* 125 *S. gr.* 8.

9) *Die Organisation der Gymnasien nach Lorinsers Ansichten von Dr. Bernh.* Thiersch, *Direct. des Gymn. zu Dortmund. Das. bei Krieger* 1836. 70 *S. gr.* 8.

10) *Die Schulfrage der gegenwärtigen Zeit; ein Dialog. Berlin, bei Logier* 1836. 60 *Seiten gr.* 8.

11) *Beitrag zu den Streitfrage über die jetzige Gymnasialbildung; neu angeregt von Dr. Lorinser in der Schrift: „Über den Schutz der Gesundheit auf Gymnasien." Leipzig bei Nauck.* 1836. 24 *S. gr.* 8.

12) *Bemerkungen über den Einfluſs der Verstandesbildung und geistigen Aufregung auf die Gesundheit von Amariah Brigham, mit Anmerkungen von Rob. Macinsh, aus d. Engl. übersetzt von Dr. A. Hildebrant. Berlin bei Enslin* 1836. 123 *S. gr.* 8.

13) *Lorinser und die Gelehrtenschulen. Ein Bericht über die Schriften von Lorinser, Hoffmann, Mützel, Heinsius und Froriep; in den Blättern für liter. Unterhaltung* 1836. *N.* 173 *bis* 176.

Bei der Aufmerksamkeit, womit man in unsern Tagen das Erziehungs- und Unterrichtswesen in allen deutschen Staaten behandelt; bei der geistigen Ausbildung unserer Jugend, welche gegen die frühere groſse Vorzüge hat, und bei dem Umstande, daſs man im Allgemeinen eine Verweichlichung der Menschen und eine theilweise physische Entkräftung der Jugend beobachtet, war zu erwarten, daſs die bekannte Anklage Lorinsers, wornach die jetzige Einrichtung der preuſsischen Gymnasien wegen der vielen Unterrichtsgegenstände, der dafür geforderten Stunden, häuslichen Arbeiten u. dgl. die Gesundheit der Jugend sehr gefährdet werde, die jetige Erziehung einseitig und mit vielen Mängeln und Gebrechen behaftet sey, viele Bemerkungen für und gegen die ausgesprochenen Behauptungen veranlassen werde. Ein ganzer Schwarm von Schriften und Aufsätzen erschien und suchte für oder gegen jene Anklage Beweise zu führen; einige derselben stellt Ref. hier zusammen, hebt ihre Hauptgedanken hervor und fügt über diese seine etwaigen abweichenden Ansichten kurz bei, woraus hervorgehen dürfte, daſs man im Streite nicht immer die erforderliche Ruhe und Besonnenheit beobachtete, sondern oft mit Waffen kämpfte, die man nicht recht zu führen verstand.

Obgleich alle Schriften und Aufsätze dieselbe Sache betreffen, so ist doch die Kenntniſs der einzelnen Gründe für und gegen jene Anklage in pädagogischer Hinsicht um so wichtiger, als

Digitized by Google

der Staat selbst in das Schulwesen tief eingreift und überall groſse Aufmerksamkeit erregte. In Folge desselben werden z. B. in Baiern die Schüler an gelehrten Schulen zwischen 10 und 11 Uhr ¼ Stunde ins Freie gelassen, wornach der Unterricht bis 11 Uhr fortgesetzt wird; ist den vielen häuslichen Arbeiten und Schulscriptionen Gränze gesetzt, dem vielen Abschreiben und den anstrengenden Belästigungen begegnet und soll für gymnastische Übungen bei schlechtem und gutem Wetter durch einen jedesmal passenden Ort gesorgt werden. Schulmänner und Ärzte stehen in ähnlichem Streite, wie Humanisten und Realisten, welcher darum sehr interessant wird, weil sich Schulmänner nicht selten widersprechen und Ärzte der Lorinserschen Anklage nicht unbedingt beitreten. In besondere Beurtheilungen kann sich Ref. nicht einlassen, obgleich viel zu bemerken wäre, da die Jugend oft zu wenig an freie und selbständige Arbeit gewöhnt, mehr das gedächtniſsmäſsige Auswendiglernen als Verarbeiten der Materialien beabsichtigt, das Einpfropfen von Gelehrsamkeit auf Kosten des gesunden Verstandes befördert wird, manche Lehrgegenstände übertrieben und die Schüler mit grammatischen und mathematischen Spitzfindigkeiten überhäuft werden u. dgl. Er hebt nur einige Gesichtspunkte heraus, um eine kürzere Übersicht zu verschaffen.

Der Verfasser des Aufsatzes N. 1 gesteht die Gültigkeit der Lorinser'schen Anklage nicht unbedingt zu, indem er in seiner Amtspraxis keine Erfahrungen gemacht haben will, welche dieselbe bestätigen könnten. Diese Erklärung eines Arztes erregt um so mehr Bedenken, als sie mit einer gewissen Ruhe und Überlegung niedergeschrieben zu seyn scheint. Ob jedoch der Verf. auf diese Sache vorher aufmerksam war, geht aus seiner Darstellung nicht direct hervor, weswegen sein Urtheil nicht ganz unbedingt als zureichend begründet anzusehen ist. Er sagt unter Anderm: »In meinem Wirkungskreise müſste ich es doch auch erfahren haben, wenn die gewöhnlichen Anstrengungen körperlich und geistig gesunde Schüler wirklich und wesentlich benachtheiligten. Bei einer kritischen Beleuchtung der Fälle, in welchen erfahrungsmäſsig erst durch die Schulen Körper und Geist für immer zerrüttet seyn sollen, möchte aber leicht ein ganz anderes Resultat herauskommen. Nach den Erfahrungen vieler Lehrer sind im Gegentheil die fleiſsigen und ausgezeichneten Schüler nicht gerade die schwächlichen, sondern sie bleiben auch körperlich frisch und gesund.«

Ref. ist kein Arzt, aber Schulmann, der viele Jahre diese Verhältnisse beobachtet hat und darauf um so aufmerksamer war, je mehr er sich überzeugt hat, wie zu groſse Anstrengungen auch die physisch starken Jünglinge niederbeugten und Schwäche nach sich zogen; er will nicht gerade von einem Zerrütten des Körpers und Geistes, aber doch von einem Schwächen und häufigen Abstumpfen reden, welches fast immer dann erfolgt, wenn auf Kosten des Verstandes das Gedächtniſs überladen und die

Digitized by Google

Hauptſtärke des Unterrichtes in einen verderblichen Gedächtniſskram geſetzt wird. Hierzu kommen die zahlloſen Schreibereien von Correctheften, Zuſätzen, Aufgaben und ein oft ſehr gebeugtes Sitzen in den Schulbänken, welche meiſtens zweckwidrig für Knaben wie für Jünglinge eingerichtet ſind: daſs hierdurch der Organiſmus des Körpers beeinträchtigt wird, kann der Verf. gewiſs nicht bezweifeln, zumal bei einem ſchnell emporwachſenden Jünglinge. Daſs das bleiche und ſieche Ausſehen vieler Knaben und Jünglinge auch noch in mancherlei andern Umſtänden zu ſuchen iſt, läugnet Ref. gar nicht; er rechnet gar viel auf die heimlichen Sünden, welche Geiſt und Körper zerrütten.

N. 2 widerſpricht die Lorinser'ſche Anklage nicht, vielmehr geſteht ihr Vf. offen zu, daſs ſich die ihr zum Grunde liegende Thatſache für die preuſs. Gymnaſien nicht läugnen laſſe und namentlich in den obern Klaſſen auf eine ſehr betrübende Weiſe zu erkennen gebe. Er ſelbſt will das Weſentliche des Inhalts der Lorinser'ſchen Schrift ſchon in ſeinem Programme v. J. 1830: »Über künftige Reformen in den Lehr- und Lectionsplänen unſerer Zeit« bewährt haben. Wenn er hier geſteht, »daſs es um die Geſundheit eines groſsen, faſt gröſsten Theiles der heranreifenden Jünglinge, ob miſslicher als je ſtehe, wolle er nicht behaupten, indem die Anſtalt, wovon er Vorſtand ſey, als Gymnaſium erſt 12 Jahre wirke und noch nicht auf eine längere Reihe von Jahren ſich ſtützen könne«, ſo muſs man doch traurig geſtimmt werden, ſo ſehr er auch von der Schule die Anklage abzuwälzen und auf das häusliche Leben zu übertragen ſucht. Nur im Allgemeinen ſpricht er übrigens von der Sache und rügt vor Allem Manches als Übertreibung, was auch ſchon von andern Schulmännern und einem oder dem andern Arzte nicht anerkannt wurde. Da man in der neueſten Zeit für das Gewerbsweſen, für die techniſche Ausbildung überhaupt, einen weit höheren Grad von Entwicklung fordert und in kleineren Städten meiſtens die Mittel nicht vorhanden ſind, ſowohl für die gelehrte als techniſche Ausbildung beſondere Anſtalten zu errichten, ſo werden beide oft vereinigt, wodurch nothwendig eine Überladung entſtehen muſs. Sowohl auf die ſtets gröſsere Nothwendigkeit der techniſchen Anſtalten als auf die Schwierigkeiten ihrer Vereinigung mit den gelehrten macht der Verf. aufmerkſam, wobei er jedoch wenig in das Weſen der Sache ſich einläſst.

Der Aufſatz Nr. 3 rührt wieder von einem Arzte her, enthält ein Gutachten über die Lor. Streitfrage und erklärt Vieles für Übertreibungen, indem in ihm durch urkundliche Erörterungen aus Lehrplänen und Schulakten dargethan werden will, daſs in den preuſs. Elementarſchulen weder Lehrgegenſtände, noch Lehrſtunden, noch häusliche Arbeiten die Kraft und Geſundheit der Jugend überſpannen und ſchwächen; vielmehr dürften ſchlechte Schulſtuben, zu ſehr beſchränkte Räume, zu lange und anhaltend gebeugtes, die Bruſt zuſammenpreſſendes Sitzen und andere Umſtände die Haupturſachen von Schwächungen und Krankheiten

seyen, weswegen die Bildungsanstalten nicht sorgfältig genug ihre Pflicht erfüllen und alle nachtheiligen Verhältnisse nebst Hindernissen für das physische Gedeihen vermeiden könnten.

Die geistige Übertreibung an Gymnasien bestätigt er, sucht aber den Grund nicht da, wo ihn Lorinser finden will, sondern in dem Conflikte, in welchen die Sprach- und Realstudien, namentlich Mathematik, Naturwissenschaften und Geschichte unter einander gerathen seyen. Zugleich sey dieser Conflikt so lange nicht zu beseitigen, als der bei weitem geringste Theil der Gymnasialschüler für gelehrte Studien, die übrigen aber für bürgerliches Leben bestimmt seyen und als darum die Gymnasien für beide ziemlich heterogene Bildungsweisen sorgen muſsten. Daſs man in dem mathematischen Fache an den preuſs. Gymnasien zu weit geht, ist nicht zu läugnen; daſs man davon die erwarteten Vortheile nicht ärntet, zeigt die Erfahrung. Man übertreibt dieses Fach und vernachlässigt häufig die Elemente wegen des Strebens, recht bald zur höheren Mathematik übergehen, die combinatorische Analysis, die höhere Curvenlehre, den Differenzial- und Integralkalkul u. s. w. vortragen zu können. Auch die Naturwissenschaften werden zu weit getrieben: der Schüler kann die Masse der Lehrzweige nicht bewältigen und richtet entweder seinen Körper und Geist theilweise zu Grunde oder stumpft ihn ab: die Jahresberichte liefern den Beweis, wie sehr man diese Fächer übertreibt, den Jüngling im Vergleich mit seinen Jahren und Kräften überladet und Veranlassung zur Zerrüttung der Gesundheit giebt.

Zur Vereinfachung des Gymnasialunterrichtes, ohne die alten Sprachen zu beeinträchtigen, schlägt er die Errichtung von sogenannten Realschulen vor, um die Schüler, welche zu den gelehrten Studien übergehen wollen, genau von denen, welche sich für ein technisches Fach ausbilden wollen, zu trennen. Um aber die Gründung von jenen Realschulen dem Staate oder den einzelnen Städten zu erleichtern, schlägt er die Einziehung von manchen Gymnasien vor und begründet seinen Vorschlag aus einer annähernden Berechnung der Anzahl von Beamten, welche Preussen jährlich für seine Stellen verwenden könne. Wollte man auch zugeben, daſs dieser Vorschlag einigen Übeln abhelfe, so bleibt an den vorhandenen Gymnasien doch derselbe Übelstand und die nachtheiligen Folgen werden keineswegs gehoben. Auch ist der Vorschlag darum gehaltlos, weil viele Schüler in das Gymnasium übertreten, in der bestimmten Absicht, sich den gelehrten Studien zu widmen, aber erst spät zu irgend einem Gewerbe oder einem höheren technischen Fache sich wenden, also immerhin eine gewisse Summe von Realkenntnissen auf dem Gymnasium sich erwerben müssen. Nebstdem bedarf auch der Beamte einen groſsen Theil dieser Kenntnisse, um nicht von dem gemeinen Manne übertroffen und von dem Techniker oder Gewerbsmanne sich gar verlachen zu lassen. Der Verf. scheint übrigens den Zusammenhang der Sprachstudien oder deren Ergänzung durch

Mathematik, Geschichte, Geographie und Religion nicht genau ins Auge gefaſst zu haben, da seine Ansichten hierüber ziemlich gehaltlos sind.

Der Verf. der Schrift N. 4 ist theilweise ein Zweifler, der mit sich selbst nicht einig und zugleich der Sache nicht recht auf den Grund gekommen ist, indem er schwankt zwischen Vorwärts und Rückwärts, zwischen positiven und negativen Ansichten, und in einer gewissen Ängstlichkeit seine oberflächliche Kenntniſs von der Sache zu erkennen giebt. Seine ganze Darstellung leidet an Unbestimmtheit und Unentschiedenheit, wodurch der Sache mehr geschadet als genützt wird. Er bemüht sich zwar, durch mancherlei haltbare, oft unhaltbare Gründe die Lorinser'schen Ansichten als übertrieben darzustellen und die Schule selbst als schuldlos an der Kränklichkeit der Jugend zu erklären; allein er will doch zum Behufe einer unpartheiischen Prüfung der Beschuldigungen acht Jahre lang durch Ärzte und Direktoren der Gymnasien (daſs doch stets nur die Direktoren oder andere Schulvorstände die alleinigen Verständigen und glücklichen Beobachter seyn wollen u. s. w.) unter gemeinsamer Mitwirkung über den Gesundheitszustand der Schüler an Gymnasien und der anderen Berufsarten angestellt wissen.

Wie wenig der Vf. mit der Sache ins Klare gekommen ist, geht aus diesen wenigen Gedanken hervor: obgleich er die Anklagen für übertrieben hält, so will er doch noch eine Zeit hindurch beobachten und sich erst Notizen sammeln, ob er mit Recht oder Unrecht dem H. Lorinser widersprochen habe; er hat daher für seine Behauptungen und Widerlegungen keine Gründe und giebt eben darin eine bedeutende Blöſse bei den denkenden Schulmännern. Daſs es ihm nicht gelingen wird, den ruhigen Beobachter und vernünftigen Lehrer, der die Sache unpartheiisch erwäget, von der Schuldlosigkeit der Schule an der Kränklichkeit der Jugend zu überzeugen, kann Ref. aus seiner vieljährigen Erfahrung mit aller Bestimmtheit behaupten, obgleich er nicht alle Ansichten des H. Lorinser unbedingt billigt.

Während Andere den Sitz des Übels, wenn es denn angenommen wird, in den oberen Klassen suchen, will er ihn in den unteren finden, wobei er wieder den rechten Weg nicht getroffen haben mag, da gerade in den oberen Klassen wegen Ausdehnung der Lehrgegenstände u. s. w. die physische und geistige Kraft des Jünglings im Durchschnitte mehr in Anspruch genommen wird, als ihren Jahren entsprechend ist. Dadurch, daſs er in dem Lehrplane Verminderungen vorschlägt, welche alle Klassen treffen, giebt er zu erkennen, daſs die Schule wenigstens einen Theil der Schuld, welche ihr zugeschrieben wird, auch nach seiner Ansicht zu tragen hat, wodurch er seiner früheren Behauptung theilweise widerspricht. Er will im Lateinischen weniger geschrieben aber mehr gelesen und namentlich auch den Unterricht in der Geographie beschränkt haben. Hierdurch, sowie durch Entfernung des Zeichnens und Singens aus der Zahl der

Digitized by Google

bindenden Unterrichtsgegenstände und durch Dispensiren vom Französischen für diejenigen Schüler, welche Hebräisch lernen, will er den Übeln begegnen, verfehlt jedoch mehrfach die Sache und gelangt selten zu innerer und reiner Überzeugung von der Zweckmäſsigkeit und Ausführbarkeit der Vorschläge. Möge er die Geographie nicht zu sehr beschränken, da sie zu denjenigen Lehrgegenständen gehört, welche Herz und Geist gleich stark bilden und ausser dem formellen Nutzen einen ebenso ausgedehnten materiellen verschaffen. An gymnastischen Übungen wünscht er allgemeine Theilnahme zu erwecken, um den Körper zu stärken, zu kräftigen und für die geistigen Anstrengungen geeignet zu machen.

N. 5 spricht sich unbedingt gegen die Anklage Lorinsers aus, hält sie für durchaus ungegründet und führt dafür mancherlei Erfahrungen und Thatsachen an, welche jedoch nicht allgemein gültig sind und dem ruhigen Beobachter zu erkennen geben, daſs manche nicht einmal wirklich vorhanden, sondern vom Verf. blos in Worten beigezogen sind. Will er sich auch auf 25jährige Beobachtungen berufen, so will es doch dem Ref. scheinen, als habe jener auf die Sache selbst früher gar nicht gesehen, wodurch der Verdacht der Unwahrscheinlichkeit sich aufdringt, der durch viele entweder übertriebene oder falsche Forderungen sehr bestärkt wird. Zudem benimmt der Verf. durch letztere seinen gegen jene Anklage beigebrachten Erfahrungen und Thatsachen oft alle Kraft, ja hebt dieselben ganz auf und geräth mit seinen eigenen Darstellungen mehrfach in Widerspruch. Die Zeugnisse Anderer, z. B. Frorieps, durch eigene Erfahrung vermehrend behauptet er, daſs er am Stralsunder Gymnasium weder eine Vermehrung der Zahl von Kranken, noch eine Abnahme der Munterkeit und Frische der Knaben und Jünglinge bemerkt habe. Dieser Beweis ist örtlich, enthält nichts Allgemeines und wirkt gegen die Streitfrage um so weniger entscheidend, als der Verf. von einem norddeutschen Gymnasium, Lorinser aber mehr von süddeutschen spricht. Zudem mag es örtlich der Fall seyn, daſs die Schwächung der physischen und geistigen Kraft der Jugend nicht so auffallend erscheint; dieses hebt die Allgemeinheit der Sache nicht auf. Und da es unwahrscheinlich ist, daſs der Verf. mit unbefangenen Augen gesehen habe, so hat sein Beweis keine volle Gültigkeit, ja ist derselbe nicht einmal auf die Sache selbst gerichtet.

Durch die von Gotthold, Mützell und Anderen, besonders aber von Heinsius angeführten Beispiele will er die zu groſse Ausdehnung der Lehrgegenstände und Lehrpläne, welche Lorinser tadelt, beseitigen und den Tadel des Letzteren als grundlos darthun. Ref. bezieht sich hinsichtlich dieser Beispiele auf die Bemerkungen, welche er bei Anzeige der Schriften genannter Schulmänner später machen wird, vorläufig in Betreff der Äusserungen des Verfs. bemerkend, daſs die von jenen angeführten Beispiele, namentlich die von Heinsius, gerade gegen seine Be-

Digitized by Google

hauptungen sprechen. Wie der Verf. die Meinung hegen kann, der intensive Umfang der Lehrgegenstände sey vor etwa 50 Jahren derselbe gewesen, wie jetzt, begreift Ref. nicht. Jener muſs von seinen Studienjahren entweder wenig mehr wissen, oder nichts davon wissen wollen. Möge er doch nur den Unterricht in den klassischen Sprachen berücksichtigen und selbst aus Ausgaben von Klassikern einen Beweis gegen sich führen. Wie wurde das mathematische Fach damals und wie wird es jetzt betrieben? Sollte er gerade aus diesem, das er so sehr in Schutz nimmt, nicht viele Beweise von Übertreibungen entnehmen können? Welche Ausdehnung hat nicht z. B. das griechische Sprachstudium erhalten; sollte der Vf. hiervon gar keine Ahnung haben? Dann müſste er mit dem Encyklopädismus der Gymnasialstudien wenig bekannt seyn. Dieser Umstand beweist offenbar, daſs er zwischen dem früheren und dem jetzigen Standpunkte der Gymnasialstudien entweder keinen Vergleich angestellt hat, oder ihn anzustellen nicht geeignet ist. Es klingt sonderbar, wenn Schulmänner von diesem groſsen Umfange der Lehrgegenstände in extensiver und intensiver Hinsicht die deutlichsten Beweise liefern und einer oder der andere auftritt, der das Gegentheil darthun will. Wenn man jedoch selbst Schulmann ist, und die Forderungen kennt, welche man in fast allen deutschen Staaten an die Gymnasien macht, so kann man nicht begreifen, wie die Schulmänner sich so sehr widersprechen können, und namentlich scheint der Vf. zu den kurzsichtigeren zu gehören, und von einer eben so groſsen geistigen Kurzsichtigkeit befangen zu seyn, als er eine physische bei den Schülern wahrgenommen haben will. Er hätte den Standpunkt der jetzigen Gymnasialstudien mit dem vor 30 bis 50 Jahren zuerst verständig vergleichen und nicht grundlos in den Wind reden sollen. Jeder erfahrene Schulmann muſs ihm widersprechen, weswegen seine Beweise alle Kraft verloren haben. So sehr er gegen die Lorinsersche Anklage eifert, so gesteht er doch zu, daſs die Gymnasien an vielen Gebrechen leiden, deren ihm vier als die wichtigsten erscheinen, die er darum zu beseitigen sucht; dahin rechnet er die in die Gymnasien hereingezogene philosophische Propädeutik; den Mangel an regelmäſsigen Leibesübungen; die Überfüllung der unteren und mittleren Klassen mit Individuen, die nicht studiren wollen und gewiſs in sogenannte Realschulen übergehen würden, um sich für irgend ein gewerbliches und technisches Fach auszubilden, wenn sie nicht noch ziemlich allgemein fehlten, und endlich eine zu strenge Beaufsichtigung des Privatfleiſses und der Privatlectüre der Schüler.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Reuter.

Digitized by Google

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Antwort auf die Aufforderung Herrn Weil's im April-Hefte der Jahrbücher der Literatur S. 388 *)

Herr Weil »erklärt sich bereit, auf immer seine Feder »niederzulegen, wenn Jemand durch eine Citation aus dem Ka-»mus seine Behauptung, daſs im ganzen Kamus keine Spur des »Unterschieds zwischen Adab und Edeb zu finden sey, Lüge »straft.« Hier folgt die Citation, welche Herrn Weil's Behauptung Lüge straft aus der groſsen Konstantinopolitaner-Ausgabe des Kamus in drei Foliobänden, I. Bd. S. 72:

الادب فتحتنين ايله ظرافت و اوصلولق كه ناسله قولاً
و فعلاً لطف معامله و حسن مناوله ايلمكدن عبارتدر
فارسيده فرهنك دنيور يقال به ادب اي ظرف وحسن
تناول ا — وعلوم عربيّه واشعاره ادب اطلاق ايلديلر
باعث تاديب اولديغي ايجون و ملكة تعصم من
قامت به عمّا يشينه عبارتيله تعريف ايلديلر — و ادب
ايكي نوعدر بري ادب النفس و بريسي ادب الدرس
در ديدكلري تعريف مذكورن فقرهٔ اخيرهسنه ناظر
اولمش اولور وفقرهٔ اولاسي اصطلاح عرفانده حفظ حدود
شرعيه وسلوك طريقت مرعيه در كه اخلاق حسنهٔ
باطنهدن عبارتدر طرق الحق كلّها آداب و عند الفقها
سنّته مبني اولان حركات دمكدر

*) Der Grundsatz strenger Unpartheilichkeit macht es der Redaction d. Jhrbb. zur Pflicht, diese von einem ihrer früheren Mitarbeiter ihr zugegangene Bemerkung ebenso wie die Erwiederung des Dr. Weil in diese Blätter aufzunehmen, ohne damit auf irgend eine Weise in den Streit sich einmischen oder selbst ein Urtheil sich erlauben zu wollen.

Die Redaction der Heidelb. Jahrbücher.

Digitized by Google

A u s s p r a c h e:

el-Edeb fethetein ile sarafet u uſsluluk ki nasile kawlen we filen lutfi muaamele we husni munawele eilemekden ibaretdür farside ferheng denür jukale bihi edebon ei sarefe we husn tenawele — we ulumi aarebije we eschaare Edeb itlak eilediler baisi teedib oldighi itschun we meleketon teaaſseme men kamet bihi aamma jeschinehu ibareti ile taarif eilediler — we Edeb iki newidür biri Edebon-neſsi we birisi Edebod-dersi dür dedükleri taarifi meskurün fikirei achiresine nasir olmisch olur we fikirei ulasi iſstilahi urefade hiſsi hududi scherije we suluki tarikati meriije dür ki achlaki hasenei bathineden ibaretdür torokol-hakki külluha Adab we andel-fukeha sunnete mubni olan herekjat demekdür.

Ü b e r s e t z u n g:

el-Edeb mit zwei Feth heiſst Zartheit und verständiges Urtheil, wodurch man die Menschen so in Wort als That gütig behandelt und schön mit ihnen verkehrt, auf persisch Ferheng; man sagt, er besitzt Edeb, das heiſst Zartheit und schönen Verkehr, Humanität, Erziehung. — Man hat die arabischen Wissenschaften und die Gedichte auch Edeb (Philologie) benennt, weil dieselben eine Ursache der Erziehung: ein Besitz, durch welchen der, dem er eigen, von Allem, was ihn schändet, rein. — Wenn man sagt: die Erziehung (Edeb) ist zweifach, die eine die Erziehung der Seele und die andere die Erziehung des Unterrichts, so bezieht sich dies auf die zweite Phrase der obgedachten Erklärung, die erste Phrase bezieht sich aber in der Terminologie der Sachkundigen auf die Bewahrung der gesetzlichen Gränzen und den Wandel des beschaulichen Weges, worunter die schönen inneren sittlichen Eigenschaften verstanden werden: die Wege der Wahrheit sind alle Sittsamkeit (Adab), bei den Rechtsgelehrten werden darunter die Handlungen, welche sich auf die Sunna gründen, verstanden.

Wenn diese an und für sich klare Stelle des Kamus, welche deutlich zwischen Edeb أدب d. i. Erziehung, Humanität und Philologie, und zwischen Adab آداب d. i. Sittsamkeit, Manieren, Methode unterscheidet, noch eines Commentars bedürfte, so findet sich derselbe in Hadschi Chalfas, durch Herrn Professor Flügel herausgegebenen bibliographischem Wörterbuche, wo die Ilmol-Edeb علم الأدب d. i. die Philologie, und die Ilmol-Adab علم الآداب d. i. die Methodik oder Lehre von den Ma-

nieren als ganz verschiedene Wissenschaften mit ihren verschiedenen Werken aufgeführt sind. — **Herr Weil lege also auf immer seine Feder nieder!**

el - Edib.

Erwiederung des Dr. Weil.

So ungern auch Unterzeichneter sich in eine weitere Polemik über einen Artikel einläſst, der, wie der Erfolg zeigen wird, nur Nichtorientalisten zu verblenden bestimmt ist, will er doch, da sein Schweigen miſsdeutet werden könnte, gegen den Wunsch des vorstehenden Einsenders die Feder aufnehmen, um den in seiner Citation verborgenen Kunstgriff aufzudecken. Der Vertheidiger des Unterschieds zwischen Adab und Edeb, den Jedermann leicht errathen wird, führt eine Stelle aus dem Kamus an, die Ref., der auch den gedruckten türkischen Kamus in 3 Foliobänden besitzt, schon als er seine Vorrede zu Samachschari's goldnen Halsbändern schrieb, gelesen hatte. Nun werden alle Nichtorientalisten sagen: wenn diese Stelle wirklich so lautet und auch richtig übersetzt ist, wie läſst sich die Identität von Adab und Edeb vertheidigen? Aber der Kunstgriff, durch den der Unterzeichnete in den Augen der groſsen des Arabischen unkundigen Menge um seinen Ruf gebracht und zur Niederlegung seiner Feder veranlaſst werden sollte, besteht erstens darin, daſs der Besitzer des groſsen Konstantinopolitanischen Kamus nicht treu citirt, indem er nach تناول folgende entscheidende Worte ausgelassen: مترجم دير كه تعريفاتده ادب جميع انواع خطادن مابه الاحتراز اولان نسنه‌يي بيلمكدن عبارت در ديو معرّف در وبعض اعلام اخلاق حسنهٔ ظاهره ايله تفسير ايلمش در d. h. » ادب begreift auch die Kenntniſs alles dessen, was uns vor Sünden bewahrt (s. unten Freitags Artikel), sowie auch ein schönes äusseres **sittliches Benehmen** «, und zweitens daſs er nach Willkühr, weil es seiner falschen Behauptung anpaſste, im Anfange Edeb und erst zuletzt Adab schrieb, während im Kamus das Wort ادب immer Adab und am Schlusse آداب âdâb (mit zwei langen a) zu lesen ist. Man muſs nemlich wissen, daſs der Kamus, wie die meisten arabischen, persischen und türkischen Werke, keine Vocale hat. Das Wort ادب kann also Adab, Idib und Udub gelesen werden; wo es aber auf eine bestimmte Leseart ankömmt, ist diese durch Worte angegeben. So heiſst es im Anfange des Artikels: ادب mit zwei Fatha (die der Übersetzer nach türki-

Digitized by Google

scher Aussprache Feth nennt) d. h. mit zwei a, also Adab; es werden dann die verschiedenen Bedeutungen des Wortes أدب aufgezählt, darunter auch die guter Sitten, für welche dann als Beispiel angeführt wird طرق الحق كلها آداب, die Wege der Wahrheit sind alle Sittlichkeit. Aber selbst in der Übersetzung ist von keiner andern Lesebestimmung mehr die Rede, und die Definition اخلاق حسنة باطنة schöne innere sittliche Eigenschaften bezieht sich doch auch immer auf das erste أدب, das der Beschützer des H. v. Hammer (?) Edeb schreibt. Wer noch nähere Beweise will, der schlage nur Meninski's Thesaurus S. 110 nach, er findet dort als Bedeutungen des Singul. »أدب humanitas, honestas, civilitas, elegantia morum et doctrinae, *boni mores* doctrina, scientia, modestia, verecundia et regula lex jus.« Bei Golius ed. Freytag heiſst es: أَدَبٌ (adabun) plur. آدَابٌ (âdâbun) omnium rerum scientia qua a vitiis omnis generis cavere possumus, vel omne id quod scitu homini opus est ad suo statui convenienter agendum أدب الشاعر (adabusch schâiri) ea res quarum scientia poeta instructus esse debet آداب البحث (âdâbul bahthi) scientia quae nos conditiones et leges docet, quas in rebus investigandis sequi debemus أدب القاضي (adabul kadhi) status judicis quo ad summam justitiam omnibus exercendam impellitur, humanitas, *elegantia morum* et doctrinae, agilitas, gratia in accipiendo vel sumendo, litterae humaniores.« Aus der Citation des Kamus sowohl wie aus Meninski's und Freytags Wörterbüchern geht also klar hervor, daſs dasselbe Wort أدب, man lese es Adab oder Edeb, sowohl Philologie als Sittlichkeit bedeutet. Bei Hadji Chalfa ist ebenfalls einmal adab und das anderemal âdâb im plur. zu lesen. Aber von einem Unterschiede zwischen Adab und Edeb ist nirgends eine Spur zu finden als in H. v. Hammers Vorrede zu seinen goldnen Halsbändern und in seinem gegen Unterzeichneten gerichteten Aufsatze der Wiener Jahrbücher.

Ref. kann daher nur seine frühere Bemerkung wiederholen, daſs er seine Feder auf immer niederzulegen bereit ist, wenn irgend ein anerkannter Orientalist ihn durch eine vollständige und treu wiedergegebene Citation aus dem Kamus Lüge straft, und beschwört jeden competenten Richter im Namen der heiligen Wahrheit und der auf diese Weise entweihten Wissenschaft, bei einem so unredlich geführten Kampfe nicht länger zu schweigen.

Dr. Weil.

Digitized by Google

N°. 53. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte. Zugleich eine Kritik des Lebens Jesu von Strauſs Für theologische und nichttheologische Leser dargestellt von Dr. A. Tholuck. (Motti: Teneamus, quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est. Vincent. Lirin. Το ἀνασκευάζειν εστι του κατασκευάζειν ῥᾷον. Arist.) Hamburg bei Perthes 1837. *XVI u.* 463 *S. in* 8.

Herr Dr. Tholuck empfiehlt S. 38 in dieser, durch eine gewisse Art von homiletischer Kathederberedsamkeit, meist auf nichttheologische Leser berechneten, Schrift den unevangelischen und antiprotestantischen Vorschlag: daſs »vor den (sogenannten) Laien jede theologische Hypothese so lange verborgen gehalten und deswegen so lange höchstens nur in lateinischer Sprache behandelt werden sollte, als dieselbe unter den Theologen selbst nicht allgemeine Überzeugung geworden sey.« Hätte Jesus nicht in aramäischer und vulgärgriechischer Sprache in Palästina reden dürfen, sondern abwarten müssen, bis er in einem nichtpopulären Dialekt erst unter den Rabbinen, als den Theologen seiner Zeit, eine allgemeine Überzeugung bewirkt hätte, wann würde das Urchristenthum eine Volksreligion geworden seyn?

Jede verkünstelte Orthodoxie (die althergebrachte sowohl als die neumodische, durch welche Herr Th. — statt des von ihm perhorrescirten »steifen Supernaturalismus« — laut der Beilage I. zu seinem Commentar über den Hebräerbrief S. 18 einen freieren, das ist, willkührlicheren, durch einen nur den Geweiheten gegebenen Takt entdeckbaren, also desto mystischeren, Bibel-Auslegungsglauben zu ersetzen unternehmen will) ist gar nicht unklug, wenn sie vor nichts so sehr als davor sich fürchtet, daſs uneingenommene Laien ihren an andern wissenswerthen Gegenständen geübten Verstand endlich auf jene scholastisch mystische Verkünstelungen richten und sie, wie Spinnengewebe, durchschauen möchten.

In keinem andern Fach menschlicher Kenntnisse ist es Einem einzelnen Stande gelungen, alle andere als Laien zu behandeln und sie zu bereden, daſs nur in ihm die Geistiggeweiheten seyen, die das über das Unsichtbare geoffenbarte und dennoch nichtoffenbare infallibel

Digitized by Google

auszulegen und anzuwenden wüſsten. Daher in keinem andern Fach Normen des Denkens und symbolische Glaubensvorschriften. Aber endlich, wenn die Ausleger des Infalliblen allzu weit hinter dem Verstand der Zeitgenossen zurückbleiben, sind es dann doch eben diese denkenden Laien, welche zu Reformen voranschreiten und antreiben. So bei der evangel. Kirchenreformation, so bei der endlich mehr durch Nichttheologen als durch die Geistlichkeit verwirklichten Kirchen-Union. Schon Luther baute, anders als der protestantische Doctor Theologiae zu Halle, seine Reformation meist auf den erwachten gesunden (nicht dialektisch und sophistisch verkrüppelten) Laienverstand. Wie kräftig deutete er seinem Churfürsten schon 1520 hin auf »Germanorum ferocia ingenia, quae, *nisi capta sint Scripturis et Ratione* (!) non est *vel multis Papis* irritare tutum; praesertim hoc tempore, ubi in Germania regnant literae et linguae, et — *sapere incipiunt laici.* (Epa 239 im 1. Th. der de Wette'schen Sammlung S. 464.) Nichts klügeres dagegen oder wenigstens nichts schlaueres könnte auch von der neumodificirten Paläodoxie den Dogmengebietenden Gewalthabern oder dem Caesareopapatus vorgeschlagen und eingeredet werden, als das Tholuckische Strategem S. 37—39, daſs den Laien alle Aufmerksamkeit auf Abänderung der Verkünstelungen in der Theologie durch Wiedereinführung der lateinischen (bekanntlich so geschmackvollen) theologischen Kunstsprache so lange erschwert werden solle, bis — das an sich Unmögliche! — eine allgemeine Überzeugung unter den Theologen selbst eingetreten seyn würde.

Ganz richtig. Was würde aus der ganzen deutschen Kirchenreformation geworden seyn, wenn der mächtige Kaiser Carl V., nachdem er im Wormser Edict Luther für den in Mönchsgestalt eingefleischten Teufel erklärt und somit auf ewige Zeiten hinaus die Fähigkeit und das Recht der äussern Gewalt, über geistige Dinge abzuurtheilen, glänzend gerechtfertigt hatte, wenigstens einen solchen indirect wirkenden Rath erhalten und durchgesetzt hätte, daſs statt der denkkräftigen durch ganz Deutschland fliegenden deutschen Schriften Luthers und seiner nur mittels der Volkssprache den Volksverstand überzeugenden Mitarbeiter überall jene Neuerungen nur im altbeliebten Kirchenlatein so lange debattirt werden dürfen, bis Papst, Bischöfe und Inquisitoren eine allgemeine theologische Überzeugung unter sich bewirkt und alsdann den Laien, sie anzunehmen, erlaubt haben würden.

Digitized by Google

Allerdings würden die irrationalsten Dogmen unter den Gemeinden ewig fortdauern und die als Ausleger des Infalliblen beschützten Theologen als die Kirchenfürsten (wie die Schleiermacher'sche Encyklopädie §. 9. 251. 329. sie dazu bestimmt erklärte) auch die christliche Laienwelt immerfort gängeln und beherrschen können, wenn nur zwei Mittel wieder geltend gemacht würden; nämlich zuvörderst jene Entwürdigung der menschlichen Geisteskräfte, laut welcher der Menschenverstand nur alles andere, weltlich genannte Wiſsbare, durchaus aber nicht »göttliche« Dinge, das heiſst hier, die kunstreichen Ausdeutungen der theologischen Geheimniſskenner, zu beurtheilen vermögen; und dann zweitens, daſs ebendeswegen die Nichttheologen schon durch den Gebrauch einer gelehrten Sprache vom Urtheilen über all jene Subtilitäten des theologischen Alleinwissens abgehalten werden sollten. Alsdann wären auch in den evangelischen Kirchen die Laien wieder die blos zum Glauben angewiesene und bevormundete Heerde, welche erwarten müſste, was die theologischen Lateinschreiber, mit Genehmigung der die Symbole als Gesetze bewachenden Gewalthaber, ihnen als verfeinerten Supernaturalismus hinauszugeben je und je für gut fänden.

Der Tholuckische fein eingeleitete Vorschlag erschien mir, da ohnehin ein Calmiren und Niederhalten des Laienverstandes durch mancherlei indirecte Mittel zeitgemäſs erscheint, sehr bedenklich. Weil er die Gewalt der Stimmenmehrheit, welche über das durch die Mehrheit zu beschützende äussere Recht und Eigenthum gelten muſs, auch auf das Eigenthum der Geister, auf die gemüthlichen, nur aus ungestörtem Nachdenken richtig erwachsenden Überzeugungen, ausdehnen würde, ist er so antiprotestantisch, daſs ich gegen denselben sogleich im Mai d. J. in Nro. 53. 54. des theolog. Literaturblatts der Allgem. Kirchenzeitung meine protestantischen Gründe zu veröffentlichen für gut hielt, ohne zugleich mich auf den übrigen Inhalt der Tholuckischen Schrift einzulassen. Aber auch dieser ist es, was mich noch zu einigen Beleuchtungen auffordert.

Herr Dr. Tholuck hatte bekanntlich vorerst, in seinem leicht allzeit fertigen Anzeiger, einen der Strauſsischen Mythik nicht ungünstigen, philosophirenden Aufsatz 1836. Nr. 20. aufgenommen. Dies erregte Verwunderung. Sollte denn, riefen manche der Autoritätsglaubigen, sogar unser Schöpfer eines feineren, zeitgemäſseren Supernaturalismus doch jener kühnen Verwandlung der uns zur Infallibilität so unentbehrlichen Wundergeschichten in

Mythen, nachzugeben in aller Stille sich genöthigt fühlen? Dadurch erhielt Hr. Th. Veranlassung, gleichsam wie genöthigt sich auch auf diese Frage des Tags als Vorkämpfer einzulassen. Er gab öffentliche Vorlesungen darüber. Die Erwartung, daſs dadurch ein Meisterwerk gegen das den (gemeinen?) Rationalismus niederkämpfende und zugleich überbietende Extrem des Antisupernaturalismus vorbereitet werde, verbreitete sich; während aus den Rüstkammern des »steifen« Supernaturalismus so manche andere Lanze dagegen fast ganz umsonst erhoben wurde.

Zeigen sollte es sich dadurch, wie gegen die mythische Wegnahme fast aller für historisch gehaltener Grundlagen, welche dem patristischen und scholastischen alten und gleichsam gemeinen Supernaturalismus so nöthig sind, sich nunmehr der insgeheim neuverfeinerte zu verhalten wissen werde? Läſst dieser doch von sich merken, daſs er, wie durch eine neue Inspiration oder eigenen Takt, wissen und neuevangelisch entdecken könne, was der immer gleich sehr wirksame (aber lange das Beste zurückhaltende?) heilige Geist dem prophetischen Alterthum unbewuſstes in den Sinn gelegt, erst aber wie etwas in einem ewigen, geheimen Gottesplan vorbereitetes endlich in dem Gottesbewuſstseyn besonders der Apostel Petrus und Paulus, bewuſst und für das Urchristenthum anwendbar gemacht habe.

Die hochgespannte Erwartung ist erfüllt. Das Werk liegt vor und zum Glück nicht in theologisch lateinischer Geheimsprache, sondern mit vieler, die nichttheologischen Leser ansprechender Wohlredenheit und Gewandtheit, auch, wie es scheinen soll, mit einer eigenthümlichen Fülle von Gelehrsamkeit. Fragen sich nun aber die denkenden Nichttheologen nach dem Resultat und wagen sie, trotz dem immer auſs neue für die Geweiheten und Begnadigten allein vorbehaltenen Privilegium, auch über diese »geistigen« (vielmehr für die Geistlichkeit ausgesonderten) Dinge mit der sonst überall anwendbaren Rationalität (vulgo: Denkkraft und Menschenverstand) zu urtheilen, so werden sie zuvörderst S. 39 — 51. 92. 127. als Angriffswaffe ein bitteres Verdächtigmachen des Charakters und der Gesinnung des Gegners, antreffen. Sogar die Consequenzmacherei erlaubt sich Dr. Tholuck, daſs zwar Strauſs (S. 43) nicht bis zur letzten Consequenz vorgedrungen sey, diese ihm aber S. 47 dennoch, wie eine Sünde, die er begehen müſste, imputirt wird. Dies ist denn die immer noch auf die Menge so leicht anwendbare captatio *male*volentiae, welche Polemiker, denen es nur um das Besiegen des Gegners, nicht um

Digitized by Google

das Ausscheiden des Wahren, als um den Gewinn des Kampfes zu thun ist, so gern in ihrer Schlachtordnung vorausschicken.

Das (moralisch?) christliche Bewuſstseyn aber in unserm Polemiker schreitet in dieser rhetorischen Kunst, Voreingenommene zu machen, zusehends weiter. Nicht genug, daſs er Den, dessen Gründe er prüfen sollte, S. 88 durch das gehässigste Parallelisiren mit »weiland Voltaire« und S. 93 mit Julian »als Apostaten« zum voraus verwerflich zu machen sucht. Er, als Herzensrichter, bereitet sich dadurch nur vor, um sein eigenes Endurtheil seinen Lesern S. 114 wie das ihrige in folgenden daherschleichenden Worten zu unterschieben: »Es habe sich Uns (!) zugleich ergeben, daſs der Zweifel an dem historischen Beweis für Wunder, in der Ausdehnung, in welcher er sich in dem Strauſsischen Werke findet, nicht einmal auf wissenschaftlichem Boden entsprungen seyn kann (!), sondern [man höre den inquisitorischen Miſsbrauch der nicht von Meinungen redenden Bibelstelle!] — nur aus der Quelle, aus welcher Christus Matth. 15, 19. alle »arge Gedanken« ableitet.«

Allein dem bösen Willen also, aus welchem jene Schriftstelle Mord, Ehebruch, Gotteslästerung etc. ableitet, setzt dieser neuevangelische Kanzelredner den gelehrten Skepticismus eines theologiſirenden Philosophen gleich. Solche Gewissensrichterei verzeiht sich ein in seinen eigenen Schriften immer hin und her schwankender Schriftsteller gegen einen freien Mitbürger der gelehrten Welt, welcher überall nur seine Gründe mit unermüdeter, kenntniſsreicher, nicht blos auf sophistisches Beschwatzen der Leser berechneter Exposition darlegt, die Wahrheit der Ideen und Lehren des Urchristenthums respectirt und nur der verkehrten Methode, das an sich wahre von traditionellen Persönlichkeiten und wundersamen Nebenumständen abhängig zu machen, mit Ernst entgegenarbeitet.

Schon das erkünstelte Umschreiben und die Verkleisterung, womit die oben wörtlich angegebene gehässigste Beschuldigung umgeben ist, zeigt, wie sehr sich der Verf. bewuſst war, daſs er etwas, das zu argwohnen er sich als christlicher Lehrer nicht erlauben sollte, den Lesern versteckt in den Sinn zu bringen versucht. Wozu aber, werden gewiſs alle achtsame Beurtheiler, als Laien und als Nichtlaien, dagegen sagen, wozu dieser in erbaulich schlängelnden Windungen daherschleichende fromme Angriff auf Charakter, Herz und Gemüth eines dissentirenden Kri-

tikers, welcher sich äusserst selten auch nur einen satyrischen Wink gegen supernaturalistische Übertreibungen erlaubt hat. Solche »Injurien« [denn unerweisliche Anschuldigungen arger Gedanken und die Behauptung, daſs vorliegende äussere Handlungen sich nur aus solchen argen Gedanken ableiten lassen, gehören sogar unter die gerichtlich strafbaren Injurien] mochten nur Dominikaner Prädicanten einst gegen Verketzerte für ein Vorrecht der Meinungs-Inquisitoren gehalten haben. Besonders unsere jetzige Zeit und ihr Hang zur Verdächtigungssucht müſste jedem nicht blos rechtglaubigen (alt- oder neumodisch orthodoxen), sondern auch wahrhaft rechtsinnigen Schriftsteller diese Beargwohnungskunst doppelt verabscheuungswürdig machen. Und besonders der Verf., der so oft, als aufgeklärter, nicht mehr steifer Supernaturalist, mit Reminiscenzen aus Göthe*) spielt, hätte sich wenigstens an das längst bekannte Xenion erinnern sollen:

»Dacht' ich's doch! Wissen die Herren nichts vernünftiges mehr zu erwidern,
schieben sie einem das Ding schlau ins Gewissen hinein.

Nicht zufrieden mit der Consequenzmacherei S. 42—47, was alles zu behaupten Strauſs noch fortschreiten müsse, gefällt sich Dr. Th. S. 59 darin, sogar wortreich zu erfinden, wie ein künftiger Mythiker die Geschichte des auf dem Wege nach Damaskus

*) Dagegen ist es desto lächerlicher und ein Beweis, wie wenig Herr Th. die nahe Zeitgeschichte kennt, wenn er S. 103 über Jünger aus der Weimarischen Schule, über genuine Weimeraner zu witzeln sich anstrengt, als über solche, welche die Gränzsteine der Denkbarkeit überall da hingestellt hätten, wo ihnen der Verstand still zu stehen angefangen habe! auch als solche, denen der Verstand bei allen Erscheinungen des Somnambulismus bisher noch immer still gestanden sey! — Was für eine mystische Phantasie hat Hrn. Th. eine Weimarische Schule dieser Art vorgespiegelt? Hier hätte er wenigstens seiner eilenden Feder und lustigmacherischen Redseligkeit ein Stillstehen gebieten und seinen Verstand mehr zur Wahrheitsliebe antreiben sollen. Aber freilich, Hrn. Tholucks Verstand überspringt so übermüthig alle Gränzsteine auch der Wohlanständigkeit, daſs er S. 323 sogar namentlich gegen seinen Collegen, Dr. Wegscheider, von — argen Geschmacksfehlern schwatzt. Qui proficit in literis, et *deficit in moribus*, plus etc. stand sonst wohl an den schwarzen Tafeln der Lehrsäle.

erschütterten Saulus und des durch den gewaltsamen Tod des Begleiters Alexis erschütterten Luthers so recht bösartig in einen Mythos verwandeln könnte. Er unterschiebt dem künftig möglichen Gegner, wie wenn derselbe diese beiden edelkräftigen Männer unbedenklich nicht blos arger Gedanken, sondern sogar verdammlicher Thaten verdächtig machen würde. »Wenn dort, läſst Th. den Mythiker sagen, die Anklage des Gewissens über den Mord des Stephanus die subjective Veranlassung der himmlischen Vision (Apg. 9, 3—9) war, wer weiſs, welches ahnungsschwangere Räthsel über dem Alexis ruht, von dessen Unfall auch selbst Melanchthon so dunkel redet, daſs wohl eine geheime Schuld daran zu haften scheint, die den schuldbeladenen Luther in die Mönchszelle trieb.« So Tholuck. Bekanntlich aber war der junge, noch pharisäisch überzeugte Saulus an dem Morde des Stephanus nicht schuld. Er freute sich nur dessen, weil er ihn damals für gerecht hielt. Noch weniger giebt es eine Spur, daſs der gewissenhaft ängstliche Luther an dem Alexis ein schuldbeladener geworden sey. Nur Dr. Th. ist — auf fremde Rechnung hin — so erfinderisch, solche arge Gedanken einem möglichen Gegner anzudichten. Ist es denn aber mit dem christlichen »Gottesbewuſstseyn« des verfeinerten Supernaturalisten so leicht vereinbar, den Ketzern dergleichen arge Gedanken zu unterlegen? Kein Mythiker wird so leichtsinnig fingiren, daſs der junge Luther an jenem Freunde ein Schuldbeladener geworden sey? Nicht einmal Casp. Ulenberg (neu übersetzt, Mainz 1836) hat S. 4 so etwas zu ersinnen sich erlaubt. Und wie? Wenn man dem Gegner arge Gedanken dieser Art in den Sinn zu legen vermag, schöpft man dieselben wohl aus einem reinen, guten Herzen? Oder will etwa mitunter der verfeinerte Supernaturalismus einen Beweis von der doch auch in seinen beredtesten Apologeten fortdauernden Erbsünde gegeben haben?

Endlich, nachdem der Vf. durch dergleichen Scharmützel (Rec. darf wohl einmal diese Metapher borgen, da Herrn Th.s Rhetorik zehnmal sein Polemisiren bald mit den altrömischen bald mit modernen Kriegskünsten in witzige Vergleichungen gestellt hat!) die Zuschauer lange genug — bis S. 136 — wie Laien behandelt und gleichsam als Tirailleur nur harcelirt hat, unternimmt er, zur Hauptsache vorzurücken: »Erweis der (historischen) Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte

aus dem Evangelium Lucae.« Und in der That. In dieser ganzen Ausführung schien dem Rec. manches so recht ordentlich begründet.

Dahin rechnet er freilich nicht solche eigenthümliche Entdeckungen des Vfs, wie dafs nach S. 145 jenes κατηχηθης Luk. 1, 4. von einem katechetischen Unterricht der ersten Christen zu deuten sey, worin ihnen eine kurze historische Skizze (vom Leben Jesu) mitgetheilt worden sey; auch nicht dafs nach S. 180 er das Kunstwort Kataster und katastriren (mit welchem Hr. Th. wie ein Kundiger um sich wirft, ungeachtet es da, wo es sich nicht von Güterausmessung und Gewerbsabschätzung handelt, nicht einmal anwendbar ist) aus «*capitastrum*« abzuleiten wisse; noch weniger aber, dafs nach S. 182 Luk. 2, 2. die Worte: αὔτη ἡ απογραφη πρώτη εγενετο ἡγεμονένοντος της Συριας Κυρηνιου übersetzt werden können: »Diese Schatzung geschah bevor Qu. Prätor in S. war.« πρωτη ἡγεμονευοντος kann nie seyn = προ του ἡγεμονευειν. Eine schon bei Griesbach angeführte Conjectur: εγενετο πρὸ τοῦ ἡγεμονευοντος wäre wenigstens sprachrichtiger. Selbst wenn προτέρα statt πρωτη stünde, würde zu übersetzen seyn: Diese frühere Aufzeichnung geschah, als Qu. Prätor über S. war. Ebensowenig wäre philologisch möglich, wie S. 185 will, zu übersetzen: Diese Schatzung trat zuerst oder erst unter Qu. ein.

Abgerechnet aber derlei Eigenthümlichkeiten der Tholuckischen Sprachkenntnisse, war es mir in den bedeutenderen Nachweisungen dieses Hauptabschnitts gar zu oft so, wie wenn ich meine eigene Gedanken etwas durchwässert zu lesen bekäme. Ich lasse es gerne darauf ankommen, ob Herr Straufs, wenn er in seinen Streitschriften auch auf die Tholuckische Polemik kommt, nicht kurzweg zu bemerken haben wird: Was mir Hr. Tholuck über den Anfang des Evangeliums Lukä S. 145, über den Schlufs vom Ende der Apostelgeschichte auf die Entstehungszeit dieses Evangeliums S. 140 über die Censusgeschäfte des Augustus S. 192, über Lysanias S. 109 u. dgl. zur Rechtfertigung des dritten Evangeliums vorhält, das hatte ich lange schon aus Dr. Paulus Exegetischem Handbuch über die drei ersten Evangelien in Überlegung genommen; nur mit dem Unterschied, dafs ich dieses Werk, welches sogleich im Anfang S. 1—28 wie ahnungsweise, schon 1830 gegen die Umdeutung der evang. Geschichte in Mythen, bes. aus Lukas, argumentirt hat, gewöhnlich

Digitized by Google

citire, während Herr Tholuck darauf irgendwo, wenn er ihm beistimmt, nach der dankbaren Sitte anderer Gelehrten zu verweisen, wahrscheinlich aus Pastoralklugheit unterläſst. Der gute Hirte verzeiht sich nämlich diese Unterlassungssünde wahrscheinlich deswegen, weil es eine noch gefährlichere Sünde wäre, wenn er durch anerkennende Citationen selbst etwa seine Glaubigen auf die dort durchgeführte rationalistisch-exegetische Methode, sich nach der alleingültigen historischen Interpretation, soviel es philologisch und psychologisch möglich ist, in die biblische Alterthümlichkeit zurückzuversetzen, zum Schaden des zu modernisirenden Supernaturalismus aufmerksam machte. S. 155 werden sogar die Glaubigen versichert, daſs überhaupt die neuern rationalistischen Kritiker die historischen Verhältnisse der ersten christlichen Zeit so ganz aus den Augen rücken. Herr Th. nennt dies unverzeihlich, während doch nur Rationalisten den Supernaturalismus genöthigt haben, die bei allen Autoren nothwendige historische und zeitgemäſse Auslegung auch bei den biblischen Überlieferungen allmählig zuzulassen und während er selbst solche rationalistische Vorarbeiten ausbeutet, sich aber es gerne verzeiht, sie den Seinigen möglichst aus den Augen zu rücken.

Schade nur, daſs auch dieses Stratagem, das von dorther anwendbare lieber unvermerkt auf eigene Rechnung zu nehmen, übrigens aber die Unschuld und Credulität der Leser und Zuhörer durch ein heilsames Ignoriren der Fundgrube ungefährdet zu bewahren und überhaupt was von einem Rationalen kommt, nie, als wo es bespöttelt *) werden zu können scheint, nament-

*) Etliche Proben von dieser Tholuckischen Widerlegungskunst müssen wir wenigstens in einer Note zur Unterhaltung vorlegen. Er meint zur Warnung vor Rationalismus (S. 80) nichts schlagenderes sagen zu können, als daſs man sich nicht in das Gebiet der — Paulus'schen Exegese zurückführen lassen solle, wo der „Scheintod und die Blitze ihre reichlichen Contributionen liefern müſsten und man bei dem allem doch nicht über das Wunderbare hinauskomme. Denn welch wunderbares Ereigniſs, fragt er, daſs gerade jedesmal dann Scheintodte auf der Bahre liegen, sobald Jesus sich herannaht und (S. 107) gerade beabsichtigt, einen Todten aufzuwecken.“ — Da der Erfindungsreiche denselben Gedanken S. 374 zum drittenmal wieder bringt, übersprudelt er gar von Witz: „Was sollte hindern, zuzugeben, daſs jene gute Mutter Vorsehung gerade um die Zeit Jesu die Gewitter und den Scheintod in Palästina mit so besonderer

Digitized by Google

lich anzuführen, gerade für den Hauptzweck der Tholuckischen Schrift bei aller zum Borgen und rhetorischen Ausschmücken angewandten Mühe im Resultat wenig wirken kann.

Fruchtbarkeit segnete, daſs Jene (ungeachtet es nach S. 80 bekanntlich in Palästina im Sommer nie gewittert) in jedem bedeutenden Momente des Lebens Jesu ein Detaschement ihrer Blitze lieferten, und Dieser sich mit seinen Starrkrämpfen einstellte, so oft der Menschenfreund eine Todtenerweckung angekündigt hatte." — Hat der Redselige dieses mit der gehöhörigen Mimik so vom Katheder herab declamirt, wie frohlockend mag dann der demüthig ergebenste Theil der Auditoren den schnell verfliegenden Redeblitzen applaudirt haben. Aber daſs er solches Gerede drucken lieſs, ist mehr als unklug. Hielt er denn selbst die lesenden Laien für so glaubsüchtig, daſs sie sich nicht besinnen würden: wie oft denn Jesus Todtgeglaubte erweckte? (Die historische Antwort ist: zweimal!) Ferner: wie oft er denn Todtenerweckungen vorher angekündigt habe? (Die Antwort ist: niemals! Bei Luk. 7, 13. tröstet er die Mutter. Aber ein: Weine nicht! sagte doch nicht: Ich erwecke dir deinen Sohn! Und zum Jüngling redete er doch nach Vs 14 erst, nachdem er ihn im Sarge betrachtet und gesehen hatte, daſs er ihn anreden könne. Einen wirklich Todten anzureden, aufzufordern, wäre widersinnig. Erst, seit Jesus sah, daſs der Jüngling sich aufzuraffen vermöge, konnte er ihm zurufen, daſs er es thun solle. — Bei Lazarus aber kündigte Jesus so gewiſs nicht an, daſs er ihn sofort erwecken könne, daſs er vielmehr nach Joh. 11, 35. 38. seinetwegen wiederholt und heftig weint, alsdann aber, da er erst in die geöffnete Gruft hineinsehen konnte, nicht sich, auch nicht dem Logos, sondern Gott dem Vater das Wiederleben des Freundes und zwar als eine Gebetserhörung nach Vs 41 verdankt. Wer nun aber, seit wir endlich soviel an die Nothwendigkeit der Leichenbewahrungshäuser und die unsichern Kennzeichen des Todes auch bei Spätbegrabenen — durch den leidigen Rationalismus! — schauerlich erinnert worden sind, gar noch weiter zu denken denkglaubig genug ist, der wird vielleicht mit Schrecken begreifen, daſs in einem Lande, wo der Aberglaube so schnell wie möglich den alles unreinmachenden Leib wegschaffte, die Wiederbelebungen viel häufiger gewesen seyn müſsten, wenn nicht die meisten durch die Begräbniſsart erstickt worden wären, weil sie in Gräbern ohne Sarg verscharrt, in den Grüften aber oft sogleich in die engen Felslöcher auf den Seiten gesteckt wurden. Diese Localumstände überspringt freilich der Wundergierige, und haſst die historisch rationale Interpretation, welche darauf hinweist. —

Nebenher ist statt dessen die Meteorologie des Vielgelehrten zu bewundern, welcher so sicher weiſs, daſs es in Palästina im Sommer niemals Gewitter gebe. Hat er irgendwoher zusammenhängende Wetterbeobachtungen über Palästina? Zur Paschazeit

Digitized by Google

Mit diesen fremden Federn einhertretend, mit wiederholtem Ausruf: daſs Er die Bedenklichkeiten befriedigend lösen zu können glaube (S. 180), daſs er am Ziel seiner Hauptunter-

---

meinte doch das umstehende Volk Joh. 12, 29. βροντην γεγονεναι. Im April tonitrua audiuntur. Im Mai tonitrua sunt frequentissima. s. Walch Calendar. Palaest. 1785. §. XXV. XXX. Dies anzunehmen war also bei Matth. 28, 2. 3. nicht ausser der Zeit. Daſs meine rationale Exegese irgend ein Gewitter im Sommer bedurft hätte, weiſs ich mich nicht zu erinnern.

S. 107 witzelt der Verf. in seiner würdigen Vulgärsprache darüber, daſs „das Erwachen Jesu zum rechten *tempo* eingetreten sey“, weil die Frauen sich bereits zum Einbalsamiren näherten, wo dann Gehirn und Eingeweide herausgenommen zu werden pflegten. Ich will nicht fragen: ob Th. wirklich glaube, der Leichnam würde alsdann doch ohne Eingeweide noch lebendig geworden seyn? Auch der Wunderglaube möchte doch immer noch gerne der Naturmöglichkeit nahe bleiben. — Th. fragt mich: „Wie mag es dann nur dem armen Lazarus bekommen seyn, als er bald nach seiner Auferweckung ohne Eingeweide sich Joh. 12, 2. zu Tische gesetzt hat?“ Der Ingeniöse! Hätte er nicht sich selbst fragen sollen: weiſs ich denn nicht, daſs Lazarus auch nicht einbalsamirt worden war. Habe ich dort meinen Wunderglauben nicht selbst auf das Wort der Martha gebaut, daſs die Leiche schon stinke, also nicht einbalsamirt war. Muſst' ich nicht daraus wenigstens soviel merken, daſs mein Witz gegen den Rationalisten auf mich selbst und mein Nichterwägen des Textes zurückfällt? — Andere Witzeleien, daſs er mir, dem nach Menschenkenntniſs gerne Prüfenden, S. 391 „eine inquisitorische Gemüthsart“ andichtet [er dachte wohl an das, was der Engländer *inquisitif* nennt und was, wer nicht leichtsinnig glauben will, immer seyn soll], daſs er, der groſse Orientalist, S. 428 „die Heidelberger Denkglaubigkeit“ mit dem Widersprecher Muhammeds Abudschahal parallel stellt und diesen Namen zugleich Dummkopf übersetzt; daſs er überhaupt den Rationalisten immerhin wie ein neckender *bouffon* herbeizerrt, ... dies alles mag zu seinen anziehenden Kathederspäſsen gehören. Was er S. 374 durch „denkglaubige Astrologie“ und S. 402 durch „Heidelberger Pontificat“ gesagt haben wolle, mag er wohl selbst nicht wissen. S. 105 setzt eine Stärke des Geistes darein, ohne Krittelei und Erklärungssucht Wunder zu glauben. Ich beneide niemand um diese Geistesstärke, fühle mich aber doch stark genug, um auch nicht wundersüchtig zu seyn, soweit ich ein Factum finden kann. Aber das unerklärte Factum ist dann noch lange nicht ein theologisches Wunder, ein um der Infalliblen Offenbarung willen durch die ultima causa geschehenes. Wenn ich also, weil Dämonische wirklich gegen ihren und aller Volksgenossen Wahn gerettet wurden, alsdann deswegen auch glauben soll, daſs Dämonen existiren, die in

Digitized by Google

suchung sey (S. 184), daſs er am Schluſse seiner Untersuchung angelangt sey (S. 197), sich alles bei Andern vorgefundene durch bloſse Rhetorkünste aneignend, vergiſst dieser polemische Apologete, dem Verstand zum Trotz, ganz den Standpunkt, welchen er zu vertheidigen hätte.

Als Verkündiger seines verfeinerten Supernaturalismus will Hr. Th. den Strauſsischen Versuch, das Wunderbare in den Evangelien von Jesus daraus erklären, daſs es im Enthusiasmus der Glaubigen entstanden, den Ekstasirten nachgeglaubt und als glaubwürdig auch von den Evangelisten geschichtlich zurückgetragen worden sey, dadurch kritisiren und widerlegen, daſs er durch die Redseligkeit seines ganzen Buchs erwiesen haben will, die Evangelisten hätten keinen Verstoſs gegen die anderswoher bekannte Historie und Chronologie begangen. Mit Umgehung der Inspirationslehre (S. 439) sucht er vielmehr Rechtfertigungsgründe dafür, daſs sie, was sie als geschehen gehört und geglaubt, ebenso wie andere glaubwürdige Geschichtschreiber überliefert hätten, nämlich so, wie sie es, zum Theil nicht miteinander harmonirend

---

Menschen und in Säue fahren dürfen, so bin ich lieber wie Abudschahal gegen das dem Mohamed angedichtete, und traue es selbst Herrn Tholuck zu, daſs er hierin lieber dem Araber, als Gregorius dem Groſsen ähnlich seyn möchte. Nur sehe seinerseits der verfeinerte Supernaturalismus wohl zu, wie er, wenn er einmal an dem Besessenseyn von dämonischen Legionen doch strauchelt, im übrigen die Geistesstärke des Wunderglaubens consequent behaupten werde.

Für das mehr als rühmliche Stichwort S. 11, daſs der Rationalismus sich in Dr. Paulus zu Heidelberg vollendet habe, kann ich nicht danken, weil es unwahr wäre. Der Rationalismus vollendet sich nie, so lange immer aufs neue rationale Menschen geboren werden, welche auf der Rationalität der früheren Bessern stehend, weiter in das, was war und ist, hineinsehen. Aber eben deswegen endet er auch nicht; und Hr. Th. wird sein Prognosticon nicht erleben, daſs der Rationalismus mit mir begraben werde. Dieser Jünger ists, der nicht stirbt! Oder sagt denn nicht auch dem Hrn. Th. die ganze sogenannte Profangeschichte, ja sogar auch die Kirchengeschichte, daſs die Tendenz des Menschengeschlechts immer dahin geht, vom Irrationalen weg allgemeiner rational zu werden. Selbst der verfeinerte Supernaturalismus würde nicht versucht, wenn er nicht gegen den „starren Orthodoxismus“ und gegen „den gemeinen [und bereits allzu gemeinen?] Rationalismus noch rationaler zu seyn, die Glaubigen zu bereden hoffte.

(S. 429—463) aufgefaſst und nach Reminiscenzen in ihrer eigenen Einkleidung (S. 317—347) zu geben vermocht hätten.

Was aber beweist alsdann das ganze Buch des Verſs.? was nützt diese ganze verschwendete Prunkgelehrsamkeit gegen Strauſs? Nur ein Nebengedanke ists, daſs Str. vermeintliche Verstoſse gegen die Zeitgeschichte bei Lukas als Zeichen einer spätern Entstehung der Apostelgeschichte und des dritten Evangelium hervorhebt. Er kann gegen all die selbstgefällige Tholuckische Abwendung jener Schwierigkeiten ohne weiteres zugeben, die Evangelien seyen mit der sonsther constatirten Zeitgeschichte in keiner Collision! Was folgt anders auf seinem Standpunkte daraus, als dies, daſs die Evangelisten auch als Mythographen, indem sie, was die Gläubigen als wunderbar geschehen glaubten, niederschrieben, gegen die übrige Zeitgeschichte Fehler zu begehen vermieden und daſs sie sich also durch ihre Akribie vor mehreren, deswegen apokryphischen Evangelien auszeichnen. Folgt denn aber, wenn die Tholuckische Schrift von S. 136—396 die beredteste Wiederholung der von Andern solid vertheidigten Harmonie der 4 Evangelien mit der übrigen Geschichte wäre, daraus ein Beweis gegen Strauſs, daſs dasjenige, was die Christengemeinden als wunderbare Theile des Messiaslebens glaubten, nicht erst später glaublich gewordene Mythen? nicht in der Begeisterung ihrer prophetischen Gemeinderedner (Ephes. 4, 11.) aus höherstrebender Bewunderung und aus jüdischen Vorbildern entstandene Erzählungen dessen, was der Messias gethan und geredet haben könne und müsse, gewesen seyen?

Für uns folgt vielmehr aus dem vorliegenden nur dies, daſs Th. zu seiner Rettung des Wunderbaren in der evangelischen Geschichterzählung sich einen Plan gemacht hat, der, wenn er auch auf das befriedigendste und selbstständigste ausgeführt wäre, das Wesentliche dessen, was zu widerlegen er sich in eine schimmernde Rüstung gesteckt hat, gar nicht trifft und nicht treffen konnte.

Soweit als die Th. Schrift führt, gehen der historisch ideale Rationalismus und der Supernaturalismus immer noch miteinander. Deswegen konnte auch der Herabwürdiger des starren, aber bisher allein orthodoxen Supernaturalismus soviel aus den gelehrten und protestantisch freisinnigen Beweisführungen des Rationalismus borgen. Aber für sich und seinen eigenthümlichen Standpunkt hat auch der verfeinerte Supernaturalist dadurch nichts zu gewinnen.

Digitized by Google

Wenn aus ächt rationalen Gründen gezeigt ist, daſs die Evangelien eben so weit historisch glaubwürdig, wie irgend andere glaubwürdige Historiker, das was sie nach ihrem Erkenntniſskreise als geschehen glaubten, ohne Verstoſs mit der übrigen Historie überlieferten, so beginnen alsdann erst die Scheidewege! Denn nun erheben sich die Fragen: Wie kommt's, daſs sie die wunderbaren Ausnahmen von den gewöhnlichen Naturwirkungen, nebst den Reden von Übernatürlichkeit der Person des Messias, glauben konnten? Kommt all diese Wunderbarkeit aus vorgefaſsten Meinungen der Zeit und vornehmlich der ersten Beobachter und Erzähler? oder erst, wie ein opus posthumum, aus einem Zurücktragen der gern mythisirenden glaubigen Bewunderung und erbaulichen Selbsttröstung der Hinterbliebenen? oder aber wirklich nur daraus, daſs das geglaubte Wunderbare ein wahres Wunder, eine Wirkung des Infalliblen zum Beweis seiner infalliblen Mittheilungen gewesen ist? Das letztere bedarf, nicht die christliche Religion (S. 462), aber der dogmatische Supernaturalismus?

Auch der versprochene nicht starre, sondern zeitgemäſs verfeinerte Supernaturalismus will doch infallible Offenbarungen von Geheimniſslehren über das Wesen der Gottheit, über die, sonst unerforschlichen, positiven Bedingungen der Rechtfertigung und des Seligwerdens, über das erbsündliche Verderbniſs der menschlichen Natur u. dgl. den Glaubigen, sey es symbolisch-kirchlich oder speculativ, gewiſs machen und auslegen können. Dies sind die ihm charakteristisch eigenthümlichen Bestandtheile. Der Streit ist nicht, ob sie ihm durch Naturkräfte oder, was man nie wissen könnte, ohne Zwischenmittel bekannt worden seyen. Die zwei Hauptpunkte sind, daſs er Geheimnisse und daſs er diese auf infallible Weise wisse und lehre. Dafür bedarf er nicht blos der Beweise, daſs die Evangelien nicht historische und chronologische Fehler enthalten, daſs ihre Urheber so gut, wie andere historische Überlieferer, auf ihrem hisorischen Boden standen und nur das, was sie als geschehen und als Lehre erfahren, aufsammelten. Bis dahin geht gerade der Rationalismus auch, und er ist, wenn ich für mich zunächst nur auf mein exegetisches Handbuch verweisen darf, dem aus ihm borgenden Verfasser durch Untersuchungen, wie sie die, welche immer nur mit dem Glauben anzufangen rathen, selten unternehmen, unläugbar vorangegangen. Alsdann aber beginnen erst die Unterscheidungsfragen.

Digitized by Google

Wenn auch der verfeinerte Supernaturalismus doch supernatural bleiben will, also solche unentbehrliche Religionswahrheiten über das Verhältniſs zwischen Gott und Menschen zu wissen behauptet, welche nur Gott selbst hätte kund machen können, so genügt durchaus nicht die blos historische Glaubwürdigkeit der evangelischen Überlieferer; für das Übernatürliche müſste ihnen eine übernatürliche (hyperphysische) Glaubwürdigkeit vindicirt worden seyn. Deswegen ist der ganze Plan der Tholuckischen Schrift nichts als ein Fehlgang, der, im besten Fall, nicht zu einem Supernaturalismus oder zu einer infalliblen Offenbarung von Geheimniſslehren der Religion führen kann. Wenn Hr. Th. nicht redselig und blos stückweise, sondern überweisend und nach allen Theilen die historische Glaubwürdigkeit und besonders die Zeitnähe der vier Evangelisten neu dargestellt hätte, so würde dadurch das Vertrauen, daſs sie selbst das, was sie als wunderbar geschehen oder als infallibel gelehrt angeben, als etwas durch den infalliblen Willen Gottes (sey es ohne Naturmittel oder durch unbekanntes Zusammenwirken körperlicher und geistiger Kräfte des Naturganzen) entstandenes redlich und zeitgemäſs glaubten, von Einwendungen befreit worden seyn. Soweit ist alles dies nach dem für das Gewöhnlich-geschichtliche hinreichenden Maasstab (S. 142) vom historischen Wahrheitgebenwollen und können auszumessen. Aber wenn sie überliefern, was sie als Wirkungen der höchsten Ursache und zwar als zum Beweis infallibler Religionsgeheimnisse geschehene Wirkungen, d. h. als Wunder, sich erklären zu müssen glaubten, ist denn alsdann das, was für sie anders nicht erklärbar war, wirklich unerklärbar? Und wäre sogar alles, was sie, als von ihnen geglaubt, erzählen, immerfort auch für uns nach Ursache und Absicht unerklärbar, würde dann aus der historischen Glaubwürdigkeit der Erzähler auch die metaphysische und hyperphysische Glaubwürdigkeit des Inhalts zu folgern seyn? Ist denn, was sie weit über die historische Glaubwürdigkeit hinaus hyperphysisch über die Entstehungsursache und Absicht des historisch überlieferten glaubten (d. i. aus Vertrauen annahmen), ebenso von uns aus Vertrauen zu ihrem, nicht mehr historischen, sondern transcendenten Glaubensurtheil immerhin zu glauben?

Mit einem Wort: Auch der sich in diesem Verfasser zum voraus als verfeinert rühmende Supernaturalismus bleibt in der

Digitized by Google

alten enormen Begriffsverwechslung befangen, durch eine Beweisführung für den wahrheitliebenden **Willen** jener Schriftsteller und für ihre **Empfänglichkeit** im Auffassen der Erfahrung, auch die **Richtigkeit ihres Wissens, Urtheilens und Lehrglaubens** bewiesen zu haben.

So berufen sich gegenwärtig die mancherlei im Absoluten und Übernatürlichen wohnenden, entweder durch Gefühl oder durch geistige Anschauung der Speculation Gott erkennenden Reformatoren der Orthodoxie auf ihr philosophisch oder christlich-**absolutes Bewuſstseyn**; sie fragen sich aber nicht, woher und wodurch sie erst ihr an sich leeres Bewuſstseyn mit solchen Übernatürlichkeiten vollgefüllt haben. **Die absolute Wahrheit** auch über die religiösen Verhältnisse des Menschen zur Gottheit **ist freilich in Gott**, weil nur der vollkommene Geist als Gott zu denken ist. Aber der unvollkommene Geist jedes Menschen kann denn doch, ohne die Abläugnung seiner Nichtvollkommenheit und also ohne offenbare Selbsttäuschung, sich nicht bereden, daſs er **von der absoluten und vollen Wahrheit** mehr fasse, als seine Kräfte, nach ihrer Qualität und Quantität, zu fassen und zu verarbeiten vermögen. Das Wissen des Menschengeistes von Gott ist somit gewiſs nicht das Wissen Gottes von sich selbst im Menschen. Nicht Deus Deum *Deo*, id est, *semet sibi* manifestat. Vielmehr denkt sich der unvollkommene Geist von dem vollkommenen soviel als er nach dem Grad seiner Vollkommenheit zu erreichen vermag; und so hat jeder alsdann dieses ihm denkbar gewordene in seinem sonst davon nicht erfüllten Bewuſstseyn. Woher denn sonst die so groſse Verschiedenheit des Inhalts? sieht denn wohl die absolute Wahrheit sich selbst in Jedem nur von Einer, nichtabsoluten Seite, als nichtvollkommen?

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 54. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Tholucks Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, gegen Strauſs.

(Beschluſs.)

Der die Erscheinungen der geistigen und körperlichen Natur nach der innerhalb derselben selbst erkennbaren Regelmäſsigkeit genau prüfende Rationalismus kann alles in der Geschichte Jesu als geschehen beglaubigte Wunderbare nach der historischen Glaubwürdigkeit anerkennen, weil er die Thatsachen von den darüber theils sogleich, theils wohl auch späterhin entstandenen Bewunderungsurtheilen unterscheidet und dort, wie verständiger Weise bei allen Erfolgen in der Welt, immer unterscheiden muſs. Dem historisch kritischen Rationalismus sind sogar dergleichen bewunderte Erfolge als solche historisch gewiſs, weil der übrigens so unscheinbar und so kurz hervorgetretene Eröffner eines auf göttlichgewollte Rechtschaffenheit zu gründenden Gottesreichs (Matth. 6, 33.) gewiſs die Volksmenge von Zuhörern für seine göttliche, aber nicht erwünschte Moral nicht hätte zusammenbringen können, wenn nicht unerklärt bewunderte, besonders über Dämonen und Satane ihn erhebende Gesundmachungen (Mt. 5, 23—25.) und andere verwandte »Paradoxa« (Luk. 5, 26.) erst die Zuhörer für sein kraftvolles Lehren (Matth. 7, 28. 29.) herbeigezogen hätten. Aber für irgend einen dogmatischen Supernaturalismus kann dieses nicht genügen, und mehr hat auch Jesus selbst als Zweck seiner Wunder nicht angegeben. Dem, der Infallibilitätsbeweise darin finden möchte und müſste, kann es nicht genügen, daſs Jesus auf seine Heilungsthätigkeit nur als auf einen Beweis dafür hinweist, daſs er zu Beschleunigung des Messiasreichs, welche der im Gefängniſs harrende Johannes sehnlich erwarten muſste (Matth. 11, 3.), alles mögliche (nach Vs. 5. 6.) thue. Für jeden Supernaturalismus, welcher infallible Religionsgeheimnisse dogmatisch alleinrechthabend auszulegen haben will, kann es nicht genügen, daſs Jesus die von ihm gewünschte, aber (Joh. 11, 33—38.) kurz vor dem Erfolg noch nicht vorhergewuſste Wiedererstehung seines Freundes als eine Gebetserhörung bei »Gott dem Vater« (Vs. 42.), nicht aber als Beweis einer ihm selbst innwohnenden oder auch nur

ihm mitgetheilten Lehrinfallibiiität und übernatürlichen Kraft betrachtet hat. Wer kann sagen, daſs irgend eine neutestamentliche nicht aus geistigen und körperlichen Naturkräften mögliche Erscheinung in der Natur (also: irgend ein Wunder) als etwas zum Beweis eines Lehrgeheimnisses geschehenes, also zum Beweis für das, was im Supernaturalismus das Eigenthümliche ist, geschehen sey?

Wer demnach wie der Vf. für infallible und doch positive Dogmen als supernaturalistischer Vertheidiger der Wundertradition auftreten will, der hat, wenn er dies durch Beweise, die nur historische Glaubwürdigkeit erkennbar machen, geleistet zu haben die vornehmste und gelehrteste Miene annimmt, doch nur zwischen einem Dilemma zu wählen. Er hat, da er seinen Plan machte, entweder, was er für seinen Standpunkt zu erweisen nöthig hätte, nicht rationell genug begriffen! oder es zu leisten sich unvermögend gezeigt!

Wenn der alte, in sich consequente, von den alles besserwissenden Verfeinern aber seit Kurzem undankbar herabgewürdigte Supernaturalismus infallibel mitgetheilte Lehrgeheimnissse zu besitzen behauptete, so sah er recht wohl ein, daſs Zeichen der Infallibilität, gewisse Wirkungen, die nur von dem Infallibeln und nur aus der Absicht, den infallibeln Ursprung jener Lehrgeheimnisse zu zeigen, gekommen seyen, damit verbunden gewesen seyn müſsten. Wenn irgend ein verfeinerter Supernaturalismus, ausser den ewigwahren und den historisch nachweisbaren Religionskenntnissen, die er mit dem Rationalismus gemeinschaftlich hat, noch andere infallibel mitgetheilte Bestandtheile der Religionswahrheit erhalten zu haben behauptet, so müſste auch er sichere Indicien, daſs der einzig-infallible Geist sie gegeben habe, nachweisen können. Wäre dann auch von denen in der geistigen und körperlichen Natur unerklärt erschienenen Wunderfolgen anzunehmen, daſs sie nur durch eine solche Gotteskraft, welche Ausnahmen von der Naturordnung wollte, verwirklicht seyen, so ist doch immer noch zwischen der Behauptung: gewisse Verbesserungen in der Religion sind durch ausserordentliche äussere Erfolge begleitet, begünstigt und befördert worden! und der gewagten Folgerung: sie sind also auch an sich als geistige Vorstellungen in allen ihren Theilen infallibel-wahr! eine unausfüllbare Kluft.

Auch bleibt der Schluſs: Dieser sittlich kraftvolle und im Gottvertrauen erhabene Mensch hat in der körperlichen Natur

Digitized by Google

einiges unerklärliche und ungewöhnliche theils bewirkt, theils an sich selbst erfahren; folglich sind alle seine »Einsichten im Geistigen« infallibel! — ein Übersprung von einer Gattung der Gegenstände in die andere, und zwar vom Verschiedensten in das Verschiedenste; gesetzt, daſs von uns wirklich für jene Naturerscheinungen durchaus keine Naturursachen zu finden wären. Wer z. B. durch seinen Willensausspruch alle, die durch Dämone krank zu seyn meinten, in ganz Palästina von dieser antiphysiologischen Meinung frei und insoweit gesund gemacht hätte, der würde dadurch doch nicht beweisen, daſs die Meinung selbst richtig war und Dämonen als für sich bestehende böse Geister wirklich die für andere Geister bestimmte Organismen sich gewaltsam zueignen konnten.

Kurz; Alles kommt für den Supernaturalismus auf den über die historische Glaubwürdigkeit hinausgehenden Beweis an, daſs die nichtmenschlichen Einsichten von dem Infalliblen selbst mitgetheilt seyen. Dafür aber wäre nie das Nebeneinanderstehen von wunderbaren Naturveränderungen und von natürlich nichterweislichen Lehrmeinungen beweisend.

Es möchte wohl nur die Vereinigung zweier Kriterien menschlich genügend werden können. Das Negative wäre: Jede als infallibel gegebene Mittheilung darf mit nichts vermischt seyn, was die menschliche Erkenntniſs und Urtheilskraft immer mehr als fallibel und unrichtig entdeckt, nachdem ihr diese Entdeckung durch jene Voraussetzung der Infallibilität gar lange erschwert worden ist. Das Infallible kann nicht so erscheinen, daſs es erst wieder des nicht infalliblen, menschlichen Rationalismus bedarf, um von dem damit amalgamirten Nichtrichtigen gereinigt zu werden. Denn was wahrhaft infallibel wäre, dagegen müſste alles Rationalisiren, alles Scheiden des Irrthums von der Wahrheit, verstummen. Das gewiſs vom Infalliblen gegebene müſste sogar immer gerade nur so, wie es mitgetheilt ist, erfaſst und festgehalten bleiben. (Z. B. eine geoffenbarte Schöpfungsgeschichte kann nicht behaupten wollen, daſs der vollkommene Geist als Schöpfer zuerst alles in einer allgemeinen Unordnung und Verwirrung chaotisch hervorgebracht und sodann allmählig erst die gemischten Elemente ins Gleichgewicht geordnet habe *).

*) Vgl. Meine Abh. gegen die Fiction eines Chaos in der zweiten Auflage Meiner „Aufklärenden Beiträge zur Dogmen-, Kirchen- und Religionsgeschichte. (Bremen 1837.) S. 392—398.

Digitized by Google

Ferner: Die fortdauernden Menschengeister müſsten nicht nach der Einen älteren Offenbarung ein schattenartiges Leben im Scheol, nach der andern aber entweder in einem Himmel, zu dem man hinauffahren könne, oder in dem Abgrund (Luk. 8, 31.) ihre Bestimmung zu erwarten haben. Auch müſste wohl der Himmel Gottes nicht lange Zeit blos als der Wolkenhimmel und das über der flachen Erde ausgespannte Firmament beschrieben und dahin ein besonderer Thron oder Aufenthaltsort des allgegenwärtigen Gottes gesetzt worden seyn u. dgl. m. Wer einsieht, daſs dergleichen alte Lehren nicht infallibel waren, sondern etwas wahres mit langgeglaubtem Irrthum vermischtes enthielten, der muſs einsehen, daſs nur das, woran die Rationalität keinen Irrthum entdeckt, das negative Merkmal der infalliblen Offenbarung hätte.

Das andere, affirmativ immer mehr befriedigende, Kriterium der Infallibilität eines mitgetheilten religiösen Lehrgeheimnisses würde seyn, wenn die Entdeckung desselben mit verwandten Kenntnissen verbunden wäre, welche zu jener Zeit noch übermenschlich waren, allmählig aber auch von den Menschen als richtig gefunden werden konnten. Daſs der Lehrer das Richtige besser als der Lehrling wuſste, davon wird dieser nur dadurch überzeugt, daſs er, je mehr er selbst beobachten und verstehen lernt, das vom Lehrer zuvor mitgetheilte richtig findet. Wenn, ehe die Menschen dies durch Nachdenken einsahen, im ersten Schöpfungslied nicht behauptet wäre, daſs Sonne und Sterne hauptsächlich um Erleuchtung der Erde und um der Festabtheilung willen da seyen, wenn vielmehr entdeckt worden wäre, daſs die Erde beweglich und von der Sonne abhängig, nicht aber wie das Centrum von Allem sey, so würden die Späterforschenden sich überzeugt haben, daſs in jenem Liede ein Mehrwissender gesprochen habe. Das Gegentheil aber muſs je und je zum gegentheiligen Schluſs führen.

Hat demnach Dr. Tholuck als verfeinerter Supernaturalist gegen Herrn Strauſs sich Siegeszeichen erbeuten wollen, so hätte er ganz etwas anderes als das, was zunächst zum Rationalismus führt, nämlich nicht blos historische Glaubwürdigkeit der Evangelien, welche alsdann auch das Wunderbare aus historischen Verhältnissen zu erklären auffordert, zum Hauptinhalt seiner apologetischen Polemik machen müssen. Vielmehr aber, indem er in der geborgten und für einen ganz andern Zweck passenden Waffenrüstung sich lange Zeit sehr heroisch umherbewegt, zer-

stört er, äusserst unbedachtsam, sich und seinen Glaubigen die ganze Möglichkeit eines Supernaturalismus, als eines hauptsächlich auf Lehrgeheimnissen, die nur durch infallible Mittheilung infallibel bekannt seyn könnten, beruhenden Religionssystems.

Dahin führen mehrere Nachgiebigkeiten, die er, um die historische Glaubwürdigkeit zu retten, nicht vermeiden kann. Diese Verwicklungen aber verwandeln ihm sein Buch, gleichsam unter den Händen, in etwas antisupernaturalistisches! Vergleichen wir den Standpunkt des ächten, im Glauben consequenten Supernaturalisten mit dem Präcipiz, auf welches den Herrn Th. seine Vielgelahrtheit geführt hat.

Was die Menschheit nicht durch ihre Erkenntniſs- und Urtheilskräfte sich selbst offenbaren kann, das soll sie unstreitig, *wenn* es ihr von einer höhern Kraft unfehlbar ausgesprochen und kund gemacht ist, auf das genaueste und strengste nur so, wie es ihr mitgetheilt wurde, nehmen und als das Infallible sich unabänderlich einprägen. Der infallible Mittheiler muſste ja unfehlbar auch am besten auszusprechen wissen, wie sein Infallibles menschlich zu fassen sey. Dadurch ginge freilich den dialektischen, wie den speculativen und sogar den blos rhetorischen Theologen alle ihre supernaturalistisch-theoretische Kunst und Mühe verloren. Es könnte ihnen nur die wortgetreue Anwendung des infallibel gesagten auf das praktische Leben in der Religiösität, als ihr Geschäft, übrig bleiben. Ja, da die infallibel mitgetheilten Lehrgeheimnisse dennoch Mysterien, d. i. Kenntnisse menschlich unbegreiflicher, übermenschlicher Wirkungen, bleiben müſsten, so sind gewiſs gerade die kunstreichsten unter jenen angestaunten Dialektikern, Speculanten und Declamatoren, wenn sie nicht an das infallible Offenbarungswort allein sich halten, am meisten in Gefahr, das infallible zu verlieren oder wenigstens, wenn auch nicht durch den (an sich unmöglichen) Selbstbetrug, doch durch unbewuſste Selbsttäuschungen sehr zu entstellen, indem sie es noch angemessener, oder gar »wissenschaftlich« reiner und höher, als der infallible Offenbarer selbst wollte, sich und andern offenbaren zu können die Miene machen. Was war für Kirchenväter und Theologen aller Religionsarten täuschender, als die Einbildung, daſs sie sich wie die eigentlichen Offenbarer des zu dunkel geoffenbarten Gottesworts substituiren und aufdringen dürften?

Eben dieses jedem mysteriösen Supernaturalismus unentbehr-

Digitized by Google

liche Festhaltenkönnen der infalliblen Mittheilungen aber macht sich unser, über die rationale Auslegung triumphirender, überfeiner Supernaturalist seinerseits unmöglich, indem er in seiner Vielredenheit über den groſsen Unterschied zwischen den Reden Jesu im Johannesevangelium und den andern Überlieferern unter allerlei Windungen dennoch zugiebt, daſs (nach S. 341—343) in dem Ton und der Einkleidung der Reden des Meisters manches auf Rechnung des Jüngers zu setzen, also das bestmöglich vom Infalliblen geoffenbarte selbst nicht rein historisch gegeben sey. Somit wäre es denn bei jeder Zeile, aus welcher etwas übermenschliches folgen könnte, ungewiſs, ob wir Jesus, den Offenbarer, oder nur den Sinn des (persönlich unbekannten und dubiösen) Überlieferers, so wie dieser ihn nach vielen Jahren haben mochte, vor uns haben. Da nun aber das meiste mysteriöse über Jesu Person und Verhältniſs zu dem Vater, als dem alleinigen Gott, zu welchem der Messias selbst um eine vorhergehabte Herrlichkeit betet (17, 3. 5.) gerade aus diesem Evangelium supernaturalistisch geschöpft wird, und da auch nach den Johanneisch tradirten Reden Jesu dieser selbst sich nie als den weltschaffenden Logos, nie als den Monogenes, sondern nur nach denen menschlich erhebenden Prädicaten dargestellt hat, die man damals dem Messias in Palästina zuzuschreiben pflegte; wie kann der Gewissenhafte, welcher des Infalliblen zu viel oder zu wenig zu glauben, für gleich sehr verfänglich halten muſs, genau wissen, welcher Satz von Jesu und was davon nur Modification der Überlieferer (S. 439) seyn möge?

Nur der nichtmysteriöse Rationalist kann damit befriedigt seyn, daſs wohl die Fassungskraft der Apostel (wie bei Plato und Xenophon gegen Sokrates) sehr verschieden war und jeder den Sinn Jesu so, wie er ihn erreichte und sich selbst anbildete, gegeben habe, oder daſs auch sie, wie Thukydides mit der rationellsten Aufrichtigkeit (I, 22. vom pelopon. Krieg) dies von sich als das alleinglaubliche angiebt, sich so nahe, als sie noch konnten (!!), an das wirklich gesagte gehalten haben. Aber für alle Mysterienlehren, welche aus einzelnen tiefbedeutsamen Worten und Sätzen geschöpft und aus mehreren Stellen musivisch zusammengefügt und erpreſst zu werden pflegen, hat der Verfeinerer des Supernaturalismus die für ihn unentbehrliche Basis aufgegeben, indem er — in seiner geistigen Laune von Liberalität — die Zuverlässigkeit, das infallible Wort zu haben, hingab. Wo es sich um Lehrgeheimnisse handelt, da ist auch

Digitized by Google

der Geist derselben gar nicht anders als nur in und mit dem infalliblen, allein passendsten Offenbarungswort zu erhalten. Wenn der unbekannte Ordner des Johannes-Evangelium in seinem eigenen Namen von einem Logos spricht, dieses Wort aber nicht erklärt, so kann es nicht als ein vom Infalliblen mitgetheiltes Zeichen eines göttlichen Lehrgeheimnisses behauptet, sondern nur angenommen werden, daſs es als bekannt nach dem Sprachgebrauch der Zeit zu verstehen sey.

Die Nothhülfe (S. 347), daſs man dennoch den Geist des Meisters ohne seine Worte erhalte, kann bei denen nur aus den infalliblen Worten wörtlich erkennbaren Übernatürlichkeiten durchaus nicht statt finden. Hätte Luther nicht gewiſs geglaubt, daſs Jesus jenes εστι ausgesprochen habe und daſs ein »ist« in Jesu Mund ein reelles Daseyn bedeuten müsse, so wären nicht indeſs dreihundert Jahre erforderlich gewesen, bis endlich der Geist in den beiden Kirchen rational genug wurde, um, trotz der von oben weltlich gebotenen Concordienformel, sich zu einer die manchfach mögliche Deutung des Worts freilassenden Union zu verstehen.

Wie oft dagegen hat man, um Mysterienlehren durch Deutungen über das biblische Wort hinaus bestimmter zu offenbaren, das veni *creator* spiritus! gesungen, auf welches nach S. 346 die Kirchlichglaubigen so sehr hoffen und bauen sollen; und wie oft wurde dann doch supernaturalistisch nur creirt und den Laien, so lange sie es duldeten, aufgedrungen, was weder historisch, noch spirituell zur Religion und in das christliche Bewuſstseyn gehört; wenn gleich die Conciliendecrete anmaſslich genug aussprachen: es hat Uns und dem heiligen Geiste gutgedünkt!

Diesem so willkührlich ausfüllbaren Bewuſstseyn aber entreiſst Herr Th. vollends alles, was zur Grundlage supernaturalistischer Infallibilitätslehren unentbehrlich ist, indem ihn endlich die Lust, mit noch mehr gelehrten Parallelen zu schimmern, bis zu dem Wagstück verleitet, von S. 429 an sein Declamatorium mit der Behauptung zu schlieſsen, daſs, auch wenn die Evangelien in Widersprüchen gegen einander wären oder hie und da erweisliche Unrichtigkeiten überlieferten, er ihnen doch historische Glaubwürdigkeit genug, nämlich soviel als je andere Autoren hätten, vindicirt habe.

Gerade hier ist wieder der Anfang des Scheidewegs!

Der biblisch-christliche Rationalismus bedarf allerdings mehr nicht, als die historische, menschlich glaubliche Glaubwürdigkeit

Digitized by Google

der Evangelien-Tradition. Denn der gewiſs infalliblen Worte dessen, der allein Infallibles über die Menschheit hinaus entdecken könnte, bedarf er nicht, weil er keine Entdeckung von Übernatürlichkeiten, aber desto mehr menschlich glaubliche und anwendbar gemachte Religionswahrheiten vorfindet und in Jesu Leben zugleich ein Beispiel anerkennt, wie ein solcher Mensch für gottgetreue Überzeugung das Unglaubliche zu thun und zu leiden vermöge, alsdann aber auch daraus unübersehbar groſse, gute Folgen entstehen können. Für dieses Geisterhebende und doch nur ächt Historische des N. Ts. genügt rationell der Totaleindruck und der ineinandergreifende Zusammenhang zwischen den unläugbar bewirkten welthistorischen Folgen und den dafür angegebenen factischen Ursachen und Vorgängen. Aber worauf baut dagegen der verfeinerte Supernaturalismus das ihn unterscheidende Ultra von nichthistorischen Lehrangaben? Wenn, wie Th. zugestehen will, sogar das Historische Labilität, Unrichtigkeiten und Widersprüche haben kann, wie viel schwieriger, wie viel unsicherer wäre dann die Überlieferung überverständiger und übervernünftiger Begriffe, Ideen, Mysterienlehren? Anschauungen, Facta, richtig zu überliefern, wäre doch weit leichter gewesen, als übersteigende Lehren. Hat der Jünger diese in andere Sätze, als der Lehrer gesprochen hatte, verwandelt, wie kann das supernaturalistisch infallible darauf sicher gebaut werden?

Mag demnach dem Verf. der Supernaturalismus, wenn er je in der versprochenen modernisirten Gestalt noch erscheinen kann, für die Eloquenz danken, durch welche er ihn aus der übernatürlichen infalliblen Höhe ins allgemeine Rationalistische hineingeschwatzt, seine Eigenthümlichkeiten und Infallibilitäten aber eben dadurch sehr unsicher gemacht hat! Daſs ihm der Rationalismus, von dem er das meiste dazu borgte, dafür danke, kann er nicht erwarten, weil dieser seiner Hülfe zum Leben oder Sterben nicht bedurfte. Mag alles und noch mehr als der redselige Compilator für die historische Glaubwürdigkeit der Evangelisten gesagt hat, wahr seyn, so ist für den alten, wenigstens sobald die Prämissen zugegeben sind, folgerichtigen Supernaturalismus als Sammlung von Geheimniſslehren nichts gewonnen, was er nicht sich selbst schon besser vertheidigt hat, für den modernisirten hingegen ist die Festigkeit der für ihn unentbehrlichen Infallibilitäts-Ueberlieferung durch Hrn. Th. verloren. Was aber das, wofür er doch seine

Digitized by Google

Kritik geschrieben haben will, betrifft, so steht, nachdem er den Supernaturalismus selbst so schwankend und bodenlos gemacht hat, der mit einer den Historikern überhaupt möglichen Glaubwürdigkeit zufriedene Rationalismus, nach wie vor, allein auf dem Feld der Untersuchung, ohne daſs durch das planlose Thol. Werk die Entscheidung des Streits gefördert werden konnte. Das Forschen nach natürlichen Ursachen steht immer noch bei der jetzt in Untersuchung gestellten Frage, die der Verf., statt zu lösen, kaum angerührt hat: Ob das, was in der evangelischen historischglaubwürdigen Überlieferung von Erfolgen und Reden das Wunderbare ist, hauptsächlich schon durch die Meinungen der ersten Beobachter und Erzähler die Form des ursächlich unerklärbaren erhalten habe? oder ob Stoff und Form erst durch spätere Bewunderer ekstatisch entstanden und als historisch geglaubt in die schnell verflossene Zeit der Erscheinung Jesu zurückgetragen worden sey?

Beides ist Rationalismus. Jenes ist die fast bei allen alten und neuen Überlieferungen anwendbare und von allen Beurtheilern tagtäglich angewendete historisch-kritisch und psychologisch-rationelle Enträthselung des mit dem Glaubwürdigen fast bei jeder Erzählung sich unvermerkt vermischenden Unglaublichen. Die andere, die mythisch-kritische rationelle Auflösung, ist an sich die in selteneren Fällen anwendbare. Sie ist aber, wenn sie nur nicht einseitig und als das alleinige Mittel, die Entstehung des Wunderbaren zu entdecken, angewendet wird, mit der ersteren, sich häufigst aufnöthigenden, deswegen leicht zu vereinigen, weil in das, was die aus Vormeinungen und aus dem Anstaunen entstehenden Urtheile der Näheren schon in die erzählten Erfolge hineingelegt oder davon wegglassen haben mögen, unstreitig auch noch die aufgeregte Einbildungskraft der Späteren bald mehr bald weniger beigemischt oder davon verwischt haben kann.

Diese Probleme und Dissonanzen hat demnach der Rationalismus rein unter sich nach Menschenkenntniſs und wissenschaftlich erweislicher Methodik auszumachen oder wenigstens weiter zu beleuchten, da der Sprecher des verfeinerten Supernaturalismus diesem seinem vermeintlichen System von seiner unentbehrlichen Begründung so viel entzogen hat, daſs es erst sich selbst aufs neue feststellen müſste, ehe es zum Urtheilen über etwas anderes, auf die Natur der geistigen und leiblichen Erscheinungen gegründetes, zugelassen werden dürfte.

Das letzte, was wir für diesmal anzumerken haben, ist, daſs

Herr Th. selbst, wie wenig er durch seine Schrift für seinen Supernaturalismus leiste und gegen den Rationalismus gewinne, wenigstens geahnet zu haben scheint. Deswegen beginnt er schon S. 11 sein ganzes »Gefecht« mit der Kriegslist, daſs er seinen eigentlichen Gegner, den Rationalismus, das ist, die wissenschaftliche Methode und Lehre: das innerhalb der geistigen und materiellen Natur Erscheinende muſs auch als Wirkung dieser Naturkräfte betrachtet und begreiflich gemacht werden! sehr tapfer zum voraus für gar nicht mehr existirend und verschollen erklärt. Glaubige Leser sollen zuvörderst die frohe Botschaft annehmen, daſs der historisch-kritische Rationalismus, weil er noch nicht alle über alles befriedigt, gar nicht existire. Alsdann freilich wäre gegen den mythischkritischen Rationalismus in seiner furchtbaren Ausdehnung nur noch bei einem rationalisirten Supernaturalismus eine Glaubenszuflucht zu suchen. Daher soll es sich denn von selbst verstehen, daſs alles, was Th. blos für die historische Glaubwürdigkeit der Evangelien zu sagen weiſs, nur seinem modernen, das ist dem, seit die Deutschheit Gotteswunder gegen Napoleon erbeten und erfahren hat, wieder geglaubten — Supernaturalismus zugut komme und genüge. Daher scheint er auch von der dem Supernaturalismus unentbehrlichen wörtlich infalliblen Basis sorglos so vieles dahingegeben zu haben, wie wenn er von dem als todt proclamirten Rationalismus keine Hinweisungen mehr auf jene sichtbarer werdende Grundlosigkeit des Mysteriösen zu scheuen hätte.

Todt aber und abgethan soll der Rationalismus, (d. i. das Bestreben, von Naturerscheinungen in der geistigen und sinnlichen Menschenwelt die ratio sufficiens in Naturkräften, aber in den zusammenwirkenden Kräften der geistigen und körperlichen Natur zu suchen) deswegen seyn, weil diese ratio sufficiens zwar, seit der freieren protestantischen Untersuchungszeit, die sich von Friedrich dem Groſsen in Deutschland datirt, weit öfter als zuvor in den 17 Jahrhunderten, aber doch nicht schon durchgängig gefunden ist. Sein Todesurtheil beruht darauf, daſs vielmehr bei manchen Causalerforschungen auch in der Geschichte der allmähligen Religionsoffenbarungen, wie überall sonst, ein »non liquet« (S. 14), ein x (S. 80) übrig geblieben ist, das Herr Th. sehr unmathematisch einen Bruch zu nennen liebt. Welch ein (so recht übernatürliches) Argument, durch welches zunächst die ganze mit so vielen Non liquet beschäftigte Physik für todt und abgethan zu erklären seyn würde.

Wie aber, wenn dagegen alle andere menschenmögliche Kenntniſsfächer, welche immer mehr rationell zu seyn streben, wohl die umgewendete Frage machen möchten: woher denn die doch auch nur als Menschen denkende Theologen allein überall eine Classe von Mitgliedern unter sich haben, die über das menschlich denkbare hinaus zu denken das Privilegium behauptet? oder gar durch Wenigdenken und durch das Glauben, daſs Andere für sie das Unfehlbare gedacht haben, das Gewisseste zu erhalten versichert? Mögen die Infallibilitätsglaubigen vom Ganges an bis an den Tajo dieses ihr Privilegium beurkunden. Jede alleinrechthabende Parthie widerlegt das Princip der andern. Aller Rationalismus aber kann nur über Anwendungen seines Princips, also nicht über eine Lebensfrage, differiren.

Wir erlassen die Beantwortung dieser Frage gerne, wenn nur der Verfeinerer des Supernaturalismus zeigen möchte, wie seine Art, die historistorische Glaubwürdigkeit der Evangelien zu modificiren, für den mysteriösen Theil des Supernaturalismus und nicht vielmehr geradezu für den christlichen Rationalismus erweisend sey? Wo nicht, so ist der Haupttheil des ganzen Werks von S. 85 an gegen den kritisch-historischen und psychologischen Rationalismus gar nicht, gegen den kritisch-mythischen nur selten treffend, und der Verf. ist zu bedauern, daſs er sich durch eine planlose, zweckwidrige, prunkende Arbeit vielerlei Mühe gemacht hat.

Daſs er in den 3 Einleitungsabhandlungen noch weit heftiger und anmaſslicher ist, auf ruhige Erforschung und Prüfung der leitenden Principien des Rationalismus sich nicht einläſst, sondern nur Nebengedanken wie charakteristisch herausreiſst (S. 11), auf das Nachgeben der Kirchenbehörden gegen die Untersuchungsfreiheit der ungefähr seit 1770 angestellten theologischen und philosophischen Universitätslehrer S. 10 mit Unwillen zurückblickt, gegen Männer in schwarzen Röcken, die ihren Rationalismus über die Lippen kommen zu lassen sich scheuen, als gegen einen Strom der Zeit S. 33 Argwohn erregt, kaum den Lateinlesern Winke über die Unsicherheiten der durch allgemeine Überzeugung der Theologen infallibel werdenden Theologie S. 38 zukommen lassen will, durch verdammliche Consequenzmacherei seinem freimüthigen Gegner das Gehässigste als nothwendige Folgerungen S. 42. 47. aufbürdet, — darüber mag der Vf. sich damit, daſs er schnell wie zur Nothhülfe schrieb und anfangs nur Recensionen (für

Digitized by Google

seinen Anzeiger) zu schreiben meinte, zu entschuldigen suchen. S. IX. X.

Aber das Unerträglichste ist der Übermuth S. 9, womit er sich über Männer, wie Zachariä, den Verf. der so nöthigen Biblischen Theologie, Morus und die Tübinger Schule, das heiſst, Reuſs, Storr, Flatt, Süskind, Bengel etc. als über solche erhebt, die »als Supernaturalisten doch eine Interpretation »getrieben hätten, welche durch eine flache Exegese mehr »und mehr das Überschwängliche (!) aus den Ideen und aus der »Geschichte des Christenthums eliminirt habe, so daſs, was sie »stehen lassen, sich, von dem historischen Gerüste abgesehen, »auf dürftige Locos communes des sogenannten gesunden Men»schenverstands reducire.« Wie würde der Exegete Tholuck vor diesen Männern bestanden seyn, wenn sie über seine Vielschreiberei ein mündliches Examen mit ihm anzustellen gehabt hätten? Wie sie seinen verfeinerten Supernaturalismus beurtheilt haben würden, den er jetzt noch klüglich in einer schwebenden Nebulosität den Glaubigen vorhält, sieht man daraus, daſs er jene Zeit darüber beklagt, weil in ihr Mangel an mystischer und speculativer Richtung in der Theologie geherrscht habe. Wohlan! Möge die mystische und speculative Phantasie des Vfs. einen die Lebensfülle noch viel weniger entbehrenden Supernaturalismus ausgebähren, als der ist, womit er in seinem »Über Sünde und Versöhner« debütirte, um am Ende die in Gefühlen des Versöhntseyns, man weiſs nicht warum, zerflieſsende Jünger in der Hingebung an einen überheiligen, angestaunten Gewissensleiter erstarren und unmündig werden zu lassen.

28. Juli 1837. *Dr. Paulus.*

Betrachtungen über die Verhältnisse der jüdischen Unterthanen der preussischen Monarchie. Von Dr. G. Riesser. Altona, bei J. F. Hammerich. 1804. 487 *S.* 8.

Der Jude. Ein Journal für Gewissensfreiheit; in zwanglosen Heften herausgegeben von Dr. G. Riesser. Erstes Heft. Altona, bei dems. Verleger. 1835. 108 *S.* 8.

Die erstere Schrift enthält, (wie auch auf dem Titel derselben angezeigt ist,) einen mit Zusätzen bereicherten Abdruck mehrerer Aufsätze, welche bereits in der (auch in diesen Blättern mit dem gebührenden Lobe angezeigten) Zeitung oder Zeit-

schrift: Der Jude, erschienen sind, deren Herausgeber der Vf. war. Sie hat zwar hauptsächlich die Rechtsverhältnisse der jüdischen Unterthanen der preuſsischen Monarchie zum Gegenstande; sie verbreitet sich jedoch gelegentlich auch über das, was in einigen andern Staaten, z. B. in Kurhessen, über die Stellung des jüdischen Volkes zum Staate verhandelt oder beschlossen worden ist. — Die andere Schrift ist eine Fortsetzung der so eben erwähnten Zeitung oder Zeitschrift; jedoch nach einem in so fern veränderten Plane, daſs Erörterungen über die jüdische Theologie von dem Plane der neuen Zeitschrift ausgeschlossen sind. Das erste Heft beschäftigt sich mit der Prüfung der Gründe, welche auf dem Landtage des Groſsherzogthums Baden vom J. 1833 gegen die vollständige Gleichstellung der Juden mit den christlichen Staatsbürgern geltend gemacht worden sind, und insbesondere mit den von dem Herrn v. Rotteck gegen die gänzliche Emancipation der Juden erhobenen Einwendungen. — In beiden Schriften beweist sich der Verf. als ein scharfsinniger, einsichtsvoller und beredter Vertheidiger des Volkes, welchem er selbst angehört. Er führt diese Vertheidigung hauptsächlich aus dem Standpunkte des Rechts. An Veranlassung und Stoff der begonnenen Zeitschrift kann es dem Verf. nicht fehlen. Noch hat er nicht die neuesten Verhandlungen, welche in Preuſsen über den Rechtszustand der Juden stattgefunden haben, und eben so wenig die Resultate des noch fortdauernden Landtages des Königreichs Sachsen über denselben Gegenstand in den Bereich seiner kritischen Erörterungen gezogen. Auch auf dem jüngsten Landtage des Groſsherzogthums Baden ist derselbe Gegenstand von neuem in Berathung gekommen.

Da die Gründe, welche für und wider die Emancipation angeführt werden können, im Allgemeinen bekannt genug sind, da also in den Schriften über diese Streitfrage hauptsächlich die Darstellung und die Einzelheiten anziehend sind, so wird man eine genauere Anzeige des Inhalts der obigen beiden Schriften von diesen Blättern weder ewarten noch verlangen. (Womit jedoch jenen Schriften ihr Werth keineswegs abgesprochen werden soll. In gewissen Fällen kann man auf den Angriff nicht oft genug zurückkommen.) Dagegen erlaubt sich Ref., der übrigens in der Haupsache mit dem Verf. jener Schriften vollkommen übereinstimmt, mit zwei Worten anzudeuten, wo und wie sein Weg von dem des Vfs. abweicht.

Ref. ist in allen den Vorurtheilen erzogen worden, welche

Digitized by Google

man in seiner Jugendzeit gegen die Juden hegte. Sogar von geschlachteten Christenkindern hat er noch die fromme Sage gehört. Als er anfing zu denken, (und das geschah ehemals nicht so früh als jetzt,) als er seine Aufmerksamkeit auch auf jene Streitfrage richtete, so schwankte er lange, nicht zwischen den Vorurtheilen der Kindheit, (diese hatte der Jugendmuth längst abgeworfen,) und den Ansichten des reiferen Alters, sondern über die Wahl unter den Grundsätzen, nach welchen die Frage beurtheilt werden kann. Das Endresultat, zu welchem er (für jetzt) gelangt ist, lautet so: Alles, was sich gegen die vollständige Gleichstellung der Juden mit den Christen sagen läſst, kann auf den Satz zurückgeführt werden: Die Juden leben unter uns nicht als ein Verein, der eines besonderen Glaubens ist, sondern als ein besonderes Volk. Dieser Satz läſst sich schwerlich wegstreiten. (Ja man kann behaupten, daſs ihn der Verfasser der angezeigten Schriften und die ihm Gleichgesinnten selbst stillschweigend anerkennen. Denn ihr — übrigens höchst achtungswerthes — Streben geht dahin, das talmudistische Judenthum in eine monotheistische Religion oder, was nach der Meinung einer nicht kleinen Parthei unter den Christen dasselbe ist, in das Urchristenthum zu verwandeln.) Aus jenem Satze folgert man nun, daſs die Juden nicht auf Gleichheit des Rechts, sondern nur auf das Gastrecht in denjenigen Ländern Anspruch machen können, in welchen sich die groſse Mehrzahl der Einwohner zum Christenthume bekennt. Aber aus demselben Satze kann eben sowohl, und wenigstens in einem menschlicheren und christlicheren Geiste, die gerade entgegengesetzte Folgerung gezogen werden. Denn die vollständige Emancipation würde das beste Mittel seyn, die Juden mit der Zeit zu entnationalisiren, d. i. nach der so eben angedeuteten Ansicht, sie zum Christenthume zu bekehren; und zwar, einzelner Thatsachen nicht zu gedenken, um deswillen, weil eine jede Parthei, je mehr sie wegen ihrer Meinungen gedrückt wird, desto hartnäckiger bei denselben beharrt. Übrigens erstreckt sich dieser Grund nicht so weit, daſs die Maſsregel ihrem ganzen Umfange nach auf einmal ausgeführt werden könnte oder müſste.

Woher mag es wohl kommen, daſs über die Emancipation der Juden in einem gewissen Lager Zwiespalt herrscht? Die Frage wäre der Erörterung vielleicht nicht unwerth.

Zachariä d. ä.

Digitized by Google

Leitfaden für die Erkenntniſs und Behandlung der Persönlichkeitskrankheiten, entworfen von Dr. Ferd. Aug. Ritgen. Bd. I. die erste Abtheilung enthaltend. Gieſsen, J. Rickersche Buchhandlung. 1837.

Die vielerlei Gestalten, denen man auf der literarischen Wanderung begegnet, erscheinen uns fast eben so, wie die Menschen, unter dreifacher Form. Die meisten mit gewöhnlichem Äussern und von gewöhnlichem Gehalte; die wenigsten mit gewöhnlichem Äussern und von ungewöhnlichem Gehalte; die Mittelzahl mit ungewöhnlichem Äussern und von ungewöhnlichem Gehalte. Trifft man auf die erste Art, so pflegt man wohl nach kurzem Beschauen weiter zu gehen; der zweiten Art steht das Schicksal der ersten bevor; allein, wenn sie ihm entgangen ist, wird sie uns um so lieber, wie das edlere Herz unter dem schlichten Rocke. Die letztere Art — und zu ihr gehört das vorliegende Werk — hat neben dem Verdienste der zweiten, auch noch das Glück schnellerer Beachtung, und gewinnt durch sein Auftreten, indem mit dem Titel zugleich ein *Besonderes* des *Inhalts* angekündigt wird.

Von einer Lehre der *Persönlichkeitskrankheiten* ist die Rede. Was ist denn aber *Persönlichkeit*? was *Person*? Wir wollen den Versuch wagen, uns zuvörderst den Sinn dieser Ausdrücke klar zu machen, und dann sehen, ob wir mit unserm Autor zuletzt zusammenstimmen. Was ist: Person? Wir nennen einen Menschen Person, wenn wir ihn als ein für sich seyendes und handelndes Wesen bezeichnen wollen. In dieser Beziehung reden wir von guten und von schlechten Menschen. Reden wir in andrer Beziehung von ihm, als einem so und so organisirten, oder so und so geistig thätigen, denkenden Wesen, so gebrauchen wir diese Bezeichnung nicht. In jener Beziehung ist Person der Ausdruck für *Charakter*, und, indem dieser sich auf die ganze Art, wie sich derselbe in der äusserlichen Erscheinung ausdrückt, bezieht, der für die ganze sichtbare Erscheinung des bestimmten Individuums in der ethischen Welt, die *Persönlichkeit*. Also drücken wir uns aus, wenn wir von den Individuen fremder Nationen, von Unbekannten, nachdem wir ihre Natur als eingreifend in die Verhältnisse der Gesellschaft, in der sie leben, betrachten; so reden wir auch von Gesellschaften, Verbindungen Einzelner, von Gemeinden, Völkern, als von *Personen*. Reden wir von der menschlichen Seele, etwa wie von Seelenzahl eines Staates, so bezeichnen wir damit die Zahl der Menschen, als in der Gemeinschaftlichkeit befangener, rationaler We-

sen. Seele umschlieſst einen Inbegriff mannigfacher, Vielen gemeinsamer, Geistesthätigkeiten; Person und Persönlichkeit schlieſst dies Gemeinsame aus, und giebt nur den Begriff des Individuellsten, eines aus einem innern Motive selbstständig Handelnden. Auch verstehen wir unter dem Ausdruck Person nicht das Zusammen von Seele und Leib, nicht das Individuelle eines so und so in sich geschlossenen Organismus in seiner höchsten Gestaltung als menschliches Individuum; das In- und Durcheinander von Seele und Leib, die Einheit des menschlichen Organismus, ist ein organisch und geistig thätiges Wesen, in seiner Übereinstimmung mit den zahllosen verwandten Wesen seiner Art: nur im Handeln wird er zur Person d. h. wirklich wahre Einheit. Das Denken ist nach dem richtigen Postulate, ist es anders ein rechtes Denken, ein allen denkenden Wesen Gemeinsames; das Handeln ist ein jedem denkenden Wesen ganz individuell Eigenthümliches, und nur im gemeinsamem Princip gestaltet sich das verknüpfende Band zwischen der Menge handelnder Personen. Es giebt mithin nur die moralische Person, d. i. der wollende und handelnde Mensch, entweder allein, oder in seiner Sammlung zu moralischen Zwecken als ethische Einheiten, die eine industrielle Beziehung gar nicht ausschlieſsen.

Betrachten wir diesen Begriff von Person und Persönlichkeit in seiner wahren Innerlichkeit, so liegt ihm einzig die Thatsache der Freiheit zu Grunde. Ein moralisches Handeln macht das Wesen der Person, und das Handeln in Freiheit das Wesen des moralischen Handelns nach seiner Licht- wie nach seiner Schattenseite. Das allgemeine Schema jeder Thätigkeit ist Bewegung, in ihren zwei Directionen von und hin. Wird diese Bewegung von Kräften hervorgebracht, die wir in der allgemeinen Materie herrschen sehen, so nennen wir sie Wahlanziehung, Gravitation etc. und schreiben ihr weder Freiheit noch Unfreiheit zu, sondern nennen die Kräfte gebunden oder wirksam, gelöst (sagen hier auch wohl frei, z. B. der Wärmestoff wird frei).

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Ritgen: Erkenntniſs und Behandlung der Persönlichkeitskrankheiten.

(*Beschluſs.*)

Sehen wir innerliche oder äusserliche Bewegungen (chemische oder mechanische Wahlanziehungen und Ortsveränderungen), die wir nicht aus den Wechselwirkungen jener Naturkräfte allein zu erklären vermögen, und ahnen wir in diesen die Wirksamkeit eines höheren, jene Kräfte überwaltenden Principes, so nennen wir dies Leben. Hier fangen wir schon an, häufiger den Ausdruck frei und unfrei zu gebrauchen; besonders sprechen wir den höheren Sinnesgeschöpfen Willkühr zu. Indessen reden wir noch immer von der Freiheit als bloſser Bestimmungslosigkeit durch Äusseres (s. Oken's Naturgeschichte, von der Freiheit). In diesem Sinne nennen wir den Baum frei, der ungehemmt durch äussere Einflüsse sich seiner Natur gemäſs entwickelt. In diesem Sinne spricht denn auch die dogmatische Philosophie von der Freiheit *). Allein wir reden noch nicht von einem handelnden Wesen, sondern nur immer von einem Instinkte. Diesem gemäſs legen wir auch in dieser Beziehung dem entwickeltsten Thiere, dem Menschen, Freiheit bei, wenn er sich der natürlichen Idee gemäſs, d. i. in dem allgemeinen Vorbilde, das dem Geschlechte: Mensch, zu Grunde liegt, ungehemmt entwickelt, wenn er seine inneren Functionen sowohl als die äussere Gestaltung nach dem Canon seiner Natur vollendet. Allein in dieser Sphäre haben wir noch kein handelndes Wesen bezeichnet, sondern nur ein lebendig freithätiges; wir haben noch kein Individuum, sondern nur einen vereinzelten Abdruck seines Collectivbegriffs in möglichster Vollendung. Es ist daher nöthig, noch einen andern Ausdruck für das handelnde Individuum, für den Menschen, als moralisches Wesen, für seine ethische Freiheit zu finden. Diesen aber gewinnen wir, wenn wir von diesem höchsten Ausdrucke, von der moralischen Freiheit, Alles aussondern, was von ihr herunter bis zum Naturmechanismus eine Gebundenheit mit

*) Fichte (J. G.), Bestimmung des Menschen.

einschlieſst. Diese Gebundenheit, oder die physische Freiheit, ist die freie Gesetzmäſsigkeit entweder der mechanischen und chemischen Bewegungen, oder auch des Instinktes und der Willkühr *), und diese bildet eine Vorstufe zu jener absoluten, jener Freiheit ohne Vorbehalt, insoweit der Mensch nur dann möglicher Weise wahrhaft Mensch, d. i. ethisch handelndes Wesen werden kann, wenn er sich organisch frei vorher entwickelt hat, wenn er sich nach innerlicher Gesetzmäſsigkeit seiner Natur in der Welt äusserlich vollendet dargestellt hat. Die mens sana in corpore sano ist das alte heidnische Gebet; und in dieser Beziehung hat es seine Wahrheit. Ein Cretin ist nicht moralisch frei, weil er zuvor nicht physisch frei, d. i. der menschlichen Organisation gemäſs, nach dem Gesetze der lebendigen Zweckmäſsigkeit, sich entwickelt hat. Handelnde Freiheit, Kants Sittengesetz (die sogenannte transcendentale Freiheit, weil sie über die Gebundenheit ans Physische hinausragt), setzt diese letzte als Bedingung voraus, ist aber an sich das höhere Geistesprincip und die Negation aller jener sogenannten Freiheitsstufen unterhalb ihrer selbst, sowohl der Willkühr, als auch des Instinkts, als endlich der Wahlanziehungs- und Gravitationskräfte. Und nur in diesem Sinne gebrauche man den Ausdruck Freiheit, libertas indifferentiae der Schola, und so könnte man die drei Stufen des Wirkens bezeichnen durch Gesetz, Willkühr und Freiheit, oder durch Wirken, Thun und Handeln; Krystall, Organismus, Mensch, in bestehender Form.

Was wäre denn ferner Persönlichkeitskrankheit? — Doch es ist die Schluſsreihe des Berichterstatters schon weit genug hinausgerückt, und es ist nachgerade Zeit, sie mit dem Systeme unseres hochgeehrten Verfassers zu vergleichen. Laſs uns also in gedrängter Kürze an der Hand des Vfs. die Construction von Person, Persönlichkeit und Persönlichkeitskrankheit von vorn wieder anfangen und ans Ende führen, um das vom Ref. Gefundene daran zu messen, und es darauf anzusehn, ob nicht mit anderer Darstellungsweise das Gleiche in ihm ausgesprochen sey. Denn die Wahrheit im Menschenworte ist ein Diamant, der auf mannigfachen Facetten das Eine weiſse Sonnenlicht in anmuthigem

*) Die vergleichende Psychologie, deren Entwickelung vielleicht mit der Zeit auch der Thierwelt, wenigstens der höheren, eine gröſsere Würde, als wir noch zur Zeit ahnden, vindiciren dürfte, ist ein tiefes Bedürfniſs der fortschreitenden humanen Bildung; denn jede Creatur seufzt nach Erlösung.

Digitized by Google

Farbenspiele uns entgegenstrahlt, und ist in seiner höchsten Fülle des Schliffes ein Brillant, mit einer ebenen Fläche auf dem Gipfel, die nur weiſses Licht strahlt.

Unser Autor geht im Geiste ächter Forschung und nach dem alten Grundsatze: quod nihil sit in intellectu quod non anterius fuerit in sensu, von einem Gegebenen aus. Seinen ersten Abschnitt überschreibt er: Begriff und Entstehung der Persönlichkeitskrankheiten, und das erste Capitel desselben: Von den Geisteskrankheiten. Nach den drei ersten einleitenden Paragraphen, von welchen der letzte nur eine nähere Bestimmung der Geistesverrichtungen als Thätigkeiten eines Individuums ausspricht, hebt der vierte alsobald an und redet von dem, was die Beobachtung lehrt. Sie lehrt uns nur zweierlei Arten von Individuen kennen: 1) Himmelskörper, 2) ihre Bewohner. Er theilt letztere Individuen nach der Beobachtung ein in a) Menschen, b) Thiere, c) Pflanzen, d) Krystalle und e) noch einige andere Geschöpfe *).

Individuum ist ihm eine bestimmte, gesonderte Art — zu — seyn, die ihren Grund zunächst in sich selber hat, ein Selbst, ein Selbstgeschöpf. Im Raum erscheint es als Körper, und in der Zeit als ruhend oder bewegt. Dieser Körper wird von ihm selbst gebildet. Dies Selbst ist also vor **) seinem Körper da, und deshalb in einem Grade unabhängig von diesem Körper; daher heiſst ihm jedes Individuum als Leibgestaltungskraft: Seele. Sie ist das eigentliche Wesen, oder die Grundkraft, aus welcher alle andern Kräfte hervorgehn. Ihr Substrat, das sinnlich Wahrnehmbare, ist der Stoff. Diesen schafft sich die Seele nicht neu, sondern nimmt ihn von den Körpern anderer Einzelwesen, von ihren Trümmern, wohin er Luft, Wasser, Erdwärme oder Licht (von himmlischen Körpern) rechnet; dieses Thun ist Ernähren; die Verschmelzung verschiedener Stoffe Ernährungskraft. Auch die Sterne ernähren sich, entweder von zertrümmerten andern, oder vom allgemeinen Stoffe, den er Äther nennt, der einst, der Bildung aller Himmelskörper vorangehend, als Chaos zu denken ist ***). Sterne sind also Äthercondensate, geschaffen durch

*) Ref. getraut sich nicht zu sagen, welche gemeint sind.

**) Dies vor wird manchem als Zeitbestimmung beschwerlich fallen. Es ist indeſs dem Verf. in doppelter Beziehung, als Ausdruck einer Zeitfolge und einer Priorität der Würde, gültig.

***) Der Weg einer unmittelbaren, kräftigen Naturanschauung liegt in derselben Ebne, in welcher dereinst die Jonier gingen, d. h. die

Digitized by Google

Gravitationsmittelpunkte. Der regelmäſsige Bildungsproceſs ist **Gesundheit**, derjenige aber, der von der Gesetzmäſsigkeit der Leibgestaltungskraft abweicht, **Krankheit**. Da nun beim Vorgange des Leibgestaltens ein Zweifaches, nämlich die gestaltende Kraft und der gestaltet werdende Stoff in Betracht kommen, so kann man das krankhafte Leibbilden in Kraftkrankheit und Stoffkrankheit des Leibbildens theilen *). — Die Leibgestaltungskraft bezieht sich auf das ganze Individuum, ist Seele im weitesten Sinne, und geht bei der Zertrümmerung des Individuums nicht an die einzelnen Theile desselben über. Aber aus ihr hervor geht eine Partialkraft, Gliedkraft, welche die einzelnen Trümmer noch einige Zeit vor gänzlichem Zerfallen schützt. Das Beispiel vom Aste eines Baumes könnte leicht durch ein glücklicheres ersetzt werden. Die dritte in Betracht zu ziehende Kraft ist die fremde Kraft; so die der zeugenden Eltern, der Naturkräfte überhaupt. Unserm Autor gebührt die Ehre, jene unstatthafte Idee eines ewigen Kampfes mit der Aussenwelt in ihrer Einseitigkeit entfernt gehalten zu haben. Bei der Betrachtung der kranken Leibbildung müssen wir mithin 1) Fehler der Gesammtkraft, 2) der Gliederkräfte, 3) der Einflüsse von aussen berücksichtigen. Was die Stoffkrankheit betrifft: 1) den eigenen Stoff, 2) den aussenher gebotenen. Hier ist nur von Stoff allgemein die Rede, von Trümmern der Organismen und von chaotischem Ather; besondere Stoffe sind nichts als besondere Kräfte **). Es können Kräfte aus Einem Stoffe in einen andern übergeben, so aus der anschlagenden Billardkugel in die ruhende. Der Aggregationszustand des Stoffes ist Folge seiner Kraft. Wohl der darin herrschenden; denn für sich ist Stoff die Negation der Kraft, Ruhkraft, vis inertiae. So auch die Schwere, die Gravitation. Man muſs die Leiden der Gesammtkraft, Seele, von dem der Gliedkräfte unterscheiden; ebenfalls, wie weit diese noch im Keime ruhend oder bereits ausgebildet da sind. Die Leibgestaltungskraft der Himmelskörper, Krystalle und Pflanzen kann sich auf ihre

---

Grundansicht des Anaxagoras bildet den Ausgangspunkt in einer etwas gehobenern Stellung: die ὁμοιμερεία und den νοῦς als Weltbilder anzuschauen.

*) Ref. hat diesen §. wörtlich hergesetzt, eben weil er ihn zum Verständnisse des Ganzen entscheidend scheint.

**) Was durchaus an die antike Lehre von den spermatischen Homöomerien erinnert.

Digitized by Google

Trümmer fortpflanzen *). Es giebt auch Gesammtbildungskräfte, die ausser dem Vermögen des Leib- und Leibgliederbildens auch noch das des Bildbildens besitzen. Leib ist der Verein vom Stoffe, welcher vom Einzelwesen als nächstes Äusserungsmittel seiner Art — zu — seyn zusammengefügt ist; Bild ein Verein eben solchen Stoffes, welcher von demselben Individuum, als weiteres Äusserungsmittel der Gestaltungskraft, gebraucht wird. Das Gemeinsame von Leib und Bild ist Gestalt **). Gestalt ist das stoffige Bestehn in einer äusserlich abgeschlossenen Weise. Leib ist das unmittelbar-, Bild das mittelbar Gestaltete. Alle Bilder haben entweder Übereinstimmung mit Leibern oder mit Bildern, oder diese fehlt ihnen. Die ersten nenne man Übereinstimmungsbilder; sie treten früher oder später als diese Leiber oder Bilder auf, und man nenne sie demnach entweder Vorbilder oder Nachbilder. Bildträger ist der sie tragende Stoff. Äussere, wenn sie auf der Oberfläche erscheinen; innere, wenn sie von andern Theilen getragen werden. Beiderlei sind entweder äusserlich geduldete, Spiegelbilder, oder geschaffene; und diese entweder zufällig oder zweckmäſsig geschaffene. Zufällige schafft der Leib für sich allein, zweckmäſsige schafft die Seele vermittelst des Leibes. Die geduldeten Bilder können durch eigne Stoffzuströmungen von den äussern Leibestheilen nachgeahmt werden, und diese nenne man Rückwirkungsbilder. Alle aber sind entweder central oder periphereal. Auch giebt es Urwirkungsbilder der Seele ***). Diese sind immer central, können sich aber periphereal wiederholen. »§. 25. Das Vermögen jedes Einzelnwesens, Rück- und Einwirkungsbilder, kurz: bezweckte innere Bilder zu bilden, erlauben wir uns Geist †) zu nennen. Dieser ist

*) Ununterschiedenheit der Gesammtkraft — Seele — und der Partialkräfte. Das Blatt der Pflanze ist wiederum in der Knospe ganze Pflanze; bei Thieren tritt ein anderes Verhältniſs zwischen dem Ganzen und seinen Theilen ein.

**) Die fortschreitende Betrachtung der organischen Thätigkeit ergiebt diese Anschauung in Parallele mit der des Stagiriten von μορφὴ, εἶδος und ἐντελέχεια, mit dem ältern Begriffe der Homöomerien, und dem späteren der Selbstigkeit des Eidos als Idee (Platons), nur in umgekehrter Zeitfolge ihrer Existenz, da sie nach Plato dem Werden vorangeht.

***) Ref. weiſs nicht anzudeuten, wie sich der Herr Verf. diese Bilder mit ihren Stoffen, in Verbindung mit der Gesammtbildungskraft, der Seele, denkt.

†) νοῦς im etwas veränderten Sinne des Aristoteles, welcher ihn auch von der Seele unterscheidet.

Digitized by Google

Ausfluſs aus der Seele.« Es giebt, wie ein krankes Leib-, so auch ein krankes Bildbilden. Da aber die Krankheit des Stoffes in beiden gleich ist, so habe man nur die Krankheit der Kraft zu berücksichtigen. Hier kommt das früher hier angegebene dreifache Verhältniſs der Kräfte, als Gesammtkraft, Gliedkraft und Einwirkungskräfte von aussen, in Betracht. Der Begriff Seelenkrankheit schlieſst die Gliedkräfte aus, und so unterscheidet der Verf. unmittelbare und mittelbare Seelenkrankheit, wobei nur das gesetzwidrige Wirken der Leibestheile in Betracht kommt, und wozu der §. 31 ein Beispiel liefert. Mittelbare Geisteskrankheit ist, wenn die bildbildenden Organe krankhaft thätig sind; unmittelbare, wenn es die Grundkraft selber ist. Von einer kranken, unmittelbar oder mittelbar kranken, Seele sollte nur dann gesprochen werden, wenn von einem Kraftspiele die Rede ist, das sich sowohl auf das Leib- wie auf das Bildbilden bezieht; also vom krankhaften Handeln überhaupt, und daher auch vom krankhaften Wollen, wenn sich dies Handeln nicht ausdrücklich aufs Bildbilden, sondern aufs Gestalten (s. oben) bezieht. Daſs beim Handeln, als einem Handeln mit Bewuſstseyn und Abwägen der Gründe, stets vielfache Bildbildungen vorkommen, ändert überhaupt nicht das Verhältniſs des Handelns als eines Gestaltens, weſshalb denn krankhafter Wille als Seelenkrankheit, nicht als Geisteskrankheit (einem blos bildbildenden Vermögen der Seele nach unserm Autor) bezeichnet werden muſs.

Im zweiten Capitel führt uns der Verf. der Lehre von den Seelenkrankheiten überhaupt näher. I. Alles Wirken besteht in Leib- oder Bildgestalten, also überhaupt im Gestalten. So wird jede Bewegung eines Gliedes nur möglich durch eine veränderte Gestaltung, z. B. der Muskeln, als Folge der veränderten Erzeugung und Anhäufung eines Nervenfluidums *). Es wird das Verhältniſs der äussern Bilder zu den innern angegeben, als das des Abbildlichen; so Sprache, Gebärde, Schrift. II. Das Regulativ dieses Gestaltens ist die Seele, mittel- oder unmittelbar, und zwar nach Zwecken **). Es existirt eine Zweckmäſsig-

*) Wir kommen zur antiken Lehre vom πνεῦμα, wie sie zuerst vom Apolloniaten Diogenes eingeführt und später von den Stoikern entwickelt worden ist.

**) Die teleologische Anschauungsweise ist ein Correlat aller à posteriorischen Naturlehre, und hat nur in der à priorischen ihre Stelle verloren.

Digitized by Google

keit oder Individualitätsgemäſsheit. Jedes Handeln ist ursprünglich zweckmäſsig [jedes organische Thun]. III. Es gibt eine Verschiedenheit der Zwecke in Beziehung auf das Höhere und Niedere sowohl der Sammlung von Individuen, als auch dieser Individuen für sich *). IV. Die Erfüllung des Zweckes ist die Bedingung zur Möglichkeit der Existenz. Die Zweckerfüllung zerlegt der Autor in drei Momente: a) das Bedürfniſs, gleich dem Zweckgebote, b) die Zweckerfassung und c) Zweckausführung. V. und dies Zusammen (a, b, c) erfolgt mit oder ohne Wahrnehmung des Individuums. Leben, Lebensform, Lebensverlauf (a, b, c). Auf höherer Stufe ohne Rückschritt, der auf niederer möglich ist [daher die E- und Involution]. Daraus folgt, daſs, nach menschlicher **) Ausdrucksweise, der Bildkraft im Gedränge anderer Wesen ein bestimmtes Maaſs von Kraft vom Schöpfer mitgegeben sey. Der Schein des Berechnens nimmt dann den Schein der Vorhersicht an [eine Art heidnischer πρόνοια oder die δικαιοσύνη der φύσις, nach Galen]. VI. Mit Wahrnehmung verbundene Zweckerfüllung, ohne, oder mit Bewuſstseyn, d. i. die Wahrnehmung selbst wird wahrgenommen, oder nicht [Reflection?]; die Wahrnehmung in zweiter Potenz ist Bewuſstseyn, das sich beim Menschen noch weiter potenzirt. VII. Auf Wahrnehmung beruhende Zweckerfüllung ist die Stufe, die das Thier, mit Sinnen und Willkühr, vor dem Pflanzenthume auszeichnet. Von Berechnung ist in dieser Sphäre nichts als der Schein derselben vorhanden ***). VIII. Auf Berechnung beruhende Zweckerfüllung ist die Stufe des Menschen; nicht allein ein Bildbilden, sondern ein Zusammenfassen derselben zu Allgemeinbildern findet hier statt, mit Einem Wort: Begriffe, Urtheile und Schlüsse; das höhere Thier handelt noch unmittelbar; der Mensch nach vermittelter Kraft, das ist der Nus, die Vernunft in concreto. Daher sind die Voraussetzungen, als gäbe es angeborene Ideen des Rechts, des Guten und Schönen, unstatthaft. IX. Unterschied des blos augenblicklich und des durchlaufend Zweckmäſsigen. Da dieser Punkt einen Übergang zur eigentlichen Pathologie bildet, so

*) Des Bienenkorbes, wie der Biene, als Einzelnen.

**) Sollte dies sich nicht besser umkehren lassen, so daſs man dieser Ansicht, der teleologischen, den Charakter antropomorphistisch versagt und ihn dafür der Nothwendigkeitslehre philosophischer Dogmatik vindicirt? Wer beides vermischt, fällt bald hier bald dort aus der Rolle und in lobenswerthe Inconsequenz.

***) Vielleicht lehrt hier eine vergleichende Ethik ein Mehres.

werde er besonders hervorgehoben: die Lebensgestaltung besteht aus einer Reihe von Augenblicken; soll sie zweckmäſsig seyn, so darf in keinem der einzelnen Augenblicke etwas liegen, das mit der ganzen Reihe nicht harmonirt. Auf je niedrigerer Stufe der Organismus steht, desto weniger findet sich eine solche Disharmonie, weil eben hier noch der Schöpfer die Sorge der Berechnung [fast?] allein übernimmt. Die Wahlfähigkeit aber bedingt nothwendig eine Möglichkeit jenes Widerspruchs (einzelner Momente gegen die Gesammtreihe). Der Nachtheil wird durch den gröſsern Vortheil [Würde genannt] aufgehoben. Bei einem wahlfähigen Geschöpfe wirken also zwei Gestaltungsprincipe: a) das unfreie, b) das freie, als Gestattung des Schöpfers, als eine Gabe *). X. Wie kommt der Widerspruch zwischen jenen zwei Principen zu Stande? A. Der Mensch hat einen Drang zu handeln: a) nach einem unbestimmten Thätigkeitstriebe, b) nach einer bestimmten Thätigkeitsart, c) zum Suchen der Mittel, d) sie anzuwenden und damit seinen Trieb zu befriedigen, e) alles Entgegenstrebende zu besiegen, also zu kämpfen und Ruhe zu gewinnen, wie auch eine Kraftzunahme zu erwerben, was der Vf. in 12 Punkte zerlegt hat. Im folgenden (47.) §. bezeichnet er als Folge der Wahrnehmung des Gelingens und der Kraftzunahme das Angenehme überhaupt. Da das Wesen der Seele in einer bedingten [beschränkten] Machtvollkommenheit besteht und unbedingte Vollkommenheit der Grundquell ihrer Wesenheit ist: so kann auch das Angenehme als die Anschauung des Vollkommenen bezeichnet werden, die darin besteht, daſs die Anschauung im Bilde gestaltet werde. Bedingt vollkommenes Handeln ist daher Zweck der Person, und ist im Angenehmen Zweck und Motiv **) des Daseyns. Nun hat auch das Angenehme eben die zweifache Eintheilung wie das Zweckmäſsige, nämlich des augenblick-

*) In ihm ist vollendet, was wir mit dem Wort Person bezeichnen (S. 0), und hier treffen die einleitenden Voraussetzungen mit des Verfs. Lehre wieder zusammen. Der Zusatz im Texte zur Bezeichnung Gabe „somit als unfrei zu betrachten", gleicht einer Hyperkritik der Freiheitslehre, einem pourquoi du pourquoi.

**) Es wird hier einer Lehre vom Eudämonismus gehuldigt, die ebensosehr vom Pflichtgebote Kants als von der Lustlehre seit Epikur bis auf die Deontologie Benthams abweicht. Wer die verschiedenen Moralsysteme bis auf Kant einfach dargestellt lesen will, der nehme Garve's Übersetzung von dem Buche der Pflichten des Aristoteles zur Hand.

Digitized by Google

lichen und des durchlaufenden [perpetuirlichen]; hiermit aber ist schon die Frage: »Wie kommt es zum Widerspruche unter dem durchlaufend Zweckmäſsigen und dem augenblicklich Zweckmäſsigen?« (§. 49) also die Deduction der Persönlichkeitskrankheit gelöst und beantwortet. Es ist »der Widerspruch des augenblicklich gegen das durchlaufend Zweckmäſsige selbst.« — Ref. muſs hier besonders darum bitten, daſs die Bestimmung des Worts Person an dieser Stelle festgehalten werde, damit nicht das Vollkommenheitsprincip in die tiefe Luftschichte des organisch Vollendeten, dem höchsten Standpunkte des philosophirenden Verstandes bis auf Aristoteles — die Stoa ausgenommen — herabsinke. Auch giebt sich unser geistvolle Autor alle erdenkliche Mühe, seine »Vollkommenheit« und das daraus sich ergebende Gefühl des »Angenehmen« vor dieser Ablenkung und Erniedrigung zu sichern. Gefährlich bleibt diese Stelle immer! (§. 52. 53. 54.) Im letzteren §. wendet sich nun seine Denkweise ganz und gar dem Principe der Heiligung, dem Offenbarungsprincipe zu, nur mit der naturgemäſsen, also im Sinken begriffenen, Erklärung der Einerleiheit desselben mit dem durchlaufenden Zweckmäſsigkeitsprincipe, das dem einer organischen Zweckmäſsigkeit gleicht, und höchstens in dem Glauben an einen freithätigen Schöpfungsakt Gottes sich wiederum vom Platonischen und überhaupt philosophischen Zweckmäſsigkeitsorganismus ablöst und lossagt. Ist nun einmal eine Doppelnatur und eine Wahlfähigkeit gegeben; ist Freiheit, sowohl im Sinne der Natürlichkeit, nämlich Zweckmäſsigkeit, als auch im Sinne des ethischen Principes, d. i. die, durch welche das nöthigende der ersteren Zweckmäſsigkeit aufgehoben wird, also moralische Selbstbestimmung, als Factum, vorhanden; so ist auch die Möglichkeit eines momentan Angenehmen, der Wahl des augenblicklich Zweckmäſsigen zum Nachtheil des durchlaufend Zweckmäſsigen, das sich in der Person zum Sittengesetz verklärt hat, also Persönlichkeitskrankheit zugleich als Möglichkeit mit vorhanden. Die Lehre, wie jener Doppelwille im Menschen zur Vereinigung zu bringen sey, geben uns die §§. 60—70, auf welche wir späterhin zurückkommen werden, wenn über die Ausführung dieses Grundrisses berichtet werden wird, wo dann auch die dreizehnte Frage: Was ist der Wille? ihre besondere Beachtung finden mag.

Nach dieser vorläufigen Erörterung über den eigenthümlichen Gedankengang eines in selbstständiger Gedankenkraft sich bewegenden trefflichen Gelehrten sey es gestattet, an einige sich an-

Digitized by Google

schlieſsende Momente einer längstvergangenen Epoche und ihrer Denkweise zu mahnen. Schon Zamolxis soll die Fehler des Leibes als von der Seele ausgehend dargestellt haben: *πάντα γὰρ, ἔφη, ἐκτῆς ψυχῆς ὡρμῆσθαι, καὶ τὰ κακὰ καὶ τὰ ἀγαθὰ τῷ σώματι καὶ πάντι τῷ ἀνθρώπῳ.* Er hat sich indeſs wohl die ganze Psyche etwas derberer Natur gedacht, als Spätere, besonders Stahl; und wenn jener lehrte, daſs man jene zuerst heilen müsse, so war sein *θεραπεύειν* wohl ein andres als Heilung durch »jene Heiligung«, die ihm noch nicht offenbart war. Steigen wir bis auf die neueste Zeit herab, so finden wir den betrübten Zwiespalt zwischen den zwei Grundlehren der Philosophie, dem Idealismus und Materialismus, und manche unangemessene Versöhnungsversuche zwischen diesem Feuer und Wasser des Gedankens, welche jedoch nur durch ein über beiden stehendes höchstes Princip zu dauerndem und wahren Frieden in ihre Nichtigkeit versinken werden.

Steinheim.

Jacobi und die Philosophie seiner Zeit. Ein Versuch, das wissenschaftliche Fundament der Philosophie historisch zu erörtern. Von Dr. Kuhn, Prof. der Theologie zu Gieſsen (jetzt in Tübingen). Mainz, bei Kupferberg. 1834.

Die Philosophie Jacobi's hat in unserer Zeit ein besonderes Interesse, und zwar sowohl ihre kritische als positive Seite. In ersterer Hinsicht hat sie die Gebrechen mancher philosophischen Systeme, welche jetzt noch die Grundlage der gegenwärtig herrschenden Philosophie sind, mit vielem Geiste, Scharfsinne und Divination aufgedeckt und ans Licht gestellt. Man darf hier nur an Kant, Fichte und Spinoza erinnern. In letzter Hinsicht hat sie wahrhaft prophetische Blicke in die Zukunft gethan und diese in vieler Hinsicht anticipirt.

Der Grundcharakter der neuern Philosophie ist der logische; die logische subjektive und objektive Vernunft ist für das Wesen, die Idee des Geistes genommen, und zum Absoluten gemacht worden. Dagegen ist nun die Polemik Jacobi's fort und fort gerichtet. Es beweist mehr als Scharfsinn, sondern vielmehr Divination des Geistes, wenn Jacobi das Grundgebrechen der blos logischen Philosophie darin findet, daſs ihre Substanz des Geistes die Natur sey, die im logischen Begriff nur ideal geworden und die logische Vernunft nur die ideelle Naturnothwendigkeit des

Geistes ist. Diese Einsicht, welche jetzt die Philosophie durch eine lange Vermittlung selbst erlangt und einen Wendepunkt herbeigeführt hat, der zu den bedeutendsten in der Geschichte der Philosophie gehört, hat Jacobi in einer Zeit ausgesprochen, die ihn in dieser Beziehung nicht verstanden hat, weil sie noch nicht zum Selbstbewuſstseyn über ihren Irrthum gekommen war. Er datirt diesen Irrthum von Aristoteles her, der die ursprüngliche, unmittelbare Erkenntniſs (die Idee), das Urbild, dem Abbild (Begriff) untergeordnet habe.

Was nun die positive Seite seiner Philosophie betrifft, so hat er eben so divinatorisch eine Philosophie verkündet, die sich im Gegensatze zu dem logischen Vernunftsysteme die positive nennt.

Wenn Jacobi freilich aller speculativen Philosophie den Rücken zukehrt, und weder Krücken noch Flügel hat, und sich durch einen salto mortale aus der Noth hilft, wenn er in seiner spätern Zeit selbst in den gemeinen Rationalismus fällt; so hat er nur hiermit den Tribut seiner Zeit bezahlt. Aber er hat auch ihre ganze Noth und Verzweiflung in sich empfunden, wie Wenige. Es ist wahrhaft herzzerreiſsend, wie er seine philosophische Noth und Verzweiflung seinen Freunden Herder und Hamann klagt, und wie ihn »der Mensch mit ganzem Jammer erfaſst, und es ihm schier das Herz verbrennen will, daſs wir die Wahrheit nicht wissen können.« »Ich habe mich, sagt er, bis zur Verzweiflung versucht, die Erscheinungen zu entkleiden und das an sich Wirkliche zu betrachten und jedesmal nur ein neues Räthsel, das Räthsel meiner unheilbaren Unwissenheit dabei zuletzt erbeutet. Könnte der Mensch seine Ansprüche an wirkliches Daseyn, an Freiheit und Erkenntniſs fahren lassen, längst hätte ich die meinigen über allen den hart abschlägigen Antworten, die mir von der Natur, von der Geschichte, von meiner Vernunft zu Theil wurden, aufgegeben. Licht ist in meinem Herzen; so wie ich es in den Verstand bringen will, erlischt es. O! daſs mein Aug einfältig wäre, damit Licht in meine Finsterniſs dränge und sie erleuchte. Ein reines Herz, ein gewisser Geist, — Gott weiſs es, wie ich darum mit ihm ringe. Der Eingang ins Allerheiligste ist im Menschen selbst oder nirgends. Ich liege vor der Decke dieses Allerheiligsten mit dem Angesichte zur Erde, ahnde und hoffe.«

Die Philosophie Jacobi's beweist mehr als andere, daſs es eine Erkenntniſs der Wahrheit für den menschlichen Geist geben

muſs. Denn sie offenbart die Verzweiflung, in welcher der menschliche Geist sich befindet, wenn es für ihn nur ein Nichtwissen der Wahrheit giebt. Jacobi verkündet den tiefsten Schmerzruf der Menschheit auf einer ihrer Entwicklungsstufen, wo es ihr zweifelhaft wurde, ob es eine Erkenntniſs der Wahrheit gebe. Aber so sehr ihn die Philosophie rathlos läſst, so weiſs er doch keinen andern Rath, als nur immer eifriger fortzuphilosophiren. »In die Klagen über die Unzulänglichkeit alles unseres Philosophirens stimme ich leider von ganzem Herzen ein, weiſs aber doch keinen andern Rath, als nur immer eifriger fortzuphilosophiren. Dies oder katholisch werden: es giebt kein Drittes.«

Der scharfsinnige Verfasser der vorliegenden Schrift stellt vor Allem die wesentlichen Momente der Speculation dar, welche der Darstellung und Beurtheilung der Jacobi'schen Philosophie zu Grunde liegen. Nachdem die Philosophie Platons und Aristoteles commentirt und im Mittelalter den scholastisch-christlichen Lehrbegriff zu begründen gesucht hat, sagt der Verf., geht sie in sich selbst zurück und construirte sich nach ihren zwei Grundrichtungen der Wissenschaftslehre und Metaphysik S. 12. Die Metaphysik vollendet die übrigen philosophischen Wissenschaften, sie hat die Erscheinungen, Veränderung, Gesetze des Daseyenden auf ihre Ursachen und Gründe zurückzuführen, also das Erste und Letzte in allem Bestimmbaren darzulegen. Die Wissenschaftslehre ist die Seele aller Wissenschaften und daher keine besondere Disciplin, als vielmehr die nothwendige Voraussetzung aller besondern Wissenschaften. Sie ist die Lehre vom Bewuſstseyn überhaupt, sofern es die Quelle alles Wissens und Erkennens ist. Sie stellt den Umfang, Inhalt, Zusammenhang und die Grenzen des menschlichen Bewuſstseyns dar, aber nicht insofern man es blos formal und von allen Objekten abgesehen betrachtet, so wenig als in Bezug auf ein bestimmtes Objekt, sondern in Bezug auf das Objekt überhaupt. Ihre Hauptartikel sind: 1) die Wahrnehmung und zwar die sinnliche und übersinnliche = Grundbewuſstseyn; 2) *a.* Vorstellung, *b.* Begriff, *c.* System = abgeleitetes Bewuſstseyn. Die Wissenschaftslehre stellt das in der Reflexion oder dem secundären Bewuſstseyn sich abspiegelnde Grundbewuſstseyn objektiv hin und entwickelt daraus den Ursprung, Wahrheit, Gewiſsheit und Gränze der Erkenntniſs S. 19. 21. Die philosophischen Systeme der neuern und neuesten Zeit, Spinoza, Schelling zum Theil, Jacobi ganz ausgenommen, nahmen an, daſs unsere Erkenntniſs schlechthin durch Vorstellung

Digitized by Google

vermittelt ſey. Dieſes iſt das Einzige, was ſich aus der Wiſſenſchaftslehre dieſer Zeit erkennen läſst. Kant erklärt ausdrücklich die Objekte für bloſse Vortellungen, und Fichte vollendet es. Auch Spinoza und Schelling laſſen alles Erkennen aus lauter Vorſtellungen beſtehen, nur daſs ſie nur Vernunftvorſtellungen zugeben, deren reale Beziehung in dem Begriffe zu ſuchen iſt; der einzige Unterſchied iſt, daſs dieſe ihren philoſophiſchen Proceſs von oben, jene von unten beginnen.

Was aber die Vorſtellung erklären ſoll, kann nicht wieder eine Vorſtellung ſeyn; denn ſie iſt ein Bedingtes, deſſen Bedingung man eben finden will. Die bloſse Vorſtellung, als nichts Wirkliches, weiſt daher auf dieſes hin als Grund jener. Der Grund der Vorſtellung iſt nothwendig ein Bewuſstſeyn, weil wir darüber nicht hinausgehen können. Das Grundbewuſstſeyn iſt daher ein ſolches, in dem Wiſſen und Seyn ſchlechthin eins, mithin kein Unterſchied zwiſchen Vorgeſtelltem, Vorſtellenden und Vorſtellung. Das Reale ſelber, das an die Stelle des blos Vorgeſtellten tritt, das Ich und die unerklärliche Verſchmolzenheit beider iſt hier im Grundbewuſstſeyn das Eins und Alles. Dieſe Einheit drückt das Wort »Bewuſstſeyn« aus, welches ein Wiſſen und Seyn vermittelt durch die Activität des Ich oder des Wiſſenden. Dieſe Einheit iſt aber keine Weſenseinheit, ſie will nur ausdrücken, daſs jene Trennung zwiſchen Objectiven und Subjectiven dort gar nicht vorkömmt, ſondern erſt mit dem reflectiven Bewuſstſeyn, mit der Vorſtellung eintritt, d. h. wir unterſcheiden Objektives und Subjektives nicht primitiv, ſondern ſecundär, ſofern wir reflectiren oder vorſtellen. Daſs aber im primitiven Bewuſstſeyn Vorſtellung, Vorſtellendes und Vorgeſtelltes zuſammenfallen, geht am beſten aus dem Selbſtbewuſstſeyn d. h. aus dem Wiſſen um das Seyn ſeiner ſelbſt hervor, wo die Vorſtellung — Ich, das Vorgeſtellte — Ich und das Vorſtellende — Ich iſt, ohne daſs darum das Ich nichts andres wäre, als eben dieſer Akt des Grundbewuſstſeyns. Daſſelbe gilt von dem mehr beſtimmten Grundbewuſstſeyn der Dinge auſſer uns. Auch dieſe ſind in ihm mit dem Wiſſenden eins, ohne es ſelber oder ihm gleich zu ſeyn; woraus hervorgeht, daſs im Grundbewuſstſeyn nur die gleiche Gewiſsheit des Ich und Nicht-Ich des Wiſſens und Seyns gegeben iſt, ohne eine Weſenseinheit oder Unzertrennkeit anzuzeigen. Das Grundbewuſstſeyn erſcheint in dem abgeleiteten in einem unendlichen Gegenſatze des Subjektiven und Objektiven. Den dunklen Grund des Grundbewuſstſeyns und die

in ihm schlummernden zwei groſsen Welten kann niemand erklären; er ist in letzter Instanz ein Geheimniſs, der geheime Kunstgriff des Schöpfers S. 23—39.

Der Vf. hat hier mit groſser Klarheit und Bestimmtheit den Cardinalpunkt hervorgehoben, von dem aus die neuere Philosophie in ihrem Gegensatze zu Jacobi betrachtet werden muſs. Jene hat den Geist nur nach den Naturverhältnissen aufgefaſst und bestimmt, und so die logische Vernunft für das Wesen des Geistes gehalten. Sie hat damit das Prius, das wirklich Seyende nicht als den Grund des Denkens und Erkennens, und den Begriff, die allgemeine abstracte Form des wirklich Seyenden, als das Posterius verkehrt, und so das Primitive mit dem Secundären verwechselt. Das reine, abstracte Denken ohne ein Denkendes hat sie zum Princip gemacht. Der Verf. zeigt nun, wie die Erkenntniſs ohne Grundbewuſstseyn wesenlos ist und zum Materialismus führt. Jacobi hatte dieses schon auf das bestimmteste erkannt, und hierin hat Ref. eine Seite seiner groſsen Bedeutung auch noch für die Gegenwart erkannt. Das Grundbewuſstseyn ist die Idee des Geistes, deren abstracte Form der Begriff ist. Sie geht in der Wirklichkeit nie auf, sondern ist die überweltliche Macht in der Welt. Könnte sich der menschliche Geist über sie absolut erheben, so würde er Herr seines Grundes werden. Dieses hat die neuere Philosophie wirklich auch angestrebt. Indem sie nun die Idee zur Vorstellung und zum Angriff degradirt hat, ist ihr diese Verabsolutirung der menschlichen Vernunft gelungen.

Der Verf. fährt fort: Man hat nun das abgeleitete Bewuſstseyn von der blos psychologischen statt philosophischen Seite aufgefaſst oder man hat für das Grundbewuſstseyn einen transcendenten Standpunkt genommen. Das Psychologische ist das Veränderliche, die Erscheinung, das Philosophische das Constante, das Wesen in unserer Erkenntniſs. Der ganze Streit in der Philosophie besteht darin, ob man in der Gesammtäusserung der menschlichen Seele blos ein Veränderliches (Empirismus) oder blos ein Unveränderliches (die angebornen Ideen, Apriorismus) oder beides zugleich, und wie man sich in letzterm Falle das Beisammenseyn des Veränderlichen und Unveränderlichen denke. Dieses kann man auch das Unmittelbare, jenes das Mittelbare oder Bedingte nennen. Hier erklärt sich der Verf. gegen Jacobi's absolute Trennung beider Erkenntniſsweisen; denn das Unveränderliche bestehe ja nicht schlechthin für sich, sondern an dem Veränderlichen und die Nachweisung desselben an diesem sey zwar

Digitized by Google

nur durch einen salto, also gleichfalls unmittelbar möglich, aber darum noch nicht durch einen salto aus dem Leeren, sondern Gegebenen. Darin setzt der Verf. das Wesen der Speculation gegenüber der Demonstration: aus einem gegebenen Mittelbaren nicht in ununterbrochener Schluſsreihe, also auf mittelbare Weise, sondern in einer freiern, aber gleichfalls bestimmten Weise zum Unmittelbaren zu gelangen. Wir begreifen aus der bis ins Unendliche entwickelten Reihe das wahre Wesen der Einheit nicht durch ununterbrochenes, an ihren Gliedern fortgesetztes discursives Denken, sondern zuletzt durch einen unmittelbaren, rücksichtlich des demonstrativen Erkennens einen salto einschlieſsenden Erkenntniſsakt. Das Bewuſstseyn erfaſst sich zuerst und nothwendig auf dem Standpunkt der Erfahrung, d. h. des mittelbaren Denkens und Erkennens. Von da aus ist nach allen Seiten hin ein unendlicher Progreſs bis zu den Grenzen des menschlichen Bewuſstseyns eröffnet. Das Fortschreiten geschieht im Mittelbaren durch Demonstration, d. h. durch Auffindung von Bedingungen und bedingter Wechselweise. Die Art, in welcher das Bedingte mit dem Unbedingten im menschlichen Bewuſstseyn sich einigt und trennt, geschieht durch Vollendung und Ergänzung der Erfahrung. Durch diese Verbindung des Unmittelbaren mit dem Mittelbaren ist das Bewuſstseyn erst abgeschlossen, in sich vollendet und total. S. 42—50.

Nach dieser Darstellung erklärt der Verf., daſs die neuere und neueste Philosophie die Aufgabe der Wissenschaftslehre, das wahre Verhältniſs des Grundbewuſstseyns zu dem abgeleiteten zu bestimmen, nicht zu lösen vermocht habe. Sonach habe sich auch die Metaphysik dieser Grundlage gemäſs gestaltet, auf verschiedene Weise zwar, aber immer nicht befriedigend.

Hierin muſs ich dem Verf. allerdings beistimmen. Wahr ist es 1) daſs die ganze neuere Philosophie nur die Vorhalle zum Eintritt ins Allerheiligste, wie Leibnitz die Philosophie des Cartesius nennt, d. h. die subjektive Begründung der Metaphysik als der eigentlichen oder positiven Wissenschaft ist. Sie ist Theorie oder Dialektik des Selbstbewuſstseyns. 2) daſs die Metaphysik jedesmal bedingt ist von dieser negativen oder regressiven d. h. zum Grunde aufsteigenden Dialektik des Selbstbewuſstseyns; dieses kann bis ins Einzelste nachgewiesen werden. Daſs es daher auch 3) so lange kein objektives, die Ordnung der Dinge herstellendes System der Philosophie giebt, bis die wahre Wissenschaftslehre gefunden d. h. bis die Selbsterkenntniſs des mensch-

Digitized by Google

lichen Geistes in seinem Aufſteigen zu seinem Grunde sich vollendet hat. Denn nur dann können Selbstbewuſstseyn und Erfahrung oder Philosophie und Wirklichkeit in Einheit treten. Dieses ist aber nun durch die Geschichte der neuern Philosophie bis jetzt wirklich vollbracht worden. Die Selbsterkenntniſs in diesem Sinne hat sich nun durch die neuere Philosophie in allen ihren Momenten vollendet und hat die Metaphysik wirklich begründet. Hierauf muſs Ref. indeſs später zurückkommen, wenn er das Resultat des Verfs., welches er aus der Betrachtung der neuern Philosophie zieht, betrachtet.

Der Verf. geht nun zur Darstellung der Philosophie Jacobi's im Verhältniſs zur Philosophie des Cartesius, Spinoza und zum Leibnitz-Wolfischen System über, dann ſolgt die innere Geschichte der Jacobi'schen Philosophie. In der Schluſsbetrachtung hebt der Vf. das ewige Moment und fortdauernde Verdienst dieser Philosophie hervor, welches darin besteht, daſs sie das Problem der Philosophie oder der Metaphysik von seiner materiellen Seite richtig gelöst habe, auf die ſormelle Auflösung dieses Problems müsse sie dagegen verzichten und habe es immer gethan. S. 277.

Der zweite Theil der vorliegenden Schrift enthält die Beurtheilung der Jacobi'schen Philosophie und eine Kritik der Systeme Kants, Fichte's und Schellings in Beziehung auf die Jacobi'sche Philosophie. Hier stellt der Verf. die Frage: welche Fortschritte hat die Philosophie in ſormaler und materialer Beziehung durch diese Männer gemacht? Diese Frage bestimmt sich nun aber zu der: In wieweit ist die Philosophie überhaupt ihrem mehr als zweitausendjährigen Vorhaben, Wissenschaft zu werden, durch die neueste Epoche der Geschichte der Philosophie näher gekommen? Die Antwort wird in Bezug auf die zwei Cardinalwissenschaften: die Wissenschaftslehre und Metaphysik, gegeben. Da die erstere noch gar nicht wahrhaft existire, so könne auch bis jetzt keine Rede von ihrer Anwendung auf das Objekt der Metaphysik seyn. »Die Philosophie steht überhaupt noch in ihren Vorhallen, und wie sich ein Franzose richtig ausgedrückt hat, ging die ganze neueste Philosophie besonders darauf aus, die groſse Vorrede zur Philosophie als Wissenschaft zu schreiben, ohne daſs es zum Buche selbst gekommen wäre.«

(Der Beschluſs folgt.)

N°. 56. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Jacobi und die Philosophie seiner Zeit, von Kuhn.

(Beschluſs.)

Hiermit hat der scharfsinnige Verf. über die Aufgabe der Philosophie überhaupt und deren bisherige Lösung trefflich seine Ansicht ausgesprochen, und hier ist denn auch der Standpunkt, wo sich Ref. über die Schrift aussprechen kann.

Vollkommen einverstanden mit dem Verfasser ist Ref. darin, 1) daſs die ganze Philosophie sich nur um die zwei Grundwissenschaften, die Wissenschaftslehre und Metaphysik, bewegt; 2) daſs die Geschichte der neuern Philosophie die Wissenschaftslehre zur Vollendung zu bringen und durch sie die Metaphysik zu begründen bemüht ist; 3) daſs sie in den vom Verf. angegebenen Systemen der neuern Philosophie nicht zu Ende mit der Wissenschaftslehre, oder von der groſsen Vorrede noch nicht zum Buche selbst gekommen ist; 4) daſs es sich um die Einheit und Vermittlung des unmittelbaren mit dem mittelbaren Wissen in der Wissenschaftslehre handelt, und daſs nur mit dieser Vermittlung die Metaphysik begründet ist. Diese Vermittlung ist die Versöhnung der Vernunft mit der Erfahrung, wodurch allein ein objektives, die Wirklichkeit in ihrer wahren Ordnung und Methode wiedererzeugendes Wissen oder eine Metaphysik der Natur im allgemeinern und höhern Sinne, d. h. der ewigen Wesenheiten und der Sitten, in der jene Natur freie That der Menschheit wird, möglich ist; 5) daſs die neuere Philosophie nach dieser doppelten Seite des Rationalismus und Empirismus, oder wie es der Verf. nennt, des Apriorismus oder Transcendentalismus und Dogmatismus zu beurtheilen ist. Ref. hat aber durch Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie dargethan *), daſs diese die Wissenschaftslehre oder Dialektik des Selbstbewuſstseyns vollendet und die Metaphysik begründet hat. Die Geschichte der

*) In seiner eben erschienenen Schrift: Über das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in gegenwärtiger Zeit, mit besonderer Rücksicht auf die Religionsphilosophie. Spezielle Einleitung in die Philosophie und speculative Theologie. Heidelberg, bei Mohr. 1837.

Digitized by Google

neuern Philosophie ist fast durchweg logischer Natur. Die subjektive und objective Vernunft hat sich zum Wesen des Geistes gemacht und verabsolutirt. Das Wesen der Freiheit ist ganz in der blinden oder Naturnothwendigkeit aufgegangen; der Unterschied beider ist nur ein formeller; die praktische Vernunft ist nur die Objektivirung der theoretischen, deren Substanz eben jene Naturnothwendigkeit ist. Wille, Freiheit, That ist hier ganz ausgeschlossen; es ist überall nur die blinde Folge eines logischen Mechanismus. Diesem logischen Rationalismus trat der Empirismus in verschiedener Form entgegen, bis dieser Gegensatz seinen Kulminationspunkt erreicht und damit zur Versöhnung geführt hat. Damit ist das objektive System der Philosophie begründet, welches die Wirklichkeit in ihrer wahren, ursprünglichen Ordnung herstellt.

Mit groſser Klarheit und eindringender Bestimmtheit zeigt der Verf., daſs das mittelbare und unmittelbare Wissen Factoren des Bewuſstseyns seyen, und daſs die Wissenschaftslehre die Aufgabe habe, die Einheit beider herzustellen. Der Transcendentalismus, welcher von den Systemen Kants, Fichte's und Schelling's, und der Dogmatismus des unmittelbaren Wissens, welcher von Jacobi vertreten werde, hätten, was an dem Bewuſstseyn nur Moment ist, verkannt und als Elemente aufgefaſst, jener dadurch, daſs er den Begriff für das einzige, ursprüngliche und wesentliche Element alles wahren Wissens darstelle, dieser dadurch, daſs er die Idee dafür erkläre. Die Wahrheit beider Systeme sey, daſs man beide Elemente als Momente des Bewuſstseyns erfasse. »Es liegt, heiſst es S. 424, in dem Wesen der Idee, daſs sie unmittelbares Wissen oder Anschauung und als solche dem Reflexionswissen entgegengesetzt ist. Aber die Reflexion und das mittelbare Wissen sind der eigentliche Boden der Wissenschaft. Indem man also die Idee als das einzige und ursprüngliche Element der Wahrheit betrachtet, geht die Gewiſsheit, die Allgemeinheit und Nothwendigkeit des Wissens oder Wissenschaft verloren. In dem Wesen des Begriffs liegt es, daſs er Vorstellung oder mittelbares Wissen ist.« Es wird ferner gezeigt, daſs das ausschlieſsliche Festhalten an dem letzten zum Nihilismus führe, weil dem Erkennen die Objektivität und Wahrheit fehle. Das absolute Gleichgewicht beider Momente könne der individuelle Geist, der doch bei jeder Wissenschaft in Betracht komme, nicht erreichen.

Hier muſs nun dem Vf. eingewandt werden, daſs die bloſse Begriffserkenntniſs nur in dem Sinne Nihilismus genannt werden

Digitized by Google

könne, als sie keinen positiven Inhalt, nicht aber inwiefern sie einen negativen oder rein formellen Inhalt hat. Der Geist hat einen positiven und negativen Inhalt: der erstere ist die Idee, der letztere der reine Begriff oder die reine Vernunft. Die neuere Philosophie hat allerdings in den meisten Systemen die Vernunft für das Wesen des Geistes selbst genommen und so das Negative zum Positiven gemacht. Aber sie hat doch das groſse Verdienst, daſs sie das Wesen der Vernunft vermittelt und die Transcendentalphilosophie, zu der Kants Kritik der reinen Vernunft nur die Propädeutik geliefert hat, zur Ausführung, wenn auch nicht zur Vollendung gebracht hat. Dieses positive Resultat der negativen Systeme der neuern Philosophie muſs erkannt werden, wenn man dieselbe in ihrer wahren Bedeutung erkennen will. Der achtungswerthe Vf. hat aber die neuere Philosophie nach dem angegebenen Gegensatze des unmittelbaren und mittelbaren Wissens zu eng und daher einseitig aufgefaſst. Denn sowohl die Formen des unmittelbaren als auch mittelbaren Wissens sind mannigfacher und reicher und haben in sich selbst eine concrete Bestimmtheit und Gliederung. So giebt es subjektiv und objektiv realistische und idealistische Systeme, von denen jedes unter sich sowohl, als auch zu dem ihm entgegenstehenden die vielfache und engste Beziehung hat. Die Formen des Rationalismus und Empirismus sind in jeder Beziehung und Vermittlung, deren sie fähig waren, hervorgetreten und haben so die Erkenntniſstheorie vermittelt.

Der Vf. hat nun mit Absicht seinen Plan in der gegenwärtigen Schrift nicht so weit ausgedehnt, sondern er hat sich nur auf eine Anzahl Systeme der neuern Philosophie beschränkt. Deshalb sind freilich aber auch seine Grundzüge zur Wissenschaftslehre, die er durch die Erkenntniſs der Grundelemente der neuern Philosophie, um deren Lösung sich diese bewegt hat, ohne ans Ziel gekommen zu seyn, zu vermitteln gesucht hat, ungenügend und besonders auch zu formell.

Daraus ist nun ersichtlich, in wieweit die vorliegende Schrift ihre Aufgabe, »das wissenschaftliche Fundament der Philosophie historisch zu erörtern«, gelöst hat und in wie weit nicht. Der Zweck dieser Anzeige war aber, auf die Bedeutung und Wichtigkeit dieser Schrift in Bezug auf das Hauptproblem der Philosophie der gegenwärtigen Zeit aufmerksam zu machen und das Interesse für sie zu erwecken. Sie ist ein höchst verdienstvoller Beitrag zur Lösung des gedachten Problems, den Ref. ganz anerkannt wünscht. Zu wünschen wäre freilich, daſs die Darstel-

Digitized by Google

lung und Form der Schrift hier nicht ein sich selbst im Wege stehendes Hinderniſs wäre. Die Darstellung ist nämlich zu breit, die Materie ist zu sehr auseinandergerissen und zersplittert, die Verdeutlichungsmittel, die gewählt sind aus der Mathematik, erreichen nicht ihren Zweck, sondern verdunkeln bei vielen Lesern sogar die Sache, nehmen aber jedenfalls zu viel Raum ein. Es könnte die Schrift füglich ihre Resultate durch den halben Umfang erreichen und würde alsdann ein weit gröſseres Interesse für sich gewinnen. Auch wäre zu wünschen, daſs das Urtheil über groſse Männer oft nicht so schroff und schulmeisternd wäre.

Sengler.

Ibyci Rhegini Carminum Reliquiae. Quaestionum lyricarum Lib. I. Scripsit Fr. Guilh. Schneidewin, Phil. Dr. Helmstadiensis. Praefixa est Epistola Car. Odofredi Mülleri. Gottingae, sumpt. G. Kübleri, 1833. *XXIV et* 232 *pagg.* 8.

Wir eilen, diese Anzeige, die zufällig verspätet ist, nachzuholen, da wir es für Pflicht halten, das Verdienst des talentvollen und fleiſsigen Verfassers öffentlich anzuerkennen. Hr. S., früher Mitglied des philologischen Seminars in Göttingen, jetzt, soviel wir wissen, dort Professor, und schon durch die 1832 herausgekommene Commentatio de Diana Phaselitide et Oreste apud Rheginos et Siculos vortheilhaft bekannt, hat die gegenwärtige Schrift seinen Universitätslehrern, Mitscherlich, Dissen und Höck, gewidmet, denen er mit Recht ebenso werth zu seyn scheint, als dem Herrn Prof. Müller, der die Arbeit des Jüngers durch sein Vorwort ehrt.

In der That verdient sie diese Auszeichnung wegen des Eifers für die Wissenschaft, der daraus hervorleuchtet, wegen der ausgebreiteten Belesenheit, wovon jede Seite zeugt, und wegen des im Ganzen sehr gesunden Urtheils: Eigenschaften, die den guten Erfolg sicherten. Man findet hier nämlich, geschickt zusammengestellt, geordnet und erklärt, Alles, was theils von Ibykos' Gedichten selbst übrig ist, theils in den Werken Anderer dazu dienen kann, sein Leben, seine Leistungen und den Charakter der Dichterperiode, welcher er angehört, in ein helleres Licht als bisher zu setzen. Herr S. benutzte hierzu die Schätze, auch handschriftliche, der Bibliotheken zu Göttingen und Wolfenbüttel, sowie alle andern Vortheile, die ihm der Aufenthalt in einer der ersten Musenstädte Europa's in reicher Fülle darbot; und

Digitized by Google

wenn die Ausbeute seines Fleiſses den Hoffnungen, die er vielleicht gefaſst hatte, nicht ganz entsprach, so hat man blos die Miſsgunst der Zeit anzuklagen.

Wir glauben den Lesern dieser Jahrbücher gefällig zu seyn, und zugleich dem Verfasser unsere Achtung zu bezeugen, wenn wir jetzt die einzelnen Abschnitte seiner Schrift durchgehn und manches Dunkle mit der Fackel der Kritik beleuchten.

Merkwürdig ist gleich zuerst die Variation des Namens im groſsen Etymologikon p. 273, 24, wo unser Dichter Ἶβυξ heiſst, sowie man ein sicilisches Städtchen Ἴνυκος und Ἶνυξ (Plato Hipp. maj. p. 282, E, Valck. und Bähr zu Herod. 6, 23), und den berühmten Berg Ἔρυξ und Ἔρυκος (Welcker an Schwenk, Mythol. Andeut. S. 336) genannt findet.

Mehr Anstoſs giebt der Name des Vaters. Suidas schreibt: Ἴβυκος Φυτίου· οἱ δὲ Πολυζήλου τοῦ Μεσσηνίου, τοῦ ἱστοριογράφου· οἱ δὲ Κέρδαντος. Hier ist est es nicht allein die Verschiedenheit der Angaben, welche Aufmerksamkeit erregt: denn im Leben der Sappho, des Stesichorus und Anderer bemerkt man Gleiches; weit auffallender ist ein messenischer Geschichtschreiber zu jener Zeit, d. h. um die 50. Olympiade, oder 580 vor Christus. Hr. S. äussert sich hierüber so, S. 5: »Polyzelus quidem Messenius uno hoc Suidae testimonio consecutus est, ut in Historicorum ordinem insereretur a Vossio de Hist. graec. p. 196, Clintone Fast. hell. p. 381, 4. Krueg. aliis. Qui si fuit Historicus idemque pater Ibyci, in eam necesse est inciderit aetatem, qua in Asia minore et in insulis maris Ionii historiae conscribendae rudimenta posuerunt Cadmus Milesius, Eugeon Samius, Deïochus Proconnesius (nam de Theagene Rhegino incerta fama est), Logographi. *Sed hoc novum plane et inauditum, in Graeca Messenia, quae Dorica civitas fuit, Spartanorum imperio subdita, circa Olymp. quinquagesimam fere extitisse, qui historiam periclitaretur.*« — Er vermuthet daher, daſs sich unter den messenischen Flüchtlingen, die sich den, zufolge eines delphischen Orakelspruchs, nach Rhegium auswandernden Chalcidensern zugesellten (Strabo 6, p. 258 Cas.), ein Vorfahr des Ibykos, Namens Polyzelus, befand, den nachlässige Grammatiker zu seinem Vater umschufen. Allein so möglich dies an sich wäre, so vermehrt es doch nur die vom Verf. angedeutete Schwierigkeit, indem so der dorische Geschichtschreiber in noch höhere Zeit hinaufrückt. Sehen wir daher, ob nicht vielmehr die Abschreiber hier fehlten. Wir glauben es, und schreiben: οἱ δὲ Πολυζήλου τοῦ Μεσσηνίου, οὐ τοῦ ἱστο-

Digitized by Google

ῥιογράφου. Polyzelus von Rhodus ist bekannt durch seine *Ῥοδιακὰ*, die Athenäus 361, c erwähnt und ohne Zweifel auch 31, e im Auge hat. Diesen Historiker unterscheidet Suidas von dem gleichnamigen Messenier, den Einige für Ibykos' Vater hielten. Die gleiche Endung von *Μεσσηνίου* war Schuld daran, daſs die Negation übersehen wurde.

Einen vierten Namen, *Ἡλίδα*, verändert Hr. S. sehr wahrscheinlich in *Ἡτίδα*. Übrigens lese man:

Ἴβυκος αὖ Ἰταλὸς ἐκ Ῥηγίου ἠδὲ Μεσήνης.

Das handschriftliche *Ἴβυκος Ἰταλὸς αὖ* verstöſst wider den poetischen Numerus, und rührt vermuthlich von einem Metrikaster her, dem die, ächtepisch gehobene, Endsylbe von *Ἰταλὸς* ein Ärgerniſs war. *ἠδὲ* für *ἠὲ* schrieb schon Ursinus (Fragm. poët. lyr. p. 62), dem unser Verf. beistimmt und diese Verbesserung gelehrt begründet.

Wir fahren fort im Suidas.

Γένει Ῥηγῖνος· ἐνθένδε εἰς Σάμον ἦλθεν, ὅτε αὐτῆς ἦρχε Πολυκράτης, ὁ τοῦ τυράννου πατήρ

Wie? Polykrates hieſs auch der Vater des Tyrannen Polykrates? Nicht doch! Äakes war sein Name nach Herodot 3, 139, vor welchem Suidas, wenn er wirklich so schrieb, verstummen müſste. Aber er ist eines so groben Versehens nicht schuldig, sondern wir haben auch hier mit einem Quiproquo der Abschreiber zu thun. Dies fühlte Panofka (Res Sam. p. 30), und schlug vor, *ποιητὴς* anstatt *πατὴρ* zu lesen, so daſs die Worte *ὁ τοῦ τυράννου ποιητὴς* auf Ibykos bezogen, dieser als samischer Hofpoet aufträte; eine moderne Idee, die Hr. S. belächelt, und mit Recht. Was er indeſs selbst vorschlägt (p. 19), *ὁ τοῦ τυραννικοῦ πρ῀*, (»id est *πρῶτος*, tyrannorum Samiorum princeps, ut suppleatur cogitatione *κράτους* sive mavis aliud,«) oder *ὁ τῶν τυράννων πρῶτος*, ist ebenso gewaltsam. Vielmehr muſs man lesen: *ὅτε αὐτῆς ἦρχε Πολυκράτους, τοῦ τυράννου, πατήρ* Die Verwechselung von *η ου ω* in den Handschriften ist schon öfter bemerkt, und nachdem einmal *Πολυκράτης* geschrieben war, schien die Sprache den Artikel *ὁ* zu fordern. Das Wort *ἦρχε* bedeutet nicht Tyrannenherrschaft, sondern nur die Würde eines Archon oder obersten Magistrats, welche der wohlhabende Vater des Polykrates allerdings mag bekleidet haben.

Συλληφθεὶς δὲ ὑπὸ λῃστῶν ἐπὶ ἐρημίας, κἂν τὰς γεράνους, ἃς ἔτυχεν ὑπερπίπτασθαι, ἐκδίκους γενέσθαι.

Auch diese Stelle ist verderbt, und wir wundern uns über

Digitized by Google

das Stillschweigen der Gelehrten. Oder verstanden sie die Worte *κἂν τὰς γεράνους ἐκδίκους γενέσθαι?* Was uns betrifft, so schreiben wir unbedenklich: *καλέσας τὰς γεράνους* u. s. w., da der Sinn ein Wort wie *καλέσας* verlangt, und es bekannt ist, daſs die Buchstaben *λ* und *ν*, sowie *σ* und *τ*, nicht selten verwechselt wurden. Übrigens ist der Zusammenhang dieser Worte mit dem Vorhergehenden so locker, als er bei Schriftstellern dieser Art zu seyn pflegt, und man bedarf keines verbi finiti, so nahe es auch liegt, das gleichfolgende *ἀνηρέθη* hieher zu ziehen, indem man so läse: — *γενέσθαι, αὐτὸς μὲν ἀνηρέθη.* Vielmehr geht die Construction auf *γέγονε, ἦλθεν* u. s. w. zurück, und jene Anschlieſsung der Worte *αὐτὸς μὲν ἀν.* wäre gezwungen.

Wir verweilen noch bei Ibykos' Tode, den Schiller verherrlicht hat, und können nicht umhin, trotz der Gegengründe des scharfsinnigen Welcker (Über die Kraniche des Ibykus, Rhein. Mus. 1832, 3. Heft, S. 401 bis 410), diese Erzählung für etwas mehr als bloſse Anpassung einer ähnlichen Volkssage aus älterer Zeit zu halten; welche Ansicht auch die des Vfs. ist. Überhaupt scheint man aus dergleichen Ähnlichkeiten öfters zuviel zu schlieſsen. Wer möchte z. B. Iphygenia's Errettung in Aulis darum bezweifeln, weil sich die des Isaak bei Moses damit vergleichen läſst? oder warum soll Tell nicht den berühmten Schuſs gethan haben wegen gleicher Geschicklichkeit des Königs Kambyses, des Dänen Toko bei Saxo dem Grammatiker, des Schützen Eigil in der Wilkinasaga, der Britten Clym of the Clough, Adam Bell, William of Cloudesly, und Anderer? Alte Zeit, kriegerisch und das Leben gering achtend, liebt so gefährliche Wagstücke. Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir Antipaters von Sidon bekanntes Epigramm auf Ibykos' Tod, Anthol. Palat. VII, 745, das in den Büchern so anfängt:

Ἴβυκε, λῃϊσταί σε κατέκτανον, ἔκ ποτε νήσου
βάντ' ἐς ἐρημαίην ἄστιβον ἠϊόνα.

Des Hrn. von Orelli Emendation *ἐρημαίης* bei Jacobs, Nott. crit. p. 413, mildert die Tautologie der Worte *ἐρημ. ἄστιβον*, und hat eine Wahrscheinlichkeit, die an Gewiſsheit gränzt. Dem Epigrammatisten zufolge stieg der unglückliche Dichter einst auf ein wüstes Eiland aus, und ward dort von Räubern überfallen. Schiller, der wahrscheinlich diesen Umstand für unwesentlich hielt, verlegt den Schauplatz des Mordes in die Nähe von Korinth, wohin er Ibykos zu den isthmischen Festspielen wandern läſst; eine Dichterfreiheit, über die wir gleicher Meinung sind mit Hrn. S.

Digitized by Google

und mit Meineke, Euphor. p. 113. Denn daſs Antipater nicht an Korinth dachte, fällt in die Augen: der groſsen Handelsstadt Ufer, die besuchtesten in ganz Griechenland, konnte er unmöglich wüst nennen. Wegen Ibykos' Grabmal bei Rhegium, wovon in einem anonymen Gedicht der Anthologie (Anthol. Pal. VII, 714) die Rede ist, denkt Hr. S. an jene Gegend. Allein wir finden es wahrscheinlicher, daſs dieses Grabmal ein bloſses Kenotaph war, das die Rheginer ihrem berühmten Landsmann errichtet hatten. Aus edlem Ehrgeiz prahlten so manche Städte in Hellas mit den Gräbern, wie mit den Geburtsstätten, groſser Dichter, ohne eben selbst die Musenkunst sonderlich zu üben; oder man müſste dies z. B. von Salamis und Argos darum glauben, weil diese Örter unter denen genannt werden, die sich Homer zueigneten.

Doch es ist Zeit, zu Ibykos' Werken selbst überzugehn, und, nach Anleitung dieser Schrift, die Stelle zu bezeichnen, die er in der Dichterreihe seines Jahrhunderts einnimmt.

Nachdem die Epik in ihren Hauptzweigen, dem Homerischen und Hesiodischen, diesseits und jenseits des griechischen Meers, verblüht war, brach, etwa 7 Menschenalter darauf, um die 24. Olympiade, 70 Jahre nach der Erbauung Roms, 683 v. Christus, der groſse Meister Archilochus eine neue Bahn, indem er den Quell der Dichtkunst aus der Vorzeit in die Gegenwart leitete, und Frischempfundenes an die Stelle alter Götter- und Heldensagen setzte. Wie der Inhalt seiner Gedichte, so war auch ihr Sylbenmaaſs neu; der wuthähnlichen Leidenschaft, die darin athmete, entsprach nur der stürmische Jambus, nicht der erhaben, aber ruhig, hinströmende Hexameter. Wie im Sprung hatte der parische Poet die äusserste Gränze der Lyrik erreicht; fast 100 Jahre ruhete die Kunst von der groſsen Anstrengung aus. Vereinzelt und zerstreut glänzen die Namen Terpandros und, weniger gewiſs, Alkman. Dann endlich erscheinen mehr neue Dichter derselben Gattung; aber sie gehn einen Theil des Weges zurück, indem sie in Stoff und Form sich wieder den Epikern nähern, in den lyrischen Aufzug Fäden des Mythus weben, und geselligere Gefühle in lieblichern Versbildungen darlegen. Stesichorus und Ibykus treten auf; dann Alcäus und Sappho; dann Simonides und Bacchylides, und weit nach allen Seiten verbreitet sich die Zahl ihrer Nacheiferer, sowie vormals die der epischen Sänger und Rhapsoden. Griechenland hatte lange Kriegszeiten überstanden; es bildete und befestigte sich jetzt im Schooſs des Friedens, und

Digitized by Google

Festgesänge, Trink- und Liebeslieder erschallten, voll von Anklängen der romantischen Sagenzeit.

Dies ist das Bild, was uns besonders Stesichorus' und Ibykus' Gedichte zeigen, so wenig davon auch Zeit und Barbarei verschont hat. So verwebte Ibykus in seine Ode an Gorgias den Raub des Ganymedes und des Tithonus, um an diesen Beispielen die Allgewalt der Liebe zu zeigen, der selbst der Gott und die Göttin nicht widerstand. So sang Stesichorus groſse Kriege und berühmte Heroen, überströmend in epischlyrischer Fülle, wie Quintilian 10, 1. sagt. Und wenn solchergestalt ihre Werke, dem Inhalt nach, gleichsam Bruchstücke Homers, Hesiods und der cyklischen Dichter waren, so bewegten auch ihre Verse sich in den Kreisen epischer Bildungen, besonders daktylischer Art.

Ein Aushub der Fragmente unsers Lyrikers und des Stesichorus wird dies veranschaulichen. Wir setzen sie auch deshalb her, weil wir in Lesung und Anordnung derselben hier und da von Hrn. S. abweichen.

Ibykus galt lange Zeit für einen bloſsen Erotiker. Vornehmlich der Vf. hat ihn in seine poetische Ehren und Würden wieder eingesetzt, wiewohl er auch, als Erotiker betrachtet, den Ruf hatte, der feurigste von allen zu seyn. »Maxime omnium flagrasse amore Rheginum Ibycum, apparet ex scriptis,« sagt Cicero Tuscul. Quaest. 4, 33, 71. Hr. S. hebt mit Recht die Worte »apparet ex scriptis« hervor. Ihre Schriften hauptsächlich waren es, aus welchen man die Ibykus, Alcäus, Anakreon, beurtheilte, und wie unsicher ist dieser Maaſsstab! wie gewagt der Schluſs von dem Walten der Phantasie in Kunstwerken auf die gemeine Wirklichkeit! wie unbillig Forderungen des Christenthums an jene Vorzeit, schonungslose Verdammung eines, allerdingt übermäſsigen, Gefühls der Schönheit, dem wir aber doch das Herrlichste verdanken, was Menschengeist je hervorgebracht hat! Und gar die dreiste Beschuldigung eines groben Lasters, womit beweist man sie? Etwa mit Zeugnissen leichtsinniger Epigrammatisten aus später Zeit? oder mit des noch spätern Compilators Suidas „Γέγονε δὲ ἐρωτομανέστατος περὶ τὰ μειράκια? Cicero, ein alter achtungswürdiger Zeuge, beschuldigt dieser Ausschweifung, oder vielmehr ihrer sorglosen Kundgebung in Schriften, allein Alcäus; Anakreons Muse ist ihm nur überhaupt »amatoria«, und Ibykus belächelt er ebenso wegen unmäſsiger Verliebtheit. So tadelt Kritias bei Älian Ποικ. ἱστορ. 10, 13. Archilochos, daſs er sich selbst Übles nachrede. „Αἰτιᾶται

Digitized by Google

Κριτίας 'Αρχίλοχον, ὅτι κάκιστα ἑαυτὸν εἶπεν. εἰ γὰρ μὴ, φησὶν, ἐκεῖνος τοιαύτην δόξαν ὑπὲρ ἑαυτοῦ εἰς τοὺς Ἕλληνας ἐξήνεγκεν, οὐκ ἂν ἐπυθόμεθα ἡμεῖς, οὔτε, ὅτι 'Ενιποῦς υἱὸς ἦν, τῆς δούλης· οὔθ', ὅτι καταλιπὼν Πάρον διὰ πενίαν καὶ ἀπορίαν ἦλθεν εἰς Θάσον· οὔθ', ὅτι ἐλθὼν τοῖς ἐνταῦθα ἐχθρὸς ἐγένετο· οὐδὲ μὴν, ὅτι ὁμοίως τοὺς φίλους καὶ τοὺς ἐχθροὺς κακῶς ἔλεγε. πρὸς δὲ τούτοις, ἦ δ' ὅς, οὔτε, ὅτι μοιχὸς ἦν ᾔδειμεν ἂν, εἰ μὴ παρ' αὐτοῦ μαθόντες" u. s. w. Man lese Rutgersius' interessante Erläuterung dieser Stelle im 26. Kapitel der Venusinae Lectiones, und anstatt über Alcäus, Lucilius, Augustin, Rousseau, wegen menschlicher, und mit groſsen Vorzügen verwandter Schwachheiten den Stab zu brechen, bewundere man vielmehr ihre Offenherzigkeit. Nur die Strato verdienen den Abscheu der Rechtschaffenen. Hingegen Ibykus, gesetzt, daſs man auch ihm mille puellarum, puerorum mille furores nachsagen konnte, war er nicht vielleicht so unschuldig wie Sokrates, und steht es uns besser an, auf die Seite der Hoſstede als der Eberhard zu treten? Sogar Kynulkos bei Athenäus, S. 697. b, nennt die lokrischen Lieder, ᾠδὰς Λοκρικὰς, die wahrscheinlich unter Ibykus' Μέλη — vormals in 7 Bücher vertheilt — einen bedeutenden Platz einnahmen, er sogar, sag' ich, ein bissiger Murrkopf, nennt doch diese Lieder nur bulerische, μοιχικάς, und das Pröbchen davon, das er auftischt, klingt fürwahr nicht schlimmer als manches altdeutsche Lied, worin der Wächter warnt, oder Göthe's Lieder von der schönen Müllerin. Man höre:

Κάλ' ἠΐθεων, τί πάσχεις; anacr.
Μὴ προδῷς ἄμμ', ἱκετεύω! asyn., cret. et chor. hyp.
Πρὶν καὶ μολὲν κεῖνον, ἀνίστω, asyn., iamb. et chor. hyp.
μὴ κακὸν μέγα ποιήσῃς με τὰν δειλάκραν, asyn., pher. et cret. dim.
ἁμέρα ὡς ἤδη! τὸ φῶς διὰ τᾶς θυρίδος οὐκ ἐσορῇς; asyn., chor. dim. et glyc. pol.

(So lesen wir. In den Handschriften steht: Καὶ ἡδέων, τί π.; — ποιήσῃς καί με τὴν δ. ἁμέρα καὶ ἤδη u. s. w. Κάλ' ἠΐθεων, formose juvenum, wie δῖα θεάων u. dgl. καὶ hinter ποιήσῃς scheint aus dem vorhergehenden ς entstanden, womit 'ς, die Abbreviatur von καὶ, manchmal verwechselt ist. M. s. Jacobs. Anthol.§Palat. 3. p. 378. Daſs auch καὶ und ὡς verwechselt werden, ist bekannt.) Und jenes Bruchstück aus Ibykus selbst, das ebenfalls Athenäus (S. 564, f) gerettet hat — aus den Ὕμνοις

παιδικοῖς, nach Hrn. S., Seite 79 — dies ist vollends ohne den geringsten Anstoſs; daher auch der Erzbischof Eustathius (Odyss. p. 1558, 17, ed. Rom.) kein Bedenken trug, es abzuschreiben. Wahrscheinlich lautete es im Original so:

> *Εὐρύαλε, γλυκεῶν Χαρίτων θάλος*, dochm.
> *καλλίκομον μελέδημα σὲ μὲν Κύπρις* dact. t.
> *ἅ τ' ἀγανοβλέφαρος* Πειθὼ dact. tr. h.
> *ῥοδέοισιν ἐν ἄνθεσι θρέψαν*. anap. paroem.

Die Bücher bieten uns hier *γλαυκίων* und *καλλικόμων*. Jenes ist vermuthlich ein bloſser Irrthum, der durch die Ähnlichkeit der Buchstaben *α* und *υ* entstand; Jacobs' *γλυκεῶν*, für *γλυκειῶν*, fand allgemeinen Beifall, und mit Recht. *καλλίκομον* fordert der Zusammenhang. Euryalus ist schöngelockt, wie Apoll bei Ennius, Cic. Acad. Qu. 4, 28, Ioxas bei Virgil Än. 1, 740. Hr. S. hat die zwei letzten Verse verbunden, aus Vorliebe für ungewöhnlich lange metrische Zusammensetzungen, besonders daktylische, deren häufiger Gebrauch in den Werken dieser Dichter mehr als zweifelhaft ist. Denn Nachrichten später, oft unwissender, Grammatiker (S. 73, 74) beweisen wenig, und die Hauptstelle bei Dionysius von Halikarnaſs (De comp. verb. 19.: Οἱ *περὶ Στησίχορόν τε καὶ Πίνδαρον, μείζους ἐργασάμενοι τὰς περιόδους, εἰς πολλὰ μέτρα καὶ κῶλα διένειμαν αὐτὰς, οὐκ ἄλλου τινὸς ἢ τῆς μεταβολῆς ἔρωτι*) beweist eher das Gegentheil, indem Dionys die längern Strophen des Stesichoros und Pindar daraus erklärt, daſs sie dieselben, der Abwechselung wegen, in mehr Verse gliederten, als die frühern Lyriker zu thun pflegten. In der That konnten diese Dichter unmöglich hoffen, durch gröſsere Ausdehnung des hexametrischen Versmaſses zu gefallen. Die Erfinder desselben, wer sie auch seyn mögen, waren von einem so richtigen Gefühl geleitet, daſs man die von ihnen bestimmte Gränze schwerlich überschreiten darf, ohne ins Unfaſsliche zu verfallen. Faſslichkeit aber ist eine Bedingung der Schönheit, die für alle Werke der Kunst gilt, und bloſse Anhäufungen von Bestandtheilen ohne Symmetrie sind niemals reizend. Daher schlug man den bessern Weg ein: man zerlegte die epischen Versmaſse, und erhielt so allerlei daktylische Sylbenmaaſse von geringerem Umfang; man sänftigte den Gang des Daktylus zum Trochäus, und es entstanden daktylischlogaödische Verse, dergleichen der sapphische unn glykonische ist; man kehrte den Daktylus um, und erfand anapästische Zusammensetzungen, deren heftiger Ansprung bald zum Jambus gemildert ward. (Homers

Margites, wenn er wirklich ein solches Werk dichtete, enthielt schwerlich Jamben.) Dies sind die mächtigen Hebel der lyrischen Technik, und späterhin der dramatischen. Jenseits dieses Kreises hört das Gebiet des Dichters auf, und die Prosa beginnt, deren Abstufungen alle Arten des Styls umfassen. Nur asynartetische Versbildungen bedingen gröſsere Ausdehnung, die aber der Faſslichkeit keinen Abbruch thut, weil diese Sylbenmaaſse, ihrer Natur nach, in 2 oder gar 3 Theile zerfallen, die das Ähnlichkeitsprincip vereinigt.

Diesen Bemerkungen gemäſs fassen wir auch sonst Manches anders als Hr. S. So gleich im 1. Fragment, aus Athen. S. 601, b, wo wir die 2 Anfangsverse in Einen (asyn., 2 glyc.) zusammenziehn, und dagegen Vers 4. und 5. in 3 daktylische Tetrameter zerlegen, deren Reihe ein archilochischer Vers analog schlieſst. Dann schreiben wir so:

— Ὥστε δ' ὑπὸ στεροπᾶς φλέγων Θρηΐκιος βορέας, as., glyc. et da. hyp.
ἀΐσσων παρὰ Κύπριδος ἀζαλέας μανίαισιν priap.
ἐρεμνὸς, ϑάμβησι κραταιῶς, glyc. hyp.
πεδόϑεν δὲ φυλάσσει, ἡμετέρας φρένας. asyn. anap. hyp. et chor. dim. brach.

Die Wortbrechung in ἐρεμνὸς ist wahrscheinlich übersehn worden. ϑάμβησι κραταιῶς scheint der Sinn zu fordern, und ἀϑάμβησε, oder ἐϑάμβησε, was Handschriften und alte Ausgaben darbieten, deutet auf ϑάμβησι, die leicht miſsverstandene rheginische Verbalform. Die Verbesserung des Schreibfehlers παιδόϑεν verdankt man Hrn. Näke, Choril. p. 107. Auch Dissen schenkte ihr verdienten Beifall. Man vergleiche Odyssee ν', 295, und dabei Eustathius. Die Idee von παιδόϑεν liegt in dieser Schilderung gegenwärtig überwallender Gefühle zu fern.

Im 2. Fragment aus Plato's Parmenides, p. 137, ist βάλλει unverdächtig, auch metrisch betrachtet ohne Anstoſs, wenn man nur Κύπριδος vor κηλήμασι stellt, und dadurch diesen Versklumpen in den schönsten anapaest. Aristoph. umwandelt. Κύπριδος verkürzt die Anfangssylbe, wie in den Thesmophoriazusen, V. 204 (κλέπτειν, ὑφαρπάζειν τε ϑήλειαν κύπριν) und an andern Orten. Das handschriftliche τρομέων ἶν verändert der Vf. höchst wahrscheinlich in τρομέω ἶν. Hesychius: Ἶν, αὐτὸν, αὐτὴν, Κύπριοι. »Ἶν accusativus est a nominativo ἶ (ἶς), αὐτὸς, Latinorum *is*, ea, id. Accusat. respondet veteri Latin. formae

im, nostro *in*. Quae forma Pindaro aliquoties reddita, aliquoties praeterea, ut viris doctis placet, reddenda « etc. So Hr. S. Seite 103.

Hieher gehört die Stelle aus Stesichorus' Orestea, die Aristophanes' Scholiast bei Pac. 797 erwähnt. Der Verf. schreibt sie so, S. 52:

Τοιάδε χρὴ Χαρίτων δαμώματα καλλικόμων ὑμνεῖν, Φρύγιον μέλος ἐξευρόντα
ἁβρῶς, ἦρος ἐπερχομένου.

Aber wo fand er einen Vers, gleich dem ersten von diesen? Und warum ἐξευρόντα, da die Bücher ἐξευρόνϑ' haben, das, ganz natürlich an ἁβρῶς angeschlossen, den Pentameter vervollständigt? So findet sich am Schluſs des vorhergehenden Fragments auch ein epischer Hexameter (ὥστε φερέζυγος ἵππος ἀεϑλοφόρος ποτὶ γήρᾳ), und überhaupt benutzen diese Lyriker frei alles vorgefundene Dichtermaterial. Wie von selbst ordnen sich gleichergestalt die Worte Τοιάδε — μέλος in 2 daktylische Tetrameter, eins der gewöhnlichsten Sylbenmaaſse sowohl in dieser Klasse, als bei den Dramatikern.

Sowie unförmliche Versbildungen, wehren wir auch von unserm Dichter, wie von Homer, matte Versfüſse ab, vornehmlich amphibrachische, die sich Hr. S. hat verleiten lassen, in das Bruchstück bei Athen. p. 172, d einzuschwärzen. Παρϑενόδωρα wäre bedenklich, wenn es sich in den Handschriften fände; allein in diesen steht Φέρεσϑε τῇ παρϑένῳ δῶρα, ein asynartetus, wie jener bei Äschylus, Agam. 217: Ἔμελψεν· ἁγνὰ δ' ἀταύρωτος.

Ebenda ist Stesichorus' Vers

Θρώσκων μὲν γὰρ Ἀμφιάραος, ἄκοντι δὲ νίκασεν Μελέαγρος

vollkommen richtig, und keineswegs mit dem englischen Kritiker (Class. Rev. 1823, 2. p. 216) μὲν γὰρ zu streichen, wodurch die nicht seltne Zusammensetzung aus 2 überzähligen Glykoniern in polyschematistischer Form (— — — v — vv — <u>vv</u> ‖ — vv — — — vv — v) zerstört wird. Durch die Auflösung der als Länge gedachten Endsylbe des vordern Verses ist die Commissur gleichsam versteckt, wie man auch anderswo Verse dieser Art schön in einander verschmolzen findet; z. B. bei Äschylus Ag. 646 (Ἔϑρεψεν δὲ λέοντα σίνιν δόμοις ἀγάλακτον, — — — vv — <u>vv</u> ‖ — v — vv — v).

Der Kürze wegen müssen wir es uns versagen, diese Kritiken fortzusetzen; sowie auch manche schätzbare Bemerkung, manche gelehrte Auseinandersetzung, bei dem Verf. selbst nach-

Digitized by Google

zulesen ist. So handelt er S. 51 ff. von den festlichen Chorgesängen, in phrygischer Tonart, mit Begleitung der Leier, um Frühlingsanfang, zu Ehren der Götter, vornehmlich der unterirdischen und der Heroen, deren manche als Städtegründer in Groſsgriechenland und Sicilien gefeiert wurden. Weiterhin werden Eigenheiten dieser Lyriker in Rücksicht auf Mythenbildung berührt, z. B. Ibykus' Dichtung von Achilles, als Gemal Medea's in Elysium (S. 153). Desgleichen erörtert Hr. S. ausführlich den rheginischen Dialekt, wobei die Namenbildungen Οὐλίξης (S. 139) und Ὄρφης (162) zur Sprache kommen, u. s. w. Auch andre Schriftsteller werden, wie sich von selbst versteht, häufig angeführt und verbessert. Doch giebt es da auch wohl Schlimmbesserungen, wie das S. 99 bei Sophokles Ant. 778 vorgeschlagene „Ἔρως, ὃ κηλήμασι ῥίπτεις, *Amor, qui demulcimentis jacis*, (!) h. e. qui homines demulces.«

Erwägt man den von Hrn. S., sowie neuerlich von manchen Andern auf solche Monographien verwandten Fleiſs, so muſs man den Verlust so vieler herrlichen Denkmäler jener Zeit doppelt bedauern. Von Ibykos z. B. ist nicht ein einziges Gedicht vollständig gerettet; ja nicht einmal ihre Titel kennt man (S. 50).

Das ist das Loos des Schönen auf der Erden. Deshalb verdient aber der ehrenwerthe Kreis dieser Gelehrten nicht weniger Dank, ja vielmehr um so gröſsern, je kärglicher ihre Ausbeute aus diesen verfallenen Schachten ist. Nur gröſsere Kürze wäre vielleicht Darstellungen dieser Art zu wünschen, da einmal ihr Stoff nicht das Interesse einer Ilias, einer Tragödie, und anderer vollständig vorhandener Werke des Alterthums, erregen kann. Allein da die Verfasser meist Jünglinge sind, so ist dieser anscheinende Fehler wenigstens sehr verzeihlich. Der geistreiche Vorredner sagt hierüber S. XX: »In hoc commentandi genere si quibusdam videberis τῷ θυλάκῳ σπεῖραι, communem habebis juventutis, sic fere in litteris exultantis, excusationem. Sero discimus, devitata omni ambagum et diverticulorum amoenitate, brevissimo itinere eo, quo perveniendum est, tendere. Ac vero si tibi objicietur, te etiam ex Grammaticorum tricis corruptisque narratiunculis ut sani aliquid et fructuosi extunderes, nimio interdum labore contendisse: mihi quidem minus placent ii, qui obtusa ingenii acie de vero extricando cito desperant, quam qui in scrutando omnem movent lapidem, et interdum etiam, ut Varro scribit, *scientiam ad opinionem aucupantur.*«

Digitized by Google

Wir sind über diesen Punkt derselben Meinung, und rechnen dahin auch den harten Widerspruch und die zu groſse Zuversichtlichkeit, die man zuweilen in Herrn Schneidewin's Schrift bemerkt. Da sie indeſs nicht allein durch Reichthum des Inhalts, sondern auch durch den, zwar nicht eleganten, aber doch im Ganzen korrekten Styl sich empfiehlt, so kann man sie mit vollem Recht zu den Bereicherungen dieser Literatur zählen.

Bothe.

Notiz über das Buch Tohfat ichwan assafa, d. h. Gabe der aufrichtigen Freunde nebst Proben desselben, arabisch und deutsch von K. Nauwerk, Dr. phil. Berlin, bei G. Reimer. 1837. 55 *S. Text und* 98 *S. Noten und Übersetzung.* 8.

Vorliegendes Werkchen giebt einen Auszug aus dem Werke tohfat ichwan assafa, das im J. 1812 der gelehrte Scheich Ahmed ibn Muhammed as Schirwani in Calcutta herausgab. Der Verfasser dieses Werks ist nach einer Note des Scheich Ahmed ein gewisser Ibn Aldjaldi, und dieses Werk bildet nur einen Theil von einer Encyclopädie in fünfzig Abhandlungen, an denen eine Gesellschaft von Gelehrten in Baſsra gemeinschaftlich arbeitete. Der wesentliche Inhalt dieses Buches ist folgender: Die Thiere und die Menschen streiten miteinander um die Oberherrschaft und bringen ihre gegenseitigen Klagen vor den König der Genien. Die Hausthiere beschweren sich über die Härte und Grausamkeit der Menschen, diese über den Ungehorsam der Thiere. Der Genienkönig setzt einen Gerichtshof aus den Weisen und Rechtskundigen der Genien zusammen. Die Thiere schicken Gesandtschaften an die Vögel, Insekten, Reptilien und Fische. Nachdem von allen Gattungen Gesandte eintreffen, beginnt die Sitzung. Der Mensch stellt alle seine Wissenschaften und Kenntnisse, körperliche und geistige Vorzüge, als Gründe für sein Herrschaftsrecht über die Thiere auf. Diese beantworten alle einzelnen Punkte, und vergessen nicht, dem Menschen alle seine Mängel und Schwächen vorzuwerfen. Die Unsterblichkeit und das künftige Leben, die nur dem Menschen zu Theil werden, bewegen endlich die Richter, mit Zustimmung der Thiere, diese als dem Menschen untergeordnet zu erklären.

Über dieses Werk giebt nun Herr Dr. Nauwerk einige sehr interessante historische Notizen, denen dann mehrere Abschnitte

des arabischen Textes mit einer vortrefflichen, wörtlich treuen Übersetzung und sehr gelehrten Anmerkungen folgen. — Im ganzen Texte hat Referent nur drei ganz unbedeutende Fehler, von denen zwei gewiſs nur Druckfehler sind, bemerkt. In der Vorrede S. 8 muſs ala anna nubajjina, nubajjinu heiſsen. S. 39 muſs für Uchiarukum Achjarukum, und Seite 54 statt mausiun maudhiun (mit Dhad) gelesen werden. Wir können daher dieses Werkchen jungen Orientalisten, die darin einen groſsen Schatz von Kunstausdrücken und synonymischen Redensarten finden, sowohl der Correktheit des Textes, als der gewissenhaften Treue der Übersetzung willen, nicht genug empfehlen. Nur zwei Stellen müssen wir hier, um ganz unpartheiisch zu seyn, als etwas frei wiedergegeben, anführen. S. 36 sind die Worte Ihdsar albala, welche: »fürchte den Untergang!« bedeuten »für dich das Unglück wacht« übersetzt, und S. 51 heiſsen Alfazh musaddjaah glatte statt gereimte Worte. Denn gereimte Prosa heiſst im Arabischen Sadjun, nicht Taurieh, wie der Verf. in der Vorrede S. 4. glaubt.

Zum Schlusse erlauben wir uns noch, über die Schreibung orientalischer Buchstaben mit occidentalischen dem gelehrten Vf. zu bemerken, daſs das ت kein weiches sondern ein hartes t ist, daſs س ein gewöhnliches einfaches, nicht doppeltes s ist, daſs der Verf. also ganz unrichtig Ssultan schreibt. Noch viel weniger aber ist das ض ein hartes d oder zwei dd, wie der Verf. Kaddi für Kadhi schreibt; denn dieser Buchstabe ist nichts andres als ein aspirirtes dal, wie ط ein aspirirtes t, und ظ ein aspirirtes franz. z, nicht wie der Vf. glaubt, ein hartes t und ts. Endlich wundern wir uns, daſs der Vf. das starke gutturale ق durch k und das weichere nicht aspirirte ك durch kh wiedergibt, da das Umgekehrte expressiver wäre. Abgesehen von dieser kleinen Unvollkommenheit, die ja gar nichts zur Sache thut, verdient dieses Werkchen in jeder Beziehung das höchste Lob.

Dr. G. Weil.

Digitized by Google

N°. 57. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung. Von F. Ch. **Schlosser**, *Geheimenrath u. Professor der Geschichte zu Heidelberg. Zweiter Band. Bis zum allgemeinen Frieden um* **1763.** *Heidelberg, bei Mohr.* 1837.

Der Verfasser hat bei der Ausarbeitung des vorliegenden Bandes seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, nach dem gleich zu Anfang des Werks angegebenen Plan, den dort betretenen Weg durchaus in derselben Weise, wie im ersten Bande, fortgesetzt. Er hält es für überflüssig, noch etwas Weiteres darüber zu sagen, indem er hier, der in diesen Blättern herkömmlichen Sitte gemäſs, von dem Erscheinen seines Buchs selbst die Anzeige macht. Er will daher nur einige Bemerkungen wiederholen, die er statt der Vorrede diesem zweiten Bande vorausgeschickt hat. Dort sagt er:

»Der Verfasser glaubt in der Vorrede und Dedication des ersten Theils dieses Werks Alles gesagt zu haben, was er persönlich den Lesern desselben zu sagen hat; er setzt daher diesem Theile nur wenige Worte vor, um eine Übereilung im ersten Theile zu berichtigen.

Es steht nämlich im ersten Theile S. 567, Z. 3 v. u., Thomasius sey als Leibnitz' Lehrer bekannt. Das ist ein grober Anachronismus. In seinem Collegienhefte, woraus der Abschnitt über Literatur genommen ist, findet er: Thomasius, dessen Vater als Leibnitz' Lehrer u. s. w. Damit will er sich indessen durchaus nicht entschuldigen, eine Gedankenlosigkeit des Augenblicks war es immer. Eins tröstet ihn, daſs er vielleicht dadurch irgend jemand auf seine Kosten eine unschuldige Freude gemacht hat. Dies soll wenigstens bei der ersten Ausgabe der Fall gewesen seyn. Er hatte nämlich im ersten Theile der ersten Ausgabe einen ähnlichen groben Fehler in Rücksicht einer Schlacht begangen, dafür soll er (denn er selbst lieset die Blätter des Tages nicht) fünfzehn ganzer Jahre lang immer aufs neue aufs gemeinste geschimpft seyn und noch von Zeit zu Zeit geschimpft werden.

Wenn dergleichen Armseligkeiten ihm in seiner völligen Zurückgezogenheit von der Welt im geringsten empfindlich wären,

Digitized by Google

wie sie es einem jungen Mann oder einem, der in der Welt lebt, allerdings oft seyn können, ja, wenn er es nur für auffallend oder unerlaubt hielte, daſs jedermann über ein Buch, das er gekauft hat, oder über des Verfassers Person urtheile, wie er es versteht und wie er es seiner selbst würdig hält, dann hätte er, nachdem er sechzig Jahre überschritten, ein Werk wie das gegenwärtige nicht unternommen. Er kann indessen seinen Landsleuten die Versicherung geben, daſs keine Art von Hoffnung oder Eitelkeit, kein Anspruch auf Gewicht, Ansehen oder Unfehlbarkeit, sondern nur ein Gefühl der heiligsteu Pflicht, über deren Natur er sich hier zu erklären nicht berufen fühlt, ihn am Abend seines Lebens zu einer so schwierigen Aufgabe trieb (me nolenti animo volentem).

Es freut ihn, daſs das gröſsere Publikum und alle Männer des Fachs, auf deren Urtheil er Werth legt, seinen guten Willen mit Güte erkannt haben. Er dankt daher allen Freunden der Menschheit, der Wahrheit und des Vaterlandes, für ihre Nachsicht bei einer Arbeit, die, wenn sie etwas taugen soll, nicht zusammengetragen werden, sondern ganz eigentlich aus der Seele hervorgehn muſs. Er hofft, daſs das Publikum ihm diese Nachsicht auch ferner gewähren wird, da die umfassende Natur der Arbeit Fehler ganz unvermeidlich macht, jemehr der Verfasser seine Materialien durchdacht und das Erlernte verdaut hat. Übrigens versichert er, daſs ihm immer unangenehm ist, wenn Versehen sich finden, und daſs er sich keine Mühe verdrieſsen läſst, sie zu vermeiden; er dankt daher auch dem Herrn Häusser, der die Correktur besorgte, daſs er ihn einige Mal aufmerksam gemacht hat. Er tröstet sich, wenn er Unvollkommenheiten wahrnimmt, mit dem bekannten lateinischen Spruch, daſs bei sehr schwierigen Dingen der Wille für die That gilt. (Ceterum in magnis voluisse sat est.)«

Im Übrigen kann er, die Gränzen einer Selbstanzeige berücksichtigend, sich darauf beschränken, den Inhalt dieses zweiten Theils kurz anzugeben. Die Periode, die hier behandelt wird, geht von dem Belgrader Frieden oder von der Thronbesteigung Friedrichs II. bis zu dem Ende des siebenjährigen Kriegs. Wie der erste Band zerfällt auch der vorliegende in zwei Hauptabschnitte, von denen der eine die Geschichte der Staatsveränderungen, des bürgerlichen und häuslichen Lebens in dem angegebenen Zeitraum enthält. Der andere, der die Literatur der Zeit begreift, das heiſst, die Geschichte des Fortgangs und der Ent-

Digitized by Google

wickelung der Bildung und Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, wie sie sich in der Literatur darstellt, überschreitet, wie das auch schon im ersten Band geschehen ist, diesen Zeitraum um einige Jahre, weil sich natürlich hier die Gränzen nicht so genau wie in der politischen Geschichte und mit ihr gerade übereinkommend bestimmen lassen. Das erste Capitel beginnt mit Friedrichs II. erstem Auftreten, Carl Alberts Ansprüchen und dem Nymphenburger Traktat; es folgt der österreichische Erbfolgekrieg und der erste schlesische Krieg; Schweden, Ruſsland, Elisabeths Thronbesteigung, England unter Robert Walpole's Leitung; der zweite schlesische Krieg, Preuſsen, Baiern, Sachsen, Frankreich, Spanien, England, Österreich, Holland bis auf den Frieden von Aachen. Das zweite Capitel schildert die innere Geschichte der verschiedenen europäischen Staaten in Beziehung auf Leben, Sitten und Verwaltung. Das dritte Capitel beginnt mit Preuſsen und Friedrich II. bis auf den Anfang des 7jährigen Kriegs. Hierauf ist die Rede von den ersten Veranlassungen zum Kriege, von den Streitigkeiten zwischen England und Frankreich in Nordamerika; es folgt dann die Geschichte des allgemeinen Kriegs, mit den die einzelnen Staaten betreffenden Verhältnissen und Begebenheiten bis auf den Pariser und Hubertsburger Frieden. Im zweiten Abschnitt, der von der Literatur handelt, beschäftigt sich das erste Capitel nach wenigen einleitenden Bemerkungen über einige Erscheinungen der englischen Literatur, Chesterfield, Hume, Fielding, Richardson, mit Frankreich. Hier ist zuerst von Voltaire in seiner ganzen Wirksamkeit, dann von Montesquieu, als Verfasser des Geistes der Gesetze, und sodann von Rousseau, in besonderen Paragraphen die Rede. Hierauf folgen Diderot, Holbach, das Natursystem, Helvetius, d'Alembert. Das Capitel schlieſst mit dem Streit zwischen d'Alembert und Rousseau, über den Artikel Genf in der Encyclopädie. Einige andere Männer, die sich an die genannten mehr oder weniger anschlossen, werden im nächsten Band dargestellt werden. Das zweite Capitel handelt von Deutschland bis auf die ersten Jahre des siebenten Jahrzehnts des achtzehnten Jahrhunderts. Zuerst wird hier von den ersten Spuren des Einflusses des neuen Zeitgeistes auf Beamte, auf Universitäten, auf Theologie und Gelehrsamkeit geredet. Die Männer, deren hier besondere Erwähnung geschieht, sind zuvörderst Spalding und Reimarus; sodann Justus Möser und F. C. v. Moser; Michaelis und Semler. Der Verfasser geht im 2ten Paragraph auf die Literaturbriefe und auf die ersten Jahre der allgemeinen deut-

Digitized by Google

schen Bibliothek über; hieran reiht sich deren Gegner Herder; dann folgt Wieland und M. von Thümmel. Der 3te Paragraph ist Lavater und Basedow gewidmet. Der 4te Paragraph handelt von dem, was Lessing in dem Zeitraum von 1756 — 1771 geleistet hat; hiermit schlieſst diese Periode.

Schlosser.

Versuche moralischen, ökonomischen und politischen Inhalts. Von Franz Baco, Baron von Verulam, Burggraf von St. Alban und Groſskanzler von England. Aus dem Englischen übersetzt von Anton Günther Bruschius, Doctor d. Philosophie. Leipzig, in Commission bei E. F. Steinacker. 1836. 16. *VI und* 264 *S.*

Baco, der groſse Denker, hat durch seine beiden Hauptwerke »novum organum« und »De augmentis scientiarum« seinen Ruhm in der ganzen gebildeten Welt für ewige Zeiten gesichert. Das ist ganz wahr. Und doch, die Hand auſs Herz, wie viele Gebildete sehen sich heutzutage in jenen Meisterwerken um, und begnügen sich nicht damit, Baco's groſsen Namen, von dem noch hier und da ein Motto vor einer philosophischen Schrift, oder ein Feilspann in einer Gedankensammlung prangt, auf Treu und Glauben hinzunehmen? Indessen ist dies der Lauf der Welt. Tiefsinnige Werke groſser Geister wirken auf Zeit und Nachwelt gewöhnlich nur dadurch, daſs sie wieder einzelne Genien wecken und erziehen; durch deren Vermittlung breitet sich die Saat ihrer Gedanken allmählig weiter aus, und am Ende geht sie doch im Volke auf, ohne daſs dieses unmittelbar davon Notiz genommen hat, und wenn auch der Name eines groſsen Mannes nur wie ein Schemen durch die Masse der Nachwelt geht, so darf daraus doch nicht gefolgert werden, daſs der Reichthum seines Geistes ein verschlossener Schatz für die Menschheit geblieben sey, und diese nicht, ohne es zu wissen, von ihm zehre. Doch giebt es für hohe Geister ein Mittel, auch unmittelbar und für lange Zeiten unter dem Volke selbst fortzuleben und eine genauere Bekanntschaft mit ihrer Persönlichkeit zu erhalten: dies ist der Fall, wenn sie die Gabe und die Herablassung gehabt haben, neben den tieferen Forschungen, durch welche sie nur in verwandten Geistern fortwirken wollen, auch etwas aus dem Leben Gegriffenes und fürs Leben Bestimmtes in populärer und

gemeinfaſslicher Form zu hinterlassen, und ihre Löwenzehe in die gemeine Welt hinauszustrecken. Dies ist von Baco in dem vorliegenden Buche geschehen. Unter allen seinen Schriften, sagt das Vorwort des Übersetzers, ist keine, sowohl durch ihren mannichfaltigen Inhalt, als durch die Form ihrer Abfassung, für den Freund einer gediegenen und zugleich unterhaltenden Lektüre so anziehend, als seine »Essays moral, economical and political.« In England findet man das Buch bei Jedem, der nur einige Bildung hat; namentlich ist es das Lieblingsbuch des berühmten Lord Brougham, der auch mehrmals Stellen daraus in seinen Parlamentsreden angeführt hat. Wir hegen keinen Zweifel, daſs die Bekanntschaft mit Baco's Geiste durch dieses äusserst populäre und in vielen Stücken wie für unsre Zeit geschriebene Buch, das bei uns durch eine sehr flieſsende und elegante Übersetzung durch Herrn Bruschius eingeführt wird, auch unter dem deutschen Publikum zu einer genaueren werden, und mit dem Respekte vor diesem groſsen Namen sich die gehörige Werthschätzung und selbst Zuneigung verbinden werde.

Aus der literarhistorischen Notiz des Vorworts entlehnen wir noch folgendes. In Baco's eigenen Augen hatte das Buch einen hohen Werth. Er übersetzte es (zum Theil mit Beihülfe Anderer unter seiner Aufsicht) in das Lateinische, um ihm dadurch eine Dauer zu sichern, welche sogar über die der englischen Sprache hinausreichen würde. Der Titel dieser Übersetzung ist: »Sermones fideles, ethici, politici, oeconomici.« Es fehlen darin die Nummern 14, 36, 38 und 60; dagegen enthält sie sechs neue Artikel in etwas steiferer Form. Diese Übersetzung kam dem deutschen Bearbeiter sehr zu statten, weil in dem englischen Original eine alterthümliche und oft lakonische Schreibart herrscht und manche Wörter und Redensarten in einer Baco ganz eigenthümlichen Bedeutung gebraucht sind, so daſs selbst Engländer von gelehrter Bildung über den wahren Sinn einiger Stellen zweifelhaft waren; Zweifel, die durch das Lateinische vollkommen gelöst wurden. Seit der Übersetzung dieses Buches aus dem Lateinischen durch »den Unglückseligen«, ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft (Nürnberg 1654), ist, bis auf die jetzige, keine Übertragung des Werks ins Deutsche erschienen. Jener Unglückselige ist Joh. Wilh. Herr von Stubenberg; sie ist, nach dem Zeugnisse des Herrn Bruschius, fast wörtlich aus dem Lateinischen übergetragen, und daher in vielen Stellen ganz unver-

Digitized by Google

ständlich. Wahrscheinlich hat der Unglückselige das englische Original gar nicht gekannt.

Um auf den Inhalt des Buches selbst zu kommen, so enthält dieses sechzig abgerissene und in keine geordnete Reihenfolge gestellte Betrachtungen über Gegenstände, die in den Bereich der auf dem Titel genannten Wissenschaften gehören. Aus ihrer Gesammtheit tritt in groſsem Glanze das Charakterbild des praktischen Philosophen, des gewandten Staatsmannes, mit einem seltsamen aber leicht erklärlichen Gemische von Redlichkeit und Schlauheit, voll genialen Blickes für Krankheit und Gesundheit in allen öffentlichen Verhältnissen, begleitet von einem sehr geschärften Tastsinn für die Sondirung aller wunden Stellen im menschlichen Herzen und Verstande, hervor. Der Gemüthsmensch aber tritt bei Baco sehr in den Hintergrund, und, wenn er einen Abscheu gegen alle Laster zur Schau trägt, selbst gegen das der Bestechlichkeit, dem er bekanntlich im eigenen Leben unterlegen seyn soll, so hat er es doch in diesem Buche nicht bis zur warmen Schilderung und Empfehlung aller Tugenden nnd edleren Neigungen gebracht, und was er z. B. über Eltern und Kinder (Nr. 7.), Ehe und ledigen Stand (8), Liebe (10), Freundschaft (28), Jugend und Alter (43), Lob (54), Ehre und Ruf (56) sagt, ist höchst lückenhaft, kalt und mit der Behandlung anderer Materien verglichen, obgleich von manchem guten Gedanken durchwirkt, doch im Ganzen unbedeutend. Diese Mängel verschwinden aber gegen das viele Treffende, was in den andern Capiteln zusammengedrängt ist, und wovon wir in diesen Blättern gern einen Vorschmack geben möchten.

Das Buch eröffnet sich mit einem Versuche über die Wahrheit. Die Abneigung gegen sie wird in einem natürlichen, obgleich verderbten Hange zur Lüge selbst gesucht: »Ich weiſs nicht, die Wahrheit kommt mir vor, wie das bloſse, klare Tageslicht, welches die Masken- und Larvenspiele und Prachtzüge der Welt nicht halb so stattlich und prunkvoll erscheinen läſst, als das Kerzenlicht. Die Wahrheit mag im Preise wohl einer Perle gleichkommen, die bei Tage am besten kleidet; aber nie wird sie bis zum Diamant oder Karfunkel steigen, die sich bei wechselnden Lichtern am besten ausnehmen. . . . Entzöge man den Menschen alle ihre eitlen Meinungen, was würden dann die Seelen vieler wohl anders seyn, als arme zusammengeschrumpfte

Wesen voll trübsinnigen Miſsbehagens, die sogar an sich selbst keine Freude haben könnten?»

Baco erwähnt sodann den strengen Ausspruch eines Kirchenvaters, der die Poesie »Teufelswein« nannte, weil sie der Phantasie lauter eitle Dinge einflöſse; und doch finde sich hier von Lüge nichts als der Schatten. Verderblich aber sey nicht die Lüge, welche durch das Gemüth nur hindurchgeht, sondern die, welche sich darin ansiedelt. Diese Bemerkung wird nicht weiter verfolgt, und es ist nicht zu läugnen, daſs das Thema von Jean Jacques Rousseau in seinen Rêveries d'un promeneur solitaire (IVième promenade) weit eindringlicher und erschöpfender behandelt worden ist. Was bei Baco über die positive Pflicht der Wahrheit folgt, ist gering. Interessanter äussert er sich noch einmal über die Lüge: »daſs ein Zusatz von Falschheit dem Legiren der Gold- und Silbermünzen gleicht, wodurch das Metall zwar brauchbarer, aber auch schlechter wird.«

In der Betrachtung über den Tod (Nr. 2) findet sich die Bemerkung: »daſs sich in dem menschlichen Gemüthe keine so schwache Leidenschaft findet, die es nicht mit dem Tode aufnähme und ihn (d. h. die Furcht vor ihm) bemeisterte. Der Tod ist also kein so furchtbarer Feind, da die Menschen so viele Diener haben, die ihn im Kampfe besiegen können.«

Von der Rache sagt die 4te Abhandlung: »Sie ist eine Art wilder Justiz, ein Unkraut, dessen Ausrottung die Gesetze mit desto mehr Sorgfalt betreiben sollten, je üppiger es in der menschlichen Natur wuchert; denn durch die erste Beleidigung werden die Gesetze blos übertreten, aber die Rache für jene Beleidigung bringt die Gesetze um ihren Dienst.«

Die Verstellung (Nr. 6) nennt der Verf. »nur eine matte Art von Klugheit; denn es erfordere einen starken Geist und ein starkes Herz, zu wissen, wann man die Wahrheit reden und der Wahrheit gemäſs handeln soll. Daher sind es immer nur die schwächsten Staatsmänner, die sich am meisten verstellen.« Im Verbergen oder Verschleiern seiner selbst unterscheidet Baco drei Grade; der erste ist das Geheimhalten, was eigentlich die Tugend des Beichtvaters ist. Hier wird bemerkt, daſs Geheimnisse der Verschwiegenheit gehören; daſs sich Nacktheit so wenig für die Seele als für den Leib gezieme, und daſs es sowohl der Klugheit als der Sittlichkeit gemäſs sey, sich Verschwiegenheit anzugewöhnen. Den zweiten Grad, die Verstellung im negativen Sinne,

Digitized by Google

wenn Jemand Andeutungen und Beweisgründe fallen läſst, welche die Meinung erregen, er sey das nicht, was er doch ist, — diesen erklärt B. für eine häufige Folge des Geheimhaltens; diese Art von Verstellung ist gleichsam der Saum oder die Schleppe der Verschlossenheit. So weit gestattet, wenn nicht der Philosoph, doch der rechtliche Staatsmann, die Verstellung. Den dritten Grad aber, die positive Verstellung, oder lügenhafte Erklärungen, hält er nicht nur für strafbarer, sondern auch für weniger staatsklug. Als durchgängige Gewohnheit ist sie ein Laster. Aber leider ist sie der beste Weg, etwas zu entdecken. »Sage eine Lüge, und du findest eine Wahrheit«, heiſst das schlaue Sprichwort der Spanier. Endresultat: »Man erhalte sich den Ruf eines offenen Charakters, gewöhne sich bei Geheimnissen an Verschlossenheit, wisse die Nachforschungen über seine wahre Gesinnung zu rechter Zeit abzulenken, und habe endlich das Vermögen, sich anders zu stellen, als man ist, wenn sonst kein Mittel helfen will.« (S. 21 — 28.)

In der fruchtbaren Betrachtung über den Neid (Nr. 9) wird die feine Beobachtung mitgetheilt, daſs keine Leidenschaft leichter ins Auge trete, und so der biblische Ausdruck »ein übles Auge« erläutert. Dann wird bemerkt, daſs ein Mensch, der sich gern in fremde Sachen mischt und Alles ausforschen will, gewöhnlich auch neidisch ist. »Der Neid ist gleichsam ein Landstreicher oder Pflastertreter, der es daheim nicht aushalten kann.« Menschen, die nach erlittenen Drangsalen sich wieder erholt haben, sind, nach Baco's Beobachtung, auch gemeiniglich neidisch. Sie sind mit dem Schicksal zerfallen, und meinen in dem Schaden, der Andere trifft, Ersatz für ihre eigenen Leiden zu finden. Auch Leichtsinnige und Ruhmsüchtige sind nach ihm neidisch. Nachdem noch diejenigen Zustände und Personen aufgeführt worden, die der Neid am wenigsten trifft, schlieſst der Aufsatz, gewissermaſsen der Tugend zum Troste, daſs der Neid unter allen Leidenschaften diejenige ist, die allein keine Feiertage hat, und erklärt ihn ohne Weiteres für die niederträchtigste Leidenschaft. (S. 34 — 41.)

Merkwürdig sind die Bekenntnisse des Groſskanzlers von England über hohe Ämter und Würden (Nr. 11). »Männer in hohen Ämtern, sagt er, sind dreifache Sklaven: nämlich Sklaven des Landesherrn oder des Staates, Sklaven des Ruhms und Sklaven der Geschäfte. Seltsames Verlangen, nach Gewalt zu stre-

ben, und die Freiheit zu verlieren, oder sich Gewalt über Andere zu erwerben, um die Gewalt über sich selbst einzubüſsen! Das Aufsteigen zum Amte ist mühsam, und mit aller der Mühe gelangen die Menschen doch nur zu gröſserer Mühe; zuweilen ist es auch niederträchtig, und dann gelangen sie durch Unwürdigkeiten zu Würden. Schlüpfrig ist es, droben zu stehen, und das Zurücktreten entweder Untergang oder wenigstens Verdunkelung, also immer etwas Trübseliges.« Und doch kann Baco nicht begreifen, daſs so manche Minister, sogar im Alter und in Krankheiten, wo der Schatten doch Bedürfniſs wird, sich nicht in den Privatstand zurückziehen *wollen*. »So sitzen oft alte Leute in Städten immerfort vor ihrer Hausthür, obgleich sie das Alter dadurch dem Spott preisgeben.«

»Ohne Zweifel pflegten hohe Staatsdiener ihre Meinung anderswoher zu entlehnen, wenn sie sich für glücklich halten; denn dieses können sie unmöglich, sobald sie nach ihrem eigenen Gefühl urtheilen. Denken sie aber bei sich selbst, was Andere von ihnen denken, und daſs diese Andern gern an ihrer Stelle seyn möchten, dann sind sie gleichsam dem Rufe nach (um ihres Rufes willen) glücklich.« Baco giebt sofort Verhaltungsregeln bei der Verwaltung eines Amtes, und warnt vor den Hauptfehlern der Machthaber: Verzögerung, Bestechlichkeit, rauhem Benehmen und zu groſser Beredsamkeit. Gegen *Bestechung* binde nicht nur dir selbst und deinen Dienern die Hände, sondern auch den Bittstellern.« (Daſs der Verf. dieser Zeilen, wegen förmlichen Ämterverkaufs von der Pairskammer *nach eingestandenem Verbrechen*, trotz der Verwendung des Königs, verurtheilt, seiner hohen Würde entsetzt wurde und, vom Hofe verbannt, starb, ist bekannt.)

In der nächsten Betrachtung »*Dreistigkeit*« entwirft Baco ein Portrait, für das jede Zeit ihre Originale aufzuweisen hat. Wie Demosthenes für die drei Haupteigenschaften des Redners die Action, und wieder die Action, und zum dritten die Action erklärte, derselbe Fall ists, nach ihm, mit der Dreistigkeit im bürgerlichen Geschäfte. »Was ist das Erste? Dreistigkeit. Was das Zweite und Dritte? Dreistigkeit. Und doch ist die Dreistigkeit nur eine Tochter der Unwissenheit und eines niedrigen Gemüthes. Dessenungeachtet bezaubert sie diejenigen, welche entweder seicht im Urtheilen oder von schwachem Muthe sind, also den gröſsten Theil der Menschen; ja sie gewinnt sogar über weise

Digitized by Google

Männer in schwachen Augenblicken die Oberhand. Man kann annehmen, so wie es Marktschreier giebt in Beziehung auf den physischen Leib; so giebt es deren auch in Beziehung auf den Staatskörper; Menschen, die groſse Heilungen unternehmen, und vielleicht in zwei oder drei Versuchen glücklich gewesen sind, aber keine gründlichen Kenntnisse besitzen, und daher auf die Dauer nicht Stich halten. Zu Zeiten wird man immer sehen, wie ein dreister Mensch das Wunder Mohammeds verrichtet (d. h. zu dem Hügel geht, wenn der Hügel nicht zu ihm kommen will). Er wird die Sache auf die leichte Achsel nehmen, eine Wendung machen, und damit gut. Wahrlich, für Männer von scharfem Urtheile sind dreiste Menschen spaſshaft anzusehen. . . . Besonders macht es Spaſs, wenn man sieht, wie ein dreister Mensch die Fassung verliert; seine Gesichtszüge werden dann wie eingeschrumpft und ganz steif. So muſs es auch kommen: denn bei der Blödigkeit wechselt doch einigermaſsen der Muth zwischen Steigen und Fallen; ist aber bei dreisten Menschen der Muth einmal gesunken, so stockt er völlig.«

Der Aufsatz über Güte und Gutmüthigkeit (N. 13) tritt mit gerechtem Unwillen der Behauptung Macchiavells entgegen, »daſs der christliche Glaube die guten Menschen den tyrannischen und ungerechten zum Raube preisgegeben habe. Dagegen erklärt Baco die Güte für die gröſste von allen würdigen Eigenschaften des Gemüths; ohne die der Mensch nur ein geschäftiges, schädliches, elendes Ding ist, nicht besser als eine Art von Gewürmen.

Kecke Gedanken enthält die Betrachtung mit der Überschrift ein König (Nr. 14). »Unter allen Menschenklassen, heiſst es hier, sind es die Könige, denen Gott am wenigsten verbunden ist; denn er thut am meisten für sie, und sie thun in der Regel am wenigsten für ihn. — Ein König, der seine Krone nicht zu schwer fühlen will, muſs sie jeden Tag tragen; hält er sie aber für zu leicht, so weiſs er nicht von welchem Metall sie gemacht ist.«

Die kleine Betrachtung über den Adel (Nr. 15) hat nur für die Zeit Werth, in welcher der Verf. schrieb. Noch fühlbarer, daſs auch das gröſste Genie gewisse Schranken seines Jahrhunderts nicht überspringt, wird uns in den Worten über Aufruhr und Empörungen (Nr. 16, S. 64—76). Hier sieht der groſse Mann nur Partialursachen und weiſs nur Palliativmittel. Von einer Aufregung der Völker durch Ideen wuſste er so wenig, als er über

Digitized by Google

Mittel nachdachte, wie eine solche zu beschwichtigen wäre. Seinem durch das Alterthum tiefgebildeten Geiste konnte diese Materie doch nicht ganz fremd seyn; seiner Zeit war sie fremd; für diese lag die Reformation schon zu weit hinten, und die idealen Elemente, welche der religiös-politischen Revolution Englands unter Carl I. zu Grunde lagen, waren noch nicht entwickelt. So führt er wohl als Ursachen der Empörungen an: Neuerung in der Religion, Änderung von Gesetzen u. s. w., aber er behandelt diese Beweggründe ganz wie andere, gemeinere, materiellere Ursachen, und seine Vorkehrungen und Gegenmittel sind ganz empirischer Natur. Auch er wuſste nicht: »was der Kalender über Stürme im Staate schreibt.« —

Vom Atheismus sagt Baco (Nr. 17): »Lieber wollte ich alle die Fabeln in den Legenden, im Talmud und im Koran glauben, als annehmen, daſs dieses Weltall ohne eine Seele sey.« Vom Aberglauben aber, mit dieser Äusserung etwas im Widerspruch (Nr. 18): »Es wäre besser, gar keine Meinung von Gott zu haben, als eine solche, die seiner unwürdig ist; denn das Eine ist Unglaube, das Andere hingegen ist Schimpf.«

Der Abschnitt »Reisen« (Nr. 19) erscheint in unserm wanderkundigen Jahrhundert gar altgebacken; und zur 20sten Betrachtung »Oberherrschaft« gilt, was zur 16ten gesagt worden ist. Doch bleibt merkwürdig, was Baco über den Gemüthszustand der Könige schreibt. Er findet den Ausspruch der Schrift: »Das Herz der Könige ist unerforschlich«, sehr natürlich. »Denn wo es eine Menge eifersüchtiger Besorgnisse giebt, und kein vorherrschendes Verlangen, welches die übrigen alle leiten und ordnen könnte, da wird jedes Herz schwer auszuforschen und zu ergründen. Daher kommt es auch, daſs die Fürsten sich manchmal selbst Wünsche schaffen und ihr Herz an allerlei Tand hängen. Bald ist es ein Bau, bald die Stiftung eines Ordens, bald die Beförderung einer Person, bald das Streben nach Auszeichnung in irgend einer Kunst oder in einer Fertigkeit der Hand.... Dies scheint nur denen unglaublich, welche die Grundwahrheit nicht kennen, daſs es den menschlichen Geist mehr freut und erquickt, wenn er in kleinen Dingen Fortschritte macht, als wenn er in groſsen Dingen stehen bleibt.« Daraus erklärt es sich ihm auch, warum glückliche Eroberer, da sie doch nicht ins Unendliche fortfahren können, am Ende abergläubisch und melancholisch werden. Auch aus dem Aufsatze »Rath« (Nr. 21) paſst nur noch

Digitized by Google

Einzelnes auf die Gegenwart. Hingegen sind die Capitel 22 — 24 Aufschub, Verschlagenheit, selbstsüchtige Klugheit (S. 103 — 113), wo es der Verf. mit der gemeinen Klugheit und der Schwäche des menschlichen Herzens zu thun hat, leider für alle Zeiten gerecht. Da heiſst es z. B.: »Es giebt Menschen, welche die Karten mischen können, und doch nicht gut zu spielen verstehen; ebenso findet man einige, die zu heimlicheu Werbungen und bei Parteien gut zu brauchen, aber sonst nur schwache Menschen sind.« — »Eine von den Künsten der List besteht darin, demjenigen, mit welchem man spricht, mit den Augen aufzulauern, wie die Jesuiten vorschreiben; denn mancher weise Mann hat ein verschlossenes Herz und ein offenes durchsichtiges Antlitz.« — »Ein listiger Streich ist es, aus eignem Antriebe solche Worte fallen zu lassen, die eiuen Andern reizen sollen, daſs er sie gebrauche, um ihm dadurch den Vortheil abzugewinnen.« — So kannte Baco zwei Männer, die sich beide um eine Staatssecretärsstelle bei der Königin Elisabeth bewarben und äusserlich gut mit einander standen. Der listigere äusserte bei einer Geschäftbesprechung wie zufällig: »Secretär (Minister) zu seyn während des Verfalls einer Monarchie sey doch eine kitzliche Sache; er selbst sehne sich gar nicht darnach. Dem dümmern und arglosen leuchtete diese Ansicht sogleich ein und er wiederholte sie, als seine eigene, vor mehrern Freunden. Das war es, was der Erstere wollte; er sorgte dafür, daſs die unvorsichtige Äusserung seines Freundes, die doch er ihm in den Mund gelegt hatte, der Königin hinterbracht wurde. Als diese von »Verfall der Monarchie« hörte, nahm sie das so übel, daſs sie von der Bewerbung des Dummen nichts mehr hören wollte. (S. 108.) Ob der Listige die Stelle erhalten habe, und wer er war, sagt Baco nicht.

Egoismus an einem Fürsten ist Baco verhaſst, doch erträglich. »Aber ein verzweifeltes Übel ist es an dem Unterthan eines Fürsten, oder an dem Bürger in einem Freistaate; denn was immer für Geschäfte einem solchen Menschen in die Hände kommen, er dreht und wendet sie nach seinen eigenen Absichten, und es kann nicht fehlen, daſs diese Absichten oft sehr weit von denen seines Herrn oder Staates abweichen. Mögen daher Fürsten oder Staaten nicht solche von Gott gezeichnete Diener wählen.«

In der Betrachtung »Neuerungen« (Nr. 25.) zeigt sich Baco besonders groſs und vorurtheilsfrei. »Wie die Jungen al-

Digitized by Google

ler lebenden Geschöpfe anfangs ungestaltet sind, so auch die Neuerungen, als Kinder der Zeit.« ... »Jede Arznei ist ohne Zweifel eine Neuerung. Wer aber kein neues Heilmittel anwenden will, muſs neue Übel erwarten. Denn die Zeit ist der gröſste Neuerer.... Zwar, was durch Gewohnheit festgestellt worden, das ist, wenn auch nicht gut, doch passend; und Dinge, die lange zusammen ihren Fortgang gehabt haben, sind gleichsam in sich selbst verbündet; neue Dinge fügen sich nicht eben so gut.... Alles wahr und richtig, wenn nur die Zeit still stände; die aber bewegt sich so merklich, daſs ein eigensinniges Festhalten an Gebräuchen eben so ungestüm ist als eine Neuerung.« (S. 114.)

»Schnelle Geschäftsführung« (Nr. 26) und »Scheinweisheit« (Nr. 27) enthalten goldene Canzleiregeln. »Freundschaft« (Nr. 28) übergehen wir aus schon berührten Gründen. Der kleine Aufsatz »Ausgaben« (Nr. 29) verschmäht auch die Weisheit im Kleinen nicht. Die Betrachtung über »wahre Gröſse der Reiche und Staaten« (Nr. 30. S. 134—148) enthält noch immer viel Wahres und Anwendbares. »Der Segen des Judas, heiſst es hier, und der des Isaschar werden nie zusammenkommen; nie wird man sehen, daſs ein Volk oder eine Nation zugleich ein junger Löwe und ein lastbarer Esel sey; auch nicht, daſs ein mit Steuern überladenes Volk tapfer und kriegerisch werde.« — »Staaten, die nach Gröſse streben, mögen wohl auf der Hut seyn, daſs ihr Adel und vornehmer Bürgerstand sich nicht zu schnell vermehre, denn dadurch wird aus dem gemeinen Manne nur ein elender Bauerbursche, dermaſsen gehetzt, daſs ihm aller Muth entsinkt, und daſs er im Grunde nichts ist, als der Arbeiter des Edelmannes. Läſst man in Wäldern das Pfahlholz zu dicht wachsen, so wird man nie sauberes Unterholz haben, sondern nur Stauden und Gesträuch.« — »Kein Körper, weder ein physischer, noch ein Staatskörper, kann gesund seyn ohne Bewegung; die wahre Bewegung aber für ein Reich oder einen Staat ist ein gerechter und ehrenvoller Krieg. Ein Bürgerkrieg freilich gleicht einem hitzigen Fieber; aber ein auswärtiger Krieg gleicht der durch Bewegung erzeugten Wärme, welche dazu dient, den ganzen Körper gesund zu erhalten.«

Nr. 31 behandelt die Gesundheitspflege; Nr. 32 den Argwohn, von dem Baco sagt, er sey unter den Gedanken, was die Fledermaus unter den Vögeln, beide fliegen nur während der Dämmerung umher. Doch »der Argwohn, den das Gemüth

Digitized by Google

aus sich selber schöpft, ist nur ein Gesumse; aber der künstlich genährte Argwohn, den Andere durch Erzählungen und Einflüsterungen uns in den Kopf setzen, hat einen Stachel.« Der Aufsatz über das Gespräch (Nr. 33) giebt empirische, aber noch immer gültige Regeln.

Wir eilen über den Aufsatz Nr. 33 (Colonien) hin, und entlehnen aus der Betrachtung über den Reichthum (Nr. 34) nur das schöne Thema: »der Reichthum ist das Gepäck der Tugend«, und aus der Abhandlung über Prophezeihungen (Nr. 36) nur Baco's Rath, alle zu verachten, und sie nur als Wintermährchen am Kamin zu benutzen. Merkwürdig ist jedoch die Vorhersagung des Regiomontanus, die er ganz arglos anführt: daſs daſs Jahr 88 ein wunderbares sey. Baco ahnte nicht, daſs diese Prophezeihung das Jahr 1688 für sein englisches Vaterland erfüllen würde. — Den Ehrgeiz (Nr. 37) erklärt er für die schlimmste Gemüthsart, die ein Fürsten- oder Staatsdiener haben kann. —

Nr. 35—40 (Bühnenspiele; die Natur in dem Menschen; Gewohnheit und Erziehung) geben für das jetzige Leben weniger Ausbeute, als man erwarten könnte. Interessanter ist der Aufsatz über das Glück (Nr. 41), wo es unter Anderm heiſst: »Ein übereiltes Glück bildet den Planmacher und Aufrüttler; aber das gehörig verarbeitete Glück bildet den geschickten Mann.«

Der Abschnitt Wucher (Nr. 42) ist ganz abhängig von des Verfassers Zeit. »Jugend und Alter« enthält treffende Bemerkungen. Z. B. »Junge Leute eignen sich besser zum Erfinden als zum Urtheilen; sie passen mehr für die Ausführung, als für den Rath; mehr für neue Entwürfe, als für schon geregelte Geschäfte. Denn die Erfahrung des Alters leitet die Menschen zwar richtig in dem, was innerhalb des Kreises der Erfahrung liegt; aber in Allem, was neu ist, führt sie dieselben irre.«

Die Betrachtungen über Schönheit, Ungestaltheit, Gebäude, Gärten (Nr. 44—47) sind von einem durch die Gegenstände beschränkten Interesse. In den folgenden Abschnitten: Unterhandeln, Schützlinge und fremde Gesuche, Studien (Nr. 48—52) finden sich interessante Spezialitäten, das Beste in den Studien (bes. S. 228. 229.). Wichtiger ist der Artikel Parteien. Der gewichtigste Satz steht hier an der Spitze: »Viele haben die unkluge Meinung, für einen Fürsten bei der Leitung der Staatsgeschäfte, oder für einen Groſsen bei der Lei-

Digitized by Google

tung seiner Handlungen, sey die Rücksicht auf Parteien eine Hauptregel der Politik; da doch im Gegentheil die Klugheit hauptsächlich darin besteht, entweder solche Anordnungen zu treffen, die zwar allgemein sind, worin aber dennoch Menschen von verschiedenen Parteien übereinstimmen; oder jeden Einzelnen so zu behandeln, wie es ihm angemessen ist.«

Man sollte kaum glauben, daſs die Abhandlung über Complimente und Ehrenbezeugungen, Dinge, die so sehr von der Mode abhängig sind, noch einiges Interesse haben könne, aber gerade aus ihr wird man sehen, daſs selbst die modernste Mode nichts Neues unter der Sonne ist. »Lob; Eitler Ruhm; Ehre, Ruf« (Nr. 54—56) enthalten viel Beherzigenswerthes, und manche schmerzende Wahrheiten. Z. B. »Der Ruhm der Gelehrsamkeit hat nur einen langsamen Flug, wenn er nicht einige Federn von der Prahlerei borgt.« — »Die Tugend hatte von jeher ihren vollen Werth (die volle Anerkennung ihres Werthes) nur selten der menschlichen Natur zu verdanken; sie erhielt ihn vielmehr fast immer aus der zweiten Hand.«

In dem Aufsatze »Richteramt« (Nr. 57) wird nachdrücklich vor dem Radebrechen der Gesetze gewarnt: »denn wenn Strafgesetze mit Schärfe angewendet werden, so ist das soviel als regnete es Schlingen über das Volk.«

Die letzten Abschnitte, Zorn, Wechsel der Dinge, Gerüchte (Nr. 58—60) zeigen den Verfasser (wenn es nicht vielmehr Referent ist) etwas ermüdet. Doch entlehnen wir aus der 59sten Betrachtung noch folgenden Satz: »Wenn die herrschende Religion durch Zwietracht zerrissen wird, wenn die Heiligkeit der Religionslehrer in Verfall gerathen und zum Skandal geworden ist, wenn dabei die Zeiten dumm, unwissend und roh sind; dann darf man vermuthen, daſs irgend eine neue Sekte emporsprieſsen wird, besonders wenn zugleich ein schwärmerischer und wunderlicher Geist aufsteht, um sich zum Urheber derselben zu machen.« Alles dieses traf bei Mohammed zusammen. Vor den speculativen Ketzern ist dem Verf. dabei nicht bange, diese haben zwar einen mächtigen Einfluſs auf den Verstand der Menschen, bringen aber keine groſse Veränderung in dem Staate hervor, wenn nicht die bürgerlichen Verhältnisse sie unterstützen. (S. 257.)

Die Betrachtungen Baco's sind mit mancherlei Citaten aus dem classischen Alterthum belegt, die nicht immer genau sind,

denn für absolute Pünktlichkeit war Baco zu bequem, zu genial, vielleicht sogar zu gelehrt. So ist das Citat von Galba's letztem Worte (S. 11) ungenau. Er sagte nicht: »Feri, si ex re sit populi Romani«, sondern: »agerent ac ferirent, si id e Rep. videretur.« (Tac. Hist. 1, 41; und ähnlich Suet. Galb. 20. Baco setzte sein Dictum aus Tacitus und Plutarch, Galb. c. 27 zusammen.) Irrig ist es, daſs Tiberius dem Galba die Herrschaft prophezeiht (S. 169); Augustus war es (vergl. Suet. Galb. 4.). Einmal (S. 113) citirt Baco den Cicero, wo er den Horaz (A. 24. poet. 444.) citiren sollte; und wenn er von einem Manne sagt, der, wenn er den Zorn kommen fühlte, das Alphabet gesprochen habe, so schwebte ihm Plutarchs Erzählung (Reg. et Imperator. Apophthegmm. Ed. Hutt. VIII. p. 169) nur sehr dunkel vor.

Doch, was thut dies zur Sache? — Die Aphorismen Baco's, von denen wir nicht den hundertsten Theil der besten hier hier mittheilen konnten, sind um so gewichtiger, als sie von keiner Parteiabsicht eingegeben sind, und das Bittere, das Viele charakterisirt, nicht aus dem Munde eines Oppositionsmannes, sondern aus dem eines Regierungsmannes kommt, der im vollen Besitze der Macht schrieb. Im Ganzen entsprechen sie auch dem Charakter ihres Verfassers. Und daſs er seinen Vorschriften im Leben zuletzt untreu geworden ist, das bewährt nur den Spruch jenes Alten: Satis compertum, cohibendae cupidini, ingenium ni juvet, eruditionem imbecillem esse. (Aurel. Victor de Caes. c. 19.)

G. Schwab.

Digitized by Google

N°. 58. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

STAATSWISSENSCHAFT.

Untersuchung der Frage, ob die kurhessischen Kapitalschuldner durch die ihnen in Napoleon's Auftrage ertheilte Quittung von ihrer Schuld befreit worden. Mit besonderer Berücksichtigung der Schrift: Napoleon und die kurhessischen Kapitalschuldner von F. C. Schweikart. Königsberg 1833. *Von Dr. G. Riesser. Frankfurt a. M. Verlag von S. Schmerber.* 1837. 260 *S.* 8.

Der nun verstorbene Kurfürst von Hessen hatte mehrere sehr bedeutende Kapitalien theils an andere regierende Herren theils an Privatpersonen ausgeliehen. Napoleon zog diese Kapitalien ein, nachdem er das Kurfürstenthum Hessen militärisch besetzt hatte. Die Schuldner wurden aufgefordert und genöthigt, Zahlung zu leisten. Sie zahlten zwar, zu Folge eines mit den französischen Behörden getroffenen Abkommens, nicht die ganze Schuld, wurden aber von denselben Behörden über die ganze Summe quittirt. Der Kurfürst, in seine Staaten zurückgekehrt, bestritt die Gültigkeit dieser Zahlungen und Quittungen, in wiefern sie Ihm entgegengesetzt wurden. Es entstand daher die Frage: Haben die geleisteten Zahlungen und die darüber ausgestellten Quittungen die Schuldner im Verhältniſs zu dem Darleiher der Kapitalien — schlechthin oder wenigstens bis zu dem Betrage der wirklich geleisteten Zahlungen — befreit? In der (schon in diesen Blättern angezeigten) Schrift des Herrn Prof. Schweikart wurde, mit Rücksicht auf einen einzelnen von der Juristenfakultät zu Königsberg abgeurtheilten Fall, die Meinung vertheidigt, daſs zu Folge jener Quittungen der Darleiher der Kapitalien schlechthin nicht berechtiget sey, von den Schuldnern Zahlung zu fordern. Herr Dr. Riesser gelangt dagegen in der oben bezeichneten Schrift zu einem für den Darleiher weniger ungünstigen Resultate. Er selbst faſst dieses Resultat (S. 260) in folgende Säte zusammen: »Waren die Kapitalien Staatsgut, so konnten die Schuldner freilich an eine den kurhessischen Staat, wenn auch ohne genügenden Rechtsgrund, doch in unbestrittener faktischer Wirksamkeit, vertretende, mit ihm eine und dieselbe rechtliche Persönlichkeit bildende Regierung gültiger Weise zahlen, nicht aber an einen Dritten, der die Kapitalien, sie vom Staatsvermögen lostrennend, in eignem Namen und zu eignem Vortheil in Anspruch nahm. Gehörten die Kapitalien zum Privatvermögen des Kurfürsten, so

Digitized by Google

waren sie schon an sich dem Erwerb durch Regierungsnachfolge nicht unterworfen, und das Kriegsrecht allein konnte den Vorwand zu einem Anspruch auf dieselben an die Hand geben. In beiden Fällen also können sich die Schuldner gegen den Anspruch ihres wahren Gläubigers nur durch Berufung auf Zwang und auf wirkliche Zahlung schützen; in beiden Fällen können sie nur Hülfe gegen einen Schaden, der sie treffen würde, nicht Bereicherung auf Kosten ihres Gläubigers in Anspruch nehmen. Es braucht kaum bemerkt zu werden, wie sehr dieses im positiven Rechte begründete Resultat zugleich dem natürlichen Rechtsgefühle und der Billigkeit entspricht, die es hart finden mögen, wenn der Schuldner Schaden leiden sollte durch einen ihm allein zum Nachtheil des Gläubigers zugefügten Zwang, die sich aber weit mehr dagegen sträuben, daſs der Schuldner die Lage seines Gläubigers solle benutzen dürfen, um sich zu seinem Nachtheil durch eine Abfindung mit dem Feinde zu bereichern.« Es ist hier nicht der Ort, auf die in diesen Schriften erörterte Frage tiefer einzugehen, und die drei Meinungen, welche über diese Frage überhaupt aufgestellt werden können, mit ihren Gründen gegen einander abzuwägen. Aber das kann Ref. versichern, daſs Herr Dr. R. den Gegenstand seiner Schrift mit gründlicher Gelehrsamkeit und mit groſsem Scharfsinne behandelt hat.

Zachariä d. ä.

PÄDAGOGIK.

(Siehe Nr. 52.)

5) *Über einen neuen Entdeckungsversuch in der Pädagogik. Abhandlung in dem Programm des Gymn. in Stralsund von Dr. E. Nizze, Dir. Stralsund in der Löffler'schen Buchhandl.* 1836. 22 *S.* 4.

6) *Eine Beurtheilung des Hoffmann'schen Aufsatzes, sowie der Schriften von Mützel, Heinsius und Hagemann, von Dr. Fr. Reiche in Brandenburg, kameral. Zeitung* 1836. *N.* 20 *u. d. f*

7) *Verhandlungen des pädagogischen Vereins zur Geselligkeit über die Lorinser'sche Frage. Zum Drucke befördert durch Prätorius, den Schulfreund. Berlin, bei Öhmigke* 1836. 56 *S. gr.* 8.

8) *Über die Entwickelung und den gegenwärtigen Zustand des höheren Schulwesens in Preuſsen. Ein Beitrag zur Würdigung der Schrift des H. Lorinser etc. von P. J. Seul, Oberlehrer am Gymn. zu Koblenz. Koblenz bei Hölscher* 1836. *VI und* 125 *S. gr.* 8.

9) *Die Organisation der Gymnasien nach Lorinsers Ansichten von Dr. Bernh. Thiersch, Direct. des Gymn. zu Dortmund. Das. bei Krieger* 1836. 70 *S. gr.* 8.

10) *Die Schulfrage der gegenwärtigen Zeit; ein Dialog. Berlin, bei Logier* 1836. 60 *Seiten gr.* 8.

Digitized by Google

11) *Beitrag zu den Streitfrage über die jetzige Gymnasialbildung; neu angeregt von Dr. Lorinser in der Schrift: „Über den Schutz der Gesundheit auf Gymnasien.“ Leipzig bei Nauck.* 1836. 24 *S. gr.* 8.

12) *Bemerkungen über den Einfluſs der Verstandesbildung und geistigen Aufregung auf die Gesundheit von Amariah Brigham, mit Anmerkungen von Rob. Macinsh, aus d. Engl. übersetzt von Dr. A. Hildebrant. Berlin bei Enslin* 1836. 123 *S. gr.* 8.

13) *Lorinser und die Gelehrtenschulen. Ein Bericht über die Schriften von Lorinser, Hoffmann, Mützel, Heinsius und Froriep; in den Blättern für liter. Unterhaltung* 1836. *N.* 173 *bis* 176.

In Betreff der ausgedehnten Vorträge über Philosophie und des Hereinziehens einer der Universität angehörenden Wissenschaft in die Gymnasien stimmt Ref. dem Verf. bei, aber nicht in Ansehung eines tüchtigen und schulgerechten Unterrichtes in den Gesetzen der Logik. Gewöhnlich wird diese an den Universitäten nur im Vorbeigehen berührt; die Studenten selbst aber renommiren durchgehends im ersten Jahre; lassen sich die Studien nicht so sehr angelegen seyn und versäumen dadurch einen Unterricht, dessen Inhalt die Grundlage für alle Wissenschaften ausmacht. Ein umfassender und gründlicher Unterricht in den Gesetzen der Logik an Gymnasien erscheint dem Ref. als unentbehrlich.

Da die Errichtung von Realschulen oft zu kostspielig ist, so schlägt der Verf. vor, bei allen Gymnasien, welche über 200 Schüler zählen, besondere Realsectionen zu errichten. Hiermit ist nicht geholfen; in vielen gröſseren Städten beläuft sich die Anzahl der Schüler eines Gymnasiums gewiſs über jene Zahl, und es bestehen vielleicht Realschulen, z. B. in Berlin. Die Lehrgegenstände bleiben dort nachher wie vorher; wo wenigere Schüler die Anstalten bilden, bleiben jene ebenfalls, mithin ist weder der Überfüllung von Lehrgegenständen, noch der oft übermäſsigen Anstrengung begegnet. Herr Lorinser verlangt wenigere Lehrstunden und geringere Ausdehnung der Gymnasialstudien, um der nach seiner Ansicht dadurch veranlaſsten Schwächung des Geistes und Körpers zu begegnen. Gegen die Verminderung des Umfanges des Unterrichts erklärt sich der Verf. direkt, hat aber in Bezug auf Naturwissenschaften, Mathematik und selbst auf Sprachstudien keine zureichende Gründe für seine Behauptungen, und reicht mit seinen Angaben am wenigsten da aus, wo er annimmt, die Ausdehnung der Lehrobjekte sey nicht übertrieben. Ein unbefangener und wahrhaft humaner Blick in die verschiedenen Jahresberichte hätte ihn eines Besseren belehrt, wenn er ihn nüchtern und wohl überlegt gethan haben würde.

Nicht viel glücklicher ist er bei Erörterung des vierten Mangels; es ist nicht zu läugnen, daſs eine ängstlich controlirte und in vielen Vorschriften bestehende Beaufsichtigung, wie sie der Verf. kurz schildert, und wie er sie daher beachtet haben muſs, zu vielen Widersprüchen und Verkehrtheiten führt, weil sie na-

Digitized by Google

mentlich die Selbstthätigkeit beeinträchtigt und zu mancherlei Täuschungen veranlaſst; allein damit ist nicht gesagt, daſs eine in humanem Sinne vorgenommene Beaufsichtigung schädlich zu nennen sey. Vielmehr führt sie zu sehr vielem Guten und trägt zur geistigen Ausbildung, zur moralischen Veredlung und zur physischen Kräftigung wesentlich bei; ja sie hilft den Charakter des Jünglings wahrhaft veredeln. Der Lehrer giebt Winke über zweckmäſsige Einrichtung der Privatstudien, über Behandlung der verschiedenen Bearbeitungen, über dunkle oder zweideutige Verhältnisse, über Verwendung der geistigen Thätigkeit u. s. w., und veranlaſst häufig durch seinen freundlichen Rath den zweckdienlichsten Übergang von niederen zu höheren Studien. Der Verf. hat daher sehr Unrecht, sich unbedingt gegen solche Beaufsichtigung zu erklären; er verwechselt die inhumane Behandlung der Jünglinge mit der humanen, und giebt abermals zu erkennen, daſs er die Sache nicht klar durchdacht hat. Würde er mit Ruhe die Verhältnisse überlegt haben, so hätte ihn die Pädagogik zu gehaltvolleren Darstellungen geführt. Er würde manche Blöſse nicht gegeben und seine vielen gehaltlosen Ansichten nicht veröffentlicht haben.

In dem Aufsatze N. 6 findet man wieder eine unbedingte Bestätigung der Lorinserschen Anklage, welche gegen die bezeichneten Schulmänner in Schutz genommen wird. Ob der Vf. berufen und geeignet ist, in einen pädagogisch-medicinischen Streit sich einmischen und darüber ein gegründetes Urtheil abgeben zu können, bezweifelt Ref. um so mehr, als ihm die von jenem versuchte Beurtheilung keinen Anhaltspunkt giebt, sich von der klaren Einsicht des Verfs. in die Sache zu überzeugen. Er hält ihn vielmehr für einen unberufenen Gast, der sich in eine Sache einmischt, deren Wesen er nicht kennt. Den Beweis für diese Behauptung entnimmt Ref. aus der verworrenen und oft in pomphaften Ausdrücken versuchten Darstellung; aus den theilweise lächerlichen Vorschlägen für die Verbesserung der Gymnasien; aus den oft einseitigen und fast allem gesunden Verstande widersprechenden Ansichten über Zweck der Gymnasialstudien, und aus Äusserungen, welche man nur einem gewissen Grade von Unkenntniſs in der Sache zuschreiben kann. Zu solchen gehaltlosen Gedanken gehören unter andern: »daſs das Erziehen kein Amt seyn dürfe; daſs die Fähigkeit hierzu nicht erlernt werden könne; daſs die höhere geistige Kultur der Moralität schade; daſs der Lehrer im Freien beim Herumgehen, also ambulando, unterrichten müsse; daſs überhaupt die vielen alten Einseitigkeiten wieder hervorgeholt werden sollen, kann man kurz sagen. Solche Erörterungen sprechen für die Anklage Lorinsers nicht, vielmehr machen sie die Vorschläge für ihre Beseitigung lächerlich, sie haben daher weder wissenschaftlichen noch pädagogischen Werth und wären besser gar nicht geschrieben.

Die Schrift N. 7 hat mit der von N. 10 gleiche Form, die dialogische, möchte aber in der zweckmäſsigen Behandlung der

Digitized by Google

Sache hinter ihr zurückbleiben, wenn man den Charakter des Dialogs ins Auge faſst und die Darstellungen selbst miteinander vergleicht. Während N. 10 die Streitfrage von einer eben so interessanten als praktischen Seite auffaſst, und namentlich dem Laien die Klagen recht verständlicht, bewegt sich N. 7 etwas schwerfällig, kömmt am Ende durch gezwungenere Weise zu ähnlichen Resultaten und erörtert nur einige Momente auf eine gewandte und zweckmäſsige Weise. Der erste Hauptgedanke der dialogischen Erörterungen geht darauf hinaus, daſs weder die vermeintliche physische und intellektuelle Schwächung der studirenden Jünglinge erwiesen sey, noch die besprochene Entkräftung der Jugend in allen Schulen ohne Unterschied wirklich stattfinde. Hierin stimmt Ref. dem Verf. nicht unbedingt bei, da er seit 16 Jahren vorzüglich eine stets zunehmende Schwäche des Geistes beobachtet hat. Ob diese Erscheinung einer Überladung der jugendlichen Anlagen, oder einer zu starken Beschäftigung des Gedächtnisses auf Kosten des Verstandes zugeschrieben werden müsse, will er nicht entscheiden, obwohl ihm ein Grund hiervon in jener Überladung zu liegen scheint. Er ist von einer physischen und intellektuellen Entkräftung vollkommen überzeugt und kennt ausser jener Ursache freilich noch manche andere, die jedoch nicht hierher gehören. In Elementarschulen sind diese Erscheinungen nicht so sichtbar, wozu mancherlei Verhältnisse beitragen.

Um die Übelstände und Miſsbräuche in Gymnasien zu beseitigen, schlägt der Verf. eine planmäſsige Vorbereitung der Lehrer und eine bessere Einrichtung der Prüfungen vor, welche die Schüler zu bestehen haben, die zur Universität übergehen wollen. In beiden Beziehungen ist der Verf. nicht recht mit der Sache im Reinen. Daſs die Lehrer für die Gymnasien namentlich seit den letzten 10 bis 15 Jahren planmäſsig vorbereitet werden, bezweifelt gewiſs kein Sachverständiger, nur mag es ihnen nicht selten an der erforderlichen Lehrgeschicklichkeit fehlen, wodurch der Jugend das Studiren sehr erschwert wird. Hierin liegt freilich ein Hauptgrund des Übels, der sich nicht selten auf eine übertrieben planmäſsige und geschraubte Vorbereitung der Lehrer bezieht. Zugleich sind manche Lehrer zu bequem, sich auf ihren Unterricht vorzubereiten, oder über die Zweckmäſsigkeit ihres Unterrichtens nachzudenken, um mit weniger Kraft und Zeit dasselbe zu erreichen, wozu sie oft zu ihrer und der Schüler Qual gelangen. Hinsichtlich der Abgangsprüfungen stimmen ihm die meisten Gegner der Lorinser'schen Anklage bei; Ref. könnte noch manche Nachtheile berühren, welche jene bringen, wenn der Ort hier dazu wäre. Daſs man die frühere Strenge und zu groſse Ausdehnung von Seiten der obersten Studienbehörde eingesehen hat, scheinen die mancherlei Nachlassungen und Erleichterungen zu beweisen, welche man in der jüngsten Zeit vorgenommen hat. Obgleich das, worauf der Verf. bei diesen Prüfungen hinweiset, nämlich der Unterschied zwischen den Bestrebungen der Lehrer

Digitized by Google

und den Forderungen der Examinatoren wohl zu beachten sey, seine Richtigkeit hat, so fehlt ihm doch die nöthige Klarheit, welche den Leser manchmal in Zweifel läſst, und ihn nicht damit vertraut werden läſst, was der Verf. an und für sich will. Es wäre zu wünschen, es hätte sich der Schulfreund durch seinen Prätorius deutlicher erklärt und den Darstellungen selbst eine mehr populäre Richtung gegeben.

Aus der Beantwortung weiterer Fragen oder aus den ferneren Erörterungen geht hervor, daſs durch vorhandene Verordnungen eine Verminderung von Schulstunden und häuslichen Arbeiten schon geboten sey und dieselben nur genau zu befolgen seyen. Hier theilen die Verf. nichts Neues mit; den Überladungen ist jedoch nicht begegnet, da sie noch immer eine zu groſse Anzahl von Stunden fordern und von fast allen bedächtigen Schulmännern anerkannt werden. Wenn sie sich wirklich gegen die Errichtung von Realschulen erklären, und sie für solche Jünglinge von 15 bis 16 Jahren, welche nicht zu den höheren gelehrten Studien übergehen, für unnöthig halten, so sind sie sehr im Irrthum. Durch eine Vereinigung beider Zwecke, der Vorbereitung zu jenen Studien und der technischen Ausbildung, wird den Gymnasien der wahre Charakter entzogen und ihnen eine Masse von Lehrgegenständen überwiesen, welche die physische und intellektuelle Kraft der Schüler erdrücken muſs. Zugleich werden die für irgend ein Gewerb sich Ausbildenden mit Lehrgegenständen geplagt, welche ihnen für ihren künftigen Beruf wenig oder gar keinen materiellen Nutzen bringen, z. B. die griechische und theilweise die lateinische Sprache. Nebstdem erfordert die Mathematik für beide Ausbildungsstufen ganz verschiedene Behandlung; für die gelehrten Studien ist vorzüglich auf den formellen, für die realen auf den materiellen Nutzen zu sehen. Für jene ist der Unterricht in der Chemie entbehrlich, für diese macht er einen wichtigen Theil der Ausbildung. Für jene ist die Physik nur in ihren ersten Elementen erforderlich, für diese muſs sie in weit gröſserer Ausdehnung gelehrt werden u. s. w. Die Verf. scheinen es mit ihren Bemerkungen nicht ernstlich zu nehmen, da die Nothwendigkeit von Anstalten für reale Ausbildung allgemein anerkannt ist.

Die gymnastischen Übungen sollen nicht geboten, sondern der Jugend blos als Spiel erlaubt werden. Diese Bemerkung ist nicht erheblich; sorgt man für regelmäſsige Leitung der Übungen, so ist ihr Anbefehlen nicht nothwendig, die Jugend wendet sich meistens von selbst zu ihnen. Da Prof. Leo in Halle die Gymnasien sehr tadelte, so wird er am Ende der Schrift noch ziemlich derb abgefertigt und mitunter ziemlich satyrisch behandelt, indem der Vers Horazens: Fertur Prometheus insani Leonis vim stomacho apposuisse nostro, auf ihn spottweise angewendet wird.

Die Schrift N. 8 bespricht die Sache umständlicher und vielseitiger als jede andere, welche dem Ref. darüber zur Hand ge-

Digitized by Google

kommen ist, zieht viele nicht wesentlich zu jener gehörige Punkte in ihre Entwickelung, wird darum oft weitschweifig und verliert nicht selten die Hauptsache aus dem Auge. Sie verliert sich häufig in theoretische Darstellungen, übergeht die Erfahrung und Beobachtung, schlägt sich mit Ideen herum und vergiſst die praktische Richtung ganz, welche doch in solchen pädagogischen Streitigkeiten eine Hauptrolle spielt. Beobachtungen und Erfahrungen müssen hier gefragt werden; das Theoretisiren führt nicht zum Ziele, vielmehr zieht es den Laien von der Sache ab, weil ihm die Darstellungen zu abstrakt sind. Gerade für ihn sollen dergleichen Schriften wirksam werden; für den Mann vom Fache sind die meisten überflüssig, da ihm der gröſsere Theil der allgemeinen Verhältnisse bekannt ist. Manche Erörterungen der Schrift sind weder klar, noch überzeugen sie von dem, was der Verf. will, widerlegen daher verschiedene Punkte der Lorinserschen Anklage gar nicht, obgleich sie gegen dieselbe gerichtet sind. Manche Vorschläge sind unausführbar, weil sie der Praxis völlig zuwider laufen und mit dem verschiedenen Bildungsgrade der einzelnen Individuen disharmoniren.

Zuerst weiset der Verf. nach, daſs eine absolut medicinische Ansicht über die Schule darum nicht gelten könne, weil der Gesundheitszustand jedes einzelnen Standes stets ein relativer sey. In der Theorie ist demselben dieses zuzugestehen, in der Praxis aber begegnen ihm viele Widersprüche. Mag nun gleich der Arzt nicht berufen seyn, in Schulangelegenheiten sich einzumischen, so fallen doch die physischen Beziehungen der Jugend fast ganz in seinen Bereich; sein Gutachten muſs daher gehört werden, Geltung erhalten, und wird auch in allen civilisirten Staaten berücksichtigt, mithin kann es von den Schulen nicht weggewiesen werden; ja es ist für die Gesundheitsverhältnisse derselben um so nothwendiger, als von dem gesunden Körper ein gleicher Zustand des Geistes in der Regel abhängt und beide in Harmonie fortschreitend sich entwickeln müssen, wenn keine Störung stattfinden soll. Gesteht man auch das Relative der gesundheitlichen Verhältnisse jedes einzelnen Standes zu, so bleibt doch immer jene Geltung der medicinischen Ansicht, weil sie den Körper zu besorgen und alle Gefahren zu beseitigen hat, welche ihm drohen können. Diese drohenden Gefahren sind von Herrn Lorinser als vorhanden, ja die Übel selbst als wirklich bestehend dargethan und fast allgemein bestätigt worden, mithin haben ärztliche Untersuchungen über die Ursachen das erste Recht und die Pädagogik hat mit ihnen gemeinsam zu wirken, um sowohl diese Übelstände als auch weitere Gefahren zu beseitigen.

Über die Behauptung Lorinsers, daſs die Schüler der Gymnasien gegenwärtig an Leib und Seele leiden und die physische Constitution derselben mehrfach gefährdet werde, führt der Vf. noch mehrere Beweise an und bestätigt dadurch die Lorinsersche Anklage, welche andere Schulmänner geradezu verwerfen wollen. Obgleich die hier beigebrachten und mit groſser Ausführlichkeit

beschriebenen Verhältnisse nach des Ref. Ansicht für die Entscheidung über die Streitfrage selbst keinen besonderen und nur relativen Werth haben, so geben sie doch zu erkennen, daſs der Verf. jene Anklage richtig ins Auge gefaſst hat und die Schule nicht ganz frei spricht. Die Mittheilungen enthalten zugleich Beweisgründe gegen jene, welche die Anklage unbedingt verwerfen oder ihr verschiedene Absichten unterschieben, die dem H. Lorinser unfelbar fremd sind und nur von blinden Verfechtern der humanistischen Studien in ihr gesucht werden können.

Die Behauptung, daſs nicht allein in den von H. L. angeführten Ursachen, sondern noch in manchen andern der Grund des von jenem beklagungswerth dargestellten Übels gesucht werden müsse, sucht der Verf. auf mehrfache Weise und aus verschiedenen Verhältnissen zu bekräftigen. Gegen jenen spricht er sich nur in so fern aus, daſs nicht in dem von ihm berührten, sondern in seinen (des Verfs.) beigebrachten Ursachen der wahre Grund des Übels liege. Sieht man jedoch den Darstellungen recht auf den Grund, so liegen in H. Lorinsers Bemerkungen die wichtigsten Beziehungen, welche der Verf. hervorhebt. Jener hat in seinem ganz kurzen Aufsatze durch Hauptideen ein Ganzes berührt und sich in das Einzelne gar nicht eingelassen, was dagegen von Seiten des Verfs. mit der gröſsten Umständlichkeit geschieht. Er verbreitet sich über den organischen Zusammenhang der Lehrgegenstände; über die für ihre Behandlung zu beobachtende Methode; über die nöthigen Correkturen der Hefte; über die Censuren; über die Art und Weise, Zweckmäſsigkeit und Nützlichkeit der Schulprüfungen, endlich über die Ausbildung der Lehrer selbst während ihres Amtes und über das Klassen- nebst Fachsystem, und entwickelt die meisten dieser Punkte mit Einsicht, der jedoch die Klarheit der Darstellung und Zweckmäſsigkeit der Anwendung nicht selten abgehen. Er verhehlt keinen Mangel, welcher entweder in der Organisation der Anstalten liegt, oder von Vorstehern und Lehrern herbeigeführt wird, und verschafft dadurch seinen Erörterungen einen gewissen Grad von Unparteilichkeit. Wegen der Methode bei einzelnen Lehrgegenständen und des Zusammenhanges der letzteren lieſsen sich manche Einwendungen machen, wenn der Raum es gestattete. Die gerügten Mängel selbst verdienen von Seiten der obersten Studienbehörden, Vorstände von Gymnasien und deren Lehrer sorgfältige Beachtung; zugleich wäre zu wünschen, daſs sie mehr im Allgemeinen nachgewiesen und durch verschiedene Beispiele belegt würden, um ihnen mehr Einfluſs bei den oberen Behörden zu verschaffen.

Den Übergang zu den eigenen Vorschlägen für die Beseitigung der Mängel und für die Verbesserung des gelehrten Unterrichtswesens überhaupt bildet eine ziemlich umständliche Besprechung des Schulwesens im Allgemeinen und des Zweckes der Gymnasien im Besonderen. Gröſsere Kürze und consequentere Darstellungen würden zu demselben Ziele geführt und für die Sache

Digitized by Google

besser gewirkt haben. Gegen die Errichtung von Realschulen erklärt er sich, aber mit Unrecht, und beweist, daſs ihm der Charakter der technischen Ausbildung nicht klar ist. Die Gymnasien mit ihrem überwiegenden Studium der alten Sprachen und der formellen Richtung des mathematischen Unterrichts können für diejenigen, welche nicht zu den gelehrten Studien übergehen, sondern für ein technisches Fach, z. B. für das Forst- und Bauwesen, für Cameral- und Hüttenwesen u. dgl. sich ausbilden wollen, nicht eingerichtet werden, ohne ihren Charakter und mit diesem ihren Bestand zu verlieren. Die Meinung des Vfs., daſs die vielen Realschulen die höhere Bildung des Volkes herabdrücken, hat Manches für sich, noch mehr aber gegen sich, wenn die Schulen selbst gut und ihrem Zwecke entsprechend eingerichtet sind.

Der ganze Plan des Vfs. will von allen Realien, welche in die Gymnasien jetzt eingeführt sind, nichts weggelassen, den Sprachunterricht selbst eher erweitert als eingeschränkt, aber diesen weniger abstrakt, dagegen mehr geistbildend behandelt und endlich alle Realien in besondere Klassen verwiesen haben, um sie in diesen nach demjenigen Zusammenhange und nach derjenigen Ausführlichkeit zu behandeln, wie sie für allgemeine Vorbereitungsschulen erforderlich sind. In Quarta und Unterprima sollen jene Realklassen seyn, in denen der Sprachunterricht nur mittelst einiger Stunden nebenherlaufe; alle anderen Klassen dagegen sollen vorzugsweise für sprachliche Bildung bestimmt seyn. Der Vf. stellt die Sache in der Idee ziemlich plausibel dar, sagt auch über den Charakter der einzelnen wissenschaftlichen Zweige manches Haltbare, fällt aber mit der Ausführung selbst in die Brüche. Es lieſse sich über das Einzelne sehr viel sagen und Ref. ist nicht ganz abgeneigt, manche Gedanken für gründlich und ausführbar zu halten; ja er ist selbst der Ansicht, daſs die separat stehenden Realklassen keinen festen Bestand erhalten können, da ihnen meistens eine gediegene Einrichtung und Grundbildung abgeht; aber er verkennt ihren Einfluſs und ihre Wichtigkeit nicht.

In N. 9 werden vor den eigenen Darstellungen zuerst die Hauptgedanken der Bemerkungen von August, Bach, Froriep, Groke, Hegemann, Heinsius, Hoffmann, Jahn, Köpke, Müller, Mützell, Niemeyer und Reiche zusammengestellt und entweder gebilligt oder theilweise bestritten. Sie nehmen die Hälfte der Schrift ein und gewähren in so fern einigen Vortheil, als man von den Streitpunkten eine allgemeine Uebersicht erhält und vorher manche Beziehungen näher kennen lernt, welche bei späteren Erörterungen eher stören als nützen würden. Der Verf. verschafft seiner Schrift eine doppelte Grundlage; einmal hat er es mit der Lorinserschen Anklage, das andre Mal mit obigen Gedanken zu thun, denen er später die seinigen beifügt. Er beabsichtigt, die Geschichte des Streites kurz darzustellen, das Unrichtige zu berichtigen, das Übersehene nachzutragen und die Organisation eines Gymnasiums nach den entwickelten Grundsätzen

Digitized by Google

mit Bezug auf die Aufgabe zu entwerfen, den ganzen Menschen geistig und leiblich gesund zu erziehen. Er weiset darauf hin, mit welchem Enthusiasmus man früher die Gymnastik begrüſst, wie man aber bald die Turnplätze zu schlieſsen für nöthig gefunden, aber in der neuesten Zeit die gymnastischen Übungen als einen wesentlichen Theil der Erziehung empfohlen und ihre Pflege den Gymnasien wiederholt zur Pflicht gemacht habe, und bemerkt, daſs Lorinser den Dank der Mitwelt sich erworben und ein kräftiges Wort zur rechten Zeit gesprochen, welches selbst da Anklang gefunden habe, von wo aus ernste Hülfe zu hoffen wäre. Treffend fügt er noch bei, daſs diejenigen, welche in ihrem gewohnten Kreise auf Mängel aufmerksam gemacht werden, welche sie vorher nicht sahen, den wohlmeinenden Rath von Aussen nicht immer mit gleicher Gesinnung aufnehmen; daſs daher manche in den hergebrachten Formen Befangene oder aus andern Gründen sich den alten Gewohnheiten nicht auf Einmal zu entfremden Vermögende sich gegen die Anklage erklärten, manche andere vorurtheilsfreie Männer, das Übel kennend, den wackeren Vorkämpfer mit Beifall begrüſsten.

Die den beiden Parteien huldigenden Schriften und Aufsätze der oben genannten Männer geht er daher im Einzelnen sehr kurz durch, und zieht endlich aus dem Gesagten den *Schluſs*, daſs H. Lorinser, möge er auch die Sache, vielleicht absichtlich, etwas schroff und grell dargestellt haben, wirkliche Gebrechen der Erziehung an Gelehrtenschulen aufgedeckt hat und daſs die Schule, wenn auch noch andere Ursachen von aussenher mitwirken, von der Mitschuld nicht freigesprochen werden kann. Die Hauptgedanken der Schriften genannter Männer kann Ref. nicht im Besonderen herausheben, ohne seine Anzeige weit auszudehnen und mehreres Fremdartige einzumischen, weswegen er über den ersten Theil der Thiersch'schen Schrift mit dem Bemerken hinweggeht, daſs sich H. Bach über den gerügten Miſsstand der preuſsischen Gymnasien mit H. Lorinser oft mündlich unterhalten habe und sich frei und unumwunden zu den nunmehr veröffentlichten Grundsätzen bekenne und schon 1830 in einem zu Breslau erschienenen Programme die dringende Nothwendigkeit gleichmäſsiger Entwickelung der körperlichen Kräfte der den Gymnasien anvertrauten Jugend redlich und offen gezeigt und seine desfalsige Überzeugung erst kürzlich in einem Berichte über den Zustand des Gymnasiums in Fulda an das kurhess. Ministerium des Innern wiederholt habe.

Nachdem der Verf. über die Vielheit der Lehrobjekte, über den Gesundheitszustand der Gymnasiasten, über die Verminderung der Lebensenergie ohne Lebensverkürzung, über das Prüfungswesen, über den Realismus und Humanismus, über die Nothwendigkeiten der Klausurarbeiten, über die Dauer der Ferien, über die Zeit des Eintritts in das Gymnasium, über die Ernährungsweise der Schüler, über das Tabakrauchen, über die Theilnahme an Bällen, über den Privatunterricht der Gymnasiasten,

Digitized by Google

über den Einfluſs der Leihbibliotheken, über das sittliche und wissenschaftliche Princip der Erziehung und über das Übermaaſs der häuslichen Arbeiten mehr mittelbar seine Ansichten ausgesprochen hat, erwägt er noch Einzelnes, das entweder nur obenhin oder gar nicht berührt wurde. Er tritt der Ansicht bei, daſs die jetzige Erziehungs- und Unterrichtsweise an den Gymnasien der Gesundheit der Schüler in mancherlei Hinsicht gefährlich werden könne, und bemerkt, daſs bei den allgemeinen Klagen über das Siechthum der studirenden Jugend die besonderen Gebrechen nicht alle gehörig hervorgehoben worden seyen. Daher bespricht er zuerst die Sorge für die Erhaltung gesunder Augen, weil nirgends davon die Rede sey, wie den stets häufiger werdenden Augenübeln abgeholfen werden solle, obgleich dieser Krankheitszustand bedenklich sich steigere. Er betrachtet dieses Übel nach der bekannten Schwach-, Matt- und Kurzsichtigkeit, und giebt besondere Mittel an, wodurch den jedesmaligen Übeln begegnet werden könne. Dann wendet er sich zu den gymnastischen Übungen, sucht diese aber nicht in dem gesetzmäſsigen Turnen auf vollständig eingerichteten Turnplätzen, sondern in den gewöhnlichen körperlichen Übungen auf dem Schulhofe während der zwischen die Lektionen fallenden Pausen; denn jede Lehrstunde soll nach seinen späteren Erörterungen nur $^3/_4$ Stunden dauern, so daſs am Vormittage $^3/_4$ und am Nachmittage in der Zwischenzeit $^1/_2$ Stunde zu körperlichen Übungen verwendet werden könne. Zu diesem Behufe theilt er den Umfang und die Zeit des Unterrichtes ein, will zwischen $9^3/_4$ bis $10^1/_4$ die erste, zwischen 11 und $11^1/_4$ die zweite, und Nachmittags zwischen $2^3/_4$ bis $3^1/_4$ die dritte Pause zu körperlichen Übungen verwendet wissen. Das Störende in der Ausführung scheint der Verf. bei seiner Lieblingsidee nicht einzusehen; nicht blos um die Zeit handelt es sich, sondern um die Zerstreuung selbst, welche erfolgt, bis sich die Schüler in den Schulzimmern und geistig wieder sammeln; dadurch wird noch $^1/_4$ Stunde verloren und der Zweck der Leibesübungen doch nicht erreicht. Der Zerstreuung werden Thore und Thüre geöffnet und jedes ernste Studiren vereitelt.

Für einen ganz übersehenen Vorwurf erklärt er den Mangel des Zusammenlebens der Schüler und Lehrer, und will dieses dadurch erwirken, daſs die Lehrer bei jenen Übungen gegenwärtig sind, das strenge Schulceremoniell einem vertraulichen Benehmen Platz mache, der ernste Lehrer mit den Schülern über den Ungeschickten herzlich lache u. dgl. Hierzu dürften öftere Spaziergänge mehr beitragen, als die theilweise eigensinnige und störende Eintheilung des Schultages des Vfs. So wenig Ref. in jenen Unterbrechungen dem Vf. beistimmt, ebenso wenig billigt er dessen Vertheilung der Lehrgegenstände in den verschiedenen Bildungsstufen, in deren untersten er z. B. 4 Stunden für Rechnen und 4 St. für Kalligraphie ansetzt, wofür dort drei und hier 2 St. völlig hinreichen. Ganz zerhackt und kenntniſslos ist der arithmetische und geometrische Unterricht angeordnet; in den drei

Digitized by Google

untersten Klassen sollen sich die zu irgend einem technischen Gewerbe Übergehenden mit 10 bis 12 Stunden wöchentlich Latein herumplagen u. s. w. Diese und manche andere Miſsgriffe des Verfs. können keinen Beifall finden; sie dehnen hier und da die Lehrstoffe noch weiter aus als bisher und begegnen der Überladung keineswegs, vielmehr vergröſsern sie dieselbe. In der Idee liegt wohl manches Gute, in der Praxis aber geht es wieder verloren.

Zu den unhaltbaren Ansichten gehört im Besonderen noch die Vertheidigung der sogenannten Abiturientenprüfungen in ihrer ganzen Strenge, welche andere Schulmänner mehrfach abgeändert wissen wollen. Um sie dreht sich ein Hauptpunkt des Streites, weswegen sie auch von allen Gegnern und Vertheidigern der Lorinser'schen Anklage vielseitig besprochen wurden. Da sie sowohl von Seiten des Staates als von Seiten der Schule zu betrachten sind, so haben sich die Ansichten des Vfs. um beide zu bewegen. Er stellt sie als wesentliches Bedürfniſs der Schule dar und widerspricht hierdurch unfehlbar seiner inneren besseren Überzeugung. Ref. hält sie wohl nothwendig für den Staat, aber nicht für die Schule, für welche sie weit mehr Nachtheile als Vortheile bringen. Die Erörterungen beider gehören nicht hierher. Was der Verf. beibringt, wird durch viel gewichtvollere Gegengründe widerlegt. Wissenschaften, Pädagogik, Schüler und Lehrer gewinnen durch eine zweckmäſsige Einrichtung dieser Prüfungen, und der Staat könnte durch andere Anordnungen eine weit bessere Controle erhalten, als durch die jetzige Form jener, wie Niemeyer, Froriep, Jahn und Andere nachgewiesen haben.

Die Schrift N. 10 hat sowohl wegen ihrer Form als auch wegen der praktischen Seite, mit welcher sie die Streitfrage behandelt, wesentliche Vorzüge und übertrifft in der Darstellung und Begründung verschiedener Gedanken die meisten anderen Schriften. In der Form eines Gespräches zwischen einem Rentbeamten, einem Universitäts-Professor, einnm Gymnasiallehrer und einem Geistlichen läſst sie jeden Stand seine Interessen vertheidigen, indem sie dasjenige beibringt, was jeder über die Streitfrage zu sagen für nöthig hält. Ref. hat die Erörterungen, welche in der Hauptsache nichts Neues darbieten, aber doch einen besonderen Reiz verschaffen und vor Allem den Laien ganz zugänglich sind, mit groſsem Vergnügen gelesen, tritt jedoch nicht allen geäusserten Ansichten unbedingt bei. Aus einem Vergleiche zwischen dem früheren und gegenwärtigen Zustande der Gymnarien folgert der Verf., daſs jetzt für das Wohl des Körpers weit mehr und zweckmäſsiger gesorgt sey als früher. Wahr ist diese Folgerung, aber sie hebt die Klage wegen Schwächung des Geistes und Körpers nicht auf. Weder die formelle noch materielle Ausdehnung der Unterrichtsweise bedrohete den Körper; die Schüler blieben meistens frisch und gesund, während sie jetzt häufig siech werden und frühzeitig kränkeln. Diese Thatsache wird nicht positiv widersprochen.

Digitized by Google

Die Erfahrung zeigt uns zwar, wie vieler Mittel die Jugend sich bedient, um das Studiren sich zu erleichtern, und wie sehr im jugendlichen Charakter die Unaufmerksamkeit herrschend ist; allein sie belehrt uns auch, daſs bei diesen Umständen die übermäſsigen Anstrengungen der geistigen Anlagen den Körper mehr in Anspruch nehmen, als seine kräftige Entwickelung es gestatten kann; und da jene nun wirklich von Schule und Staat gefordert werden, so ist die Beeinträchtigung des Gesundheitszustandes nicht zu läugnen. Richtig ist die Behauptung, daſs unsere Zeit die Jugend vielfach verzärtelt und daſs fast alle Pietät für die Schule verschwunden ist; daſs man überall hofmeistern und niederreiſsen, organisiren und reorganisiren, revidiren und superrevidiren will; daſs sich Verständige, Berufene und Unberufene u. s. w. in das Erziehungs- und Unterrichtswesen einmischen und oft oberflächlich aburtheilen; allein Ref. glaubt nicht, daſs Herr Lorinser mit seiner Anklage viele Andere repräsentirt, welche ohne zureichende Kenntniſs der Sache voreilig in pädagogische Dinge sich einmischen und vom Einzelnen auf das Ganze schliessen. Er hält diesen für den ruhigen und besonnenen Arzt, dem das Wohl und Wehe der Jugend und künftigen Generation am Herzen liegt, und der eben darum ohne besondere Absicht seine Überzeugung ausgesprochen hat.

Daſs einzelne Schüler von Gymnasien von jeher gestorben sind, weil sie den Keim der Krankheit mitbrachten, und daſs überhaupt schwächliche Kinder nicht zum Studiren bestimmt werden sollten (und doch hat Ref. schon oft Eltern sagen hören: »zu einem Gewerbe ist uns der Junge zu schwächlich u. dgl.«), ist nicht zu läugnen; aber dieses widerlegt die Anklage Lorinsers keineswegs, weil der physisch Geschwächte nicht auch gleich vom Tode hingerafft wird, sondern sich später oft in kurzer Zeit wieder erholt, welches bei solidem Leben an den Universitäten stets der Fall ist, worüber Ref. sehr viele Beispiele aufweisen kann. Ebenso wenig entkräftigt jene die Angabe, daſs 16- bis 20jährige Jünglinge von Städten gegen die Landjugend meistens blaſs und hohläugig aussehen, aber nach beendigter Wachsthumszeit kräftige Männer werden, und daſs das Vorkommen einzelner Kränklichkeiten weniger von Studien, als vielmehr von Ausschweifungen oder körperlichen Verhältnissen abhängt; denn es ist hiermit nicht bewiesen, daſs geistige Anstrengungen, wenn sie die physische Kraft übersteigen, den Körper schwächen, wie H. Lorinser auf psychologische und medicinische Weise dargethan hat. Hier wären die von diesem berührten Gefahren für den Organismus des Körpers zu widerlegen gewesen, allein keiner der am Gespräche Theilnehmenden ist ein Arzt, mithin bleiben die Darstellungen in vielen Punkten einseitig.

Unerwiesen, sagt das Gespräch, ist die Behauptung, daſs die Gymnasialschüler beim Eintritt in das Staatsleben oft sehr ungeschickt sind. Hierüber stimmt Ref. mehr für H. Lorinser, weil er schon oft beobachtet hat, wie sehr es jenen an der klaren

Digitized by Google

Einsicht in Lebensverhältnisse fehlt, und wieviel Schuld die Gymnasien besonders früher daran hatten. Recht gründlich wird dargethan, inwiefern für den Erfolg der Erziehung und des Unterrichts die wahre Tüchtigkeit der Lehrer die Hauptsache ist und jener weder durch viele Verordnungen noch durch Reglements erstrebt werden kann. Zu wünschen wäre, jeder Lehrer besäſse jene Tüchtigkeit; leider aber ist sie seltener als man glaubt; im Dünkel und in der Aufgeblasenheit, in lächerlich pathetischem Gebehrden und stolzem Absprechen besteht sie nicht, wie so manche eitle junge Lehrer meinen. Bei den jetzigen Forderungen an Schüler der Gymnasien lassen sich die Lehrstunden für die Lehrzweige nicht vermindern; der tüchtige Lehrer muſs allein helfen und durch seine Methode mit wenigeren Stunden dasselbe Resultat erzielen, wie mit mehr Stunden. Aber hier fragt es sich, wie dieses zu machen sey; mit bloſsen Worten ist nicht geholfen; es sollte die Art und Weise erörtert seyn, wie diese Vortheile durch den Lehrer errungen werden können, damit sich dieser darnach fügen könne. Die Schrift schweigt hierüber und läſst eben darum eine groſse Lücke, welche nicht zu ihren Vorzügen gehört.

Die gröſsere Ökonomie im Lehrstoffe hängt zwar wieder meistens vom Lehrer ab; allein es werden doch manche Realien bezeichnet, welche man nur beiläufig lehren solle, und Gegenstände genannt, z. B. philosophische Propädeutik, Geschichte der deutschen Literatur, die hebräische Sprache, welche man vom Lektionsplane ganz entfernen müsse. Insofern hierbei Logik gemeint ist, stimmt Ref. nicht bei, wie er schon früher erwähnt hat; wohl aber bestätigt er Alles, was zum Behufe der Begründung der Wahrheit gesagt wird, daſs das Studium der alten Sprachen durch nichts Anderes, am wenigsten durch die neueren Sprachen, ersetzt werden könne; was für die Entkräftigung der realistischen Frage: »Wozu braucht mein Sohn das Lateinisch und Grieschisch?« mittelst lächerlicher Anwendungen beigebracht und wodurch nachgewiesen wird, wie die meisten Gewerbsleute mit ihren chemischen und anderen Kenntnissen eitle Gecken und elende Stümper, wahre Charlatans und charakterlose Menschen werden, die im bürgerlichen Leben mehr verkehren als sie gut machen. Am rechten Orte ist hier die Bemerkung wegen der so oft gewünschten frühzeitigen Trennung des Unterrichts für bestimmte praktische Zwecke; doch kann sich Ref. nicht entschieden für die groſse Ausdehnung der lateinischen Sprache für die Knaben von 9 bis 12 oder 14 Jahren erklären. Für diese sollten allgemeine Vorbereitungsschulen bestehen, um nach Vollendung derselben mehr auszuscheiden. Durch das Zerreiſsen der Bildungsanstalten wird das gesellschaftliche Band im öffentlichen Leben stets lockerer und der Kastengeist sehr befördert u. s. w. Die Anstalten für eine höhere Ausbildung sollten daher bis zu einem gewissen Punkte vereinigt bleiben, und erst dann sich trennen, wenn der Charakter des Jünglings sich bestimmter ausgeprägt hat.

Digitized by Google

Allein hier ist der Knoten, dessen Lösung nach vielen Versuchen noch nicht gelungen ist. Auch in dieser Schrift ist er nicht gelöst, obwohl mancherlei Materialien zusammengetragen sind, welche zu jener verhelfen können. Der bisher bezeichnete Ideengang der Schrift deutet darauf hin, läſst aber in der Begründung mancher Gesichtspunkte noch Vieles zu wünschen übrig. Viel Vortreffliches theilt sie mit, viel Haltbares ist der besonderen Berücksichtigung werth und manche Idee veranlaſst zu weiterem Nachdenken. Manche Ansichten sind jedoch nicht begründet, gehen der Hauptsache nicht auf den Grund, widerlegen die Streitfrage nicht und bewegen sich in den gewöhnlichen Verhältnissen, von denen man sich ungern losreiſsen kann.

Die Schrift N. 11 hat eine doppelte Richtung, indem sie Einmal die Lorinser'sche Anklage widerlegen; das Andremal verschiedene Ansichten, welche die Herren Bach und Jahn in den Jahrbüchern der Philologie von Seebode, 16. Bd. S. 448 ff. ausgesprochen haben, bekämpfen und diese beiden eines Bessern belehren soll. Ob dem Vf. jenes und dieses gelungen ist, wird Ref. aus einigen Darstellungen desselben darthun. Die Gründe, welche die Lorinsersche Anklage beseitigen sollen, sind schon vielfach wiederholt worden, enthalten daher nichts Neues; die meisten sind unhaltbar, wenig auf Erfahrung und Beobachtung gegründet und gehen nicht direkt gegen jene Anklage; denn der Vf. beweist nur, daſs die Schule nicht alle Schuld tragen könne, sondern der Einfluſs des elterlichen Hauses auf die Gesundheit vorzüglich zu berücksichtigen sey. Allerdings wirkt dieses oft sehr nachtheilig auf Körper und Geist und sendet nicht selten an beiden kranke Knaben und Jünglinge zur Schule; aber diese ist darum von der Schuld nicht frei, wie der Verf. selbst zugesteht, nur dürfte sie nicht in so hohem Grade zu belasten seyn, wie H. Lorinser meint.

Der Vielheit begegnet der Vf. dadurch, daſs für den Unterricht wöchentlich nur 32 Lehrstunden, also doch täglich 5 und zweimal 6 Stunden verwendet würden. Bei dieser Anzahl von Stunden konnte er freilich alle bisherigen Lehrobjekte beibehalten; allein sowohl das Vielerlei als auch die zu groſse Ausdehnung jener werden von H. Lorinser als nachtheilig wirkend bezeichnet, wogegen der Verf. wenig einzuwenden weiſs; vielmehr vertheidigt er die von Manchen angefochtene Mathematik, Naturgeschichte, Physik und Chemie, die philosophische Propädeutik, das Hebräische und selbst das Französische, aber mit solchen Waffen, die sogleich zu erkennen geben, daſs sie nicht zu fürchten sind, die der Verf. nicht zu führen versteht und von deren innerer Einrichtung er keine klare Kenntniſs hat. Über die zu groſse Ausdehnung sagt er nur Weniges, weil er es wohl nicht mit seiner Ansicht vereinigen konnte, gegen dieselbe mit wichtigeren Gründen aufzutreten. Weder das Französische noch Hebräische würde Ref. als bindend betrachten, weil beide nicht zu den allgemeinen Bildungsmitteln gehören Über sie und die anderen Lehrzweige hat er sich schon weitläufiger ausgesprochen.

Digitized by Google

Die von Mehreren getadelten Abiturienten-Prüfungen nimmt er in Schutz, führt aber dafür so unbedeutende Gründe an, welche wenig oder gar nichts beweisen. Daſs sie sowohl von Seiten des Staates als der Schule besprochen werden sollten, hat Ref. berührt; diesem Unterschiede schenkt der Vf. jedoch keine Aufmerksamkeit. In diesem Falle muſste er die Materie ganz anders behandeln. Ausführlicher bespricht er die gymnastischen Übungen und ihre Einrichtung; jedoch zeigt er weder die Schwierigkeit ihrer Einführung, noch die Nachtheile, welche aus ihnen sich ergeben können. Daher hat auch dieser Theil der Schrift keinen besonderen Werth und die Zahl der gegen die Lorinsersche Anklage gerichteten Schriften ohne besonderen Gewinn vermehrt. Ihre Schreibart empfiehlt sie gleichfalls nicht sehr, da sie oft gesucht, geschraubt und manchmal nachlässig gehandhabt ist.

Die Schrift N. 12 interessirte den Ref. darum, weil sie mit der Lorinser'schen in mehrfacher Beziehung auf gleiche Richtung hinausgeht und von der medicinischen Seite die Wirkungen der geistigen Aufregung und Überladung für den Gesundheitszustand der Jugend bespricht. Gerade dieser Umstand ist für den von Lorinser angeregten Streit von besonderer Bedeutung, welche den Übersetzer bewogen haben mag, die Übertragung des Originals dem H. Lorinser zu widmen. Die Schrift hat eine doppelte Seite: die eine berührt den Pädagogen, die andere den Arzt; jene ist die kürzere und am wenigsten wissenschaftlich begründete, diese aber dürfte für jeden Arzt von besonderem Interesse seyn. Von Beobachtungen und Erfahrungen geht der Verf. aus, und sucht durch ihre Thatsachen die Wahrheiten zu bekräftigen, inwiefern ein zu frühes Befördern der geistigen Ausbildung für den Körper eine wahre Folter ist, und Blödsinn, Wahnwitz oder Siechthum des Körpers hervorbringt. Wenn man den Darstellungen genau folgt, so erkennt man bald, daſs sie vorzugsweise gegen die Sucht gehen, sogenannte frühe Genie's zu erziehen. Ref. könnte aus Erfahrung mehrere Beispiele aufzählen, in welchen sich jene frühzeitige und übereilte Entwickelung an Kindern und Eltern schmerzlich rächte, indem entweder diese ihre Kinder frühzeitig dahinsterben sahen, oder jene nach einiger Zeit ganz stumpf gegen jede geistige Entwickelung wurden. Wegen der zu frühen und übereilten Ausbildung des Geistes der Jugend ist daher diese Abhandlung allen denen zu empfehlen, welche mit diesem Geschäfte sich zu befassen haben. Diese Ansichten stimmen mit denen Frorieps in seiner über die Lorinser'sche Anklage herausgegebenen Schrift ziemlich überein, indem derselbe in dem ersten seiner 8 Vorschläge fordert, es sey zu verhindern, daſs die jungen Leute nicht zu früh in die Schule eintreten, oder in Klassen vorrücken, welche ihrem Alter noch nicht angemessen sind u. s. w.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Pädagogik.

(Beschluſs.)

Interessant ist die Tabelle von ausgezeichneten Gelehrten alter und neuer Zeit, welche ein hohes Lebensalter erreicht haben, weil sie einen Beleg liefern soll, daſs groſse geistige Thätigkeit an sich auf die Gesundheit und Lebensdauer nicht nachtheilig wirkt. Es wäre übrigens für die Streitfrage von Wichtigkeit, zu erfahren, ob diese Gelehrten schon in ihrer frühen Jugend dieselben Anstrengungen ertrugen, als die Jünglinge an den preuſsischen Gymnasien. Ref. ist überzeugt, daſs mehr als ³/₄ der genannten Gelehrten vor der gehörigen Reife der Jahre sich nicht über ihre Kräfte angestrengt, aber nachher um so mehr Thätigkeit gezeigt haben. Ihm stehen viele Beispiele zu Gebote. Die Schrift liest man mit sehr viel Interesse und theilweiser Belehrung.

Der Aufsatz N. 13 spricht sich im Eingange dahin aus, daſs es heutzutage um das Erziehungs- und Schulwesen in Deutschland eine eigene Sache sey, die Meinungen und Ansichten sich schroff gegenüberstehen und es kaum möglich sey, die goldne Mittelstraſse zu halten, oder die stürmischen Gemüther von der Zweckmäſsigkeit ruhiger und überlegter Maaſsregeln zu überzeugen; auf der einen Seite die Philologen mit allem Eifer für das humanistische Element kämpften, auf der andern die Realisten es für unverantwortlich hielten, im 19. Jahrh. den auf den Gymnasien empfangenen Unterricht als die einzig zulässige Vorbereitung zu den Universitätsstudien zu betrachten; die Philologen die Bevorzugung der mathematischen und physikalischen Wissenschaften für einen Verrath an der wahren Jugendbildung erklärten, die Realisten dagegen fragten, wie der Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache eine Vorbildung für Mathematik, Naturwissenschaften u. s. w. bei den so ganz veränderten Zeitverhältnissen seyn könnte; daſs auf einer dritten Seite die theologischen Eiferer ständen, welche es beklagten, daſs das Christenthum durch das Heidenthum verschlechtert sey, daſs man zur Verbesserung in den Schulen Kirchenväter statt der alten Klassiker lesen sollte, und daſs endlich die sogenannten Utilitarier und Anhänger von Benthams Theorie es am schlimmsten machten, indem sie alle gründliche Wissenschaftlichkeit verwürfen, nur das belobten, was unmittelbaren Nutzen und schnellen Gewinn brächte und von denen hinsichtlich des Unterrichtes und der Beziehung das Horazische Wort gelte: Romani pueri longis rationibus assem Discunt in partes centum diducere.

Der Verf. bezeichnet die verschiedenen Parteien kurz und gut, welche sich recht charakteristisch bei dem bekannten Thiersch-

Digitized by Google

schen Schulplane zu erkennen gaben; er hält es übrigens mit der humanistischen Partei, indem er bemerkt, es sey nicht genug, daſs die geistige Bildung in unsern gelehrten Schulen von Vielen angefeindet oder doch für das Fortschreiten einer so regsamen Zeit als unzweckmäſsig bezeichnet werde, sondern man verdächtige auch die körperliche Erziehung in ihnen, worauf er zu den Anklagen Lorinsers übergeht, und die in der Überschrift genannten vier Schriften im Auge hält. Vier Hauptpunkte machen nach dem kurzen Berühren jener Ansichten die Darstellungen des Vfs. aus. Nach dem ersten dürfen die klassischen Studien den Gymnasien nicht entzogenn werden, so sehr auch die groſse Mehrzahl gebildeter Geschäfts- und Gewerbsleute gegen sie eingenommen sind, weil sie die Grundlage der tüchtigsten Geistesbildung bleiben; wobei jedoch die Gymnasien nicht vergessen dürfen, daſs nicht jeder Schüler Philologie studiren soll. Nach dem zweiten darf sich kein Gymnasium einer vernünftigen Beschränkung des Unterrichts weigern und kein Lehrer dahin streben, seine Schüler mit allen denjenigen Kenntnissen zu überfüllen, durch welche seit 30 Jahren das Gebiet der einzelnen Wissenschaften so sehr erweitert ist, daſs fast jede ein Menschenalter erfordert, wenn sie gründlich erlernt werden soll. Jene Beschränkung dürfte in schriftlichen Arbeiten, in der Mathematik und Philosophie und in der Herabstimmung der Forderungen an die Abiturienten bestehen. Mit Recht wird das Erweitern des mathematischen Lehrkurses bis zur Differenzialrechnung für bedenklich [vom Ref. für übertrieben, gefahrvoll und nutzlos] erklärt. Nach dem dritten wird näher beleuchtet, inwiefern die Bemerkung gegründet sey, daſs die gesteigerten Anforderungen bei den Prüfungen für die Tiefe und Gründlichkeit wissenschaftlicher Bildung nicht gleich ersprieſslich gewesen sey. Nach dem vierten erfährt man, daſs die von Lorinser gefürchtete Abnahme der Gesundheit bei den Schülern schon seit längerer Zeit ein Gegenstand der Aufmerksamkeit weiser Behörden gewesen sey.

Am Schlusse bemerkt der Verf. noch, daſs den deutschen Gymnasien, vorzugsweise in den protestantischen Ländern, der gröſste Dienst erwiesen würde, wenn die Mittel- und jetzt sogenannten höheren Bürgerschulen alle diejenigen Schüler in sich aufnähmen, welche nicht zum Studium der eigentlichen Fakultätswissenschaften bestimmt sind. Wie sehr man sich die Errichtung solcher Anstalten, welche die Kenntniſs des klassischen Alterthums keineswegs ganz ausschlieſsen, sondern nur auf das Bedürfniſs ihrer Bildungsstufe beschränken sollten, in mehreren Staaten Deutschlands angelegen seyn läſst, hat vor allen Baiern durch die That bewiesen, indem es in seinen Gewerb- und polytechnischen Schulen für den künftigen Ökonomen, Fabrikunternehmer, Kaufmann, Baumeister u. s. w. gesorgt hat. Lassen diese Anstalten auch noch ausserordentlich viel zu wünschen übrig, so sind sie doch einmal in das Leben gerufen und werden vorsichtig behandelt mehr und mehr vorwärts schreiten.

Digitized by Google

Aus allen dieſen Schriften entnimmt Ref. die volle Überzeugung, daſs die neueste Zeit ihren Charakter der fast stürmischen Uebereilung an diesem von Lorinser angeregten Streite ebenso sehr zu erkennen gegeben hat, als vor 8 Jahren an der Schrift von Thiersch über gelehrte Schulen, und daſs man in der Hitze des Streitens oft alle Ruhe und Gesetzlichkeit, alles Maaſs und Ziel gerne aus dem Auge verloren hat. Einige allgemeine Bemerkungen wird er später beifügen, da ihm unfehlbar noch andere Schriften über die Streitfrage zur Hand kommen.

Reuter.

ALTERTHUMSKUNDE.

1) *Römische Alterthümer in der Umgegend von Rottweil am Neckar. Erste Abtheilung. — Zweiter Bericht des Rottweiler archäologischen Vereins. Mit 1 Steintafel. Stuttgart, gedruckt bei Carl Hoffmann.* 1835. 24 *S. in gr.* 8.

2) *Die Grabhügel, Ustrinen und Opferplätze der Heiden im Orlagau und in den schaurigen (schauerigen) Thälern des Sorbitzbaches, beschrieben von Dr. Wilhelm Adler. Mit* 40 *Abbildungen. Saalfeld* 1837. *Im Verlag bei Constantin Niese. XII u.* 76 *S. in* 8.

3) *Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer. Von Dr. Mathias Kalina von Jäthenstein, beeideten Landes-Advocaten, Budweiser bischöfl. Consistorialrathe, Secretär der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften u. des Privat-Humanitätsvereins etc. Mit* 35 *Steindrucktafeln. Aus den Abhandl. der k. böhm. Gesellschaft d. Wissenschaften. Prag* 1836. *Druck u. Papier von Gottlieb Haase Söhne. XVI und* 252 *Seiten gr.* 8.

Wir stellen hier zusammen drei ihrem Inhalte nach sehr verschiedene, aber nichtsdestoweniger gleich interessante Schriften.

Nr. 1 ist die Fortsetzung der »Alterthümer in der Umgegend von Rottweil am Neckar«, deren wir bereits in diesen Jahrbüchern (1834, Nr. 33. S. 516 ff.) gedacht haben. Rottweil, — wohl unstreitig das alte Aris flavis der Peutinger-schen Tafel, gleichwie Rottenburg das Samulocenis oder vielmehr Sumalocennis ist, wie sich durch die neuesten Untersuchungen, besonders des Herrn A. Pauly, Professors der alten Literatur am königl. Ober-Gymnasium in Stuttgart (über den Straſsenzug der Peutinger'schen Tafel etc. S. 30), und des Herrn Topographen Paulus (Würtemberg. Jahrbücher 1835, Heft 2, S. 383) herausgestellt hat, — Rottweil hat nämlich nicht blos reiche germanische, sondern noch reichere römische Alterthümer in seiner Nähe, ja die letzteren zu seiner Unterlage. Es ist in dieser Hinsicht einer der ersten Punkte in den alten Decumaten-Ländern. Und wie der erste Jahresbericht des sehr verdienstvollen Rottweiler archäologischen Vereins von jenen deutschen, so gibt

der vorliegende zweite von diesen **römischen** höchst wichtige Kunde.

Wie die Römer überhaupt sich gern an Thalaus- und Fluſseinmündungen befestigten und anbaueten, so hatten sie auch hier an der Einmündung der Prim in den Neckar sehr bedeutende und glänzende Niederlassungen. Nicht nur auf dem rechten Ufer des Neckars, auf welchem ein Theil der Altstadt von Rottweil gebaut ist, finden sich besonders die Fundamente und Trümmer römischer Gebäude und verbreiten sich dieselben über die Höhe, auf welcher der Centralpunkt derselben, der verschiedenen Privaten gehörende Hof **Hochmauern**, liegt, von dem aus nach allen Weltgegenden alte Straſsen ziehen; sondern auch auf dem höhern linken Neckarufer, Hochmauern gegenüber und zugekehrt, sind noch, auf einer sehr schönen Ebene, die ein Viereck mit abgerundeten Ecken bildenden Reste des Erdwalles und Grabens eines sehr regelmäſsigen römischen Lagers zu schauen, das 1450 Fuſs Länge und etwa 1000 Fuſs Breite hatte, also eine Fläche von ungefähr 38 Morgen einnahm. Auch erkennt man noch in dem Walle die Einschnitte der porta praetoria, der porta decumana und der porta principalis sinistra. Es war diese Niederlassung in strategischer Beziehung von der höchsten Wichtigkeit, als nämlich ein Schlüssel zu der Alp (Heuberg) und zu dem Schwarzwalde und als ein Vorwerk für die obere Donaustraſse, welche hier einen Haupthaltpunkt gehabt haben durfte, und die von da ausstrahlenden Straſsen standen offenbar mit dem ganzen römischen Straſsensysteme in genauer Verbindung.

Die schönsten Gebäude scheinen bei Hochmauern gestanden zu haben. Eine genauere Beschreibung der merkwürdigen römischen Fortificationen dieser Gegend, sowie der durch Nachgraben bis jetzt aufgedeckten Gebäude mit den vielen darin aufgefundenen Geräthschaften, Münzen etc., wird jedoch noch nicht gegeben, sondern für den nächsten Rechenschaftsbericht vorbehalten, da eine detaillirte Karte, welche zur Verständigung der Beschreibung nothwendig gehört, bisher noch nicht ausgefertigt werden konnte. Es wird blos vorläufig eine Beschreibung des Merkwürdigsten und Kostbarsten, das man bisher aufgedeckt hat, **eines römischen Mosaik-Bodens**, als Anhang der kleinen Schrift beigefügt, und hinsichtlich desselben müssen wir auf die letztere selbst verweisen. Nur das Hauptbild in der Mitte des Bodens können wir hier nicht ganz übergehen: es stellt einen jugendlichen **Orpheus** in etwa ⁵/₆ seiner natürlichen Gröſse dar. Sein Haupt ist mit einer phrygischen Mütze bedeckt. Sein faltenreiches Gewand wallt um seine Glieder. Die fünfsaitige Lyra stützt sich links auf seinen Schooſs; sein begeistertes Auge richtet sich aufwärts, während seine Linke in die Saiten greift und die Rechte zugleich das Plektrum hält. Bäume bilden mit ihrem Laubwerke den Hintergrund. Auf diesen stehen zwei Vögel zu beiden Seiten des Hauptes des Tönemeisters, und unten neben seinem Fuſse lauschen gleichfalls zwei Thiere, von der Musik ergriffen, ein

Digitized by Google

langbeiniger Storch und ein sitzender Hund (oder Fuchs?) mit offenem Maule. Das schöne Bild prangt in lebhaften, besonders gelben und rothen, Farben, und ist gröſstentheils durch die Steinarten der Umgegend und durch Glasfluſs auf wahrhaft kunstvolle Weise ausgeführt. Die Zeichnung ist sehr correct. Ein gleiches Bild haben die Decumatenländer bis jetzt noch nicht aufgezeigt; nur Spanien, Frankreich und Italien selbst liefern Gegenstücke zu diesem Mosaik-Boden; und man hat ihn mit Recht so werth gehalten, daſs, da man ihn nicht aus dem Boden nehmen kann, selbst aus der königl. würtembergischen Staatskasse 400 Gulden zu einem Überbau über denselben bewilligt worden sind. — Und wie vieles ist bei Rottweil nicht noch zu hoffen! Möchten nur die Ausgrabungen, die so lobenswerthen, mit dem unverdrossensten Eifer fortgesetzt werden! Wir sehen abermals mit Verlangen einem neuen Berichte entgegen.

Nr. 2 führt uns fern von den luxuriösen Ansiedelungen der Römer an dem Neckar in den alten Orla-Gau zu den noch unvollkommnern Werken in der Cultur wenig vorgeschrittener Menschen. Herr Dr. Adler nämlich hat auf vielfachen kleinen Reisen jenen deutschen Gau von den Ufern der Saale bis zu den blumenreichen Geländen der weiſsen Elster oft durchstreift. Ihn haben die unzähligen Überreste der Frühvölker, die einst da weilten, tief angesprochen; und was er beobachtete, zeichnete er auch auf. Er beschreibt uns jedoch in dem vorliegenden inhaltreichen Werkchen blos die Gräber, Opferplätze und unmittelbar darauf Bezug habenden Örter. Die Sagen hingegen, Münzen, alte Kirchen, Schlösser, Wüstungen, Heidenringe und Aufschriften ist er Willens später in einigen besondern Bändchen zu schildern. Und wenn er von dem bereits vorliegenden Bändchen sagt, daſs es »hoffentlich deutlich, faſslich und jedem leicht« sey, so können wir mit Vergnügen beistimmen und noch hinzusetzen, daſs es auch wohlgeordnet, mit vieler Kenntniſs der Sache und bündig geschrieben sey. O wenn wir nur so von jedem Gaue unsers deutschen Vaterlandes gleiche Nachrichten erhielten, so würde bald die noch so düstern Vorhallen unsrer deutschen Vergangenheit ein helleres Licht durchleuchten.

Herr Adler theilt aber seine Schrift in zwei dem Umfange nach höchst ungleiche Hauptabtheilungen, in Begräbniſsplätze der Heiden und in Thiergräber; und er fügt der letzten Hauptabtheilung, sie gleichsam zu verstärken, noch eine Untersuchung, von welchen Völkern wohl und besondern Stämmen diese Gräber herzuleiten seyn möchten, Verzeichnisse von merkwürdigen Orten, Hügeln und Gerichtsplätzen und Schluſsbemerkungen bei.

I. Die Begräbniſsplätze der Heiden sondert er weiter nach ihren äussern (warum nicht vielmehr innern?) charakteristischen Kennzeichen in

A. Plattengräber oder Gräber ohne Rasenhügel (und zwar

Digitized by Google

auf freiem Felde, wo jedoch gar leicht die ursprüngliche Hügelbedeckung durch den Anbau des Bodens kann ganz abgeflächt worden seyn), in denen unter colossalen Steinplatten in der Richtung von Norden nach Süden unverbrannte Todte auf dem Rücken ruhen. Es ist dies die Lage der Skelette vieler süddeutschen Todtenhügel, und jene Todten haben auch, wie diese Skelette, die Beigefäſse, den Halsring, die Armringe, den gefaſsten Thierzahn als Amulet, die Fibuln, das zweischneidige eiserne Schwert zur Rechten (jedoch häufig zusammengebogen) etc. etc. Man vergleiche besonders die Abbildungen Tab. I, 1, 6 und 7 mit den Sinsheimer Abbildungen Tab. I, 23, II, 24 und IV, 5 und 6. Es erscheint jedoch auch hier der Streitmeiſsel oder Schildbrecher, den wir noch nicht gefunden haben.

B. Tumeliden, ganz einfache kleine längliche, aus guter schwarzer Erde bestehende und 6—8′ Umfang und 2—3′ Höhe habende Rasenhügelchen, unter denen tief in dem wild gewachsenen Boden Familiengräber (mit 3—6 Skeletten in einem) auch von Norden nach Süden angelegt sind. Und zwar wichen diese Gräber sehr von einander ab: sie waren entweder ohne alle Steinbedeckung, oder mit einer einfachen Kalksteinplatte auf dem Skelette, mit pyramidenförmig aufgestellten blauen Steinplatten auf den Todten, mit auch halbmondförmigen oder zirkelrunden Steinkreisen, oder unächte uud ächte Steinhäuser mit und ohne groſse blaue Platten. Die Skelette erscheinen theils ausgestreckt auf dem Leibe liegend (oft andere Skelette, die auf dem Rücken liegen, zu den Füſsen, wohl als ihre Diener oder Sklaven), theils in kauernder Lage mit den beiden Armen im Schooſse oder in sitzender Stellung, theils auf dem Rücken ausgestreckt und zwar bald beide Arme an den Seiten herab und unten an den Schenkeln angeschlossen, bald mit der rechten Hand, bald mit beiden Armen an der Brust oder Stirn. Die Waffen in diesen Gräbern waren von Eisen und nicht sehr zahlreich: Schwerter, sehr schmale Frameen, ein Dolch und eine Streitaxt. Von Beigaben fanden sich: Beigefäſse von Thon (eines mit neun Öffnungen), eine Schafschere, Knöchelchen von Vögeln und ein vogelartiges Gebilde von Eisen, Pferdezähne etc., besonders auch Schneckenhäuser, und zwar theils neben den Fuſsknöcheln und Armen, theils selbst (je drei und drei zusammen) unter den Kinnladen der Todten. Die Schmucksachen sind die gewöhnlichen: Hals-, Arm- und Fuſsringe, Fibuln, zumal auch ganz kleine (unten bei den Füſsen, offenbar von langen Gewändern), steinerne Ringe auf der Brust der Frauen, blaue und grüne Glasperlen und Bernsteinringe etc. Der meiste und schönste Schmuck zeigte sich in den ächten und unächten Steinhäusern, in denen (als wohl den Todtenwohnungen der Vornehmen) auch ganz rothe Grabgefäſse hervortraten. — Diesen Tumeliden ist beigefügt die Beschreibung des Opferherdes »bei den Druden oder Drachenbaume.«

C. Tumellen ohne Ustrin, ausgezeichnet groſse und hohe entweder doppelt zusammenhängende oder ganz einfach und iso-

Digitized by Google

lirt stehende Rasenhügel, meistens auf Hochpunkten mit weiter Aussicht, jederzeit auf der Fläche des wilden gewachsenen Bodens, von 20—45, ja 85 Fuſs Umfang und 10—17, ja 19 Fuſs Höhe. Sie bilden fast immer Kreisabschnitte und ziehen auch von Norden nach Süden hin. Oft sind einzelne graue Steine an der Spitze oder an den Seiten sichtbar, bisweilen findet man auch die Ueberreste eines äussern Steinkreises. Und dazu haben sie innerhalb des Hügels entweder nahe an der Spitze oder auf der Basis des wilden gewachsenen Bodens einen Steinkranz. Auch sie sind Familienbegräbnisse mit Skeletten, bei denen sich ungefähr dieselben Gegenstände, wie bei den Skeletten der Tumeliden befinden. Dazu kamen hier noch an Tag: bei dem einen Skelette eine schöne Schale von blaſsgelbem Glase, metallene Reife und Henkel eines angeblichen Methgefäſses, ein sonderbar geformter Sporn mit einem Stachel und ein Donationsgefäſs mit zwei goldenen unter Augustus geprägten römischen Münzen. Angeschlossen ist diesen Tumellen der Opferplatz auf dem Glintsch bei Obernitz und Fischdorf.

D. Tumellen mit einer innerhalb derselben und zwar auf der Basis des wild gewachsenen Rasens befindlichen Leichenbrandstätte. In diesen waren die Donationsgefäſse nicht in dem Hügel selbst, sondern in einer gewissen Entfernung von jener an einem Rande, Wege oder Fuſse eines Berges beigesetzt. Und ganz in der Nähe dieser Hügel finden sich auch Urnengräber unter Malsteinen, und zwar sind in den kleinen Gebeingefäſsen (in mit einer Schieferplatte bedeckten gehenkelten Krügen) blos Knochen von Kindern, in den gröſsern Gefäſsen dagegen nur Knochen von Erwachsenen. Allein 8 Fuſs von diesen Urnengräbern lagen auch zwei Skelette. Angereihet ist diesen Tumellen der Opferplatz auf dem Erisberge bei Opitz.

E. Urnen-Tumellen innerhalb eines Steinkranzes, kleine längliche, auf den Spitzen von Feldrändern, in der Richtung von Norden nach Süden, befindliche Hügel von 6 bis 10 Fuſs Umfang und 5 bis 6 Fuſs Höhe, unter welchen ungefähr 1 bis 2 Ellen tief in dem wild gewachsenen Boden Knochenurnen innerhalb eines aus länglichen viereckigen Sandsteinen bestehenden Steinhauses aufgestellt sind. Über den Urnen liegen groſse Sandfelsen und dann kommt gute schwarze Erde. Ausserhalb dieses Urnensteinhauses befindet sich jederzeit ein Steinkranz von Sandsteinen, und diesen umgeben Skelettgräber rings herum, so daſs hier Urnenhäuser und Skelettgräber zugleich eine gemeinsame Grabstätte bilden. Man fand jedoch auch in dem Innern des einen Urnensteinhauses neben den zwei Urnen mit Röhrenknochen die zwei Skelette zweier Kinder, das eine mit einer Art erzenem Idole und das andere mit zweien Armringen. In der einen Aschenurne waren drei Wirle, einer von Metall und zwei von Thon. Die Skelette ausser dem Steinkreise hatten an der rechten Seite kurze gerade Messer. Und es sind diese Urnen-Tumellen um so merkwürdiger, als in denselben die Todtenbei-

Digitized by Google

setzung neben dem Leichenbrande Statt hat und als wir hier den umgekehrten Fall der Erscheinung haben, deren Herr Dr. F. A. Mayer gedenkt. Er hat nämlich in einem altdeutschen Familienhügel in dem Fürstenthume Eichstädt (s. dessen Abhandlung über denselben S. 42) neben den Skeletten eines Mannes und eines Weibes unmittelbar auf einer Brandstätte selbst die Knochenreste eines verbrannten Kindes entdeckt. — Nicht weit von den Uren-Tumellen stehen sogenannte Kummeln (Kumuln, cumuli?) oder Hügel blos mit Verbrennungsstätten oder Ustrinen auf ihrer Basis, in deren Nähe nicht selten auf dem Felde Donnerkeile gefunden werden.

II. Die Thiergräber ohne Hügelbedeckung, zu welchen wir nun übergehen, an der linken Seite des nahe bei dem Dorfe Wernburg liegenden Altenburg-Berges, wären, wenn es in der That solche seyn sollten, als noch nicht anderwärts in Deutschland aufgefunden, eine überaus merkwürdige Erscheinung. 6 bis 8, ja an manchen Stellen 10 Fuſs unter der Oberfläche in reinem Sande hat man nämlich angetroffen: regelmäſsig angelegte länglich runde Steinhäuser, theils blos mit Gerippen und Geweihen von Hirschen, theils blos mit unordentlich zusammengehäuften starken Schenkelknochen, Rippen und Zähnen von Pferden und Ochsen, die jederzeit in einer Schicht Asche und Kohlen lagen, während die ganzen Gräber mit Erde ausgefüllt waren. Aschförmige, oder unten spitzige und oben ganz weite, Grabgefäſse standen stets ausserhalb jener Steinhäuser und nur selten innerhalb derselben. Allein, können bei diesen Thiergebeinen ursprünglich nicht auch menschliche Skelette eben in den Kohlen und der Asche ohne allen Schmuck und ohne alle Waffen von Erz gelegen haben und längst ganz zur Erde geworden, also spurlos verschwunden seyn, während die weit festern Thierknochen sich erhielten? Also haben wir selbst ja auch Gräber geöffnet, in denen sich keine Spur von menschlichen Körpern mehr fand und nur noch das unwidersprechliche Dagewesenseyn derselben die Ornamente bezeugten, die, vom Halse bis zu den Füſsen, noch an allen den Orten lagen, wo sie der Todte in dem Grabe getragen hatte. — Auch bei den Thiergräbern fand sich, 40 Schritte von denselben, eine Brandstätte.

Wenden wir uns endlich zu der Untersuchung des Herrn Adler, von welhen Völkerstämmen wohl diese Gräber alle herzuleiten seyen; so möchte gegen diese Untersuchung, so geistvoll und scharfsinnig sie ist, doch gar Vieles einzuwenden seyn, was jedoch auseinanderzusetzen uns hier der Raum nicht erlaubt. Wir machen beispielsweise nur darauf aufmerksam, daſs Herr Adler die oben unter C genannten Tumellen ohne Ustrin mit ihren noch wohl erhaltenen Skeletten und vielen Gegenständen aus Erz und Eisen, ja mit der Schale aus Glas selber, für uralte celtisch-gallische Gräber erklärt, und bitten dagegen zu vergleichen die eigentlichen Kennzeichen dieser celtisch-gallischen Gräber, welche uns der für die Alterthumskunde allzu

Digitized by Google

früh schon gestorbene Freiherr von Warnstädt (über Alterthumsgegenstände S. 13 ff.) und die beiden ersten so lehrreichen Berichte der königl. Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer geben.

Nr. 3 verbreitet sich über die heidnischen Opferplätze, Gräber und Alterthümer Böhmens, also eines ganzen und zwar für die älteste deutsche und slawische Geschichte so wichtigen Landes. Herr Kalina von J. hat sich schon seit achtzehn Jahren mit besonderer Liebe mit den Alterthümern seines Vaterlandes beschäftigt, und beschreibt nun jene Ausgrabungen heidnischer Überreste, welche er selbst durch eine Reihe von Jahren in Böhmen veranlaſst, oder welche er in verschiedenen gedruckten Werken aufgezeichnet gefunden hat, oder endlich von welchen ihm theils mündliche, theils schriftliche Nachrichten mitgetheilt wurden. Er giebt zugleich eine höchst zweckmäſsige Karte Böhmens, auf der alle Fundorte von Alterthümern aufgezeichnet sind; und er führt der Vollständigkeit wegen in der Einleitung auch das an, was über das Vorfinden der Urnen in Böhmen und in einigen von slawischen Völkern wenigstens zur Zeit des Heidenthums bewohnten nachbarlichen Ländern in frühern Jahrhunderten geschrieben wurde. Allein diese Übersicht zeigt eigentlich nur, wie wenige Vorarbeiter Herr Kalina von J. gehabt hat und wie um so gröſser sein Verdienst ist. Es genügt ihm selbst jedoch dasjenige, was er geleistet hat, noch gar nicht und kann nicht genügen; denn es ist in dem Vergleiche zu dem, was in andern Ländern, und namentlich z. B. von Herrn Dr. Adler in dem kleinen Orla-Gaue, geschehen ist, im Ganzen noch sehr wenig. Aber als bereits 64 Jahre zählend will Herr Kalina von J. dasjenige, was er erforscht hat, wenigstens nicht länger einer öffentlichen Mittheilung vorenthalten, damit er nicht zu den Vätern gerufen werde, bevor er eine solche gemacht habe. Er hat wenigstens die Bahn in Böhmen eigentlich gebrochen und wir nehmen seine freundlichen Gaben mit dem freudigsten Danke an.

Die Fundorte selbst, — an Zahl zwei und achtzig, — die uns Herr Kalina von J. beschreibt, sind natürlich von sehr ungleicher Wichtigkeit. Wir können nur die vorzüglichsten nennen. Diese sind:

der isolirte Schlaner Berg mit seiner unglaublichen Menge Asche, Kohlen und Beinwellen, mit seinen vielen Gefäſsscherben, mit seinen unzähligen verschiedenartigen Thierknochen, besonders auch mit Hirschgeweihen und Rinderhörnern, ja selbst mit Theilen von Menschenschädeln, sowie mit geschärften Feuersteinen und serpentinernen Donnerkeilen, der auch, wie jene von Dr. Wagner an der schwarzen Elster untersuchten Hügel, einst eine heilige Stätte der Opfer und Gottesverehrung überhaupt gewesen ist und auf dem auch Menschen hingeschlachtet worden sind;

das hohe Podmokl, wo nicht blos, schon im Juni 1771,

jener kostbare kupferne Kessel mit den vielen goldnen Regenbogenschüsseln an Tag trat *), sondern wo auch ähnliche alterthümliche Gegenstände wie auf dem Schlaner Berge sich zeigen, und wo wohl gleichfalls eine heilige Stätte der Gottesverehrung gewesen ist;

Kopidlno, mit seinen ungefähr fünfzig Leichen, welche, jede drei Schuh von der andern entfernt und mit dem Gesichte nach Südost gerichtet, meistens in ausgehöhlten Eichenstämmen lagen und vergoldete (daher unverrostete) Erzringe an den Füſsen hatten;

Panenska mit seinen Hügeln mit Skeletten (zwischen den Füſsen des einen derselben lag das eines etwa drei Fuſs langen Kindes) mit Bernsteinperlen, getrennten erzenen Ringen, Gefäſsscherben, Thierknochen, Pferdeschädeln, Schweinsrüsseln, Kohlen etc. etc.

Wabassan mit seinen Steinkammern mit Skeletten, neben denen Gefäſse stehen und Donnerkeile liegen;

Protzen mit seinen drei Töpfen, in deren jedem drei 4—5″ hohe und 2—3″ in ihrer Höhlung betragende, aus ¼″ dickem Kupferdrahte gewundene Spiralringe enthalten waren;

Kolin, wo drei besonders groſse Urnen ausgegraben wurden, deren eine zumal in ihrem Umfange 5′ 1½″ und in ihrer Höhe 1′ 7″ hatte;

Brozan und Kletzan mit ihren Skeletten, bei deren Schultern lange flaschenartige Gefäſse ohne Henkel standen;

Ginetz, wo 32 erzene, verschiedenartige, alterthümliche Gegenstände, zumal Streitmeisel, auch eine Lanzenspitze, ein spiralförmig gewundener Armring etc. gefunden wurden, und

Chocenitz und Ginec, mit ihren erzenen Sicheln **);

Wsserau ist sehr merkwürdig wegen eines uralten Gebrauches, welcher noch daselbst besteht. Am St. Martinstage werden nämlich am Eingange der Bergkapelle des heiligen Martin von den Kirchenvätern Gebilde von Hausthieren, Ochsen, Kühen, Pferden, Eseln, Hühnern und Gänsen an die Wallfahrter verkauft, oder vielmehr gegen Erlag von einigen Kreuzern geborgt; von diesen aber auf dem Altare des heil. Martin in der frommen Absicht geopfert, damit der Heilige die gesunde Erhaltung der bildlich geopferten Thiere von Gott erbitte. Der Leib dieser Thierbildnisse ist aus Eisenblech sehr roh und ungeschickt geschnitten, während die Füſse der Quadrupeden mit zwei Nieten

*) Was die Regierung von diesem seltenen Schatze noch bekam, mochte allein über achtzig niederösterreichische Pfunde oder einen Geldwerth von 12,800 Ducaten betragen.

**) Auf dem Felde bei Freistadt in dem Oberösterreichischen hat man gar ein unterirdisches Gewölbe entdeckt, in welchem man nebst mehr als 50 solcher erzenen Sicheln auch einen Klumpen von rohem Erze fand; so daſs man glaubt, daſs diese da gegossen wurden und also da eine Gieſserei von Erzsachen gewesen sey.

Digitized by Google

an den Leib befestigt und auseinandergebogen sind, damit die Figur stehen kann. Und sie erinnern an die verschiedenen kleinen Menschen- und Thiergestalten von Eisen, welche, nach dem sechsten Berichte des historischen Vereines in Baierns Rezatkreise, S. 13, bei Feuchtwang in einem kleinen Thale gefunden worden sind, wo eine Kapelle des heil. Leonhard gestanden haben soll, sowie an den XXIX. Artikel des indiculus superstitionum et paganiarum *de ligneis pedibus vel manibus pagano ritu.*

Wo jetzt Zwikowetz steht, war höchst wahrscheinlich früher eine heidnische Opferstätte und bei derselben ein Begräbniſsplatz; und hier hat man mitten unter uralten rohen heidnischen Urnentrümmern die Reste unglasirter Ofenkacheln aus dem 16. Jahrhunderte ausgegraben. Herr Kalina von J. macht hierbei mit Recht darauf aufmerksam, wie durch zufällige Umstände Trümmer aus den verschiedensten Altern der Vorzeit zusammenkommen können, und wie man sich wohl hüten muſs, sich da nicht zu täuschen und jüngere Gegenstände um der neben ihnen gefundenen älteren willen auch in eine frühe Vorzeit zurückzusetzen; gleichwie wirklich der k. Ingenieur Herr Friedr. Panzer solche Reste von spätern Ofenkacheln in das erste christliche Jahrhundert hinausrücken und den Römern zueignen will, weil er dieselben aus einer bedeutenden Tiefe und unter römischen Graburnen ausgegraben hat *).

Eine besondere Aufmerksamkeit widmet Herr Kalina von J. den steinernen Keilen und Hämmern (S. 185 ff.) und sogenannten Beinwellen oder Kalktuff, — Kalk-Concretionen, welche, wie anderwärts, so auch in Böhmens heidnischen Opfer- und Begräbniſsplätzen so oft vorkommen. Er schlieſst sein vortreffliches Werk mit einer sehr interessanten Abhandlung über die letztern (S. 199 ff.) und mit einer nicht minder sehr beachtenswerthen Beantwortung der Frage: »Sind die in Böhmen vorgefundenen Grabstätten und Opferplätze germanisch oder slawisch?« — Hinsichtlich dieser Beantwortung einer so wichtigen und so tief in die ganze Alterthumskunde eingreifenden Frage können wir ihm jedoch durchaus nicht beistimmen. In die Hauptsache, in die Aufsuchung der eigentlichen Kennzeichen der germanischen und slawischen Grabstätten läſst er sich gar nicht ein; er erklärt vielmehr geradezu (S. 248): »Sollte man mich fragen, wie man die germanischen von den slawischen Grabhügeln der heidnischen Vorzeit unterscheiden könne; so gestehe ich offenherzig, daſs ich diese Frage nicht befriedigend beantworten könnte;« und sucht einzig und allein aus der Geschichte und den vorfindlichen Beilagen (in den Gräbern nämlich) zu bestimmen, welches das Volk war, das in Böhmen eigentlich ursprünglich wohnte, und dem also diese Grabstätten und Opferplätze angehörten. Er sucht vor allem sich die Behauptung aus seinem Wege zu räumen, daſs

*) S. dessen Bericht über einige in der Umgegend von Würzburg ausgegrabene Alterthümer (Würzburg 1832) S. 36, 41, 51, 56, 61.

Digitized by Google

die Slawen ihre Todten nicht verbrannt hätten, und vielmehr das festzustellen, daſs bei den Slawen ebenso das Verbrennen wie das Begraben der Leichen üblich war. Dann thut er weiter dar, daſs die Slawen, gleichwie sie mit den Deutschen, Griechen und Römern von Einem Volksstamme entsprossen wären, auch nicht später als diese letztern nach Europa gekommen und namentlich die eigentlichen Urbewohner von Böhmen und da nur vorübergehend von den Deutschen unterdrückt gewesen seyen. Und daraus zieht er endlich den Schluſs, daſs auch von ihnen, als dem eigentlichen Urvolke, alle die von ihm aufgezählten Grabstätten und Opferplätze herrühren müſsten. Ja er geht noch weiter, er stellt selbst den Satz auf, daſs nicht nur die in Böhmen, sondern auch die in Schlesien, in den Lausitzen, in Meiſsen, Sachsen, Thüringen, dann in den weitern Elbgegenden, ferner in Brandenburg, Pommern, kurz in den ehemaligen Wohnsitzen der Slawen-Wenden ausgegrabenen Alterthümer slawischen Völkern angehören. — So viel sich gegen dieses alles einwenden läſst, so ist doch auch dazu hier der Ort nicht. Wir müssen uns begnügen, zu sagen, daſs, wenn wir die in Böhmen aufgefundenen heidnischen Alterthümer mit den Alterthümern der Landschaften Germaniens, in denen nie die Slawen gehauset haben, vergleichen, wir jene diesen ganz ähnlich, ja völlig gleich finden und sie nur, wenigstens ihrer entschiedensten Mehrheit nach, für germanisch zu erkennen vermögen.

Hinsichtlich der Abbildungen wäre sehr zu wünschen gewesen, daſs anstatt der vielen Scherben von Gefäſsen und Ofenkacheln, oder wenigstens neben denselben auch so manche andre interessante Alterthümer von Stein, Erz und Eisen abgebildet worden wären, und hinsichtlich der aus andern gedruckten Werken genommenen Nachrichten, daſs dieselben etwas vollständiger gegeben worden wären. Denn die Wenigsten haben diese Werke, um die gegebenen Citate nachlesen und die citirten Abbildungen ansehen zu können.

C. Wilhelmi.

GRRIECHISCHE LITERATUR.

Quaestionum Flavianarum Specimen. Scripsit Dr. Fridericus Lewitz. Regimontii Prussorum 1835, *typis Degenianis.* 16 *S.* 4.

Eine Gelegenheitsschrift, die sich über einen Schriftsteller verbreitet, dessen Wichtigkeit und Bedeutung, bei allen seinen Schwächen, anerkannt ist, so wenig auch in der neueren Zeit, in exegetischer und kritischer Hinsicht, für ihn gethan wurde. Um so dankenswerther müssen uns die hier geführten Untersuchungen erscheinen, welche zunächst über zwei Punkte, mit denen freilich noch eine Menge anderer in näherer oder entfernterer Beziehung steht, sich erstrecken, und diese in gründlich phi-

Digitized by Google

lologischer Weise behandeln. Zuvörderst nämlich sucht der Hr. Verf. zu zeigen, daſs die mehrfach bei Josephus vorkommenden Verweisungen auf einen Kappadocier Strabo keineswegs auf das berühmte, groſsentheils noch vorhandene, geographische Werk des Strabo zu beziehen sind, und daſs demnach fürderhin neben dem berühmten Geographen Strabo die Literärgeschichte noch einen andern Strabo zu nennen hat, dessen Schriften Josephus kannte und las, über dessen Person uns aber durchaus weiter nichts bekannt ist, als daſs er aus Kappadocien gewesen. — Die andere Untersuchung betrifft die berühmte Stelle der Antiqq. Judd. XVIII, 3. §. 3. oder das Zeugniſs von Jesu, deren Authenticität bekanntlich Gegenstand vielfacher Controversen, besonders von Seiten gelehrter Theologen und Kirchenhistoriker geworden ist (Ref. verweist der Kürze wegen nur auf Schöll Gesch. d. griech. Literat. II. p. 385 ff. und die dort gegebenen Nachweisungen). Der Verf., der, unabhängig von den Forschungen dieser Gelehrten und von den früheren Untersuchungen, absichtlich den eigenen Weg einschlug, erklärt sich in dieser Untersuchung gegen die Ächtheit der Stelle, die er als ein fremdartiges Einschiebsel, mithin als unächt zu betrachten geneigt ist, wobei er sich insbesondere gegen Eusebius und dessen historische Treue und Gewissenhaftigkeit ausspricht.

Griechische Chrestomathie für die mittleren Abtheilungen der Gymnasien, bearbeitet von W. Bäumlein, Professor am obern Gymnasium zu Heilbronn, und A. Pauly, Professor am obern Gymnasium zu Stuttgart. Stuttgart, Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung. 1837. 252 *S. in* 8.

Obwohl das, was die beiden gelehrten Herausgeber dieser Chrestomathie über deren Anlage und Beschaffenheit zur näheren Verständigung mit dem Lehrer, der dieses Buch gebraucht, zu bemerken haben, dem Commentar vorbehalten ist, welcher, zunächst blos für den Gebrauch des Lehrers bestimmt, bald nachfolgen soll, so wird sich doch schon nach dem, was bereits, zunächst für den Gebrauch des Schülers, vorliegt, ein ziemlich genügendes Urtheil fällen lassen. Und dieses dürfte nur beifällig ausfallen, man mag auf die Auswahl der einzelnen in die Chrestomathie aufgenommenen Stücke sehen, oder auf die zweckmäſsige, ganz auf die Bedürfnisse des Schülers berechnete Behandlungsweise des Textes in den demselben untergesetzten Noten. Was das Erstere betrifft, so sind es hauptsächlich drei Autoren, aus welchen einzelne Abschnitte entnommen sind: zuerst längere Stücke aus des Isokrates Rede ad Demonicum (unter der Aufschrift: Lebensregeln, einem Jüngling ertheilt) und aus dem Panegyricus (cp. 4—27 mit der Aufschrift: Lob Athens); dann sieben und zwanzig Abschnitte aus den Hellenicis des Xenophon (I, 4—7. II, 1—4. III, 3—5. IV, 8. V, 1—4. VI,

Digitized by Google

4. 5.) und einige Stücke aus Lucian's Dialogg. Marr. und Deorr., aus Toxaris und Somnium; wobei zugleich über jeden Autor eine kurze biographische Skizze vorausgeschickt ist. Daran schlieſst sich ein poetischer Anhang, der ausser einer Reihe von kleineren Poesien, Epigrammen, dann fast das ganze sechste Buch der Ilias enthält. Auf diese Weise dürfte dem Lehrer eine reichliche Auswahl geboten und für eine zweckmäſsige Abwechslung beim Schulgebrauch hinreichend gesorgt seyn. Was aber den andern Punkt betrifft, so finden sich in den Noten unter dem Texte die sachlichen Gegenstände, historische wie antiquarische und geographische in befriedigender Kürze, wie dies die Bestimmung der Chrestomathie erforderte, erörtert; für die grammatischen Punkte aber sind Nachweisungen auf die Grammatiken von Buttmann und Rost (die gröſsere, wie die kleinere) gegeben, und nur da, wo es sich um feinere Unterschiede im Gebrauche der Partikeln, der Tempora, der Modi u. dgl. handelt, sind diese Unterschiede und somit die Regeln selbst auf eine sehr bestimmte und scharfe Weise angegeben, und so hier für den Schüler eine Nachhülfe geboten, die ihm schwerlich auf eine andere, befriedigendere und bessere Resultate versprechende Weise gegeben werden könnte. Möge daher diese von so einsichtsvollen und mit dem Bedürfnisse der Schule vertrauten Männern angelegte Chrestomathie eine allgemeine Verbreitung und Aufnahme, die sie in jeder Hinsicht verdient, sich erfreuen!

Chr. Bähr.

BELLETRISTIK.

***Poetische Mittheilungen** in vier Büchern von **C. M. Winterling**. Nürnberg, bei Campe.* 1837 *XX u.* 148 *S. kl.* 8

Bei dem gegenwärtigen Stande der schöngeistigen Literatur, wo ein vernünftiger Leser so häufig von gesuchter, geheuchelter Überschwänglichkeitspoesie gequält und gelangweilt wird, müssen diese poetischen Gaben mit besonderem Interesse und Vergnügen gelesen werden. Da hat nun wieder einmal ein Dichter ein wirkliches Verhältniſs zu der Natur, zu der Wahrheit und Schönheit des klassischen Alterthums, und ist mit Eifer und Umsicht bestrebt, in seinen Erzeugnissen durch natürliche, wahre Gedanken und Gefühle, durch reine, klare Form den beiden Vorbildern Ehre zu machen! In wie weit ihm dies gelungen, suchen wir durch Inhaltsanzeige und Kritik unsern Lesern zu veranschaulichen.

Nach einer prosaischen Vorrede voll beachtenswerther ästhetischer Bemerkungen eröffnet den poetischen Reigen: »Sängerliebe«, eine Folge von 80 Sonetten. Da wird denn in der ersten Hälfte ein ächt poetisches Verhältniſs, nämlich die Liebe des Dichters zu einer Hohen, Unerreichbaren in mannigfaltigen Situationen naiv, lieb und herzlich dargestellt. Der ideale Ge-

Digitized by Google

genstand, die natürliche Behandlung vereinigen sich zu sehr erfreulicher Wirkung. Wir vernehmen des Dichters Klage, Entschuldigung, Selbstgefühl, Entsagungslust, geistigen Genuſs, Anbetung und Preis der Geliebten, Selbsttröstung und tiefe Trauer bei dem Tode derselben mit gesteigertem Antheil, und sehen uns zuletzt in eine süſs ernste Empfindung versetzt. Nachdem diese durch mehrere elegische Stimmen genährt worden, muſs es der lebensfrohe Leser dem Gott Amor Dank wissen, daſs er auf den Dichter einen neuen Pfeil versendet, und ihn nach und nach wieder zu Lust und Freude hinlockt. In den ersten Sonetten dieser zweiten Hälfte erscheint die Liebe zu der weltlichen Nachfolgerin mit zartem Andenken an die Verblichene wahr und schön vereinigt. Daſs aber die folgenden sich fast ausschlieſslich mit der frischen Gegenwart beschäftigen, ist natürlich; denn »der Lebende hat Recht« kann man bei solchen Verhältnissen vorzugsweise sagen. Besonders wohlthuend wirkt nun, nach den ernsten Klängen der ersten Liebe, der Humor und das Glücksgefühl, die in der Darstellung der zweiten vorherrschen; in Bezug auf die Behandlung aber sehen wir hier mit Vergnügen aufs Neue, wie derjenige, der sich getraut die Wirklichkeit anzufassen, immer Eigenthümlichkeit und Mannigfaltigkeit der Situationen hervorbringt, während die Phantasten Traumbilder nach der Regel geben, das Erschrecklichste, was man sich in dieser Weise vorstellen kann. Nach günstigen und ungünstigen Erlebnissen wird der Dichter zuletzt grausam enttäuscht, und kehrt nun, von der erkannten Kokette sich heftig lossagend, zum Preis und zur Verehrung der Ersten zurück, worauf er von dieser Art Gesang einen anspruchlosen Abschied nimmt.

Die darauffolgenden »Glossen« sind theils zärtlichen, theils derblustigen Inhalts, und erfreuen durch eine meist vollkommen gelungene Verschmelzung des Thema's mit dem Texte.

Die ausgezeichnetste Parthie des Büchleins aber ist für uns die der Lebensbilder, wie der Verf. schicklich Idyllen übersetzt. In dem »Maifest« weht gleich ein sanfter idyllischer Hauch, holde Situationen werden griechisch klar und rein vorgeführt, und die Poesie des Festes muthet uns gar erquicklich an. Mit den »Botanikern« aber hat der Verf. ein wahres Musterbild gegeben, wie moderne Zustände zu dem reinsten Idyll verarbeitet werden können. Es besteht dieses Gedicht aus einem Dialog zweier Botaniker, wovon der eine als reiner Naturfreund, der andere als ein Liebender sich darstellt, der auf der Wanderung vorzugsweise für die Geliebte gesammelt hat. Wenn nun der erste durch sanften Preis das schönste Gefühl herrlicher Natur wirkt, so weiſs uns der zweite moderne Verhältnisse aufs lieblichste anschaulich zu machen. Das alles ist so charakteristisch, und doch so anspruchslos, so voll sanft versöhnender Anerkennung von Freud' und Leid des Daseyns, daſs wir uns zuletzt in ein wahrhaft paradiesisches Behagen versetzt fühlen; was eben die Aufgabe des Idyllendichters ewig seyn und bleiben wird. Wird ein solches Nachparadies

Digitized by Google

seligen Friedens durch getreue Darstellung wirklicher Lebensverhältnisse in dem Herzen lebendig gemacht, so ist in dieser Beziehung das Höchste erreicht; und daher sind wir überzeugt, daſs vorliegende Idylle immer unter den besten deutschen genannt werden wird.

Den Lebensbildern schlieſsen sich allerlei kleine Gedichte an, die wackern freien Sinn, männliche Zufriedenheit, gemüthliche Ruhmbegierde flieſsend aussprechen. Darunter sind zwei Liebeslieder, »Vergegenwärtigung« und »Leid in der Trennung«, so herzlich und warm, als sie nur jemals aus einem reinglühenden Gemüth hervorgegangen sind. »Der Knabe und der Delphin« ist eine gut erzählte interessante Geschichte.

Den Schluſs des Werkchens bildet eine ziemliche Anzahl von Epigrammen, aus welchen wir den eigentlichen Sinn und Charakter des Verfassers am deutlichsten entnehmen können. Hier wird in griechischklarer Weise heitere Lebenslust gestanden, ernste Lebenserfahrung angedeutet, Geist und Gedächtniſströdel unterschieden, Jugend und Alter gewürdigt, Reichthum und edle Armuth gegeneinander gehalten, und die Gebrechlichkeit des Lebens deutlich und mit Fassung ausgesprochen. Darauf versendet der Dichter treffende Pfeile gegen verwerfliche Züge bei den Frommen par excellence, welche sehr zeitgemäſs abgeschossen sind. Die Ruhseligen darf man um ihres eignen Heiles willen am wenigsten in Ruhe lassen. So wird diesen modernen Heiligen denn nun vorgeworfen, daſs sie die Seligkeit für sich allein haben wollen, daſs sie meist am wenigsten zur Verzeihung geneigt sind, daſs sie durch unkluge Bekehrungsversuche ihre Sache oft nur lächerlich machen, daſs sie immer wieder Altes bringen und Worte ohne Sinn lallen: Untugenden, die auch der mildeste Betrachter fast an allen Bekennern dieser Richtung, oft ihnen selbst unbewuſst, entdecken wird und tadeln muſs.

In dieser Weise bewährt der Verf. einen gesunden, sichern und bescheidenen Sinn bei allen Lebensverhältnissen bis zu Ende, wo er dem Genius, dem er alles Liebe und Gute verdankt, noch einen herzlicheu Preis zuerkennt. Sollte der Dichter auf unsern Rath hören wollen, so möchten wir ihm ans Herz legen, bei einer künftigen Redaction hie und da ein zu keckes oder zu unbedeutendes Erzeugniſs auszuscheiden, im Übrigen aber stets auf dieser naturgemäſsen, gesunden Bahn fortzuwandeln.

M. Meyr.

Digitized by Google

Histoire de la guerre de Mehemed-Ali contre la Porte Ottomanne en Syrie et en Asie mineure 1831 — 1833. *Ouvrage enrichi de Cartes, de Plans et de documens officiels par M. M. de Cadalvène et Barrault. Paris* 1837. 512 *Seiten* 8.

Ref. zeigt dieses Buch besonders darum an, weil es einen Begriff von der Art Civilisation giebt, welche der Orient von den beiden Reformatoren Mahmud und Mehemed Ali zu erwarten hat. Der Held des Buches ist, wie man von Franzosen, deren Ideal Bonaparte's Militärregierung und die derselben angemessene Organisation immer bleiben wird, erwarten kann, der Pascha von Ägypten, und man kann daher vermuthen, daſs sie weder tief eindringen noch das Innere enthüllen; für die klare Übersicht des allgemeinen Ganges der Begebenheiten ist indeſs das Buch sehr nützlich.

Übrigens ist es sonderbar genug, daſs der Pascha von Ägypten in demselben Augenblick, als er dem türkischen Reiche zwei groſse Statthalterschaften mit Gewalt der Waffen entreiſst, und Anstalt macht, dem türkischen Reichsheer eine entscheidende Schlacht zu liefern, den Sultan immer noch als seinen rechtmäſsigen Herrn erkennt, das Kirchengebet für ihn halten, und dem Imam in Damascus, der zu zweifeln wagt, ob er für Mahmud beten (S. 156) soll, ein Paar Hundert Stockprügel geben läſst.

Die ersten anderthalbhundert Seiten des Buchs enthalten übrigens nur das Vorspiel des Kriegs zwischen Mahmud und Mehemed Ali; sie handeln von der Unternehmung gegen Acre und Damascus, welche den Sultan mit seinem vorgeblichen Vasallen entzweit hatte, nachdem Mahmud vorher alles aufgeboten, den Frieden und den Schein der Freundschaft zu erhalten. Mehemed Ali war schon vorher Herr von Mecca und Djedda, er hatte die Wechabiten besiegt und dem Sultan im Streit mit den Griechen geholfen; er strebte jetzt nach dem Besitze von Palästina und von Syrien, war auch erbötig, dem Sultan, dem er den jährlichen Tribut für Ägypten zahlte, für Syrien dieselbe Summe zu entrichten, welche die Statthalter bezahlten, denen er die Provinz entreiſsen wollte; er glaubte daher anfangs, daſs er es nur mit den Statthaltern werde zu thun haben, allein der Sultan nahm doch die Sache diesmal ernstlicher.

Der Sultan glaubte in dem Streit, den Mehemed Ali mit seinem Nachbaren Abdallah, Pascha von Acre, begann, eine Gelegenheit gefunden zu haben, den mächtigen Beherrscher von Ägypten zu demüthigen, und hätte vielleicht seinen Zweck erreicht, wenn er zu rechter Zeit Acre entsetzt hätte; er versäumte aber den günstigen Augenblick und hatte keinen Feldherrn, der dem Sohne des ägyptischen Tyrannen gewachsen gewesen wäre. Der Held französischer Historiographie erreichte daher seinen Zweck und Mahmuds Reich ward dem Untergange nahe gebracht. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war die Statthalterschaft Acre nur dem Namen nach türkische Provinz gewesen; denn Sheikh Daher, Djezzar Pascha, Soliman Pascha und nach diesem Abdallah zahlten nicht einmal, wie doch Mehemed Ali that, regelmäſsig einen jährlichen Tribut. Djezzar Pascha ist durch seine unerhörte Grausamkeit, dutch Blutgier eines Tigers berüchtigt und durch die Vertheidigung von Acre gegen Bonaparte berühmt; er hatte auch Damascus an sich gebracht, welches sein Nachfolger Soliman behauptete. Abdallah suchte diese Provinz vergeblich wieder zu erwerben, obgleich der Sultan auch ihn im Besitz des Gebiets vom Berge Carmel, von Tripoli, Yâfa, Gaza lassen muſste. Abdallah war ausserdem mit den Drusen in Verbindung und hatte einen bedeutenden Schatz.

Um 1822 glaubte Abdallah, der günstige Augenblick sey gekommen, um Damascus zu besetzen; er lieſs einen erdichteten Firman bekannt machen, in welchem ihm diese Statthalterschaft zuerkannt ward; allein er war seiner Rolle nicht gewachsen, der Betrug, den er mit den Waffen nicht zu unterstützen verstand, ward entdeckt, der Sultan erklärte ihn für einen Rebellen und Friedenstörer und die drei benachbarten Pascha's von Adana, Damascus und Aleppo muſsten ihn in Acre belagern. Diese Belagerung dauerte neun Monate ohne Erfolg, und der Sultan entschloſs sich lieber zur Aussöhnung mit Abdallah, als daſs er Mehemed Ali's Hülfe angenommen und ihm dafür, wie er forderte, Damascus ertheilt hätte. Gleich im folgenden Jahre lieſs Abdallah auf eine schändliche Weise den nach Constantinopel geschickten Tribut wieder nach Acre zurückbringen (Des assassins à ses gages le lui rapportèrent secrètement, encore teint du sang de ses propres officiers égorgés par son ordre sur la route de Latakieh à Constantinople); auch diese Treulosigkeit ward aber entdeckt, und die drei Pascha's erschienen zum zweiten Male vor Acre. Die elenden Truppen und die erbärmliche Artillerie der Pascha's

Digitized by Google

schreckten Abdallah wenig, aber seine Festung war nicht mit Lebensmitteln versehen und ward von einer türkischen Flotte eingeschlossen; er nahm seine Zuflucht zu Mehemed Ali's Vermittlung. Die Bedingungen, unter denen der Tyrann von Ägypten diese Vermittlung gewährte, erfahren wir nicht, denn die Verfasser, als Freunde, Diener und Lobredner des orientalischen Bonaparte haben nicht rathsam gefunden sie uns mitzutheilen, sie haben sie nur im Allgemeinen angedeutet (Abdallah souscrivit à Mehemed-Ali lui-même des conditions, qu'il ne pouvoit ni remplir ni vider sans se déclarer le protégé ou l'ennemi du pacha d'Égypte), und sie wurden auch nicht gehalten. Auf Mehemed Ali's Verwendung begnügte sich der Sultan damit, daſs Abdallah die Kriegskosten ersetzte und 3000 Beutel (750,000 Franken) zahlte. Nachdem sie dies angeführt haben, lassen uns die Geschichtschreiber Mehemed Ali's wieder im Dunkeln, denn wir erfahren nicht, warum unmittelbar nachher der elende Abdallah von der Pforte mit dem Gebirgland von Palästina, d. h. mit Napluse und Jerusalem, belehnt wird; wohl aber zeigt der Erfolg, daſs diese Vermehrung von Abdallah's Gebiet den Tyrannen von Agypten mit seinem Nachbar und mit der Pforte entzweite. Eine Vermuthung über die Ursache der Begünstigung Abdallah's läſst sich aus S. 30—40 herleiten.

Es scheint nach dem, was dort erzählt wird, als hätte sich Mehemed Ali für das, was er im griechischen Kriege zuletzt gethan und gelitten hatte, durch die ihm von Mahmud ertheilte Statthalterschaft von Candia nicht hinreichend belohnt gefunden und dringender als vorher Damascus gefordert. Da nun damals Mehemed Ali den Fürsten der Drusen, den Abdallah beleidigt hatte, bei sich aufnahm, da er ihn gegen die Pforte und gegen den Pascha von Acre schützte und heimlich unterstützte, so suchte wahrscheinlich Mahmud dagegen in Abdallah einen Verbündeten und ertheilte ihm gerade die Districte, welche zwischen Damascus und Ägypten liegen. Unsere französischen Geschichtschreiber Mehemed Ali's fügen hinzu, Acre sey der Sitz der Conspirationen gegen den Beherrscher von Ägypten geworden. Das ist das alte Lied der Zeitungsschreiber Napoleons, das uns immer an die Fabel vom Kalbe und vom Wolfe erinnerte, dem jenes das Wasser sollte getrübt haben.

Was die Verbindung Mehemed Ali's mit den Drusen angeht, so hatten diese rüstigen Gebirgsstämme damals auch ihren Tyrannen erhalten, der, wie sein ägyptischer Freund, die Christen

Digitized by Google

ungemein begünstigte und sich am Ende sogar wie Fakr-ed-din im achtzehnten Jahrhundert das Ansehn gab, als wenn er wirklich Christ sey. Dieser Mann war der Emir Beschir Schehab, ursprünglich nur Oberhaupt einiger Clans der gleich den alten Schotten regierten und lebenden und raubenden Drusen. Dieser Mann war, wie die Verfasser ganz richtig bemerken, sehr würdig im Kleeblatte der falschen, verrätherischen, selbstsüchtigen orientalischen Despoten als der Dritte zu glänzen; sie sagen S. 43: Par son courage, son habileté et sa persévérance l'émir n'est point indigne de poser à côté de ces deux grandes figures révolutionnaires et despotiques de l'Orient (Mahmud und Mehemed Ali). Die Streitigkeiten des Emir mit Abdallah, dessen Freund und Untergebner er eine Zeitlang war, seine Verhältnisse zur Pforte und seine abwechselnden Schicksale übergehen wir, um nur zu erwähnen, daſs er durch Vermittlung des Herrn von Ägypten in seine Würde als Stammhaupt der Drusen am Libanon wieder eingesetzt war und sich für diesen erklärte, sobald er es mit Sicherheit und Vortheil thun konnte.

Der Emir hatte erst die Häupter der andern Stämme, nämlich die Familien Dschomblatt, Jesbek und Beit Amaat, die seiner Familie (Schehab) an Macht fast gleich waren, unterdrückt; er schaffte sich mit unbarmherziger Grausamkeit hernach auch alle Nebenbuhler aus seiner eignen Familie von der Seite und ward allgemeines Oberhaupt der vorher von einzelnen Stammhäuptern regierten im Gebirge mächtigen Drusen. Den Christen zeigte er sich gewogen, oder vielmehr er gab dem Theile der sehr zweifelhaften Religion seines Volks, welcher aus dem Christenthum entlehnt ist, den Vorzug, und stellte sich oft, als wenn er Christ sey, weil er die eifrig christlichen Maroniten dadurch gewinnen wollte, um sie im Nothfall gegen die andern Drusen gebrauchen zu können.

Als Mehemed Ali beschlossen hatte, sich gegen Abdallah zu richten, um Damascus und Syrien hernach leicht zu besetzen, betheuerte er, noch während er die groſsen Zurüstungen zur See und zu Lande machte, daſs er weit entfernt sey, dem Sultan den Gehorsam aufkündigen zu wollen; er wolle blos seinen Streit mit dem Pascha von Acre mit dem Schwert ausmachen. Mehemed Ali forderte von Abdallah die Rückzahlung einer Summe von 11 Millionen Piaster, die Auslieferung der ägyptischen Bauern (Fellahs), die sich in Syrien unter Abdallahs Schutze niedergelassen hatten, und das Versprechen, das künftig keinem auswandernden

Ägypter der Eintritt von Syrien sollte vergönnt seyn. Der Pascha von Acre versteckte sich dieses Mal hinter seinem Kaiser, der behauptete, er könne seinen Unterthanen erlauben, sich in seinem Reiche niederzulassen wo sie wollten, und die ägyptischen Bauern seyen keine Sklaven des Pascha.

Mehemed Ali verlieſs sich auf die Langsamkeit der Türken, sein Herr unter Ibrahim, von einer Flotte unterstützt, zog im October 1831 an der Küste herab gegen Acre, während Mahmud seine vorher an den Nil beorderte Flotte in den Dardanellen zurückhielt. Die Küstenstädte wurden noch leichter erobert als vordem von den Franzosen, und es war im December schon die ägyptische schwere Artillerie vor Acre angekommen, als der Sultan noch immer unterhandelte. Er schickte einen angesehenen Beamten, den Khodjakian Kiamili-Zadé-Mustapha-Nasif-Effendi nach Alexandrien, um Mehemed Ali anzudeuten, daſs er die Belagerung von Acre aufheben solle, und ihm zugleich die religiösen Vorstellungen des Mufti gegen einen Krieg in Syrien zu überbringen, welcher die Pilgerfahrten nach Mekka nothwendig stören müsse. Mehemed Ali hielt den Gesandten des Sultans vierzig Tage lang in Quarantäne, während er seinem Sohne Befehl gab, alles aufzubieten, Acre schnell zu erobern; hernach werde man den Sultan mit einer jährlichen Zahlung abfinden.

Der Emir der Drusen (Beschir), der auch Bonaparte einst seine Hülfe versprochen, aber nicht geleistet hatte, erkannte schon im Frühjahr, daſs sich die Schaale zu Gunsten der Ägypter neige, er unterstützte Ibrahim, der in Acre einen Widerstand fand, den er von Abdallah nicht erwartet hatte, und der aber hernach den Emir als Unterpfand der Treue der Drusen festhielt. Sultan Mahmud machte indessen ganz langsam Anstalten zu Feindseligkeiten, forderte die benachbarten Statthalter in Syrien und Kleinasien auf, ein Heer in Aleppo zu vereinigen, und machte einen ehemaligen Sergeanten der Lastträger-Polizeigarde zum Generalissimus eines ansehnlichen Heeres, welches sich in der Nähe von Constantinopel sammeln sollte.

Während nach orientalischer Weise sowohl der Sultan als der Beherrscher von Ägypten immerfort Freundschaft heuchelten und mit einander unterhandelten, hatte der Sultan Tripoli, welches Ibrahims Truppen besetzt hatten, ihm und dem Abdallah entzogen und an den getreuen Osman Pascha überlassen, obgleich derselbe Sultan kurz vorher eingewilligt hatte, daſs der Freund Ibrahims, der Emir Beschir, die Städte Beirut, Saïda und Sur

Digitized by Google

besetzen dürfe. Als die Belagerung von Acre immer eifriger betrieben ward, machte es Sultan Mahmud, wie es einst der deutsche Kaiser und das Reich zu machen pflegten: er drohte, pochte und ächtete, ohne seinen Drohungen durch schnelle Execution Nachdruck zu geben. Zuerst hatte der Sultan bei der Bekanntmachung der jährlichen Liste der Beamten des Reichs, oder des sogenannten Tevdjihat, kund gemacht, daſs er mit Mehemed Ali zerfallen sey; er hatte nämlich erklären lassen: daſs der Statthalter von Ägypten von Djedda und Creta so lange suspendirt sey, bis Mehemed Ali Pascha und Ibrahim Pascha den letzten an sie gesendeten Befehlen, von ihrem bezeigten Ungehorsam abzustehen, Folge geleistet hätten. Dies war ungefähr um dieselbe Zeit, als im März ein Theil der Mauer von Acre niedergeschossen war und ein Sturm unternommen ward.

Der Sturm wurde abgeschlagen und die nur schlecht befestigte Stadt trotzte noch zwei Monate dem Angriffe der ganzen Macht des ägyptischen Tyrannen und seines Sohnes. Um die hartnäckige Vertheidigung zu begreifen, muſs man wissen, daſs die Stadt, welche jetzt im vierten Monat der Belagerung trotzte, in der neuesten Zeit schon vier Belagerungen, deren eine Bonaparte und Caffarelli leiteten, abgeschlagen hatte, an drei Seiten vom Meere umgeben ist, und nur eine vierte dem Angriff von der Landseite bietet. Das Hauptverdienst der langen Vertheidigung von Acre schreiben die Verf. Abdallahs unerschrockenem Kiahya zu; er konnte aber die Stadt nicht retten, weil die Türken zu sehr zögerten. Die groſse Reichsarmee des Sultans, die Hussein Pascha herbeiführte, hatte erst Konieh erreicht, als schon im Mai Acre mit Sturm genommen ward.

Der Sultan hatte in dem Augenblick, als Ibrahim Acre eroberte, den Beherrscher von Ägypten zugleich mit weltlichen und mit geitlichen Waffen bedroht, er hatte ihn in die Acht erklärt, hatte ein Manifest gegen ihn erlassen, hatte ein Gutachten der Theologen und einen auf dieses Gutachten gegründeten Bannfluch gegen ihn bekannt gemacht, dem Mehemed Ali blos heuchelnde Erklärungen der Ergebenheit entgegensetzte. Bei der Einnahme von Acre und bei Abdallahs Gefangennehmung bleibt uns Vieles dunkel; die Rolle des Herrn Catafago dabei scheint sehr zweideutig, und die Herren Franzosen wollen wahrscheinlich ihres Helden Ruhm weder durch den Bericht der Intrigue, welche ihm den Eingang in die Festung verschaffte, noch durch eine würdige Darstellung der selbst in ihrem Laconismus bewun-

derungswürdigen letzten Vertheidigung der Stadt verringern. Wir wollen den Schluſs der Erzählung von den langen und hartnäckigen letzten Gefechten auf den Trümmern und über ihren Besitz hier einrücken. S. 538—39 heiſst es:

Acre war seit der Zeit der Wiederherstellung seiner Festungswerke fünfmal belagert worden, so daſs eine fortdauernde Belagerung Bestimmung der Stadt schien. Die Ägypter hatten von ihren Batterien auf der Landseite 25,000 Bomben und 180,000 Kugeln, von ihrer Flotte 23,000 Kugeln und 300 Congreve'sche Raketen in die Stadt geschossen. Die Belagerung kostete während ihrer sechsmonatlichen Dauer den Ägyptern 4000 Mann an Todten und Verwundeten, unter diese Zahl rechnen wir auch die 1429 Verwundete und 512 Todte, welche der letzte Sturm gekostet hatte. Unter den Todten befanden sich der Oberst Ismayl Bey und der vormalige Brigadier der kaiserlich französischen Mamlucken der Garde, Rochmann, der unter dem Namen Ibrahim Aga dem Obergeneral als Instructor beigegeben war. Dieser obscure Repräsentant der Erinnernng an Napoleon und an dessen Thaten in Ägypten fiel, als er nach der Eroberung in die Stadt eintrat, von Kugeln durchbohrt. Der Verlust des ägyptischen Heeres ward gleich nach der Besetzung der Stadt dadurch vermehrt, daſs viertausend Mann durch Fieber weggerafft wurden. Diese groſse Sterblichkeit wurde zum Theil dadurch veranlaſst, daſs 7 bis 8000 Kameele, die aus Mangel an gehöriger Pflege gestorben waren, die Luft verpesteten, weil man sie ohne weitere Umstände blos in einen Graben geworfen hatte. Der Verlust der Belagerten an Todten war viel geringer, denn die Besatzung ward, ungeachtet eine Anzahl durchgegangen war, nach einer sechsmonatlichen Belagerung am Tage nach der Einnahme nur um tausend Mann verringert gefunden.

Ibrahim Pascha hatte noch Zeit, ehe die kaiserliche Armee aus Konieh aufbrach, Damascus zu besetzen und in dieser groſsen Stadt den Sitz des Generalgouvernements von Syrien einzurichten, ehe die Türken nahten. Was die türkische Armee angeht, so muſs man, wenn man lieset, wie das Heer des Sultans und wie seine Oberbefehlshaber beschaffen waren, billig erstaunen, daſs man es nur wagen konnte, mit einer ganz nach Bonaparte's Muster eingerichteten Regierung und Armee, wie die ägyptische war, den Kampf zu beginnen. Wir wollen den Anfang der Beschreibung des Heeres hier mittheilen. Es heiſst S. 160:

Das zur Expedition gegen Syrien bestimmte Heer belief sich,

Artillerie und Geniecorps eingerechnet, auf 60,000 Mann, unter denen 40,000 Mann regulärer Truppen waren; die Artillerie bestand aus 160 Kanonen. Jedes Corps war von seinen Batterien und Munitionskarren begleitet und zugleich von einer Compagnie Arbeiter. Auch die Intendanz, die Kasse und die verschiedenen Dienstzweige waren auf europäischen Fuſs eingerichtet. Eine andere Neuerung rührte unmittelbar vom Sultan her, die Einführung eines Kriegsraths, wodurch der General das Recht verlor, willkührlich über Avancement, Decoration, Leben der unter ihm Dienenden zu schalten. Die Truppen selbst waren schön, zahlreich, tapfer, und glaubten des Sieges über Araber immer sicher zu seyn, wenn diese auch von Ibrahim commandirt würden. Der alte Stolz der Eroberer sah in den ägyptischen Regimentern nur Banden von Sclaven, die bei den ersten Hieben ihrer Herren fliehen würden. Ferner befanden sich bei dem Heere europäische Officiere als Instructoren, und unter diesen mehrere, deren Rath man vortheilhaft zur Leitung der militärischen Operationen gebrauchen konnte; aber der Armee *fehlte ein General*. Der Mann, welcher den Oberbefehl erhalten hatte, muſste allen seinen Gewohnheiten nach mit der auf europäische Weise eingerichteten Miliz, die er commandiren sollte, ganz unverträglich seyn. Hussein war nichts andres als das lebendige Janitschariat an der Spitze des Nizam. Er achtete zwar dieses Nizam, oder die neue militärische Einrichtung, als etwas, das von seinem Herrn ausgegangen war; aber da er von regelmäſsigem Kriegführen durchaus keinen Begriff hatte, so quälte er sich gar nicht damit, zu versuchen, wie sich die zusammengesetzte Maschine wohl könnte gebrauchen lassen. Darin bestand aber das Übel nicht allein, sondern Hussein ward trotz des ausserordentlichen Ansehens, welches ihm übertragen war, durch einen höhern Einfluſs niedergedrückt. Der Seraskier (Kriegsminister) duldete keinen Nebenbuhler, und Hussein konnte ihm unmöglich die Waage halten. Er lieſs z. B. als Serdari-ekrem von Natolien den Statthalter eines Districts wegen Ungehorsams verhaften; der Statthalter drohte im Namen des Seraskiers, und der Serdari-ekrem gab ihn wieder los. In der Armee war sein Ansehen ebenso beschränkt. Darauf folgt dann die nähere Erklärung des Verhältnisses der Generale, Officiere, Soldaten der neu errichteten regulären Macht unter einander und zum Oberbefehlshaber; etwas Unsinnigeres läſst sich gar nicht denken, als diese Mischung von occidentalischer Dressur mit orientalischen Sitten. Weder Hussein, der das ganze Heer comman-

dirte, noch Mehemed Pascha, der den regulären Theil der Armee commandirte, noch der Capitan Pascha Halil hielten je eine Generalrevue; die Pascha's der einzelnen Corps hielten ebensowenig je Heerschau, oder untersuchten die Beschaffenheit der Waffen und Munition. Die Instructoren mochten schreien, soviel sie wollten, nichts glich der schlechten Haltung des Lagers, und die Miſsbräuche der Militäradministration waren zahllos. Die folgenden Nachrichten der militärischen Operationen der Türken bis zum Treffen bei Homs, verglichen mit den Unternehmungen von Ibrahims Armee, beweisen, daſs auch sogar im Felde eine despotische und militärische Regierung, die jeder moralischen Grundlage entbehrt, nur so lange ihren Zweck erreicht, als der einzelne Mann, der an der Spitze steht, seinen Untergebenen geistig und körperlich überlegen bleibt, was bekanntlich sehr selten eintritt. Es ist höchst interessant, die Geschichte eines türkischen Kriegszugs ausführlich mit allen Umständen zu lesen, wie er hier von S. 161 — 189 beschrieben ist. Übrigens trafen bei Homs nur etwa 20,000 Mann von Mahmuds Truppen, nämlich 10,000 vom Nizam, oder den europäisch exerzirten, und ebensoviel unregelmäſsige auf Ibrahims Heer, aber sie verloren ihre Kanonen, wurden gänzlich zerstreut, und Hussein mit der Hauptarmee war weder im Stande die Feinde aufzuhalten, noch einen schimpflichen Rückzug zu verhindern.

Der türkische Generalissimus giebt Aleppo ohne Widerstand auf, er räumt die berühmten Pässe von Cilicien, nachdem er bei Beylan eine neue Niederlage erlitten und Vorräthe, die sein Heer vier Monate lang hätte nähren können, und den gröſsten Theil seiner Artillerie verloren hat. Der Sultan geräth in Wuth, er setzt Hussein ab, der sich gleichwohl in seiner Gunst behauptet und als Pascha von Widdin stirbt; er ernennt seinen Groſsvezier, den er aus Albanien zurückruft, an Husseins Stelle, während Ibrahim ganz Syrien, bald auch Cilicien und die Pässe des Taurus besetzt. Die Verf. versichern, Mehemed Ali habe durchaus keinen Wunsch gehabt, den Krieg fortzusetzen, wenn ihm der Sultan Syrien förmlich überlassen; es sey ihm ganz Ernst damit gewesen, daſs er in allen eroberten Städten für Mahmud als für seinen Oberherrn beten lassen, während er die Macht des türkischen Reichs vollends zu Grunde gerichtet habe. Welche Mittel Mehemed Ali unmittelbar nach seinen Siegen gebrauchen muſste, um seine Armee zu recrutiren, haben uns die Verf. nicht verhehlt. Es heiſst S. 232:

Das Land Ägypten konnte nur mit Mühe die Leute ersetzen, die der Krieg wegraffte. Um sich leichter Rekruten zu verschaffen, hatte man am Ende Juli eine sonderbare Auskunft gefunden. Einem Firman zufolge muſste jeder im Civil oder Militär Angestellte, Christ oder Mohammedaner, in Verhältniſs seines Grades und seines Einkommens, ein Contingent stellen. Ein General sieben Mann, ein Oberst fünf, u. s. w.; ein koptischer Mâlem mit 400 Piaster monatlicher Besoldung stellte einen Mann. Die Ausführung dieses Firmans führte sehr bedenkliche Miſsbräuche herbei, und man sah, wie in verschiedenen Quartieren Cairo's Wachthäuser errichtet wurden, welche miteinander eine förmliche Rekrutenpresse gegen alle junge Leute von starker Köperconstitution betrieben, gegen Bediente, Saïs u. s. w. Diese Maasregel wurde indessen eingestellt und die Regierung nahm wieder ihre Zuflucht zu der vorher angewendeten Weise, um sich die 52,000 Mann zu verschaffen, deren Aushebung verordnet war. Ober- und Unterägypten muſsten jedes 16,000 und Cairo 20,000 Mann stellen. Allein es fehlte sehr viel daran, daſs die Einwohner des Landes im Stande gewesen wären, diese Anzahl wirklich zu stellen! Ganz neulich hatte die Revisionscommission von 6000 Arabern nur 253 stark und gesund gefunden, die übrigen wurden als dienstunfähig verworfen. Dieser Krieg bewirkte also, daſs man noch einmal wieder alle kräftige Arme auswählte und wegnahm und für die Bearbeitung des Landes nur den Auswurf übrig lieſs. Also einmal sind wenigstens diese Franzosen offenherzig über die Folgen ihres Bonaparte'schen Systems! Die Verf. geben übrigens an allen Stellen nicht undeutlich zu verstehen, daſs Ibrahims und Mehemed Ali's Organisationen und Kriegszüge, soweit von europäischer Taktik und Strategie die Rede ist, ganz allein von Franzosen geleitet und von Frankreich aus unterstützt wurden.

Nachdem die Verf. beschrieben haben, auf welche Weise die ägyptische Armee mitten im Winter Anstalt machte, die türkische Hauptarmee unter dem Groſsvezier in Kleinasien aufzusuchen, nachdem sie ihren Aufbruch aus Cilicien nach Konieh gemeldet, so setzen sie hinzu: Aucun rêve de bouleversement de l'empire, d'aggression contre la Capitale, d'usurpation du trône, ne détermina ce nouveau pas; c'étoit seulement d'obtenir les concessions sollicitées au pied du mont Carmel et de s'assurer la conservation de leurs conquêtes que le Vice-roi et son fils se disposaient à franchir le Taurus.

Wir wollen nicht untersuchen, in wie fern dieses gegründet

Digitized by Google

ist, da auch die ungemein ausführliche Geschichte des letzten Feldzugs und der diplomatischen Verhandlungen, welche dadurch veranlaſst wurden, die in diesem Buche gegeben wird, uns über den wahren Zusammenhang im Dunkel läſst. Soviel ist gewiſs, weil die Franzosen es selbst eingestehen, daſs sie eine doppelte Rolle spielten, da sie auf der einen Seite Mehemed Ali aufs kräftigste und auf jede Weise unterstützten, und auf der andern sich als Vermittler für die Türken der Unterhandlungen zu bemächtigen suchten. Die Russen, welche wie die Franzosen zwei verschiedene Abgeordnete, einen militärischen und einen diplomatischen, in Constantinopel hatten, retteten doch wohl in der That das türkische Reich, daſs es nicht noch mehr verlor; denn sie waren wenigstens entschieden auf einer Seite. Die zweite Hälfte des Buchs ist übrigens unstreitig die wichtigste, weil darin der türkische Hof und alle Personen, die an demselben eine Rolle gespielt haben, die fremden Minister und das Spiel französischer und russischer Kabalen ausführlich geschildert wird. Ganz ohne Partheilichkeit scheinen die Verf. dabei freilich nicht zu seyn; im Ganzen geben sie uns aber ein recht gutes Bild von einer despotischen Verwaltung und von den Personen, welche bei einer solchen gebraucht werden.

Die Schilderung des Sultans, seiner Lieblinge und Günstlinge und seiner Zurüstungen zu einem dritten Feldzuge zeigen recht deutlich, daſs Mahmuds Reformen den Türken das Vertrauen auf rohe Kraft nahmen, ohne ihnen die europäische Gewandtheit zu geben; daſs sie die Fehler und Laster des Volks vermehrten, ohne neue Tugenden zu wecken! Unter den Hauptpersonen erscheint Mahmud als ein armseliger Mensch; der Groſsvezier wird ganz unmäſsig und übertrieben gelobt, obgleich er sich hernach mit 50,000 Mann von Ibrahim mit 15,000 Mann bei Konieh schlagen und auf eine ganz lächerliche Weise gefangen nehmen läſst. Ref. weiſs nicht, was die Verf. bewogen hat, diesen Mann so ganz unbedingt zu loben, und dagegen alle Schuld des unglücklichen Ausgangs des Kriegs auf den Seraskier (Kriegsminister) zu schieben. Dieser Seraskier Khosrew ist körperlich, geistig, moralisch hier ebenso als Karrikatur und Ungeheuer geschildert, als der Vezier unter der Feder der Verf. zum Ideal geworden ist.

Nachdem die Verf. ausführlich von den Zurüstungen zum Feldzuge des Jahrs 1833 gehandelt und berichtet haben, auf welche Weise der Seraskier, um den Vezier zu stürzen, Alles aufgeboten habe, um den Ägyptern den Sieg zu verschaffen, schlie-

Digitized by Google

ſsen sie S. 272—273 mit folgenden Worten: Darum sah man denn einen Greis von achtzig Jahren daran arbeiten, eine Unternehmung, welche sein Sultan veranstaltet hatte, zu vereiteln, damit er sich wegen Kränkung seines Stolzes rächen und im Besitz einer auf schändliche Weise erworbenen Macht und eines durch Raub erworbenen Reichthums sterben könnte.

Hernach wird angedeutet, daſs Murawieff, der damals mit Hülfserbietungen aus Ruſsland nach Constantinopel geschickt wurde, den Seraskier unterstützte, um zu hindern, daſs dem Groſsvezier, als er auf ausdrücklichen Befehl des Sultans die Schlacht bei Konieh liefern muſste, die Reserve nicht anvertraut wurde, welches eine Ursache der Niederlage war. Ibrahim hatte die Beendigung der türkischen Anstalten nicht erwartet, er war aus Cilicien aufgebrochen, er hatte Konieh besetzt; der Groſsvezier, als er, durch den Befehl des Sultans zum Angriff gezwungen, die Schlacht lieferte, traf daher bei einer Kälte von 11 Graden auf einen Feind, der sich das Schlachtfeld selbst ausgesucht hatte. Nach S. 295 zählte die türkische Armee 53,000 Mann und 93 Kanonen von verschiedenem Caliber, die ägyptische nur 15,000 und 36 Sechspfünder; nichts desto weniger wurden die Türken völlig geschlagen und zerstreut, der Groſsvezier und die vornehmsten Pascha's gefangen!

Das fünfte Capitel oder S. 319—410 ist ganz den diplomatischen Unterhandlungen und der Untersuchung der politischen Verhältnisse gewidmet, wobei wir denn freilich gewünscht hätten, daſs weniger hypothetische und theoretische und doctrinäre Auseinandersetzung und Abhandlungen als der einfache Gang der Thatsachen gegeben wäre. Die Bedingungen des Friedens waren bekanntlich hart genug für den Sultan, der ausser dem eigentlichen Syrien auch noch Adana abtreten muſste. Wie ist aber dieses arme Syrien gesunken! Die Verf. geben die ganze angesiedelte Bevölkerung des Landes nur auf 1,156,000 Seelen an, und zwar am Libanon 210,000, unter denen 150,000 Maroniten, 50,000 Drusen, 10,000 Griechen sind, Antiochia 6000, Acre 150,000, Tripoli 170,000, Damasc 300,000, Aleppo 200,000, Aïtab und Killis 120,000.

Die Verf., obgleich sie ihren Mehemed Ali zum Himmel erheben und, über seine Grausamkeiten die Achsel zuckend, Gott weiſs welche groſse Vortheile von seinen Bedrückungen, Mordthaten und Gräueln für die künftigen Geschlechter erwarten, wagen dennoch nicht, zu leugnen, daſs Syrien durch den Tausch

eher verloren als gewonnen hat. Nachdem uns nämlich die Verf. sehr viel Gutes und Schönes von Mehemed Ali und seiner Regierung erzählt haben, fahren sie doch S. 418 folgendermaſsen fort:

In der That hat die Vereinigung Syriens mit Ägypten und die Herrschaft Mehemed Ali's bis auf den heutigen Tag die Syrer nicht befriedigt. Ibrahim war genöthigt, in diesem Lande einen förmlichen Feldzug gegen die Versuche der Empörer zu unternehmen, als groſse Fehler der Regierung, Maasregeln der nothwendigen Strenge, die sie üben muſste, und die unruhigen Gemüther der Einwohner Aufstände veranlaſsten. Syrien hatte vergeblich geträumt, daſs der Beherrscher von Ägypten alle die Wünsche befriedigen werde, welche das Land unter der Herrschaft der Pforte gethan habe. Dann folgt eine jener abgedroschenen und sophistischen Entschuldigungen des neuen Despoten, woran unsere Nachbaren so reich sind als wir; weiter unten fahren die Herren fort:

Unter diesen ungünstigen Umständen erschwerte sich Mehemed Ali seine Lage noch dadurch, daſs er sich nicht scheute, mit der Brutalität des Siegers das in Ägypten geltende Contributionssystem und die Aushebung der Rekruten auf ein Land anzuwenden, dessen Bevölkerung und Boden vom ägyptischen so ganz und durchaus verschieden war. Dadurch wurde dann unvorsichtiger Weise die letzte Täuschung der Syrer zerstört und ihr Unabhängigkeitssinn, der die Eroberung erleichtert hatte, gegen die Einsetzung der neuen Gewalt aufgeregt. Dann folgen einige Bemerkungen über die Verhältnisse von Syrien, und endlich heiſst es ferner:

In den Gebirgen von Napleuse zeigte sich zuerst der Aufstand, und Ibrahim ward von 40,000 Empörern in Jerusalem belagert. Dieser ganze Theil der Provinz war in offenem Aufstande und der Aufstand ward durch religiösen Fanatismus doppelt bedenklich, denn in Safad mordeten die Mahommedaner die Juden. Bei dieser Gelegenheit leistete der Emir Beschir den Ägyptern neue Dienste. Er stellte die Ruhe in Safad wieder her und half zu Ibrahims Befreiung. Doch war nicht Alles beendigt, Mehemed Ali eilte selbst seinem Sohne zu Hülfe; er erschien an den syrischen Küsten. Ibrahim suchte von Jerusalem aus zu seinen Vater zu gelangen, konnte dies aber nicht, ohne in neue Gefahren zu gerathen. Als er endlich an der Spitze von 3000 Mann, die ganz abgemattet und heftig bedrängt waren, durch eine Bergschlucht über dem Dorfe Sct. Jeremias zog, erblickte er auf der Höhe

Digitized by Google

17000 Mann unter der Anführung des Sohnes des Abu-Gosch. Dieser Abu Gosch war Scheikh des Dorfes und hatte seit mehreren Jahren ein Handwerk daraus gemacht, diejenigen, welche zur heiligen Stadt pilgerten, auszuplündern; er war der Schrecken von Palästina. Ibrahim hatte ihn endlich verhaften lassen und mehrere Glieder seiner Familie waren ebenfalls in Acre im Kerker, der Sohn war aber frei geblieben und schreckte jetzt Ibrahim durch die Zahl seiner Begleiter, während er doch zugleich eine Deputation an ihn schickte, um die Befreiung seines Vaters zur Bedingung der Aussöhnung zu machen. — — Ibrahim willigte ein und übte dann in Verbindung mit dem Anhang des Abu Gosch grausame Gewalt, und verödete mit Feuer und Schwert das schon verödete Syrien vollends. Ruhe ward freilich endlich gestiftet, nachdem auch die Drusen sogar entwaffnet und der getreueste Freund des ägyptischen Despoten, dessen Hülſe ihm gegen die Türken und gegen die Rebellen so ungemein nützlich gewesen war, der Emir Beschir, durch eine Lähmung seiner Macht und seines Stamms orientalisch belohnt worden.

Die Verfaſser schlieſsen hernach ihren Bericht von des Ägypters gepriesener Polizei und Organisation mit denselben naiven Worten, mit denen wir immer die ekelhaft wiederholten Lobpreisungen der genialen Bonaparte'schen Verwaltung schlieſsen möchten: Mit einem Worte, wenn man seine Augen von den schmerzlichen Umständen der Ausführung abwenden konnte, so muſste man sich freuen, über die glücklichen Folgen, welche das kühne Unternehmen, die lange Anarchie Syriens in Gehorsam und Ruhe zu verwandeln, in der Zukunft haben wird.

Jedermann wird ohne unsere Erinnerung sehen, wie höchst problematisch diese für die Folge verheiſsenen Vortheile sind und wie zuverlässig und gewiſs dagegen der erlittene Schaden, die ausgeübten Gräuel und die Demoralisirung durch Tyrannei und Verachtung des Rechts ist.

Schlosser.

Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen groſser moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret, von Hammer-Purgstall. Erster Band. 1. Mohammed, 2. Ebubekr, 3. Omar, 4. Osman, 5. Ali. Leipzig und Darmstadt. Leske. 1837. 349 *S.* 8.

Ref. hält es für eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den Vf. des angezeigten Werks, die Erscheinung desselben anzuzeigen, obgleich er nicht wagen darf, es zu beurtheilen. Herr v. Hammer hat auch in diesem Buche, wie in vielen andern, die Anschauung der Eigenthümlichkeit orientalischer Geschichte und Literatur durch Darstellungen nach den Quellen erleichtert; dies ist sein groſses Verdienst; de Sacy geht bekanntlich einen andern Weg. Wir freuen uns sehr, daſs Herr v. Hammer jetzt gerade der dunkeln, früheren Geschichte der Moslim seine Aufmerksamkeit gewidmet und dabei zugleich auf das gröſsere Publikum Rücksicht genommen hat. Ref. ist so fest überzeugt, daſs die orientalische Geschichte nur von Orientalisten und für Orientalisten mit Nutzen behandelt werden kann, daſs er sich nie mehr, wie er sonst wohl gethan hat, in einer allgemeinen Geschichte auf das Spezielle der Geschichte des Orients einlassen würde. Kritik, Prosa des Lebens, Weisheit, die dem Occidentalen dienen kann, wird man überall vergeblich suchen, dies wird auch durch die neue Arbeit des Herrn v. Hammer bestätigt, so sehr sich dieser mit rühmlicher Mäſsigung bemüht hat, dieses Mal sowohl die Fülle seiner Gelehrsamkeit nicht im Übermaas vor uns auszubreiten, als seinen dichterischen Flug zu hemmen und unserm occidentalischen Sinn nicht zu viel zuzumuthen.

Herr v. Hammer würde mit Recht darüber lachen, wenn ihn ein Dilettant, wie Ref. ist, loben oder tadeln wollte, er will ihn daher nur durch einen Theil des Buchs begleiten, und was ihm gerade einfällt, lobend oder tadelnd mittheilen, damit zugleich die Leser der Jahrbücher lernen, was sie in dem Buche suchen dürfen und was sie nicht darin finden.

Der Verf. scheint nach S. XIV — XV die Absicht zu haben, in diesem Werke eine chronologisch fortlaufende Übersicht der wichtigsten Epochen und gewichtigsten Revolutionen der vorderasiatischen Staatsgeschichte in den ersten sieben Jahrhunderten der Hidschret zu geben. Dies kann nicht anders als ungemein vortheilhaft für die allgemeine Geschichte seyn, wenn unsere Compendienschreiber und Büchermacher die Arbeiten des groſsen Orientalisten verständig und kritisch gebrauchen, wenn sie aber das Gegentheil thun, dann wird dadurch unser historisches Trei-

Digitized by Google

ben noch wüster, nachtheiliger, verwirrender, als es schon jetzt ist. Wir betrachten den Herrn v. Hammer sowohl hier als in seiner türkischen Geschichte im eigentlichen Sinn als Orientalisten, der unmittelbar aus den Quellen schöpft und wörtlich genau in Quellen wiedergiebt, also Alles im orientalischen Lichte sieht; man muſs daher immer occidentalische Kritik hinzusetzen und nur dasjenige glauben und nachsprechen, was mit einer gesunden Ansicht menschlicher Dinge, mit der Vorstellung von Geschichte, die den Occidentalen immer leiten muſs und mit der Gewiſsheit, daſs jeder orientalische Schriftsteller von seiner Fantasie oder von seinem Eigennutz oder seiner Leidenschaft geleitet wird, nicht in Widerspruch steht.

Die ersten 28 Seiten geben eine ganz vortreffliche gedrängte Schilderung Arabiens zu Mohammeds Zeit, der Geschichte des Landes und der früheren Poesie. Erst S. 30 beginnen die Legenden von Mohammed, welche das gröſsere Publikum, dem das Buch bestimmt ist, mit mehr Vergnügen lesen wird, als Ref., der daher auch dem Geschichtschreiber des Propheten nicht folgen kann, wenn er wörtlich wieder erzählt, was er in seinen arabischen Quellen gefunden hat. Eine anziehende prosaische Notiz ist Ref. unter aller der Poesie der Mährchen und Legenden der früheren Geschichte des Propheten aufgefallen. Herr von Hammer sagt nämlich S. 39: Viele behaupteten, Mohammed habe weder schreiben noch lesen gekonnt, es erhelle aber aus den besten Quellen der Prophetengeschichte das Gegentheil. Den poetischen Werth des Korans schlägt Herr v. Hammer S. 44 ungemein hoch an, uns würde wahrscheinlich doch an diesem zauberischen Rhythmus *reichgereimter* Prosa gerade der Reim miſsfallen, da wir unserer occidentalisch germanischen Natur und Bildung nach die Griechen und Römer vorziehen. Herr v. Hammer sagt davon in seiner orientalischen Manier: »sie schlagen bald in kurzen Absätzen, wie *Fluthengeplätscher*, bald in länger hinausgeschobenen Endfällen, wie *langsam wiederkehrende Wogenbrandung* ans Ohr.« Bei dieser Gelegenheit giebt er uns aber zugleich die Nachricht, daſs die Araber vor Mohammed nur erotische, panegyrische, elegische und philosophische Gedichte in bestimmten Sylbenmaaſsen gekannt hätten.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 61. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

v. Hammer: Gemäldesaal moslimischer Herrscher.

(Beſchluſs.)

Dann folgt viel aus dem Koran und über den Koran und die ganze Legendengeschichte des Propheten. Warum muſs aber ein so fein gebildeter Mann, als Herr v. Hammer, der so viele Verdienste hat, oft so bitter gegen andere Gelehrte seyn, die Gott nicht mit so viel Fantasie begabt hat, als ihn, die aber das Unglück haben, mit dem in Wien und Berlin und München bei Gelehrten verpönten, gesunden Menschenverstande und der von diesem eingegebenen Kritik behaftet zu seyn? Wir nehmen es ihm gar nicht übel, wenn er in der S. 81—86 nach dem Koran beschriebenen Himmelfahrt Mohammeds, die unter dem Geleit des Engels Gabriel auf dem Borrak (mit Menschengesicht, Elephantenohren, Kameelhals, Pferdeleib, Schweif eines Maulesels, Hufen eines Stiers) vor sich geht, Gott weiſs welche Mystik findet; aber warum schimpft er die, welche das nicht finden können, ebenso hart, als der arabische Lügenprophet je gethan hat? Herr v. Hammer sagt nämlich S. 86—87: »So läppisch dieser Traum s c h ö n g e i s t e r i s c h e n K r i t i k e r n, so nichtig derselbe c h r o n o l o g i s c h e n D a t e n s a m m l e r n erscheinen mag, so merkwürdig und wichtig ist derselbe nicht nur für Mohammeds Lebensgeschichte, sondern auch als Grundlage der ganzen Mystik (vielleicht Mystification?) des Islams. Daſs der Borrak der Pegasus des moslimischen Dichters sey (S. 89), ist ein unglücklicher Gedanke, so wie der Ausdruck, daſs die zwölf Bewohner Medina's, die nach Akaba kamen, einen T u g e n d b u n d gebildet hatten. Ref. verdankt auch diesem Buche des Herrn v. Hammer, wie dessen Türkischer Geschichte, zu viele Belehrung über Dinge, die er auf einem andern Wege n i e würde gelernt haben, um diese Andeutungen weiter auszuführen. Von S. 98 an erzählt Herr v. Hammer die politischen und kriegerischen Unternehmungen auf eine sehr verständige Weise. Die Geschichte gewinnt unstreitig durch diese Behandlung eine ganz andere Gestalt, auch hat er, soviel möglich, alle störende Einzelheiten entfernt. S. 111—113 und an andern Stellen berichtet Herr v. Hammer auf-

richtig Handlungen seines Helden, die den orientalischen Schriftstellern gewiſs weniger aufgefallen sind, als sie einem Manne, wie Herr v. Hammer ist, nothwendig auffallen muſsten, sonst hätten sie gewiſs Sorge getragen, sie zu unterdrücken. Von S. 113 an folgen, nachdem am angeführten Orte vom Treffen von Bedr die Rede gewesen war, die verschiedenen Waffenthaten, wo Herr v. Hammer die wahre Beschaffenheit der bekannten Geschichten des Kampfs um Medina sehr richtig darstellt. Den Schluſs der Geschichte des Propheten, welche in diesem Bande von 349 Seiten 237 einnimmt, macht eine ganz ausführliche Schilderung Mohammeds, seiner Gewohnheiten, Kleidung, Sitten, Lebensweise, und es sind eine groſse Anzahl Anekdoten von ihm und über ihn aus orientalischen Schriftstellern gesammelt.

Die Geschichte Ebubekrs (so schreibt Herr v. Hammer) ist ebenfalls ganz neu aus den Quellen gezogen und in orientalischer Manier gehalten. Die Reden und gelegentlich die Verse werden angeführt und die Legendenmanier der arabischen Schriftsteller beibehalten. Dadurch gewinnt das Dichterische und Romanhafte allerdings, der politische Geschichtschreiber, der gern Alles auf seine Zeiten und ihren Zustand bezieht, würde oft wünschen, daſs er die Dinge auch von einer andern Seite betrachten und beurtheilen lernte; aber der Verf. wollte uns mit der Manier der arabischen Schriftsteller, mit ihrer Art Philosophie und ihrer Lebensansicht bekannt machen, das wird freilich auf diese Weise am besten erreicht.

Dieser Artikel Ebubekr enthält einen längern Abschnitt über den berühmten Helden des Islam, über Chalid und über seine Unternehmungen. Auch hier erhalten wir nur die Nachrichten der orientalischen Quellen, sonst lieſse sich wohl Einiges dagegen erinnern, daſs die Byzantiner den 36,000 Arabern bei Edschenadin 72,000 Mann sollen entgegengestellt haben. Audiatur et altera pars. Überhaupt scheint es uns, als hätte H. v. Hammer diesen Artikel doch etwas gar flüchtig gesammelt. Nicht als wären wir ihm nicht dankbar für das, was er übersetzt hat, er hätte aber doch auch Stellen wählen können, die nicht blos, wie die gewählten, dem groſsen Publikum, sondern auch dem Kenner nützlich gewesen wären. Übrigens ist der Artikel kurz, er füllt S. 238—258.

Der Artikel Omar (der Verf. legt Bedeutung darauf, daſs dies einerlei Name mit Homer sey, uns scheint dergleichen eine leere Spielerei) enthält zuerst eine ganze Anzahl Anekdoten, die unterhaltend sind und zur Kenntniſs arabischer Sitten dienen; in

der Geſchichte legen wir keine Bedeutung darauf. Von S. 267 an kommt endlich Herr v. Hammer von arabiſchen Mährchen zur Geſchichte, nöthigt uns aber ein Lächeln ab, wenn er nützlich findet, den guten Reiske in einer Note ausdrücklich darüber zu tadeln, daſs er ein Wort, das o Menſchen heiſst, lateiniſch Viri Medinenses überſetzt habe. Wer das Arabiſche vor ſich hat, sieht gleich, daſs Reiske nur elegant Latein ſchreiben wollte, und wer es nicht vor ſich hat, dem iſt es ganz einerlei, da gar nichts darauf ankommt. Wir würden übrigens noch heute lieber dem Abulfeda als dem Radhatob-ahbab oder dem Ibn Keser folgen, und wiſſen nicht recht, aus welchen europäiſchen Geſchichten Herr v. Hammer S. 268 Note die bisherige Geſchichte Omars und Ebubekrs will ausgemärzt haben. Es kann ihm unmöglich Ernſt seyn, daſs wir dem, was man aus Abulfeda genommen hat, die Geſchichten, die er hier mittheilt, ſo intereſſant ſie in anderer Beziehung ſind, ſubſtituiren ſolle. Dies iſt kein Tadel; Ref. ſetzt nur ſein occidentaliſches Bedenken der orientaliſchen Gewiſsheit entgegen. Anekdoten ſind keine Geſchichte, dieſe erfordert Zuſammenhang und dürren Verſtand.

Ref. hofft, daſs Herr v. Hammer, wenn ihm dieſe Blätter zufällig zu Geſicht kommen, daraus erkennen wird, daſs auch Dilettanten (mehr iſt Ref. nicht) der orientaliſchen Geſchichte alles, was von einem Manne kommt, der neben de Sacy am mehrſten für den Orient geleiſtet hat, begierig leſen. Ref. hat, im Begriff abzureiſen, dieſen Gemäldeſaal noch vorher durchgeleſen, und ward nur zufällig gehindert, dem Herrn v. Hammer auch noch durch Othman's und Ali's Leben zu folgen.

Schloſſer.

Index scholarum in Gymnasio Hamburgensi Academico a Paschate 1837 — 1838 *habendarum editus a C. F. Wurm, Historiar. P. P. hoc anno Gymnasii Rectore. Proluditur de Jure legibus solvendi seu dispensandi. Hamb. b. Meiſsner.* 1837. 39 *S. in* 4.

Schon durch die glücklich gewählte und trefflich durchgeführte Einkleidung verdient dieſe kleine gehaltvolle Schrift Auszeichnung. Der Verf. erzählt, über die Auswahl eines in der Kürze intereſſirenden Stoffs zu dem Programm, welches ihm als Director für den Jahrescurs ſeines zur Univerſität vorbereitenden Inſtituts obliegt, in einiger Verlegenheit geweſen zu seyn. Ein

Paar hoffnungsreicher brittischer Jünglinge, auf deren Bildung er selbst noch vor ungefähr 10 Jahren zu Ipsom als Lehrer und Erzieher gewirkt hatte, besucht ihn in seiner mit England tagtäglich verkehrenden freien Bundesstadt. Beide sind indeſs, nach ihres selbstständigen Vaterlands Art, zum Studium der Politik herangereift, welches aber dort nicht durch oberflächliche Theorien und willkührliche Speculationen, sondern durch Vergleichung des classischen Alterthums und der mittelalterlichen Gesetzgebungen mit dem Entwicklungsgange des brittischen Staates selbst und mit dem, was darin durch das Gegebene möglich und verbesserlich erscheint, betrieben zu werden pflegt. Daraus entstehen zwischen den jungen Freunden und Ihm einige *quaestiones tusculanae*. Und unvermerkt, indem die Gespräche darüber gedrängt und doch angenehm in flieſsendem Latein angegeben werden, ist das Programm selbst, in dieser ästhetisch gefälligen Form, fertig.

Die brittischen Jünglinge sind zum Theil bedenklich darüber, ob nicht in den Reformen neuester Zeit auch in ihrem Vaterlande durch Auflösen alter Gesetze, durch das königliche und parlamentarische »solvere legibus« zuviel gewagt werde. Der vorsichtige Lehrer lenkt ihre Aufmerksamkeit von dem Speciellen der unentschiedenen, den Partheikämpfen ausgesetzten Gegenwart auf die allgemeinere Frage: Woher das unter Jakob II. zum Vortheil der Katholiken so weit getriebene Recht, von den Gesetzen zu dispensiren, entstanden und vermehrt worden sey? Dadurch entsteht zwischen den Dreien ein Gespräch, welches so, wie es der Vf. zu leiten und mit ächt Ciceronianischer Gewandtheit wiederzugeben versteht, weit klarer und anziehender ist, als es in der gewöhnlichen Form von Abhandlung hätte erscheinen können.

Innocenz III. behauptete nach c. 4. X. de concess. praebend. 3, 8. von den Päbsten: secundum plenitudinem potestatis *de Jure possumus supra jus dispensare*. Sie gebrauchen daher die Formel: *non obstante* priori mandato. Eben diese Formel kommt unter Kg. Heinrich III. vor. Und Matth. Paris ad a. 1250 bemerkt deswegen: jam civilis curia *exemplo ecclesiasticae* coinquinatur et *a sulphureo fonte rivulus* intoxicatur. Dennoch haben die Rechtslehrer das königliche Dispensationsrecht um so weniger aus dem päbstlich Kirchlichen herübergeleitet, da von den Päbsten Urban und Zosimus kanonische Erklärungen erhalten sind, daſs der Pontifex rom. gegen das, was sancti Patres sententialiter definierunt, kein

Digitized by Google

neues Gesetz geben durfte. Allerdings aber scheint doch hierdurch, wie auch S. 7 bemerkt wird, die Schuld des anmaſslichen »non obstante« von dem kanonischen Rechte nur zum Theil entfernt zu werden. Wovor man sich nach den früheren Aussprüchen noch scheuete, davon dispensirte sich die immer ihrer selbst mehr bewuſst werdende Irrefragabilität des heil. Stuhls. Daſs er dann als Muster nachgeahmt wurde, scheint durch den Gebrauch der gleichen Formel non obstante erwiesen, wenngleich aliqua pars culpae (S. 7) vom päbstlich kanonischen Recht entfernt werden kann.

Bemerkt wird daher, daſs der brittische König selbst nur durch das Gesetz legitim sey. [Offenbar der ächte Begriff vòn Legitimität!] Deswegen um so mehr S. 8 die Frage: ob denn etwa das römische *Jus Civile* darin ein *servile* sey, daſs es den Regenten ein solutum esse legibus zuschrieb und dadurch ihnen auch ein Recht, andere legibus solvendi zu geben scheine. Gezeigt wird nun wohl aus einem Fragment Ulpians (l. 1. D. de Constit. Principum. l. 4.), daſs dieser Gesetzlehrer allerdings selbst die Lex Regia, quae de imperio Principis lata est, als nur vom *populus* ausgegangen erkannte, und das rechtliche Verhältniſs zwischen Volk und Regent darauf stellte, daſs der populus ei (= Principi) et in eum *omne* [??] *suum* imperium et potestatem conferat. In diesem *omne* liegt die Übertreibung. Nur, weil man ein solches Abtreten ohne bedeutenden Vorbehalt voraussetzte, zeigt selbst die aus Paulus nach L. 23. D. de legatis III. l. 32. angeführte liberalste Stelle, wie unbedingt man (in der Zeit nicht mehr republikanischer Gesinnungen) das »legibus solutum esse principem« verstand. Nur als Decenz und Klugheit betrachtet P. das Liberalere. Er sagt nur: *decet* enim tantae majestati, eas servare leges, quibus ipse solutus esse *videtur.* Und selbst das gepriesene Wort von Alexander Severus (L. 3. C. de testamentis. 6. 23.) setzt das solutum esse legibus streng voraus. Licet enim *lex Imperii* solemnibus juris Imperatorem solverint; nihil tamen *tam proprium* [!] Imperii est, quam — legibus vivere. Auch klingt die berühmte Constitutio Theodosii et Valentiniani (C. 4. C. de legibus. l. 14.) doch nur wie ein persönliches Verzichtthum auf jenes dennoch allgemeine Entbundenseyn von dem, was schon Gesetz war. Sie sagen: *Digna* vox est majestate regnantis, *legibus alligatum* se principem *profiteri.* Adeo de auctoritate juris nostra pendet auctoritas. Et revera *majus Imperio* est,

Digitized by Google

submittere legibus principatum. Et oraculo (!) praesentis edicti, quod *nobis* licere *non patimur*, indicamus.

Noch stund demnach dieses Kaiserpaar auf dem unklaren Standpunkt, daſs sie nur nicht benutzen wollten, was sie doch als etwas, das ihnen erlaubt wäre (= liceret) betrachteten. (Dahin wäre dann wohl auch zu rechnen, daſs Plinius (Panegyr. c. 65.) von Trajan mit Erstaunen rühmte: in rostris . . *ipse Te legibus subjecisti*; legibus, Caesar, *quas nemo principi scripsit.* Dieses Erstaunen scheint in uns insofern nicht anstöſsig, als damals der Unterschied, von welchen Gesetzen der Monarch dispensiren dürfe oder nicht dürfe, nicht verdeutlicht war.) Desto besser aufgeklärt wird nun hier: daſs und warum die Dispensation nicht auf das durch Naturgesetze verbotene (= mala in se) auch nicht auf die gemeinschaftlichen Rechte der Staatsgenossen (= auf das jus commune), sondern nur auf das sich erstrecke, was erst durch ein (relatives) Gesetz verboten wurde. — Dies erläutert nun der geschickt geleitete Dialog auch durch viele Specialkenntnisse so licht und genügend, daſs Rec. nur um so mehr veranlaſst ist, den Verf. der »Kritischen Versuche über die öffentlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland« (Leipz. 1835.) zu ferneren Anwendungen seiner historischen Forschungen auf Beleuchtung der damit zusammenhängenden Staatrechtsbegriffe aufzumuntern.

4. Juli 1837. *Dr. Paulus.*

Über das Leben und die Schriften von Diamant Coray. Von Dr. Ludwig von Sinner. Aus dem Französischen mit Zusätzen von Conrad Ott. Zürich, Verlag von Orell, Füſsli & Comp. **1837. 49 S. 8.**

Wir eilen, unsere Leser mit dieser Charakteristik bekannt zu machen, deren Anzeige in den Jahrbüchern der Literatur nicht fehlen darf, da sie ein doppeltes Interesse darbietet, theils in Rücksicht auf ihren Gegenstand, theils wegen des Verfassers, der Coray persönlich kannte und von ihm nach Verdienst geschätzt war. Herr v. Sinner benutzte dabei hauptsächlich die Autobiographie, deren Vorrede Coray am 23. December, in seinem 81. Jahre, unterzeichnete (Βιος Ἀδαμαντίου Κοραῆ, συγγραφεὶς παρὰ τοῦ ἰδίου, Paris, Eberhart, 1833, pagg. 30, 8.); ausserdem Mittheilungen der Zöglinge und Freunde Coray's, Ambroise Firmin Didot und Fournaraki. Th. Kind's Nekrolog in den Zeitgenossen, 5. Bd., 6. 7. und 8. Heft, blieb unserm Biographen

unbekannt, da sein Manuscript schon im October 1835 dem Druck übergeben ward, und dient nun zur Ergänzung und theilweisen Berichtigung desselben, wodurch Herr C. Ott, rühmlich bekannt durch seine Lebensbeschreibung des wackern Usteri, weiland Bürgermeisters von Zürich, den Werth seiner Übersetzung noch erhöhet hat.

Coray war einer der merkwürdigsten Gelehrten seiner Zeit, und unstreitig der gröſste Gelehrte Neugriechenlands. Eigentlich hieſs er Diamantes Koraës (Διαμάντης, später Ἀδαμάντιος, Κοραῆς), nannte sich aber selbst im Französischen Diamant Coray *). Er ward 1748 am 27. April in Smyrna geboren. Sein Vater, Johannes Koraës, von Chios, hatte früh, Handels wegen, sein Geburtsland mit dieser Stadt vertauscht und sich dort mit Thomaïde Rysia verheirathet. Ihr Erstgeborner war unser Koraës; noch sieben andere Kinder folgten, starben jedoch alle jung, mit Ausnahme eines Sohnes, Andreas. Beide Eltern waren ausser Stand, sie, und besonders den ältern Sohn, ordentlich zu unterrichten; aber ein glücklicher Zufall ersetzte diesen Mangel. Der mütterliche Groſsvater, Adamantios Rysios, war nämlich in seiner Jugend zu Konstantinopel und Chios ein ausgezeichneter Lehrer gewesen, und später zwar Handelsmann, aber doch ohne seine frühern Studien gänzlich zu vernachlässigen. Daher hatte er seine Reisen nach Holland dazu benutzt, eine kleine, aber auserlesene, Sammlung griechischer Schriftsteller anzuschaffen. Er starb, ohne einen seiner Enkel gesehen zu haben; allein im Testament bestimmte er seine Bücher Demjenigen von ihnen, der zuerst so unterrichtet in allen Gegenständen als der Lehrer selbst die neugestiftete griechische Schule verlassen würde. So bezogen diese denn beide Brüder, gehörig unterstützt vom Vater, den der Handelsstand in Smyrna durch ehrenvolle Anstellungen ausgezeichnet hatte. Leider war der Unterricht dort dürftig und der Stock ein hauptsächliches Erziehungsmittel. Daher verlieſs Andreas bald die Schule. Aber Adamantios blieb, angefeuert vom Beispiel seines Groſsvaters, und in seinem Entschluſs, den Wissenschaften zu leben, bestärkt durch einen andern Verwandten, den Arzt Andreas Koraës, (Verfasser einer Ode in dorischem Dialekt an d'Aguesseau, deren erneuerten Abdruck, als Anhang von Thomas Lobschrift auf den Kanzler, unser Koraës 1819 veranlaſste,) und durch einen Vetter seines Vaters, den

*) Wir behalten in der Folge den ächtgriechischen Namen.

Pater Kyrillos, damals Lehrer des Griechischen auf Chios. Der Lohn seines Fleiſses beim Austritt aus der Schule war die Bibliothek des edlen Groſsvaters.

Aber nun galt es, diesen Schatz auch zu heben. Die erworbenen griechischen Schriftsteller waren lateinisch erklärt, und er verstand nicht lateinisch. Die Schule hatte ihn mit dem stolzen Titel eines λογιώτατος, σοφολογιώτατος, entlassen, und dieser Hochgelehrte wuſste nichts von Geschichte, nichts von Geographie; ja seine Kenntniſs des Griechischen selbst war noch unzureichend, einen antiken Text zu verstehen. Ebenso unbekannt war er noch, obwohl zum Handel bestimmt, mit dem Italienischen und Französischen; hatte sogar Mühe, Lehrer in diesen Sprachen aufzufinden, und bemerkte bald, daſs sie, den Stock abgerechnet, ebenso geschickt waren als sein griechischer Sprachmeister. Um Latein zu lernen, hätte man ihn den Jesuiten anvertrauen müssen, und deren Bekehrungssucht fürchteten die Eltern, eifrige Bekenner der griechischen Religion. Da trat wieder ein glücklicher Zufall ein. Bernhard Keun, Kaplan des holländischen Konsuls in Smyrna, suchte einen jungen Griechen, der ihn die Aussprache des Neugriechischen lehrte. Koraës erbot sich dazu, und der Kaplan unterrichtete ihn dagegen im Lateinischen; jede andere Belohnung schlug der Jüngling aus. Keun hatte in Kurzem seinen Zweck erreicht, gewann aber Koraës so lieb, daſs er ihn bei sich behielt, mit ihm spazieren ging, ihm seine Lateiner lieh, und ihm erlaubte, allein in seiner Bibliothek zu arbeiten. Zu gleicher Zeit lernte unser Held in den Wissenschaften, um das alte Testament gründlich zu verstehn, Hebräisch, aber von einem Juden, dessen pedantische Gelehrsamkeit ihm die Sache verleidete. Überhaupt bemerkte Koraës, daſs all seine bisherigen Lehrer noch weit zurückblieben hinter den Kenntnissen, welche die Bücher, die er las, umfaſsten. Er fühlte daſs es nothwendig sey, seine Erziehung in Europa zu vollenden, und der verständige Keun bestärkte ihn in dieser Meinung. Auch hatte eifriges Lesen des Demosthenes ihm sein entartetes Vaterland unerträglich gemacht; in seinem Herzen kochte der Haſs gegen die Muselmänner. Er verfiel dadurch in eine gefährliche Brustkrankheit, von welcher er gleichwohl sich in seinen Studien nicht stören lieſs. So kam das Jahr 1772 heran, in welchem dieser sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung ging, indem sein Vater, zur Ausdehnung seiner Handelsverbindungen, ihn nach Holland sandte.

Digitized by Google

Koraës verweilte 6 Jahre zu Amsterdam, und mit jener Anstelligkeit und Gewandheit, die von jeher den Griechen auszeichnete, betrieb er nicht allein sein Hauptgeschäft, sondern studierte auch unter der Anleitung des Pfarrers Adrian Buurt, eines Freundes von Keun, Logik und Mathematik. Buurt und seine Gattin würdigten den liebenswürdigen Jüngling ihres Vertrauens, und der Umgang mit dieser edlen Familie entzog ihn den Verführungen der groſsen Stadt.

Endlich riefen ihn Verhältnisse nach der Heimath zurück. Im Frühling 1779 kam er wieder nach Smyrna, wenige Tage darauf, als die groſse Feuersbrunst einen Theil der Stadt verzehrt hatte. Sein väterliches Haus war eine Brandstätte, und dieses Unglück, verbunden mit dem widerwärtigen Treiben der Türken, das nun wieder sein tägliches Schauspiel war, stürzte Koraës in eine Melancholie, die an Verzweiflung gränzte. Kaum erhielt ihn sein Freund Keun aufrecht in diesem Sturm. Aber den Widerwillen des freiheitliebenden Hellenen gegen die fremdartige Umgebung zu überwinden vermochte er nicht; sogar der Reiz einer sehr vortheilhaften und von seinen Eltern gewünschten Heirath lieſs ihn kalt; nach wenigen Jahren verlieſs er abermals und auf immer sein Vaterland, um sich nach Frankreich zu begeben und dort die Arzneikunde zu studieren; ein Vorsatz, den er auf der Heimreise in Venedig gefaſst hatte, um theils noch eine Zeitlang in Europa zu verweilen, theils späterhin unter den Moslemim, wenn er bei ihnen seinen Wohnsitz aufschlagen müſste, eine geachtetere Stellung zu behaupten.

Am 9. October 1782 kam er in Montpellier an und widmete sich dort 6 Jahre lang dem gewählten Studium, kurze Zeit hindurch von den Eltern unterstützt, nach ihrem Tode aber im J. 1783 von Keun, der groſsmüthig einen Theil seines Vermögens hierzu verwandte. Koraës selbst hatte unterdeſs auch Englisch und Deutsch gelernt, und vermehrte seine Einnahmen durch französische Übersetzungen, besonders medicinischer Werke in beiden Sprachen, als der Klinik von Selle, der Einleitung zum Studium der Natur und der Arzneikunde von Demselben, des Abrisses einer Geschichte der Medicin und Chirurgie von Black, u. s. w.

1786 ertheilte ihm die medicinische Facultät zu Montpellier, nach Einreichung seiner Inauguralschrift, betitelt: Pyretologiae synopsis, den Doctorgrad, und zwei Jahre darauf begab er sich mit Empfehlungen seiner Professoren nach Paris, kurz vor dem Anfange des groſsen Drama's, das noch immer nicht ausgespielt ist.

Digitized by Google

Koraës nahm keinen thätigen Antheil daran; aber begeistert von den Anstrengungen einer groſsen, zur Freiheit wieder aufstrebenden Nation, faſste er den Entschluſs, auch seines klassischen Vaterlandes Wiedergeburt bewirken zu helfen und den bisherigen Wirkungskreis als Gelehrter und ausübender Arzt zu überschreiten. »Mit feurigem Patriotismus,« sagt der Verf., »mit erprobter Ausdauer, mit einer reichen und tiefen Gelehrsamkeit widmete sich Coray ganz und ohne Rückhalt diesem erhabenen Apostelthum der wahren Freiheit. Hierauf bezogen sich all seine zahlreichen Arbeiten; und nur, wenn wir sie nach diesem Zwecke beurtheilen, sehen wir die Vorzüge und die Mängel seiner so berühmten und doch allzu wenig gekannten Ausgaben.« *Selbst* Grieche sprach er nämlich hier zu den Abkömmlingen jener alten Hellenen, vor welchen einst Demosthenes seine begeisterten Reden hielt. Noch stehend auf dem Schauplatze groſser Thaten der Voraltern, noch eine griechische Mundart redend, muſsten Koraës' Mitbürger besser als jedes andere Volk das griechische Alterthum verstehen lernen, wenn man sie nur auf sicherer Stufenleiter demselben wieder näherte. Dieser groſse Zweck war das Hauptaugenmerk unsers Reformators; Förderung griechischer Philologie für die Welt überhaupt war nur ein Nebengewinn, auf den er kaum rechnete, und den er aus Bescheidenheit nie als das Ziel seiner Arbeiten zu bezeichnen wagte. Damit aber das verwahrlosete Geschlecht seiner edlen Vorzeit wieder bewuſst würde, muſste es gleichsam wieder in die Kindheit zurückkehren, es muſste seine durch Barbarismen verunstaltete Sprache wieder herzustellen suchen, muſste der althellenischen, dieses unerreichbaren Sprachmusters, wieder mächtig werden, und dann, von Leichterem zu Schwererem und Höherem unermüdet fortgeführt, endlich zu *dem* Grade humaner Bildung gelangen, den seit Jahrtausenden veränderte Religion und Sitte zu erreichen vergönnt. Zur Erreichung dieses Ziels bedurfte Griechenland auswärtiger Hülfe, und Koraës rechnete hier besonders, wegen des gleichen Strebens, auf sein zweites Vaterland Frankreich. Daher war er bemüht, Franzosen und Griechen zu befreunden. Seine Flugschrift, Σάλπισμα πολεμιστήριον (Kriegsposaune), die 1801 erschien, ruft diese der französischen Republik zu Hülfe. Sein Gesang Φίλοι μου συμπατριῶται, dessen Dichtung in dieselbe Zeit fällt, ist der Marseillaise nachgebildet, und weckte französischen Muth in den Herzen der Neugriechen, gleich Rhigas' Hymnen. Von der andern Seite zeigte er den gebildeten Völkern,

Digitized by Google

daſs Griechenland ihrer Aufmerksamkeit und Theilnahme würdig sey. Seine Denkschrift über den jetzigen Zustand der Cultur in Griechenland (1803, 66 Octavseiten) zielte dahin, und die Übersetzung ins Neugriechische ermunterte zugleich die Griechen selbst, auf der rühmlichen Bahn wahrer Bildung unermüdet fortzuschreiten.

Was die griechischen Klassiker betrifft, durch die er den Geist seiner Landsleute zu wecken und zu bereichern suchte, so begann er mit den Charakterschilderungen, die man dem Theophrast beilegt. Sie erschienen 1799, ausgezeichnet durch einen trefflichen Commentar und begleitet von einer französischen Übersetzung. Ein reicher griechischer Kaufmann zu Livorno trug die Druckkosten des Werks, das den freien Griechen des jonischen Meers gewidmet ist. Ein Jahr darauf folgte Hippokrates' Abhandlung von Luft, Wasser und Gegenden, ebenfalls auf Kosten einiger Edlen Griechenlands gedruckt, und 1810 vom französischen Institut durch den Preis von 5000 Franken geehrt. In weniger als 15 Jahren war diese Bearbeitung, die ausserordentlichen Beifall fand, verkauft und eine neue Ausgabe nöthig, deren Vorrede in neugriechischer Sprache, 56 Seiten stark, besonders an junge Landsleute gerichtet ist, die sich der Heilkunde widmen. 1802 folgte die Prachtausgabe des von K. verbesserten Longus, bei Peter Didot in Quart auf 132 Seiten gedruckt; 1804 Heliodor, und 1805, aus Auftrag der Brüder Zosima, reicher griechischer Kaufleute zu Moskau, Älians Sammlung vermischter Geschichten, nebst den Fragmenten des Heraklides aus Pontus und des Nikolaus von Damaskus, als Probestück der griechischen Bibliothek (Βιβλιοθήκη ἑλληνική), die 1826 mit dem 16ten Bande beendigt ward, und Isokrates, Plutarchs Biographien, Strabo, auf Kosten einiger Chioten gedruckt, Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates, Plato's Gorgias und Lykurgs Rede wider Leokrates enthält, auch mit authentischen Bildern der Schriftsteller ausgestattet. Ein Anhang, weniger reich ausgestattet, giebt unter dem Titel Πάρεργα ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης, Polyän, Äsop; dann besonders, gleichfalls auf Kosten der Chioten 1814 gedruckt, Xenokrates' und Galens Abhandlungen über die Nahrung, welche die Wasserthiere liefern; hierauf Mark Aurel; ferner Onesanders Feldherrn und die erste Elegie des Tyrtäus, mit franz. Übersetzungen, jenen des Barons Zurlauben, diese Firmin Didot's; endlich Plutarchs Politica, Epiktet, Cebes, Kleanthes' Hymnus und Arrians Abhandlungen über Epiktet. Eine ähnliche Samm-

Digitized by Google

lung, in welche K. das Beste aus seinen reichen Adversariis niederlegte, führt den Titel Ἄτακτα, und kam seit 1828 heraus. Sie enthält nur 5 Bände, den letzten 1835, nach Koraës Tode, von H. Fournaraki mit groſsem Fleiſse besorgt, und zeichnet sich besonders aus durch ein neugriechisches Wörterbuch im 2ten Bande, und durch ein alt- und neugriechisches von gröſserem Umfange im vierten.

Von einzelnen Ausgaben bemerken wir noch Hierokles' Ἀστεῖα 1812, ein Bändchen, das wenig in den Handel gekommen zu seyn scheint, und besonders Aristoteles' Politik, mit der K. 1821 die Morgenröthe der griechischen Freiheit begrüſste. Auch die französische Übersetzung des Strabo gehört hieher, welche Bonaparte ums Jahr 1803 wünschte, und wozu der Minister Chaptal La Porte du Theil und Koraës vorschlug, während Gosselin die geographischen Anmerkungen schreiben sollte. Der erste Consul genehmigte diesen Vorschlag und bestimmte jedem der Bearbeiter ein Jahrgehalt von 3000 Franken. 1805 überreichten sie den ersten Band, und noch vor der Vollendung des zweiten ward ihnen ausserdem eine Rente von 2000 Franken auf Lebenslang zugesichert; worauf aber K. seine Mitarbeiter bewog, auf den Jahrgehalt Verzicht zu leisten; eine Uneigennützigkeit, die den vollen Beifall des Ministers erhielt.

Mit diesen 2000 Franken bestritt seitdem der frugale K. seinen jährlichen Unterhalt. Bei seinen Ausgaben von Klassikern bedachte er zu wenig seinen Vortheil, und nur die des, auf Al. Basili's Kosten gedruckten, Heliodor brachte ihm eine bedeutende Summe ein; aber er legte sie in die Sparkasse, und als späterhin Basili's Wittwe in Dürftigkeit gerieth, setzte er ihr eine Pension aus, und ihren Kindern verschaffte er Aufnahme in eine Pariser Schulanstalt.

Werfen wir noch einen Blick auf K., den Philologen. Es würde ungerecht seyn, an ihn, als solchen, den strengen Maaſsstab zu legen, nach welchem man heut zu Tage den Werth von Bearbeitungen der Klassiker zu bestimmen pflegt. Zur Zeit, als dieser treffliche Kopf sich bildete, hatte die Kritik noch ein viel weiteres Feld; ihre Divination wurde höher geschätzt, und schweifte sie öfters, die Paläographie ganz vernachlässigend, über alle Gränzen hinaus, so war sie doch auf der andern Seite auch keine unmündige Sklavin der Manuscripte, denen man sie jetzt öfters nachkriechen sieht, indem man fast in die Anfänge der wiederhergestellten Literatur zurückfällt, wo ein Herausgeber der

Digitized by Google

Alten seiner Aufgabe genügt zu haben schien, wenn er nur aus einer oder zwei Handschriften seinen Autor taliter qualiter hatte abdrucken lassen. Ausserdem — wir wiederholen es — machte K., trotz seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, keinen Anspruch auf den Namen eines eigentlichen Philologen, und, das Praktische ins Auge gefaſst, achtete er im Ganzen mehr auf den Sinn als auf die Worte. Daher die oft getadelte Freiheit seiner Conjekturen, die geringere Achtung handschriftlicher Autorität, manche Regellosigkeit, z. B. der accentlose Text des Longus, u. s. w.

K. war Arzt, Naturforscher, und vor Allem Patriot und Reformator. Daher sind keineswegs seine Schriften auf alte Literatur beschränkt. Dies beweist die neugriechische Übersetzung des berühmten Buchs von Beccaria 1802; dies so manche politische Flugschrift, z. B. die, vielleicht zu leidenschaftliche, Widerlegung (58 Seiten) des herzlosen Aufrufs an die Griechen, den 1798 Anthimos, Patriarch von Jerusalem, zu Konstantinopel drucken lieſs, und der Dialog zweier, angeblich in Venedig wohnhafter, Griechen, der 1805 in neugriechischer Sprache auf 61 Seiten erschien; endlich und vornehmlich beweist es sein neugriechisches Wörterbuch und was er sonst für Herstellung und Gesetzgebung der verwilderten Muttersprache sein ganzes Leben hindurch leistete. Hierbei stehen zu bleiben, bekämpften sich, zur Zeit als K. seinen Heliodor herausgab, zwei Systeme, beide ungenügend. Die macaronischen Schriftsteller, wie er sie nannte, rafften regellos alte Sprachformen aller Zeiten auf, und machten daraus ein sonderbares Gemeng, das dem Volke nie zusagte. Dagegen liessen die Anhänger von Cathartzi und Christopulos das Neugriechische in seiner Vernachlässigung, schrieben wie man redete, und hielten das Sprachverderbniſs nur für scheinbar. Koraës ging den Mittelweg, indem er alle Fremdwörter, besonders die türkischen, mit ächtgriechischen vertauschte und die Syntax des neuern Idioms der des antiken zu nähern suchte, soweit es ohne Pedanterei möglich war. Diese Verfahrungsart verdiente den Beifall aller Einsichtsvollen. Rizo-Nerulos, ein ausgezeichneter und unpartheiischer Literator, urtheilt darüber folgendergestalt (m. s. Koraës' Prolegomena, gesammelt von H. Fournaraki, 1. Bd. Paris 1833, S. 120): »Trotz der leidenschaftlichen Angriffe seiner Gegner hat die Zeit Koraës' System bestätigt; mit Ausnahme einiger unwesentlichen Punkte haben die Verständigen es gutgeheiſsen.«

Ausser eigenen Werken lieferte dieser gefällige Gelehrte auch Beiträge zu bedeutenden Arbeiten Anderer, z. B. zu Le-

vesque's Thucydides 1795, zu Larcher's zweiter Ausgabe des Herodot 1802, und zu Schweighäusers Athenäus 1801 bis 1807. Ebenso war er Mitarbeiter am Magazin encyclopédique, am Museum Oxoniense und am gelehrten Merkur (Λόγιος Ἑρμῆς), einer neugriechischen Zeitschrift, die Anthimos Gazi 1812 und in den nächstfolgenden Jahren zu Wien herausgab.

So, mens sana in corpore sano, unausgesetzt thätig und wohlgemuth, vollendete K. beinahe das fünfundachtzigste Jahr seines Lebens. Er starb 1833 am 6. April, und sein Leichenbegängniſs war bescheiden wie sein Leben. Ein Landsmann, Lazara, sprach am Grabe des edlen Greises eine einfache Rede, und Freunde setzten ihm einen Denkstein mit folgender Inschrift, die er selbst verfaſst hatte: Ἀδαμάντιος Κοραῆς Χίος ὑπὸ ξένην μὲν, ἴσα δὲ τῇ φυσάσῃ μ' Ἑλλάδι πεφιλημένην, γῆν τῶν Παρισίων κεῖμαι. (In der fremden, aber gleich dem griechischen Mutterlande geliebten, Erde der Pariser liege ich, Adamantios Koraës von Chios.) Das französische Institut konnte ihm keine Lobschrift widmen, denn er war kein Mitglied desselben, und zwar blos wegen eines Eigensinns, den man dem Selbstgefühl des trefflichen Mannes wohl verzeihen darf. Er verstand sich nämlich nicht dazu, die zur Aufnahme nöthigen Besuche bei allen Mitgliedern der Klasse des Inscriptions et belles Lettres zu machen; nur auf die Candidatenliste lieſs er sich setzen, und so hatte die Bewerbung keinen Erfolg. Daſs er sich nie in Frankreich naturalisiren lieſs, war noch verzeihlicher: er war ein Grieche, und wollte nichts anderes seyn.

Sein Nachlaſs bestand beinahe nur in seinen Büchern. Er hatte sie insgesamt der Bibliothek des Gymnasiums von Chios vermacht, und schon war die Sammlung unterwegs dahin, als das unglückliche Eiland in die Hände der Türken fiel, worauf sie nach Paris zurückgebracht wurde. Jetzt soll man damit umgehn, den Namen Chios dem ehemaligen Flecken Phaleros, wo Athens ältester Hafen war, zu geben, dort ein Gymnasium zu stiften, und in demselben die Bücher des patriotischen Landsmannes aufzustellen.

Bothe.

Digitized by Google

Die Lungenschwindsucht ist heilbar, von Dr. Fr. H. Ramadge, übersetzt von Dr. C. Hohnbaum. Hildburghausen u. Neuyork, im bibliograph. Institut. 1835. 100 *Seiten mit* 4 *illum. Kupfertafeln.*

Der Oberarzt des wahrscheinlich einzigen Spitals für Lungensüchtige, den es gibt in London, stellt, gestützt, wie er sagt, auf die Section von 3000, und auf die Behandlung von noch mehreren tausenden Lungensüchtiger, eine neue Lehre über die Behandlung der Lungenschwindsucht und über ihre Heilbarkeit auf, und der Herr Obermedicinalrath Hohnbaum übersetzt das darüber geschriebene Buch, und bestätigt den Nutzen der Methode durch einen günstig ausgefallenen Versuch. All dies ist wohl geeignet einiges Vertrauen zu erwecken. Wieviel Vertrauen das Buch selbst beim Lesen ungefähr erregen kann, dies mag ein kurzer Auszug und einige Bemerkungen zeigen. Folgendes sind die Hauptsätze in demselben:

p. 14. »Die Phthisis ist die alleinige Folge einer geschwächten Gesundheit. Wird das Wohlseyn im Allgemeinen gestört, so erfolgt eine gänzliche Umwandlung der Säfte und Secretionen des Körpers, und daraus wieder eine fehlerhafte Ernährung, und diese ist es, welche zur Bildung von Tuberkeln Veranlassung gibt.«

Ram. läugnet die Contagiosität der Lungenschwindsucht, gibt aber eine natürliche und erbliche Anlage zu. Schon obiger Satz wird wohl in Deutschland schwerlich vielen Eingang finden.

p. 28. »Wenn nach der Bildung von Tuberkeln oder einer Höhle in der Spitze der Lunge in Folge einer katarrhalischen Affection (durch Erkältung veranlaſst), oder in Folge einer Irritation, die sich vom Sitz der Krankheit aus über die Bronchialverzweigungen verbreitet, ein allgemeines Vesikular-Emphysem entsteht, so findet keine Disposition zur Tuberkelbildung mehr statt.«

p. 27. »Das Vesikular-Emphysem entsteht nach Ramadge durch Verschlieſsen der von Luft ausgedehnten und damit angefüllten Lungenzellen mittelst der katarrhalischen Reizung, und nun entstehen Verschlieſsung und Heilung der Exkavation per primam reunionem als Folge des Drucks jenes Vesikular-Emphysems.«

p. 48. Ebenso sey oft Verheirathen und besonders Schwangerschaft ein Heilmittel gegen Lungensucht, nämlich durch Compression der Exkavation von unten herauf, und man finde dann gewöhnlich Quernarben, welche auf diese Weise entstanden seyen.

Digitized by Google

(Andere Ärzte fürchten dagegen bekanntlich gerade als Folgen der Schwangerschaft, die nach der Niederkunft nur in akuterem Verlauf wiederkehrenden Symptome der Phthise.)

p. 50. »Menschen, die an asthmatischen, katarrhalischen oder Herzkrankheiten leiden, sind ausser Gefahr, in Lungenschwindsucht zu verfallen. Ich könnte auch noch alle diejenigen dazu zählen, die von konvulsivischen Krankheiten, als Hysterie, Epilepsie, mit einem Wort von solchen Übeln befallen sind, bei denen man häufig eine fortgesetzte und gewaltsame Zurückhaltung des Athems bemerkt.« — (Morton sagt zwar: omne asthma, praecipue vero humorosum, tendit ad phthisin, und Lungenkatarrh wird bekanntlich als häufige Ursache der Tuberkeln angesehen, doch wird man diese beiden Sätze nicht als beweisend annehmen. — Auch Wechselfieber ist bekanntlich der Lungensucht in dieser Hinsicht entgegengesetzt. Es scheint hier mehr der Gegensatz von Neurose zu Gefäſskrankheit zu seyn; wenigstens hat Rec. schon bei mehr als einer Sektion Herzerweiterung (also Herzkrankheit, die nicht Neurose ist) mit Tuberkeln und auch mit Exkavation beisammen gesehen. Doch hatte in einem Fall ein Theil der Tuberkelmassen das Ansehen, ganz in Verknorpelung überzugehen. Southey führt einen Fall an, wo bei einem Mädchen durch eintretende Melancholie die sehr weit vorgerückte Phthisis plötzlich nachlieſs, und Fleisch und Kräfte wieder zunahmen, bis nach 3 Monaten die Phthisis wieder an die Stelle der Melancholie trat. Also ein entschiedener Gegensatz beider Krankheiten.)

p. 52. »Es gibt nur zwei Wege, die Lungenschwindsucht zu heilen: 1) daſs wir sie chronisch machen, 2) was man jedesmal bemerkt, es mag nun die Natur oder die Kunst die Heilung bewirken, — wie Erweiterung der Vesikularstruktur und in Folge dessen eine allmählige Heilung der Tuberkelhöhlen.«

p. 53. »Oft bewirken 6 bis 8 Blutegel eine erstaunliche Mäſsigung des hektischen Fiebers, ebenso eine Aderlässe von 5 bis 6 Unzen; es beugt besonders den Congestionen zum Unterleib, den Diarrhöen und kolliquativen Schweiſsen vor, oder mindert und hebt sie auf.«

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Ramadge: die Heilbarkeit der Lungenschwindsucht.

(Beschluſs.)

p. 57. »Inhalationen haben bisher noch nicht genug Anerkenntniſs gefunden, 1) weil die Zeit, die man auf das Einathmen verwendete, gemeiniglich zu kurz ist, um entweder einen katarrhalischen oder einen Zustand von Erweiterung hervorzubringen; 2) weil die Apparate nicht wissenschaftlich genug construirt sind. Sie müssen so eingerichtet seyn, daſs sie der freieren Exspiration einiges Hinderniſs entgegensetzen; dies kann nur dadurch geschehen, daſs die Gefäſse, die das einzuathmende Material enthalten, so groſs sind, daſs sie ungefähr 2 Quart Flüssigkeit enthalten können, und daſs sie mit einem Deckel von 2 Öffnungen versehen sind, von denen die eine sehr kleine als Luftloch dient, die andere aber mit einer biegsamen oder geraden Röhre von engem Durchmesser, und von wenigstens 5 Fuſs Länge versehen ist. Am Ende der Röhre, das man zwischen die Lippen nimmt, müssen Mundstücke von Elfenbein oder von Bein angebracht seyn, deren jedes eine Öffnung von verschiedener Gröſse hat. Die Länge der Röhre soll den Kranken gegen die Hitze des mit heiſsem Wasser gefüllten Gefäſses schützen, und zugleich nebst dem kleinen Luftloch dazu beitragen, das freie Ausströmen der Luft aus den Lungen zu verzögern, worin die groſse Heilkraft des Einathmens gröſstentheils besteht.« (Herr Obermedicinalrath Hohnbaum wendet hölzerne Röhren mit biegsamem Mundstück an, weil lederne oder elastische von Drath durch die Hitze oder die Dämpfe bald ruinirt sind.) Durchmesser der Röhren und Mündungen, was doch wichtig wäre, sind keine angegeben.

p. 58. »Die bisher angewandten Dämpfe von Theer, Jod, Chlor, Schierling, Terpentin, hatten nach Ramadge alle nur den Nutzen der Ausdehnung der Lungen, um damit die Flächen der Exkavationen an der Spitze der Lungen in Contact zu setzen; d. h. Lungenkatarrh, oder seine gewöhnliche Folge ein Vesikular-Emphysem. In beiden, besonders aber in dem letzteren Fall, erlangen die Lungen eine ungewöhnliche Gröſse, was immer nothwendig ist, und nicht selten auch durch einen katarrhalischen Zustand des Larynx, der Luftröhre oder der Bronchien geschieht.«

Digitized by Google

(Naumann sagt [med. Klinik I. p. 688], wenn die leergewordene Höhle durch kallose oder knorpelartige Hülle vom übrigen Lungengewebe fast ganz getrennt ist, können sich die Kranken bis zu einem gewissen Grad erholen. Sie leiden aber meistens an chronischer Bronchitis, und werfen in längeren oder kürzeren Intervallen immer Eiter aus.)

»Wenn die untern Lappen der Lungen ganz frei von Tuberkelmasse sind, und wenn auch zu gleicher Zeit Höhlen im obern Theil einer oder beider Lungen vorhanden sind, wie dies die vollkommene Pectoriloquie anzeigt, so kann man doch fast mit Gewiſsheit auf Wiederherstellung hoffen, insofern man nur einen emphysematosen Ton vernimmt. Wirklich habe ich keinen an Lungenschwindsucht Leidenden gekannt, der nicht alle seine furchtbaren Zufälle verloren und seine Gesundheit wieder gewonnen hätte, wenn sich zeitig genug diese emphysematose oder asthmatische Veränderung eingestellt hatte.«

p. 59. »Nie kann ein Rückfall erfolgen, wenn die Bronchien hinreichend lange an einer subakuten Entzündung gelitten hatten, wodurch eine chronische Dyspnoe oder ein mehr oder weniger starkes habituelles Asthma entsteht.«

p. 60. Ram. läſst, wenn kein Katarrh vorhanden, und die Congestionen nach der Brust und die Symptome des hektischen Fiebers durch kleine allgemeine und öfters wiederholte Aderlässe beseitigt sind, die Inhalationen so bald als möglich anfangen.

»Es gibt nur wenig phthisische Fälle in der frühern Periode der Krankheit, wo durch diese Behandlung, wenn man sie standhaft verfolgt, nicht baldige Besserung einträte. Die Knötchen der unreifen Tuberkeln werden dadurch unschädlich gemacht, daſs sie in ein schwarzes Secretum, oder in das, was man Lungenmaterie nennt, eingehüllt werden, und die innern Flächen der kleinen schon gebildeten Höhlen nähern sich einander, so daſs sie bald durch prima intentio heilen. Das natürliche Athmungsgeräusch wird bestimmter, und die Brust nimmt, besonders bei jungen Leuten, so zu, daſs eine Weste ungefähr nach einem Monat weiter gemacht werden muſste. Die Inhalationen geschehen 2 bis 3mal des Tags eine halbe Stunde lang, aber vorwärts und rückwärts. Obgleich ich nur geringen Werth auf die Substanzen setze, die eingeathmet werden, so lasse ich doch den Kranken zu Liebe, die lieber etwas einathmen, was nicht ganz ohne sinnliche Einwirkung ist, eine Handvoll Hopfen, ein wenig Weinessig, oder einen Eſslöffel voll Terpentingeist (etwas heterogen

Digitized by Google

zusammengestellt. Rec.) zu dem Wasser in der Inhalationsmaschine mischen.« »Es geschehe wo möglich bisweilen auch stehend, und alles beengende sey entfernt.«

p. 61. »Contraindicirt sind Inhalationen z. B. bei dem Vorhandenseyn einer Lungen- oder Brustfell-Entzündung, bei Blutspeien, oder bei verborgener Lungenschwindsucht von langer Dauer. Man muſs wenigstens eine Zeitlang aussetzen, wenn lästiges Kopfweh, starkes Schmerzgefühl im Innern der Brust, Erweiterung oder Hypertrophie des Herzens, hartnäckiger Schleimkatarrh oder allgemeines Emphysem der Lungen darauf folgen. Sonst kann man 6 Monate oder länger fortfahren, und es werden alle phthisische Zufälle verschwinden, und anhaltende Erweiterung der Brust mit vollkommner Sicherheit gegen Rückfälle darauf folgen.« —

Von den verschiedenen Arten der Lungenschwindsucht, je nach der Ursache, kann keine Rede seyn, da Ram. sie alle aus einer Ursache herleitet. Von den verschiedenen Formen derselben, den verschiedenen Zuständen der gröſsern und geringern Reizung, den verschiedenen Constitutionen, verschiedenen Complicationen, Theilnahme des Nervensystems etc. wird gleichfalls nicht gesprochen; die gewöhnlichen Mittel, ableitende, narkotische, demulcirende, balsamische etc. werden nur im Allgemeinen abgeurtheilt, von besonderen Zuständen, bei denen diese und jene passen oder nicht passen, fast Nichts erwähnt.

Hinsichtlich des Klima sagt Ram., würde er statt Italien oder Frankreich dem von St. Petersburg tausendmal den Vorzug geben. Der Kranke würde da vielleicht das Glück haben, einen Katarrh zu bekommen, der sich dort (in Italien etc.) unglücklicher Weise gerade heben könnte etc. Doch hatte Ramadge p. 35 erzählt, daſs ein Verwandter von ihm, der zwei erwachsene Töchter und einen Sohn an der Schwindsucht verloren hatte, und mit seinen übrigen Kindern nach Tours ging, dort 5 Jahre lang mit ihnen wohl blieb, als er aber ins Vaterland zurückkehrte, innerhalb 2 Jahren drei andere Glieder seiner Familie verlor.

Die eingewebten und angehängten Krankengeschichten haben hauptsächlich die Tendenz zu beweisen, daſs chronischer Katarrh die Lungenschwindsucht heile, sind jedoch zum Theil etwas oder selbst sehr unvollständig, und in mehreren ermangelt entweder die Existenz der Krankheit oder die wahre Herstellung, oder die Ursache letzteres, des Beweises. Noch mehr fällt es aber auf, daſs über die Wirkung der Inhalationen, den Hauptgegenstand

Digitized by Google

des Buches, nur zwei unvollständige, und, so weit sie erzählt sind, gar nicht entschieden beweisende, und eine dritte von noch ganz zweifelhaftem Erfolg erzählt sind, — daſs ferner in allen übrigen Krankengeschichten Ramadge selbst wohl alle möglichen andere Kurmethoden, die Paracente, Reisen, Exspektiren, Sedativa etc., aber gar nicht die Inhalationen anwandte; und daſs er nach Erzählung von 13 Fällen sagt, dies seyen nur wenige im Verhältniſs zu denen, die er noch vor sich liegen habe, — eine Sache, die sich wohl in hohem Grad von selbst verstehen sollte, nachdem er in der Vorrede von 3000 secirten, und noch weit mehreren tausend behandelten Lungensüchtigen gesprochen. Noch mehr muſs es Miſstrauen erwecken, wenn Ramadge aus jenem groſsen Spital für Lungensüchtige und aus der Central-Infirmary, der er gleichfalls mit vorsteht, keinen einzigen Fall anführt, sondern blos einige andere, wo er die Kranken nicht einmal gehörig beobachten konnte, und diese zum Theil nicht einmal hergestellt wurden; von numerischer Angabe der Resultate und deren Verschiedenheiten, nach verschiedenenen Altern, Formen etc. gar nicht zu sprechen.

Wenn die Methode von Ram. vielleicht in der weichen und feuchten Luft von London eine häufigere Anwendung finden kann, so möchte wenigstens die, chronischen Katarrh zu erregen, bei uns ziemlich abzurathen seyn. Denn eine von Katarrh befallene Lunge muſs wohl statt sich auszudehnen, eher der Ausdehnung unfähiger werden (die Volums-Vermehrurg der gereizten Schleimhaut abgerechnet); und chronischer Katarrh, der hier so leicht in Entzündung übergeht, nebst Emphysem als Complication zu tuberkeloser Lunge, die schon so weit ist, daſs sie Pectoriloquie zeigt, möchte wohl keine wünschenswerthe Zugabe seyn. Der Fall würde dann bei günstigem Ausgang etwa der werden, wie die Erklärung der ersten Kupfertafel im Buch beginnt: »Fig. I. die Lunge eines Kranken, der mehrere Jahre vor seinem Tode von der Lungenschwindsucht genesen war, aber asthmatisch starb.« — Statt nach mehreren Jahren an der Phthise, starb er am Asthma. Es scheint auch ein Widerspruch darin zu liegen, daſs man eine schon durch Tuberkeln genug comprimirte Lunge noch durch künstliche Compression mittelst Emphysems oder durch Schwangerschaft heilen wolle, während man, wie besonders Ram., jede andere Beengung der Brust durch ungünstigen Bau, Haltung oder Kleidung etc. als etwas so schädliches, —

Digitized by Google

und als ein Hauptmittel gegen Schwindsucht die Ausdehnung der Brust durch starke Leibesbewegungen etc. erklärt.

Ram. hat übrigens gar nicht genau erklärt, oder etwa durch genaue Untersuchung solcher Lungen nachgewiesen, wie durch chronischen Katarrh oder durch Inhalationen Vesikular-Emphysem entstehen soll, und ohne solche Nachweisung wird die Sache etwas ziemlich Hypothetisches haben. Ebenso ist es auch nicht besonders wahrscheinlich, daſs durch Inhalation von warmen Wasserdämpfen mit dem beruhigenden Hopfen chronischer Katarrh entstehe, sondern eher, daſs ein solcher dadurch gehoben werde, da kaum anzunehmen ist, daſs sich die Kranken genug dabei anstrengen werden, um ihn hervorzurufen.

Die medicinische Geographie scheint gleichfalls nicht zu Gunsten der Katarrhheilung zu sprechen. Im würtembergischen Schwarzwaldkreise, dem höchst und rauhst gelegenen des Landes, sind von ungefähr 40,000 Militärpflichtigen 106 Individuen wegen Schwindsucht untauglich, und von diesen ist die Mehrzahl gerade von den rauhesten Gegenden, der obern Alb, dem Heuberg etc.; — in den milderen Kreisen: im Neckarkreis 70, im Donaukreis 15, im Jaxtkreis nur 1 Individuum, — welches Verhältniſs nicht sehr günstig für das Klima von St. Petersburg spricht. Ähnliches Verhältniſs wird wohl auch die Vergleichung ganzer Länder im Groſsen geben. Die Sterblichkeit durch Lungenschwindsucht verhält sich zu der durch sämmtliche übrige Krankheiten nach Hennen am mittelländischen Meere wie $1:6^{71}/_{128}$, auf den jonischen Inseln wie $1:11\frac{1}{4}$, und in dem, wie Ram. sagt, stets wechselnden, also auch zu Katarrhen disponirenden Klima von England, nach der gewöhnlichen Annahme, welche Ram. noch als zu nieder zu beweisen sucht, wie 1:3. Ram. sagt selbst p. 3, daſs der Lungenschwindsucht fast ein Drittheil der erwachsenen Bevölkerung Groſsbrittaniens zum Opfer fallet

Herr Oberamts-Arzt Dr. Steudel aus Eſslingen hat bei der Versammlung der würtembergischen Ärzte, die am 7. September in Calw gehalten wurde, gezeigt, daſs ein Thomas Hayn schon im Jahr 1787 einen sehr ähnlichen Apparat beschrieben habe, in der Schrift: Thomas Hayn's ernstliche Warnung vor den Folgen vernachlässigter Katarrhe, nebst einem Unterricht von der Kur der Lungenschwindsucht, des Keuchhustens und der Engbrüstigkeit. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Chr. Fr. Michaelis. Leipzig 1787. Nur ist hier nicht, wie von Ram., eine 4—5

Digitized by Google

Fuſs lange Einathmungs- und eine sehr enge Ausathmungsröhre, die gerade das Athmen erschweren soll, sondern eine nur 5—6 Zoll lange Einathmungsröhre und eine nicht verengende aber mit Ventil versehene Ausathmungsmündung angegeben. Das Athmen »soll hier so leicht gehen, als ohne den Apparat« und »es soll die Lungen geschmeidig machen, kühlen und lindern, den Husten mindern und leichten Schleimauswurf machen.« Die Tendenz und Erklärungsart der Wirkung ist also verschieden (die Gröſse der Gefäſse und die Ingredienzien sind es gleichfalls; leicht könnte jedoch das Eine eine Travestation des Andern seyn.

Ramadge verbreitet sich ausserdem in seiner Schrift über das Anatomische der Tuberkeln, Granulationen und interstitiellen Infiltrationen der Lungen, nur ist das etwa Neue darin nicht genug mit genauen Untersuchungen belegt, um ohne weitere Prüfung das von Laennec, Andral etc. Gesagte umzustoſsen. — Hinsichtlich der Auskultation macht Ramadge auf eine Methode, die beginnende Lungenschwindsucht von Lungenkatarrh zu unterscheiden, aufmerksam, welche vielleicht bis jetzt nicht, oder nicht genug benützt wird. Nämlich Ansetzen des Stethoskops 2—3 Zoll unter dem untern Winkel der Skapula. »Dadurch kann man, wenn die Respiration fast natürlich oder schwach pueril ist, den Fall schon frühzeitig für einen phthisischen erklären, obschon der Kranke nur einen lästigen Husten und nur wenige von den der Lungenschwindsucht gewöhnlich zukommenden Symptomen hat.« — Ebensogut wird man jedoch auch eine oder besser einige andere Stellen am untern Theile der Brust zur Vergleichung mit dem obern untersuchen können, da Katarrh sich in der ganzen Brust, Tuberkeln im Anfang sich nur in deren oberen Theilen verbreiten. Man hüte sich aber vor Verwechslung mit Herzerweiterung, Hepatisation etc. Diese Methode ist jedoch nicht ganz für alle Fälle richtig, da Louis unter 123 Fällen zwei fand, wo die Tuberkeln nicht vorzugsweise die obern Lappen einnahm, und da nach Schönlein Menstrual-Tuberkeln sich gewöhnlich in den untern Lappen zeigen.

Rec. hat selber mit der Inhalationsmethode Versuche angestellt, die jedoch noch zu neu sind, um Resultate erwarten zu können. Er hat dazu einen sehr einfachen Apparat zusammengesetzt, da es für Arme war. Ein irdener Krug mit etwas weiter Mündung. In diese ein dicker Pfropf von Kork, der 1) von dem Rohr eines Federkiels zum Ausathmen, 2) von einem dicken hölzernen Rohr durchbohrt ist, welches seine obere Öffnung auf

der Seite hat, und in dieser ein 5 Fuſs langes Schilfrohr (von Arundo phragmites), wie man es zum Vergypsen der Zimmerwände braucht, aufnimmt. Durch die Leichtigkeit und Biegsamkeit dieses Rohrs kann man nöthigenfalls auch das Mundstück entbehren. Das Ganze kostet ewa 4 Gr. (18 kr.) Doch scheint es, als ob das Schilfrohr zum Athmen etwas zu eng wäre, und ich lasse daher bei Armen nun auch ein weiteres Rohr von Hollunderstaude oder ein gewöhnliches Ofenblasrohr anwenden.

Rampold.

Antibarbarus der lateinischen Sprache. In zwei Abtheilungen, nebst Vorbemerkungen über reine Latinität, von J. Ph. Krebs, Professor am Gymnasium zu Weilburg. Zweite verbesserte und stark vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Druck u. Verlag von Heinr. Ludw. Brönner. 1837. *XVI u.* 515 *S.* 8.

»Sonderbar, bemerkte ein Freund des Ref., als er den Titel des von uns anzuzeigenden Buches las, daſs ein Buch, welches bestimmt ist, dem barbarischen Latein entgegenzuarbeiten, selbst einen barbarischen Titel haben muſs; denn meines Wissens hat kein alter Schriftsteller, weder ein guter noch ein schlechter, das Wort *Antibarbarus* gebraucht.« Ref. tröstete ihn mit der Analogie des von Cäsar gebrauchten *Anticato*, mit dem christlichen Antichrist und ähnlichen sowie mit dem Gebrauche des Wortes als Titel früherer Bücher, die zu gleichem Zwecke geschrieben wurden, und er gab sich zufrieden. Wenn aber der Verf. sein Buch eine zweite Auflage nennt, so ist dies etwas uneigentlich gesprochen: denn diese zweite Auflage ist eigentlich ein ganz neues Buch, da die sogenannte erste nichts als ein fünf Bogen starker Anhang zu des Vfs. Anleitung zum Lateinischschreiben, besonders abgedruckt, aber mit den an der Anleitung fortlaufenden Paragraphenzahlen, war, der siebenten Ausgabe des genannten Buches beigegeben, und zwar im Jahr 1834, obgleich auch frühere Ausgaben desselben, von der dritten an *), schon einen Anhang von fast gleichem Umfange, nur nicht gleichem Titel, hatten. Hier aber erhält nun die studirende Jugend

---

*) So sagt er in der Vorrede S. V selbst. Seltsamer Weise aber gibt er am Schlusse der Einleitung S. 8 die Notiz, daſs der Antibarbarus schon der zweiten Ausgabe beigegeben gewesen sey. Wir können nicht entscheiden, welche Angabe die richtige ist.

mit ihren Lehrern ein Buch in die Hände, das einen groſsen Reichthum an wichtigen Bemerkungen, und eine Grundlage dazu enthält, auf der immer weiter und fester gebaut werden kann. Indem wir aber anerkennen, daſs das Buch werthvoll und höchst schätzbar, gut geordnet, dem jetzigen Standpunkte der Philologie angemessen, groſsentheils aus eigener Forschung hervorgegangen und seinem Inhalte nach gröſstentheils zu loben ist, können wir doch nicht umhin, zweierlei zu tadeln: erstlich, daſs der Verf. seine Vorgänger entweder gar nicht oder nicht genau und nicht beisammen und übersichtlich nennt, kurz, daſs er in der Vorrede beinahe thut, als ob sein Antibarbarus fast keine Vorgänger gehabt hätte, auch am Schlusse der Einleitung ausdrücklich sagt, er übergehe die frühern Versuche, da er ihnen doch leicht die leerstehende Seite hätte einräumen können, die das groſse Druckfehlerverzeichniſs übrig lieſs; zweitens, daſs er sie meistens gering achtet und herabwürdigt, gar nicht die Zeit erwägend, in der sie schrieben, und den Standpunkt, auf welchem die Wissenschaft zu ihrer Zeit stand. Wir möchten dies in einem Buche für Studirende fast einen pädagogischen Fehler nennen. Unsere Zeit ist ohnedies das Zeitalter des Egoismus, der Anmaſsung und der Dünkelhaftigkeit. Die Erwachsenen und Gereiften thun im Leben, als ob es keine Weltgeschichte, in der Wissenschaft aber, als ob es keine Literatur und keine Literargeschichte gäbe, und als ob vor ihnen Niemand Etwas geleistet, Niemand sich ein Verdienst erworben hätte: die Jugend aber findet es sehr bequem, das Ältere und früher Geleistete zu verachten, weil sie es dann ignoriren kann. Wir sind weit entfernt, dem Verf. zuzutrauen, daſs er zu der ersten Art gehöre: auch bedarf er es, um Etwas zu gelten, nicht, ein vornehmes Stillschweigen über diejenigen zu beobachten, die früher in demselben Gebiete die Wissenschaft zu fördern suchten *), und eben so wenig wird ein so erfahrner Schulmann den von uns an der gegenwärtigen Jugend gerügten Dünkel zu nähren geneigt seyn: aber daſs es geschieht, wenn man so verfährt, ist sicher. Ferner, da S. V fünf Verfasser von Synonymiken genannt werden, warum nennt er nicht die, welche

*) Die Nennung älterer Bücher, sagt er S. XV, wäre „ohne Gewinn für die Sache.“ Wir fragen: fordert es nicht die Gerechtigkeit? sind sie etwa schon so ganz ausgebeutet? und wären sie es: sollen die Ausschreiber und Benützer die Ehre haben, und nicht die, welche zuerst das Wahre und das Rechte lehrten?

Digitized by Google

besser ist, als zwei der genannten, und geradezu für Gymnasialschüler eingerichtet, nämlich die von Schmalfeld (Eisleben 1836. 8.), die in einem Jahre zwei Auflagen erlebt hat, und in den Jahrbb. v. Jahn, Klotz und Seebode 1837. 2. von Dr. Ellendt richtig gewürdigt scheint? Auch S. 54, wo die übrigen noch einmal genannt werden, wird er übergangen. Daſs der Hr. Vf. sich wegen der Nichtnennung der ältern Werke auf sein Handbuch der philologischen Bücherkunde beruft, kann dem Schüler, den schon der Antibarbarus hoch genug zu stehen kommt, wenig helfen, da jenes Buch 6 Thlr. kostet, und noch dazu keine Urtheile über die Bücher giebt. Würden freilich die Urtheile klingen, wie das harte über Nolten an ein Paar Stellen, und das zweideutige über Geſsner, so wollten wir lieber gar keine. Wenn er denn doch kürzlich S. XIII von den von ihm benützten Hülfsmitteln, sowie überhaupt von der Entstehung seines Buches spricht, so vermissen wir freilich manche, welche die Benützung eben so gut verdient hätten, als die, welchen diese Ehre widerfahren ist. Welchen Reichthum von Bemerkungen bietet nicht (wenn wir auch des Erasmus von Rotterdam *Antibarbarus*, und des H. Bebelius Buch *de Abusione linguae Latinae apud Germanos* nicht erwähnen wollen) der alte Laur. Valla und Thomas Linacer's Buch *De emendata structura sermonis Latini* dar, von welchem F. L. Becher im J. 1828 eine neue Ausgabe und Bearbeitung ankündigte, von der aber Ref. nicht weiſs, ob sie erschienen ist: wieviel Gutes enthalten nicht die *Observationes* von Goclenius und die von Gifanius, die Werke von C. Cellarius und C. Günther, der *Antibarbarus* von J. G. Seybold, Praschius *de Latinismis et Barbarismis*, J. Jensii *Collectanea Latinitatis*, das seltene Buch von J. Ker, *Selectae de Lat. Ling. Observationes* (Lond. 1709. 8.) und das des Jo. Vorstius *de Latinitate Selecta et vulgo neglecta*. Doch besonders bemerken wir noch eine ältere und eine neuere hieher gehörende Schrift. Die ältere ist der Anhang zu der *Chrestomathia Petronio-Burmanniana*, (Florent. 1734. 8. das Buch ist aber in Holland gedruckt,) deren Verfasser Verburg seyn soll; die neuere das *Specimen Glossarii antiqui cum notis editoris anonymi*, welches im zweiten Bande der *Miscellann. Critt.* von Friedemann und Seebode (Wittenb. 1823.) 1. S. 21—27 steht, und die Latinität eines Mannes geisselt, welcher, obgleich Kritiker des Cicero und scharfer, oft bitterer und höhnender Tadler früherer und gleichzeitiger Herausgeber, in seiner eigenen Latinität doch einen wahren Schatz für den Auf-

Digitized by Google

sucher von Barbarismen geliefert hat. Vavassor wird einigemale, Scioppius und die zwei bekanntern Bücher des J. Vorstius, sowie viele Neuern, oft angeführt *).

Aber es ist Zeit, daſs wir uns zu dem Buche selbst wenden, dem wir sein verdientes Lob weder durch die bisherigen, noch durch die folgenden Bemerkungen schmälern, das wir vielmehr denen, für welche es bestimmt ist, recht angelegentlich empfehlen wollen, ob wir gleich in dem Obigen unsere subjektive Ansicht auszusprechen uns gedrungen fühlten.

Wenn der Verf. am Schlusse der Vorrede sagt, es scheine ihm der grammatische (erste) Theil seines Buches fast noch wichtiger, als der zweite, der lexikalische; so sind wir hierüber ganz mit ihm einverstanden, obgleich der zweite, seiner Natur nach, mehr benützt werden wird, während Mancher über den ersten nach einmaliger oberflächlicher Lectüre leicht weggehen dürfte. Dieser erste Theil geht bis S. 66. Die Einleitung giebt den Umfang des vom Vf. als klassisch angenommenen Theils der Literatur des goldenen Zeitalters an, der sich auf sehr wenige Schriftsteller ausser Cicero, nämlich seinen Bruder Quintus, einige seiner Correspondenten, die wissenschaftlichen Schriften des Varro, den Cornelius Nepos (nicht ohne Zweifel) und den Livius (nicht ohne Bedenklichkeit) beschränkt. Etwas auffallend wird im 9ten §. die im vierten geschehene Aufzählung beinahe wiederholt. Vom 12ten §. an werden Vorschriften über grammatische Richtigkeit gegeben, und zwar aus der Formenlehre bis §. 23, aus der Syntax bis §. 95, woran sich dann noch bis zu Ende (§. 118 S. 66) Vorschriften über die Wahl lateinischer und fremder Wörter schlieſsen. Wir finden diesen ganzen Abschnitt in hohem Grade werthvoll und gröſstentheils richtig, können aber nicht umhin, zu bemerken, daſs der Vf. sich öfters etwas nachlässig ausgedrückt hat, so daſs der, welcher Belehrung sucht, zuweilen nicht weiſs, was empfohlen und wovor gewarnt wird; z. B. S. 17 §. 23 fängt der Paragraph an: »Unklassisch sind ferner« — Nach vier Zeilen fährt er fort: »Auch nicht« — und zwei Zeilen nachher: »Ebenso nicht« — nun weiſs der Lernende

*) Noch ein für den Zweck des Vfs. ergiebiges Buch erinnern wir uns nicht citirt gefunden zu haben, nämlich *Plexiaci* (eig. *Mich. Brocardi) Lexicon Philosophicum*, Hag. Com. 1716. 4. Auch verdiente sehr, mit dem trefflichen *G. J. Vossius de Vitiis Sermonis*, das Werk seines Gegners *Olaus Borrichius (Cogitationes de variis Ling. Lat. aetatibus*. Hafn. 1675. 4.) verglichen zu werden.

Digitized by Google

kaum, soll er »unklassisch« oder »klassisch« ergänzen. — Ferner wünschten wir, der Verf. hätte, was sich oft ganz kurz abmachen lieſs, öfter den Grund seiner Gebote und Verbote angegeben, z. B. warum bei den besten Schriftstellern auf *licet* und *quamvis* der Conjunctiv folgt, nämlich weil sie in Concessivsätzen stehen, in welchen der Conjunctiv auch ohne *licet* und *quamvis* stehen müſste; oder, warum denn *uterque* im Singular Beide, und im Plural beide Theile heiſst, und darnach sich die Construction bestimmt: nämlich, weil der Singular eigentlich bedeutet Einer wie der Andere, und der Plural die Einen wie die Andern. — S. 12 ist etwas zu entschieden behauptet *mensium* sey unklassisch, und *mensum* allein klassisch. Vorsichtiger drückt sich K. L. Schneider in der Formenlehre I. S. 244 aus. — S. 15 wird der Gebrauch von *ausim* verboten. Warum sollen wir denn nicht mit Livius, in seiner Vorrede, sagen: *nec, si sciam, dicere ausim* —? Weil es sonst blos Dichter haben? Fälle der Art finden sich auch bei Cicero, dessen Ausdrücke von solcher Form man doch nicht zu vermeiden braucht. — S. 17 med. fehlt ein Komma, wodurch ein Schüler verleitet werden könnte, Seestädte durch *urbes ad mare sitae maritimae* zu übersetzen. — S. 30 heiſst der berühmte lateinische Redner des 18ten Jahrhunderts, dessen eigentlicher Name *Chelucci* war, *Joseph. a Paul.*, statt *Paulinus a Sto. Josepho.* S. 77 steht der Name umgekehrt, und doch wieder nicht richtig. — S. 38 §. 77 wird aus Cic. ad Att. 8, 16 citirt: *illo ad vastandum Italiam, quam ad vincendum parato.* Das sieht aus, als wenn Cicero die Construction des berühmten Homerischen Verses: βούλομ' ἐγὼ λαὸν σόον ἔμμεναι, ἢ ἀπολέσθαι hätte nachahmen wollen. Aber die Stelle heiſst nicht so, sondern: *conjungoque me cum homine magis ad vastandum Italiam, quam ad vincendum parato.* Ebd. heiſst es, das Particip. Fut. Passivi stehe in der Bedeutung des Dürfens, was mit Können oft vertauscht werden könne, nur in negativen Sätzen, oder solchen, in denen *vix* stehe. Aber de Finn. II, 24, 77 steht doch ohne Negation und ohne *vix* der Satz: *opiniones, — quae in omni coetu proferendae sint.* — S. 48 steht *specula* (kleine Hoffnung) für *sperula*. — S. 50 unter den aus Cicero aufgeführten bildlichen Ausdrücken vermissen wir *in hac tempestate populi jactamur ac fluctibus* (pro Planc. 4, 11.) und die *fluctus concionum* (pro Mil. 2, 5.), auch pro Planc. 6, 15: *illae undae comitiorum.* — S. 58 steht das unerhörte Wort *idololatri*, wohl ein Druckfehler. — S. 61. Der bekannte Gegner

Digitized by Google

Wyttenbachs hieſs *van Hemert*, nicht Hemert, wie hier steht. — S. 62 sollte es nicht heiſsen, der Taufname Gottlob werde heutzutage unnöthiger Weise durch *Aenositheus* übersetzt. Unseres Wissens geschieht es entweder durch *Aenotheus* (welches eine nicht nur unnöthige, sondern sogar fatale Übersetzung ist: man denke nur an *αἰνόγαμος*, und überhaupt an die mit αἰνο- zusammengesetzten Wörter) oder durch *Aenesitheus*, nach der Analogie des Namens jenes skeptischen Philosophen *Aenesidemus.* Doch nun wollen wir uns zu dem alphabetischen oder lexikalischen Theil des Werkes wenden, und eine Anzahl von Artikeln aus den ersten Buchstaben mit unsern Bemerkungen begleiten, ohne uns, was sich ja von selbst versteht, auf eine Lobeserhebung besonders interessanter Artikel oder einzelner Ansichten einzulassen. S. 75 sollte nicht blos gesagt seyn, *ab oculis meis absconditum* sey fremdartig: es ist hebräischartig. Überhaupt erinnern wir uns nicht, in dem Buche die Bemerkung gelesen zu haben, daſs sich früher sehr viele, und auch in den neuesten Zeiten noch manche Hebraismen in die lateinische Sprache der Neuern durch die biblischen Ausdrücke und deren Angewöhnung eingeschlichen haben, z. B. der biblische Gebrauch von *caro, fides, servire, via, servare;* wie sich deren aus derselben Ursache auch viele in allen neuern Sprachen finden. — S. 84 wird gesagt, *adbibere*, in der Bedeutung auffassen, beherzigen, sey in lebhafter Rede brauchbar. Aber wir glauben doch die Einschränkung machen zu müssen, daſs es etwa nur dann anginge, wenn die Stelle des Horatius, wo es vorkommt (Ep. I. 2. 67: *nunc adbibe puro pectore verba puer*) ausdrücklich als nachgeahmt bezeichnet würde. Gleich darauf unter *addictus* müssen wir bezweifeln, ob sich wohl schicklicher Weise der Unterzeichner eines Briefes selbst *insigni fide praeditus* nennen könnte. — S. 86 wird auf Ruhnkens Autorität hin *adeptus* in passiver Bedeutung als unklassisch verworfen. Daſs aber die bekannte Stelle in Cicero's Cato maj. 1, 4: *eandem accusant adeptam* sich doch noch vertheidigen lasse, und nicht unwiderruflich in *adepti* verwandelt werden müsse, möchte aus der Allg. Schulzeitung 1832. II. 110. p. 881 zu ersehen seyn. — So wie S. 93 vor der Form *Aeginensis* gewarnt, und *Aegineta* empfohlen wird, so sollte unter *P* S. 362 auch angegeben seyn, daſs von den zwei von Cicero gebrauchten Formen *Phliuntii* und *Phliasii* (jene bietet der Palimpsest des Cic. de Rep. II. 4. p. 209 uns. Ausg.) Cicero selbst ad Att. VI. 2. jene verworfen, und diese empfohlen habe. — Wenn S. 100 *aggressio* in der Bedeutung

Digitized by Google

von Angriff verworfen, und dafür *impetus*, *petitio*, *oppugnatio*, *impugnatio* u. a. (welches sind diese andern? fragt der Schüler) empfohlen wird, so sollte dies nicht so promiscue geschehen seyn, namentlich sollte zu dem in dieser Bedeutung seltenen *petitio* bemerkt werden, daſs es nur vom Zielen eines Gladiators auf seinen Gegner so gebraucht wird, und in diesem Sinne auch bei Cicero Cat. I. 6. steht. — Unter *alienus* S. 101 sollte die Construction *alienum majestate sua ducunt* (de Div. I. 38. 82.) und *negant id esse alienum majestate deorum* (de Div. II. 61. 105.) berücksichtigt seyn, die auch sonst noch bei Cicero vorkommt, z. B. ad Famm. V. 17. XI. 27. de Off. I. 13. 41. vgl. das. Beier und zu der ersten Stelle de Div. die Note des Ref. S. 188 in seiner Ausg. — Mit Recht wird S. 103 Valckenaers wunderliche Anrede an Gott: *coeptis nostris allabere benignus* getadelt: aber der Ausdruck sollte nicht sowohl niedrig genannt werden, als vielmehr ein höchst unpassend angewandter Ausdruck der Dichter von einer Gottheit, die sich schwebend oder fliegend irgend einem Orte naht, wie z. B. es Virgil von der Fama braucht Aen. IX. 474. — S. 104 sollte *alta opinio* und *altior classis* nicht blos bezweifelt, sondern entschieden für falsch erklärt seyn. — S. 108 und 141 sollte der Herausgeber des zweiten Theils der *Varr. Lectt. Mureti* nicht *Faese*, sondern *Faesi* genannt seyn. — S. 110 sollte das Hemsterhuisische *apertum ingenium* nicht nur zweifelhaft, sondern ganz ungehörig genannt werden. — Wenn S. 115 für unser Aristokrat empfohlen wird *optimas*, aus Cic. Brut. 89, 306: (*optimates Atheniensium*), so bemerken wir erstlich, daſs Einer ein Aristokrat im Sinne unserer Zeit seyn kann, ohne ein *optimas* zu seyn, zweitens, daſs überhaupt Aristokrat zweierlei bedeutet: erstlich ein Mitglied der Regierung eines seiner Verfassung nach aristokratisch regierten Staates, zweitens, einen Freund und Anhänger einer solchen Regierungsweise, von welcher Stellung im Staate er auch seyn möge. Beides zusammen aber kann *optimas* nicht bezeichnen. Übrigens ist Aristokrat im zweiten wie im ersten Sinne, wenn wir auf die griechische Wortbildung zurückgehen, ein übel gebildetes Wort, das die Deutschen den Franzosen abgeborgt haben. Aristokratiker wäre richtiger gebildet. — So haben wir auch S. 118 gegen *impius*, zur Bezeichnung eines Atheisten, einzuwenden, daſs es höchstens einen praktischen, keineswegs aber einen theoretischen Atheisten bezeichnen kann. — S. 122 brauchte bei der Redensart: *in aurem Pontius, Scipio, inquit* — nicht gesagt zu werden:

Digitized by Google

»Cicero soll einmal so gesagt haben.« Die Stelle ist so gut beglaubigt, als irgend eine andere, die wir aus Anführungen solcher Schriftsteller kennen, welche Cicero's Werke vollständiger vor sich hatten, als wir. Sie stand im, jetzt unvollständigen, Buche *de Fato*: s. die Ausg. des Ref. p. 652; und steht bei Macrob. Sat. II. 12. p. 391 ed. Zeun. in einer längern Stelle. — S. 130 ist *cadit umbra* bei Plin. Ep. II. 17. übersetzt: der Schatten *sinkt*. Das giebt keinen klaren Sinn. Es heiſst weiter nichts als: der Schatten fällt (auf diese oder jene Seite, kürzer und länger). — Warum wird wohl bei *certe* und *certo* (S. 137 fg.) nicht der Unterschied zwischen subjektiver und objektiver Versicherung angegeben, und bei dem erstern nicht die so häufig stattfindende Bedeutung jedenfalls, auf jeden Fall —? — S. 140 bei dem Plautinischen *circumspice dum te* heiſst es, es sey *te* von *circum* per tmesin getrennt. Das ist eine seltsame Tmesis. Eine Tmesis wäre es, wenn Plautus gesagt hätte *spice dum circum te*. Es ist hier nichts als das enklitische *dum* der Conversationssprache an das Verbum gehängt, wie bei *iteradum eadem ista mihi* Tusc. II. 19. 44. (vgl. das. die Anm. des Ref. p. 552), *memoradum*: *agitedum* u. dgl. und die ganz natürliche Construction *circumspice te*, wie bei Cic. Parad. IV. extr. *nunquamne te circumspicies?* — Was S. 140 über *circumstantia* gesagt wird, ist richtig. Aber wir vermissen die Bemerkung, daſs dieses Wort ein Versuch ist, das griechische περίστασις zu übersetzen, daſs aber dergleichen versuchte Übersetzungen die Quelle vieler unlateinischen Ausdrücke, Wendungen und Constructionen sind. — Bei *Classicus* S. 142 ist ganz richtig angegeben, wie Klassiker übersetzt werden muſs, wenn es Schriftsteller vom ersten Range bezeichnet. Wie aber, wenn man auch mittelmäſsige, ja sogar schlechte Schriftsteller darunter begreift? wie man denn oft die alten griechischen und römischen Schriftsteller überhaupt, bis auf einen sehr späten Zeitraum herab, Klassiker nennt, ohne Rücksicht auf Klassicität des Gehalts und des Ausdrucks, blos weil sie lateinisch und griechisch schrieben. Darauf giebt der Verf. keine Antwort. Und sie war leicht zu geben. Ebenso war bei *collectio*, welches nicht für Sammlung gebraucht werden soll, wenn es das Gesammelte bezeichnet, nicht schwierig, statt »anders«, zu sagen, wie denn? — Richtig wird über *Commentarius* (S. 148) gesprochen: aber es wäre auch über *commentum* Etwas zu sagen gewesen, damit der Studirende, wenn ihm das von Lindemann herausgegebene *Commentum artis Donati* (Lips.

1820. 8.) in die Hände fällt, wisse, was er dabei zu denken habe. — S. 157 unter *constare* finden wir wieder das *constare inter omnes* übersetzt: unter Allen bekannt seyn, was es doch eigentlich gar nicht heiſst, sondern *constat inter omnes* heiſst: Alle sind einverstanden, es ist die allgemein herrschende Ansicht, *constat* allein aber — doch warum sollen wir hersetzen, was jedes gute Wörterbuch, besonders Freund, bietet. Aber warnen muſs man vor der angegebenen Bedeutung, weil sie eine schiefe, ja falsche Ansicht giebt. — S. 144 ist ein seltsamer oder vielmehr unverständlicher Artikel. „*Coelites*, die Himmlischen, die Götter — nur poetisch für *dii* oder *coelestes*, was bei Cicero so vorkommt.« Der Schüler fragt erstlich, was denn das was heiſsen soll, und worauf es gehe? zweitens, was denn das so bedeute? also: was kommt denn wie vor? — Es sollte heiſsen: »*Coelites*, statt *dii*, steht zwar im Somn. Scip. 1. (oder de Rep. VI. 9.), bei Cicero, ist aber dort in einem offenbaren jambischen Senar: *Grates tibi* | *Ago, summe Sol, vobisque, reliqui coelites* —*) also poetisch. In der Prosa braucht Cicero, neben *dii*, auch *coelestes*: Off. 3, 5, 25. u. s. w.« — Unter *degenerare*, wo Burmanns Fehler (zum Petron. p. 296) *degenerare antiquam venustatem* nachgewiesen wird, konnte die von uns oben angeführte *Chrestomathia Petronio-Burmanniana* p. 193 angeführt werden. — Bei *deliramentum* S. 173 steht kein Urtheil. Es sollte dabei stehen: vorklassisch und nachklassisch. — Für *desperatus*, in der Bedeutung gefahrvoll, wird, neben *discriminis plenus*, auch *aleae plenus* empfohlen. Das ist aber poetisch, und wäre nur dann zu gebrauchen, wenn der Schreibende auf das Horazische *periculosae plenum opus aleae* bestimmt hindeutete. Denn obgleich Cicero de Div. II. 15. sagt: *non perspicis aleam quandam inesse hostiis deligendis*, so sieht man erstlich doch, daſs er sich durch *quandam* gewissermaſsen entschuldigt wegen des Gebrauchs von *alea*: zweitens würde er doch weder mit, noch ohne Entschuldigung gesagt haben: *hostiarum delectum aleae plenum esse*. — S. 184 unter *dispositus* wird unsere Redensart: wohl oder übel disponirt halblateinisch genannt; sie ist aber halbfranzösisch.

---

*) Der Ref. hat diesen Vers, der bisher immer als Prosa in der Rede des Cicero stand, in seinen *Symbb.* Critt. ad Cic. III. 6. p. 12 nachgewiesen, aber dort mehr das Poetische in der Form und in *grates* gezeigt, als in *coelites*, welches doch vor Appulejus nicht in der Prosa vorkommt.

Digitized by Google

Dispositus in diesem Sinne ist gar nicht gebräuchlich gewesen, sondern, wie bei Hunderten ähnlicher Wörter, durch einen Miſsverstand der Grundbedeutung in der französischen Sprache so genommen worden, und von dieser in die Latinität der Neuern gewandert. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daſs wir eine durchgreifende und umfassende Bemerkung über den Einfluſs der romanischen Sprachen, besonders des Französischen, auf die Latinität der Neuern, namentlich auch der Deutschen, vermiſst haben, obgleich bei einzelnen Ausdrücken (z. B. bei *discursus*, *elogium*, *recommendare*) der französische Ursprung bemerkt ist.

Aber es ist Zeit, unsere Bemerkungen zu schlieſsen, und, ungeachtet der mancherlei Ausstellungen, die wir, durch das ganze Buch hindurchgeführt, selbst zu einem kleinen Buche anschwellen könnten, es recht angelegentlich Lehrern und Lernenden an Gelehrtenschulen angelegentlich zu empfehlen. Freilich ist das Buch für Unbemittelte etwas theuer: zu theuer können wir es aber, bei diesem Umfange und dieser Ausstattung, eigentlich nicht nennen. Findet es guten Absatz, dann ist auch sicher zu erwarten, daſs es mit jeder neuen Ausgabe, wie des Verfs. Anleitung zum Lateinischschreiben, vollkommener werden werde. Wo noch Nachbesserung nöthig sey, und in wie fern, haben wir nicht blos in einzelnen allgemeinern Bemerkungen nachgewiesen, sondern auch durch die speciellern und die Art derselben angedeutet. Daſs auch noch Erweiterungen stattfinden können, wird man uns leicht glauben, da nicht nur die Möglichkeit, Barbarismen zu machen, unendlich ist, sondern auch so viele Fehler, sogar von sonst lobenswerthen Schriftstellern, gemacht worden sind, daſs sich dem Vf. von selbst Zusätze genug aufdringen werden. Da er z. B. *concretus* aufgenommen hat, so wird er wohl auch künftig *abstractus* aufnehmen, dann Wörter wie *adhortatorius*, *adversitates*, *aequilibrium*, *allocutio*, *eliminare* aliquem (Einen entfernen), *amphibologia*, *cimelium*, *ineffabilis* u. dgl. Und hiemit empfehlen wir denn das Werk zu ernster und fleiſsiger Benützung, und sind überzeugt, daſs auch Lehrer sich noch daraus vielfach belehren können.

Ulm. *G. H. Moser.*

Digitized by Google

N°. 63. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Der Miſs Grace Kennedy sämmtliche Werke. In sechs Bänden aus dem Englischen. Berlin, Eichler. 1835. 36.

Die Romane, Novellen und Erzählungen einer in England berühmten, in Deutschland wenigstens bekannten und anerkannten Schriftstellerin, welche uns hier zum erstenmal gesammelt in einer guten Übersetzung geboten werden, sind insgesammt didaktischer Natur. Damit ist aber der ästhetische Standpunkt für ihre Beurtheilung nicht ausgeschlossen. Die ächte Muse bleibt Muse, auch wenn sie nicht mehr das Schöne, das ihre eingeborene Bestimmung ist, zum alleinigen Ziele hat, wenn sie mit Selbstverläugnung in fremde Dienste treten muſs. Freilich, eine Dienerin darf nicht ihren eigenen Willen haben; Treue gegen den Herrn und Gehorsam ist das erste, was von ihr verlangt wird; sie darf sich nicht gehen lassen, sie darf nicht ihre eigenen Phantasien haben; das ist aber hart für ein Wesen, dessen ganze Persönlichkeit auf der Phantasie beruht. Indessen kommt sehr viel darauf an, wer die Herrin ist, deren Dienstmagd die Muse werden soll: es giebt gute Hausfrauen, die sich von geschickten und gewandten Mägden etwas gefallen lassen; es giebt einsichtsvolle und gütige, die eine edelgeschaffene Natur in der Dienerin zu erkennen und sie zur einfluſsreichen Freundin, zur Vertrauten des Herzens zu erheben keinen Anstand nehmen. Endlich leuchten oft die hohen Eigenschaften einer Dienerin gerade aus der Unterdrückung am schönsten hervor, und wie man in alten Sagen oft von verbannten Königstöchtern liest, deren angeborene Hoheit sich gerade im erniedrigenden Dienste der Knechtschaft aufs herrlichste und rührendste dargestellt, so könnte auch die Muse, die Himmelstochter, im härtesten Dienste ihre göttliche Abstammung bewähren.

Von allen Herrinnen, denen die Muse dienen kann, sind jedoch die edelsten, mildesten und eines solchen Dienstes immerdar würdigen, Religion und Philosophie. Sie kennen die Ebenbürtigkeit ihrer Dienerin; und was in seiner ursprünglichen und göttlichen Wurzel so eins ist, wie Sittlichkeit, Wahrheit und Schönheit, kann auch in der endlichen und irdischen Spaltung sich nicht so fremd geworden seyn, daſs es nicht bei jeder Berührung sich

wieder erkennete und, wenn auch in künstlicher und vorübergehender Vereinigung, doch willig und anmuthig zusammenwirkte.

Miſs Grace Kennedy's Muse begiebt sich ganz in den freiwilligen Dienst der Religion, des Christenthums, ja der methodistischen Ascese; aber sie verliert von dem, was sie Ächtes besaſs, dadurch, daſs sie andern Himmelsmächten dient, nicht so viel, daſs ihr Wort nicht immer noch zugleich ein Wort der Dichtung bliebe; ja, was an ihr unvollkommen erscheint, dürfte zum Theil auf Rechnung ihrer eigenen, ursprünglichen Beschaffenheit, und nicht des Dienstes, zu setzen seyn. Dieses letztere fühlt auch der Übersetzer und gesteht es in seinem zweckmäſsigen Vorworte in Folgendem zu: »Eine Seite dieser Schriften sagt zwar uns Deutschen mit Recht weniger zu: es ist für uns zu viel Berechnung, zu viel bewuſste Zweckmäſsigkeit in der poetischen Anlage dieser Erzählungen, als daſs wir den dichterischen Werth derselben so hoch stellen könnten, als es unter den praktischen, dem wirklichen Leben in seinen Einzelheiten zu sehr zugewandten Landsleuten der Verfasserin geschieht. Wir verlangen von wahrer Poesie, daſs sie mehr die tiefere nothwendige Einheit und desto gröſsere scheinbare Unordnung und Mannigfaltigkeit der Natur und Geschichte, von ewigen göttlichen Gedanken durchdrungen, als daſs sie eine nach stets bewuſsten vereinzelten Zwecken geordnete Reihe von Menschen und Thatsachen uns vorführen soll. Dennoch wird der nachdenkende Leser finden, wie in den Werken der Miſs Kennnedy die Tiefe des Gegenstandes nicht selten diese beengende Schranke durchbricht.«

Auf jenen Vorwurf des Übersetzers fuſsend sagen wir unumwunden, daſs die Fehler dieser Erzählungen mehr auf dem Talente, dem Charakter und den kirchlichen Angewöhnungen der Schriftstellerin selbst lasten, als auf dem didaktischen Genre selbst, in welchem sie arbeitet. Denn mehr Mannichfaltigkeit in Charakteren und Sitten wäre naturgemäſser und wahrer, also auch belehrender gewesen. Doch wir ersparen unsre Bemerkungen hierüber auf die Nachrichten über die einzelnen Productioen der verschiedenen Bände, und schicken aus dem Vorwort noch etwas Weniges über die Verfasserin selbst voran.

Miſs Grace Kennedy war die vierte Tochter von Robert Kennedy, Herrn von Pinmore, in der Grafschaft Ayr in Schottland, und der Frau Robina, Tochter des John Vans Aggery, Herrn von Barnbarrow in der Grafschaft Galloway. Zu Pinmore 1782 geboren, begleitete sie schon frühe ihre Eltern nach der Nähe von

Edinburgh, und in dieser Hauptstadt brachte sie den gröſsten Theil ihres Lebens zu. Eine christliche Mutter legte den Grund des höheren Sinnes in ihr, den »eine gründliche Bekehrung« verklärte. Sie kehrte sich frühe von den leeren Lustbarkeiten der höheren Klassen ab, und ihr thätiger Geist trieb sie stets zu ernsten Beschäftigungen, jedoch machte ihre ungekünstelte Bescheidenheit, ihr heiteres Temperament, ihre geistvolle mit feinem Humor durchwebte Unterhaltung sie zu einer höchst anziehenden Gesellschafterin. Die Neigung zur Schriftstellerei hatte bei ihr nichts Unweibliches, sie erfüllte alle häuslichen Pflichten aufs pünktlichste, und schrieb so in der Stille, daſs ihre eigene Familie nichts davon ahnte, bis sie ein Werk beendigt hatte. Ihren ersten ungedruckten Versuch wagte sie 1811. Ihre folgenden Schriften gingen bei ihr fast alle von dem Gedanken aus, daſs die schriftstellerische Thätigkeit zur Beförderung des Christenthums sich zu ausschlieſslich an die niederen und mittleren Klassen wende, und daſs es für die höheren Stände so gut wie keine Werke gebe, die, auf lebendige Weise in ihre Kreise und Beschäftigungen hineintretend, das Evangelium ihnen da recht nahe bringen. Die älteste ihrer Erzählungen scheint die Familie Aberley (S. Vorr. S. VII.), darauf folgten »Die beiden Freunde« (1822), »Jessy Allan«, »Pater Clemens« (Dec. 1823.), »Anna Roſs«, »Campbells Besuch bei seinen irischen Vettern«, »Gotteswort und Menschenwort« und »Dunallan«, sämtlich im J. 1824. »Philipp Colville« blieb unvollendet. Sie starb nach einer schweren aber fieberlosen Krankheit den 28. Febr. 1825. Ihrem Wunsche gemäſs waren ihre Schriften anonym erschienen.

Die vorliegende Sammlung giebt dieselben nach der chronologischen Ordnung, in welcher sie geschrieben sind. Den ersten Band füllen »die Familie Aberley« und »die beiden Freunde«, sehr uneigentlich Erzählungen betitelt; denn in beiden überwiegt der didaktische Vortrag bei weitem die erzählende Form.

»Die Familie Aberley« stellt das Christenthum, in seiner strengen, methodistischen Gestalt in die höheren Kreise der Gesellschaft eingeführt, dar. Gertrud Aberley ist das jüngste Kind ihrer Mutter, deren Gemahl, Oberst Aberley, an einer Wunde in Ägypten gestorben ist, und der als junger Wittwe die Last zu Theil ward, einen Sohn und zwei Töchter zu erziehen. Gertrud, von Natur bescheiden, überlegsam und nachdenkend, verständig, voll groſsartiger und dabei doch sanfter Anlagen, von Jedermann

Digitized by Google

geachtet und geliebt, wird durch einen jungen Vetter, den die Gnade aus einem ausschweifenden Menschen zu einem wahren Christen gemacht hat, von aller Weltlichkeit bekehrt, und zieht durch ihr sanftes Beispiel noch mehr als durch ihr Wort allmählig ihre ganze Familie, die verständige und tugendhafte, aber von dem Einen, was Noth thut, früher noch nicht durchdrungene Mutter, die in Welteitelkeit ganz versunkene Schwester und ihren Bruder Eduard zu sich herüber. Die Erzählung ist mehrentheils didaktischer Dialog, aber in diesem entwickeln sich die Charaktere auf eine so mannichfaltige und natürliche Weise, und so objektiv, daſs man der Arbeit, welchen Titel man ihr auch geben will, Kunstgehalt nicht absprechen kann. Besonders ist die eitle Anna ein kleines Meisterstück psychologischer Wahrheit, und ihre ungestüme Bekehrungssucht, nachdem sie eben erst, noch im unbehaglichen Gefühle eines ungewohnten Zustandes, von der Nichtigkeit der Weltlust aufgeathmet hat, ist mit tiefer Herzenskunde geschildert. Auch die Schilderung, die Eduard von seinem ersten Anstoſse zur Sinnesänderung giebt, verräth den Pinsel der Künstlerin. Er erzählt seinen Besuch in einer Methodistenkirche.

»Als ich so da saſs und die Kirche sich allmählig füllen sah, kam mir, ich muſs es bekennen, die Scene ziemlich unerfreulich vor. Ein höchst unliebenswürdiger Haufe armer Handwerker, hübscher (?) frommer Weiber und wohlhäbiger Bürger strömte herein, sich untereinanderdrängend und nach guten Sitzplätzen fahrend. Die Menschenmasse nahm so zu, daſs in den Stühlen bald kein Platz mehr war, und auch die Gänge füllten sich. Ich fing schon an aufs Wiederfortgehen bedacht zu seyn, denn die Luft begann allmählig dick zu werden; und ein alter Taglöhner, der seinen Sonntagsrock noch über alle seine Werktagslumpen übergezogen hatte, nahm neben mir Posto, und lehnte sich so über meinen Stand, daſs sein alter schmieriger Hut, den er in seiner rauhen, wer weiſs wie lange nicht gewaschenen, Hand hielt, mir dicht unter die Nase kam.« — Gertrud: »Fiel dir denn gar nicht ein, wie stark des armen Alten Liebe zum Gotteshause müsse gewesen seyn, daſs er nach einem plackvollen Tage sich noch entschlieſsen konnte, zwei Stunden in der Kirche, und überdies stehend, zuzubringen?« — Eduard: »Nicht eher, als bis eine Bewegung von mir machte, daſs er sich umsah und mir nun wohl meinen Widerwillen abmerken mochte; denn er trat auf der Stelle ein paar Schritte zurück, legte seinen Hut auf den

Digitized by Google

Boden, und stand nun, ohne sich anlehnen zu können. Aber kein Zug von Miſsvergnügen war auf seinem milden und doch männlichen Gesichte zu spüren. Das rührte mich.«

Nun schildert Eduard die Ruhe und das Genüge, die in sein Gemüth einkehrten, während der Prediger die Gebete las, auf deren Inhalt er nicht einmal genau merkte. »Ich bin geneigt, sagt er, dies zum Theil dem vorher von mir verächtlich angesehenen alten Manne zuzuschreiben, dessen Blicke von Andacht und innerem Glücke zeugten. Sein Gesicht war etwas nach mir gekehrt und drückte während des Cultus viel Gefühl und selbst Erhebung aus. Wie viel reiner und schöner mag seine Seele im Vergleich mit deiner seyn, sagte ich zu mir. Würden wir beide in diesem Augenblicke der Welt entrückt und in die Nähe unsers Richters versetzt, wer uns würde wohl fühlen, daſs er zurücktreten und dem andern den Platz einräumen müſste? Es war nicht schwer zu entscheiden, daſs das Loos den stolzen Sünder treffen müſste, der wenige Minuten zuvor so lieblos mit dem armen Alten verfuhr. Als das Gebet geendet war, überredete ich den guten Alten mit vieler Mühe, daſs er sich auf meinen Platz setzte, und ich nahm den seinigen ein.«

Die Predigt, welche Eduard nacherzält, gehört freilich ganz und gar der Lehre, und nicht mehr der Lehrpoesie an; sie muſste individueller in den Gang der Erzählung eingreifen, wenn sie als poetisches Motiv gebraucht werden dürfte, wie es z. B. Steffens in seinem Malcolm mit vielem Glücke gethan hat.

Die verunglückteste Person in der ganzen Geschichte ist der Landprediger Roſs, eben weil er als die vortrefflichste angekündigt ist. Da seine ganze Herrlichkeit sich vermöge der Anlage des kleinen didaktischen Bruchstücks nicht in Thaten sondern nur in Worten äussern und ausserdem nur noch aus den Versicherungen Anderer über ihn bekräftigt werden kann, sein inneres Seyn aber dadurch nur halb zur Anschauung kommt, so ist er eine religiös-moralische Gliederpuppe geworden, an welcher der ästhetische Sinn unmöglich ein Wohlgefallen haben kann. Auch noch sonst wäre manches an der Erzählung zu tadeln, so das Bestreben, selbst den Obersten im Grabe noch zum bekehrten Christen zu stempeln, um der frommen Familie den Schmerz zu ersparen, der in dem Gedanken liegt, daſs vielleicht ein Mitglied vom allgemeinen Himmelsglücke ausgeschlossen bleibt. Ein solches Bestreben widersteht ebensowohl der historischen als der künstlerischen Natürlichkeit.

Digitized by Google

»Howard und Conway, oder die Religion im Munde und die Religion im Herzen« entspricht seinem Titel nicht; denn man erwartet nach diesem einen Heuchler einem wahrhaft Frommen entgegengestellt. Die dialogisirte Erzählung dreht sich aber um zwei Freunde, wovon der eine ein Orthodoxer, der andere nichts weniger als ein Maulchrist, sondern nur ein Denkglaubiger ist. In diesem Aufsatze, in welchem das didaktische Interesse das poetische bei weitem überwiegt, wird die Einseitigkeit und Ausschlieſslichkeit der Verfasserin in religiösen Dingen aufs peinlichste fühlbar. Miſs Kennedy kann nun einmal davon sich nicht überzeugen, daſs derjenige, der sich täglich und stündlich mit Ernst und Unterwerfung bei seiner Vernunft, als der Gottesgabe und dem Gottesfunken, Raths erholt, am Ende doch demselben Logos dient, den ein Andrer, nicht eifriger und häufiger, als das wesentliche Wort, das die Welt geschaffen und in Jesus Christus Mensch geworden ist, anruft; sie kann nicht glauben, daſs es oft nur ganz Weniges bedürfte, um jenen Rationalisten zu überzeugen, daſs diese Vernunft, dieser Logos, von ihm nur dann mit Hoffnung des Erfolgs angerufen werden kann, wenn derselbe ein von ihm und allen Individuen unabhängiges, selbständiges Seyn und Leben hat, das heiſst, wenn er Gott selber ist. Und eben so ferne liegt von ihr die Ahnung, daſs das wesentliche, lebendige in Christus Mensch gewordene Wort nichts andres ist als die absolute Vernunft, daſs mithin wahre Philosophie und Christenthum keine Gegensätze sind. Auch wird man, die Arbeit der Verfasserin selbst nur unter dem wissenschaftlich-didaktischen Gesichtspunkte betrachtet, hier bald inne, daſs diese, wie andere Erzählungen derselben, was die Urkunden unsres christlichen Glaubens betrifft, in einer glücklichen, vielleicht beneidenswerthen Unbefangenheit geschrieben sind; denn keine Partei, die hier dargestellt wird, hegt kritische und apologetische Zweifel gegen die heiligen Schriften des alten und neuen Testaments, weder im Ganzen noch in den einzelsten Theilen. Auch bei ihren Unbekehrtesten ist der Glaube an die Authenticität, ja selbst an die Inspiration des alten und des neuen Testaments, ziemlich unangefochten; von den Vernunftlehren der ältern Philosophie, der vollkommenen Persönlichkeit Gottes und der fortdauernden Persönlichkeit der Menschenseele, was Alles bei uns in Deutschland längst von der rationalen Wissenschaft selbst in ängstigenden Zweifel gestellt ist, gar nicht zu sprechen. Den eigentlichen Unterschied zwischen ihrem Philosophen und ihrem Christen bildet

Digitized by Google

in Beziehung auf den letzteren bei Miſs Kennedy nur einerseits ein unbedingter Autoritätsglaube in Beziehung auf alle einzelnen Sprüche und Verse der heiligen Schrift, und andrerseits ein ganz gleicher Respekt vor den geistigen Lehren der Erbsünde, der Erlösung, Versöhnung und Heiligung durch Christus allein, und vor den disciplinarischen Vorschriften der Sonntagsfeier, des gemeinschaftlichen Familiengebets und ähnlicher Gebote.

Der zweite Band enthält drei Erzählungen, »Anna Roſs«, »Jessy Allan«, »der Besuch in Irland.« In »Anna Roſs« ist der abscheuliche Schlendrian moderner, herz- und seelenloser Erziehung und des damit verbundenen Gesellschaftstones vortrefflich in dem Hause des Mr Roſs geschildert, in welchem die Waise Anna der Verordnung ihres Vaters gemäſs das erste halbe Jahr nach ihrer Eltern Tode erzogen wird. Diese Schilderung hat einen um so gröſsern Reiz, als sie ganz getreu dem Leben nachgezeichnet ist, und ohne alle Übertreibung die nichtigen Sitten einer Weltfamilie, den Unmuth eines gutmüthigen, in unbehaglicher Ehe lebenden Mannes, die gänzliche Äusserlichkeit einer eiteln Frau, die Miethsseele einer gemeinen Gouvernante schildert. Die letztere bildet ein Genrebild, wie wir es noch nie so treu und sprechend gesehen haben. Die Familie des christlichen Landpfarrers, bei welchem, als anderem Oheim, Anna ihr zweites Probehalbjahr zubringt und bei welchem sie sich entschlieſst zu bleiben, bildet einen scharfen Gegensatz zu jener Stadtfamilie; auch hier ist die Zeichnung wahr, und nicht übertrieben. In der ganzen Erzählung hält das poetische Interesse dem didaktischen das Gleichgewicht, es finden sich keine langweilige Längen, und sie ist in jeder Hinsicht gelungen zu nennen.

Die zweite Erzählung des zweiten Bandes, »Jessy Allan«, ist zur Empfehlung der Sonntagsschulen für verwahrlosete Kinder geschrieben, und der Vorredner vermuthet, daſs ihr eine wahre Geschichte zum Grund liege und vielleicht Miſs Kennedy selbst gegen das Ende als eine der Damen auftrete, welche die Sonntagsschule leiteten. Indessen weiſs die Verfasserin auch diesen Gegenstand auf eine Weise zu behandeln, daſs er sich weit über das Niveau sogenannter »wahrer Geschichten« erhebt, und die Roheit der niedern Stände, über welche christlichen Bestrebungen so schwer zu triumphiren ist, ist mit einer Tiefe und Wahrheit geschildert, die höchst ergreifend ist.

Mehr poetischen Werth hat jedoch die darauf folgende Erzählung, welche den Besuch eines frommen, schottischen Gärt-

Digitized by Google

ners bei seinen Verwandten in Irland erzählt und die aus einem hellgeschliffenen Spiegel das leichtsinnige Elend des irischen Volkslebens zurückstrahlt. Die Tante des Helden hat einen irischen Pächter, einen Katholiken, geheirathet, ist aber selbst protestantisch geblieben. Diese besucht der junge Gärtner und bekehrt ihren ältesten Sohn. Diese Bekehrung ist offenbar der didaktische Zweck der Verfasserin; aber sie hat doch Geistesfreiheit genug behalten, um das irländische Wesen vollkommen objektiv und nicht nur in seinen Mängeln, sondern auch mit deren Entschuldigung und von seiner besseren Seite darzustellen.

»An einem frühen Vormittage (erzählt der Gärtner) trat Ballinagh (das irische Ziel seiner Reise) zuerst vor meine Augen. — Der Mann, der mir den Weg zeigte, war ein groſser, kräftiger Irländer, der freundlich und gefällig seine Hütte verlassen hatte, mich zu geleiten. Er war mit einem langen grauen Rock bekleidet, der am Halse zugeknöpft, unten offen war, und dessen Ärmel leer hingen, da der Rock über die Arme geworfen war. Als er stehen blieb, mir Ballinagh zu zeigen, streckte er einen seiner kräftigen, völlig nackten Arme aus, um mir das letzte Stück Weges zu bezeichnen. Dann reichte er mir zutraulich die Hand, mir ein fröhliches Zusammentreffen mit meinen Vettern wünschend. Denn ich sey wohl, so meinte er, der junge Herr, den sie erwarteten. Ich fühlte mich durch seine freundliche, gutmüthige Weise sehr erfreut, doch konnte ich den Gedanken nicht unterdrücken, daſs in einem andern Lande ein paar so kräftige Arme nicht lange ohne ein gutes Hemd und einen Rock bleiben würden. Auch seine Beine waren nackt, aber er sah stark und munter aus, und so hatte ich schon viele gesehen, seitdem ich Irland betreten.« . . . . Nun besieht er sich das in hüglichtem Getreidelande gelegene Pächterhaus. »Keiner der Hügel war von beträchtlicher Höhe, und alle waren sie auf dieselbe Weise cultivirt, während die tieferen Gründe dazwischen grün oder sumpfig waren. So breitete sich das Land eine gute Strecke Weges vor mir aus. Es standen wenig Bäume darauf, aber weiter hinaus war das Land hübsch waldig. Eine Viertelstunde links vom Pachthofe stand eine schöne alte Kirche und ein hübsches Pfarrhaus daneben, beide vom Wald umkränzt; links eine katholische Kapelle. . . . Als ich näher an Ballinagh herankam, konnte ich an dem Rauche, der an einigen Stellen mir aus dem Erdboden zu kommen schien, die Wohnungen der Leute entdecken. Die erste Hütte, auf die ich stieſs, überraschte mich ausserordentlich. . . .

Es war nichts da, was für einen Weg hätte gelten können, der zu dem Gehöfte führte; aber viele Fuſspfade waren nach verschiedenen Fuſspfaden getreten, und einer führte beinahe gerade auf die Hütte hin. Er durchschnitt einen oder zwei Hügel, welche dazwischen lagen.« . . . Nun kommt er an die Hütte. »Sie war an den Hügel angebaut, — das Dach mit Moos und Gras überwachsen, und obgleich ein Schornstein da war, so zog der Rauch doch durch die Thüre fort, die ich aber noch nicht sah. Indeſs hörte ich fröhliche Stimmen spielender Kinder; und als ich den Abhang hinunter gelangte, wurde ich auf dem grünen Platze vor der Thür ein halb Dutzend junger, fast nackender Wesen gewahr, die sich herumtummelten und balgten, lachten und fröhlichen Muthes schwatzten. Eins trug ein Hemde, das für ein viel gröſseres Kind gemacht war, und nichts weiter; ein anderes lief in einem Westchen herum und hatte seine schnellfüſsigen Beine unbedeckt; kurz, ein Anzug schien vertheilt unter Alle.«

Mit gleicher Lebendigkeit ist das ganze irische Wesen geschildert, und was Reisebeschreibungen und mündliche Berichte Reisender uns über jenes Land sagen, damit stimmt die Novelle vollkommen zusammen und vereinigt Alles zu dem anschaulichsten Bilde. Nur die Bekehrung ist in methodistischer Härte gehalten. So rührend uns die Dichterin den jungen frommen Katholiken schildert, so lieblos lauten die Worte, die sie ihrem pietistischen Eiferer aus Schottland gleich anfangs gegen ihn in den Mund legt: »So seyd ihr alle Papisten u. s. w.« S. 10. Ein dogmatischer Nachtrag zu dieser Novelle, »Gottes Wort oder Menschen Wort?« schlieſst den zweiten Band.

Der dritte und vierte Band umfaſst die nach Ausdehnung und Inhalt eher den Romanen beizuzählende Novelle Dunallan, in welcher sich die Verfasserin am freiesten über den engeren didaktischen Gesichtskreis erhoben und ihren Begebenheiten und Charakteren ein selbständigeres Leben eingehaucht hat. Doch hat das Werk unter seiner Ausdehnung gelitten, und der zweite Theil der Novelle fristet ein hier und da mühsam hinausgezogenes Leben durch mehrfache Digressionen ins Gebiet der Lehrpoesie. Wir wollen versuchen, dem Leser einen kurzen Überblick über die Fabel und deren Behandlung zugleich zu geben.

Catharina Dunallan, ein liebenswürdiges Weltkind, die schon in frühester Jugend ihrem Vater, einem Lord, das Versprechen gegeben hat, sich seinen Absichten zu fügen, erwartet in banger Unruhe den ihr von Kindheit an bestimmten Bräutigam, einen

Digitized by Google

auf langen Wanderungen angeblich verwilderten und verdorbenen Vetter gleiches Namens, den sie als 14jährigen Knaben wohl gekannt und nie leiden mochte, und von dem jetzt Elisabeth, ihre vertraute Freundin, ihr ein häſsliches Bild als von dem schändlichsten Heuchler entwirft. Catharina ist an dem Tage, wo sie jenen erwartet, von Freunden und Anbetern umgeben, unter welchen sich der geistvolle und eifersüchtige St. Clair auszeichnet. Endlich erscheint Dunallan, während die Gesellschaft auf einem Spaziergange begriffen ist. Hier wollen wir die Dichterin selbst sprechen lassen:

»Catharine wagte es nicht ihre Augen aufzuschlagen; sie wurde bleich und zitterte heftig. Das ist Herr Dunallan, flüsterte Elisabeth ihr zu; ich erinnere mich seiner noch recht wohl. Er sieht ja recht freundlich aus. Catharine blieb stumm. Die Übrigen waren vorangegangen, und der Lord stellte ihnen zuerst Dunallan vor. Dann trat er zu Catharine und sagte: Mein liebes Kind, dein Vetter! Elisabeth, Sie werden sich des Herrn Dunallan wohl noch erinnern! Catharine blickte auf, Dunallans Augen waren freundlich auf sie gerichtet; sie begegnete seinen Blicken und erröthete lebhaft. Sie schämte sich, blöde Furchtsamkeit blicken zu lassen, die, wie sie besorgte, aus ihrem Schweigen und Erröthen Dunallan entgegentreten muſste; doch konnte sie kein Wort herausbringen; vielmehr, indem alles, was sie von ihm gehört hatte, vor ihre Seele trat, bemächtigte sich Verachtung, Stolz und Widerwille aufs Neue ihrer Seele, und wenn auch stumm, ging sie mit aufgerichtetem Haupte weiter, indem sie mit groſsem Selbstgefühl vor sich hinsah. Nun fing Dunallan ein Gespräch mit Elisabeth an. Selbst der Ton seiner Stimme war Catharinen unangenehm, denn er war ganz anders, als sie ihn sich bei dem Manne gedacht hatte, dessen Bild sie so lange schon ihrer Einbildungskraft vorgestellt hatte; er sprach sehr sanft und leise.« (S. 20.)

In dieser Stimmung vergehen der Jungfrau mehrere Tage. Indessen entwickelt sich Dunallans Charakter vor ihren Augen ganz anders, als sie gedacht, und seine Anwesenheit ist ihr nur ein Zwang, weil sie sein Urtheil fürchtet und oft besorgt, es möchte ungünstig für sie ausfallen. Gefiel ihm, was sie geäussert, so wird ihr Herz leicht, und sie bekommt Muth weiter zu sprechen, während sein ernster Blick bei einem leichtsinnigen Worte sie drückt, und unfähig macht, an irgend etwas, das vorkommt, rechten Theil zu nehmen. Dieser Blick enthält eine Anklage

Digitized by Google

gegen Alle in der Gesellschaft, die ihr unerträglich dünkt. Selbst der spirituelle St. Clair kann dagegen nichts als schale Sophistereien vorbringen. (S. 32 — 34.)

Kurz, der Leser merkt bald, daſs in Dunallan ein Bekehrter, daſs ein Methodist vor seinen Augen steht. Auch Catharina wird irre an ihrem eigenen bisherigen Widerwillen. »Aber sag' Elisabeth, spricht sie, was sollen wir mit all den unerklärlichen garstigen Geschichten anfangen, die wir von diesem selben räthselhaften Dunallan gehört haben?« — »O, sie können nicht wahr seyn!« erwiedert die schon ganz für ihn gewonnene Elisabeth. Wirklich zeigt Dunallan bald darauf in Vermögensangelegenheiten einen Edelmuth, der ganz mit Catharina's eigner Denkungsweise übereinstimmt. Auf einem Spaziergange öffnet sich endlich beim Anblick der Natur seine edle Seele und seine christliche Gesinnung ganz vor ihr; aber höhnische Gespräche seines Nebenbuhlers St. Clair verführen auch Catharinen zu unedlen Worten, und eine harte Erwiederung Dunallans macht sie noch mehr unglücklich als zornig. Zitternd vernimmt sie bald darauf von ihrem Vater, daſs die Stunde der Trennung vom Vaterhause bevorsteht. Vortrefflich wird nun ihre Scheu vor dem künftigen Gatten und jenes Aufwogen eines Hasses, der jeden Augenblick bereit ist in Liebe umzuschlagen, geschildert. Endlich kommt der ernste Morgen (S. 73 ff.). Dunallan, immer freundlich, wird mit seiner lieblosen Geliebten getraut, und sie rollt halb ohnmächtig mit ihm im Wagen davon.

»Sie wollte das Fenster neben sich niederlassen; Dunallan bot ihr seine Hülfe an, aber seine Hand zitterte ebensosehr als die ihrige, und sie war nun über die Traurigkeit und die Bewegung erstaunt, welche sein Gesicht verrieth; seine Augen leuchteten von Thränen, als er das Gesicht von ihr wandte. Der ruhige Ernst, mit dem ihn ihre Einbildungskraft sich immer vormalte, war nun ganz verschwunden, sie vergaſs sogar ihr eignes Unglück über dem seinigen, indem sie dachte, wie selbstsüchtig es doch von ihr sey, daſs ihr nie eingefallen, er könne vielleicht noch unglücklicher seyn als sie.« — »Vergiſs, liebe Catharine, die letzten Tage, spricht er endlich; denke blos daran, daſs dir jetzt ein Freund zur Seite steht, der vor Gottes Augen gelobt hat, für dein Glück zu sorgen. Du selbst sollst es bestimmen, worin dieses Glück für dich bestehen soll. Deutlich habe ich deinen Widerwillen gegen diese aus äusserlichen Rücksichten geschlossene Verbindung bemerkt, welche du aus Gehorsam einge-

Digitized by Google

gangen bist. Alle Mittel, die mir zu Gebote standen, habe ich versucht, um dir deine Freiheit wieder zu geben; aber alles war vergebens; mit äusserstem Widerstreben bin ich gezwungen worden, dich deiner Heimath zu entreiſsen und der freien Wahl deines nächsten Freundes dich zu berauben. Alles, was ich jetzt hoffen darf, ist, daſs ich dich wenigstens nicht unglücklich machen werde.« (S. 78. 79.)

Im Verlauf dieses Gespräches, in welchem die bewegte Catharina ihm wenigstens getreue Pflichterfüllung verspricht, ergibt es sich, daſs Dunallan seiner Braut dreimal geschrieben hatte, um sie ihres durch den Lord gegebenen Wortes zu entbinden, und daſs der Vater diese Briefe unterschlagen. Eine Erklärung führt die andere herbei. Hätte der Roman eine Novelle werden sollen, so wäre das Ende hier nicht ferne gewesen; aber die Dichterin wollte hier Charaktere entwickeln, nicht Situationen schürzen und lösen.

So läſst sie ihre Heldin zwar von Dunallans Unterhaltungsgabe eingenommen, von seiner religiösen Denk- und Gesinnungsweise ergriffen werden; aber diese tritt auf seinen Gütern doch nur als seine Scheingemahlin auf. Hier findet sie freilich auch alles ganz anders, als die Verläumdung es ihr geschildert hatte. Er sollte der härteste Gutsherr in der Gegend seyn, sie findet in ihm den geliebten Vater freudig Untergebener; das Schloſs steht auf einem Felsenvorsprung in einer herrlichen Natur, und sieht ihr im scheidenden Sonnenstrahle wie ein Paradies entgegen. So verlegen und befangen sie ist, so fühlt sie sich doch froh und glücklich in ihrem Herzen. Allmählig findet sie sich in die christliche Ordnung des Hauses, die, wie sich denken läſst, von Miſs Kennedy mit Vorliebe und Ausführlichkeit geschildert wird; ihr Verhältniſs zu Dunallan bleibt indessen ein jungfräuliches. Einer edeln Tante Dunallans und ihren Kindern, der Mrs Oswald, kommt Catharina bald ganz nahe; von ihr erfährt sie den Ungrund aller über ihres Gatten späteres Leben ausgestreuten Verläumdungen, und die unglücklichen Verhältnisse seines elterlichen Hauses (S. 111 ff.). Er selbst führt sie allmählig ins Christenthum ein, wobei das Widerstreben ihres natürlicheu Menschen sehr aufrichtig und ohne Rücksicht geschildert ist (S. 117 ff.).

Eine Mission nach Petersburg, welche mehr mit christlichen Interessen als mit Politik zusammenhängt, entführt ihr bald darauf den Gatten, der es nicht wagt, die Freundin, von deren Neigung er noch keine Ahnung hat, zur Mitreise zu bestimmen,

Digitized by Google

während sie sich doch im Innersten darüber abhärmt, daſs er im Stande ist ohne sie abzureisen. In ihrer Einsamkeit blickt Catharina auf die sonderbaren letzten sechs Wochen zurück. Es ist ihr jetzt unbegreiflich, wie sie sich gegen den mächtigen Eindruck von Dunallans Vorzügen so lange sträuben konnte. »Warum machtest du die Augen zu beim Anblick seiner edeln Geradheit und des sanften Ernstes seines Benehmens, und die Ohren zu vor dem richtigen Takt, dem überwiegenden Talent, der stets sich gleich bleibenden reinen Gesinnung, die aus jeder Unterhaltung mit ihm hervortrat? . . . Und nun ist dir dies entrissen, gerade da du anfingst zu fühlen, wie es immer mehr deine Freude ward, sein Wohlgefallen, seine Zuneigung als die Quelle all deines Glückes zu betrachten!« (S. 164.) Sie malt sich nun seine groſse Selbstbeherrschung und Überlegenheit in Allem, dem anmaſsenden, aber geistvollen St. Clair gegenüber, aus; seine unwandelbare Zartheit gegen Alle in der Gesellschaft, während sie jeden Anlaſs wahrnahmen, um Streit mit ihm anzufangen, oder Dinge, die ihm ehrwürdig oder lieb waren, lächerlich zu machen oder herabzuwürdigen. — Schon früher hatte ihr Dunallan das Geständniſs gemacht, sein Sinn sey durch eine sehr bittere Fügung geändert worden, und alle seine Hoffnung ausgesprochen, daſs sie ohne solche schmerzliche Mittel zu demselben Ziele gelangen werde. Indeſs nun sie an dieser Wiedergeburt nach seiner Vorschrift arbeitet, und in Folge der wachsenden Umwandlung Dunallans Stelle in der Hausandacht vertritt (S. 178 ff.), arbeitet sein erster Brief an ihrer Sinnesänderung mit aller Macht. Wirklich ist sie nach vierzehn Tagen einsamen Nachdenkens zum Glauben ihres Gatten innerlich bekehrt, und Mstrſs St. Clair mit ihrem Sohn muſsten zu ihrer Beschämung bei einem Besuche, in welchem der junge St. Clair seinen Triumph zu feiern hoffte, die groſse Verwandlung mit ansehen, welche mit Catharina in Beziehung auf ihre Gesinnungen im Allgemeinen und namentlich gegen Dunallan, vorgegangen ist. (S. 194 ff.) Mit diesem verhaſsten Besuche trifft auch ein neuer Brief von Dunallan ein, der (S. 205—208) ein ganzes Buch ausmacht, und als Episode des Romans die ganze Jugendgeschichte des Helden ohne Rückhalt der Freundin erzählt. Wir erfahren daraus, wie Dunallan zu seiner jetzigen Denkweise gekommen ist. Aus den Armen einer frommen Mutter von einem leichtsinnigen Vater in eine öffentliche Lehranstalt verpflanzt, fühlte er sich hier zu zwei religiösen und geistreichen Jünglingen hingezogen, obgleich ihre Ansichten

Digitized by Google

etwas Empörendes und Widerliches für ihn hatten. Nach seiner Trennung von ihnen wird er in die Liebesstücke eines schönen, vornehmen, aber sittenlosen Weibes, das gewiſs nach der Natur und mit seltener Weltkenntniſs geschildert ist, hineingezogen, und sinkt in den Armen einer fünfzehn Jahre ältern »Aspasia« zum gemeinen Ehebrecher. In diesem Taumel beantwortet er die liebevollsten Briefe seiner beiden Freunde nicht, und auch der Besuch Churchills, des einen derselben, wirkt nicht, was er sollte. Doch —

»Als ich seinen Wagen abfahren hörte, war es mir, als sey ich nun dem Teufel preisgegeben. Es war Churchill gelungen, wenn auch nicht vom Laster mich abzuziehen, doch einen Dolch in mein Gewissen zu stoſsen. . . . Aspasia versuchte, was sie vermochte, mich zu beruhigen und zu unterhalten; und so lange ich bei ihr war, vergaſs ich mein Elend zuweilen, und ihre Harfe und ihre Stimme verscheuchten die Wolken. Zu andern Zeiten aber mischte sich in meine Liebe das Gefühl des äussersten Elends. Oft hatte ich eine düstere Freude daran, den herzzerreiſsenden Gedanken, die mich erfüllten, mich ganz und gar hinzugeben. Ich betrachtete Aspasia, während sie die Harfe spielte und mir vorsang; ich bat sie fortzufahren, damit ich noch länger sie betrachten könnte; und indem sie so mir zu gefallen suchte, und ich ihre vollendete Schönheit anstaunte, malte mir meine Phantasie die schöne Stirn, die auf den Schläfen und Wangen durchschimmernden blauen Adern, die seelenvollen Augen, den feinen Mund, die ganze liebliche Gestalt — im Grabe liegend, kalt, bleich, sich schwärzend, von Würmern zerfressen, verwesend.«

Erst der Tod seines Freundes Churchill, dessen Zeuge Dunallan ward, sprengt indessen seine schimpflichen Bande (S. 247 — 265). Auf der Rückreise in dem Gasthofe eines kleinen Ortes trifft er mit der jetzt verabscheuten Geliebten zusammen (S. 266 ff.) und sagt sich schriftlich von ihr los. Aber der Zufall führt ihn noch mit der Einsamen zusammen, die ohnmächtig in seine Arme sinkt. Dunallan wird deswegen von ihrem sie begleitenden Bruder, dem Oberst Harford, zur Rede gesezt. Aber der Oberst ist ein Christ, die Unterredung endet nicht nur ohne Zweikampf, sondern selbst freundlich, und mit dem Versprechen Dunallans, augenblicklich ins Ausland zu verreisen. Wenige Tage darauf schifft er sich mit einem Freunde, Namens Clanmar, nach Italien ein und geht später in die Schweiz. Aspasia findet sich in die Trennung und ist wieder auf ihre Weise glücklich. Zu dieser

Digitized by Google

Zeit erfährt Dunallan die Wünsche seines Vaters, des Lords. Jetzt erst wird er aber auch ein ächter Schüler seines verstorbenen Freundes Churchill, und seine Bekehrung vollendet sich. Jetzt hat er die Quelle aller wahren Erkenntniſs, aller wahren Kraft und Tugend gefunden. »Und daſs du, meine theure Catharine, sie finden mögest, ist mein heiſses und anhaltendes Gebet.«

Dieser Brief, bei dessen Empfang St. Clair zugegen war und mit Gift im Herzen abgereist ist, vervollständigt auch Catharinens Umwandlung und erhöht ihre Liebe zu Dunallan. Sie schreibt ihm zwanzig Briefe. Aber, unbegreiflich! auf keinen erhält sie Antwort, bis endlich ein eiskaltes Billet des Geliebten aus der Ferne kommt, das auf ihre Äusserungen gar keine Rücksicht nimmt und ganz trocken sagt: »Meine Rückkehr soll in unserm Verhältniſs nichts ändern.« (S. 315.)

Catharine wirft sich auf ihre Kniee und weint bitterlich, indem sie Gott bittet, er möge ihr Ergebung in seinen Willen schenken. Mit diesem Räthsel schlieſst der erste Band, und der zweite schiebt seine Lösung ungebührlich lange hinaus und verliert sich in elegische Längen, die aber keineswegs drastisch und magisch sind. Vor nichts fürchtet sich Catharina so sehr, als vor Dunallans Rückkunft. Aber auch durch diese (S. 18 ff.) wird das Dunkel noch lange nicht aufgeklärt, und — seltsam — Beide betragen sich mit Duldung gegeneinander, als die Beleidigten, als die Gekränkten. Mit Rührung sieht Dunallan das ächt christliche Wirken seiner Gattin im Schlosse, aber um so trüber lagern sich die Wolken des Zweifels auf seiner Stirne (S. 39). Die Krankheit und der Tod von Catharinens Vater (S. 42 ff.) bringt endlich die verstimmten Liebenden einander wieder näher. Der alte Lord stirbt durch seinen Schwiegersohn bekehrt (S. 67). Und jetzt ist Catharinens Gatte Erbe seines Titels und seiner Güter.

Eine neue bevorstehende Reise Dunallans zu seinem Schwager Hercourt, einem in den elendesten Umständen verzweifelnden unbekehrten Weltmenschen, führt endlich unter einer kurzen Correspondenz der Gatten allmählig die Entdeckung herbei, daſs Dunallan statt der ächten Briefe Catharina's täuschend nachgemachte erhalten habe, die voll herzloser Kälte waren (S. 87 ff.). Endlich zeigt ihr Dunallan einen angeblich an ihren frühern Bewerber St. Clair gerichteten Brief Catharinens, der ebenfalls unächt ist, und in welchem sie sich gegen »den Freund ihrer Seele« beklagt, mit einem so sonderbaren Manne verbunden zu seyn, der niemals ihre Zuneigung wird gewinnen können. Dieser Brief wurde in Dunallans Hände gespielt.

Das teuflische Truggewebe kommt nun ganz zum Vorschein. St. Clair, von Jugend auf ein geschickter Falsarius, hatte, seit jenem Besuche Rache kochend, alle die Briefe nachgemacht, um Dunallan und Catharine zu entzweien. Catharine läſst sich von Dunallan das Versprechen geben, auf keine Weise eine Unterredung mit St. Clair zu suchen, dann erneuern sie die Gelübde ih-

res Ehebundes, und — »doch Bücher wären nöthig, um alles zu erzählen, was nun in den ersten Stunden völligen gegenseitigen Vertrauens sie sich erzählten und erinnerten und aufklärten.«

Aber die Verfasserin, eine etwas unbarmherzige Methodistin, läſst ihren Helden noch vor der Nacht seine Berufsreise antreten, damit wir ja nicht zweifeln, daſs die Ehe zwischen den beiden geistig nicht ganz vereinigten Gatten noch immer eine Engelsehe bleibt. Die Gattin begleitet ihn bis zu dem Wohnsitz ihrer verheiratheten Freundin Elisabeth, wo sie manche christliche Bekanntschaft macht, einen Brief voll Verachtung an St. Clair schreibt (S. 120 ff.) und endlich in der verworfenen Lady Fitzhenry Dunallans Aspasia kennen lernt (S. 150). Dunallan berichtet in zärtlichen Briefen über die Schmerzenstage, die er am Wahnsinnslager seines unglücklichen Schwagers zubringt. Auch den St. Clair hat er zufällig bei seinem Freunde Clanmar gesehen, seine Mienen und Gebehrden waren so kalt als verächtlich. (S. 169.) — Jetzt bleiben Dunallans Briefe auf ängstliche Weise aus. Endlich meldet ein Brief von Clanmar, daſs Dunallan eine Wunde erhalten hat, von der er sich schwer erholen wird (S. 183). »Ich reise zu ihm hin«, ruſt Catharina aufſpringend, noch ehe sie weiter liest und erfährt, daſs ein meuchelmörderischer Angriff St. Clairs die Wunde verursacht hat. Ein zweiter Brief ist an Elisabeth von dem jungen Cameron, auch einem ehemaligen Anbeter Catharinens, gerichtet, in der er seine durch Eifersucht herbeigeführte Theilnahme an St. Clairs schändlichem Betragen gegen Dunallan reumüthig bekennt und die ganze Geschichte ausführlich berichtet (S. 188 ff.).

Catharine findet ihren Gemahl zum Tode wund (S. 200), aber sie und sein alter frommer Jugendfreund Walderfort pflegen und der Arzt rettet ihn. Inzwischen sind St. Clair und Cameron gefänglich eingezogen worden (S. 219); der genesende Dunallan hat den Trost, seinen wahnsinnigen Schwager unter einem Strahl der Christenhoffnung verscheiden zu sehen (S. 241 ff.). Aber kaum erstarkt muſs er vor dem Richter als Zeuge gegen den vorgeführten St. Clair auftreten (S. 294 ff.). Er entledigt sich dieser Pflicht mit der christlichen Schonung. Dieser aber sieht den Richter scharf an und sagt dann mit leisem tiefem Tone: Mylord, ich will eine Vertheidigung vorbringen, die mich aus aller Schande befreit.« Er greift in seine Brust und zieht eine Pistole, die er auf Dunallan abfeuert, deren Schuſs aber in die Wand fährt. Mit einer zweiten erschieſst er sich selbst, vor den Augen seiner verzweifelnden Mutter, auch Aspasia's, die dies furchtbare Ereigniſs mit Entsetzen und Gewissensschrecken erfüllt.

Catharina und Dunallan, tief erschüttert, aber inniger vereinigt als je, brechen am andern Morgen in ihre Heimath auf.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Grace Kennedy's Werke.

(Beſchluſs.)

Dieser Roman ist reich an Scenen, die mit Kraft und selbst mit Leidenschaft ausgeführt sind, und dem Ganzen fehlt es nur an gröſserer Gedrungenheit, um ein völliges Kunstgebilde darzustellen. Auch besitzt es eine Menge mannichfaltiger und trefflich durchgeführter Charaktere, von welchen die nichtsnutzige Mrs Lenox und die edle Lady Morven nebst mehrern andern in unsrer Andeutung des Inhalts nicht einmal Platz gefunden haben. Nur zwei Classen von Charakteren vermissen wir ganz, es sind die Verkehrten unter den Methodisten selbst, seyen es nur die Wölfe in Schafspelzen, oder die Doppelschafe, die, nicht nur im moralischen, sondern auch im intellektuellen Sinne Schafe, zugleich stolz sind auf ihre Schafsnatur, und dem Spruche, daſs Christum lieb haben besser ist denn alles Wissen, eine Deutung geben, vermöge welcher sie ihrer Unwissenheit an und für sich, gegenüber von dem Wissen Anderer, einen wesentlichen Werth beigelegt sehen wollen. Beide Classen sind unter der Sekte nicht selten. Die Kunst, wie die Wahrheit, und da es doch eigentlich nur Eine Wahrheit giebt, auch die göttliche Wahrheit selbst, in deren Dienste die Dichterin allein schreiben wollte — sie alle würden bei Schilderungen solcher Personen und Vermeidung einer gewissen Einseitigkeit nur gewonnen haben.

Die genaue Analyse dieses Hauptwerks der Verfasserin hat unsrer Anzeige so viel Raum weggenommen, daſs wir uns über den fünften und sechsten Band der Sammlung kurz fassen müssen. Die Novelle, die den fünften Band füllt, »Pater Clemens«, hat den didaktischen Zweck, die Vernünftigkeit und Trostkraft des Protestantismus, gegenüber von dem, was der Verfasserin als katholischer Aberglaube nicht des groſsen Haufens, sondern des consequenten Katholiken, des Systemes selbst, erscheint, in zwei Propheten des Protestantismus einerseits, andrerseits in einem redlichen Jesuitenpriester, »Dorner« oder »Pater Clemens«, und einer blinden Schülerin desselben darzustellen, und zugleich die weltliche und schändliche Seite des Jesuitismus (im »Pater Adrian« oder »Warreme«) zu enthüllen. Das Gewand dieser Didaxe ist eine historische Novelle in Walter Scott'scher Manier, mit glücklich erfundenen Begebenheiten und sehr sorgfältig gezeichneten Charakteren. Sie spielt in Nordengland, diesseits des Tweed, der die Gränze nach Schottand zu bildet, und im Jahre 1715, eine für historische Staffage glücklich gewählte Zeit; denn gerade da-

mals war die Rebellion zu Gunsten des Hauses Stuart sowohl in Schottland als in Nordengland im Begriffe auszubrechen. Alle römisch-katholischen Familien, mochten sie nun selbst in die Verschwörung verwickelt seyn oder nicht, hatten die heiſsesten Wünsche für den Sieg der Stuarts. Die Priester waren natürlich ganz besonders dabei interessirt, und da sie, besonders die zum Jesuitenorden gehörigen, immer mit dem festen Lande in Verbindung standen, so vermittelten sie alle Nachrichten und Weisungen. Auf diesem Grund und Boden hat die Dichterin zugleich ein sehr anziehendes Genregemälde von zwei verwandten Familien, einer protestantischen und einer katholischen, gegeben, welche politische und religiöse Antagonisten, jedoch durch die Bande tiefgewurzelter Familienfreundschaft verbunden sind. Die einzige etwas langweilige Person des kleinen Romans ist der orthodoxe Calvinist Herr »Doctor Lowther.« Die Darstellung und Charakterzeichnung (besonders die des Paters Dormer) giebt zu interessanten Parallelen mit Spindlers Jesuiten Stoff, der in seinem Pater Leupold eine ganz ähnliche Gestalt wie Pater Clemens geschaffen hat. Doch muſs der Jesuit der Methodistin zuletzt als Cryptocalvinist sterben. Übrigens ist die Novelle mit löblicher Unpartheilichkeit und mit der vollen Anerkennung ungefärbter Frömmigkeit bei wahren Katholiken geschrieben.

Der sechste Band, mit der letzten unvollendeten Novelle »Philipp Colville«, ist der lebendigen, historischen Veranschaulichung des Satzes gewidmet, daſs es nicht in der Macht eines irdischen Monarchen stehe, Menschen, welche Erkenntniſs des Christenthums haben, Vorschriften darüber zu geben, wie sie es in Sachen der Religion halten sollen. Die Verfasserin vertheidigt durch diese Geschichte, welche die Verfolgung der schottländischen Presbyterianer im Jahr 1679 schildert, die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate. Die Erzählung ist interessant und gut gehalten; die Geschlechtsverhältnisse, trotz der eingemischten zärtlichen Neigungen, sind freilich durch strengen Methodistengeist sehr gemäſsigt; doch wagte die Dichterin diesmal die Darstellung mit einigem Humor zu würzen, der besonders da hervortritt, wo die Verlegenheiten des geistlichen Miethlings in der Pfarrkirche des schottischen Dorfes geschildert wird (S. 69 ff.), wogegen die Versammlung der verfolgten Frommen in der Felsenschlucht unter dem muthigen Prediger Wellwood einen glücklichen Contrast bildet. Auch die Schilderung des Besuches der Presbyterianer in Edinburg (S. 87 ff.) und die Berathung der Parteihäupter ist ausgezeichnet. Besonders wahr und interessant ist der männlich edle Charakter Florentinens dargestellt; der junge muthwillige Knabe Erich, ein kühnes Werkzeug der frommen Emeute, ist eine sehr anmuthige Gestalt; die beiden Advokaten, Lindsey und Ormistoun, sind auch zwei wohlgewählte Gegenstücke, und in dem Erzbischof ist die Verderbniſs der aus dem Pabstthum nur halb losgeschälten anglicanischen Kirche vortrefflich veranschaulicht. Die Ermordung dieses Pfaffen durch Verschworne

Digitized by Google

(S. 152 ff.) ist zwar mit Abscheu gegen die That, aber doch mit einiger Vorliebe, lebendig genug erzählt. Der Held selbst, Philipp Colville, bleibt lange Zeit eine ziemlich passive Person, und muſs sich von seinem muthmaſslichen Schwiegervater, dem Covenanter Torriswood, noch S. 140 sagen lassen: »Steht es wirklich bei Ihnen fest, daſs Sie die Partei ergreifen wollen, zu der Sie sich bekennen, dann muſs in einer Zeit, wie die unsrige, den ersten Platz in allen Ihren Gedanken an die Dinge dieser Welt immer Ihr Vaterland einnehmen; und ich könnte mich nicht mehr für Ihren Freund halten, Colville, wenn ich Sie nicht davor warnte, daſs Sie doch ja in die schwierigen und gefährlichen Umstände, die Ihnen unfehlbar drohen, mit keinem getheilten Herzen sich hineinbegeben werden.« Indessen zeigt er sich der weiblich zarten und doch von Männermuth gestählten Florentine würdig, als diese für ihre Sekte und mit vielen derselben in Folge der Ermordung des Bischofs, der jedoch die Guten alle fremd sind, im Kerker schmachten muſs, und eine entsetzliche Reaction eintritt. Das Bruchstück bricht mit der Rettung der Gefangenen ab. Von der Entwicklung der Novelle, über welcher die Verfasserin der Tod übereilte, weiſs man nur vom Hörensagen. Nach ihrem Plane würde die Dichterin einen kurzen aber treuen und anschaulichen Abriſs von den Leiden der presbyterianischen Kirche unter den unseligen Regierungen der beiden letzten Könige aus dem Hause Stuart, Carl II. und Jacob II., gegeben und so die Urtheile der bekanntesten Geschichtschreiber berichtigt haben, welche die Covenanter stets als gehässige, starrköpfige, fanatische Menschen schildern, die es Pflicht gewesen sey auszurotten. —

Wir nehmen von den Werken der Miſs Grace Kennedy mit derjenigen Achtung Abschied, die eine strenge Überzeugungstreue, eine zuweilen starre aber immer lautere und oft warme Religiosität, gründliche historische und rationelle Bildung, und endlich ein schönes und entschiedenes Talent einflöſsen muſs, das auch im Dienste der Lehre die Poesie nie ganz verläugnet.

G. Schwab.

Digitized by Google

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN — BADELITERATUR.

Dr. J. E. P. Prieger, Kreuznach und seine Brom- (Brome) und Jodehaltigen Heilquellen etc. Kreuznach, bei Kehr. 1837. *XVIII u.* 271 *Seiten, mit* 2 *Ansichten in Steindruck.*

Dr. Carl Mühry, Über das Seebaden und das Norderneyer Seebad. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1836. *VI u.* 183 *S.*

Dr. J. Fr. d'Aumerte, Das Seebad zu Scheveningen in Holland u. s. w. Nebst einer Abhandlung über die Wirkung der Seebäder überhaupt. Cleve und Leipzig, bei Char. 1837. *XII u.* 172 *S.*

Dr. F. Lieboldt, Die Heilkräfte des Meerwassers, mit besonderer Berücksichtigung der See-Badeanstalt bei Travemünde. Lübeck, Rahden'sche Buchhandlung. 1837. *VIII u.* 136 *S.*

Dr. Eisenmann, Die Heilquellen des Kissinger Saalthales, physisch, chemisch und therapeutisch beschrieben. Erlangen 1837, *bei Palm und Enke. VIII u.* 144 *S.*

Dr. K. Piderit, Die kohlensauren Gasquellen zu Meinberg etc. Lemgo, 1836. *Meyer'sche Hofbuchhandlung. IV u.* 211 *S.*

Dr. Fr. J. Hergt, Die Schwefelquellen und Bäder zu Langenbrücken im Groſsherzogthum Baden. Heidelberg, bei Winter. 1836.

Mit dem gröſsern Bedürfnisse der Brunnen- und Badekuren mehrt sich die Anzahl der Bäder, mit den genaueren chemischen Kenntnissen und besseren Einrichtungen steigt der Werth der Mineralquellen, und damit, wie durch genauere Unterscheidung der Krankheiten, wird der Erfolg mehr gesichert, und mit der besseren und häufigeren Gelegenheit wird auch das Bedürfniſs wiederum, wenn nicht gröſser, doch mehr gefühlt. Alles das bringt denn auch eine nicht geringe Anzahl Schriften in der Literatur über Bäder und Brunnen zum Vorschein, von denen wir hier über einige referiren wollen.

Die Schrift von Prieger ist freilich schon im Augusthefte angezeigt, aber der einzige Anhaltspunkt, welchen die Schrift zur Beurtheilung der Heilwirkung der Quellen darbietet, und überhaupt das fast einzige Bedeutende darin, nämlich die mitgetheilten Beobachtungen, sind dort wohl zu wenig berücksichtigt, und bei einem so neuen Mineralwasser mag deshalb auch diese Anzeige in der Zusammenstellung mit den übrigen Badeschriften nicht ohne Interesse seyn. Die Quelle ist nicht blos neu der Anwendung nach, sondern auch in Bezug auf den vorzüglich wirksamen Bestandtheil, die Brome, welcher Kreuznach einen ganz besondern Platz anweist, den es fast ausschlieſslich für sich behauptet und

Digitized by Google

nicht mit vielen andern gleichartigen Quellen theilt. Am besten ergibt sich dies aus der Vergleichung des Kreuznacher Wassers mit andern Kochsalzquellen. Nach Osann's (zu Würzburg) Untersuchung »enthält in 16 Unzen an Bromcalcium der Elisenbrunnen zu Kreuznach 4,8850 Gran, der Carlshaller Brunnen daselbst 6,6025 Gr. In den Soolquellen zu Hall, der Adelheitsquelle bei Heilbronn, zu Salzhausen, Soden, Luhatschowitz, dem Ragozi und Pandur zu Kissingen, zu Ischl, Pyrmont, sowie in der Ost- und Nordsee, hat man dasselbe nicht aufgefunden. Die Mutterlauge der Münsterer, Carls- und Theodorshaller Salinen zu Kreuznach enthalten daran 338,72, die Münsterer 24,12 Gr. An Brommagnium: der Carlshaller Brunnen zu Kreuznach 1,3672 Gr., der Elisenbrunnen daselbst 0,8943 Gr., der Ragozi zu Kissingen 0,7000 Gr., der Pandur daselbst 0,6800 Gr., die Soolquelle zu Homburg 0,1002 Gr., die Soole des Beringerbades 0,0767 Gr., das Wasser des rothen Meeres 33,0200. Während zu Ischl, der Adelheitsquelle, der Ost- und Nordsee, Pyrmont, Luhatschowitz, etc. dieser Bestandtheil ganz abgeht, Soden, Salzhausen, Hall, nur Spuren davon nachgewiesen haben, enthalten die Mutterlaugen der Salinen Münster am Stein, Carls- u. Theodorshalle zu Kreuznach 0,4800 Gr. An Bromnatrium: die Carls- und Theodorshaller Mutterlauge 154,1000 Gr., die Adelheitsquelle bei Heilbronn 0,3000 Gr., die Soolquelle zu Halle 0,4140, die Mineralquelle zu Luhatschowitz 0,0410 Gr. Alle übrigen obengenannten See- und Soolbäder enthalten diesen Bestandtheil gar nicht. Bromtalcium enthalten allein die Carls-, Theodorshaller und Münsterer Mutterlauge zu Kreuznach 92,8200 Gr.

»Das Brom ist aufgefunden worden in den Wassern der Ost- und Nordsee, des mittelländischen und todten Meeres, in den Soolquellen zu Rosenhain, Halle, Wimpfen, Salzuffeln, Rehme, Werl, Schönebeck, Kösen, Dürrenberg und Skeuditz. Auch sollen Wiesbaden und Ems, sowie in Frankreich Bourbone-les Bains, Spuren von Brom enthalten.«

An Jod-Verbindungen nimmt freilich die Kreuznacher Quelle erst den vierten oder fünften Rang ein, ist aber eben durch den starken Gehalt an der seltneren Brome ausgezeichnet genug. Die vollständige Analyse ergibt folgende Bestandtheile in 16 Unzen: Jodnatrium 0,0440 Gr., Bromcalcium 6,6025 Gr., Brommagnium 1,3672 Gr., Chlornatrium 59,6651 Gr., Chlormagnium 0,6786 Gr., Chlorcalcium 2,5612 Gr., Chlorkalium 0,4071 Gr., Chlorlithium 0,0566 G., salzsaure Thonerde 0,4321 G., Manganchlorür 0,6538 Gr., kohlensaurer Kalk 0,6133 Gr., kohlens. Bittererde 0,4730 G., kohlensaures und quellsaures Eisenoxydul 0,3645 Gr., Kieselerde 0,0313 Gr., Quellsatzsäure und ein eigenthümlicher harziger Stoff 75,4220. Summa 75,4220 Gran. Kohlensaures Gas 3,98 par. Zoll, atmosphärische Luft, d. h. Stickgas und Sauerstoffgas 0,93 p. Z. Summa 4,91 par. Zoll.

Je neuer aber dieses Heilmittel noch ist, um so mehr ist es zu bedauern, daſs der Schrift nicht allein jede Angabe der Er-

Digitized by Google

scheinungen fehlt, welche Brome an sich oder blose Bromsalze hervorbringen, sondern daſs auch die Wirkuugen des Kreuznacher Wassers mehr nur therapeutisch als pharmakodynamisch angegeben sind. Um die Indication für das Kreuznacher Wasser über die blose Empirie zu erheben, wäre eben die Feststellung dieser allgemeineren Wirkungen nöthig gewesen. Doch ist dabei anzuerkennen, daſs durch eine Reihe gut mitgetheilter und geordneter Krankengeschichten zu jener empirischen Indication der Leser einigermaſsen in Stand gesetzt wird.

Ref. wählt denn auch diesen Abschnitt als den bedeutenderen zu einer näheren Mittheilung. Die Fälle, in denen Kreuznach sich heilsam zeigte, waren: bedeutendes Lungenleiden mit Tuberkelbildung und phthisischer Anlage; — Anlage zur Phthisis mit gleichzeitiger Tuberkelbildung in den Lungen u. der Luftröhre (?), den Gekrösdrüsen, Vergröſserung der Leber und Engbrüstigkeit; — Phthisische Anlage mit Tuberkelbildung in den Lungen und Bluthusten *); — Scrophulöse Anschwellungen und Geschwürbildungen im Halse, Verdickung und Auflockerung der Schleimhäute, Neigung zu Catarrhen und zur Heiserheit; — Anschwellung und Verhärtung sämmtlicher Drüsen- und Lymphgefäſse; — Scrophulöse Geschwüre des Rachens und der Nasenhöhle, Auftreibungen und Verschwärungen der Nasenknochen und des Stirnbeines sowie mehrerer Röhrenknochen; — Schwerhörigkeit mit allgemeinen Scropheln; — Scrophulöse Geschwüre am Halse mit Knochengeschwüren am rechten Schienbeine; — Allgemeine Scrophulosis, mit sehr bedeutender Entartung der linken Brust und beider Achseldrüsen; — Langjährige beängstigende Entartung der Brustdrüse, mit weiſser Kniegeschwulst (?); — Verhärtete Brustdrüse, mit scrophulöser Augenliederentzündung; — Nasenflechten, mit scrophulöser Geschwulst am Halse; — Flechtenausschlag, Ichthyosis (?), im Gesichte, über die Arme und Füſse, bei allgemeiner Scrophulosis; — Fressender Flechtenausschlag im Gesichte, herpes exedens, lupus, mit allgemeiner Drüsenanschwellung; — Fressender Ausschlag, lupus (?), am rechten Oberschenkel, mit Krümmung des Kniees; — Mentagra; — Impetigo figurata mit allgemeiner Wassersucht; — Geschwüre der Parotis, sehr groſse Anschwellung und Verhärtung der Leber und Gekrösdrüsen mit Bauchwassersucht; — Verknöcherungen in und an dem muskulösen Gewebe der Vorderarme und Oberschenkel; — Scrophulöse Knochenauftreibung des Ellenbogengelenkes; — Krümmung und Anschwellung der Halswirbel nach der Seite mit allgemeiner Scrophulosis; — Rhachitis; — Vergröſserung und Verhärtung der Prostata mit Abgang von Gries; — Verhärtung

*) Hierbei erlaubt sich Ref. die Bemerkung, daſs zur sicheren Begründung der Diagnose die Untersuchung mittelst Percussion und Stethoskop nöthig gewesen wäre, und daſs sie deshalb als sehr unzuverlässig zu betrachten ist. Auch schlieſst Tuberkelbildung immer schon phthisische Anlage in sich.

Digitized by Google

der Hoden mit fistulösen Geschwüren in diesen und den Inguinaldrüsen; — Syphilitische Verhärtung beider Hoden, der Prostata und Verengerung der Harnröhre; — Speichelfluſs nach Mercurialgebrauch; — Vergröſserung und Verhärtung der Milz mit unterdrückten Katamenien; — Sehr bedeutende Verhärtung (in? Ref.) der Leber mit beginnender Wassersucht; — Fluor albus mit scrophulöser Anschwellung und Verhärtungen der Schleimhaut der Vagina; — Sterilität mit Unordnung der Katamenien; — Sterilität mit fluor albus und Scropheln; — Sterilität mit Intumescenz des Gebärmutterhalses sowie des rechten Ovariums, und fluor albus (die Geburt erfolgte 14, 11 und etwa 18 Monate nach der der Cur, Ref.); — Scirrhöse Entartung der Substanz des ganzen Uterus mit bedeutenden Blutflüssen; — Geschwürbildung mit chronischen Leiden der Gebärmutter und beginnender Lähmung beider Füſse; — Unvollkommene Lähmung des Fuſses in Folge von Milchversetzung; — Vollkommene Lähmung beider Füſse, als Folge von scrophulös-arthritischer Metastase auf das Rückenmark.

Unter den Krankheiten, in welchen Kreuznach noch vorzüglich Heil verspricht, stehen wohl Scropheln, Rhachitis, Verhärtungen und Anschwellungen der Drüsen, und drüsiger Gebilde auch der Schleimhäute nebst bösartigen Hautausschlägen obenan. Die auflösende, alterirende Wirkung, in welcher ein eigenthümlicher pustulöser Hautausschlag, der Beschreibung nach wesentlich verschieden von der gewöhnlichen Badekrätze, hervorzuheben ist, muſs wohl vorzüglich den Brom-, Jod- und Chlorverbindungen, namentlich auch dem Chlorcalcium zugeschrieben werden, wobei ausserdem die Abwesenheit aller schwefelsauren Salze, — auf welche der Vf. wohl hätte aufmerksam machen dürfen, da bekanntlich schwefelsaurer Kalk der Haut nicht eben zuträglich ist, — und der Gehalt an Eisen zu berücksichtigen ist.

Die Anwendung des Wassers geschieht im Baden und Trinken. Bei der erstern ist die Verstärkung durch Zusatz von Mutterlauge, welche an den Karls- und Theodorshaller Quellen in einem Pfunde 337,72 Gr. Bromcalcium, 154,100 Gr. Bromnatrium und 92,8200 Bromtalcium, im Ganzen also 584,64 Gr. oder 1 Unze 1 Drachme und 44 Gr. Bromverbindungen enthält, bedeutungsvoll, wie denn diese auch, da die nöthige Menge ohne zu groſse Kosten versandt werden kann, den auswärtigen Gebrauch des Kreuznacher Heilschatzes zu Bädern, was bei andern Heilquellen so selten möglich ist, gestattet.

Auch Dunstbäder, indem der Kranke in der Nähe der Gradierwerke sich aufhält, werden angewendet. Hier ist der Seetangähnliche Geruch in der Nähe der Salinen wohl nicht als zuverlässig für die Gehalte an Jod und Brome anzusehen, und es wird eine chemische Untersuchung der Luft, welche der Kranke einathmet, vermiſst, um so mehr, da es nach den bisherigen chemischen Kenntnissen nicht wahrscheinlich ist, daſs Jod und Brome aus den Verbindungen, in welchen sie im Wasser enthalten sind,

Digitized by Google

verdunsten, da selbst reine Brome erst bei 47° C. ($35\frac{3}{5}$ ° R.), und Jod erst bei 175° C. (140° R.) verdunstet, also beides bei einer Temperatur, welche die Luft im Freien nie annimmt, ja welche selbst auch die Bäder nie haben dürfen.

Was sonst die Schrift über die Lage, Geschichte, geognostische Beschreibung, botanischen Reichthum, Unterhaltungen, Spaziergänge etc. Kreuznachs enthält, darf ich wohl übergehen. Statt der beiden lithographirten Ansichten wäre auch ein Plan von der Lage der Quellen wohl wünschenswerther gewesen. Zu bedauern aber ist es, daſs dieselbe so viele Druckfehler enthält, die wegen Abwesenheit des Vfs. während des Druckes sich eingeschlichen haben.

Mühry begleitet im ersten Capitel, »um eine praktische Darstellung der Wirkung des Seebades zu geben«, in sehr gelungener, lebhafter Schilderung den Kranken auf seiner Reise ans Meer, nach Norderney, und hier zum ersten Bade. Unvermerkt ist der Leser mit der Darstellung des gewiſs beim Seebade höchst bedeutungsvollen psychischen Eindrucks in die Betrachtung der medicinischen Wirkung eingeführt, welche vorzüglich, doch ohne strenge Anordnung, der Zeit folgt, wie jene nach und nach in den verschiedenen Organen und Functionen eintritt: an der Haut schon nach den ersten 3 bis 4 Bädern ein juckendes, prickelndes Gefühl, Scharlachröthe oder frieselartiger Ausschlag, der 3 bis 7 Tage dauert, zuweilen auch Blutschwären, Anschwellung und Röthe der Augenlieder; vermehrte Ausdünstung und Wärme der Haut; Ausgehen der Haare, die aber stärker wieder wachsen. Weiterhin in dem Digestionsapparate, ausser der schon früher vermehrten Eſslust, stärkere Entwicklung von Luft, Unregelmäſsigkeit im Stuhlgange, bei Einigen Verstopfung, bei Andern Durchfall, die aber später in regelmäſsige, reichlichere Ausleerungen mit Abnahme von Leber- und Milzanschwellung übergeht. Der Urin reichlicher und dunkler. Menstruation früher eintretend und länger dauernd. Hämorrhoiden entwickeln sich.

In der vierten Woche wieder starke Molimina critica: Schauder, Frost, Unbehaglichkeit, Fieber, die in einen Schweiſs gewöhnlich zu enden pflegen, von welcher Zeit an dann besondres Wohlbehagen sich einstellt.

Nach dieser Wirkung, welche »als eine allmählig mehr und mehr zunehmende Bethätigung sämmtlicher der Vegetation vorstehenden Organe in ihren Functionen sich ausspricht, wodurch ein gröſserer Schwung in alle Vorgänge gebracht wird, welche die Nutrition und den Stoffwechsel zum Zwecke haben,« folgt dann die rein stärkende, tonisirende Wirkung, die aber auch schon früher sich zeigt, wo keine Krankheitsstoffe vorhanden waren. In dieser Darstellung sind die Wirkungen gegen besondre Krankheitszustände schon mit verflochten, und die Eigenthümlichkeit der Seebäder wird dann im Vergleich mit Floſsbädern hervorgehoben, zwischen der die Verschiedenheit in dem Salzgehalte

Digitized by Google

und dem Wellenschlage, soferne das Bad selbst in Frage kommt, begründet wird. In Beziehung auf das einzelne Bad ist hier die Erschütterung beim Einsteigen ins Bad (shock) und der Schauder nicht verschieden, aber die folgende Hitze (glow) ist nach dem Seebade viel stärker und constanter, und diesem ist auch die Erregung eines ölig-klebrigen Gefühles auf der Haut nach dem Bade eigenthümlich. Bei der Vergleichung des anhaltenden Gebrauches haben die Seebäder das erhebende Gefühl durch den psychischen Eindruck, die vermehrte Hautthätigkeit ausser der abhärtenden, die resolutorischen Wirkungen voraus und die tonisirenden sind stärker. Dazu kommt dann noch die Wirkung der Seeluft, deren Salubrität in der auffallend gröſsern Gleichmäſsigkeit der Temperatur, dem gröſsern Gehalt an Feuchtigkeit zu suchen ist. Um zu diesem Resultate zu gelangen, bedurfte es aber keineswegs einer solchen allgemein meteorologischen und physisch-geographischen Abschweifung von 43 Seiten über Land, Meer, Atmosphäre, Verbreitung von Licht und Wärme, Temperatur der Erdoberfläche, Klima, Kugelform der Erde, Erdbahn, Axendrehung etc., wobei überdem noch zu bemerken, daſs die dort auf guten Glauben wiedergegebenen und, wie nicht zu läugnen, in recht verständlicher Weise wiedergegebenen Ansichten noch keineswegs so ausgemacht sind. Statt dieser, fast den 4ten Theil der ganzen Schrift einnehmenden, durchaus ungehörigen Abschweifung wäre eine genaue Feststellung der Indication des Seebades, die gänzlich vermiſst wird, in Vergleichung mit andern Bade- und Brunnenkuren, und um diese anschaulicher zu machen, die Mittheilung einiger Beobachtungen von Krankheitsfäslen wünschenswerth gewesen.

Im dritten Capitel wird eine Vergleichung der verschiedenen Seebäder gegeben und den Nordseebädern in Beziehung auf Wellenschlag den mittelländischen Bädern rücksichtlich des Salzgehaltes der Vorzug gegeben, in welchen beiden die Ostseebäder zurückstehen, und Norderney gegen Scheveningen wegen des bequemeren flacheren Strandes und der gröſseren Wohlfeilheit hervorgehoben. Dann kommt schlieſslich noch eine Beschreibung der Insel Norderney, der Badeeinrichtungen, Preiscourant etc.

Gegen den Vorzug des Badestrandes und die Richtigkeit des bei Mühry davon gegebenen Profils protestirt d'Aumerte in der oben bezeichneten Schrift, und gibt p. 164 noch Beobachtungen, die auf Befehl der Staatsverwaltung während verschiedener Monate angestellt sind, an, daſs die mittlere Höhe der Fluth 7 Fuſs Rh. und der Längenabstand zwischen dem Ebbe- und Fluth-Ufer 140 Ruthen (also auf 20 Ruthen 1 Fuſs Fall) betragen. Gegen d'Aumerte's Beschuldigung, nach bloſsem Hörensagen einen Profildurchschnitt des Scheveninger Badestrandes entworfen zu haben, hätte sich der Verf. der Schrift über Norderney denn allerdings wohl zu rechtfertigen. In Beziehung auf die selbst gegen andre Badeörter theuren Preise hat aber auch Ref. Klagen über Scheveningen von Badegästen gehört.

Digitized by Google

D'Aumerte beginnt seine Darstellung mit einem ziemlich starken Irrthum über den reicheren Oxygengehalt der Seeluft, welcher »durch eudiometrische Versuche« erwiesen sey, und wobei er sich auf nouvelles experiences de physique par Jean Ingenhous, Paris 1789 (!) beruft. Auch der Gehalt an salzsaurem Gase, »welches spätere Untersuchungen entdeckt haben«, ist höchst unwahrscheinlich, und die Reaction auf Silber kann entweder der blosen Einwirkung des Lichts oder dem mechanisch in die Luft vom Winde geführten Seewasserstaube zugeschrieben werden (s. Lieboldt p. 21), wobei übrigens der heilsamen Einwirkung der Seeluft nicht widersprochen werden soll, welche der Vf. ausser jenen nach des Ref. Meinung nicht annehmbaren Ursachen der groſsen Bewegung durch Ebbe und Fluth und Stürme, der gröſseren relativen Schwere und Elasticität, wegen der höheren darauf lastenden Atmosphäre, den beigemengten Salz-(Salzwasser-) Theilchen, der gröſseren Beständigkeit der Temperatur zuschreibt. Die wohlthätige Einwirkung der Seeluft, — mehr aber der am mittelländischen Meere und noch mehr auf Madeira, — ist nicht zu läugnen; ob aber durch diese Einwirkung der Luft »eine Dame im Haag, die mehrere Monate an Stimmlosigkeit und starker Schleimabsonderung im Halse gelitten hatte, mit ihren Kindern am Meeresstrande *spazierte*, *eines* derselben über einen Anker fallen sah und darüber *ihre Stimmlosigkeit* vergessend dem Kinde zuruft, und erstaunt ist ihre eigene Stimme wieder zu vernehmen«, davon oder nicht vielmehr von der bei der ängstlichen Anstrengung ungewöhnlich starken Nerveneinwirkung auf die Kehlkopfmuskeln ihre Stimme plötzlich wieder erhielt, wollen wir dem geneigten Leser zur Entscheidung überlassen.

Im zweiten Abschnitte p. 11 ff. wird die Wirkung der Bäder geschildert, wovon wir hier hervorheben, daſs der Verf. die anfängliche Beschleunigung des Pulses beim Eintritt ins Bad, und daſs dieser dann bald wieder langsamer aber kräftiger wird, nach eignen Beobachtungen angiebt. Die Ursachen der eigenthümlichen Wirkung auf den Organismus sieht er in der Kälte, dem stärkeren Druck wegen der gröſseren specifischen Schwere und der höheren darüber lastenden Atmosphäre, in dem Wellenschlage, den er nicht unpassend mit einer Douche vergleicht, dem er (aber wohl nicht mit Wahrscheinlichkeit) Erregung elektrischer Ströme zuschreibt, dem chemischen Gehalte des Meerwassers (wobei der unrichtige Ausdruck von Chlorverbindungen »mit Soda, Kalk, Magnesia und Kali« miſsfällig aufstöſst).

Von p. 29 an werden die Krankheiten aufgezählt, wogegen die reizend erregende, p. 38 ff. die zusammenziehend stärkende, sowie krampfstillend und besänftigende, und endlich p. 75 ff. die auflösende Kraft des Seebades sich heilsam zeigt, mit eingestreuten Beobachtungen: Lähmung, lähmungsartige Schwäche der Sinnesorgane, Schwäche des männlichen Zeugungsvermögens, weibliche Unfruchtbarkeit, hartnäckige intermittirende Fieber

Digitized by Google

(darüber hätte Ref. gern einige Beobachtungen gelesen), allgemeine Schwäche nach fieberhaften Krankheitee und nach unmäſsigem Geschlechtsgenusse, Scropheln, Rhachitis, Entwicklungskrankheiten, Bleichsucht — wobei der Verf. auf eine ähnliche Weise eine Unterscheidung andeutet, wie Puchelt (s. System d. Medicin 2 Thl. 3. Bd. p. 788) mit Recht und bestimmter zwischen der anämischen und venösen Chlorose unterscheidet: »je mehr die Krankheit auf Stockungen in den Venen beruht, desto mehr ist das kalte (See-) Bad zulässig«, — Amenorrhöe, scorbutische Kachexie (?), Veitstanz, Hysterie, Constipation, wobei Vf. aber mehr an Hypochondrie gedacht zu haben scheint, Epilepsie, Katalepsie, Dyspepsie, Herzklopfen, Congestionen nach dem Kopfe, nervöse Kopfschmerzen, Hämorrhoiden, scrophulöse Hautausschläge, Krätze, wogegen das Baden in der See nach Buchanan in Schottland ein Volksmittel seyn soll, Psoriasis, Lepra, Asthma pituitosum, Phthisis tuberculosa scrophulosa, Blasenkatarrh, weiſser Fluſs, rheumatische und arthritische Krankheiten. Bei den rheumatischen Beschwerden hebt der Verf. mit Recht die hervor, die »von zu groſser Nervenempfindlichkeit nach Erkältungen bei hypochondrischen und hysterischen Personen entstehen.« Dies ist eine Andeutung von der Unterscheidung, die Ref. beim Rheumatismus so oft vermiſst, der entweder auf verhaltener, unterdrückter Ausdünstung und unterdrückter Hautthätigkeit beruht oder auf groſser Empfindlichkeit der Haut gegen die Einwirkung der Kälte bei nur im geringsten erhöhter Hautthätigkeit begründet ist. Gegen die letztere Art ist dann wohl das Seebad eines der vorzüglichsten Mittel. Mit dieser ziemlich bunten Reihe von Krankheiten, gegen welche das Seebad mehr oder weniger empfohlen wird, findet Ref. keineswegs die Aufgabe, die Indication des Seebades zu bestimmen, erfüllt, doch finden sich hin und wieder bei den einzelnen Krankheitsformen auch Bemerkungen über die besondern Fälle dieser Krankheitsformen, die sich vorzugsweise für das Seebad eignen, von denen wir zwei als die bedeutenderen hervorheben zu müssen glaubten.

p. 80. Verschiedene Anwendungsarten von mehr oder weniger erwärmten Seewasserbädern.

p. 92. Der innerliche Gebrauch des Seewassers, den auch Mühry in den Fällen empfiehlt; wo beim Baden anfangs Verstopfung eintritt, bekommt von d'Aumerte »unter den specifischen Mitteln gegen die Scrophelkrankheit eine der obersten Stellen« angewiesen, und wird ausserdem gegen Eingeweidewürmer (welche?), Anschwellung der Mesenterialdrüsen, mit Seife gegen Gelbsucht und Harnsteinbeschwerden empfohlen. Filtrirt auf Krüge gefüllt hält es sich ein Jahr und länger.

Hier folgt eine gewöhnliche, aber ziemlich überflüssige Beigabe der meisten Badeschriften, eine geschichtliche Skizze des Badeortes, und zwar hier nicht allein von Scheveningen, sondern auch vom Haag, wobei denn auch die hohen und höchsten Herr-

Digitized by Google

schaften, welche das Bad beehrten, aufgezählt sind, und nach einer Darstellung der Wege, Vergnügungsörter, Badeanstalten, ist dem Ganzen noch eine Vertheidigung der Nordseebäder und der Badeanstalt zu Scheveningen theils gegen Sachse (über die Wirkungen und den Gebrauch der Bäder, besonders der Seebäder zu Doberan, Berlin 1835.), theils gegen Mühry's Schrift angehängt. Diese letzten haben wir schon oben berührt.

Die Vorzüge der Ostseebäder gegen die der Nordsee möchte Sachse wohl schwerſich mit den von ihm aufgestellten Gründen gegen d'Aumerte's Widerlegung aufrecht halten können, sofern nämlich von der stärker hervortretenden Eigenthümlichkeit der Wirkung des Seebades die Rede ist, und in dieser Beziehung scheint der Verf. der folgenden Schrift über die Seebadeanstalt bei Travemünde den richtigeren Gesichtspunkt festgehalten zu haben, daſs nämlich milde Mittel nicht selten den stärkeren vorzuziehen sind.

Lieboldt handelt nach einer kurzen physikalischen und chemischen Darstellung des Meeres und Meerwassers (wobei er aber etwas die Wärmeleitung mit der Wärmecapacität verwirrt p. 13) und der Seeluft die Wirkungen des Seebades ab. Er unterscheidet mit Recht die primären und secundären, aber auf derselben Seite 36 sagt er sonderbar genug, »daſs beim Baden im Meere auf Entziehung der Wärme (von der Oberfläche des menschlichen Körpers) nicht zu rechnen ist«; nichtsdestoweniger aber sieht er gleich darauf den Trieb zum Harnlassen und die Neigung zum Stuhlgange »als Folge der Kälte« an, »welche den gewohnten Zufluſs der Säfte zur Haut und die Ausscheidung derselben unterbricht.« Als Inbegriff der Wirkung giebt der Vf. p. 52 an: 1) Reinigung der Haut; 2) Stärkung derselben durch Auffoderung zu gröſserer und normaler Thätigkeit (hier hätte wohl auch Stärkung des ganzen Nervensystems, in ähnlicher Weise hervorgerufen, noch eingeschaltet werden können); 3) Reiz der Hautnerven durch die Salztheile, Erschütterung derselben durch die kältere Temperatur und die Wellenbewegung (wohl im Wesentlichen dasselbe wie 2); 4) Aufnahme der Salztheile durch die Haut — (und dadurch) 5) auflösende, reizende und ausscheidende Wirkung; 6) verbesserte Blutbereitung u. s. w.; 7) Hervorrufen fieberhafter und sonstiger kritischer Erscheinungen.

Nach einer besser als in der vorigen Schrift angeordneten Angabe der Krankheiten, in denen das Seewasser zum Baden oder Trinken zu empfehlen, folgt eine Bezeichnung der Zustände, welche das Seebad verbieten, welche Angabe der Contraindicationen leider selten bei Badeschriften gefunden wird. Corpulenz, Menstruation und Hämerrhoidalfluſs verbieten das Baden nicht durchweg. p. 89—104. Regeln bei verschiedener Anwendung des Seewassers, einfach aber praktisch gegeben. Unter diesen sagt Refn. auch der Rath zu, wenn man kalt baden will, in den meisten Fällen lieber gleich kalt zu baden, als durch all-

Digitized by Google

mähliches Verminderung der Temperatur in Badewannen an das kalte Bad gewöhnen zu wollen; denn in der Badewanne, wo Bewegung fehlt, wirkt eine absolut höhere Temperatur unter der gewöhnlichen Badewärme viel erkältender und unangenehmer, als die absolut niedere Temperatur im freien Wasser. Schlieſslich eine Geschichte und Ortsbeschreibung von der Badeanstalt nicht allein, sondern auch von dem Städtchen Travemünde.

Eisenmann handelt in der oben angegebenen Schrift von einem Mineralwasser, welches in der Klasse, an die nach den Seebädern zunächst die Reihe in der Mode kam, selbst ganz vorzugsweise in Mode gekommen ist, jedoch auch den Wandel der Mode wohl bestehen wird. So sind denn auch in neuester Zeit gerade über Kissingen mehre Monographien erschienen. Nach einer geschichtlichen Einleitung und einer Beschreibung der Gegend und Lebensweise, wo der Verf. die Wohlfeilheit, Gelligkeit und gut besetzte Tafel hervorhebt (welche letztere aber wohl von den meisten Kurgästen in Kissingen non laute sed caute zu genieſsen wäre), giebt er die Beschreibung der verschiedenen Mineralquellen, und zwar 1) der Säuerlinge des Max- und des Theresienbrunnens, 2) der Soolen, und unter diesen hebt er die »Braut« besonders hervor, deren wechselndes Steigen und Sinken in jedoch nicht ganz gleichen Zwischenzeiten von etwa 2½ Stunden ihm zu einem Excurs über die berühmtesten periodischen Quellen und deren Entstehung Veranlassung giebt; 3) der salinischen: des Ragozi und des Pandur. Dabei die Angaben der chemischen Bestandtheile nach Kastners Untersuchung, von denen wir hier nur auf die in neuerer Zeit wichtig gewordene Brome, als hydradbromsaurer Talk in allen Quellen mehr oder weniger enthalten, aufmerksam machen, wovon der Ragozi 0,70 und der Pandur 0,68 Gr. in 16 Unzen enthalten. Mit Recht tadelt der Vf. die sorglose Weise, das Wasser zum Bade durch Mägde in die einzelnen Häuser der Stadt tragen zu lassen. Bei der Darstellung der Heilkräfte des Kissinger Wassers vermissen wir leider die Angabe der Erscheinungen, welche deren Gebrauch im Organismus hervorbringt, als die nothwendige Grundlage für jede Bestimmung der Heilkraft eines Mittels, wenn der praktische Arzt davon eine lebendige Vorstellung sich machen, dieser Bestimmung Glauben schenken und sich in Bestimmung der Indication und Gebrauchsweise für einen gegebenen Krankheitsfall sicher fühlen soll. Das 4te und 5te Kapitel enthalten die Regeln über den Gebrauch des Wassers und die Kurzeit. Wie wir eben die Art und Weise, die Wirkung des Wassers zu bestimmen getadelt haben, so müssen wir es noch unstatthafter finden, daſs der Verf., statt die Krankheitszustände zu bestimmen, bei welchen Kissingen vorzüglich passend, heilsam, erlaubt, bedenklich oder verboten sey, eine Übersicht seiner nosologischen Eintheilung der Krankheiten in Sippen, Familien u. s. w. gibt. Wenn Ref. auch in der allgemeinen Idee dieser nosologischen Anordnung nach der gröſseren

oder geringeren Verwandtschaft der jeder Krankheit wesentlichen Abweichungen vom Gesunden dem Verf. nicht allein aus einem theoretischen sondern auch aus praktischen Gesichtspunkte beipflichtet, so gehört doch das nicht in eine Schrift über Kissingen, um so weniger, als diese Eintheilung aus des Verfs. früheren Schriften bekannt ist. Das letzte Kapitel handelt von der Versendung des Ragozi.

Alles zusammengenommen kann der Verf. wohl nicht über die Schrift den Ausspruch erwarten, daſs sie die Belehrung, die der Leser über Kissingen wünscht, um den Gebrauch zu bestimmen, gewährt.

Die Anzeige der folgenden Schrift über Meinberg von Piderit macht Ref. um so mehr Freude, als er darin die Überzeugung verwirklicht findet, daſs die gehörige Benutzung des groſsen Reichthums an kohlensaurem Gase diesem Orte seine verdiente Anerkennung unter der Menge von Bade- und Brunnenörtern geben werde, eine Überzeugung, die sich dem Ref. aufdrängte, als er selbst kurze Zeit in Meinberg Arzt war. Dadurch ist die Anwendung eines bedeutenden Heilmittels gewährt, welches freilich auch andre Mineralquellen nicht selten zum Trinken darbieten, welches sich aber an wenig Orten in der eigenthümlichen Weise, wie in Meinberg vorfindet, die, wie die angeführte Schrift zeigt, eine besonders mannigfaltige und dem Belieben des Arztes fast unumschränkte Wahl lassende Anwendung gestattet. Wenn Meinberg auch durch sein schwächeres eisenhaltiges salzwasser, durch sein Schwefelwasser und besonders den Schwefelschlamm zu den bedeutenderen Kurörtern gezählt werden muſs, so wird doch die hierdurch erhaltene Wichtigkeit durch die Lage in der Nähe der beiden Heroen der kalten Schwefelwasser, Eilsen und Nenndorf, nicht wenig zu seinem Nachtheile beschränkt; und Piderit hat sich durch die neueren Einrichtungen zur mannigfaltigen Benutzung um so mehr Verdienst erworben, als dabei nicht allein das von der Natur Gebotene ohne Weiteres hingenommen, sondern die Verwendung desselben auf physiologisch-therapeutische Grundsätze gestützt ist, welche in dem gegebenen Falle um so nothwendiger die Grundlage zu jenen Einrichtungen machen muſsten, als die Empirie über die Anwendung der luftförmig von der Natur gebotenen Kohlensäure noch so wenig Anhaltspunkte gewährt.

Der Verf. giebt zu Anfang eine Geschichte nicht von Meinberg, sondern von den kohlensauren Gasquellen und der Einrichtung, um das Gas in einem bestimmten Raume aufzufangen. Die Luft enthält je nach den höheren oder tieferen Schichten, welche man zur Untersuchung wählt, 2 bis 80 pr. C. Kohlensäure, die Dunsthöhle dagegen in Pyrmont nach desselben Chemikers Brandes Untersuchung höchstens 36—48 PCt. Die Menge des Gases, welches den von jenem Gasbehälter ausgehenden Röhren entströmt, beträgt in 15 Secunden 3,15 Kubikfuſs, zu welcher Be-

Digitized by Google

stimmung ein genau ausgemessenes Faſs genommen wurde, darnach also in einer Minute : 11,60 K. Fuſs, welche Menge wegen des bei dem Versuche verloren gegangenen Gases approximativ auf 14 K. Fuſs angenommen ist. Die Ausströmung »vermindert sich innerhalb Tagen und Wochen nicht merklich.« p. 23.

Früher wurde das Gas nur zum trocknen Gasbade und trockner Gasdouche gebraucht. Das erste geschah und geschieht noch in dem amphitheatralisch eingerichteten Brunnenhause, wo man beliebig tief herabsteigen und sich niederlassen kann, so daſs der Kopf über der an Kohlensäure reichlicheren Luftschichte bleibt. Bei der letzten strömt das Gas aus einem Rohre an den Theil hin, auf welchen man einwirken will. Auf des Verfs. Veranlassung wurde ausserdem in neuerer Zeit eingerichtet:

eine Gasdampfdouche, wobei Wasserdämpfe und Gas in beliebig verschiedenen Verhältnissen den kranken Theil treffen;

ein Gasdamfbad, ein ähnlicher Apparat, wie zu den Schwefelräucherungen, wo das Gas aus einer viellöcherigen Röhre in einen Kasten sich verbreitet, aus dem nur der Kopf des Kranken, um die Lungen gegen das Eindringen der Kohlensäure zu schützen, hervorsieht;

das Sprudelbad, ein kohlensaures Wasserbad, wo aus ähnlichem Rohr am Boden einer Badewanne das Gas in das Wasserbad tritt und beständig perlend aufsteigt; zu dem Bade kann beliebig einfaches, Salz- oder Schwefelwasser gewählt werden;

die Gasdouche im Bade;

das pneumatische Cabinet, in welches von der Decke her das Gas in beliebiger Menge herabfällt, und auch Wasserdämpfe eingelassen werden können, und womit auch aus herabfallendem Schwefelwasser ein Schwefelwasserstoffgasbad verbunden werden kann;

endlich ist das Gas auch in die muriatisch-salinische Quelle geleitet.

Die Wirkung der Kohlensäure wird dann im dritten Kapitel nach der verschiedenen Form, ob trocken oder mit Wasser, nach dem verschiedenen Grade der Anwendung und nach den verschiedenen Organen, worauf sie wirkt, abgehandelt, wobei wir hier die eigenthümlich prickelnde, das Gefühl von Wärme erregende Wirkung der trocknen Kohlensäure auf die Haut, als weniger bekannt hervorgehoben. Das Gefühl, was dabei entsteht, ist ganz eigenthümlich; Ref. möchte es am ersten nach seiner eignen Empfindung mit dem Prickeln und Stechen vergleichen, welches manchmal dem Ausbruche des Schweiſses vorhergeht.

Der Verf. giebt den Unterschied des trocknen Gas- und des Sprudelbades so an:

Das trockne Gasbad	*Das Sprudelbad*
1) ruft schnell ein eigenthümliches und lebhaftes Wärmegefühl hervor.	1) erzeugt langsamer und später ein weniger lebhaftes, doch immer bemerkbares, Gefühl von Erwärmung.

Digitized by Google

2) Es ist damit ein gewisses Prickeln, Stechen und Ameisenkriechen, besonders in nervenreichen Hautparthieen, verbunden.	2) Diese Sensationen fehlen.
3) Es befördert die Hautausdünstung u. den Schweiſs, welcher bei längerer Dauer des Bades noch während desselben sich einzustellen pflegt.	3) Im Bade sehr selten, wohl aber später, tritt Schweiſs ein.
4) Es tritt nach dem Bade häufig eine gewisse Abspannung, Müdigkeit und Schwere in den Gliedern ein.	4) Man empfindet im Bade u. nach demselben ein Gefühl von Erfrischung, u. Leichtigkeit der Muskular-Actionen. Nur zu lange Dauer des Bades mit ununterbrochenem Sprudel bringt Abspannung hervor.
5) Die Haut wird nicht geröthet, oder sonst in ihrer Beschaffenheit verändert.	5) Die Haut wird roth, fleckig, turgescirend.
6) Die Urinabsonderung wird nicht vermehrt.	6) Die Urinabsonderung zeigt sich häufig vermehrt.
7) Eine Veränderung des Pulses ist nicht wahrzunehmen.	7) Der Puls wird weich, voll, undulirend.
8) Nach der Rückkehr in die atmosphärische Luft ist die Wirkung des Bades schneller vorübergehend.	8) Die Wirkung des Bades ist nachhaltiger und andauernder.
9) Es gibt Kranke, denen das trockne Gasbad nicht, wohl aber das Sprudelbad zusagt.	9) Wer das trockne Gasbad gut erträgt, dem scheint auch das Sprudelbad gut zu bekommen.
10) Das Bad wirkt mehr auſs Gefühl, durch Reizung der Hautnerven.	10) Das Bad wirkt mehr auf die Säfte, durch Resorption des Gases.

Namentlich hätte nach des Ref. Meinung auch hervorgehoben werden können, daſs die trocknen Gasbäder wohl bei manchen Kranken, denen jede Nässe empfindlich ist, eine specielle Anwendung finden.

Ob aber physiologisch die Ansicht gerechtfertigt ist, »daſs das Wasser ein nothwendiges Vehikel für die Aufnahme gasförmiger Körper in den Organismus sey«, ist Refn. noch zweifelhaft, da Thiere mit Ausnahme des Kopfes ganz in Blasen mit Schwefelwasserstoffgas gebracht, in einigen Minuten umkamen, wonach denn das Blut der Gefäſse unter der Haut braun, klebrig war. s. Orfila toxicologie 2. p. 482. epp. 7.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Medicin — Badeliteratur.

(Beschluſs.)

Ebenso möchte wohl schwerlich die Ansicht des Verf., daſs in den Bädern aus Eisensäuerlingen die Kohlensäure das eigentlich Stärkende und Heilsame sey (pag. 81 ff.) Beifall finden, denn die Wirkung jener stimmt zu sehr auch mit der übrigen Wirkung des Eisens überein und nach des Ref. Meinung sollte vielmehr die Eigenthümlichkeit der Wirkung der Kohlensäure hervorgehoben seyn, da diese gewiſs in vielen Fällen zur Belebung und Stärkung des Organismus paſst, wo Eisen bedenklich seyn möchte.

Ehe die speziellen Krankheitszustände angegeben werden, welche die Anwendung der kohlensauren Bäder indiciren, empfiehlt sie der Verf. bei Alten, für das weibliche Geschlecht, zu Nachkuren, um die zu sehr aufgeregte Thätigkeit der Haut ohne Gefahr zu mäſsigen, und auch zu vorbereitender Kur. Unter den Krankheiten selbst werden aufgeführt: allgemeine Schwäche, Schwäche der Haut, Ephidrosis, veraltete atonische Geschwüre, unterdrückte Hautthätigkeit, besonders, „wo zugleich ein durchdringend belebender und erregender Einfluſs auf das Nervensystem ausgeübt werden muſs" (schon einer von den Zuständen, wo man einfache kohlensaure Bäder wohl den eisenhaltigen vorziehen würde), Lähmungen, besonders von Leiden der peripherischen Nerven, von Gicht, Rheumatismus abhängig, kachectische Lähmung, metastatische, Krämpfe, Blutflüsse, Amenorrhöe, Schleimflüsse; — wobei sehr erfreulich die Bemühung des Verfs. hervortritt, die besonderen paſsenden Fälle näher zu bezeichnen; — als Gasdämpfe: bei Amblyopie, Verdunkelung der Hornhaut, Otorhöe, Schwerhörigkeit. Die Indication für Krankheiten der Respirationsorgane ist noch problematisch, vom Verf. aber die gegen das Asthma, dem Emphysema pulmonum zum Grunde liegt, auf eine scharfsinnige Weise hervorgehoben, indem auf die contrahirende Wirkung der Kohlensäure gerechnet ist; Verf. führt freilich eine Beobachtung an, wo Verbesserung des Zustandes bei gleichzeitigem Gebrauche der Sprudelbäder eintraf, doch möchte Ref. gegen diese Indication bemerken, daſs wohl schwerlich das eigentliche Emphysem (vesiculare) selbst je Heilobject seyn kann, sondern nur der chronische Katarrh, auf welchem jenes basirt ist, daſs durch die Unbrauchbarkeit mehrer Lungenzellen die Oxygen aufnehmende Oberfläche der Lungen vermindert ist, also wohl schwerlich eine Luft paſst, die weniger Oxygen enthält. Uebrigens ist es eine erfreuliche Erscheinung, auf den noch so viel vernachläſsigten Gebrauch der Auscultation und Percussion Rücksicht genommen zu sehen, denn nur Beobachtungen, die mit

Digitized by Google

auf solche Untersuchungen der Brust gegründet sind, haben Werth, um über die Frage der Heilkraft eines Mittels bei diesem oder jenem Brustleiden entscheiden zu können.

Schlieſslich ist noch der übrigen Heilschätze Meinbergs, die schon länger bekannt sind, kurze Erwähnung gethan. Uebrigens hat die Schrift eine rein medicinische Tendenz und ist frei von den oberflächlichen „geschichtlichen, botanischen, zoologischen" und andern unförmlichen Auswüchsen mancher Bade- und Brunnenschriften, die höchstens den Neugierigen interessiren und — einige Bogen anfüllen.

Die Schrift von Hergt über Langenbrücken empfiehlt sich auf ähnliche Weise und auſser der Gediegenheit derselben durch den Umstand, daſs der Verf. als früherer Badearzt genau mit den Wirkungen des Wassers bekannt ist, ohne dabei den Verdacht zu erregen, für sein Mineralwasser eingenommen zu seyn. Von der Lage Langenbrückens ist der Schutz gegen Nord- und Nordostwinde durch die Hügel, welche den Saum des Schwarzwaldes gegen das Rheinthal bilden, um so mehr hervorzuheben, als dieses Schutzes gerade Kranke, die wegen rheumatischer, gichtischer Beschwerden oder wegen Hals- und Brustübel von Schwefelbädern oder Schwefelwasserstoffgasbädern Heilung erwarten, dieses Schutzes vorzugsweise bedürfen, und wenn L. auch in Beziehung auf die Intensität der Wirkung nicht an Eilsen und Nenndorf reicht, so möchte es in einem ziemlichen Umkreise wohl die Vergleichung mit andern gleichartigen Wässern nur wünschen dürfen, besonders aber, was die Einrichtungen für Erhitzung des Badewassers ohne Verlust des Schwefelwasserstoffes (pag. 7), die verschiedenen Douchen und besonders das Gasbad betrifft (pag. 9). In dieser Beziehung kann Ref. aber der (pag. 113) geäuſserten Meinung über die Trennung der Kohlensäure vom Schwefelwasserstoff nicht beistimmen. Die Kohlensäure soll als sp. schwerer in dem Gas-Reservoir, in welches Schwefelwasser von der Decke her herabfällt, und in welchem die Gase vom Wasser sich entbinden und ansammeln, und aus welchem dann das Gas erst in das Badekabinet in beliebiger Menge eingelassen wird, von dem Schwefelwasserstoffgas sich trennen und die tiefere Schicht einnehmen, so daſs durch die höher angebrachte Oeffnung nur das Schwefelwasserstoffgas in das Badekabinet eintreten könne. Verschiedene Gasarten, wenn sie einmal gemischt sind, trennen sich nicht zufolge ihrer verschiedenen sp. Schwere in besondere Schichten; vielmehr mischen sich Lagen verschieden schwerer Gase trotz der verschiedenen sp. Schwere nach einiger Zeit gleichmäſsig*). Diese Trennung auf leichte Weise zu bewirken, ist noch immer ein Problem, was man in Eilsen, so viel Ref. weiſs, durch ungelöschten Kalk, der ins Gaszimmer gestellt wird, zu lösen suchte, was

*) vgl. z. B. Geiger, Pharmacie 1. Th. pag. 46—47.

Digitized by Google

aber in den Fällen, wo es nöthig erachtet würde, ohne besondere Vorrichtung durch dasselbe Mittel in Langenbrücken noch besser erreicht werden könnte, indem man den Kalk nicht in das Gaszimmer selbst (Ausdünstung friſch geweiſster Zimmer), sondern in das Gasreservoir stellte. In Bezug hierauf möchten übrigens Zägel's *) Worte über das Gasbad: „Das hier mehr freie kohlensaure Gas wirkt hier gewiſs am wohlthätigsten," zu berücksichtigen seyn.

Von den geognostischen Verhältnissen, über welche der Verf. die Angaben dem Dr. Blum in Heidelberg verdankt, wäre wohl der bituminöse brennbare Schiefer zu berücksichtigen (die Bildung des Schwefelwasserstoffs aus dem bituminösen Schiefer, den Geiger auch untersuchte, weiter erörtert p. 32 ff.), da ein solcher Quellboden vor dem Verdachte schützt, als verdanke das Wasser seinen Schwefelwasserstoffgehalt — was bei manchen vermeintlichen Schwefelwässern sich auswies — einem Fäulniſsprocesse, — womit denn auch der Gehalt an schwefelhaltigem Harz und die sonderbare Eigenthümlichkeit des Langenbrücker Wassers, welche es mit dem Weilbacher gemeinsam hat (pag. 20), in Verbindung zu bringen wäre, daſs es auf Kruken gefüllt die ersten Tage keine Reaction auf Schwefelwasserstoffgas zeigt, die erst nach einigen Wochen wieder sich allmählig einstellt (pag. 137).

S. 22 ff. wird die Analyse des Wassers von dem ausgezeichneten praktischen Chemiker Geiger mitgetheilt, wo aber aus Versehen die Angabe der Wassermenge, in welcher die angegebenen Maas- und Gewichtstheile enthalten sind (pag. 28—29), vergessen ist; daſs dies aber die gewöhnlich angenommene Menge von 16 Unzen sey, kann man finden, wenn z. B. die angegebene Menge des hydrothionsauren Gases (— in der Trinkquelle 0,25 K. Zoll, in der Kanalquelle 0,22 K. Zoll —) welche, wie die Anmerkung von G. sagt, nach dem Niederschlage des Kupfers bestimmt ist, (aus 4 Pf. Wasser 1 gr. (p. 22)) aus diesem Niederschlage selbst nach den stöchiometrischen Verhältniſsen und der Schwere des Schwefelwasserstoffgases berechnet. Mehr zu bedauern ist, daſs die in neuester Zeit 1834 zu Tage geförderte Gasquelle, die durch Geruch und Geschmack stärkeren Gehalt an Schwefelwasserstoffgas und Bitumen vermuthen läſst (pag. 29, 30), nicht auch noch von Geiger untersucht ist. In der pharmakodynamischen Betrachtung des Schwefelwassers spricht die Meinung über die besondere Wirkung des Schwefels auf das venöse Gefäſssystem, der des Eisens auf das exterielle verglichen, Ref. besonders an (p. 38). Nach der Angabe der Krankheiten, bei welchen L. indicirt ist, folgt eine Reihe zon 87 Beobachtungen, nach Ref.'s Meinung die beste Art, die Indicationen zu begründen und dem Arzte klar zu machen, der einen Kurort für seinen Patienten auswählen soll. Gelungen darf man auch die Vorschriften

*) s. Abhdlng. über das Mineralwasser und die Heilbäder zu Eilsen. Bückeburg, 1831.

Digitized by Google

über das Trinken, Baden, diätetische Verhalten nennen, besonders, wenn man, wie der Verf. gethan zu haben scheint, denkt, daſs auch die Kranken diese Regeln lesen; gewiſs eine zweckmäſsigere Zugabe für dieselben, als historisch-romanhafte Einschiebsel und Beschreibung dessen, was sie an Ort und Stelle besser sehen als lesen. Den Schluſs macht der Gebrauch des L. Wassers entfernt von der Quelle, wobei auch eine vergleichende Untersuchung des L. und Weilbacher Wassers sich findet, zu gleicher Zeit an den Quellen gefüllt und dann in gleichen Zwischenräumen in Heidelberg unter Gmelin's Anleitung, von des Verfs. Bruder, jetzigem Assistenzarzte an der Irrenanstalt zu Heidelberg, geprüft (vgl. Annalen der Pharmacie v. Brandes, Geiger und Liebig, III. Bd. 2. Hft. pag. 175 ff.). Aus dieser Analyse ergibt sich, daſs die Menge der Hydrothionsäure, die, wie oben schon bemerkt, erst einige Zeit nach dem Füllen wieder auftritt, im L. Wasser zu der im Weilbacher sich wie 13:5 verhielt.

Heermann.

SCHULSCHRIFTEN.

Französische Sprachlehre für Schulen und zum Privatunterricht von J. F. Schaffer. Inhalt: 1) Aussprache, Orthographie, Anfangsgründe, als erster Cursus. 2) Grammatik, als zweiter und dritter Cursus. 3) Regeln der Syntax, als vierter Cursus. 4) Prosodie und Versbau; Verwandtschaft und Abstammung der Wörter. 5) Altfranzösisch, erläutert durch Beispiele. — Zehnte verbesserte und stark vermehrte Auflage. — Hannover, 1836. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. XII und* 554 *S. gr.* 8. *(Die* 9. *Ausg. erschien* 1833 *und hatte XII und* 524 *Seiten.)*

Französisches Lesebuch mit erklärenden Noten und einem Wörterbuche. Von J. F. Schaffer. — Dritte, mit mehrern Bruchstücken aus den neuesten französischen Schriftstellern und mit Guillaume Tell, par M. de Florian, vermehrte Auflage — Hannover, 1835. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. VI und* 323 *S. gr.* 8.

Ref. hat schon bei Gelegenheit des französisch-deutschen und des ersten Theils von dem deutsch-französischen Wörterbuche von demselben Verfasser Gelegenheit gehabt, die Verdienste des Herrn Schaffer um den Unterricht in der französischen Sprache anerkennend zu erwähnen. Er wiederholt dies hier in der kurzen Anzeige der obigen zwei Werke, die als neue Auflagen keine ausführliche Beurtheilung fordern. Eine Grammatik, die bei der Unzahl französischer Grammatiken die 10. Auflage erlebt, muſs in sich etwas Empfehlendes haben, und es kann nicht bloſs ein Zusammenfluſs günstiger Umstände seyn, der ihr diese Gunst des Publikums verschaffte. Zwar hat am Schluſse des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts eine französische Grammatik, die

Digitized by Google

jetzt mit Recht fast Niemand mehr beachtet, die Meidinger'sche, mehr als zweimal so viele Auflagen, die Nachdrücke ungerechnet, erlebt: allein man weiſs die Ursache dieses Beifalls. Ist aber einmal ein Name der Art in den Ohren des Publikums gleichsam eingewurzelt, so erhält sich das Buch in dessen Händen und wenn es auch längst zehnmal bessere gibt. Man denke nur an die kleine lateinische Grammatik von Bröder. Mit Hrn. Schaffers Grammatik verhält es sich nicht so. Sie dankt ihre groſse Verbreitung, die sich übrigens nach Süddeutschland noch wenig zu erstrecken scheint, ihrem innern Gehalte und Werthe, und ihrer Methode, deren Charakteristisches darin besteht, daſs sie den Lernenden immer fortschreiten läſst, ohne etwas zu anticipiren: daſs ihm keine Form und Zusammenstellung der Wörter gegeben, aber auch keine Form oder Zusammenstellung von ihm verlangt wird, die er selbst zu bilden nicht im Stande wäre: so daſs der Lernende seine Aufgaben mit genauer Sachkenntniſs und mit einem auf seine bisher erworbenen Kenntnisse gegründeten Selbstvertrauen ausarbeitet, das ihn jeden Fehler um so leichter vermeiden läſst. Diese so pädagogisch-richtig aufgefaſste und in ihrer Ausführung so gelungene Methode ist es gewiſs, was dem Buche so groſsen Beifall erworben hat und was ihm denselben sichert Sie ist auch in der kleinen französischen Sprachlehre desselben Verfassers, die für die ersten Anfänger berechnet ist und 1833 in demselben Verlage in der zweiten Auflage erschien, befolgt. Uebrigens sind die Lehrbücher des Verf. so ausgearbeitet, daſs jedes für sich ein abgeschlossenes Ganze bildet, die kleine Sprachlehre nicht nothwendig den Uebergang zu der gröſsern oder zum Lesebuche erfordert, die gröſsere Sprachlehre nicht den vorhergehenden Gebrauch der kleinern erheischt, die vollständige Syntax*) als höhere Grammatik für sich abgeschlossen ist, eben so auch das Lesebuch für sich besteht und bloſs einige Kenntniſs der Grammatik voraussetzt, aus welcher Sprachlehre sie auch geschöpft seyn mag.

Die Methode des Verf. ist vielfach in später erschienenen Sprachlehren, wiewohl unvollkommen, nachgeahmt worden, man hat sie für die einzig richtige erklärt, aber den, der sie zuerst consequent durchführte, nicht genannt. In das Einzelne des reichhaltigen und höchst empfehlenswerthen Buches einzudringen, verbietet uns der für diese Anzeige vergönnte Raum. Nur eine Frage wollen wir uns erlauben, nämlich: wie es möglich war, daſs ein ganz falsch, und durch Nichtkenntniſs der griechischen Sprache ganz verkehrt gebildeter Ausdruck bis in die zehnte Ausgabe ungerügt und unverbessert, und noch dazu in zwei verschiedenen falschen Formen, kommen konnte, nämlich der dem Diphthong entgegengesetzte Monothong (*monotongue*)! Es scheint, der Bildner dieses verunglückten Wortes dachte sich den Diphthong

---

*) Ein besonderes Buch unter dem Titel: Vollständige Syntax der französischen Sprache, durch Beispiele aus den besten franz. Schriftstellern erläutert, für Schulen und zum Privatunterricht. 2. Aufl.

Digitized by Google

διφθογγος), zusammengesetzt aus Diph und thong: nun kam ihm sehr natürlich vor, den Eintöner (so nennt er ihn deutsch) gelehrt Mono-thong zu nennen, da der Zweitöner ja Diphthong heiſse. Das französische Gebilde aber muſste sich gar mit der englischen Form *tongue* (Zunge) behelfen ohne h; wie man heut zu Tage von denen, welche das Griechische mit der gehörigen Beschränkung (so wurde kürzlich in einer Ständekammer verlangt) gelernt haben, philantropische Aeusserungen liest, und diejenigen, welche auf Gründlichkeit dringen, Misantropen genannt werden.

Nur noch ein Wort von dem Lesebuche. Es empfiehlt sich nicht nur durch seine Wohlfeilheit, bei sehr correctem Druck, sondern auch durch die treffliche Auswahl und das vollständige Wörterbuch. Die Anmerkungen sind nicht zu zahlreich und nichts weniger als so trivial, wie man sie in so vielen zu gleichem Zwecke bestimmten Sammlungen findet. Eine besondere Zierde des Buches sind die aus dem Livre des Cent-et-un ausgehobenen Stücke, und der ganze Guillaume Tell von Florian.

An diese kurze Anzeige schlieſsen wir die von der Fortsetzung des deutsch-französischen Wörterbuchs von demselben Verfasser. Es ist uns neulich zugekommen:

Neues französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch von J. F. Schaffer. — Inhalt: 1. Alle gebräuchlichen Wörter und ihre verschiedenen Bedeutungen im eigenthümlichen und bildlichen Sinne, dargestellt durch eine Menge von Beispielen aus den besten Schriftstellern; 2. die technischen Ausdrücke der Wissenschaften und Künste; 3. die Benennungen der alten und neuen Geographie und die Eigennamen der Personen; 4. die Aussprache, wenn sie sich von den gewöhnlichen Regeln entfernt; 5. die vorzüglichsten Synonymen beider Sprachen, in einem besondern Wörterbuche; 6. Tabellen, welche die allgemeine und besondere Conjugation der Zeitwörter, die lexikologische Bildung der Wörter, und das neu-französische Maaſs- und Gewichtssystem darstellen. — Zweiter Theil. — Deutsch-französisch. — Zweite Abtheilung. K — R. Hannover, 1837. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 43 Bogen gr. 8. (Die dritte und letzte Abtheilung, etwa 45 Bogen stark, soll in kurzer Frist nachfolgen.) (Das Werk hat auch einen, Gleiches enthaltenden, französischen Titel.)

Den französisch-deutschen Theil dieses Werkes haben wir im Aprilheft des Jahres 1836 mit gebührendem Lobe angezeigt, den ersten Band des deutsch-französischen Theils im November 1836. Jetzt ist das Ganze seiner Vollendung nahe, und nur der groſse Reichthum der deutschen Sprache hat die gröſsere Ausdehnung des deutsch-französischen Theils, über den Umfang des französisch-deutschen hinaus veranlaſst und die Beendigung des Werkes etwas hinausgeschoben. In unsern bisherigen Anzeigen haben wir den Charakter des Werkes hinlänglich dargelegt, haben seinen Reichthum, seine bequeme Einrichtung, seine relative Wohlfeilheit

Digitized by Google

herausgehoben, das schöne Papier und den correcten Druck anerkannt, und somit das Schaffer'sche Wörterbuch Lehrenden und Lernenden aus Ueberzeugung empfohlen. Von dem vorliegenden Theile haben wir wieder viele Artikel gelesen, fast nichts, was wir suchten, vermiſst, dagegen in mancher Hinsicht einen Reichthum gefunden, wie ihn selbst das groſse Wörterbuch von Mozin nicht darbietet. So finden sich z. B. bei diesem 120 Wörter, die mit Kirchen- zusammengesetzt sind, bei Herrn Schaffer 134. Doch um zu beweisen, daſs wir nicht bloſs gemessen, gezählt und verglichen haben, wollen wir noch einen kleinen Raum für einige Bemerkungen, oder, wenn man will, Ausstellungen in Anspruch nehmen.

Unter kahl bemerken wir, daſs wir zu der Redensart: Das kommt kahl heraus, die Bedeutung *mesquin* vermissen; ferner daſs die Redensart: ein *kahler* Empfang, weggestrichen werden muſs. Seine französische Uebersetzung: *un froid accueil*, hätte ihn selbst aufmerksam machen können, daſs man im Deutschen sagen muſs: ein kühler (kalter, frostiger) Empfang. Unter kalt kommt richtig dieselbe Redensart. Wäre kahl recht, so müſste man auch von kahler Freundschaft, kahler Theilnahme u. dgl. sprechen können — Daſs man den Namen des Reformators Kalvin auch französisch gewöhnlich *Calvin* schreibt, ist wohl richtig: aber eigentlich hieſs sein Familienname doch *Chauvin*. — Entbehrlich finden wir Wörter wie Kammermensch, ich kanone, Kammpfennig, Kanonenball, Kanonenschütz und ähnliche, die Niemand sucht, weil man sie nicht braucht. — Bei vielen Wörtern, die in verschiedenem Sinne gebraucht, auch verschiedene Bedeutungen haben, finden wir diese Bedeutungen zwar durch *item - item* von einander gesondert, aber nicht unterschieden. Wir wissen wohl, daſs dies der Kürze wegen geschehen ist: allein zuweilen konnten, ja sollten doch Winke gegeben seyn, besonders da selbst das Nachschlagen im französisch-deutschen Theile (ein Umweg, zu dem sich nur wenige Lernende entschlieſsen) nicht immer Aufschluſs gibt. Wir geben nur ein paar Beispiele: Klaglos stellen heiſst *absoudre quelqu'un* und *satisfaire aux plaintes de quelqu'un*. Sollte da nicht bei dem ersten die Erklärung stehen lossprechen? und bei dem zweiten zufriedenstellen? Aber nun vollends unter dem Worte klecken finden wir *tacher, souiller*, und dabei: das kleckt nicht: *cela ne suffit pas*. Das wird wohl mancher geborne Deutsche nicht begreifen, und schlägt er *tacher, souiller* und *suffire* nach, so findet er das Wort klecken unter keinem dieser Artikel. Nun denke man sich einen Franzosen, der das deutsch-französische Wörterbuch braucht: wird der nicht denken, es sey ganz absurd, daſs ein Wort so unverträgliche Bedeutungen habe? da sollte denn so kurz als möglich bemerkt seyn, erstlich, daſs es zwei ganz verschiedene Wörter, ganz verschiedener Abstammung sind (es sollten also zwei Artikel im Wörterbuche gemacht seyn), daſs das erste verwandt ist mit Klack, Klecks, das zweite die Wurzel

des Adjectivs erklecklich, zureichend (s. Frischs deutsch-latein. Wörterbuch unter Klecken); zweitens, daſs beide Wörter verschieden ausgesprochen werden: das erste, *souiller*, mit tiefem *e*, wie in Klecks, klecksen, das zweite mit hellem *e*, wie in wecken, strecken. Oder sollte in Norddeutschland dieser Unterschied der Aussprache vernachlässigt werden? — Zuweilen entspricht der französische Ausdruck dem deutschen deswegen nicht ganz, weil jener edler, dieser gemeiner ist: z. B. er ist *Kerls* genug dazu: il est bien homme à le faire; eine *klägliche* Geschichte: un évènement tragique; die Ermahnungen bleiben bei ihm nicht *kleben*: *il ne retient pas les exhortations qu'on lui donne*; mit einer Sache *krumm* herum kommen: *dire une chose en termes couverts.* — Zuweilen paſst der deutsche Ausdruck aus anderen Gründen nicht recht: z. B. unter d. Art. keinerseits, sollte es in der Phrase: *la proposition n'a été rejetée d'une aucune part* nicht Vortrag sondern Vorschlag heiſsen; unter Klagen steht undeutsch: einen verstorbenen Freund klagen: *s'affliger de la mort de son ami.* Derselbe französische Ausdruck wird in demselben Artikel übersetzt: um einen verstorbenen Freund *klagen.* Auch dies ist nicht recht, obwohl richtig deutsch, denn *s'affliger* heiſst nicht klagen, sondern trauern, sich betrüben. — Zu Klatschgeschichte: *anecdote scandaleuse,* bemerken wir, daſs manche Klatschgeschichte keine *anecdote scandaleuse* und manche *anecdote scandaleuse* keine Klatschgeschichte ist. Zum Schluſse noch eine Bemerkung zu dem Artikel klein. Hier kommt der Ausdruck: ein klein wenig mit der richtigen Uebersetzung *tant soit peu* vor. Man kann sich damit begnügen, das zu wissen: aber ein nachdenkender Schüler wird fragen, wie er dies verstehen und sich erklären müsse? *Peu*, denkt er, heiſst zwar wenig, aber *tant soit* heiſst unmöglich ein klein. Soll ich nun verstehen: soviel sey wenig, so verdreht sich mir der Sinn, denn das ist soviel mag für wenig gelten. Hier verläſst ihn das Wörterbuch. Ref. als Philolog erwartete hier einen kleinen Wink für den Lernenden, nämlich daſs diese altfranzösische Redensart aus einer, jetzt nicht mehr gebräuchlichen, Inversion enstanden sey, nach welcher das Prädicat voraustritt und das Subject nachtritt, und der Sinn ist: Wenig mag für Viel gelten; also: *donnez moi tant soit peu*: Geben Sie mir (wenn auch) wenig: es sey (mir doch) viel. Freilich — der Raum! Nun der lieſse sich etwa durch Weglassung von Entbehrlichem, dergleichen wir Einiges anführten, gewinnen. Und das bringt uns gewiſs in wenigen Jahren die neue Auflage des werthvollen Buches.

Ulm. *G. H. Moser.*

Eutropii breviarium historiae Romanae, herausgegeben und mit fortlaufenden Verweisungen auf die Schulgrammatiken von L. Ramshorn und C. G Zumpt, mit historischen und geographischen Anmerkungen und mit einem Wörterbuche von Dr. Carl Ramshorn. Leipzig, Reichenbach. 190 *S.* 8.

Eutrop hat sich bis jetzt immer noch in den untern Klassen der Gymnasien als Lektüre für die Anfänger erhalten, obgleich für das sachliche Verständniſs des Gelesenen und für ein am Inhalte selbst zu erregendes Interesse des jungen Lesers auf dieser Stufe kurze Stücke einer Chrestomathie zweckmäſsiger seyn möchten. — Soll indessen Eutropius zur Lektüre der Anfänger sofort benützt werden, so ist die Ausstattung desselben, wie sie vorliegende Ausgabe bietet, für den Anfänger recht zweckmäſsig. — Die Anmerkungen verbreiten sich bei weitem zum gröſsten Theil über das Sachliche des Inhalts in Beziehung auf Geschichte und Geographie. — Für das Sprachliche enthalten sie nichts weniger als eine die Faulheit unterstützende Phraseologie, sondern meist nur die Verweisungen auf die Paragraphen der beiden Grammatiken von L. Ramshorn (dem Vater des Herausgebers) und von Zumpt. Diese Verweisungen genügen gröſstentheils auf der Stufe der Schüler, auf welcher Eutropius gelesen wird. Nicht unzweckmäſsig wäre es aber gewesen, wenn auch kurze synonymische Erklärungen von solchen Wörtern, die in der römischen Geschichte öfters vorkommen, z. B. potestas, imperium, regnum etc. — entweder in den Anmerkungen oder in dem Wörterbuche gegeben wären. Ueberhaupt dürfte das Wörterbuch in Beziehung auf die angeführten Bedeutungen der Wörter etwas reichhaltiger seyn, so wie es auch mehr einzelne Redensarten enthalten könnte. Z. B. für accessit in: Romanis accessit animus (L. 3, cap. 10) ist keine passende Bedeutung im Wörterbuche angegeben u. dgl. mehr. — Ein anderer Uebelstand wird dadurch hervorgebracht, daſs die beiden citirten Grammatiken nicht allerwärts übereinstimmen. Dadurch ist manchmal ein Citat aus Ramshorn paſsend, aber nicht aus Zumpt, obgleich es dennoch angeführt ist; z. B. L. 5, cap. 6 ist zu secundus a Sulla auf Ramsh. §. 150, A, c. und auf Zumpt §. 304 verwiesen. Hier kann wohl aus dem Ramshornischen Citat der Anfänger die Bedeutung der Präposition a in dieser Verbindung erkennen, aber nicht so aus dem Zumptischen, da diese Verbindung bei Zumpt nicht angeführt ist. — Statt den Inhalt eines jeden Capitels an den Anfaug der Anmerkungen zu dem Capitel zu setzen, stände er wohl zweckmäſsiger als Ueberschrift über jedem Capitel. — Daſs der Herausgeber die Vorrede oder Dedication an Valens weggelassen hat, — dazu ist wohl kein hinreichender Grund vorhanden. — Die typographische Austattung des Ganzen ist gut.

Digitized by Google

Neues praktisches Lehrbuch zur faſslichen and gründlichen Erlernung der lateinischen Sprache. Für Gymnasien und für höhere Bürgerschulen. Von Dr. H. Düntzer. — Erster Cursus für Sexta und Quinta. — Cöln 1837. *Verlag von F. E. Eisen.*

Der Verf. tritt mit sehr viel Anmaſsung gegen alle vorhandenen Grammatiken auf. Alle sind ungenügend, und der Zweck der seinigen ist: »die manchfaltigen so wichtigen Erfolge der allgemeinen wie der besondern Sprachforschung soviel als möglich auf den ersten Unterricht anzuwenden; alles Unvernünftige, den jugendlichen Geist mehr Beschränkende als Anregende, dessen so viel in unsern gangbaren Lehrbüchern sich findet, aus ihrem Bereiche zu verbannen, u. s. w.» — Nach diesen Anmaſslichkeiten des Hrn. Verf. macht es einen sehr üblen Eindruck, wenn man bei näherer Einsicht seines Büchleins sich überzeugt, daſs die Resultate der neuern Sprachforschung nicht besonders seine Arbeit durchdruugen haben, daſs vielmehr in seinen gereimten Regeln sehr viele oberflächliche Empirie sich darstellt; z. B.:

Neutra sind alle Nomina,
An deren Ende ein Vocal.
Nur die der ersten auf ein *n*
Und *e* sind weiblich allzumal.

Eben so schief sind zum Theil die gereimten Quantitätsregeln gestellt, und werden in dieser Form dem Anfänger meist unverständlich seyn. Eine besondere Eigenthümlichkeit, in der der Vf. dem Mechanism auf den Kopf zu treten glaubt, besteht darin, daſs er kein Schema einer Declination in einem einzelnen Wort durchführt, sondern für jeden Casus ein anderes Wort nimmt, z. B.

Sing.	N. u. V.	mensa,
	G. u. D.	aquae,
	Acc.	ripam,
	Abl.	fortuna. u. s. w.

Hätte der Verf. einen richtigen Begriff von gesunder Methode, so könnte er nicht in diese höchst unzweckmäſsige Weise verfallen; oder wollte er darin consequent seyn, so müſste er wohl auch bei der Conjugation aufstellen: amo, laudas, latrat u. s. w. anstatt: amo, amas, amat; — und warum nicht auch bei den Adjectiven: bonus, mala, magnum, anstatt: bonus, bona, bonum? — Das höchst Unzweckmässige eines solchen Verfahrens erhellet leicht von selbst; und Ref. möchte nicht in Weitläufigkeiten sich verlieren, sondern in Kürze sein Urtheil dahin abgeben: so anmaſsend der Verf. auftritt, so wenig Gehalt hat seine Grammatik.

Kritisch-erklärendes Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Hinzufügung der gewöhnlichen in der Umgangssprache vorkommenden Fremdwörter, und Angabe der richtigen Betonung und Aussprache, nebst einem Verzeichnisse der unregelmässigen Zeitwörter. Für Gebildete aller Stände eingerichtet und nach den neusten und besten Quellen bearbeitet von F. A. Weber. Stereotyp-Ausgabe, in Lieferungen. Erste Lieferung, Leipzig 1837. *Verlag v. K. Fr. Köhler und Bernh. Tauchnitz jun*

Digitized by Google

Da das grammatische Wörterbuch der deutschen Sprache von Oertel (für Friedens- und Kriegsbeamte, für Kauf-, Handels- und andere Geschäftsleute) minder genügend ausfiel, so scheint es nicht unzweckmässig, den Gebildeten aller Stände, die nicht ein Werk von gröſserem Umfange sich anschaffen, ein Handwörterbuch der Muttersprache darzubieten. Und in der That hat das vorliegende, auf das gemeine Bedürfniſs berechnete Wörterbuch manche Vorzüge, die es zu empfehlen dienen. Durch seinen sehr ökonomischen, aber doch klaren und deutlichen Druck erhält es eine gewisse Reichhaltigkeit ohne groſses Volumen. — Während das Oertel'sche Wörterbuch sich mit den von Voſs in seiner Uebersetzung des Homer neugebildeten Wortformen und mit vielen Campe'schen Wortbildungen unnütz bereicherte, hat das vorliegende theils die gangbaren Fremdwörter und sehr viele ächtdeutschen technologischen Ausdrücke (besonders aus dem Bergbaue u. s. w.) aufgenommen. — Die Betonung sammt der Quantität der Silben eines Wortes ist (wie in griechischen Wörterbüchern) hinter jedem Worte durch Silben- und Accentzeichen angegeben; z. B. (anmahnen (—' — v) Backenbart (—' v —) u. dgl. — In Beziehung auf die Quantitätszeichen ist Ref. nicht überall mit Verf. einverstanden. Es ist wohl durchaus unrichtig, daſs deutsche Stammsilben in zusammengesetzten Wörtern als Kürzen bezeichnet werden, wenn sie unter gewissen Umständen einen minder starken Ton erhalten. Während z. B. anläuten richtig mit —' — v bezeichnet ist, wird Anläutegeld durch —' v v — statt durch —' — v — bezeichnet, als ob die Stammsilbe läut hier eine Kürze wäre. So auch Anmarsch richtig: —' —, aber anmarschiren unrichtig: —' v — v statt —' — — v. Diese Verkürzung des Stammes setzt der Verf. meist bei dem Zurücktreten des Tons von demselben, z. B. aufkündigen (—' v — v), wobei noch die Unrichtigkeit eintritt, daſs die Nebensilbe ig als Länge erscheint. Bei dieser allzugroſsen Rücksichtnahme auf die Betonung bei der Quantitätsbestimmung, wobei sich so viel als möglich ein jambischer oder trochäischer Rhythmus in jedem einzelnen Worte ergeben soll, ist es um so auffallender, daſs der Verf. die Nachsilbe ung, die stets tonlos und an sich kurz ist, immer als Länge bezeichnet; z. B. Anleitung (—' — —) Anmerkung (—' —.—), Ansehung (—' — —), Ahnung (—' —) u. s. w. — Von der Vollständigkeit der Arbeit geben wir einen Beleg, wenn wir anführen, was wir auf einer einzelnen Seite an Wörtern vermiſsten, ohne uns in die Vergleichung eines vollständigen groſsen Werkes eingelassen zu haben. So also fehlen S. 49 Annäherung, Annehmlichkeit, Anordnung, welches gewiſs ganz gewöhnlich gebrauchte Wörter sind; zu denen Ref. absichtlich die Adverbialform von anmuthig, nämlich: anmuthiglich, nicht mitgezählt hat. — Wenn nun auch nicht auf jeder Seite gleich viele Wörter fehlen, so dürfte doch wohl in Beziehung auf Vollständigkeit der vorliegenden Arbeit Manches abgehen; was um so schwerer für die Zukunft verbessert oder

Digitized by Google

ersetzt werden kann, als das Werk stereotypen Satz hat. — Der Herausgeber muſs daher um so sorgfältiger bei der Ausarbeitung der folgenden Lieferungen seyn, damit das Buch nicht im Allgemeinen mangelhaft und ungenügend erscheine.

Feldbausch.

Real-Encyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft in alphabetischer Ordnung. Von Hofrath Ch. F. Bähr und Geh. Rath, Comthur Friedr. Creuzer in Heidelberg; Director G. F. Grotefend und Dr. C. L. Grotefend in Hannover; A Haakh, Schulinspector W. Heigelin und A. Helfferich in Stuttgart; Geh. Hofrath, Ritter Fr. Jacobs in Gotha; C. Krafft in Stuttgart; Prof. C. W. Müller in Bern; Prof. L. Oettinger in Freiburg; Prof. W. Rein in Eisenach; Prof. Th. Schuch in Bischoffsheim a d. T.; Prof. G. L. F. Tafel und Prof. Ch. Walz in Tübingen; Prof. A W. Winkelmann in Zürich; Ministerialrath C. Zell in Carlsruhe und Andern, und dem Herausgeber August Pauly, Professor in Stuttgart. Erster Band. Stuttgart. Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung. 1837. *Die beiden ersten Lieferungen* 160 *S. gr.* 8.

Wenn der Unterzeichnete, dessen Namen neben dem seines verehrten Lehrers und anderer hochgeschätzten Freunde auf dem Titel dieses Werkes unter den Mitarbeitern aufgeführt ist, sich erlaubt, die Erscheinung dieses Werkes durch eine kurze Anzeige zur Kenntniſs des Publikums zu bringen, so kann er dabei nur die Absicht haben, die Grundsätze, nach welchen das Ganze unternommen, hervorzuheben und zugleich, so weit es möglich ist, die Ausführung in den bis jetzt erschienenen beiden ersten Heften nachzuweisen, weil er dadurch hoffen kann, seinen Lesern am besten einen Begriff dessen zu geben, was sie in einem solchen Werke zu suchen und zu finden, was sie überhaupt von einem solchen Werke zu erwarten haben, das vielfach in unserer Zeit gewünscht und in dieser Beziehung einem wesentlichen Bedürfnisse entgegenkommend, da frühere ähnliche Werke längst veraltet und für unsere Zeit und den jetzigen Standpunkt der Wissenschaft durchaus unbrauchbar und ungenügend erkannt sind, doch bisher nicht zu Stande kommen konnte, und auch, seiner Natur nach, nur durch einen Verein von Gelehrten, welche die Bearbeitung der einzelnen Artikel, je nach ihrer besonderen Richtung und Beschäftigung, übernehmen, zu Stande kommen kann. Aber eben in der Schwierigkeit, einen solchen Verein zusammenzubringen, durch den allein dem Werke der Charakter der Gründlichkeit in den einzelnen Artikeln verliehen werden kann, der aber doch wieder zugleich nach gewissen allgemeinen Normen, die zu bestimmen nicht leicht ist, verfahren soll, wenn anders dem Ganzen eine nicht bloſs äuſsere Gleichförmigkeit, sondern auch eine gewisse innere Einheit gegeben werden soll, ferner in der Schwierigkeit, einen Mann zu finden, der mit eben so viel Kenntniſs und Einsicht als Gewandtheit und Ausdauer die zweckmäſsige Leitung des Ganzen übernehme, und durch seine Persönlichkeit den Mitarbeitern wie dem Publikum ein Vertrauen in das ganze Unternehmen einzuflöſsen vermöge, wie es doch zum erspriefslichen

Gedeihen desselben nöthig ist, lagen Haupthindernisse, die wohl bisher hemmend der Ausführung eines solchen zeitgemäſsen Werkes, das dem Lehrer wie dem Lernenden auf gleiche Weise dienen und die Resultate wissenschaftlicher Forschungen in dem Gebiete der höhern classischen Bildung in lexicalischer Form vorzulegen bestimmt ist, im Wege gestanden sind. Jetzt, wo der Anfang eines solchen Unternehmens gemacht ist, und dessen rascher Fortgang, so weit es die Natur der Sache selbst erlaubt, nicht zu bezweifeln steht, kann, wie wir wohl mit Recht behaupten zu dürfen glauben, das Publikum sich vor Allem freuen, daſs die Leitung des Ganzen und die Ausführung eines in vielen Beziehungen so schwierigen Unternehmens in die Hände eines Mannes gelegt ist, der die oben bemerkten, zur Ausführung so nöthigen Eigenschaften in jeder Hinsicht vereinigt, dessen in der gelehrten Welt rühmlichst bekannter Name, seine unermüdliche und umsichtige Thätigkeit dem Publikum so wie den Mitarbeitern, die sich ihm angeschlossen haben, die beste Bürgschaft für das Gedeihen der unternommenen Sache darbieten kann. Derselbe hat in der Vorrede die leitenden Grundsätze des Ganzen auf eine so treffende und bezeichnende Weise auseinander gesetzt, daſs Ref. sich wohl erlauben darf, zur richtigen Würdigung des Ganzen sie mit des Verf. eignen Worten hier mitzutheilen.

» Diese Grundsätze, » schreibt der Herausgeber, » ergeben sich im Allgemeinen von selbst aus der Aufgabe, ein Handlexicon, nicht einen Thesaurus, der verschiedenen Theile der Alterthumskunde, mit Ausnahme der Grammatik und Metrik, der Kritik und Hermeneutik, zu liefern, welches zunächst für das Bedürfniſs des Studirenden und des mit literarischen Hülfsmitteln minder ausgerüsteten, Lehrers berechnet, zugleich geeignet wäre, auch dem eigentlichen Gelehrten in einzelnen Fällen ein unbequemeres anderweites Nachschlagen für den augenblicklichen Bedarf, zu ersparen. Wiewohl sich nun das Wirken der verschiedenen Mitarbeiter nicht in so bestimmte Formen bannen läſst, daſs nicht die Beiträge je nach der Individualität des Einzelnen sich verschieden gestalten sollten — daher sich denn auch die Verantwortlichkeit jedes Mitarbeiters für seinen Antheil von selbst versteht — so sind doch gewisse Grundsätze für die Behandlung im Allgemeinen aufgestellt worden, durch welche wir dem Werke die Einheit seines Charakters möglichst zu sichern suchen. Da nur bei einem mäſsigen Umfang eine allgemeinere Nutzbarkeit eines solchen Hülfsbuches sich erwarten läſst, so ist zunächst bündige Kürze, doch ohne Dürftigkeit, znm Gesetz gemacht. Nicht die Untersuchungen selbst können hier geführt, sondern nur ihre Resumés, oft auch nur die bloſsen Ergebnisse gegeben werden. Wo verschiedene Meinungen obwalten, werden — wenn der Gegenstand von einiger Wichtigkeit ist — die erheblichsten derselben mit ihren Hauptgründen aufgeführt, überall aber — und dies ist ein Hauptaugenmerk — die classischen Stellen und die bedeutendste neuere Literatur zu weiterer Belehrung des Lesers nachgewiesen. Wo

es thunlich ist, wird verwandtes Einzelne in überschaulichen Gesammtartikeln zusammengestellt, das Auffinden aber durch, am gehörigen Orte angebrachte, Verweisungen erleichtert. So werden z. B., statt die Ethnographie eines Landes in eine groſse Anzahl von Artikeln zu zerhacken, die inwohnenden Völkerschaften in dem Artikel ihres Landes abgehandelt, und bei Aborigines auf Italia, bei Achaei auf Graecia verwiesen. In der römischen Geschichte bildet jede Gens einen Gesammtartikel, u. d. m. Wiederholungen werden eben so sehr, als die Erwähnung solcher Personen oder Sachen vermieden, an welche sich auch nicht entfernt einiges Interesse knüpft. Es läſst sich nun zwar über das Wichtige und Unwichtige immer rechten; doch gibt es, wie wir glauben, auch hiefür gewisse Regeln, welche den Bearbeiter jedes einzelnen Faches in der Wahl der aufzuführenden Gegenstände zu leiten haben. So hielten wir es z. B., was die alte Geographie betrifft, nicht für geeignet, das Buch mit dem Schwall einer leeren Nomenclatur solcher Oertlichkeiten zu beladen, deren Lage sich auch nicht einmal annähernd bestimmen läſst, und welche nur dem Namen nach, und nur von Einem Schriftsteller, z. B. von Ptolemäus, aus den fernsten Gegenden erwähnt werden, die mit den classischen Völkern sehr wenig oder gar nicht in Verbindung standen. Einen vollständigen Index zu sämmtlichen Geographen kann man hier nicht erwarten. Schwieriger ist eine strenge Auswahl unter den zahlreichen Einzelnheiten, deren Inbegriff man mit dem Namen der Antiquitäten belegt, dem vagen Ausdruck für Alles das, was von den Grundsätzen, den Formen und Organen der Staatsverwaltung und Rechtspflege, von dem Kriegswesen, den religiösen Gebräuchen und dem häuslichen Leben der Alten bekannt und wissenswerth ist. Hier suchen wir weniger den Vorwurf des zu reichlichen Details als den der Mangelhaftigkeit zu vermeiden, um so mehr als die, auf diesem Felde besonders regen, Bemühungen der neuern Zeit auch so manchem anscheinend Unbedeutenden ein näheres Interesse zugewendet haben. Nur was schon im Sprachwörterbuch seine genügende Erledigung findet, glauben wir ausschlieſsen zu müssen. Wichtig aber ist bei diesen sogenannten Alterthümern, daſs das Unterscheidende zwischen der heroischen Zeit der Griechen und der Zeit nach den Wanderungen, ebenso bei den Römern das Eigenthümliche des Königthums, der Republik und der Kaiserherrschaft berücksichtigt werde. Wenn der Rechtszustand der Römer im Verhältniſs zum Uebrigen ausführlicher behandelt wird, so mag dieses seine Rechtfertigung finden in der Wichtigkeit der Sache für das Verständniſs so vieler Einrichtungen des Lebens der Römer und so mancher Eigenthümlichkeit im Ausdruck ihrer geistigen Erzeugnisse, theils in dem Umstande, daſs die Leistungen Hugo's, Savigny's u. A. in dem Gebiete der Rechtsgeschichte bis jetzt mehr nur dem Juristen bekannt waren, und daſs nur deſswegen diese Disciplin in philologischen Werken vorliegender Art nicht den ihr gebührenden Raum einnahm. — Die Epoche, mit welcher wir

Digitized by Google

das classische Alterthum für abgeschlossen betrachten, ist der Untergang des abendländischen Kaiserthums, wiewohl es, namentlich in der Literatur- und Rechtsgeschichte, nicht immer vermieden werden kann und darf, auch spätere, mit der classischen Zeit in Beziehung stehende Erscheinungen zu berühren. Auch sind es nur die beiden classischen Völker, deren Leben, Schaffen und Leiden den Stoff für unsere Darstellungen bieten. Aegyptisches, Orientalisches, Nordisches u. A. kommt in Betrachtung, so weit es durch das Medium griechischer oder römischer Anschauung auf uns gekommen ist.»

Wir brechen hier ab und bemerken nur noch, in Absicht auf den Umfang und die Ausdehnung, die dem Ganzen zu Theil werden soll, daſs keineswegs das Volumen des Funke'schen Lexicons überschritten, daſs vielmehr ein weit reicheres Material in einen engern Raum zusammengedrängt, und daſs zugleich, soweit es die Gründlichkeit der Bearbeitung erlaubt, das auf 4 Bände berechnete Ganze möglichst beschleunigt werden soll.

Vergleicht man nun diese Grundsätze mit der Art und Weise der Ausführung, wie sie in den beiden, bereits erschienenen Heften, welche von dem Buchstaben A bis zu dem Artikel Aeneas reichen, vorliegt, und bedenkt man zugleich die groſsen, oben nur angedeuteten Schwierigkeiten, die in der Ausführung eines solchen Unternehmens, namentlich bei dem Beginn desselben, entgegentreten, so wird man auch bei aller Subjectivität der Ansichten, die hier nicht ausbleiben kann und bald diese bald jene Erfordernisse an ein solches Werk stellt, bald diese, bald jene Rücksicht von ihm verlangt, doch gewiſs alle Ursache haben, im Allgemeinen mit der Ausführung zufrieden zu seyn und sie mit den allgemeinen oben ausgesprochenen Grundsätzen übereinstimmend finden, ohne daſs man den Ref., der von einer speciellen Kritik hier durchaus absieht, einer Parteilichkeit beschuldigen wird, oder einer Selbstgefälligkeit, zumal da in beiden Heften nur zwei von ihm ausgearbeitete, keineswegs bedeutende Artikel aus der Griechischen Literaturgeschichte (für die er, mehreres Einzelne abgerechnet, so wie auch für die Römische Literaturgeschichte dem Werke seine Theilnahme zugesichert hat) sich finden, sein Urtheil mithin nicht über seine eigenen Leistungen sich erstrecken kann. So wird man z. B. in Allem dem, was auf Römische Staatsverwaltung oder Rechtsverhältnisse sich bezieht, namentlich auf die letztere, eine verhältniſsmäſsig gröſsere Ausführlichkeit und ein genaueres Detail finden, wie dies in den oben ausgezogenen Worten der Vorrede angedeutet ist, und in den einzelnen Artikeln selber, wie z. B. Acta, Actio, Adoptio, (Adulterium), Advocatus, Aemilia Gens, oder selbst Acies (wo die ganze Römische Schlachtordnung und Stellung erörtert ist) sich zur Genüge nachweisen läſst. Die vom Herausgeber selbst bearbeiteten Artikel aus dem Gebiete der alten Geographie empfehlen sich insbesondere und Ref. steht nicht an, das darin beobachtete Maaſs und die durchweg darin herrschende Behandlungs- und Darstel-

Digitized by Google

lungsweise als maſsgebend für die Bearbeitung auch anderer Artikel angelegentlichst hervorzuheben, um Ungleichheiten zu vermeiden, die ohnehin bei einem Werke der Art, das durch die Bemühungen mehrerer Einzelnen zu Stande gebracht wird, kaum ausbleiben werden. Daſs dann auch andere ausführlichere Artikel aus dem Gebiete der alten Geschichte, der alten Religionen, wie der alten Kunst vorkommen, wird kaum einer besondern Bemerkung bedürfen, und Ref. kann hier Beispiels halber nur an die in der zweiten Lieferung enthaltenen Artikel über Aegypten, insbesondere über Aegyptische Religion und über Aegyptische Kunst anführen, wenn er auch gleich nach seinem Standpunkte und nach seiner Ueberzeugung nicht Alles darin, namentlich in dem Abschnitte über die Aegyptische Religion Gesagte unterschreiben möchte, da er in dieser Beziehung sich strenger an Herodot und Anderer Nachrichten hält und lieber der Bahn folgen würde, die der auf dem Titel genannte Veteran dieser Wissenschaft uns gewiesen hat; und die, wie er glaubt, zu einer andern Ansicht von dem Wesen und Charakter der Aegyptischen Religion und ihrem Verhältniſs, ihrer Beziehung zur Griechischen sowohl wie zu andern Religionen des Alterthums führen wird.

Schlieſslich bemerken wir noch, daſs jeder einzelne Artikel mit der Namensunterschrift oder mit der Namenschiffer des Verfassers bezeichnet, und daſs Druck und Papier, wie überhaupt die äuſsere Ausstattung, durchaus befriedigend ausgefallen ist.

Die Schule, Mitgabe für das akademische Leben in einem Vorworte und sechs Reden, dargeboten von L. Trede, der Plau. Gelehrtenschule Rector, der Philosophie Doctor, u. s. w. — Altona, bei Karl Aue. 1835. *LXXVIII und* 192 *S. in* 8.

Das Vorwort enthält Bemerkungen über Gang und Einrichtung akademischer Studien, die wohl dem, der das Gymnasium verläſst, um seine Universitätsstudien zu beginnen, zur wohl zu beherzigenden Lectüre anempfohlen werden können, begleitet von manchen nützlichen Winken über das akademische Leben überhaupt, vom Standpunkte der Wissenschaft aus. Eine gleiche Tendenz zeichnet die sechs Reden aus, welche den gröſsern Theil des Buchs füllen, Schulreden, bei feierlichen Gelegenheiten gehalten, und über die Aufgabe und Stellung des Lehrers, über das Ziel der Schule überhaupt, wie über die Wünsche und Zwecke der die Schule Verlassenden sich verbreitend. I. Eine Antrittsrede. Ueber des Schulmanns Stellung, Leitung und Forderung. II. Erwiederung auf die Abschiedsrede der Abiturienten: Vergreifen Sie nicht Ihre nächste schöne Zukunft. III. Eröffnungsrede bei der öffentlichen Prüfung: Die Schule, wie sie strebt in der Welt gegen die Welt, auſser der Welt für die Welt. IV. und V. (wie Nr. II); Wachet und seyd stark, bleiben Sie Ihrem bessern Selbst getreu. VI. Am letzten Tage des Jahres: Schaffet, daſs Ihr die Vergänglichkeit überwindet, sonst überwindet sie Euch. — Druck und Papier, so wie die äussere Austattung sind recht einladend. *Chr. Bähr.*

Digitized by Google

Anzeige der zweiten Auflage

von

Liebig's und Poggendorff's

Handwörterbuch der Chemie.

Das Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie, herausgegeben von den Professoren Liebig und Poggendorff, wegen dessen Erscheinen wir auf den in jeder Buchhandlung zu findenden ausführlichen Prospectus Bezug nehmen, hat so allgemeine Anerkennung und, einem entschiedenen Bedürfnisse begegnend, einen so raschen Absatz gefunden, dass die beiden ersten Lieferungen zwei Monate nach ihrem Erscheinen bereits vergriffen waren, und die ferner eingegangenen zahlreichen Bestellungen nicht haben befriedigt werden können. Indem wir daher die Erscheinung eines

zweiten, unveränderten Abdrucks

anzeigen, werden wir aus obigem Grunde auch den Termin für den ersten Subscriptionspreis von 16 Ggr. oder 1 fl. 12 Xr. Rheinl. für jede Lieferung, bis zum Schluss der Leipziger Ostermesse d. J. verlängern. Für diesen ersten Subscriptionspreis erhalten die Besteller jede erschienene und künftig erscheinende Lieferung von 10 Bogen nebst den Kupfern; unmittelbar nach Beendigung der Ostermesse tritt der zweite Subscriptionspreis von 20 Ggr. oder 1 fl. 20 Xr. Rheinl. für jede erschienene und künftig erscheinende Lieferung, und mit dem Schlusse jeden Bandes der Ladenpreis, nach Maſsgabe des Prospectus, ein.

Um

Digitized by Google

Um die Anschaffung des Wörterbuchs auch weniger Bemittelten zu erleichtern, haben wir, und zwar auf den ausdrücklichen Wunsch der Herren Herausgeber, den ersten, ungemein billigen Subscriptionspreis festgesetzt. Wir laden die Herren Chemiker, Pharmaceuten und Fabrikanten ein, sich diesen durch rechtzeitige Bestellung zu sichern, da spätere Aufträge ohne jede Ausnahme nur zum zweiten Subscriptionspreise effectuirt werden. Jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, auf 12 Exemplare ein Frei-Exemplar zu bewilligen, und wir machen besonders die Herren Pharmaceuten darauf aufmerksam, die Gelegenheit zum billigen und allmäligen Erwerbe eines Werkes nicht ungenützt vorübergehen zu lassen, welches an praktischer Nützlichkeit und wissenschaftlicher Bedeutung für den Chemiker, unübertroffen ist.

Die dritte Lieferung, unter anderen die wichtigen Artikel „Analyse, organische, — Antimon etc.« und drei vortrefflich gestochene Kupfertafeln enthaltend, erscheint zur Ostermesse.

In Bezug auf den Preis und die Räumlichkeit des Formats bemerken wir: dass letztere der des Conversationslexicons gleich ist, und dass ein Bogen des Wörterbuches den Raum von 1 $^{9}/_{16}$ Bogen der neuesten Ausgabe von Berzelius Chemie füllt, daher denn auch der Preis sich noch billiger als bei diesem Werke stellt.

Braunschweig, d. 20 Febr. 1837.

Friedrich Vieweg und Sohn.

Digitized by Google

N°. 66. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Histoire de la restauration par M. F. P. **Lubis.** 1814—1830. *Tome I.* 493 *p. Tom. II.* 529 *p. gr.* 8. *A la société de l'histoire de la Restauration. Paris.* 12. *Passage Saulnier.* 1837. *Mit vielen gestochenen, halb erhabenen Medaillons.*

Ref. glaubt den Lesern der Jahrbücher einen Dienst zu thun, wenn er diese von einem Carlisten verfaſste Geschichte der Restauration ausführlich anzeigt, da das Werk als gründliche historische Arbeit unter den neuern französischen Büchern einen ganz ausgezeichneten Platz verdient. Er wird dabei von Zeit zu Zeit einen Seitenblick auf Capefigues Buch werfen, welches denselben Titel führt, um den ernsten Leser, dem es um Wahrheit zu thun ist, aufmerksam zu machen, wie es ein ganz anderes Ding sey, ein Buch für den groſsen Haufen zum Verkauf zu schreiben oder den Kenner und ernsten Forscher zu befriedigen. Capefigues Buch ist viel leichter und unterhaltender, ist reicher an Anekdoten aller Art; aber den Namen eines nur einigermaſsen zuverlässigen Werks verdient es nicht; Herr Lubis dagegen verdient alle Achtung, sobald man nur einmal weiſs, daſs seine Grundsätze den in unserer Zeit herrschenden entgegengesetzt sind.

Diese neue Geschichte der Restauration wird übrigens an Zahl der Bände die andere übertreffen müssen, denn die zwei ersten Bände der Compilation von Capefigue, die bekanntlich 10 Bände füllt, führen die Geschichte schon weiter, als sie Herr Lubis in diesen beiden Bänden geführt hat. Unbequem ist es freilich, daſs man auch neben dem neuen Werk noch Capefigue oder einen andern fingerfertigen Pariser Bücherfabrikanten wird gebrauchen müssen, weil man leider die vielfach verbreiteten und geglaubten apokryphischen Geschichten, Anekdoten, Schilderungen kennen muſs, welche in unsern gewöhnlichen Büchern und in den Salons für Wahrheit gelten und sich leicht dem Gedächtniſs einprägen, weil sie ganz rund und unterhaltend zu lesen und zu hören sind. Diese hat Herr Lubis theils vernachlässigen müssen, weil er die Bourbons verehrt, theils weil er noch besser als Ref. weiſs, wieviel Fabeln die Welt für Geschichte hält, und welche Lügen die Pariser Memoiren-Fabriken bei Ladvocat und bei andern in die Welt schicken.

Digitized by Google

Als Ref. die ersten Seiten der Introduction des ersten Bandes gelesen hatte, wollte er das Buch schon aus der Hand werfen, denn er glaubte de l'Eckstein tout pur oder die deutsche Doctrin zu erkennen, die sich am Ende da, wo sie zu Hause ist, noch etwas besser ausnimmt als bei Franzosen, an denen man eine ganz andere Art von historischem Styl gewohnt ist; aber Herr Lubis hat sich bedacht, er stellt hernach seine Stelzen an die Wand, und geht, wie wir andern Leute, auf der Erde. Wir wollen, um deutlich zu machen, was hier gemeint ist, einige Stellen aus der Introduction anführen, in denen man die Spuren romantischer, oder wie die Leute das nennen, philosophischer Stelzen nicht verkennen wird; der Bericht über die Begebenheiten selbst ist durchaus nicht sophistisirt und hat von dem Modestyl der jetzt in Frankreich beliebten Schriftsteller nichts an sich.

Wir müssen übrigens den Vf. dieser ganz Carlistischen Geschichte nicht blos deshalb rühmen, daſs er, sobald er in die Sache selbst hineinkommt, den ganzen Quark einer affectirten und lächerlich anmaſsenden Sprache wegwirft und einfach und klar schreibt, wie es die Geschichte fordert; sondern auch deshalb, weil er durchaus nicht als Schmeichler der Bourbons, eines Blacas und anderer ähnlicher Leute auftritt; sondern nichts verschweigt, was man ihnen vorwerfen kann. Dabei ist freilich traurig, daſs der Graf von Artois besser wegkommt als Ludwig XVIII. Vom Herzog von Angouleme und vom Herzog von Berry sagt er so wenig, als nur immer möglich ist. Bonaparte wird nirgends geschmäht, sondern überall mit Anstand behandelt und die Scenen im südlichen Frankreich mit einem Schleier bedeckt.

Ehe wir aus der Introduction zeigen, auf welche Art sich Herr Lubis auf Stelzen bewegt, und wie er sich das Ansehn gibt, als wenn er philosophire, wollen wir aus dem Avant Propos Einiges über seine Ansicht der Zeitgeschichte und über die besondern Quellen, die ihm, als dem Organ der Carlistischen Parthei, zu Gebot standen, vorausschicken. Wir wollen eine lange Stelle übersetzen, weil sie keinen Auszug verträgt. Es heiſst zuerst in Beziehung auf die Zeitgeschichte überhaupt in diesem Avant-Propos S. III: »Die gleichzeitige Geschichte hat in der Beziehung einen Vorzug vor der späteren, daſs man ihren Behauptungen widersprechen oder sie berichtigen kann, weil die Materialien, deren sie sich bedient, jedermann zur Hand sind; man findet sie in den Büchern und Zeitungen, in den Verhandlungen der Kammern und in allen öffentlichen Bekanntmachungen der Staatsver-

Digitized by Google

waltung. Dort zeigt sich diejenige Taktik der Partheien, diejenige Richtung der Gemüther, die Ansicht der Ereignisse, welche man gern im Publikum verbreitet sähe und deshalb öffentlich anerkennt; die wahren Absichten und geheimen Triebfedern erfährt man freilich nur aus den Denkwürdigkeiten der Einzelnen.

Um diese zerstreuten Elemente zu vereinigen, um sie in ihre natürliche Ordnung zu classificiren, muſs man ein besonderes Studium aus der Politik des Tages gemacht haben und der Veränderung der öffentlichen Meinung in ihrem verschiedenen Lichtwechsel gefolgt seyn. Da ich früher öffentlich erklärt habe, daſs man mir ungedruckte Documente anvertraut hätte, muſs ich über die Natur dieser Mittheilungen den Lesern noch einigen Aufschluſs geben.

Einige derselben haben einen unschätzbaren Werth; die Quelle derselben darf ich nicht anzeigen, sie beziehen sich auf den Ursprung der Restauration und auf ihre Ursachen. Achtung und Dankbarkeit machen mir eine Pflicht daraus, über diesen Punkt zu schweigen, was mir ausdrücklich anempfohlen ist.

Der Bericht, den ich über die Discussionen bekannt mache, welche im diplomatischen Ausschuſs des legislativen Körpers statt hatten, ist zum Theil aus den Papieren des berühmten Berichterstatters dieser Commission, des Herrn Lainé, geschöpft, dessen Verlust Frankreich ganz neulich zu beweinen hatte. Mehrere andere Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, und unter ihnen die Herren Flaugergues und Raynouard, welche der Tod hinter einander weggerafft hat, haben mir mit der gröſsten Bereitwilligkeit sehr interessante Erläuterungen gegeben.

Der Baron von Vitrolles, dessen Sendung das Abbrechen der Unterhandlungen in Châtillon herbeiführte, hat die Güte gehabt, mir zu offenbaren, durch welche entscheidende Umstände diese Abbrechung herbeigeführt wurde, die so unerwartete Resultate hatte. Herr von Vitrolles hat das Geschichtliche seiner gefährlichen Unternehmung in Denkwürdigkeiten aufbewahrt, die erst nach seinem Tode erscheinen werden.

Herr Clausel de Coussergues, der an Ludwig XVIII. nach Compiegne mit der Deputation des legislativen Körpers geschickt ward, und der zu der Commission gehörte, welche die Charte redigiren sollte, hat die Gefälligkeit gehabt, mir mit seinen Rathschlägen beizustehen; das Buch, das er um 1830 über die Arbeiten dieser Commission bekannt gemacht hat, ist mir sehr nützlich gewesen. Ich habe von Bordeaux, von Nancy, von Toulouse,

Digitized by Google

anziehende Denkwürdigkeiten über die Bewegungen dieser Provinzen zu Gunsten der Restauration erhalten. Was die ersten Handlungen des Senats betrifft, so hat ein Mitglied dieser Versammlung mir die Notizen mitgetheilt, die er nach der Beendigung jeder Sitzung niedergeschrieben hatte. Viele besondere Nachrichten einzelner Personen über die Lage der Hauptstadt, über das Benehmen der Stadtbehörden, sind mir von einigen der obrigkeitlichen Personen anvertraut worden, welche sich in der Verwaltung der städischen Angelegenheiten am mehrsten hervorgethan haben; ich will nur den Namen des Herrn Chabrol von Volvic anführen.«

Wenn wir vom Avant Propos zur Introduction übergehen, so treffen wir dort, wie wir schon oben bemerkten, jene Art von Philosophie, die wir auch bei uns wieder finden, oder vielmehr, die von uns durch Vermittlung des Herrn von Eckstein und Cousin zu den Franzosen gekommen ist. In Deutschland theilt sich diese Philosophie nur in zwei Zweige, die pietistisch-absolutistische und die rein philosophisch-despotische, obgleich die erste wieder in eine katholisch-hierarchische und eine protestantisch süſslich faselnde zerfällt; in Frankreich scheint uns diese neue Doctrin, diese zur Erhaltung von Kirche und Staat ersonnene Phraseologie in drei Schulen zu zerfallen.

Um nicht von unserm Wege ganz abzukommen, wollen wir von unsern Landsleuten und ihren hochtrabenden Floskeln nicht reden; den Franzosen geben ihre Ecksteins, Chateaubriants, Lubis, Carlistisch-hierarchische Philosophie; ihr La Mennais und was daran hängt, demokratisch fanatisch schwärmende Philosophie; ihre ganze aus Berlin und München stammende Schule der doctrinären Beamten-Sophistik, die den Mantel hohler Worte nach dem Winde dreht, Cousin und andere Windbeutel eine Philosophie der Eitelkeit. Um anzudeuten, was wir meinen, wenn wir sagen, Herr Lubis hätte auch seine Vertheidigung der alten Monarchie in eine Doctrin, oder in hohle, nichtssagende, gelehrt und philosophisch klingende Worte gebracht, welche einen tiefen Sinn in sich zu schlieſsen scheinen, und daher in der Welt Glück machen, weil sich leere Köpfe den Schädel damit füllen und Effect machen, wenn sie unter den Ihrigen sind, so wollen wir eine Stelle wörtlich abschreiben. Wir übersetzen die Stelle absichtlich nicht, weil denjenigen, die uns verstehen wollen, nur aus der Art, wie die französische Sprache hier zu deutschen Nebeln herübergeführt wird, lernen können, was eigentlich gemeint sey.

Digitized by Google

Herr Lubis sagt: Il y a en politique, deux sortes d'événemens. Les uns sont générateurs, en tant qu'ils sont des principes mis en action; les autres, n'étant que les résultats d'un fait primordial, participent de la cause morale dont ils découlent. L'histoire prouve que les déviations dans les conséquences logiques d'un principe, ne sont qu'apparentes. Les regles invariables établies par la providence ne semblent quelquefois faussées que parceque notre vue étroite et bornée ne peut pas embrasser un assez grand espace. etc. etc.

Ref. will nicht fortfahren abzuschreiben; was ihm Galimathias scheint, ist andern Weisheit; er will daher nur kurz angeben, was er verstanden hat. Herr Lubis in seiner wunderlichen Manier sagt nämlich: die alte französische Constitution vor der Revolution habe bestanden in der monarchischen Erblichkeit und der Repräsentation der allgemeinen Interessen, welche über die Führung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten discutirt hätten, und alles Unglück sey daher gekommen, daſs beide versucht hätten, einzeln und ohne das Andere zu bestehen. Wenn wir das recht verstehen, so ist es unläugbar richtig; aber in einer ganz empirischen, auf das Einzelne zurückzuführenden Sache nützen die allgemeinen Ausdrücke und allgemeinen Begriffe gar nichts, sie machen vielmehr nur dunkel, was ohne sie ganz klar seyn würde. Ref. ist zu wenig bekannt mit dieser Art Nebel, um dem Legitimisten durch seine auf Stelzen gehende Einleitung zu folgen, er will daher nur noch zeigen, wie schlau dieser das von Gottes Gnaden des alten Systems mit dem durch den Willen des Volks des neuen zu vereinigen sucht. Er sagt nämlich S. 4: Weil das Königthum die Repräsentation der allgemeinen Gerechtigkeit war (d. h. das ideelle Königthum, wo ist das je auf Erden gewesen? wir kennen nur ein reelles und sehr handgreifliches) und der vernünftigen Ordnung der Dinge angemessen, so hat man gesagt, es bestehe nach göttlichem Rechte, wie Alles, was mit der ewigen Weltordnung verbunden ist; man hat aber vergeblich versucht, diesem Ausdrucke einen andern Sinn unterzulegen. Die Legitimität hat in Frankreich nie einen andern Charakter gehabt, als den einer Verbürgung der Beständigkeit der erworbenen Rechte, d. h. jener heiligen und unverletzlichen Rechte, worauf die Vorsehung die bürgerliche Gesellschaft gegründet hat. Man hat dadurch ausdrücken wollen, daſs, wenngleich die Form jeder Art Regierung nur dem äussern und weltlichen Rechte angehöre, diese Form doch durch ihre lange

Digitized by Google

Fortdauer verpflichtend und unveränderlich werde. Sie ist gewiſsermaſsen die Sphäre, innerhalb welcher die Entwickelung menschlicher Vervollkommnung sich beschränken muſs, bei Strafe, in Anarchie und ins Chaos zu sinken.« Man wird aus dieser Probe den weitern Gang der sophistischen Rede leicht errathen können. In der Folge wird alles Unglück vom Protestantismus hergeleitet; seitdem dieser der Vernunft ihre Rechte habe sichern wollen, sey der unselige Gedanke der Volkssouveränität entstanden (de même que dans la religion il avoit substitué l'autorité individuelle à l'autorité de l'eglise, de cette époque date la doctrine de la souveraineté du peuple). Dann folgt eine historische Entwickelung der Gestaltung der Dinge in Frankreich von den Zeiten der Ligue bis auf die Revolution. Diese ist kurz aber vortrefflich; der Vf. hört von dem Augenblicke an auf, seine philosophische Sprache zu gebrauchen, er schreibt wie andere Leute, und hält sich an die Thatsachen, deren reines Resultat er giebt.

Dies geht bis S. 17, wo auch die ersten Ereignisse der Revolution gebilligt werden; dann wird aber auf eine recht schlaue Weise das folgende Unglück dem Triumph einer Faction zugeschrieben. Sollte man im Zweifel seyn, was der Vf. meine, so findet man S. 19 den Aufschluſs, da er ganz dürr sagt: d'un autre côté le duc d'Orléans s'était mis à la tête des novateurs et des factieux.

Wenn er hernach der Revolution in ihren Hauptmomenten folgt, gesteht er selbst, daſs die ungeheure Macht der von Royalisten geleiteten Bürgergarden im Vendemiaire mit einer Handvoll Soldaten von Bonaparte vernichtet ward, und redet dann sehr gemäſsigt von der Unternehmung am Brûmaire, was ganz den Grundsätzen der Parthei angemessen ist, wozu er gehört. Es heiſst hier S. 31:

Die Revolution war freilich im Namen der Freiheit begonnen worden, sie war aber doch nichts andres gewesen, als eine lange Dictatur der Partheien; Napoleon gründete daher keine neue Gesellschaft, er bemächtigte sich vielmehr der zerstreuten Elemente des monarchischen und des republikanischen Frankreichs. Er bewirkte keine Contrerevolution, er wollte keine Restauration, seine Absicht war, die Wirkung der Partheiungen aufzuhalten, welche sich bis dahin bekämpft hatten, und welche sich weder hatten behaupten noch auch regieren können. Napoleon nahm in dieser Absicht von der Revolution diejenigen Männer zu sich, die sich durch ihre Tapferkeit oder Fähigkeit ausgezeichnet hatten; er

Digitized by Google

verschmähte ihre Theorien und befestigte seine Macht dadurch, daſs er sich des Bedürfnisses der Ordnung und jenes Gefühls bediente, welches einen Theil der Nation bewogen hatte, den Soldatenstand zu wählen. Er gebrauchte die beiden Gewalten ihrer Natur gemäſs, er drückte im Innern nieder und eroberte nach Aussen.

Paris hatte die Revolution gemacht und erhalten, die Provinzen, die des Gehorchens gewohnt waren, setzten der befehlenden Behörde der Hauptstadt keinen Widerstand entgegen; Napoleon durfte dem Geschäftsgange nur eine fast militärische Regelmäſsigkeit geben, seiner Verwaltung eine centralisirende Organisation, und er war im Stande, ganz Frankreich in seiner Faust zu halten.

Wenn Herr Lubis hernach gegen das Ende der Einleitung auf die Restauration kommt, so behauptet er auch hier den Charakter eines unpartheiischen Geschichtschreibers, und Ref. findet keinen Satz, den er nicht als historisch richtig anerkennen müſste, so lange der Vf. im Allgemeinen bleibt und von Personen nicht die Rede ist. S. 36 sagt er von der Charte:

> La charte ne fut l'expression ni de l'opinion publique, car on ne se donna pas le tems de la consulter, ni du voeu des mandataires des collèges electoraux qui ne furent pas convoqués; elle fut seulement une garantie exigée par le gouvernement provisoire c'est à dire par Mr. de Talleyrand, l'empereur Alexandre et le senat.

Weiter unten sagt er ganz klar und durchaus historisch richtig S. 37: Talleyrand und die, welche, wie er, die Revolution und das Königthum für sich benutzt hätten, wären 1830 nach demselben Princip verfahren, welches sie 1814 geleitet gehabt. Sie hätten nämlich 1830 die Revolution zu ihrem Vortheile benutzt und gehemmt, und um 1814 hätte die Restauration nicht national werden können, weil das ihrem Interesse nicht angemessen gewesen sey und sie es gehindert hätten. Der Einfall der fremden Armeen in Frankreich habe ihnen gedient um Napoleon zu verjagen, ohne ein System zu ändern, vermöge dessen die Gewalt in ihren Händen hätte bleiben müssen; sie hätten sich 15 Jahre nachher der Insurrection bedient, um in die politische Maschine ihrer Regierung ein anderes Kronrad einzusetzen, austatt des Rades der legitimen Königswürde, welches sie vorher hineingepaſst hätten, das aber nach und nach für ihre Maschine nicht mehr recht hätte dienen wollen. Auf die Weise hätten dieselben

Leute dreimal unter ganz verschiedenen Umständen drei Veränderungen der regierenden Gewalten bewirkt. Sie hätten an die Stelle des Directoriums die kaiserliche Dictatur gebracht; dann hätten sie das Kaiserthum durch die Legitimität ersetzt, dann den ältern Zweig der Bourbons durch den jüngern.

Um die politische Beziehung des Buches noch klarer zu machen, wollen wir zu diesem noch hinzusetzen, was der Verf. S. 38 — 39 sagt:

Um 1830, nach den Julitagen, zeigten sich die Partheien in folgender Ordnung: der Herzog von Bordeaux und die Legitimität; der Herr von Talleyrand und das Haus Orleans; der Herzog von Reichstadt und die Bonapartistische Parthei; der Herr von Lafayette, die Consular-Republik und gemäſsigte Demokratie: die Societät der Menschenrechte und die radicale Demokratie. Der Herzog von Reichstadt, Herr von Lafayette und die Gesellschaft der Menschenrechte sind verschwunden; nur die erste und die letzte der angeführten Personificationen sind jetzt übrig geblieben.

Übrigens wird man, wenn man die zehn Bände der elenden Compilation Capeſigues über die Restauration mit Lubis Werk vergleicht, doch einsehen, daſs der Erste nur ein Buchmacher, der Letztere aber doch ein Schriftſteller sey. Lubis fängt mit Recht seine Geschichte im ersten Capitel S. 53 mit dem Jahre 1814 an, Capeſigue füllt bekanntlich die ersten 253 Seiten seines ersten Bandes mit den bekannten Ereignissen des Kaiserthums. Gleich auf der ersten Seite finden wir die folgende Notiz, die uns ganz unbekannt war: En 1810 une occasion s'offrit (für Ludwig XVIII.) de renouer des intelligences avec Bordeaux, qui était resté un foyer de royalisme. Auf der folgenden Seite p. 54 werden die vornehmen Herren genannt, die schon 1813 gegen eine Regierung, die ihnen vergeben hatte, conspirirten, und hinzugesetzt: Le plan d'une vaste conspiration avoit été dressé. Übrigens wird die Geschichte der Zeit des Herbstes und Winters 1813 auf eine solche Weise vorgetragen, daſs man weder die Partheigrundsätze wahrnimmt, noch dem Verf. ein Haschen nach Effect Schuld geben kann. Wie sich oberflächliche Geschichte zu gründlicher verhält, kann man am besten lernen, wenn man das, was hier S. 73 u. fg. von den Verhandlungen der am Ende Decembers 1813 niedergesetzten Commission des gesetzgebenden Körpers berichtet wird, mit dem vergleicht, was Capeſigue I. S. 234 — 37 zusammengerafft hat. Anziehend sind S. 81 die Nachrichten von den schon im Anfange des Jahres angeknüpften Un-

Digitized by Google

terhandlungen der bedrohten Bonapartisten mit den Resten der Clubbs alter Zeit. Es heiſst davon sehr passend: Ces masses que la révolution remuait si puissament, inertes maintenant et épuisées, n'offraient à l'ambition deçue du despote, que des bras mutilés ou des indifférens. Recht gut hat der Verf. S. 83 auseinandergesetzt, was man unserer Zeit nicht genug sagen kann, daſs es einen Augenblick giebt, wo alle künstlich gemachte Schriftstellerei, alle censurirte Zeitungsweisheit, alles Reden gedungener oder feiler Sophisten und Schurken seine Wirkung verliert, wo die verhaſste Wahrheit Schwert und Dolch wird.

Was die wunderliche, zum Theil unzusammenhängende Rede oder vielmehr die scheltende Entlassung angeht, welche Napoleon den Deputirten des gesetzgebenden Körpers bei der letzten Audienz ertheilte, so urtheilt Herr Lubis darüber anders, als man gewöhnlich zu thun pflegt. Er sagt S. 86:

Übrigens war diese Heftigkeit Napoleons, die man als ungeschicktes Benehmen getadelt hat, vielleicht berechneter als man denken sollte. Man muſste den Ungewiſsheiten ein Ende machen und den Erklärungen zuvorkommen, welche die Deputirten etwa ihren Departementen geben könnten. Es waren aber unter den Vorwürfen des Kaisers eine Menge von Worten, die auf den Effect berechnet waren und eine gewisse Gröſse der Gedanken, welche der Menge Bewunderung abnöthigen konnten, und sie bewegen, einen Widerstand zu miſsbilligen, den man unpolitisch, unzeitig, unedelmüthig schelten konnte.

Aus der Kriegsgeschichte der ersten Monate von 1814, wie sie Herr Lubis giebt, wird kein Mensch klug werden, auch sind die Verbündeten, besonders die Preuſsen, immer in pleine deroute, retten sich zerstreut und gänzlich geschlagen à travers champs, und die Franzosen sind überall Sieger, und man muſs sich verwundern, daſs es ihnen doch schlecht geht. Auch die Geschichte des Congresses in Chatillon ist nicht genau und ausführlich gegeben, man findet die nöthigen Notizen darüber besser bei Capefigue. S. 111 beginnt der Bericht von Herrn von Vitrolles und von seiner Verbindung mit dem Herzoge von Dalberg, hinter dem Talleyrand versteckt liegt, da dieser auch die nöthige Beglaubigung bei den österreichischen Ministern gab. Darauf folgen hernach sehr anziehende, und wie es uns scheint, durchaus richtige Nachrichten von der Stimmung und von den Planen, Reden, Unterhandlungen der Alliirten und der kabalisirenden Franzosen, bis endlich am 17. März Vitrolles erlangte,

Digitized by Google

was seinen Vorgängern d'Escars und Jules de Polignac war versagt worden, nämlich die Audienz beim Kaiser Alexander.

Wie vorsichtig übrigens alle Nachrichten, auch diejenigen, welche scheinbar am mehrsten beglaubigt sind, geprüft werden müssen, sieht man aus dem, was hier S. 115 von Moreau gesagt wird. Wie angelegentlich hatten doch die Legitimisten und die Bourbons selbst verbreitet, daſs Moreau ganz besonders thätig für sie gewesen sey, und nun behauptet hier Herr Lubis, auf Nachrichten gestützt, die wir freilich auch mit einigem Miſstrauen betrachten, S. 115:

Es ist gewiſs, daſs der russische Kaiser Moreau zu sich gerufen hatte, damit er der Opposition, die sich im Senate selbst gebildet hatte, zum Vereinigungspunkte diene. Man hat in der ersten Zeit der Restauration absichtlich glauben machen, obgleich diese Behauptung allen Thatsachen widerspricht, daſs Moreau für die Wiedereinsetzung der Bourbons gearbeitet habe. Der General hatte so wenig diese Absicht, daſs er sogar den Bevollmächtigten Ludwigs XVIII. gar nicht vor sich lieſs.

Im Anfange des zweiten Buchs ist ganz vortrefflich das Benehmen Talleyrands geschildert, und zwar durchaus nur historisch, ohne ein bitteres Wort, ja oft ohne eine weitere Bemerkung, die man ein Recht hätte, zu erwarten; die Sache spricht aber für sich selbst. Doch heiſst es, als er sich endlich für die Bourbons und gegen die Regentschaft erklärt, S. 167 mit allem Recht: »Das war ein gezwungenes Bündniſs, welches derjenige Theil, der sich dazu hingab, theuer bezahlen sollte. Der Herr von Talleyrand verlangte nichts weniger, als die Restauration, sobald man sie gar nicht vermeiden könne, für sich allein zu machen, und ganz nach seiner Manier. Er lieſs sich herab, den Bourbons die Hand zu reichen, um ihnen behülflich zu seyn, die Stufen des Thrones hinanzusteigen; doch rechnete er auf ihre Dankbarkeit, um hernach seine eigne Stellung wieder so zu machen, wie er sie wünschte.« Über die Versammlung in Talleyrands Salon am 31. März compilirt und erzählt Capefigue I. Seite 302—309 in seiner losen und lockern Manier. Lubis I. S. 168 ist ernst und historisch; der Erstere schreibt wie ein Denkwürdigkeitenschreiber, oder wie ein Mann, der aus dem Bücherschreiben ein Handwerk macht, der Andere wie ein Geschichtschreiber.

Herr Lubis leistet übrigens für den Herrn von Chateaubriand, der in unsern Tagen darauf ausgeht, seinen eignen Ruhm, mag

Digitized by Google

dieser nun mit Recht oder Unrecht erworben seyn, selbst bei seinen Verehrern zu zerstören, das Unmögliche; denn er sagt S. 175 von dessen Schrift De Bonaparte et des Bourbons:

> Mr de Chateaubriand servit plus la restauration en ce moment critique, que n'auroient pu le faire toutes les armées de la coalition.

Übrigens zeigt sich Herr Lubis so wenig feindselig gegen Bonaparte und so schonend gegen Österreich, daſs er S. 226 die Geschichte der Entfernung der Gemahlin des Kaisers ohne alle Anekdoten berichtet; Ref. findet sich auch nicht berufen, das mitzutheilen, was die Herzogin von Sct. Leu über ihre Unterhaltung mit der Kaiserin in diesen entscheidenden Augenblicken in ihren Denkwürdigkeiten niedergeschrieben hatte, obgleich gerade dieses zu dem wenigen historisch Merkwürdigen gehört, was er aus diesen handschriftlichen Memoires hat vorlesen hören.

Über die Erscheinung des Grafen von Artois in Paris wird man sehr wohl thun, das, was Capefigue I. 370 nach seiner Art zusammengerafft hat, mit der ganz und durchaus legitimistischen und lobpreisenden Darstellung des Herrn Lubis I. S. 242 u. f. zu vergleichen; obgleich man bei Capefigue nichts als allgemein Bekanntes oder auch höchst Unsicheres findet. Sehr charakteristisch ist es für unsere Zeit, für Paris, für Talleyrand und seine provisorische Regierung, daſs wir hier S. 246 erfahren: Mr. *Ouvrard* fut chargé par le gouvernement provisoire de se rendre à Livry et d'y faire à Monsieur une reception brillante. Von der Sendung des Grafen Choiseul Gouffier und von den Notificationen, die hier p. 246—47 abgedruckt sind, findet man bei Capefigue keine Spur. Wir bemerken dies, um zu zeigen, auf welche Weise in unsern Tagen Bücher von 10 Bänden gemacht werden.

Herr Lubis verdient groſses Lob, weil er uns in der Regel mit der armseligen royalistischen Phraseologie verschont; doch giebt er S. 249 seiner Rede eine Wendung, die dem, der mit der französischen Geschichte bekannt ist, nicht wenig lächerlich vorkommt. Er sagt nämlich, der Graf von Artois sey bei seinem Einzuge in Paris besonders gerührt gewesen: d'entrer dans une ville où chaque pas allait lui retracer *les vertus* de sa maison. Auf der folgenden Seite wird wiederholt, was längst bekannt war, daſs der berühmte Einfall des Grafen von Artois: es sey nichts verändert in Frankreich als daſs ein Franzose mehr da sey, nie aus seinem Munde gekommen. Wir erfahren hier indessen, auf welche Weise der Vater der Lügen (Talleyrand) und seine

Digitized by Google

Genossen auch diese Erfindung gemacht und glücklich in Umlauf gebracht haben.

Die Geschichte der Expedition des Herrn von Maubreuil, die man in allen Büchern findet, und die auch Capefigue I. S. 366—367 nur kurz berührt hat, berichtet Herr Lubis S. 207 getreu und wahr, obgleich, was man ihm Dank wissen muſs, ganz kurz; wir wollen den Schluſs der Erzählung hersetzen, um zu beweisen, daſs das Buch als Geschichte sehr schätzbar und daſs der Verf. weder declamirt noch dem Partheigeist die Wahrheit opfert. Ref. glaubt ihm dies Zeugniſs um so mehr schuldig zu seyn, als er in den Grundsätzen ganz von ihm abweicht. Es heiſst hier S. 267—268:

»Diese Angelegenheit war übrigens für die Royalisten sehr verdrieſslich, weil Maubreuil sich das Ansehn gab, als wenn er ein Verfechter ihrer Meinungen wäre, welche übrigens ein Mensch wie er nicht ausser Credit bringen konnte. Der Kaiser Alexander, der sehr gegen die Royalisten eingenommen war, beklagte sich sehr heftig über Maubreuils Expedition bei der Regierung, an deren Spitze Monsieur stand, und diese stand gar nicht an, die Verhaftung Maubreuils anzuordnen.« Bekanntlich wurden die Diamanten zurückgegeben, zwei Säcke mit Louisd'or enthielten aber nur 2 Sousstücke.

Sehr ausführlich und gründlich berichtet Herr Lubis die Unterhandlungen in Compiegne und Sct. Ouen über die Constitution oder die Charte, eine Sache, die am Schlusse des ersten Theils von Capefigue mit der gewöhnlichen Oberflächlichkeit behandelt wird. Ref. muſs es als groſse Offenheit und Naivetät loben, daſs der Geschichtschreiber, der bis dahin ganz getreu und zum Theil auch ganz vortrefflich dem Gange der Begebenbeiten gefolgt ist, endlich als Royalist, Legitimist und Carlist wehe! über Ludwig XVIII. ruft, als dieser die Grundsätze jeder constitutionellen Verfassung als die seinigen proclamirt. Es heiſst S. 315:

»Von diesem Augenblicke an verschwanden die Hoffnungen der Royalisten. Die Fundamentalgesetze der Monarchie waren geopfert, der Senat und der Herr von Talleyrand behielten die Oberhand. Mit Ausnahme der constituirenden Gewalt, welche der König, obgleich auch dieses ein Miſsbrauch war, für sich behielt, enthielt die neue Declaration fast in denselben Ausdrücken den letzten Entwurf des Senats und Talleyrands Plan.«

Dem ersten Bande sind angehängt documens historiques et extraits de mémoires inédits. Wir wollen eine Notiz dieser Stücke

Digitized by Google

mittheilen, da sich darunter mehrere finden, die für die Geschichte der Revolution sehr bedeutend sind und die man schwerlich anderswo leicht beisammen finden wird. Dahin rechnen wir gleich das erste Stück, Convocation des etats généraux en 1789 — Les mandats — Les cahiers. Dann folgt die merkwürdige déclaration du 23 Juin, nicht wie durch einen Druckfehler dasteht von 1792, sondern von 1789. Dann folgt S. 357 die Proclamation des généraux Vendéens dans la première guerre datée de Fontenay le Comte 27 Mai an 1ier du regne de Louis XVII.

Das Stück, Le roi et les princes pendant l'emigration — Les cabinets etrangers, ist eine sehr geschickte Apologie der Emigration und der von denPrinzen-angestifteten Cabalen. Das Mehrste ist offenbar schief oder falsch dargestellt, bei Gelegenheit des Rückzugs aus der Champagne um 1792 heiſst es S. 364: Was kümmert sich die wahre Geschichte darum, daſs sich Dumourier mit Leonidas verglichen hat? Man muſs die geheimen Betreibungen kennen, die Cabinetsintriguen, welche den gewöhnlichen Augen verborgen bleiben, da der Haufe überall nur militärische Combinationen suchte. Ein englischer Courier kam ins preuſsische Lager und gleich am andern Tage begann der Rückzug. Auf dieselbe Weise wird hernach alles, was die Prinzen und die Royalisten thaten, erhoben, das Miſslingen den fremden Mächten auf eine oft unartige Weise zugeschoben. Das einzige Merkwürdige dabei ist, daſs die Legitimisten sich dadurch der Nation zu empfehlen suchen, daſs sie gegen die Fremden und gegen fremde Hülfe reden, während sich Ludwig Philipp auf Fremde zu stützen sucht.

Aus der Nachricht des saubern Abbé Lafan über die Conspiration de Malet, die man S. 377—381 findet, lernt man nichts Neues, als daſs es im Grunde eine hierarchisch-katholische Verschwörung war, die im Süden von Frankreich ihre Verzweigungen hatte, und von den Royalisten, die von Napoleon begnadigt waren, den beiden Polignacs, Noailles und Andern, befördert ward!!

Der Bericht, den Herr Lainé im gesetzgebenden Körper um 1813 abstattete, wird hiernach S. 384 u. f. eingerückt, und dies ist bekanntlich ein durch die Wirkung des Berichts und durch Bonapartes Übereilung gegen den Urheber höchst merkwürdiges Aktenstück. Die Pièces relatives à la déclaration de Francfort, und den Congreſs von Chatillon S. 390—422 findet man in vielen Büchern, auch bei Vaudoncourt, wir dürfen ihrer daher

nicht erwähnen. Anziehend ist das kleine Stück S. 422—425 wegen der Localität, die unsern Marschgegenden an der Weser, Jahde, Ems und Elbe gleicht, worin der an sich unbedeutende Aufſtand in dem sogenannten pays de Lalloew, im Arrondissement von Bethüne (Pas de Calais) am Ende des Jahrs 1813 beschrieben wird. S. 426 findet man Bruchstücke aus der Proclamation des liberalen kaiserlichen grand maitre des cérémonies, des allerliebsten Herrn von Ségür, eines der Leute, welche die Welt mit Phrasen unterhalten!! Diese Prose ist von derselben Art, wie die folgenden Verse der einst republikanischen Dichter, des Grafen Chollet und des Herrn Desaugiers. Die übrigen Stücke betreffen alle den Krieg im Jahre 1814 und die politischen Umstände; für eine kritische Geschichte lieſse sich Manches davon benutzen.

Der zweite Theil enthält zuerst einen Avant-Propos, worin uns der Verf. meldet, daſs der erste Band seiner Geschichte ein allgemeines Gefühl von Interesse und Neugierde erregt habe. Die neuen Thatsachen, welche er ans Licht gebracht habe, hätten der ganzen Epoche ein anderes Ansehen (une physiognomie nouvelle) gegeben und die Lügen, die nach einer förmlichen Übereinkunft seit zwanzig Jahren in der constitutionellen Polemik aufgenommen worden, zerstreut. Man hätte aus den Aktenstücken selbst (pièces en main) den wahren Ursprung der Charte gesehen; man habe gesehen, daſs die Dazwischenkunft der Fremden schlechterdings nicht die Restauration zum Zweck gehabt habe. Dann folgt Einzelnes, und der berüchtigte de Pradt spielt nach so vielen Rollen in diesem Avant-Propos auch noch endlich die eines Freundes der Wahrheit. Was ein Hofmann nicht Alles aus sich machen kann! Auch sogar einen Freund der Wahrheit. Darum requiescat in pace!

Im Anfange des vierten Buchs beginnt der Verf. seinen Bericht über die ersten Schritte Ludwigs XVIII. mit Klagen über das Miſslingen des Plans, das, was er die französische und nationale Verfassung nennt, zugleich mit den Bourbons wieder einzuführen. Er wagt es endlich einmal, S. 2 deutlich zu sagen, daſs er es für die gröſste Thorheit halte, daſs man übrig gelassen habe, was er die cadres de la revolution nennt, nämlich: ses institutions, ses formes, son code, et jusqu'à son senat. Die Berathschlagungen über die nach den in der Charte ausgesprochenen Grundsätzen einzuführende Verfassung werden hier ausführlicher als bei Capefigue mitgetheilt. Bei dieser Gelegenheit sagt

Digitized by Google

uns Herr Lubis, daſs unter der alten französischen Verfassung eine vollkommene Preſsfreiheit statt gefunden habe!!

Daſs der König hernach bei der Eröffnung der Kammern seine Rede selbst machte, wird zwar S. 39 bemerkt, aber statt der Bemerkungen, die des Königs Schriftstellerei dem Geschichtschreiber eingeben muſste, heiſst es hier davon: C'étoit un modéle de convenance et de dignité. Der Kanzler Dambray kommt hier nicht besser weg als bei Capefigue, denn von seiner Rede heiſst es S. 40: Ces paroles étoient fières sans doute, mais elles n'en étoient pas moins de vaines parolles. Elles blessoient le constitutionalisme si susceptible d'une partie de l'assemblée, et ne compensaient point les sacrifices de la royauté. Gleich hernach spricht er S. 42—43 ganz unumwunden aus, was die sogenannten Royalisten, zu denen er gehört, wollten und noch jetzt wollen. Er sagt: Die Royalisten waren niedergeschlagen; sie konnten keine Vorstellung von Dauerhaftigkeit mit einer Constitution verbinden, die bis auf diesen Grad der Nation und dem Könige ihre Vorrechte entzog. Wenn der Kaiser Franz übrigens dem über die Constitution betrübten Grafen von Artois die II. S. 55—56 angeführten Worte gesagt hat, so war er wenigstens recht aufrichtig; denn er sagt ganz gerade heraus, es sey gar nicht die Rede davon, was Millionen Menschen durch die Revolution gewonnen haben könnten, sondern nur davon, was einige hundert Familien, ja nach dem Schlusse seiner Rede sogar nur davon, was Leute, wie der Graf von Artois sein Lebenlang gewesen ist, dabei verloren hätten. Diese Schluſsworte lauten: Elles (les révolutions) nous (d. h. Kaiser Franz und den Grafen von Artois) ont traités de manière à ce qu'on ne puisse nous contraindre à les aimer.

Im Folgenden setzt Herr Lubis manche Notizen voraus, die man bei Capefigue zusammengerafft findet, und allerdings nicht wohl entbehren kann, so unkritisch und unzuverlässig sie auch sind; dagegen ist Capefigues Abschnitt, travaux legislatifs Vol. II. pag. 87—132 elendes Gewäsch, wenn man es mit dem vergleicht, was man bei Lubis darüber findet. Er hat besonders den Verhandlungen über die Preſsfreiheit viel Aufmerksamkeit gewidmet und bei der Gelegenheit die beiden Stifter der Doctrin, Royer Collard und seinen Apostel Guizot, ganz vortrefflich angebracht, ohne irgend etwas ausdrücklich zu ihrem Nachtheile zu bemerken. Die Bemerkungen und die fast durchaus gegründete Kritik alles dessen, was in den Kammern bis zum Ende des

Jahrs 1814 verhandelt ward, wird hier S. 124 in folgenden Worten zusammengefaſst und damit beschlossen:

Diese Sitzung von 1814 tilgte den Zauber der Restauration. Von Seiten der Regierung entsprach kein einziges Gesetz dem wahren Nutzen des Landes. Ein unvorsichtiger Eifer raubte auch den Gesetzen die ihnen gebührende Ehre, deren Gerechtigkeit und Billigkeit niemand bestreiten konnte. Das Budget selbst, obgleich man darin die Grundsätze des öffentlichen Credits anerkannt hatte, wurde dennoch auf eine ganz falsche Manier regulirt. Auch die Kammern begriffen ihre Lage und ihr Verhältniſs nicht. Die Pairskammer, obgleich der gröſste Theil ihrer Mitglieder den Ruf der Fähigkeit für sich hatte, blieb weit hinter dem zurück, was man billiger Weise von ihr erwarten durfte. Die Deputirtenkammer zeigte sich durchaus mittelmäſsig und in jeder Beziehung unter dem, was sie hätte leisten sollen.

Im fünften Buche wird die ganze Geschichte des Jahrs 1814 eben so gründlich und ernst behandelt, als sie lose und erbärmlich von Capefigue mehr berührt als erzählt war. Herr Lubis berichtet so treu, so genau, so richtig im Ganzen, daſs man im Einzelnen und im Ganzen anderer Meinung seyn und ihn doch mit Vergnügen lesen kann. Auf welche Erbärmlichkeiten sich unter Franzosen in Paris, unter Leuten, die über Armseligkeiten hinaus seyn sollten, eine Regierung Rücksicht nehmen muſs, wie das ganze Volk zu Grunde gehen kann, wenn nur die Eitelkeit der alten und neuen Reichen und Adeligen, der Republikaner, Royalisten und Bonapartisten befriedigt wird, lernt man hier weit besser, als aus allen den erlogenen Memoires oder in den auf gut Glück zusammengerafften Anekdoten bei Capefigue. Man lese nur die ausführliche Geschichte des Festes am Ludwigstage und der elenden Zänkereien, die es veranlaſste, S. 142 sqq. Da heiſst es denn wegen des Conflicts der Eitelkeit auf dem Pariser Stadthause S. 144: Depuis la fête de l'hôtel-de-ville, il y avoit guerre ouverte entre les illustrations de l'empire et celles de l'ancienne France.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nº. 67. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lubis: Histoire de la Restauration. T. I. et II.

(Beſchluſs.)

Ref. bedauert übrigens, daſs er erst aus diesem Buche erfährt, daſs die tolle Idee, Bonaparte zurückzurufen, um durch ihn die alten Republikaner und die Bonapartisten zu vereinigen, einem so gescheidten und praktischen Mann, als Thibaudeau ist, angehört. Wenn er das zwei oder drei Jahre früher gewuſst hätte, würde er doch den alten Mann, den er oft gesehen und sehr offen gefunden hat, gefragt haben, wie er einen solchen Gedanken mit seiner sehr praktischen Ansicht der Dinge verbinden konnte. Die Sache ward bekanntlich hernach wirklich ausgeführt, Bonaparte kehrte als Götze der Republikaner zurück, war aber sehr unwillig, der Gott der Leute zu seyn, die er Canaille nannte. Die natürliche Folge war, daſs er als Kaiser nicht wirken konnte und doch auch kein Republikaner war — daſs sich daher Alle täuschten. Wir wollen übrigens die ganze Stelle übersetzen. S. 148 heiſst es: Man schreibt die Idee der Vereinigung der Republikaner und Bonapartisten dem Grafen Thibaudeau zu, der ebensoviel Gewicht bei den Creaturen des Kaiserreichs als bei den Freunden der Revolution hatte. Es scheint ausgemacht, daſs er es war, der diese beiden Partheien einander näher brachte, da er ihnen vorstellte, daſs sie wechselseitig eine der andern bedürften. Er zeigte, daſs ohne den Beistand der Armee nichts anzufangen wäre, daſs man die Armee herbeiziehen müsse, um des Erfolgs gewiſs zu seyn, und Bonaparte rufen, um die Armee in Bewegung zu bringen. Eine Revolution ohne die Armee würde nur Anarchie im Staat und in der Armee hervorbringen. Dieser Vermittler, heiſst es, habe hinzugesetzt, die Masse aller Partheien der Revolution muſs schlechterdings vereinigt seyn, wenn sie der monarchischen Ligue des Auslandes das Gleichgewicht halten will, welche stets bereit ist, sich in unsre Händel zu mischen. Die Sache der Revolution ist seit dem 31. März immer weiter zurückgegangen, und ihre festesten Veteranen sind überall mit unversöhnlichen Reactionen und mit gänzlichem Ruin bedroht; aber man weiſs es auch überall, daſs Gefahr droht. Die Freunde der

Digitized by Google

Freiheit bilden schon in allen Theilen von Europa ein geheimes Bündniſs, welches mit der Zeit den Bemühungen der absoluten Könige das Gleichgewicht halten kann. Damit dieser Zweck erreicht werde, muſs man sich unter einem Oberhaupte vereinigen, unter einem Mann von Kopf, der mächtig genug ist, um die inneren Einrichtungen eines groſsen Staates zu ordnen und das Land zu vertheidigen. Diese Rolle gebührt Napoleon allein, der durch Unglück weiser geworden ist, und dessen Ehrgeiz wir durch eine vorsichtig begränzte Gewalt in Schranken halten müssen. Weiter unten S. 183, wo von der Organisation des Aufstandes und von den drei, vor Bonaparte's Abreise von Elba festgesetzten Operationslinien die Rede ist, heiſst es: Il est presumable que Napoléon ne fut pas étranger à ce plan. Selon quelques documens, il en aurait même jeté les bases, qui, ajoute-t-on furent discutés à Rome entre un de ses envoyés, son frère Lucien et le comte Thibaudeau envoyé du comité directeur.

Erst S. 145 kommt er auf die Herzogin von Sct. Leu, wo der Salon der Madame Hamelin nicht vergessen ist. Was auf der angeführten Seite über die Art angeführt wird, wie sich Kaiser Alexander der Königin Hortense (duchesse de St. Leu) annahm, wäre an sich durch die fabricirten Memoires de Lavalette, die in der Note citirt sind, nur schwach bewiesen, Ref. hat es aber in den handschriftlichen Memoires der Herzogin von Sct. Leu durch viele andere Beweise bestätigt gesehen.

In Beziehung auf den Antheil der Generale und der Armee an Bonaparte's Rückkehr heiſst es hier S. 154: »Man hat behauptet, daſs keiner der Groſsofficiere der Krone, kein Marschall von Frankreich sich zu den Projecten der Partheimacher hergegeben hätte. Das ist ein Irrthum, denn der Prinz von Eckmühl namentlich hatte Theil an der Verschwörung und zog sich erst in dem Augenblicke, als sie ausbrechen sollte, davon zurück. Die Anklagen der Stadt Hamburg, wo er im Augenblicke der Restauration und noch nachdem sie vollbracht war, commandirte, hatten ihm eine Art Ungnade zugezogen. Sein Name fand sich auf der Pairsliste nicht, er war am Hofe nicht zugelassen, bei der Regierung nicht gebraucht, er zeigte sich daher den Verschwornen sehr bereitwillig, ihnen zu helfen, er billigte ihr Unternehmen. Andere Marschälle, Pairs von Frankreich, hatten sich freilich auf das Complott nicht eingelassen, sie wuſsten aber im Allgemeinen von dem Plane; mehrere waren sogar übereingekom-

Digitized by Google

men, eine Veränderung nach ihrer Weise zu machen, wobei ihr Ehrgeiz mehr oder weniger interessirt war.

Ludwigs XVIII. Ministerium und besonders die Herren Montesquiou und Blacas werden hier nicht mehr geschont als in andern Werken, und besonders Blacas und sogar der König selbst in ihrem wahren Lichte gezeigt, so daſs man dem Buche den Charakter eines eigentlich und wahrhaft historischen Werks nicht versagen kann, wenn es gleich von einer durchaus verblendeten Parthei ausgegangen ist. Es heiſst auch hier S. 179: »Der Abbé von Montesquiou war der Geschäftsmann, Herr von Blacas der Mann des innigen Vertrauens. Daher die heftigen Zänkereien, die mehrere Mal die Versammlungen des Cabinetts störten, und welche endlich die an Blacas selbst gerichteten Worte veranlaſsten: Frankreich kann zehn Mätressen eher vertragen, als einen einzigen Liebling. Dem Herrn von Blacas fehlte jene Menschenkenntniſs, welche Frucht einer langen Erfahrung ist, und welche in schwierigen Zeiten ungemein nöthig war. Das Publicum glaubte, er sey allmächtig, und doch ward er von Allem beherrscht.

Die oberflächlichen Nachrichten vom Wiener Congreſs, welche Capefigue II. S. 176—232 giebt, werden den oberflächlichen Leser wahrscheinlich besser unterhalten, als was Herr Lubis S. 190 gründlich, ernst, gedrängt berichtet; dem Freund des eigentlichen historischen Studiums müssen wir jedoch rathen, sich an den Letztern zu halten; man weiſs ja im voraus, daſs der Punkt, von dem er ausgeht, kein liberaler ist. Wer dies nicht schon wüſste, könnte es daraus lernen, daſs der jetzt schon ganz verschollene Herr von Bonald so oft citirt wird; allein Ref. gesteht, daſs er den gründlichen Bericht eines Mannes, der diese Geschichten durchdacht hat und lange und genau studiert, sollte er auch der ärgste Absolutist seyn, dem Gewäsche aller Capefigue's vorzieht. Eine Hoffnung dieser guten und frommen Leute, die mit Ecksteins Brille sehen, muſs man belächeln, obgleich Ref. gesteht, daſs ihn das Treiben der Theologen seiner Kirche, wenn es ihn anginge, zum Katholicismus bekehren würde. Sollte er nämlich zwischen der Pinselei der neuern Führer einiger sentimentalen Protestanten und ihrem ekelhaften doctrinären Justemilieu, oder der fanatischen Pietisterei anderer und zwischen dem Katholicismus wählen, so würde er Form um Form, blinden Glauben um Glauben, Tradition um Tradition, die des letztern wählen, weil sie doch wenigstens viel älter und imposanter ist,

Digitized by Google

als die Faselei höchst mittelmäſsiger Köpfe, die sich für groſse Lichter halten. Warum sollte er bei Luther und Calvin stehen bleiben und nicht das Ältere vorziehen?

Was die sonderbaren Grillen der Parthey, zu welcher der Verf. gehört, angeht, und wie ihre Feindschaft gegen den Protestantismus mit ihrem Absolutismus zusammenhängt, spricht er S. 197 sehr naiv aus. Er und Seinesgleichen, sagt er, hätten gehofft, nachdem die Einrichtung von Europa und von Deutschland, die durch den westphälischen Frieden begründet worden, erloschen sey, werde mit einer neuen Ordnung der Dinge, durch die Wirkung der Gesetze (des lois naturelles) der bürgerlichen Ordnung, auch die Rückkehr Europa's zur religiösen Einheit bewirkt werden. Man beobachtete schon, daſs in einigen nicht katholischen (dissidens) Staaten (etwa in Berlin?) sich eine geheime Neigung zur Annäherung an die Katholiken gezeigt hatte. Der Protestantismus, in kleinen Staaten entstanden und durch den westphälischen Frieden zu einer öffentlichen und nationalen Religion geworden, ward dort in politischer Beziehung für nachtheilig für die Existenz groſser Staaten gehalten. Wir können übrigens den Leser versichern, daſs verrückte philosophische Bemerkungen dieser Art selten in dem Buche sind.

Das sechste Buch beginnt mit der am 5ten März 1815 in Paris verkündigten Nachricht von Bonaparte's Landung. Daſs Soult dabei schlecht wegkommt, kann man leicht denken. Schärfer kann dieser fürchterliche und bekanntlich aller moralischen Empfindung durchaus unfähige Minister Louis Philipps nicht geschildert werden, als er hier S. 230 geschildert wird. Diese Schilderung beginnt mit folgenden Worten:

Ce ministre de la guerre ne connoissait que l'emploi de procédés dictatoriaux. Sa rudesse le rendait même un objet de défiance pour ses collègues. La charte n'étoit à ses yeux qu'un lien funeste à l'action du gouvernement; il eut désiré réporter la restauration au 1. Avril 1814.

Der Schluſs des Bandes (welcher nicht so weit geht, als Capefigue's zweiter Band) beschäftigt sich, wie man denken kann, mit den royalistischen Kleinigkeiten, dem Abzuge des Königs, des Grafen von Artois und Herzogs von Berry, des Herzogs von Bourbon Expedition in der Vendée, des Herzogs von Angouleme Abentheuer in Valence und der Herzogin in Bordeaux. Das Al-

Digitized by Google

les mögen die Liebhaber von dergleichen Geschichten selbst bei Herrn Lubis nachlesen.

Unter den angehängten documens historiques et extraits de Mémoires inédits, rechnen wir das Erste S. 363—384 auch unter die historischen Kleinigkeiten, worauf wir wenig Bedeutung legen. Es sind nämlich die extraits des notes de M. le comte de Semallé ſondé de pouvoirs de S. A. R. Monsieur. Das zweite Stück, die Révélations de faits importants sur les restaurations de 1814 et 1815 zeigt uns das Treiben geschäftiger Royalisten im Contrast mit dem Streben derer, die durch Bonaparte oder durch die Revolution groſs geworden waren. Dann folgt das Journal eines Royalisten, der mit den Ministern der verbündeten Mächte unterhandelte, dann die ganz unbedeutenden Mémoires inédits de Mr de Wildermeth. Dann aus dem Journal des débats Nachrichten über den Aufenthalt der verbündeten Regenten in Paris. S. 469 ist die Situation de Paris au 31. Mars 1814. Extrait de mémoires inédits, nicht gerade anziehend oder belehrend; der Aufsatz, überschrieben: Retour du duc de Berry, kündigt sich schon als royalistische Nachricht an. S. 512 findet sich eine Relation d'un voyage à l'isle d'Elbe par le colonel S... P...., die wohl das anziehendste Stück in diesem ganzen Anhang seyn mag, obgleich sich Napoleon gerade so darin darstellt, wie wir ihn überall finden, wo er mit Leuten spricht, die ihm durchaus ergeben sind.

Schlosser.

Diatribe in Johannis Wicliffi, Reformationis Prodromi, vitam, ingenium, scripta. Auctore S. A. J. de Ruever Gronemann, Theol. Dr. (Mit Dedication an die Professoren van Heusde und Royaards.) Trajecti ad Rhen. ap. Robert Natan. 1837. 8. XVI und 283 S.

Gewiſs würde es den Leitern der Hochkirche in England Ehre machen, wenn endlich ein wahres Denkmal für den geistreichen, politisch und kirchlich wichtigen Reformator, nämlich eine, wo nicht ganz vollständige, doch das Charakteristische reichlich auswählende Sammlung seiner vielen, auf mehreren Bibliotheken, vielleicht auch noch in Böhmen, zerstreuten Schriften, Briefe und anderer Urkunden von ihr, durch die ihr allein mögliche reiche Subscriptionen und Empfehlungen, zu Stande gebracht würde. Ohne Wicliff würde kein Huſs, ohne Huſs kein Lu-

Digitized by Google

ther erweckt, wenigstens bei weitem nicht so wirksam geworden seyn. Und was die Hauptsache ist: Wicliffs Geist war nicht blos auf theologische Dogmen, er war hauptsächlich auf das ganze Leben, auf politische wie auf kirchliche Befreiung von der niedern, das Volk dumm machenden Möncherei sowohl als von der habsüchtigen Universal-Hierarchie eines ausländischen Statthalters Gottes gerichtet. Gegenwärtig aber scheinen mehr die der Hochkirche entgegenstrebenden Dissenters von der pietistischen Farbe auf Wicliffs Schriften und unpfäffischen Geist zurückzublicken.

Ausser den Annalen von Henry Knyghton, Wicliffs Zeitgenossen, und der gegen W. feindseligen Geschichte Englands von Thom. Walsingham muſste man sich indeſs an die Apologie für Wicliff von Thom. James (1608. 4.), welche zweien Schriften Wicliffs: Two short Treatises against the orders of the *Begging-Friars* angehängt ist, und an John Lewis History of the Life and Sufferings of John Wiclife, D. D. London 1720 halten. Nunmehr ist das inhaltreichste, was Robert Vaughan als the Life and Opinions of *John de Wycliffe, D. D.* illustrated principally from his unpublished Mss. (London. ed. 2. 1831.) gegeben hat und woraus bereits, zu London 1832, *C. W. Le Bas* einen Auszug als the Life of J. W. verbreitete. Ausser diesen Vorarbeiten benutzte der Verf. Babers Memoirs of the Life, Opinions and Writings of J. Wiclif als Vorrede zu der von ihm nachdem Lewis 1731 das erstemal Wycliffs N. T. veröffentlicht hatte, nunmehr 1810 neu edirten Wycliffyschen Übersetzung des N. Ts, und noch einige von einer religiösen Gesellschaft zu London neuerlich unter dem Titel: Writings of John Wicliff . . . printed for the *religious-Tract-Society* . . herausgegebene Wycleffische Schriften, deren Titel er S. 9 nicht angibt.

Zur Einleitung über die vorbereitende Zeitgeschichte ist von dem Vf. vornehmlich die Histoire de Philippe-Auguste, von *Capefigue* (Bruxell. 1830. Vol. I. II. III.) und *Royaards* Abh. Over de vestiging en ontwikkeling der nieuw europ. Volken aus dem Archief vor kerkelyche Gesch. insond. van Nederl. door Kist. en Royards Vol. II. benutzt. Überhaupt zeigt sich der Verf. mit der Literatur und dem Umfang des Gegenstandes hinreichend bekannt. S. 49 zeigt, wie Wycliff, welcher, wie Luther, lieber den geringer geschätzten Titel eines Doctor *Biblicus* (Evangelicus) als den eines *Sententiarius* sich erwarb, sich dem griechisch und hebräisch gelehrten Grostete, Bischoff von Lincoln, dem frommen Übersetzer des Dionysius Areopagita, anreihete, welcher

Digitized by Google

1240 in einer Epa ad magistros regentes Oxon. diese auf die Bibel wies, als auf »lapides fundamentales aedificii, cujus architectonici« sie seyn sollten. Auch der Schüler von Grostete, Royer Baco (der Franciskaner, dessen viele noch zerstreute Mste ebenfalls auf einen über das Gewöhnliche erhabenen englischen Sammler warten!) war unter Wycliffs Vorbildern. Dagegen wird S. 19 bemerkt: Flathe in seiner Gesch. der Vorläufer der Reformation, Leipz. 1835 u. 36. vermuthe vielen Einfluſs der Waldenser auf die Bewegungen in England, Vaughan hingegen habe S. 330 in dem angeführten Hauptwerk nachgewiesen, daſs Wicliff von den Waldensern erst in seinen spätesten Schriften einige und nur sehr unbestimmte Kenntniſs zeige. — Doch! wir gehen zuvörderst auf Wycliffs Bildungsgeschichte zurück.

In einem kleinen Dorf von Yorkshire, Wycliffe, sechs Meilen von Richmond, wurde 1324 unser John geboren. (Wahrscheinlich blieb ihm, nach alter Sitte, der Name von seinem Geburtsort. Deswegen setzt auch Vaughan richtig *de* Wycliff.) Die bis 1422 reichende Chronik des Augustiners, Andreas Ratisbonensis, in Eccards Corp. Hist. med. aevi T. I. p. 2142 läſst ihn, nach einer Sage, geboren seyn in Anglia *ex patre Judaeo, matre* vero Christiana, *vidua*, quae, mortuo marito depauperata, *de Francia* venit in Angliam. Ein mönchischer Mythos, um den Verketzerten sogleich in seiner Abstammung zu bemakeln! Ws Jugendbildung ist unbekannt, bis er, vom siebzehnten Jahre an, also seit 1341, zu Oxford, auf dem mit Paris in der Scholastik rivalisirenden Studium Generale, zuerst als Scholar und dann als Fellow in Mertons-College, Philosophie, kanon. Recht und Theologie studirte.

Wichtig ists, daſs eben aus dieser Mertons-Stiftung die aufgeklärteren Scholastiker, der Doctor subtilis, *Johann Duns Scotus* (gest. 1308) und dessen Schüler, der auch von Luther hochgeschätzte Doctor singularis et invincibilis, *Occam* (gest. 1347) hervorgegangen waren. Occam jedoch war seit 1328 schon bei Kr Ludwig dem Bayer in Deutschland. Selbst den Aristoteles konnte W. nur aus lateinischen, von Einmischung der arabischen Ausleger abhängigen Versionen kennen lernen. Doch wurde er durch Augustinus auch auf Plato, und meist auf den von Chalcidius übersetzten Timäus aufmerksam. In seinem Trialogus I, 6. meinte W. *Deum* ergo posuerunt Philosophi esse *trinum*, ut *Plato* cum caeteris cognovere *lumine naturali*. Ebendaher war

Digitized by Google

W. dem Realismus geneigt, so daſs seine Schrift von den Universalien seit 1401 auf der Prager Universität als Handbuch der Realisten galt, dessen Einfluſs auch auf Huſs bekannt ist.

Dagegen suchten die den Universitäten als Lehrer aufgedrungenen Bettelmönche, diese vom Dummmachen der Völker lebenden Knechte der Curie, jede Geschmack erweckende Sprach- und Alterthumskenntniſs zu verdrängen. Doch wurde auch zu Oxford 1316 das päbstliche Decret publicirt (s. Clementin. V, c. 1.), daſs wegen Missionsbekehrungen unter den Mohammedanern und Juden (und weil man überhaupt von Rom aus sich mehr Einfluſs auf den Orient öffnen wollte), auch Lehrer des Arabischen und Hebräischen auf den Universitäten seyn sollten. Auch war Nicolaus Lyranus (auf dessen »Leierton« ebenfalls Luther gerne horchte) schon bis 1340 zu Paris im Griechischen und Hebräischen wirksam.

Welches Ansehen W. sich allmählig auf der Universität Oxford erwarb, müssen wir mehr aus zerstreuten Umständen, als bestimmten Nachrichten, erkennen. Seit 1340 verbreitete (nach S. 57) sich eine furchtbare Seuche auch über England. Andere schreckende Naturphänomene bestärkten die mancherlei Weissagungen des Abt Joachim, der h. Hildegard u. dgl., daſs die 1000 Jahre des Reiches Gottes und der Einkerkerung des Satans abgelaufen seyen und deswegen so, wie auch die groſse Sittenverderbniſs nichts anderes ahnen lasse, das Weltende und letzte Gericht bevorstehen müsse. In diesem Sinne schilderte W. streng fromm 1356 in seinem »De ultima aetate Ecclesiae« das Schlimmste von den Unsitten, die ihn umgaben.

Knyghton, Wycliffs Zeitgenosse, schildert ihn als doctor in Theologia eminentissimus in illis diebus. In Philosophia nulli putabatur secundus. In Scholasticis disciplinis [nämlich des Trivium und Quadrivium] incomparabilis. Hic maxime nitebatur aliorum ingenia subtilitate scientiae et profunditate ingenii sui transscendere et ab opinionibus eorum variare. — Am meisten eiferte er schon damals und sein ganzes Leben hindurch gegen die Mendicanten (auch Minoriten, Carmeliten, Augustiner-Eremiten), theils weil sie unter dem Schein gänzlicher Armuth das Volk ausplünderten und ebendeswegen immer tiefer in den Aberglauben an ihre desto kräftigere Absolution und in sorglose Sündenrohheit verwickelten, theils aber auch, weil sie nicht nur die Weltgeistlichkeit zu unterdrücken, sondern zugleich der Universitäten sich zu bemächtigen suchten und dazu Bullen und Bannstrahlen von Rom zu

Digitized by Google

gewinnen wuſsten. Wenn die gemeine Pastoral sich, wie sie immer danach strebt, über das Wissenschaftliche der Universitäten zum Richter macht, muſs Wissenschaft und Gelehrsamkeit dem Schlendrian weichen. Schon aber enthalten die Canterbury-tales, Gedichte eines Zeitgenossen, Chaucer (geb. 1328), und das Volkslied von Robert Longland: »Geschichte Peters des Ackerbauers«, Spuren genug, daſs auch in England, wie in Italien durch Dante, damals der gesunde Menschenverstand gegen die Pfafferei mittels der Poesie in alle Classen drang. Doch ist die Entstehungszeit von Wycliffs ersten kleinen Schriften wider sie noch nicht genau bestimmbar.

Erst als der Kampf näher mit den allgemeinen Staatsinteressen zusammenhängend wurde, verdoppelten sich seine Schläge. Anerkannt aber war seine Wirksamkeit offenbar schon 1361, da ihm von dem Balliol-College die einträgliche Parochie Fillingham bei Lincoln übertragen und er sogar zum Vorsteher dieses College erwählt wurde.

Vier Jahre später hatte sein vormaliger Mitschüler, Simon Isley, jetzt Erzbischoff von Canterbury, so groſse Achtung für W., daſs er 1365 ihm die Custodie oder Oberaufsicht über Canterbury-Hall (eine Stiftungsanstalt für 50 Akademiker, welche gegenwärtig einen Theil von Christchurchcollege ausmacht,) anvertraute. Schon 1366 aber behauptete Simon Langham, ein Mönchsfreund, als erster Bischoff von England, daſs fundationsmäſsig der Vorsteher der Halle ein Benedictinermönch seyn müsse, setzte also, anstatt Wycliffs, dergleichen Mönche von Canterbury dahin, und verwickelte dadurch den Mönchsgegner in einen Proceſs, welcher von Rom aus entschieden werden sollte und dort langsam genug behandelt wurde.

Indeſs entzündete sich eine weit wichtigere Streitfrage zwischen Rom und England. König Johann hatte vom Pabst Innocenz III. sich bewegen lassen, England und Irland vom päbstlichen Stuhl zu Lehen zu nehmen und für England jährliche 700, für Irland 300 Mark als Vasallats-Recognition zu entrichten. Auch der Sohn, Heinrich III., hatte dies zugesagt. Aber seit 32 Jahren wurde die Abzahlung unterlassen. Urban V., einer der Päbste, welche für den französischen Luxus zu Avignon doppelt viel bedurften, forderte 1365 von König Eduard III. die stockenden Lehenanerkennungsgelder. Frankreich, das die Päbste, in jener babylonischen Gefangenschaft, als seine Organe festhielt, schützte sie gern gegen alle andere Staaten, besonders gegen England.

Digitized by Google

Hier aber brachte 1366 der muthigere König die Staatsfrage vor sein Parlament, dessen Rechte bereits in der Formel ausgesprochen waren: Lex sancitur a Rege, *rogantibus Communibus* et consentientibus Magnatibus ac Praelatis (s. Hallam. III. S. 70). Dieses schon so weit vorwaltende Unterhaus ging auf den Ursprung der Forderung zurück. Deutlich war's, daſs Johann sein Königreich zum Lehen von Rom zu machen kein Recht gehabt hatte, und daſs der heilige Vater ihn vielmehr an das Unrecht zu erinnern, als es nutzbar anzunehmen schuldig gewesen wäre. Das Parlament versprach dem König einmüthig, die Weigerung mit der ganzen Kraft der Nation zu unterstützen. Und so hörte dieser Tribut nach Rom durch Entschlossenheit plötzlich auf, wie immer Rom, wenn man kräftig entgegentritt, in seinen Anmaſsungen zurückweicht.

Nur der, schon vor Verwandlung der angelsächsischen Heptarchie in Alleinherrschaft, eingeführte und für Erziehung englischer Priester zu Rom bestimmte Petersgroschen dauerte noch bis in das fünfte Jahr von Heinrich VIII.

Aber Mönche traten auf zur Vertheidigung der päbstlichen Lehnsansprüche. Und Wycliffs rechtlicher Freiheitssinn war bereits so bekannt, daſs Einer jener Dienstbaren ihn mit Namen aufforderte, ob er der Ausdehnung der Pabstmacht gegen die Staatsregierung zu widersprechen wagen würde.

W. hätte Bedenken tragen können. Er sah ein (S. 90), daſs man ihn zu Rom verhaſst machen und seiner Pfründe berauben wolle. Die Entscheidung seines Processes wegen der Präpositur über Canterbury-Hall war so eben von Rom abhängig. Aber Gewissenssache war es für ihn, von nun an die Nothwendigkeit, daſs die Geistlichkeit überhaupt alle Einmischung in weltliche Verwaltung verlieren, daſs sie sogar kein weltliches Amt annehmen sollte, zu behaupten, während damals (S. 96) Bischöffe nicht selten die höchsten Staatsstellen, als Canzler, Schatzmeister, Siegelbewahrer, sogar als Garderobe-Aufseher, mit ihrem Hirtenstab vereinigten. Die Fragen unserer Zeit: ob die Prälaten der Hochkirche im Oberhaus mitstimmen sollten? u. dgl. können schon auf Wycliff zurückgeführt werden. Er schrieb für diese Unterscheidung und für Aufhebung der Zinsbarkeit gegen Rom seine Determinatio de Dominio 1367 auf eine kluggewählte, sehr eindringliche Weise, indem er in seiner Gegenschrift sieben Parlamentsrednern seine Gedanken in den Mund legte.

Digitized by Google

Die Regierung lohnte es ihm nicht. 1370 entschied Rom seinen Präpositurproceſs gegen ihn und König Eduard III. (S. 83) confirmirte 1372 die päbstliche Entscheidung, weil zwar sowohl der Erzbischoff, welcher ihn eingesetzt hatte, als die römische Curie die Fundationsurkunde verletzt habe, der Prior und Convent von Christchurch aber dieses Versehen mit 200 Mark in des Königs Kasse gebüſst hätten. Wohlan! Desto gewisser ists, daſs W. nicht aus Privatrücksichten, sondern aus reiner, edler Überzeugungstreue gegen die hierarchischen Miſsbräuche kämpfte und zu kämpfen nicht müde wurde. Indeſs war er schon 1368 auf die Parochie Lutgershall, gleichfalls bei Lincoln, versetzt worden. Und daſs er seit 1372 als Magister Regens zu Oxford lehrte, schlieſst man, weil er damals De Exhortatione novi Doctoris schrieb.

Bald trieben ihn die Zeitverhältnisse noch weiter. Seit dem Tode Wilhelms des Conquestors waren die Einmischungen von Rom so gestiegen, daſs Eduard III. endlich den Provisionen, durch welche der Pabst meist Fremden die Einkünfte englischer Pfründen ertheilte und der Capiteln oder Patronen Wahlrecht factisch zernichtete, zwei Parlamentsschlüsse von 1350 und 1353 entgegensetzte, welche 1373 gegen Gregor XI. wiederholt und ihm nach Avignon zugeschickt wurden. Um über die Vollziehung mit Delegaten des Pabstes zu unterhandeln, wurde 1374 eine königl. Commission nach Brügge geschickt, in welcher *Magister Johannes de Wiclif, sacrae theologiae professor*, eine Hauptperson war. (Gerade nach Brügge scheint die Negociation verlegt worden zu seyn, weil zu gleicher Zeit ebendaselbst französische, päbstliche und englische Gesandte wegen anderer politischer Unterhandlungen beschäftigt waren.)

Zwei Jahre lang hatte W. unter den ungewöhnten Lebenserfahrungen zu verweilen, welche ihm die reiche, freithätige, flandrische Handelsstadt zuführte. Sie waren um so wichtiger für ihn und seine Sache, weil unter jenen Abgesandten auch der dritte Sohn Eduards III., der Herzog von Lancaster, gew. Johann von Gaunt genannt, sich befand und Wycliff diesem hochsinnigen, einfluſsreichen Manne achtbar und lieb zu werden Gelegenheit hatte. W. erhielt während dieser seiner Abwesenheit durch kön. Ernennung das Rectorat der Kirche Lutervort in der Diöcese Lincoln, das er bis zu seinem Tode behielt.

Dem Herzog von Lancaster entzog zwar, während er zu Brügge der Gesandtschaft vorstand, das Parlament im April 1376

Digitized by Google

die Reichsverweserswürde, weil man ihm ein Streben nach der Krone selbst zutraute. Dennoch aber war er, da Eduard III. den 21. Juni starb, in dem Vormundschaftsrath über Richard II. der Mächtigste, und bewies sich, da die frommen Grundsätze Wycliffs jetzt auch den Klerus Englands überhaupt aufbrachten, lange Zeit bald offener, bald durch politische Wendungen Beschützer des Verfolgten, welchen seine praktisch-evangelische Theologie und die daraus entstehenden Aufforderungen zu patriotischer Uneigennützigkeit, mehr als irgend eine Ketzerei, verhaſst machten. Die Noth des Vaterlands steigerte seine gewissenhafte Freimüthigkeit.

Nach Eduards III. Tod erneuerte sich der Krieg mit Frankreich. Die englische Schatzkammer fühlte, wieviel Geld wegen der päbstlichen Provisionen an Fremde aus dem Lande gehe. Das Parlament glaubte wegen der Staatsbedürfnisse diese Gelder, auch wenn der Pabst mit Kirchencensuren drohe, zurückhalten zu dürfen, und Wycliffs Ansehen war so groſs, daſs der Staatsrath hierüber sein Gutachten verlangte. Nicht sich selbst zudrängend, sondern aufgefordert, erklärte der Freiforschende unter der Aufschrift: Ad Quaesita Regis et Concilii, nicht nur, daſs die Selbsterhaltungspflicht andern Ansprüchen vorgehe und daſs die fremden Pfründner kein Recht an das hätten, wofür sie nichts leisteten, sondern auch, daſs all jene Abflüsse an den Pabst nur Geschenke seyen, die man zwar den Bedürftigen, nicht aber der bekanntlich nur luxurirenden Curie, zu geben habe.

Umsonst war's, daſs W. für diese Grundsätze die Bibel, und für Warnung vor der Gier der Römlinge die unvergeſslichen, an Pabst Eugen III. selbst gerichteten V Bücher des heil. Bernhard de Consideratione, stark benutzte; die sehr gefährdeten Kirchenhäupter griffen nach alter Gewohnheit den Streit so, daſs sie Kläger und Richter zugleich werden sollten. Wegen 19 Propositionen (S. 125), die nicht blos aus Wycliffs Schriften, sondern auch als vage Denunciationen aus Vorlesungen und Gesprächen geschöpft seyn sollten, wurde W. im Februar 1377 vor den Bischoff Courtenay von London citirt. Da aber (S. 119 die Gegenwart des Herzogs von Lancaster selbst das Verfahren unterbrach, so wurden dieselben Sätze nach Rom geschickt und von dort durch 4 Bullen vom 22. Mai 1377 als ketzerisch verdammt. So hatte man vorerst eine Rechtsform wider W. Nun wagte zwar weder die Universität noch der Primas von England und der Bischoff von London die Befolgung des päbstlichen Befehls,

Digitized by Google

Wycliff gefangen zu setzen. (Auch die auswärtige Aburtheilung soweit anzuerkennen, muſste englischen Behörden bedenklich seyn.) W. wurde aber doch 1378 vor das inländische erzbischöfliche Forum citirt. Allein auch diesmal wurde vom Hof aus die Fällung eines kirchlichen Urtheils gehindert.

Die Hauptfrage für uns ist, was W., nachdem er das Entstellte in jenen 19 Sätzen berichtigt hatte, wirklich vertheidigte. Und allerdings war darin genug Antiklerikalisches. Nach S. 126 behauptete W., daſs das ganze Menschengeschlecht und daſs Gott selbst keinem Menschen und seinen Erben ein bürgerliches dominium für immer geben könne, ja daſs alle darüber ausgestellte Urkunden nichtig seyen. Denn alles sey Gottesgabe. Niemand habe ein *jus ad rem*, sondern nur *pro suo tempore* ein *jus in re*. Kein Wunder daher, daſs die päbstliche Bulle S. 231 bemerklich machte, die conclusiones W's *innuere, omnem destruere politiam*. W. hatte zu wenig entwickelt, inwiefern aller Besitz ein moralisch bedingter ist. Er sah jetzt nur auf die den kirchlichen Besitz betreffende Folgerungen, daſs derselbe, wenn nichts dafür geleistet werde, wegfalle und daſs, wenn der Überfluſs sogar den Zweck verhindere, gesetzliche Verminderung und bessere Anwendung Pflicht sey. Was aus seinen Prämissen auch gegen politische Erbschaften folge, scheint er nicht bedacht zu haben. Seine Folgerung war: deswegen könnten und sollten sogar die weltlichen Herren der Kirche, wenn sie es verschulde, die dem Zweck der Kirche schädlichen Güter entziehen, ungeachtet er nicht zu entscheiden habe, ob die Kirche in einer solchen Verschuldung stehe.

Dies trieb weiter. Excommunicationen dagegen waren zu erwarten. W. kommt zuvor: sie seyen nicht zu fürchten. Denn die Kirchenbehörden dürften ihre Censuren nicht nach Belieben, nicht wegen der weltlichen Güter verhängen, sondern nur in causa Dei gegen Feinde des göttlichen Gesetzes! Jeder richtig ordinirte Priester könne den Reumüthigen absolviren und ihm die Sacramente reichen. Wer Kirchengüter habitualiter miſsbrauche, dem können, ohne Rücksicht auf Excommuncation, die Regenten sie wegnehmen, wenn nur die Entziehung dem Vergehen proportionirt sey. — —

Wir sehen, daſs hier, wie bei Luther, äussere Miſsbräuche, erst weil man sie durch Lehrsätze vertheidigen wollte, bis zur Entdeckung falscher Theorien hintrieben. So tief steht der gewöhnliche Mensch. Nur durch das Äussere wird er endlich zur

Digitized by Google

Beachtung und Berichtigung des Innern getrieben. Nur weil Leo X. den verkäuflichen Ablaſs durch eine Bulle und durch die scholastische Erfindung eines der päbstlichen Vertheilung überlassenen Schatzes der überflieſsenden guten Werke Christi und aller Heiligen vertheidigen wollte, war Luther zu der Einsicht gekommen, daſs Menschen nur ihre Pflicht thun, nichts dadurch abverdienen und noch weniger einen Überschuſs für Andere erwerben können. Da sofort die Vertheidiger des Miſsbrauchs das Gegentheil dieser Einsichten im Namen des Pabstes geltend machen wollten, so war der Reformator zu dem Wagniſs getrieben, selbst die Lehruntrüglichkeit des Pabstes und der Kirche zu prüfen, und da die Bibel sie nicht sanctionirt, bestimmt zu läugnen. (Das Böse und Unwahre, wenn es aufs höchste getrieben wird, nöthigt endlich, das unentbehrliche Gute anzuerkennen.) Ebenso war Wycliff, weil der Pabst die Entziehung fortwährend gemiſsbrauchter Kirchengüter durch Excommunication verhindern wollte, die Lehren von willkührlichem, nicht durch öffentliche Sünden verschuldetem Kirchenbann, als blos hierarchischem Zwangsmittel einer Prüfung zu unterwerfen und sie zu verwerfen angetrieben.

Sein letzter Satz trieb vollends die Sache auf die Spitze. Nach den Pseudodecretalen war der ganze Klerus fast gegen jede Beschwerde gesichert und unangreifbar. Wycliffs Bekenntniſs aber (S. 128 Note) war: Ecclesiasticus, etiam romanus Pontifex, potest legitimae a subditis corrigi ad utilitatem ecclesiae, et tam a clericis, quam a laicis accusari. Welche Gotteslästerung hätte blasphemer seyn können, als diese Störung der klerikalischen Unverletzbarkeit! Schlimmeres war unter Johann XXII. nicht an Marsilius von Padua und Johannes de Ganduno (S. 129) zu verdammen gewesen. (Vgl. deren »Défensor Pácis, eine 1324 für Ludwig den Bayer verfaſste Apologie, abgedruckt in Goldasts Monarchia Imperii romani. T. III. p. 154—313.)

Das verfänglichste war, daſs die römischen Bullen (S. 131) zu verstehen gaben: Wycliffs Grundsätze, daſs selbst Gott kein unabänderliches (durch keinen Miſsbrauch verlierbares) Dominium auf weltliches Besitzen und Vererben geben könne, auch für die Staatspolitik zerstörend seyen. Wyclif gab im April 1378 eine Vertheidigung »Regis Parlamento«. Genauere Begriffs- und Rechtsbestimmungen waren nöthig und W. (S. 139—153) gab sie. Römlinge schrieben gegen ihn. Der Erzbischoff verbot ihm, nach jenen Sätzen zu lehren.

Digitized by Google

Allmählig sah sich W. bis dahin getrieben, daſs in der römischen Curie der Antichrist wirke, und unerwartet wurde dieser Titel durch die wechselseitigen Verdammungen zweier Gegenpäbste unter der höchsten Auctorität selbst gerechtfertigt. Da Gregor XI. den 8. April 1378 gestorben war, trieben die Römer zur Wahl eines Neapolitaners, Urbans VI. gegen den für Avignon erkornen Clemens VII., und W. schrieb sein De Papa romano s. Schisma Papae. Christus selbst komme zur Hülfe (S. 155). Er habe das Haupt des Antichrists in zwei Stücke gerissen, welche gegeneinander kämpften.

Um diese Zeit (1379) war es, daſs W., da er tödtlich erkrankt schien und Mendicanten ihn zur Buſse ermahnten, er ihnen nach Ps. 118, 17. die bekannten Kraftworte zurief: Ich werde nicht sterben, sondern leben und »der bösen Brüder« Thaten kund machen! Das wirksamste aber, was er thun konnte, war, daſs er die Bibel (wenngleich nur aus der Vulgata) übersetzte, weil, wie er in einer Schrift de Veritate et Sensu Scripturae darthat, jeder Laie daraus das zum Seligwerden Nothwendige selbst zu erkennen vermöge. (Vgl. vornehmlich des Unterbibliothekars bei dem Brittish Museum, *Baber,* Histor. account of the Saxon. and English versions of the Scriptures, Lond. 1810, wo auch W's Übersetzung des N. Ts wieder abgedruckt *) ist.) Damals sollten die Laien in der »starren Orthodoxie« der privilegirten Ausleger dadurch rein erhalten werden, daſs die Bibel lateinisch bleiben sollte; wie in neuester Zeit der redselige Erfinder eines durch Inconsequenzen verfeinerten Supernaturalismus die Laien unserer Zeit von der Prüfung der Dogmen, in denen die Theologen die alleingültigen Offenbarer des Nichtoffenbaren seyn wollen, dadurch gern abhalten möchte, daſs das Streitige nur unter den Theologen und nur lateinisch verhandelt und erst, wenn diese gemeinschaftlich überzeugt wären (?), den Laien der Erfund bekannt werden sollte. Gleiche Zwecke, gleiche Mittel! Schade nur, daſs die unausbleibliche Fortbildung der nichtpfäffischen Kirchenmitglieder, welche sich, und nicht die Hierarchie oder die Gewalt der kirchlichen Doctrinäre für den Zweck der Kirche erkennen, schon damals, wie jetzt, die künstliche Verheimlichung unmöglich macht.

Zum Gebrauch seiner Übersetzung gab W. Vorbereitungen

*) Auch an Herausgabe der Wycliffischen Übersetzung des Alten T. wurde (endlich?) 1832 in England gedacht.

Digitized by Google

in einer Schrift De veritate et sensu Scripturae, welche fast alle seine Lehreinsichten enthält. Man suchte zwar 1390 ein Parlamentsverbot gegen Bibelübersetzungen in den Landessprachen. Aber die Laien im Unterhaus, auch der Herzog von Lancaster, waren zu klug, um wider sich selbst zu decretiren. Auch Richards II. Gemahlin, Anna, K. Carls IV. Tochter und des böhmischen Königs Wenceslaus Schwester, las die Bibel gern in verschiedenen Landessprachen, während bischöfliche Synoden sie verboten. (Der auch hier bemerkbare Zusammenhang zwischen Böhmen und England ist in Beziehung auf Huſs und Hieronymus von Prag nicht zu übersehen!)

Indem W. immer mehr biblisch zu denken bemüht war, entfernte er gern das scholastisch-Dogmatische. Daher 1381 seine zwölf Thesen, daſs man sich die Abendmahlsworte Jesu weder durch Transsubstantiation *), noch Idemptification, noch Impanation erklären solle. Dennoch wollte er nach Thesis 4 und 7 (S. 171) ganz einfach und nur ohne Einmischung gelehrter Speculationen gerne glauben, daſs, während Brod und Wein bleibe und nicht blos als Accidens ohne Substanz erscheine, doch das Sacrament virtute verborum sacramentalium habe *verum* corpus et sanguinem Christi *ad quemlibet ejus punctum* (?). So begann der redliche Glaube, wenn er gleich in W., wegen Mangels an Sprachkenntnissen, noch nicht in den schlichten populären Sinn des Abschied nehmenden Jesus ganz einzudringen vermochte, wenigstens von den Künstlichkeiten sophistischer Dictatoren sich loszuringen! Aber auch die in Beda, Alcuin, Rhabanus u. a. angenommene Erklärung, daſs Jesus blos von einem Zeichen oder Symbol gesprochen habe, wollte der das Bibelwort ohne Deutung festhaltende W. vermeiden. Er blieb dabei, daſs das Sacrament eine Eucharistie, ein Dank für die Selbstaufopferung Jesu war. Doch achtete er deswegen das Sacrament (th. 3. 6.) auch für eine *hostia consecrata*.

---

*) Der Verf. giebt hier S. 170—189 manches Specielle, was zu Prof. Meiers beachtungswerther Gesch. der Transsubstantiationslehre (Heilbronn 1832) nachgetragen werden kann.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 68. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Dr. de Ruever Gronemann: Diatribe in Joh. Wycliffi vitam.

(Beschluſs.)

Denn daſs Jesus den Entschluſs (Joh. 10, 17.) vollendete, sein Leben daran zu setzen und aufzuopfern, um die Sündenerlassung, welche von Reue und Besserung abhängt, für viele möglich zu machen, ist unverkennbar. Diesen Entschluſs faſste sein heiliger Geist nach Hebr. 9, 14. aber nicht um Sünden abzubüssen, sondern um dieselbe zu verhüten und ihrer in der Welt weniger zu machen. Wicliff war der den ersten Umständen angemessensten Deutung nahe, daſs Jesus, welcher das Denken an den ihm nächstbevorstehenden Aufrührerstod am Kreuze während der Gespräche möglichst zurückhielt, doch wegen des Brechens der Brode (wegen des εκλασε) bei dem αρτος, όν κλωμεν (1 Kor. 10, 15.) an das Schicksal seines Leibs, und wegen der Farbe des Weins an sein Blut dachte, aber so, daſs er nichts metaphorisches geben wollte, sondern eine bei jedem Brodbrechen, bei jedem Weintrinken wiederkehrende Erinnerung an die durch die Kreuzigung erfolgende Wirklichkeit beabsichtigte. Denn daſs er als Judenkönig, d. i. als Kronprätendent gegen den Cäsar, angeklagt, gekreuzigt werden und daſs er als Gekreuzigter sein Blut vergieſsen würde, war entschieden vorauszuwissen, auch war das Zerbrechen der Füſse zu erwarten, weil allen, die nicht frühe genug starben, am Abend, da in Judäa die Leiber der Gehenkten nicht hangen bleiben sollten, die Knochen zerschmettert wurden.

Für die Hauptsache, eine praktische Kirchenreform in Bälde zu verwirklichen, war es, wie jedes Vorauseilen, eine gute Zeitlang hinderlich, daſs W. mit seinen übrigen, die Sitten und Verfassung betreffenden, leichter eindringenden Verbesserungsversuchen auch diesen mysteriös-dogmatischen zu verbinden strebte. Wilh. Courtenay, der schon als Bischoff von London den Feind der Hierodespotie in W. erblickte und verfolgte, hatte kaum 1382 das Pallium des Primats von England erhalten, als er den 17. Mai eine Synode zusammenrief, gegen 24 Theses (S. 185), welche alle Wycliffisch seyn sollten, auch später zu Constanz als solche verdammt wurden, zum Theil aber

Digitized by Google

(wie thes. VII. Deus debet obedire Diabolo, oder populares possunt *ad eorum arbitrium* dominos delinquentes corrigere!) dem Reformator nie in den Sinn gekommen waren.

Bedeutendere Behauptungen ausser den drei ersten, welche die scholastischen Meinungen *) über das Abendmahl verneinten, waren: daſs während des damaligen Schisma der Päbste, (durch welches allerdings der Glaube an die Basis der päbstlichen Irrefragabilität zerstört war, weil jetzt die Laien, welcher der irrefragable Vicarius Gottes und Christi sey, zu beurtheilen hatten!) jede Landeskirche, wie die griechische, sich selbst regieren sollte, ferner: daſs die Messe nicht von Christus verordnet, das äusserliche Sündenbekennen nicht nöthig sey, daſs nach der Schrift viri ecclesiastici nicht possessiones temporales haben sollten, daſs willkührliche Excommunicationen null in sich seyen, daſs die Orden, welche sich im besondern Sinn *religiosi* nennen, sich vielmehr von der allgemeinen Christusreligion entfernen, daſs sie vom Arbeiten leben sollten, daſs, sie gestiftet zu haben oder ihnen Almosen zu geben, Sünde sey, daſs die Zehnten Almosen seyen, die man den untauglichen Curaten entziehen dürfe, daſs besondere Kirchenfürbitten nicht mehr, als die allgemeine, helfen u. s. w.

Höchstens mochten die anstöſsigsten dieser Sätze unter den Lollarden, Geislern und andern Fanatikern, welche öffentlich predigten, Anhänger haben. Ihnen besonders war der Satz nothwendig, daſs Priester und Diaconen ohne päbstliche und bischöffliche

*) Diese drei Theses sagen: I. *Substantia* panis materialis et vini manet post consecrationem in sacramento altaris. [Christus sagte: Dies ist — nicht: dies wird, oder ist geworden und wird werden — mein Leib.] II. *Accidentia* [das Sinnlich-erscheinende] *non* manent *sine subjecto* [ohne die wesentliche Grundlage der Substanz, kein φαινομενον ist = dem νοουμενον!] III. Christus non est in sacramento altaris *idemptice*, vere et realiter in propria praesentia corporali. [Hier muſs wohl vor *vere* ein *sed* fehlen. Denn Wycliff glaubte (s. S. 171 in der IVten der von ihm zu Oxford 1381 bekannt gemachten 12 Thesen): Eucharistia *habet*, virtute verborum sacramentalium, tam corpus quam sanguinem Christi *vere atque realiter* ad quem libet ejus punctum. W. wollte, ohne alle Auslegung, bei Jesu Worten: Dies ist ... bleiben. Er wollte nicht behaupten, das Wie zu wissen. — Wir bemerken dies hauptsächlich deswegen, weil in mehreren wörtlich angeführten Wycliffischen Stellen Schreibfehler zu seyn scheinen, die den Sinn stören. Wahrscheinlich sind die Mssc schwer zu lesen, so daſs von den Editoren doppelte Aufmerksamkeit zu erbitten ist.

Auctorität predigen dürften. Das Schlimmte aber, was auch zu Constanz bei K. Sigismund, leichtbegreiflicher Weise, gegen Wycliff und Hufs entschied, war, dafs nicht nur th. IV. Bischöffe und Priester vom gültigen Ertheilen der Sacramente ausschlofs, wenn sie in einer Todsünde befangen seyen, sondern auch th. VI. aussprach: *Nullus est Dominus civilis .. dum est in peccato mortali.* Wo wäre nach dieser Strenge der Moral ein Reiner zu finden gewesen? Ohne Zweifel bedachte dies auch W., und sprach nur deswegen das Strengste aus, um zu reineren Sitten anzutreiben. Aber »allzu scharf macht Scharten.«

Man schritt in der sichern Bahn des kanonischen Processes gegen W. weiter. Ein Wink von Oben schien zwar dazwischen zu wirken. An dem Tage, wo die Londoner Synode (den 21. Mai) über diese Thesen aburtheilen sollte, erschütterte ein furchtbares Erdbeben ganz England. Die Richter, in ihrer Gewissensangst, bezogen das Omen auf sich. Der Erzbischoff aber wufste das Augurium besser, und gerade gegen die Ketzereien umzudeuten, welche das Land tief erschüttern, aber vorübergehend seyn müfsten. Um so weniger vergafs man »die Erdbeben-Synode.«

Von nun an schwankte die Sache der nur von unten herauf strebenden Reform. Unter kirchenrechtlichen Formalitäten wurden Wycliffs Anhänger einzeln vor die bestehenden Behörden citirt, einige zu zweideutigen Erklärungen bewogen. Wycliff selbst wurde noch als Oxforder Lehrer von Universitätsbehörden, auch wegen der Unabhängigkeit ihrer Corporation, vertheidigt.

Er wendete sich an das d. 19. Nov. 1382 sich versammelnde Parlament mit vier Punkten, welche also allein sicher als die Seinigen zu beachten sind. Seine weitläufiger dargestellten Rügen gegen die Mönche überhaupt, dann die Pflicht und das Recht der Regierungen, überflüssige und zweckwidrige Reichthümer von der Kirche zurückzunehmen, auch das Recht der Gemeinden, den ungebesserten Klerikern Pfründen zu entziehen, fanden begreiflicher Weise, besonders im Unterhaus, Beifall. Aber sein vierter dogmatisch gelehrter Punkt gegen die scholastischen Offenbarungen, durch welche das von Jesus nicht offenbar gemachte Nachtmahlgeheimnifs aufs künstlichste offenbar werden sollte, war für Viele zuviel.

Die Menschen verharren gar leicht und behaglich im Anstaunen des Mysteriösen und Wunderbaren, so, dafs sie das träge Staunen für Gottandächtigkeit halten. Alsdann scheut man sich vor jedem Zweifel, so lange man durch unbedingte Ergebung in

Digitized by Google

das Glauben eines von den Autorisirten vorgehaltenen Lehrinhalts aufs bequemste selig zu werden glaubt. Dies gilt bekanntlich als ein argumentum a tuto, wenngleich, besser bedacht, das Zuvielglauben ebenso seelengefährlich erscheinen müſste, wie das Zuwenigglauben. Der Nichttheologe hat ohnehin nicht Zeit, nicht Kraft und Mittel genug, durch all die Wendungen der dialektischen Controversien sich durchzuwinden, wenn er einmal, statt der Religiosität, die mysteriöse Theologie sich als Bedingung des Seligwerdens einreden läſst. Der Staatsmann besonders will Ruhe und abermals nur Ruhe, auch weil alsdann die Abgaben flüssig sind. Selbst dem Herzog von Lancaster schien jetzt Wycliffs consequenter Reformgeist allzuweit ins Theoretische sich zu verlieren. In der That aber gehörte der Gegensatz gegen die Verwandlungslehre gar sehr in Wycliffs Plan gegen den Aberglauben. Der functionirende Prieser erscheint der Menge wie ein Schöpfer Gottes, so lange seine Formeln etwas Anzubetendes zu schaffen, den ganzen Christus in die von ihm geweihte Hostie herabzuziehen vermögen.

Erzbischoff Courtenay dagegen verstand seine Stellung so gut, wie einst Kaiphas. Der König bedurfte Zehntverwilligungen. Die Universitätsbehörden wechselten und wurden bearbeitet. Bald konnte er es wagen, zu Oxford selbst ein Concilium auftreten zu lassen. Wycliff blieb auf seiner apokalyptischen Ansicht, daſs seit dem Ende der ersten tausend Jahre der aus dem Abgrund losgewordene Satan durch die Scholastik der Magistri Sententiarum seine antibiblische Macht äussere. Er erklärte dagegen in einer lateinisch und englisch verfaſsten Confession: ponimus, venerabile sacramentum altaris *naturaliter* esse panem et vinum, sed *sacramentaliter* corpus Christi et sanguinem. Quod oportet ita intelligi, quod *spiritualiter* sumimus carnem Christi. (Schwerlich aber wollte er hierdurch, wie S. 208 annimmt, Brod und Wein blos für symbola significantia erklären, da er vielmehr von dem Leib Christi einen dreifachen modus *essendi* in hostia consecrata annahm, scilicet *virtualis*, spiritualis, et sacramentalis; was im Grunde auch Luthers Sinn wurde.

Welch ein Unheil, daſs der edle Geist über solchen Wortgefechten, weil sie doch als Fesseln des Aberglaubens gebraucht wurden, Zeit und Kraft verlieren muſste. Das Crassere behielt die Oberhand. Von jeher ist es Regel in der Menschengeschichte, daſs das Sinnliche zuerst, und alsdann das Phantastische sich vorherrschend mache. Wycliffs Glaube blieb zwar fest: veritas

Digitized by Google

finaliter vincet (S. 210), auch da er seinen akademischen Lehrstuhl aufgeben, auch da er von der Universität, deren Unabhängigkeit er gegen die Mendicanten (er nannte sie falsche Brüder!) lange vertheidigt hat, sich verweisen lassen muſste. Aber die Zeit des zu hoffenden endlichen Siegs der Wahrheit, wie ferne bleibt sie? Wie unübersehbar lange dauert das Approximiren, weil mehr an Übung im Wahrheitsuchen als an den meisten Resultaten gelegen ist.

Allerdings war nun Gährung durch ganz England. Sie entstand aber nicht sowohl durch Wycliff, als überhaupt durch das Erwachen zum Selbstdenken und zum Gefühl der Menschenwürde, wie es durch die schreiendsten Übertreibungen weltlicher und kirchlicher Gewalt endlich aus der langen Knechtschaft aufgeschreckt wurde und in W. selbst ebenso geweckt worden war. Die Lollarden, welche das Land durchzogen, schadeten dem Wesentlichen, weil sie, wie später die Wiedertäufer, mehr einreiſsen als erbauen wollten. Um sie authentischer kennen zu lernen, sind neuerdings die Writings and Examinations of *Brute*, *Thorpe*, *Cobham*, *Hilton*, *Pecock*, *Bilney* and others, with *the Lantern of Light* zu benutzen, welche die *Religious-tracts-Society* aus alten Überresten herausgiebt.

Auch ein Bauernaufstand von hundert Tausenden wälzte sich aus allen Provinzen gegen London. Sie wollten gegen Priester und Barone nicht mehr Leibeigene, sondern Erbpächter seyn. Der jugendliche König versprach, was sie forderten. Sie vertrauten, gingen auseinander, und das Parlament annullirte die Zusagen als erzwungene. Rymer. Vol. III. P. III. p. 124.

Der Verf. zeigt, daſs weit andere Motive, als Wycliffs Lehre, auch diesen Schrei der unterjochten Thiermenschheit auspreſsten. Doch ist nie zu läugnen, daſs, wenn diese miſshandelten Naturmenschen zu merken anfingen, wie sie durch theologische Vormundschaft lange getäuscht worden seyen, sie nun auch um so eher an andern für sie drückenden Behauptungen und Herkömmlichkeiten zu zweifeln sich erlaubten und mit wilder Naturkraft dagegen ankämpften. Daran war W. offenbar nicht schuld, daſs der Bauerntumult allem Bestehenden mehr drohte, als den Bettelmönchen, den nächsten Verwandten ihrer Geistesrohheit. Unläugbar aber ermahnte überhaupt Wycliff (s. dessen Short Rule of Life) wie das Christenthum, Ephes. 6, 5—9. Koloss. 3, 22—25. 1 Timoth. 6, 1. 2. immer so wahr, als klug, daſs jeder in seiner Stellung seine Thätigkeitspflichten erfüllen und nur

auf rechtliche Weise nach Verbesserung seines Zustandes streben solle. (S. 227. 270.) s. De Dominis et Servis, *how eche Shull kepe his degree.*

So als Volkslehrer auf die ganze Umgegend wirkend verlebte W. seine zwei letzten Lebensjahre, 1383 und 1384 in seiner Parochie Luterworth. Litt er gleich an der Gicht, dennoch predigte er häufig, schrieb für das Volk *the poor Laitif* (= »den armen Lumpen«), aber auch gegen die Orders of the Beggingfriars, De Hypocritarum imposturis u. dgl.

Besonders drängte W. seine Hauptgedanken jetzt noch in seinen auch in Deutschland durch Abdrücke von 1525 und 1753 in 4. am meisten bekannten *Trialogus* zusammen, wo er in 4 Büchern die *Alithia*, als solidus Theologus, die *Pseudis*, als infidelis et captiosus, und die *Phronesis*, als Theologus subtilis et maturus, I. über Gott und Trinität, II. über die Welt und Menschheit, III. über Dogmen und Sittenlehren, IV. über Kirchenverbesserungen, Priester, Mönche und die sogenannten letzten Dinge, Resultate seines Lebens besprechen läſst. Auch an einem Speculum de Antichristo, De Nequitiis Papae, de Clericis possessionariis etc. lieſs er es nicht fehlen.

Nach Rom citirt entschuldigte er sich durch Alter und Krankheit, schrieb aber an den in England angenommenen italienischen, jedoch auf jeden Fall schismatischen, P. Urban (wie Luther an Leo X.) einen vertraulichen Ermahnungsbrief, der schwerlich zu den Acten genommen wurde. Volksthümlich wurde seine Sache so sehr, daſs, wie Knyghton zum J. 1382 bemerkt, man nicht leicht zwei Reisende sah, von denen nicht Einer Wycliſſisch gewesen wäre. Störendere Verfolgungen sonderten erst später die Spreu von dem kerngesunden Saamen.

W., den 29. Dec. 1384 in der Messe vom Schlage getroffen, lebte nur noch zwei Tage, ohne daſs er reden konnte. Thomas Arundel, Erzbischoff von Canterbury, hat den Ruhm, bewerkstelligt zu haben, daſs W. 31 Jahre später, den 4. Mai 1415 von dem Concil zu Constanz als Ketzer verdammt wurde. Dreizehn Jahre nachher lieſs, auf P. Martins V. Befehl, der Bischoff Richard Fleming zu Lincoln, die Gebeine des kirchlich Verdammten ausgraben und verbrennen.

Anders hat die Zeit oder vielmehr die fortschreitende Menschenbildung abgeurtheilt. Wycliſſs Geist wirkte das ganze 15te Jahrhundert hindurch vornehmlich in Böhmen, weil Prag und Oxford, als Universitäten, viel miteinander im Verkehr standen,

Digitized by Google

auch die Politik beide Reiche in Verbindung brachte. Und eben dieser Geist, wenngleich der Name fremder geworden ist, wirkt fort in so vielen von W. angeregten Verbesserungsideen. Nur daſs dieses geistige Wirken sehr langsam — seit dem 14ten bis ins 19te Jahrhundert — die Ausbildung zu Stande bringe, wer kann dies läugnen? Wenn unsre neuesten Speculations-Philosophien Recht hätten, daſs all unser Thun und Lassen nichts als ein Bestreben sey des (obenangestellten) Absoluten selbst, sich durch all diese unzählbaren Subjectivitäten, wie sie meinen, zur Selbsterkenntniſs zu erheben; wer müſste sich nicht wundern, daſs das (doch wohl allvermögende?) Absolute von Wycliff an bis zu Luther, von Luther bis auf uns, in der religiösen Selbsterkenntniſs doch nicht gröſsere Schritte gemacht, vielmehr gerade so viele Um- und Irrwege durchlaufen habe, als dies bei bloſsen, nichtabsoluten, Menschenkindern natürlich vorauszusetzen wäre. Aber was kann auch in sich selbst widersprechender seyn, als die speculative Fiction, wie wenn ein Absolutes sich in unzählig vielen Nichtabsoluten sich selbst gegenüberstelle, um dadurch als Objekt-Subjekt endlich einmal, oder nie? zu sich selbst zu kommen? So kühn Wycliff in dem Scholasticismus den leidigen Satanas sah und bekämpfte, so wenig doch hat er dieses Pseudos verbannen können.

Der niederländische Verf. verdient vielen Dank, da er das würdige Andenken an Wycliff, einen Reformationsgeist, welcher, nach seiner Zeit gewogen, weit mehr Genialität und Innigkeit als die meisten seiner Nachfolger hatte, mit umsichtigem, auf Quellen und Nebenumstände achtenden Fleiſs und mit warmer Liebe zur Sache erneuert hat. Eine Gesammtausgabe der Wycliffischen Reliquien hoffen wir von der für Denkmalstiften vielthätigen und sich selbst dadurch zur Nacheiferung weckenden Zeit aus England, um so zuverlässiger, weil zugleich anerkannt wird, daſs Wycliffs Sprache in der Neubildung des Angelsächsischen, wie die Sprache Luthers für das Hochdeutsche, Epoche gemacht habe. Als Mann des Volks schrieb er in dem kräftigsten, einheimischen Ausdruck. Als begeistert durch Überzeugungstreue sprach er vom Herzen zu Herzen. Tausende seiner Schriften lieſs der Klerus ins Feuer werfen. Nur desto heller leuchteten sie den Empfänglichen und Hellsehenden!

3. Sept. 1837. *Dr. Paulus.*

An account of the manners and Customs of the modern Egyptians written in Egypt during the years 1833, 34 *and* 35 *partly from notes made during a former visit to that country in the years* 1825—27 *and* 28 *by* Edward William Lane. *In two volumes. London, Charles Knight and Co.* 22 *Ludgate-street.* 1836. *First vol.* 402 *p.* 8. *Second vol.* 419 *p Mit* 107 *Abbildungen.*

Da Europa in den letzten zehn Jahren so sehr von Reisebeschreibungen aus dem Oriente und namentlich aus Egypten überschwemmt worden ist, daſs selbst die nach ähnlichen Werken am häufigsten haschenden Leser einige Abspannung fühlen müssen, und nach so vielen Täuschungen und Widersprüchen zuletzt an der Wahrheit ganz verzweifeln könnten, glaubt Ref. dem gelehrten Verf. des vorliegenden Buchs sowohl als dem nach Kenntniſs des wahren jetzigen Zustandes Egyptens sich sehnenden Publikum es schuldig zu seyn, diese Reisebeschreibung vor so vielen andern, kaum eines einzigen Blickes würdigen Arbeiten, durch eine ausführliche Anzeige in diesen Blättern auszuzeichnen. Doch thun wir Herrn Lane schon Unrecht, wenn wir sein Buch eine Reisebeschreibung nennen; das ist es im *eigentlichen Sinne des Wortes* nicht. Wir erfahren nicht, auf welchem Schiffe er die Reise in den Orient gemacht, wen er bei seiner Ankunft in Egypten besucht, was er gegessen und getrunken hat, welches Pferd er geritten, wieviele Tage er auf dem Nile zugebracht, wie oft er krank war, nichts von ähnlichem Geschwätze, das die gewöhnlichen Reisebeschreibungen zur Hälfte ausfüllt. Statt von sich selbst zu sprechen, macht uns Herr Lane im ersten Bande seines Werks in dreizehn Kapiteln zuerst mit dem Lande selbst und dessen Klima, mit der Hauptstadt, den Wohnungen und der Bevölkerung bekannt, dann mit der Kleidung der Egypter, mit ihrer Erziehungsweise, mit ihrer Religion und ihren Gesetzen, mit der Regierung, mit dem häuslichen Leben des höhern, mittlern und gemeinen Standes, mit dem Leben der Frauen, mit ihren gesellschaftlichen Gebräuchen, mit ihrer Sprache, Literatur und Wissenschaft, mit ihrem Aberglauben, mit ihren Derwischen, dem Glauben an Genien und Heiligen, mit ihrer Magie, Atrologie und Alchimie und zuletzt mit ihrem Charakter. Herr Lane hat nicht Egypten wie gewöhnliche Reisende, die nur das Land und mehr die übrig gebliebenen Antiquitäten, als die jetzt lebenden Menschen, sehen wollen, im Fluge durchzogen; er hat, wie schon aus dem Titel hervorgeht, fünf Jahre in Egypten zugebracht und seine ganze Zeit dem Studium der arabischen Sprache und mehr

Digitized by Google

noch der Forschung nach dem Leben und Treiben der Egypter gewidmet. Herr Lane ist ferner nicht als englischer Lord mit hohen Empfehlungsschreiben an den Hof nach Alexandrien gekommen, er hat nicht Egypten in Begleitung eines königlichen Drogmans und andrer Kreaturen Mehemed Ali's durchreist, so daſs er alles nur mit fremden Augen gesehen hätte; er hat als Privatmann, von der Regierung ganz unabhängig, der arabischen Sprache kundig, als Muselmann unter dem Volke gelebt, ist mit allen Klassen der Bevölkerung in unmittelbaren Verkehr gekommen, und war daher in der besten und freiesten Lage, um alle Zustände dieses Landes genau zu beobachten, und verdient daher auch das vollkommenste Vertrauen. Ref., der ebensoviele Jahre, als Herr Lane, in Egypten zugebracht hat, schämt sich nicht, zu gestehen, daſs selbst er, weil er entweder nicht die Beobachtungsgabe des Herrn Lane besitzt, oder weil er, zu sehr mit dem Studium der orientalischen Literatur beschäftigt, zu wenig Zeit hatte, das moderne Egypten so ganz kennen zu lernen, gar Manches in Herrn Lane's Werk gelesen hat, was ihm im Lande selbst verborgen geblieben. Nach dieser Erklärung über den Werth des vorliegenden Werks wird man wohl nicht ungern einige Auszüge aus demselben lesen, und wir führen deshalb einige Stellen an, welche beweisen, wie hoch Herr Lane über gewöhnlichen Reisenden steht.

In dem Kapitel über die egyptischen Kinder liest man: »Im Allgemeinen sind die Kinder in Egypten, obschon ein Gegenstand der höchsten Sorgfalt, doch sehr unreinlich und armselig gekleidet. Der Fremde in Egypten wendet sich mit Abscheu von einem solchen Anblick weg, und ohne nach weitern Gründen zu forschen, verdammt er sogleich das moderne Egypten als ein höchst schmutziges Land; es ist indessen sehr oft der Fall, daſs gerade die geliebtesten und verzärteltsen Kinder die schmutzigsten und erbärmlichst gekleideten sind. Man sieht nicht selten in Kahira eine Dame in ihrem weiten schleppenden Gewande aus den kostbarsten Seidenstoffen stolz einherziehen, die ganze Straſse mit Moschusduft füllend, die Augen zierlich mit Kohl bekränzt, die Fingerspitzen frisch mit Henna bemalt, und neben ihr einen Knaben oder ein Mädchen, ihr eignes Kind, mit einem kothbeschmutzten Gesichte, mit schlechten Kleidern, denen man ansieht, daſs sie wenigstens in einem Monate nicht gewaschen worden. Nichts setzte mich in so groſses Erstaunen, als dieser grelle Widerspruch. Ich fragte natürlich nach der Ursache die-

Digitized by Google

ses so befremdenden Contrastes, und vernahm, daſs die zärtlichen Mütter das Äussere ihrer Kinder gerne so vernachlässigen, und sie absichtlieh ungewaschen und in schmutzigen Kleidern ausgehen lassen, weil sie das böse Auge fürchten, dem Kinder, als der höchste Segen und beneidenswertheste Gegenstand auf Erden, am meisten ausgesetzt sind.«

Folgende Geschichte in dem Abschnitte über die jetzige Regierungsweise in Egypten kann am besten die Schmeicheleien widerlegen, mit denen erst neulich wieder ein vornehmer Reisender Mehemed Ali überschüttete. »Der Präfekt der Stadt Tanta im Delta, ein grausamer Türke, besuchte eines Abends die Fruchtmagazine des Pascha und fand zwei schlafende Bauern; er fragte sie wer sie seyen und was sie hier thäten. Der Eine antwortete, er habe aus einem Dorfe, das zu Tanta gehört, 130 Ardeb Frucht gebracht; der Andere sagte, er habe 60 Ardeb von einem Felde, das in der Nähe der Stadt liegt, geliefert. Der Präfekt sagte Letzterm: Du Tropf! jener Mann bringt von einem kleinen Dorfe 130 Ardeb, und du von den Gütern der Stadt selbst nur 60 Ardeb? »Dieser Mann, antwortete der Bauer von Tanta, bringt nur einmal die Woche Frucht, ich aber jeden Tag.« Schweig! sagte der Präfekt, und auf einen Baum in der Nähe hindeutend, befahl er einem seiner Diener, den Bauer daran zu hängen. Am folgenden Morgen, als er wieder nach den Magazinen ging, sah er einen Mann eine Menge Frucht bringen. Er fragte ihn, wer er sey und wieviel Frucht er bringe? Der Henker der vergangenen Nacht antwortete: Es ist der Mann, mein Herr, den ich gestern Abend auf Euern Befehl gehängt habe, und nun bringt er 160 Ardeb. Wie, rief der Präfekt aus, ist er von den Todten auferstanden! Nein, antwortete der Henker, ich habe ihn so gehängt, daſs seine Füſse die Erde berührten, und als Ihr weggegangen waret, machte ich den Strick wieder los; Ihr habt mir nicht befohlen, ihn sterben zu lassen. Der Türke murrte: Aha, hängen und umbringen sind zweierlei; die arabische Sprache ist sehr reich, ein andermal will ich sagen: bring um!

Verdient ein Regent, der eine solche Justiz duldet oder gar einführt, wohl den Weihrauch, in dem ihn die von ihm beschenkten oder mit Auszeichnung aufgenommenen Europäer fast ersticken?

Wir citiren noch zum Schlusse den Anfang des Abschnitts über den in Ägypten herrschenden Aberglauben, weil man daraus am besten sieht, mit welcher ängstlichen Gewissenhaftigkeit

Digitized by Google

Herr Lane jede Kleinigkeit beobachtete und immer nach den Gründen forschte, zugleich aber auch welchen Werth dieses Buch für Gelehrte hat, die darin einen vortrefflichen Commentar über oft unerklärliche Stellen orientalischer Schriftsteller finden.

»Die Araber überhaupt, besonders aber die Egypter, sind sehr abergläubisch; mancher Aberglaube bildet bei ihnen einen Theil ihrer Religion, indem er vom Koran sanctionirt wird. Dahin gehört besonders der Glaube an Genien (Djinn). Die Muselmänner geben den Djinn ein voradamisches Daseyn und betrachten sie als Mittelwesen zwischen Menschen und Engeln, aus Feuer geschaffen, und glauben, sie können sich unsichtbar machen oder nach Belieben die Gestalt der Menschen, Thiere und Ungeheuer annehmen. Sie essen und trinken, begatten sich wie und oft mit Menschen, sind sterblich, leben aber gewöhnlich mehrere Jahrhunderte durch. Ihr Hauptsitz ist in der Gebirgskette Kaf, welche nach den arabischen Geographen die ganze Erde umgeben soll. Unter den Djinn gibt es auch Bekenner des Islam und Ungläubige. Beide werden von den Arabern sehr gefürchtet, aber Erstere mehr verehrt. Wenn ein Araber Wasser auf den Boden gieſst, so sagt er gewöhnlich: destur, das heiſst: um Verzeihung, oder mit Erlaubniſs des Djinn, der zufällig hier seyn möchte; denn die Djinn durchstreifen sowohl die Erde als das Firmament. Man glaubt auch sie bewohnen Flüsse, zerfallene Häuser, Brunnen, Badehäuser, Backöfen, und sogar Latrinen; darum, wenn man einen Eimer in den Brunnen taucht oder wenn man Feuer anzündet, man immer destur ruft. So ist die Stelle in der 1001 Nacht zu verstehen, wo ein Kaufmann von einem Djinn angeklagt wird, er habe seinen Sohn mit einem Dattelkern umgebracht, den er auf die Seite geworfen. In derselben Geschichte erscheint ein Djinn in einem Wirbelwinde von Sand und Staub; die egyptischen Araber glauben nämlich allgemein, daſs der Wirbelwind, der den Sand oder Staub wie eine ungeheure Säule erhebt und den man so oft durch die Wüste ziehen sieht, durch die Flucht eines Djinn verursacht wird, oder mit andern Worten, daſs ein Djinn auf dem Wirbelwinde fährt. Auch haben die Egypter eine eigne Zauberformel, um den sich ihnen nahenden Wirbelwind abzuwenden. Manche rufen aus: »Eisen, du Unseliger!« weil man glaubt, die Djinn fürchten nichts mehr als dieses Metall. Andere suchen diese Ungeheuer durch den Ausruf: »Gott ist sehr groſs! (Allahu akbar) zu vertreiben. Was wir einen fallenden Stern nennen, ist nach der Meinung der Araber ein Pfeil, den

Gott nach einem schlimmen Djinn schleudert, und sie rufen dabei aus: »Gott durchbohre den Feind des Glaubens!« Die bösen Djinn heiſsen gewöhnlich Afrit, und kein Muselmann darf an dem Daseyn dieser Wesen zweifeln, weil es im 37. Kap. Vers 9 des Korans heiſst: »und ein Afrit unter den Djinn antwortete,« welches bedeutet: einer der bösen Genien u. s. w.

Der zweite Band dieses Werks ist nicht minder anziehend als der erste; der Verf. beschreibt in 15 Kapiteln die egyptische Industrie, den Gebrauch von Kaffee, Tabak, Hanfsaamen und Opium u. s. w., die Spiele, die Musik, die öffentlichen Tänze, die Shlangenbeschwörer und andere Gaukler, die öffentlichen Mährchenerzähler, die öffentlichen und Privatfeste, und zuletzt die bei dem Tode und bei der Beerdigung üblichen Ceremonien. Es folgt dann noch ein Supplement über die Kopten und Juden in Egypten und über die letzten Neuerungen. Den Schluſs des Werks bildet ein Appendix über den Schmuck der Frauenzimmer, über das egyptische Maaſs, Gewicht und Geld, über die Ausgaben einer Haushaltung in Kahira, das Gebet eines muselmännischen Schulknaben, und zuletzt ein Index oder *Glossarium* aller im Werke vorkommenden arabischen Wörter. Gerne hätten wir, wenn es der Raum gestattete, auch aus dem zweiten Bande einige Stellen angeführt, doch glauben wir, daſs die wenigen Citationen schon genügen werden, um zu zeigen, daſs dieses Werk ebenso hoch über gewöhnlichen Reisebeschreibungen steht, als der Verf. durch seine Vorkenntnisse, durch die Länge seines Aufenthalts und durch seine ganz freie Stellung in Egypten über dem alltäglichen Schwarm der nach dem Oriente strömenden Europäer.

Dr. G. Weil.

M. Tulli Ciceronis Disputationes Tusculanae. — Kritisch berichtiget und erläutert von Reinhold Klotz. — Leipzig, bei E. B. Schwickert. 1835. *XX und* 635 *Seiten.*

M. Tulli Ciceronis Disputationes Tusculanae. Ex emendatione Reinholdi Klotz. Accedit index Nominum. — Lipsiae, sumptum fecit E. B. Schwickert. 1835. *XII u.* 196 *S.*

Mit Freuden begrüſste der unterzeichnete Ref. vor sechs Jahren in der Allg. Schulzeitung die Erstlingsfrüchte der Ciceronischen Studien des Herrn Kl., die *Quaestiones Tullianae* L. I., welche 1830 in demselben Verlage erschienen. Er erwartete für die Zukunft tüchtige, ja ausgezeichnete, Leistungen von ihm auf

diesem Gebiete, da sich schon in der ersten Schrift des Verſs. gründliche Kenntniſs des Ciceronischen Sprachgebrauches mit seltenem kritischem Scharfsinne auf das Erfreulichste vereinigten. Und diese Erwartung ist auf eine Weise in Erfüllung gegangen, wie nur selten auch noch so gerechte Erwartungen befriedigt werden. Herr Klotz hat seitdem nicht nur noch eine Schrift: *Emendationes Tullianae* (Lps. Baumgärtner, 1833.) mit mehrern gediegenen Bemerkungen und Verbesserungen, mehrere gehaltreiche Recensionen in den von ihm mitredigirten neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, geschrieben, nicht nur 1831 den *Cato major* (Lpz. b. Schwickert), 1833 den *Laelius* (Lpz. b. Baumgärtner) mit vortrefflichen kritischen Bemerkungen herausgegeben, sondern auch eine groſse Ausgabe der Reden des Cicero begonnen, und sogar eine kritische Ausgabe aller Werke des Cicero versprochen, zu der er, nach dem, was er bereits in seinen bisherigen Schriften merken läſst, zu schlieſsen, schon bedeutende Vorarbeiten gemacht haben muſs. Hier aber haben wir eine gedoppelte Ausgabe eines der wichtigsten Werke Cicero's vor uns, welche allein geeignet wäre, ihrem Herausgeber einen der ersten Plätze unter den Kritikern des Cicero zu sichern, wenn er auch in diesen sechs Jahren weiter Nichts, als diese einzige Leistung, aufgewiesen hätte. Und hat auch der Verleger den Mund etwas voll genommen, indem er in der Ankündigung sagt: »die Anmerkungen des Herausgebers hellen unzählige Stellen dieser Schrift zuerst auf«; so ist doch der folgende Satz in seiner ganzen Ausdehnung wahr: »daſs diese Anmerkungen im Allgemeinen die herrlichste Ausbeute für das Studium der lateinischen Sprache in grammatischer und lexikalischer Hinsicht bieten, und schon dadurch das Werk jedem Philologen [der sich nemlich für diese Seite der Philologie interessirt,] unentbehrlich machen werden.«

Lange Zeit lagen Cicero's Tusculanen eigentlich vernachlässigt. Von Davisius und Bentlei an, deren Leistungen Ernesti beinahe ignorirte, bis auf F. A. Wolf war wenig Bedeutendes geschehen, wenn man nicht etwa die Anmerkungen Bouhiers bei der Olivet'schen besondern Ausgabe hierher rechnen will. Reiske gab nur wenige und lakonische Bemerkungen: Wolf, bei seiner dreimal erschienenen Ausgabe, gar keine. Was J. G. E. Neide in seinem 1798 mit Wolfs Text herausgegebenen Commentar leistete, konnte unserer Zeit in exegetischer Hinsicht ebenso wenig als in kritischer und grammatischer, fernerhin

Digitized by Google

genügen. Die beiden letztgenannten Seiten hatte der Herausgeber (Neide) absichtlich, wie er sagt, karg ausgestattet, und er that, aus den wenigen Anmerkungen dieser Art und ihrer Beschaffenheit zu schlieſsen, wohl daran. Als dem Verleger dieser Ausgabe (Frommann in Jena) eine neue Auflage nöthig schien, wandte er sich an den rechten Mann, R. Kühner, welcher sogleich, mit richtigem Takte, so ziemlich den ganzen Neide über Bord warf, und in neuester Zeit sein, schon früher sehr gelungenes, Werk in einer zweiten Auflage bedeutend verbessert und vermehrt erscheinen lieſs. Über beide Ausgaben hat sich Ref. öffentlich ausgesprochen, und zwar mit der Anerkennung, die solchem Streben und solcher Leistung gebührte. Auch Hr. Billerbeck hatte, noch vor der Kühner'schen Ausgabe, in seiner Art Verdienstliches geleistet. Was wir aber kaum zu hoffen gewagt hatten, geschah um dieselbe Zeit. Wir erhielten in einer von Herrn Orelli veranstalteten Specialausgabe F. A. Wolfs köstliche Vorlesungen über die Tusculanen, mit vielen neuen Bemerkungen von Orelli, und somit konnte man die Freunde des Werkes für lange Zeit befriedigt glauben. Zwar gebrach es immer noch an einer umfassenden Ausgabe, welche, mit Benutzung alles bisher Geleisteten, und mit Vereinigung älterer und neuer Hülfsmittel, die Kritik und die Interpretation verbände, und als Grundlage für künftige Leistungen, das Ermittelte und gegenwärtig zu Ermittelnde in sich vereinigte. Diesem Bedürfnisse suchte jedoch der Vf. dieser Anzeige in seiner vor Kurzem in Hannover bei Hahn erschienenen, in drei Bänden nun beendigten Ausgabe abzuhelfen. Nun tritt aber Herr Klotz auf, und giebt durch seine Ausgabe einen faktischen Beweis, daſs, trotz dem Geleisteten, doch noch Manches zu leisten übrig war. Herr Klotz konnte bei seiner Arbeit weder die des Referenten, noch Referent, was ihm sehr leid thut, die des Herrn Klotz benützen. Er freute sich aber, mit ihm in recht vielen Stellen und vielen Ansichten einzelner Punkte zusammenzutreffen, und hat am Schlusse seiner Ausgabe wenigstens eine kleine Vergleichung mit der des Herrn Kl. angestellt, und die wichtigsten Abweichungen in gedrängter Darstellung ausgehoben. Hier aber will er gleich von Anfang seiner Beurtheilung die Erklärung niederlegen, daſs er dem Werke reichen Genuſs und vielfache Belehrung verdanke, wenn auch in manchen Einzelnheiten seine Ansicht von der des neuesten Herausgebers abweicht: wie dies bei einem Gegenstande der Art, und bei einem so umfangreichen

Digitized by Google

Werke, wohl kaum anders möglich ist. Pflegt doch immer bei einem redlichen Forschen ein Tag den andern zu lehren. Und so hat denn, so wie Ref. an seiner Ausgabe schon Einiges, ja Manches, geändert wünschte, auch Herr Kl. in der kleinern, zugleich mit der gröſsern erschienenen, Ausgabe bereits eine Anzahl von Stellen ausgehoben, an denen er nicht mehr ganz seiner früher ausgesprochenen Ansicht ist. Ehe Ref. aber an die Stellen kommt, über die er sich mit Hrn. Kl. zu verständigen wünschte, will er das Nöthige aus den beiden Vorreden besprechen, um nicht einen andern Maaſsstab an das Werk des Verfs. zu legen, als er selbst daran gelegt wissen will: ein Verfahren, das sich vor Kurzem derjenige Ref. erlaubt hat, welcher in einer sehr eiligen Anzeige des ersten Bandes der vom Unterzeichneten herausgegebenen Tusculanen sich ein in der Art absprechendes Urtheil erlaubt hat, als ob seine Maxime, wie das Kantische Moralprincip lautet, die Maxime des Handelns aller vernünftigen Wesen seyn müſste.

Der Herausgeber verkennt nichts weniger als die Leistungen früherer Bearbeiter und seiner Vorgänger, aber er spricht auch sogleich von vorne herein die Überzeugung aus, daſs ihm seine Vorgänger noch Vieles zu leisten, noch viele bedeutende Stellen zu verbessern und zum erstenmale richtig zu erklären übrig gelassen haben. Er hielt sich deswegen nicht nur für berechtigt, sondern sondern sogar für verpflichtet, »das Verfehlte, Verkehrte, Leichtsinnige der Kritiker mit Strenge zu tadeln und zurückzuweisen«, und hält sogar dafür, »daſs der gewöhnlich für die Wissenschaft selbst nicht viel leiste, der nicht zuweilen aufwallt.« Wir glauben mit dem Verf., daſs ein Mensch, der sich nicht gegen das Unwahre und sittlich Verkehrte mit Wärme erklären kann, auch für das Wahre und Gute kalt ist: halten aber doch dafür, daſs man in jener Wärme nur gar zu leicht zu weit gehen könne: wie denn der Herausg. selbst S. 38 der gröſsern Ausgabe bemerkt, seine Bemerkung gegen Hand (zum Lälius p. 190 fg.) hätte glimpflicher ausfallen sollen. Doch im Ganzen ist der Ton, obgleich zuweilen etwas scharf und spitzig, nicht inhuman zu nennen, zuweilen auch, wo Herr Kl. etwas stark spricht, schont er den Gegner dadurch, daſs er dessen Namen nicht nennt. Aufgefallen ist uns aber die Drohung S. 265, wo er am Schlusse einer längern Anmerkung erklärt, er werde den »noch etwas derber zurückweisen«, der ferner noch einen Zweifel gegen die Richtigkeit der von ihm gewählten Lesart hegen

Digitized by Google

sollte. Der übrige Theil der Vorrede der gröſsern Ausgabe enthält Berichtigungen und Zusätze, die der Herausg. nach dem Abdrucke des Buches machte: noch andere Bemerkungen, wie es scheint noch später geschrieben, giebt die lateinisch geschriebene Vorrede der kleinen Ausgabe, die ausser dem Texte, der an manchen Stellen von dem der gröſsern abweicht, und von dem Gelehrten neben der gröſsern Ausgabe nicht entbehrt werden kann, auch noch die von Wolf zuerst wieder abgedruckte *Epistola Erasmi Roterod. ad Jo. Ulattenum* (wie die gröſsere) und das Verzeichniſs der Eigennamen der gröſsern enthält. Warum in dieser für die Schüler bestimmten Ausgabe Titelblatt und Vorrede lateinisch, das Register aber deutsch ist, wollen wir eben so wenig fragen, als warum der Herausg. seine trefflichen Bemerkungen der gröſsern Ausgabe deutsch geschrieben, und nicht durch den Gebrauch der lateinischen Sprache zum Gemeingut auch für die Gelehrten des Auslandes gemacht hat.. Lieber wenden wir uns an das Buch selbst, und besprechen zuerst eine Anzahl derjenigen Stellen, die der Herausg., als von ihm zuerst richtig hergestellt oder erklärt, in der Vorrede besonders heraushebt, sodann einige von denen, welche die Vorreden gleichsam als δεύτεραι φροντίδες besprechen, endlich eine Reihe von Stellen des ersten Buches, die wir uns bei dem so genuſsvollen und lehrreichen Studium des Ganzen angestrichen haben. Wollen wir nun zwar hiemit nicht erklären, daſs wir mit Allem, was wir nicht berühren, vollkommen bis ins Einzelnste einverstanden sind, so soll doch andererseits auch gegen das hier Besprochene nicht ein absoluter Tadel, sondern nur eine abweichende Ansicht ausgesprochen, dagegen vielmehr unsere volleste Überzeugung dargelegt seyn, daſs diese Bücher dem Herausgeber mehr, als den berühmtesten seiner Vorgänger, einzeln betrachtet, verdanken.

I. 24, 59: *Quid est enim illud, quo meminimus? aut quam habet vim? aut unde naturam?* Wir haben *aut unde* [*natam*]? gegeben, doch in der Note *aut naturam* für möglicher Weise richtig gehalten: sind aber durch Herrn Kl. überzeugt worden, daſs die Lesart der meisten und besten Handschriften sich recht gut erklären läſst; ebenso I. 25. 62. *qui animus vidit*, wo wir ohne Noth *animus* einklammerten. —

(*Der Beschluſs folgt.*)

Digitized by Google

Ciceronis Tuscull. ed. Klotz.

(Beſchluſs.)

I. 29. 71: *et tum pene* (warum nicht *paene?*) *in manu jam mortiferum illud tenens poculum.* Auch hier wird die Lesart des Cod. Reg. *tum — tenens* (für *quum — teneret*) gut vertheidigt, aber fälschlich (oder durch einen Druckfehler) angegeben, die andern Ausgaben haben *in manum.* *) — Bei I. 31. 27. *quos equidem non despicio, sed nescio quomodo doctissumus quisque contemnit.* Dieses von den meisten Neuern weggeworſene, vom Ref. jedoch blos eingeklammerte, *contemnit* wird mit Recht in Schutz genommen; aber billigen können wir die Übersetzung oder Erklärung von *quos equidem non despicio* durch: ich überhebe mich ihrer nicht, nimmermehr: sie ist weder deutsch, noch drückt sie den Sinn aus, den übrigens der Verf. durchaus nicht miſsversteht. — I. 33. 80: *ut ego me tardiorem esse non moleste feram:* Wenn Hr. Kl. hier die Übersetzer beklagt, welche *tardiorem* von langsamem Blutumlauſe verstanden haben, so wissen wir wenigstens, wenn sich dies freilich die neuesten (Kern und Eckermann) entschlüpfen lieſsen, zwei ältere deutsche, die es richtig auffaſsten. Diez übersetzte (1780): weshalb ich auf *meinen langsamern Kopſ* nicht eben böse seyn möchte: und Büchling (1799): ich bin es zufrieden, *weniger talentvoll* zu seyn. Auch Olivet hat schon längst (vor 100 Jahren) übersetzt: *c'est ce qui me console de la médiocrité de mon génie.* Ebd. *quas is, contra quem haec dicantur, semotas a mente et disclusas putat.* Conjunctive, wie der hier stehende, hat Herr Kl. in ziemlicher Menge aus dem Cod. Reg. wiederhergestellt, und wiederholt eingeschärft, die Römer haben die Neigung gehabt, alles von einander in solchen Sätzen abhän-

*) Im Ganzen ist die Correctheit des Druckes sehr zu loben, weniger das Papier, das ziemlich grau ist. Es sind uns übrigens einige Druckfehler in die Augen gefallen: z. B. S. 42 b. *philophi*, S. 45 b. *Erncti*, S. 85 a. *Teos* (f. *Tros*), S. 150 a. lin. 2 soll es wohl *videbitur*, statt *videtur*, heiſsen. S. 209 a. scheint zu den Worten: „sodann lassen einige Handschriften“ u. s. w. das Wort weg ausgefallen zu seyn.

gig zu machen, sollte selbst die rein logische Darstellung nach unserer Ansicht darunter leiden. Wir wollen dies im Allgemeinen durchaus nicht bestreiten, wiewohl wir auf sehr ähnliche Stellen gestoſsen sind, wo der Herausg., demselben Codex zu Liebe, den Indicativ giebt oder hergestellt hat. An vorliegender Stelle hat der Ref. mit mehrern alten, und allen neuern Ausgaben, von Ernesti an, den Indicativ vorgezogen, und zwar nicht blos auf die, von Hrn. Kl. mit Recht verachtete, Autorität eines Oxforder Codex, sondern auf die dreier neu verglichenen, von denen der erste (unser Gud. 1.) an Alter und Werth dem Regius Nichts nachgiebt, der zweite (Marburg.), bei aller Fehlerhaftigkeit im Einzelnen, ungeachtet der Schreiber desselben sehr stupid gewesen seyn muſs, an sehr wichtigen Stellen zeigt, daſs er eine höchst achtbare Quelle hatte, auf jeden Fall bei ihm an ein absichtliches Ändern gar nicht zu denken ist, der dritte (Mon. 1.) wenigstens mitzählt. Vgl. unsern Index Apparatus Critici p. XIV —XVII. *) — Bei I. 34. 82: *et falsum esse arbitror*, wo Bouhiers *at* von Ernesti, F. A. Wolf, Schütz und Orelli aufgenommen wurde, freuen wir uns mit Hrn. Kl. (was übrigens sehr oft geschehen ist) in der Ansicht von der Bedeutung des *et*, und der nothwendigen Beibehaltung desselben, zusammen zu treffen. — I. 35. 85. In diesem §. sind zwei streitige Stellen. Erstlich: *Metellus ille honoratus quattuor filiis, at quinquaginta Priamus, e quibus septendecim justa uxore natis.* Ref. hat mit Bouhier, Ernesti, F. A. Wolf, Schütz, Nobbe und Orelli *honoratis* und *nati* (das letztere mit noch mehrern) gegeben. Hr. Kl. vertheidigt das *honoratus* der meisten Handschriften mit der bekannten Wahrheit, daſs es einem Vater zur Ehre gereicht habe, mehrere Söhne zu haben; ferner damit, daſs die den Söhnen des Metellus widerfahrne Ehre sonst zu sehr herausgehoben würde, weniger die des Vaters; daſs die fünfzig Söhne des Priamus doch nicht auch *honorati* genannt werden können, es dagegen dem Priamus zur besondern Ehre gereicht habe, fünfzig Söhne zu haben, von denen sich viele rühmlichst hervorthaten: *natis* aber, sagt er, müsse man aus dem Cod. Reg., der auch *honoratus* habe,

*) Übrigens scheint die hier und zu Cap. 20. von Hrn. Kl. angeführte Stelle des Horatius (Sat. I. 1. 86.) nicht hierher zu passen, nicht nur weil ein Dichter bei erlaubten Abweichungen diese dem Versmaaſse zu Liebe sich gestattet, sondern weil dort *quem non merearis* für *cum tu eum non merearis* steht. Daſs der Conjunctiv in Rücksicht auf das obige *ignorantis* vorzuziehen sey, glauben wir nicht.

lesen, und es eben als von diesem *honoratus* abhangend betrachten, das auf den Metellus und den Priamus gehe. Wir antworten: a) Es ist gar nicht nachzuweisen, daſs man je gesagt habe *honorari filiis* in dem Sinne, daſs ein Vater Ehre von der Erzeugung von Söhnen habe; b) Es wäre gar nichts Besonderes gewesen, daſs Metellus vier Söhne hatte. Vier Söhne mochten wohl zu jeder Zeit viele Römer haben. c) Der Zusammenhang ist: »Für wie Viele wäre nicht ein früherer Tod wünschenswerth gewesen, weil sie dann im Glücke gestorben wären, während sie durch ein längeres Leben nur zu recht vielem Unglück aufgespart wurden. Gieng es ja doch mir selbst so. [S. das Ende des 34. Cap.] Mancher gelangt freilich ohne Unglücksfälle ins höhere Alter: aber je mehr verwundbare Seiten der Mensch dem Schicksale darbietet (z. B. wenn er viele Familienglieder hat,) desto leichter kann sein Glück in Unglück umschlagen. So wohl wird es nicht Jedem, so glücklich stirbt nicht Jeder, wie Metellus. Er hatte vier Söhne [wie so Mancher: wiewohl das schon für ein Glück gelten mag], aber er starb erst, nachdem er alle viere bedeutende Staatsämter hatte bekleiden sehen. An Priamus aber, dem hochbeglückten Vater von fünfzig Söhnen, lieſs das Schicksal seine Gewalt recht sehen. Welches Glück wäre es nicht für ihn gewesen, in seinem Glanze und während der Blüte seiner Familie zu sterben! Aber so muſste er erst alles in Trümmer gehen sehen, und dann erst noch selbst jammervoll enden.« Also lesen und erklären wir: [Et] *Metellus* [quidem] *ille* [mortuus est beatus,] *honoratis quatuor filiis: at quinquaginta* [habuit] *Priamus, e quibus septendecim justa uxore nati* [erant]. d) Ist aber von Autoritäten die Rede, so spricht für *honoratis* unser trefflicher, dem Reg. vergleichbarer, Gud. 1, nebst noch zwei andern. Was nun *nati* betrifft, so konnte es wohl in *natis* leicht verändert werden, wenn man einmal *honoratus* hatte. Aber *nati* hat erstlich nach unserer obigen Erklärung nichts Anstöſsiges: zweitens hat es sehr gewichtige Autoritäten an dem Cod. Bern. (s. a. a. O. p. XV.) und Marb., dessen Schreiber gewiſs nichts absichtlich änderte. Sollte aber Jemand unsere Gründe gegen *honoratus* billigen, und *honoratis* dennoch miſsbilligen, der könnte das leicht damit zu verwechselnde Wort *ornatus* vorschlagen, und dazu vergleichen aus Or. pro Sulla 32. *generis ornamenta*, besonders aber ad Brut. I. 18, wo ausdrücklich steht *liberis ornatus*, wobei die angefochtene Ächtheit dieser Briefe den

Digitized by Google

Ausdruck selbst nicht verdächtig machen dürfte. *) Der zweite Punkt in diesem §. sind die Worte: *Quasi vero ista*, *vel quidquam tum potuerit ei melius accidere.* Der Herausg. erklärt sich gegen den Ref., welcher in der Allg. Schulzeitung 1830. II. 153. diese Lesart für unhaltbar erklärt hat, ziemlich ausführlich, und wir können den von ihm angegebenen Sinn nicht verwerfen: aber noch immer scheint uns, die Worte lassen ihn nicht zu, welche vorausgehen. Sollen wir *ista* in der Weise behalten, daſs man aus dem Folgenden dazu denke: *potuerint ei melius accidere*, und heiſst *melius*, was es wirklich heiſst, auf eine bessere Weise; so stellt sich ja der seltsame Sinn heraus: *ista non potuerunt tum melius inflammari*, *non melius potuit Priamo vita evitari*, *non melius Jovis ara sanguine turpari*: da doch auch im Sinne des Herausg. gesagt seyn soll: *quasi vero istis tum potuerint meliora* [oder *tum potuerit melius quid*] *ei accidere.* Liest man also nicht im Sinne des Herausg. *quasi vero istis* oder *quasi vero vel istis*, welches beides Ref. in seiner Ausgabe für diejenigen vorgeschlagen hat, die sich gegen die Conjectur des P. Crassus sträuben, so wird man *ista vi* immer noch der gezwungenen und mit dem Text nicht harmonirenden Auslegung vorzuziehen geneigt seyn, wo die Worte, wie sie stehen, nichts Anderes sagen würden, als: Diese Art der Verbrennung und der Ermordung war unter den vielen möglichen Arten die beste. **) — I. 41. 98: *Tene* —

---

*) Ein gelehrter Freund, dem wir unsere Ansicht mittheilten, sagt: „Es scheint gezwungen, zu *Metellus ille* zu ergänzen: *mortuus est beatus.* Ich bin für *honoratus* sc. filiis et quatuor et honoratis, als domesticis solatiis ornamentisque. *At* steigert: Hatte ja Priamus u. s. w. Für *honoratus* sprechen auch die Worte: *Metellum enim — imposuerunt:* das war auf jeden Fall eine Ehre für ihn. Übrigens muſs *honorari filiis* nicht nothwendig auch anderwärts stehen, und ist an sich in der Ordnung: durch seine Söhne geehrt seyn. Übrigens nennt Cicero die Söhne des Metellus selbst *multi.* [nicht die Söhne allein, sondern die Töchter, die Enkel und Enkelinnen dazu, heiſsen *multi.*]“ Das Urtheil bleibe unsern Lesern überlassen.

**) Derselbe Gelehrte wendet uns ein: „*Ista* scheint mir richtig. So wie *bene* heiſst zum Glücke, und *optime* zur guten Stunde, so auch *melius.*“ Das Letztere ist es eben, was wir, besonders in dieser Stellung und in diesem Zusammenhange, bezweifeln. Es bleibt zweideutig. Cicero würde entweder gesagt haben: *quasi vero ista vel quidquam tum optabilius ei potuerit accidere* oder *opportunius;* wollte er aber *melius*, so hat er einen Ablativ vorausgesetzt, sey dieser nun *ista vi* oder *istis.*

Digitized by Google

ad eos venire — qui juste — vixerint? haec peregrinatio mediocris vobis videri potest? Es ist wahr, *tene* haben die besten Handschriften. Aber so wie dieser Fragesatz hier steht, wird der Sinn verdreht, und gefragt: »Wie? Du solltest kommen? Das sollte man nicht denken.« Wir werfen das Fragezeichen nach *vixerint* weg, nehmen an, das *tene* der guten Handschriften sey aus *te n.* (d. h. *te enim*) entstanden, und erklären: »Denn daſs man — zu denen komme, die den Richternamen in der That verdienen: muſs eine solche Wanderung nicht höchst erwünscht seyn?« — II. 17. 39. Hier stimmen wir gröſstentheils mit dem Herausg. überein, nur sagt uns das *sed nihil vidimus* der besten MSS. nicht ganz zu. Es wird erklärt: »die Erfahrung bestätigte es nicht.« Da würden wir aber, dem Zusammenhange gemäſs, lieber mit Kühner *videmus* lesen, das nicht so ohne alle handschriftliche Bestätigung ist, als Hr. Kl. glaubt. Erstlich fand es Beroaldus, nach seiner ausdrücklichen Erklärung, in seinen Handschriften, zweitens hat es eine Oxforder Handschrift, und drittens die am Rande unserer Asc. 2. verglichene. Übrigens hat auch unser *sed nihil vidi minus* (sc. *humanum*, was sich leicht aus dem vorhergehenden *si quidem homo esset* herausnehmen läſst,) die Autorität von 4 bis 5 Handschriften für sich. *) Auch konnte das *vidimus* der Mehrzahl leicht aus der Schreibung VIDIMINVS oder *vidi mng* (oder *vidi mig. S. Baring. Clar. Diplom.* in der Abth. *Compendia Scribendi medii aevi* Tab. 8,) entstehen. — Wäre nicht bei III. 1. 2; *cum vero parentibus redditi, id est magistris traditi sumus*, es, bei Strafe einer derben Zurückweisung, verpönt, ferner an der Richtigkeit dieser Lesart zu zweifeln, »einer Lesart, die sich zwar nur in wenigen Handschriften, vielleicht auch nur in richtiger Herstellung, rein erhalten habe, aber in den Spuren sämmtlicher Handschriften deutlich zeige«; wäre jene Einschüchterung nicht, wir würden doch eine Einwendung wagen, und sagen: a) sey die Lesart des Cod. Reg. nicht genau angegeben, welcher *reddit idem*, nicht, wie man aus Hrn. Kl. Angabe vermuthen möchte, *redditi idem* hat; b) unser Gud. 1, eben so gut und eben so alt als der Reg., habe *redditi, dein*, und dieses liege eben auch in der falschen Worttrennung des.

*) Ref. benützt diese Gelegenheit zu der Bemerkung, daſs in seiner Ausgabe S. 532 die Worte: *T. Baden in Seebode* bis zu *viri est* auf der letzten Zeile, erst nach Z. 4 *(humanum)* der folgenden Seite stehen sollten.

Digitized by Google

Cod. Reg. c) *redditi*, *dein* haben drei Handschriften, und die, welche *deinde* bieten, weichen auch nicht ab; endlich d) wenn Orelli's nicht unpassender Einwurf, die Zusammenstellung *parentibus redditi id est magistris traditi* würde sich eher für einen Seneca, als für Cicero, schicken, vom Herausg. zurückgewiesen wird, und Hr. Kl. erklärt, die Kinder aus der Ammenstube seyen sofort den Lehrern übergeben worden, und es sey keine Mittelzeit eingetreten; würden wir fragen, ob denn nicht eben *dein* sofort, unmittelbar darauf heiſse? Doch wir fragen nicht weiter. — Über III. 2. 3: *ut nobis optime naturam invidisse videantur* haben wir in unserer Ausg. T. II. p. 12. ausführlich gesprochen, auch schon die Ansicht des Herausg. berührt. Wir gestehen, durch seine Auseinandersetzung und seine Vertheidigung der obigen Lesart gegen Bentlei's *optimam magistram*, das so schön zu dem vorhergehenden *quasi maximus quidam magister, populus*, als Gegensatz paſst, noch nicht überzeugt zu seyn. Wie, wenn gar neben der Abbreviatur NRA die andere ihr so ähnliche MRA ausgefallen wäre, und Cicero, ganz analog mit dem *maximus-magister, populus*, geschrieben hätte *optimam magistram, naturam* —? Darin läge ein, bei Cicero gewiſs nicht verwerflicher, concinner Parallelismus, wogegen man *optime* entweder unpassend ironisch, oder erzwungen durch ganz geschickt erklären muſs. Doch wir wollen dem Cicero keine Glosse aufdringen. — IV, 9, 21: *discordia ira acerbior, intumo odio et corde concepta.* Daſs man diese Lesart fast aller Handschriften vor Lambin nicht anstöſsig fand, das hat diese Stelle noch mit unzähligen andern gemein, die seitdem aus den besten Gründen corrigirt wurden, und gewiſs ist unser Herausg. der Letzte, welcher sagen würde, man soll eine Stelle deswegen uncorrigirt lassen, weil bisher Niemand daran angestoſsen sey. Kann er sich doch selbst mit vollkommenem Rechte rühmen, schon so manche Stelle, an der vor ihm Nieman anstieſs, zuerst verbessert zu haben. Daſs aber Lambin hier anstieſs, darf nicht auffallen. Denn mag man nun *intumo* zu *odio* allein, oder auch zu *corde* mit ziehen, immer bleibt die Verbindung *odio et corde* eine bei Cicero anstöſsige Zusammenstellung, wenn Hr. Kl. schon sagt: »es schadet nichts, wenn das allgemeinere *corde* noch hinzutritt«, und hinzufügt: »Wir sagen eben so: im innersten Haſsgefühle und Herzen.« Denn erstlich sagen wir wirklich nicht so, und es mag wohl Niemand bisher so gesagt haben, und zweitens würde dies den Ausdruck weder logisch richtig, noch

Digitized by Google

speciell Ciceronisch machen. Sind nun gleich die Änderungsversuche, die der Herausg. anführt, theils gewaltsam, (z. B. wenn Schütz *odio et* wegstreicht, oder Lambin *animo* aus *odio* macht,) theils unpassend, (z. B. Bouhiers Conjectur: *ira acerbior, inter duos corde concepta*, mit einer Anspielung auf die Etymologie von *discordia*); so ist doch vielleicht die Lesart unsers ersten Cod. Mon. *intimo odio corde concepta* der Beachtung werth, so dafs man erklären könnte: *quae (ira) corde concepta est ita, ut intimo odio se in animum infigat.* Oder man könnte ganz einfach *intimo odio corde concepto* lesen, und dies wäre: *quum videlicet intimum odium corde conceptum est.* — IV. 14. 32. *Nec vero in omnem morbum ac perturbationem animus ingeniosi cadit. Non enim multa ecferata et immania, quaedam autem humanitatis quoque habent primam speciem.* Hier drückt sich der Herausg. wieder stark aus: »man habe (sagt er) in elender Nachbeterei des grofsen, aber so oft übereilten, verkehrten und schiefen Bentlei auf die tollste Art geändert.« Die Änderungen Bentlei's sind *in ulla efferata et inania, in vitia eff. et imm.*, und *in ullam efferatam et immanem.* Wir geben gerne zu, dafs Bentlei's Emendationen übereilt sind, und die von uns aufgenommene erste gefällt uns selbst nicht recht. Aber etwas Richtiges hat Bentlei doch gefühlt, als er an das Emendiren ging. Denn entweder mufs man mit Ernesti zu *multa efferata et inania* suppliren *in eo esse solent*, oder mit dem Herausg. *sunt, in quae animus ingeniosi cadit:* aber dies sind für Cicero starke Supplemente, der seinen Lesern dergleichen Dinge nicht zumuthet; oder man mufs, zum Behuf des Supplirens, mit Nissen, die Construction des Verbums *cadere* umdrehen, nemlich *cadunt in animum ingeniosi.* Da vor einem *m* an unzähligen Stellen in den Handschriften *in* ausgefallen ist, so dürfte es vielleicht das Beste seyn, *non enim in multa efferata et inania* zu schreiben, wo sich das zuletzt vorhergehende Verbum *cadit* als das ungezwungenste und einfachste Supplement darböte. Nach *immania* würden wir dann ein Kolon setzen.

Wir kommen auf einige der in der Vorrede zur kleinern Ausgabe besprochenen Stellen. I. 29. 70: *Credo equidem in capite; et cur credam afferre possum.* So giebt der Herausg. mit fast allen Handschriften in der gröfseren Ausgabe. In der kleinern hat er aus dem einzigen Cod. Col. *rationem* vor *afferre* eingeschoben, welches auch der Cod. Duisb. giebt: erstlich, weil Cicero sonst so oft *rationem afferre* sage, sodann, weil sich *afferre* allein sonst nicht so finde; endlich, weil die Abbreviatur des

Digitized by Google

Wortes *rationem* (*raoe*) leicht ausgefallen seyn könne. Ref. findet es doch bedenklich, das in den besten Handschriften fehlende Wort aus solchen aufzunehmen, deren Werth nicht hoch anzuschlagen ist: und wenn er auch zugiebt, daſs die von ihm zu Cic. de Div. I. 30. p. 153 citirten Stellen nicht für die unsrige beweisend sind, da *afferre* dort zwar keinen unmittelbaren Accusativ bei sich, aber den Acc. c. infin., also doch einen Objectsaccusativ, nach sich hat, (z. B. Tusc. 3, 23: *affert nihil evenisse, quod* —): wenn er ferner einräumt, daſs die in seiner Ausg. aus dem Werke des *Jo. Ker* (*Obss. de L. L.*) citirte Stelle, angeblich aus Cicero: *afferri potest, cur non omnia fato fiant*, so schlagend sie wäre, Nichts beweise, so lange sie nicht aus Cicero selbst nachgewiesen wird, wo Ref. sie bisher nicht hat finden können; so glaubt er doch, das *cur credam afferre possum* dem Cicero vindiciren zu können, indem er gerade das *cur credam* als das Object oder den Accusativ durch eine Art von Synesis betrachtet: »ich kann das *cur credam* d. i. den Grund meiner Überzeugung, beibringen. — I. 29. 71: *ut — in coelum videretur escendere.* In den Vorreden zu beiden Ausgaben will Hr. Kl. jetzt *ascendere* hergestellt wissen, und hat es auch in der kleinen gethan. Dazu bewog ihn eine Äusserung des Hrn. Berger (in Paris), der den Cod. Reg. für Orelli verglich, und S. 3 der Orelli'schen Specialausgabe der Tusculanen, wo er die Verschiedenheit der Absätze in dem Cod. Reg. in Vergleichung mit der Ausg. von Lallemand heraushebt, und zur Probe einige Stellen abschreibt, gerade diese Stelle giebt und *adscendere* schreibt. Hr. Kl. fügt nur noch bei: so häufig *escendere* in den MSS. in *ascendere* verdorben sey, so gewiſs sey wohl auch manchmal *ascendere* ohne Grund statt *escendere* hergestellt worden. Das mag seyn. Aber zum vorliegenden Falle bemerken wir: a) die Aushebung der Stelle am angeführten Orte durch Hrn B. ist nicht deswegen gegeben, um die Lesart der Worte der Handschrift mitzutheilen. Die Worte waren ihm Nebensache, und er kann sie wohl nur flüchtig angesehen haben; b) in der von seiner Hand geschriebenen Vergleichung des Cod. Reg, die Ref. selbst in Händen hatte, giebt Hr. Berger als Lesart dieses Cod. *escendere* ausdrücklich an; c) Davisius schrieb zwar in der ersten und dritten Ausgabe *ascendere:* aber in der zweiten, wo er stillschweigend, auch in Kleinigkeiten und in der Orthographie, dem Cod. Reg. folgt, giebt er *escendere;* d) *escendere* hat auch unser Gud. 1., fast der Zwillingsbruder des Reg.;

Digitized by Google

e) endlich liegt in der Stelle selbst, ihrem Zusammenhange und Gegensatze, kein positiver Grund, *escendere* als falsch zu verwerfen, und *ascendere* als überwiegend richtig vorzuziehen. — III. 12. 26: *tanta vis sceleris in corpore haeret.* Im Texte haben beide Ausgaben diese Worte als eine Reflexion des Cicero, abgeschieden von den vorausgehenden zwei Versen aus dem Thyestes des Ennius. Hr. Kl. sagt, Cicero fange öfters solche Betrachtungen mit *tantus* an. Doch wird er selbst etwas bedenklich durch das folgende *Tu te, Thyesta* —, läſst sich jedoch nicht dadurch abbringen, und setzt noch in der Vorrede zur kleinern Ausgabe (nachdem er in der zur gröſsern nicht dagegen zu seyn erklärt hatte, wenn man die obigen Worte an die Dichterworte anschlieſsen wolle,) mit abermaliger Änderung seiner Ansicht, hinzu: »videntur haec verba Tulli esse, non poëtae.« Wir geben nun zwar auf das Zwängen jener Worte in das bakchysche Metrum bei Bentlei, oder in das ithyphallische bei Bothe (*Fragmm. poëtt. Scenic.* T. I. p. 66.), nicht viel: halten uns jedoch theils durch das Colorit der Rede, (*vis sceleris in corpore haeret,*) theils durch die offenbar erst mit *Tu te, Thyesta, damnabis* beginnende Reflexion des Cicero, für berechtigt nicht nur, sondern für verpflichtet, jene Zeile dem Dichter gleichfalls zu vindiciren. — III. 27. 65. Über dieser Stelle waltet in beiden Ausgaben ein eigenes Miſsgeschick. Die Stelle heiſst: *Quid? quod res ipsa lugere prohibet?* Hierüber sagt Hr. Kl. die geringern Handschriften haben *quid? quos res ipse lugere prohibet?* Hier ist *ipse* bloſser Druckfehler für *ipsa*: denn jenes hat keine Handschrift. Aber auch das ist nicht richtig, daſs die geringern Handschriften *quos* haben. Gerade einige der besten haben es: der Cod. Gud. 1, der Cod. Bern., der Cod. Marb., der Cod. Rehd. (in wie ferne wir den beiden letztern ein Gewicht zuschreiben, haben wir im Index apparatus critic. p. XVI und XVII unserer Ausg. gesagt.) Warum wir aber den das Object enthaltenden Accusativ *quos* dem *quod* der meisten Handschriften vorziehen, wollen wir nicht auseinandersetzen, da der Herausg. in der Vorrede zur gröſsern Ausg. S. XIII selbst sagt, die Lesart *quid? quos* habe allerdings Manches für sich, und er werde bei der eigentlich kritischen Ausgabe die Sache nochmals erwägen müssen; in der zur kleinen aber: »non jam impedio quin scribatur: *Quid? quos res ipsa legere prohibet?*« Wo *legere* abermals Versehen des Setzers und Correctors ist. Das *Quid? quos* war den Abschreibern eben

Digitized by Google

so fremd, als *Quid? quod* geläufig. Wie natürlich, daſs sie jenes in dieses verwandelten! — I. 31. 76: *nunquam ita te in hoc sermone dimittam, ulla uti ratione, ut mors tibi videri malum possit.* »Über das wiederholte *ut* (lautet die Anmerkung zu dieser Stelle) vergleiche man die Vorrede.« Hier wird gesagt, in jener Schreibung sey die Lesart sämtlicher Handschriften hergestellt, darauf wird nach *ulla uti ratione* ein Gedankenstrich gesetzt, als ob zwischen *ratione* und *ut* Etwas stünde, und nur hier ausgelassen wäre, dann von der Wiederholung des *ut* und ähnlicher Partikeln, die wegen der Deutlichkeit oder des Nachdrucks wegen geschehe, gesprochen, zugleich auch auf des Herausg. Vorrede zu Cic. Reden I. p. XXVI fg. verwiesen, auch Terent. Andr. V. 1. 9—11 citirt, wo *ut* im 9ten und im 11ten Verse, nach einem langen Einschiebsel, allerdings in Einer Construction, des Nachdrucks und der Deutlichkeit wegen steht. Und, heiſst es weiter, findet man dem *ut* in unserer Stelle das vorhergegangene *uti* zu nahe, so vergleiche man die Bemerkung zu V, 27, 76; und will man *uti* — *ut* nicht einander aufnehmen lassen [soll wohl heiſsen: auf einander folgen lassen?], so giebt dazu schon das griechische *ἐμὲ* und *μέ*, was zich bisweilen so ergänzt (?), die richtige Analogie. Vgl. Vorrede zu den Reden I. p. LXIX fg. Die Ausgabe der Ciceronischen Reden des Herausg. steht uns leider nicht zu Gebote: aber fragen möchten wir ihn doch, ob er wirklich noch dieses *ulla uti ratione ut mors tibi videri malum possit* auch im Ernste für erträglich hält, und warum er ein Komma nach *ratione* gemacht hat? Dadurch wird doch das zweite *ut* von dem ersten nicht weiter entfernt. Und wo ist hier ein Nachdruck, wo eine Forderung der Deutlichkeit? Was ist das zweite *ut* anders, als eine am unrechten Orte eingeschobene Verdeutlichung des *uti*, oder gar als ein Einschiebsel eines Menschen, der *uti* für den Infinitiv von *utor* hielt, so unverständig es ist? Hier das zweite *ut* vertheidigen und beibehalten, ist, wie neulich ein Gelehrter scherzhaft sagte, eine wahre Codicolatrie. Und es haben nicht einmal alle Codd. Beides. Unser Cod. Vind. 1. läſst das zweite weg, und der Rehd. hat *ulla in ratione*, was übrigens freilich Niemand empfehlen kann. Übrigens verweist Ref. auf seine Ausgabe. — Zu I. 32. 78: *etsi nihil animis oportet confidere*, wo die Vorrede zur gröſsern Ausg. sich jetzt *nimis* für *animis* gefallen lassen will, bemerken wir blos, daſs nicht, wie der Herausg. glaubt, alle Handschriften *animis* haben, sondern wirklich

Digitized by Google

mehrere *nimis*. S. unsere Ausg. p. 264 sq. — Eben so III. 2. 3. bei *quum vero eodem*, wo Hr. Kl. jetzt, nach Vorr. S. XI der gröſsern Ausg., die Lesart *quum vero accedit eodem* vertheidigen möchte, fügen wir nur noch bei, daſs dieses *accedit* wirklich in recht guten Handschriften steht. S. unsere Ausg. T. II. p. 10, besonders die Bemerkung von A. Majus daselbst.

Endlich lassen wir noch einige Stellen des ersten Buches folgen, über welche wir uns mit dem Herausg. gerne verständigen möchten, lassen aber, nothwendiger Kürze wegen, alle diejenigen weg, wo wir vollkommen einverstanden sind, und ihm in der Stille danken. *) — I. 4. 7: *in quam exercitationem ita nos studiose operam dedimus*. Die unbeholfene und unciceronische Construction *operam dare in aliquam rem* gefällt Hrn. Kl. selbst nicht recht, aber er glaubte sie doch beibehalten zu müssen, a) weil alle Handschriften *operam* haben, b) weil Ruhnken sie vertheidige, c) weil es eine ähnliche Stelle des Plautus giebt. Aber a) melden Muretus, Lambinus und Fr. Fabricius, sie haben *operam* in alten Handschriften nicht gefunden. Denn daſs die veteres libri Handschriften, und nicht alte Ausgaben, sind, sieht man daraus, daſs keine bekannte ältere Ausgabe, die jene Männer sehen konnten, *operam* ausläſst; b) kann man Ruhnkens Citat unserer Stelle, (ad Terent. Andr. I, 1, 130.) mit Berufung auf Davisius, keine Vertheidigung nennen; c) ist die Stelle des Plautus, der ohnehin für Cicero's Sprachgebrauch nichts entscheidet, (Casin. Prol. 22. *benigne ut operam detis ad nostram gregem,*) der unsrigen nicht gleich. Streicht man in der unsrigen *operam* weg, dann ist Gedanke und Sprache richtig und erst recht Ciceronisch; streicht man *operam* bei Plautus weg, dann ist kein Sinn mehr in der Stelle. Es ist sicher eine in den Text eingeschlichene Glosse. Ein Interpret wollte sagen, *se dare in aliquam rem* sey ungefähr so viel, als *operam dare alicui rei:* und *operam* schob sich ein. — I. 13. 29: ist in der Note bei den aus Appulejus angeführten Versen, welche die Namen der zwölf Götter enthalten, der Name der

*) Wir rechnen dahin auch Erörterungen wie die zu I. 40. 96. über *pendere animi*, wo das letztere Wort als alte Ablativform erklärt ist; zu I. 21. 47. über *videlicet*, *scilicet;* über I. 22. 51: *alienae domui;* die Erklärung von I. 22. 52: *sic ut tributum a deo sit hoc se ipsum posse cognoscere*, nebst der Herstellung der Stelle; die Vertheidigung von *mitto similitudines* I. 33. und Vieles Andere.

Digitized by Google

Ceres im ersten Verse ausgefallen. — I. 14. 31: *ut ait in Synephebis.* So haben allerdings die ältesten und besten Handschriften, die meisten übrigen haben nach *ait* entweder das ganz falsche *Ennius,* oder den Namen des wahren Verfassers *Statius.* Hr. Kl. giebt *ait* ohne Subject, und übersetzt: »wie es in den Synepheben heiſst.« Wenn es das nur hieſse! Der Herausg. spricht zwar selbst etwas zweifelhaft: aber wir müssen diese Übersetzung entschieden ablehnen. Wenn *ait, inquit* ohne Subject bei Cicero steht, so ist dabei immer ein leicht zu supplirendes (z. B. mein Gegner) zu ergänzen. Hier geht so Etwas durchaus nicht an, und es muſs entweder ein Subject hinein, und zwar *ille,* das unser Cod. Aug. bietet, oder wir müssen auch das *ait* wegwerfen, was am Ende auch Hr. Kl. vermuthet, oder schreiben *ut est in Synephebis* oder *ut ille in Synephebis:* gerade wie wir de N. D. I. 6. 13. aufgenommen haben, wo die Handschrift des *Ursinus* es bot, während auch 4 gute Handschriften blos *ut in Synephebis* haben (was nicht angeht, weil vorausgeht: *Itaque mihi libet exclamare*), andere aber *Plautus* oder *Terentius,* oder, wie hier, *Statius* geben. — I. 22. 53: *Sed si qualis sit animus ipse animus nesciat.* Wir verwerfen den Conjunctiv nicht, ob wir gleich den Indicativ gegeben haben. Aber gegen die Behauptung müssen wir uns erklären, daſs der Indicativ geringe handschriftliche Auctorität habe. Wir wollen die acht Oxforder Handschriften nicht höher anschlagen, als sie es verdienen: aber sind die besten, der Cod. Reg. und unser Gud. 1. gering? und noch vier andere, die, wenn auch nicht von hohem Range, doch wenigstens mitzählen? — I. 23. 54. hätten wir den häſslichen Hiatus, *qua a primo* nicht aufgenommen, besonders da der Herausg. das *a* selbst nicht für durchaus nöthig hält, und gerade die besten Codd. es nicht haben. — I. 25. 60: *quae sit illa vis et unde sit, intelligendum puto.* »So, sagt der Herausg., die besten Handschriften, und man darf an dem wiederholten *sit* keinen Anstoſs nehmen. Die andere Lesart: *et unde, sic intelligendum puto,* beruht wohl nur auf einer falsch gelesenen handschriftlichen Auctorität.« Wir nehmen keinen Anstoſs an dem wiederholten *sit,* aber wohl an dem so nakt und unciceronisch dastehenden *intelligendum puto.* Welcher sonderbare Gedanke: »Vermuthlich muſs man verstehen, was dies für eine Kraft sey (oder: welches jene Kraft sey), und woher sie sey.« Sagt man aber, der Sinn sey: Verstehen muſs man aber, (oder: darüber muſs man erst ins

Klare kommen, mit sich selbst im Reinen seyn,) welches jene Kraft sey u. s. w.; so hätte Cicero ganz anders schreiben müssen. Da er aber schon vorhin gesagt hat: *aut quam habet vim? aut unde naturam?* und, anstatt zu antworten, acht Zeilen gleichsam parenthetisch zwischenein schiebt; so wiederholt er hier, ehe er die Frage zu beantworten versucht, dieselbe indirect, und mit Bescheidenheit setzt er hinzu: ich denke aus Folgendem (*sic*) wird erhellen, welches denn diese Kraft ist, und was ihre Quelle ist: nemlich, es sey eine göttliche Kraft, und die Gottheit sey ihre Quelle. Da darf aber dann *sic* nicht fehlen. Und wie leicht nach dem zweiten *sit* das so ähnliche *sic* (in vielen Handschriften sind *t* und *c* kaum zu unterscheiden) ausfallen konnte, braucht nicht weiter besprochen zu werden. Hat doch das *sic* im Berner Codex umgekehrt auch das zweite *sit* hinausgedrängt. Wir lesen also: *et unde sit, sic intelligendum puto.* Daſs aber Or. zum Beweise, daſs *sic* fehlen könne, de Finn. III. 11. 39. citirt (*intelligi necesse est, pluris id, quod honestum sit, aestimandum esse, quam illa —,*) und hinzusetzt: »locus prorsus similis est«, ist vielleicht eine bloſse Übereilung; denn dieser locus ist prorsus dissimilis; aber ganz gleich ist der zweite von ihm citirte de Finn. IV. *sed sic intelligamus.* Unsere Lesart hat auch Or. selbst in der Einzelausgabe am Schlusse S. 174 empfohlen. Und wenn Wolf in den Vorlesungen sagte, es könnte auch *et unde sit* gelesen werden, so braucht man deswegen nicht anzunehmen, er habe *sic* wegwerfen wollen: auch hat er es in keiner seiner Ausgaben gethan. — I. 30. 73: *mentis acies se ipsam intuens.* Die Empfehlung des *se ipsam* für das von Lambin und seit Ernesti aufgenommene *se ipsa* wollen wir nicht miſsbilligen; aber ein Irrthum ist es, zu sagen, *se ipsam* habe der Cod. Reg.; denn dieser hat, mit dem ihm ebenbürtigen Gud. 1., *se ipsa.* — I. 49. 116: *Harmodius in ore et Aristogito, Lacedaemonius Leonidas; Thebanus Epaminondas viget.* Allerdings haben die meisten und besten Handschriften *in ore,* ohne *est:* aber dieses *est,* das doch nicht ohne handschriftliche Autorität ist, (s. unsere Ausg. S. 403,) läſst Hr. Kl. kaum sprachlich als richtig gelten, weil Cicero sonst immer *semper, valde* oder *omnibus* (wir fügen noch bei *vulgi, populi*) zu *in ore est* setze. Dafür söllen wir *viget* für alle diese Namen als Verbum gelten lassen, also denken: *Harmodius et Aristogito in ore vigent.* Ist es zweifelhaft, ob man sagen könne *in ore esse,* so ist es mehr als zweifelhaft, ob man sagen dürfe

Digitized by Google

in ore vigere. Und wie leicht fällt ein ē (est) nach *ore* aus! — I. 48. 116: *Menoeceus — oraculo edito largitus est patriae suum sanguinem. Iphigenia Aulide duci se immolandam jubet, ut hostium eliciatur suo.* So haben allerdings die besten Handschriften. Schon J. M. Brutus fand es so in seinem Gryphianus, und verlangte deswegen, man solle aus dem Vorigen zu den letzten Worten *sanguis* suppliren. Dasselbe Ansinnen macht auch der Herausg. Das ist eine Zumuthung, die gewiſs Cicero seinen Lesern nicht machte: aus einer diese Erzählung gar nichts angehenden Erzählung das Subject für die zweite zu holen. Fehle was da wolle: Etwas fehlt. Und da *sanguis* das natürlichste ist, so hätten wir es wenigstens mit Or. in einer Klammer beigesetzt gewünscht. *) — I. 43. 104: *Praeclare id quidem* [Sokrates], *qui — se ostenderit de hoc toto genere* [was mit seinem Körper nach dem Tode geschehe] *nihil laborare. Durior Diogenes et id quidem sentiens, sed ut Cynicus asperius, projici se jussit inhumatum.* Es ist abermals wahr: Hr. Kl. giebt *et id quidem sentiens* aus mehrern Handschriften (zehen), aber doch nicht denen vom ersten Range, noch weniger aus den meisten: denn diese haben *et is quidem sentiens.* Um nun keine Conjectur aufzunehmen, hält er sich an jene, da die Lesart der besten ganz sinnlos ist; und, da er selbst fühlt, daſs es mit dem *id quidem sentiens* auch nicht am besten steht, und das *id* eben doch *idem* heiſsen sollte, so überredet er sich, es heiſse, und zwar *eben dies* im Sinne habend, erklärt es für unrecht, *idem* zu verlangen, verlangt dagegen, man soll *id* betonen, wo es dann mit dem folgenden *quidem* nichts Anderes bedeuten könne, als eben das, worum es sich eben handle, und mit *idem* auf dasselbe hinauskomme; *quidem* aber im Gegensatz zu dem Folgenden schränke ein: »dies zwar in Gedanken habend, allein im Ausdruck rauher.« Daſs man aber hier das *id* nicht verstanden habe, sey kein Wunder, da man auch oben I. 34. 84. bei *possem id facere* [nemlich quod is fecit, qui amicis vitae humanae enumeravit incommoda] »thörichter Weise« das *id* in *idem* verwandelt habe. Man blicke beide Stellen unbefangen an, man erwäge Cicero's Klarheit, man

*) Viel nachgiebiger ist Hr. Kl. I. 24. 58. bei *nihil enim putat esse*, wo er nach der Vorr. S. VIII nichts mehr gegen Einschaltung des *ille* vor *putat* einwenden, sondern annehmen will, es sey im Cod. Reg. zufällig ausgefallen; ob es gleich nicht sehr nöthig ist.

Digitized by Google

frage sich, ob man ohne jene schon von alten Abschreibern falsch gelesene Abbreviatur *id̄* oder ID̄. für *idem* auch nur auf den Gedanken gekommen wäre, es sollte *id* heiſsen, oder *id* wäre eben so gut? und ist nicht von *idem facere* in der Stelle I. 34. 84. eine deutliche Spur sogar noch im Cod. Vind. 1. wo *id efficere* steht (aus IDĒFACERE)? Und ist nicht Hr. Kl. genöthigt, erstlich sein *id* aus den Handschriften untergeordneten Ranges zu holen, da die bessern *is* haben? und muſs er nicht mit einer ganz eigenen Kunst dem *quidem* eine gedoppelte Rolle zutheilen? Erst muſs es helfen, das *id* zur Bedeutung von *idem* zu erheben: dann muſs es wieder zwar heiſsen (zwar in Gedanken habend), also helfen, das *sentiens* dem *asperius* (sc. eloquens) entgegen zu setzen, zu welchem Gegensatze es nur dann an seinem rechten Platze stünde, wenn wirklich *idem* vorausginge. Wir sind weit entfernt, dem Cicero Eleganzen, die er verschmäht, aufdringen zu wollen; aber falsch lesenden und falsch corrigirenden Abschreibern zu gefallen ihn schielend reden und denken zu lassen, scheint über die Gewissenhaftigkeit hinaus zu gehen. An der Lesart der besten Handschriften braucht kein Buchstabe geändert, sondern nur die vier letzten als gröſser geschrieben gedacht, also doppelt gelesen zu werden, wie so oft in den Florentiner Pandekten, die im Anfange des siebenten Jahrhunderts geschrieben sind: nemlich so: ETISQVIDEMSENTIENS *), das ist, wie wir mit Wolf und Orelli geschrieben haben: *et is quidem sentiens.* — I. 43. 103: *aut sicubi nactus eris, ut tibi videtur, sepelito.* Hier haben wieder allerdings mehrere, und darunter zwei der besten Handschriften *videtur:* aber *videbitur,* das wenigstens 15 haben, darunter zwei, die an die besten reichen, und wo an die Naseweisheit eines Correctors gar nicht zu denken ist, ist dem Sinne zugleich und der Sprachlogik weit angemessener, und harmonirt, was auch der Herausg. gegen Kühner und über die Sprachformel »wie dir's gefällt«, das man auch von künftigen Dingen sage, sprechen mag, dennoch recht gut mit dem Platonischen Ausdruck, den zwar Cicero im Allgemeinen

*) Ein sehr ähnliches, aber noch auffallenderes, Beispiel führt *Scioppius De arte Critica* (ed. Amst. 1662. 8.) p. 61 bei dieser Regel der Verbalkritik und Angabe der durch solche Schreibung veranlaſsten Irrthümer an, nemlich eine Stelle des Symmachus, wo geschrieben ist SATEMPORIS, und zu lesen: *sat te temporis.*

Digitized by Google

freier zu geben pflegt, der aber auch, strenger angepaſst, nicht gerade *visum erit* fordern würde, sondern *ut tibi videbitur* (sc. tum, quum de sepultura cogitabis) ganz gut zuläſst. Wie Hr. *Kl.* aber zur Vertheidigung des Präsens vor dem Futurum die Stelle I. 32. 77: *Numne vis igitur audire —? ut* *videtur: sed me nemo de immortalitate depellet* — anführen konnte, sehen wir nicht ab. Sie würde passen, wenn die Frage wäre: Soll ich dir *morgen* eine Auseinandersetzung geben? Aber gerade dann würden wir auch hier *videbitur* erwarten müssen. So aber heiſst es: Sprich, oder sprich nicht: nimmermehr wird mir Jemand den Glauben an Unsterblichkeit rauben.

Doch es ist Zeit, abzubrechen, so Manches wir auch noch zu besprechen, so gerne wir besonders auch wenigstens nur einen kleinen Theil des vielen Trefflichen jeder Art ausheben möchten, was wir uns um so ungerner versagen, als durch Übergehung desselben unsere Anzeige eine Färbung erhalten hat, die sie am wenigsten gerne haben möchte, da wir, obgleich Jahre lang mit diesem Werke Cicero's beschäftigt, *dennoch* in *dieser* Ausgabe so Vieles gefunden haben, das uns veranlaſste, *Einzelnes* und *ganze* Partieen von einer neuen Seite anzusehen. Ref. hat nun zwar, dem Wunsche eines Freundes Gehör gebend, welcher auf diesem Gebiete eine gewichtvolle Stimme hat, am Schlusse seiner eigenen Ausgabe die wichtigsten von dem Herausg. selbst bezeichneten Stellen, die von ihm verbessert oder vertheidigt oder erläutert worden sind, kurz herausgehoben: aber er hat gleich von Anfang darauf verzichtet, auch nur einen kleinen Theil des vielen Interessanten und Guten ausziehen oder das Buch für seine Ausgabe gleichsam ausbeuten zu können.

Ulm. *G. H. Moser.*

Digitized by Google

N°. 70. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Politique d'Aristote, traduite en Français d'après le texte collationné sur les manuscrits et les éditions principales par J. Barthélemy-St.-Hilaire. Paris, imprimé par Autorisation du Roi à l'imprimerie royale. MDCCCXXXVII. Tome I. CXC und 327 S. Tome II. 559 S. in gr. 8.

Indem wir eine neue in Frankreich erschienene Bearbeitung der Politik des Aristoteles zur Kunde unserer Leser bringen, kann es dabei nur unsere Absicht seyn, sie auf Inhalt und Charakter dieser Ausgabe aufmerksam zu machen und insbesondere die Ergebnisse derselben in der Kürze ihnen vorzulegen. Es ist nemlich diese Bearbeitung — gewiſs ein erfreulicher Beweis eines gründlicheren, auf Erforschung des Alterthums gerichteten Studiums in Frankreich — nicht ausschlieſslich für Philologen (wie dies meist bei solchen Erscheinungen in Deutschland der Fall ist) bestimmt; sie wendet sich vielmehr an ein gröſseres, gebildetes Publikum, dem die Früchte der politischen Weisheit des alten Stagiriten zugänglicher gemacht werden sollen. »Cette traduction, so beginnt die Einleitung, est adressée à tous ceux qu'interessent la science politique et l'histoire de la philosophie: l'une doit reconnaître dans la politique d'Aristote son point de départ et l'un de ses principaux monuments; l'autre y trouve un des chefs d'œuvre de cette intelligence qui, depuis deux mille ans n'a point encore eu d'égale en profondeur et en étendue et que l'humanité n'apas cru trop honorer par une obéissance inouie de plusieurs siècles et par une admiration, qui ne s'eteindra pas« — ein Urtheil, das schon im Voraus zu günstigen Erwartungen berechtigen kann, wenn man so manche Vorurtheile bedenkt, die in dieser Beziehung ebensogut in Frankreich, und vielleicht dort noch in höherem Grade, wie bei uns noch obwalten; ein Urtheil, das uns aber auoh — und man wird sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht finden — erwarten läſst, daſs der Heausgeber seinerseits Alles werde aufgeboten haben, die politische Weisheit des Aristoteles in einem möglichst reinen Texte sowie in einer dem Geist des Originals angemessenen treuen Übersetzung denjenigen Männern, denen sein Werk bestimmt ist, vorzulegen. Was er in dieser Hinsicht geleistet, darauf werden wir weiter unten wie-

der zurückkommen müssen. Hier müssen wir zuvörderst der ausführlichen, an zweihundert Seiten füllenden Einleitung gedenken, die im ersten Bande dem Text und der Übersetzung vorangeht. Da sich in ihr manches Bemerkenswerthe, manches Neue sowohl in Bezug auf die Politik des Aristoteles im Besondern, als auch im Allgemeinen über Aristoteles und dessen Schriften findet, so wird es uns allerdings vergönnt seyn, den Hauptinhalt derselben zu durchgehen und das Wesentlichste daraus hervorzuheben; es wird dies zugleich die beste Gelegenheit seyn, die Leser mit den Ansichten des gründlich gebildeten Verfs., seiner Behandlungsweise und seinem Verfahren bekannt zu machen und damit einen Begriff von dem ganzen Unternehmen und dessen Charakter zu geben.

Eine vollständige Entwicklung des Aristotelischen Systems hier vorzulegen, hielt der Vf. mit Recht für ungeeignet; dies konnte Gegenstand eines eigenen Werkes seyn, und darum beschränkt er sich auf einige allgemeine Bemerkungen über die Stellung des Aristoteles in der gesammten Philosophie des Alterthums und sein Verhältniſs, als Philosoph zunächst, zu Sokrates und Plato; wenn er uns daher in möglichster Kürze einen klaren und deutlichen Überblick des Systems Aristotelischer Philosophie nach ihren Hauptrichtungen giebt und zugleich mit Recht auf die unendliche Bedeutung derselben für alle nachfolgenden Jahrhunderte hinweist, so führt er uns dann wieder zur Politik zurück, als zu demjenigen Werke, in welchem der allgemeine Charakter Aristotelischer Philosophie sich in einem höheren Grade, als in andern Werken dieses Philosophen, ausgeprägt finde. »La rigueur de la classification, la forme concise et logique du raisonnement, l'esprit de méthode, de regularité, tous les merites d'Aristote y éclatent.« (S. XV.) Um dies zu zeigen, folgt eine klare Darstellung des Gangs, den Aristoteles in dieser Schrift befolgte, woran sich die Angabe der ähnlichen Schriften schlieſst, welche Aristoteles über diesen Gegenstand überhaupt geliefert hatte, die aber leider verloren gegangen sind. Der schwerste Verlust, der unersetzlichste wird für uns immer seine Darstellung der Verfassungen der verschiedenen Staaten des Alterthums, der griechischen zunächst, seyn; auch unser Verf. erkennt in den Politien mit Recht das kostbarste Monument für die innere Geschichte der griechischen Staaten und ihrer Verfassungen; so wenig Hoffnung auch jetzt zu einer Wiederauffindung desselben vorhanden ist, es müſste denn die einer arabischen Übersetzung seyn, was aber doch wohl

Digitized by Google

sehr unwahrscheinlich ist. Übrigens versäumt der Verf. nicht, auch alle die andern zahlreichen Schriftsteller anzuführen, die in Griechenland, von verschiedenen Schulen der Philosophie ausgehend, auf diesem Gebiete der Staatswissenschaft oder der Politik sich versucht haben, da man kaum einen griechischen Philosophen finden wird, der nicht irgend eine Schrift über diesen Gegenstand hinterlassen, so wenig auch davon überhaupt auf unsere Zeit gekommen ist. Daſs die meisten mehr den idealen Standpunkt erfaſsten, während ein Aristoteles mehr auf dem Boden der Wirklichkeit sich hielt, ist eine auch vom Verf. und mit Recht aufgenommene Behauptung, die sich nicht schwer wird beweisen lassen; ein doppelter Grund, ein allgemeiner wie ein besonderer, wird vom Verf. namhaft gemacht, dem wir gerne beistimmen, wenn er gegen die Behauptungen eines Montesquieu auftritt, wornach Aristoteles nur aus Opposition gegen Plato geschrieben, und sich durch Eifersucht gegen diesen und durch Vorliebe für Alexander habe verleiten lassen, oder gar ein niedriger Schmeichler und Höfling, ein Freund der Despotie gewesen. Es führt dies zugleich auf die Behauptungen eines andern Philosophen neuester Zeit, nemlich auf das von Cousin (Cours d'histoire de la philosophie) über Aristoteles und dessen Politik zunächst gefällte Urtheil. Bei aller Anerkennung, die der Verf. dem Geiste und dem wohlthätigen Einfluſs dieses Mannes auf die wissenschaftliche, zunächst philosophische Richtung in Frankreich zollt (er nennt ihn S. XXXIV l'homme qui a exercé la plus haute et la plus salutaire influence sur le mouvement des etudes philosophiques de nôtre temps), vermag er doch keineswegs dessen, auch nach unserer Überzeugung gänzlich schiefen und falschen, aus Mangel genauerer Kunde und Einsicht in die Schriften des Aristoteles hervorgegangenen Urtheilen beizupflichten; er sieht sich vielmehr genöthigt sie zu bestreiten, und namentlich die Irrthümer nachzuweisen, die ebensosehr darin liegen, wenn z. B. die Politien (nicht die Politik) mit dem Esprit des lois von Montesquieu zusammengestellt werden, was bei dem verschiedenen Inhalte beider Werke ganz unstatthaft ist, als in der Behauptung, daſs Aristotes an die Spitze seines ganzen politischen Systems den Nutzen (l'utilité) gestellt, während es wahrhaftig keiner sehr tiefen Studien bedurfte, um zu lernen, daſs Aristoteles die Politik für etwas ganz Anderes ansieht, daſs er sie vielmehr als die Wissenschaft vom Staate betrachtet, die da lehrt, wie die Menschen durch den Staat zur Glückseligkeit und Wohlfahrt, die allein in

Digitized by Google

der Tugend, und diese hinwiederum in der Gerechtigkeit besteht, gelangen können. Es bedürfte für den französischen Philosophen nur eines Blickes in die doch wahrhaftig nicht tief eingehende Schrift von Raumer (Über die geschichtl. Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik; die *erste* Auflage 1826) — anderer gelehrten Erörterungen nicht zu gedenken, um sich darüber eines Bessern zu belehren und den Wahn, daſs Aristoteles in seinem politischen System die Nützlichkeit an die Spitze gestellt, von sich abzuweisen. Bei dieser Gelegenheit berührt der Verf. dann auch einige andere Punkte, die zu einer gerechten Würdigung des Aristoteles gehören, namentlich die Ansichten desselben über Sclaverei, die irrige Behauptung, die den Aristoteles zu einen Vertheidiger der Tyrannei macht oder zu einem Apologeten einer absolut monarchischen, despotischen Verfassung, da er vielmehr gleiche Theilnahme aller Bürger im Staat an allen politischen Angelegenheiten, also gleiche Ausübung politischer Rechte, wie wir dies jetzt nennen, lehrt, und deshalb selbst von neuern Lehrern des Staatsrechts, erklärten Anhängern einer unumschränkten Regierungsform getadelt und selbst einer demokratischen Richtung angeschuldigt worden ist. Was in dieser Beziehung von dem Verf. recht gut weiter ausgeführt worden ist, können wir hier nicht wiederholen, wir können es nur andeuten und auf das Buch selbst verweisen, in welchem gerade das, was des Aristoteles Verdienst in der theoretischen Entwicklung staatsrechtlicher Formen und Verfassungen für seine Zeit wie für alle nachfolgenden, also auch für unsere geworden ist, treffend hervorgehoben wird. Es wird sich freilich Mancher unserer modernen Staatskünstler wundern, wenn er z. B. hört, daſs die in unserer Zeit, seit den ersten Erscheinungen der französischen Revolution so viel besprochene Scheidung der drei Gewalten im Staat, der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen, schon von Aristoteles so gut als möglich erörtert und besprochen worden, daſs er zuerst mit Bestimmtheit die verschiedenen möglichen Staatsformen und Verfassungen unterschieden und dargestellt hat (vgl. z. B. die Note zu III, 5. §. 1. T. I. p. 246) u. s. w.

Die Zeit der Abfassung der Politik fällt nach dem Vf. innerhalb der Jahre 330—323 vor Christus, etwa gegen das sechzigste Lebensjahr des Aristoteles, also nicht um 338, wie Niebuhr annahm; auch erklärt sich der Verf. entschieden gegen die Meinung, welche die Politik des Aristoteles, gleich anderen Schriften desselben Philosophen, aus der Vereinigung verschiedener,

Digitized by Google

ursprünglich getrennter und nachher zu Einem Ganzen zusammengefügter Theile entstehen läſst, da er vielmehr die Politik, zumal in der von ihm vorgeschlagenen Ordnung der einzelnen Bücher, worauf wir weiter unten zurückkommen müssen, für ein durch und durch vollständiges und ungeachtet einzelner Digressionen wohl in seinen einzelnen Theilen zusammenhängendes, im Geiste des Aristoteles gedachtes und von ihm auch ausgeführtes Ganze erklärt, wie es auch allein von dem streng systematischen Geiste dieses Mannes sich erwarten lieſs. Auch sind die Eigenschaften des Styls (»extremement concis, serré, nerveux, logique«) gut hervorgehoben, sowie die ausgezeichnete Methode und die streng systematische Behandlungsweise des Gegenstandes, obwohl bekanntermaſsen eben diese Form mehrfach Veranlassung zu ungerechtem Tadel, gegen welchen Aristoteles mit Recht hier in Schutz genommen wird, gegeben hat.

Wir übergehen, was der Vf. S. LVIII ff. über die mit Bezug auf die Erzählungen des Strabo und Plutarch und die zum Theil widersprechenden Angaben des Athenäus auch bei uns viel besprochene Frage über die nächsten Schicksale der Aristotelischen Schriften nach dem Tode ihres Urhebers bemerkt; glauben indeſs, daſs er Recht hat, wenn er (vgl. S. LXX ff.) die Politik nicht zu denjenigen Schriften rechnet, welche noch zu Lebzeiten des Aristoteles in Umlauf kamen, da diese Schrift, für die ausgezeichneteren Schüler und Anhänger des groſsen Philosophen ihrem Inhalt nach bestimmt, keineswegs zu den exoterischen zu zählen ist, da sie muthmaſslich durch Aristoteles selbst nach Chalcis gebracht und dort als Erbtheil dem Theophrastus zugefallen ist. Auch scheint es nicht, daſs Polybius eine Kenntniſs dieses Werkes hatte, das später so allgemein bekannt und verbreitet wurde, von dem sich vielfach bei späteren Schriftstellern bis auf Beda und Eustathius herab (wie hier nachgewiesen wird) einzelne Spuren vorfinden; nur bei den Arabern ist bis jetzt Nichts aufgefunden worden. Dagegen tritt uns aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts eine selbst in kritischer Hinsicht nicht unwichtige Erscheinung entgegen in der wörtlich, ja buchstäblich gemachten lateinischen Übersetzung des Dominikaners Wilhelm von Brabant oder Moerbeka, welche der Vf. nach einer Notiz in einer in der Bibliothek de l'Arsenal zu Paris davon befindlichen Handschrift spätestens dem Jahre 1271 glaubt zuweisen zu können. (Auf diese Weise werden die Angaben bei Jourdain: Forschungen über Alter und Ursprung der lat. Übers. des

Digitized by Google

Aristoteles I. p. 66. 68 ff. der deutsch. Übers. vervollständigt.) Um diese Zeit also besaſs man im Occident die Politik des Aristoteles, und nach dieser lateinischen Übersetzung gaben Albertus Magnus, durch den überhaupt das Ganze Aristotelischer Lehre zuerst näher dem Abendlande bekannt wurde, sowie sein Schüler Thomas von Aquinum ihre Darstellungen oder Analysen der Aristotelischen Politik. Die Folgen dieses wiedererweckten Studiums der Aristotelischen Philosophie zeigten sich in mehrern Erscheinungen, unter denen der Verf. die um 1370 auf Veranlassung Karls V. von Frankreich durch Nicolaus Oresme nach der genannten lateinischen Übersetzung gemachte französische Übersetzung, von welcher das Autographum, so wie mehrere Copieen noch vorhanden sind, mit Recht hervorhebt. An diese schlieſsen sich andere Übersetzungen und die verschiedenen Ausgaben des griechischen Textes, womit seit 1495 Aldus den Anfang gemacht hatte; der Verf. führt sie der Reihe nach auf, bis auf die neueste Berliner, an der es ihm auffällt, daſs man bei der Umgestaltung des Textes nicht auch die lateinische Übersetzung umgeschmolzen, daſs man namentlich bei der Politik die Übersetzung des Lambinus, die doch keineswegs die beste sey und weit unter der des Sepulveda und Ramus stehe, wieder habe abdrucken lassen. Auch die Specialausgaben der Politik werden auf gleiche Weise im Einzelnen durchgangen und die Leistungen der einzelnen Herausgeber gewürdigt, bis auf Schneider, Corai und Götting herab; sein Urtheil über die beiden ersten Männer, namentlich was ihre kritischen Leistungen betrifft, ihre allzu kühne und dadurch oft ganz willkührliche Behandlung des Textes in Aufnahme unnöthiger Veränderungen und dgl. m. werden auch deutsche Philologen anerkennen, um so mehr, als der Verf. bereit ist, überall das von Andern, namentlich deutschen Gelehrten Geleistete, dankbar anzuerkennen, und dies auch in seinem Urtheil über Göttling's Ausgabe beweist, die er als die beste bezeichnet und ihr den Vorzug vor allen früheren zuerkennt, dessen Noten er ein ausgezeichnetes Lob ertheilt (S. CXIV), wenn er auch gleich in einigen Punkten, wie z. B. die oben berührte Zeit der Abfassung der Politik anderer Ansicht ist. Nicht minder gerecht wird man das Urtheil über den in der Berliner Gesammtausgabe des Aristoteles gelieferten Text der Politik finden; der Vf. zeigt nemlich, daſs auch hier dasselbe Verfahren stattgefunden, das wir bei Plato und anderwärts beobachtet finden, daſs nämlich die zahlreichen Pariser und italienischen Handschriften, die zu diesem Texte be-

nutzt seyn sollen, nur an ein und der andern Stelle eingesehen und benutzt, daſs unter den Handschriften der Pariser Bibliothek nur eine einzige vollständig verglichen worden, mithin die kritische Behandlung keineswegs durchaus sicher und vollständig ist, eine neue Collation dieser Manuscripte daher nothwendig wird, wie solche auch bei den Pariser Manuscripten von dem Verf. unternommen worden ist.

An die Aufzählung der Ausgaben und Bearbeitungen des Textes schlieſst sich die Reihe der lateinischen Übersetzungen von der oben erwähnten des Wilhelm von Brabant an, aus dem Jahre 1271; Sepulveda's Übersetzung vom Jahre 1548 hält der Verf. für die beste, und zieht sie daher der des Lambinus vor, deren Klarheit und Verständlichkeit er übrigens anerkennt, wenn er sie auch gleich als zu gedehnt betrachtet (elle est longue, diffuse et arrive quelquefois jusqu' à la paraphrase); dann folgen weiter die verschiedenen in Frankreich, Italien, Deutschland, England und Spanien erschienenen Übersetzungen, woran sich noch ein beurtheilendes Verzeichniſs der verschiedenen Erläuterungsschriften der Politik zur Vollständigkeit des Ganzen anschlieſst.

Mit S. CXLI bis S. CLXXI ist eine ausführliche Untersuchung eingeleitet, welche die bisherige Ordnung und Folge der acht Bücher der Politik einer Prüfung unterwirft, welche in ihren Resultaten zu einer von der bisherigen ganz verschiedenen Ordnung und Folge der einzelnen Bücher geführt hat. Mit Ausnahme von zwei älteren Gelehrten, Scaino und Conring, hatten die Meisten, welche mit der Politik sich beschäftigten, die Frage nach der Ordnung und Folge der einzelnen Bücher wenig berücksichtigt, Göttling aber für die Beibehaltung der herkömmlichen Ordnung sich ausgesprochen. Unser Verf. verwirft diese Ordnung, die er als unlogisch betrachtet, deren Beibehaltung aber den Schein der Mangelhaftigkeit und Unvollständigkeit auf das Werk worfe, während die von ihm vorgeschlagene Umstellung der Bücher das Ganze in seinem wahren Zusammenhang, in seiner wahren Präcision und Consequenz, in seiner völligen inneren Übereinstimmung und Abgeschlossenheit erscheinen lasse. Er glaubt nämlich aus einer näheren Betrachtung des Inhalts der einzelnen Bücher und des Ganges der Darstellung nachweisen zu können, wie der im dritten Buch behandelte Gegenstand dann unmittelbar in dem bisherigen siebenten und achten fortgesetzt werde; an das bisherige vierte Buch aber zunächst das sechste sich anschlieſse, so daſs wir demnach folgende, von dem Verf. als

Digitized by Google

allein für richtig gehaltene Anordnung und Stellung der einzelnen Bücher gewinnen: I. II. III. VII. VIII. IV. VI. V. Wir begnügen uns, dieses Resultat hier mitzutheilen, ohne auf eine genaue Prüfung uns einzulassen, die wir dem Studium Derer, die sich speciell mit dieser Schrift des Aristoteles beschäftigen, überlassen müssen; wir bemerken nur noch, daſs der Verf. in dieser Bearbeitung der Politik diese Anordnung, durch die ihm das Ganze allein in seinem logischen und methodischen Charakter wie in seiner wahren Vollständigkeit erscheint, wirklich befolgt hat. Daſs der Verf. für seine Behauptung nicht blos specielle Beweise beibringt, sondern auch im Allgemeinen an die Schicksale der Aristotelischen Schriften erinnert, bedarf wohl kaum einer Bemerkung; er ist auch der Ansicht, daſs die gegenwärtige Eintheilung der Politik in acht Bücher, die schon am Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christus bei Diogenes von Laerte sich findet, nicht von Aristoteles herrühre, wohl aber von Andronicus aus Rhodus.

Es bleibt uns nun noch übrig, von den Hülfsmitteln des Vfs. und seinen eigenen Leistungen in Bezug auf Kritik und Erklärung des Textes zu reden. Unter den Hülfsmitteln erscheint vor Allem die genaue Collation von eilf Handschriften, welche die kön. Bibliothek zu Paris darbot; ferner die Benutzung anderer, von früheren Herausgebern schon verglichenen Handschriften, dann die genauere Vergleichung der Editio princeps sowie der übrigen älteren Ausgaben, die in kritischer Hinsicht von Belang sind, der alten lateinischen und französischen Übersetzungen u. s. w., worüber von S. CLXXIII an genauere Nachrichten sich finden und gelegentlich auch den Leistungen eines gelehrten Deutschen die verdiente Anerkennung zu Theil wird (»Mr Haenel, schreibt der Vf. in einer Note S. CLXXX, nous a rendu l'immense service de nous rélever le premier les richesses de nos bibliothèques départementales. Il est triste que ce soit à un étranger que nous devions avoir cette obligation«). Die kritischen Grundsätze, die der Vf. aufstellt, und die er bei der Behandlung des Textes angewendet und befolgt hat, sind von der Art, daſs sie nur beifällig aufgenommen werden können; und wenn er in dieser Hinsicht nicht dem Beispiel eines Schneider und Corai gefolgt ist, so wird man die gröſsere Vorsicht in Behandlung des Textes, die gröſsere Rücksicht auf die Autorität der Handschriften, die von kühneren und meistens unnöthigen Änderungen des Textes fern hielt, nur billigen können. Das Gleiche gilt von der Übersetzung; Letron-

Digitized by Google

ne's Worte, gelegentlich bei der Beurtheilung einer von Paul Courrier ausgegebenen Probe einer Übersetzung des Herodotus (die wir als ein Meisterwerk betrachten) ausgesprochen: »le dernier effort d'un traducteur est de rendre les idées de son auteur avec exactitude, de conserver avec soin l'energie de son expression et la tournure particulière qu'il donne à sa pensée« haben den Verf. geleitet und sein Bestreben besonders dahin gerichtet, in seiner Übersetzung den eigenthümlichen Charakter des Aristoteles, die ihm eigenthümliche logische Entwicklung des Gegenstandes (was man gerade in den drei in den vier letzten Decennien in Frankreich erschienenen Übersetzungen ganz vermiſst) getreu wiederzugeben und so auch in der Nachbildung den bewundernswürdigen Geist des alten Philosophen erkennen zu lassen. Und soweit ein Deutscher über eine französische Übersetzung urtheilen kann, haben wir auch dies bei vorliegendem Werke durchaus bewährt gefunden.

Die Einrichtung der Ausgabe selbst ist folgende. Auf der einen Seite steht der griechische Text, auf der andern gegenüber die französische Übersetzung; unter dem Text auf beiden Seiten die Noten, und zwischen diesen und dem griechischen Texte die Varianten der verschiedenen vom Herausgeber benutzten Codd. und Editt. Die Noten, in französischer Sprache abgefaſst, enthalten nicht sowohl kritische oder grammatische oder sprachliche Bemerkungen, mit denen wir jetzt in Deutschland bei jeder Ausgabe so reichlich versorgt werden; sie betrachten mehr die Sache und den Inhalt, ohne jedoch hier auf Vollständigkeit, oder auf das, was wir einen vollständigen Commentar nennen, Anspruch zu machen; daher denn auch nicht selten die Ansichten neuerer Philosophen und Staatsrechtslehrer, eines Hobbes, Macchiavelli (dem die Aristotelische Politik, zunächst wohl das fünfte Buch, die Veranlassung zu seinem Principe gab, vgl. T. I. p. CLXXXIV), eines Hugo Grotius, eines Spinoza, eines Montesquieu und Rousseau (vgl. z. B. T. II. p. 113) mit den Lehren des alten Stagiriten zusammengestellt und verglichen werden. Es ist dies eine Seite des Werkes, auf die wir darum um so mehr aufmerksam machen, weil man bei uns, in der vorherrschenden Richtung auf Kritik und Sprache, gerade diese Seite der Erklärung, die wahrhaftig bei einem solchen Werke, wie bei so manchen ähnlichen, kein geringeres Interesse darbietet, nur zu sehr vernachlässigt, und selbst Philologen findet, die, wenn sie nicht lauter gramma-

Digitized by Google

tische und kritische Bemerkungen finden, ein Jammergeschrei erheben und Alles Andere für unnütze und werthlose Spreu betrachten; eine Ansicht, die um so verkehrter ist, je nachtheiliger sie auf das Studium der classischen Werke des Alterthums im Allgemeinen einwirkt und diese selbst in einer Zeit, die nur zu gern aller ernsteren und solideren Bestrebungen sich zu entziehen sucht, in Miſscredit zu bringen droht. Der letzte und höchste Zweck classischer Studien besteht doch nicht in der Kunde grammatischer Formen, so nothwendig und unentbehrlich diese auch in andern Beziehungen gewiſs sind, oder in einer kritischen Sylbenstecherei; er erstreckt sich nicht blos über die Form im Allgemeinen, sondern auch über den Inhalt der Alten; und diesen unsrer Zeit näher zu bringen, mit diesen unsere Zeit immer mehr zu bfreunden, sollte vor Allem Pflicht Derer seyn, die ihr Lebensberuf zunächst zu den Alten und deren Schriften geführt hat. Bei den Schriften des Aristóteles, bei der Politik tritt diese Anforderung ganz besonders hervor; denn sie ist gewiſs geeignet, in einer Zeit und in einem Lande, wo seit bald einem halben Jahrhundert die verworrensten und ungesundesten Begriffe im Gebiet der Politik sich geltend zu machen gesucht haben und der gewünschte Stillstand noch keineswegs eingetreten zu seyn scheint, richtigere Ansichten auf diesem Felde zu verbreiten und zu einer ruhigeren Prüfung der Zustände der Gegenwart, sowie zu einer gerechteren Würdigung der Vergangenheit zu veranlassen, dadurch aber zugleich den hohen Werth gründlicher Studien des Alterthums in seinem vollen Lichte erkennen zu lassen. Dies Letztere insbesondere möchten wir für unser Nachbarland sogut wie für unser Vaterland wünschen; und darum empfehlen wir auch, was der Vf. am Schlusse seiner Vorrede über den geistigen Einfluſs des Aristoteles auf die oben schon zum Theil genannten Philosophen und Staatsrechtslehrer neuerer Zeit bemerkt. Er hätte auch in dieser Beziehung das gewichtige Urtheil des Ruhnkerius in der Oratio de Graecia etc. (Opuscc. pag. 89 ed. Lugdun. Batav. 1807) noch beifügen können.

Die typographische Ausführung ist in jeder Hinsicht vorzüglich zu nennen. Der Vf. gedenkt, wenn sein Unternehmen, wie wir nicht anders erwarten, Beifall findet, nun an eine ähnliche Bearbeitung der Logik zu schreiten.

Genaue Register am Ende des zweiten Bandes fehlen nicht, zuerst ein alphabetisches Verzeichniſs der in dem Werke ange-

Digitized by Google

führten Autoren, dann eine Liste aller Ausgaben, Übersetzungen und Manuscripte, ein alphabetisches Register über die bedeutenderen griechischen Wörter und ein gleiches über den Inhalt des Werkes wie der Noten (Table générale des matières).

Chr. Bähr.

Des couleurs symboliques dans l'antiquité, le moyen age et les temps modernes par Frédéric Portal. Paris. Treuttel et Würtz, libraires, rue de Lille nr. 17. 1837. 312 *S. in* 8.

Es dürfte schon die Anführung des Titels genügen, um auf eine Schrift aufmerksam zu machen, die sich mit einer so schwierigen und umfassenden Aufgabe, wie die der Symbolik der Farben, d. h. der symbolischen Anwendung der Farben, um durch sie religiöse Begriffe und Ideen zu veranschaulichen, beschäftigt, und bei der genialen Auffassungs- und Behandlungsweise auch diese Beachtung gewiſs verdient. Daſs der Verf. diesen umfassenden, auch in diesem seinem Umfang noch nirgends in neuerer Zeit eigens behandelten Gegenstand nicht erschöpfen konnte noch wollte, daſs er nur einen Versuch, einen Beitrag zu weiterer Aufhellung liefern wollte, bemerkt er selbst, da er wohl selbst am besten die Schwierigkeiten und den Umfang dieser Aufgabe erfahren mochte, deren Lösung, wie er sich schmeichelt, vielleicht dazu beitragen könnte, die Hieroglyphen Aegyptens zu entziffern und den Schleier der Mysterien des Alterthums zu lüften. »Je ne me flatte pas, setzt er dann hinzu, d'avoir atteint le but dans ces recherches; ma seule ambition a été de fixer l'attention des savans sur le point le plus négligé et l'un des plus curieux de l'archéologie.« Und daſs sein Buch dazu geeignet ist, wird Jeder gewiſs gern anerkennen, selbst wenn man nicht immer im Stande seyn sollte, der kühnen, in den auffallendsten Combinationen glänzenden Phantasie des Vfs. oder seiner genialen, oft vielleicht zu idealistischen Auffassungsweise zu folgen, da er, um die Einheit und den innern Zusammenhang seines Systems, das in der symbolischen Anwendung der Farben aller Zeiten und aller Religionen, des Heidenthums, Judenthums und Christenthums, überall gleichmäſsig nachgewiesen werden soll, zu begründen, auf eine phantasiereiche, aber daher auch Vorsicht gebietende Weise Alles geschickt miteinander zu verbinden sucht, um so allerdings auch in

Digitized by Google

der symbolischen Anwendung der Farben einen Zusammenhang religiöser Anschauungen herauszubringen, zu dem eine minder kühne Phantasie, eine nüchterne, besonnene Forschung nicht so bald gelangen dürfte. Denn der ruhige Forscher dürfte wohl hier und dort die positive Grundlage vermissen, es dürfte ihn oft schwindeln, wenn er den Abgrund und die Klüfte erblickt, über welche ihn kühnen Fluges die Phantasie des Verſs. hinwegführt, Altes und Neues, Heidnisches, Jüdisches und Christliches in einer gewaltigen, innig geschlossenen Kette religiöser Anschauungen, die in gewissen Symbolen der Farben gleichmäſsig überall wiederkehren, mit einander verbindend.

Den speciellen Nachweis davon zu liefern, würde die Gränze dieser Anzeige überschreiten, und uns zu einem Detail führen, das leicht selbst zu einem Buch anschwellen könnte; um so mehr aber wird es uns dann nöthig seyn, wenigstens die leitenden Grundsätze und den Ideengang des Vfs. im Allgemeinen zu bezeichnen, und damit den, der an diesen Forschungen näheren Antheil nimmt, zu genauerer Prüfung des Einzelnen aufzufordern.

Unter den Grundsätzen, die der Verf. an die Spitze seines Buchs gestellt hat, finden wir insbesondere folgende, die uns zugleich von seinem System und von der Anwendung desselben einen Begriff geben können. Die Farben, sagt der Vf., hatten dieselbe Bedeutung bei allen Völkern des hohen Alterthums; diese Gleichförmigkeit verräth einen gemeinsamen Ursprung, der sich an die Wiege der Menschheit knüpft und am stärksten in der Religion Persiens hervortritt. In dem Dualismus von Licht und Finsterniſs zeigen sich uns die beiden Grundtypen der Farben, welche zu Symbolen des guten und des bösen Princips werden. Das Alterthum kannte nur diese beiden Grundfarben (couleurs primitives), W e i ſ s und S c h w a r z; alle andern Farben leiten sich davon ab. ebenso wie alle Gottheiten des Heidenthums Emanationen des guten oder des bösen Princips sind. Die Sprache der Farben, innig verbunden mit den religiösen Anschauungen, geht nach Indien wie nach China und Aegypten, sie geht nach Griechenland wie nach Rom, sie erscheint im Mittelalter wieder und die Glasfenster der gothischen Dome finden ihre Erklärung in den Zendbüchern, in den Veda's und in den Malereien ägyptischer Tempel. — Die Identität der Symbole setzt eine Identität des Glaubens (l'identité des croyances primitives) voraus; in dem Grade, als eine Religion sich von ihrem Princip entfernt, sich de-

gradirt und materialisirt, vergiſst sie die Bedeutung der Farben, und diese mysteriöse Sprache erscheint wieder lebendig mit der religiösen Wahrheit. Jemehr man sich dem Ursprunge der Religionen zuwendet, je mehr die Wahrheit frei erscheint von der unreinen Verbindung menschlichen Aberglaubens, desto glänzender erscheint sie in Iran, dem Vaterlande der ersten Menschen u. s. w.

Die Symbolik der Farben ist weiter dem Vf. eine Sprache, die zu dem Menschen spricht, und zwar in dreifacher Weise; er unterscheidet daher langue divine, langue sacrée und langue profane, und nach dieser Unterscheidung hat er nun die einzelnen Farben durchgangen und ihre symbolische Bedeutung oder Anwendung in jeder dieser Beziehungen oder Sprachen entwickelt. Was nun die Farben selbst betrifft, so erkennt die Symbolik (anders freilich als die Physik) nur zwei Grundfarben an: die Farbe des Lichts — das Weiſs — und die Farbe der Finsterniſs — das Schwarz; dieses die völlige Negation des Ersteren, aus dem und um dasselbe alle andern Farben, als Modificationen der darin liegenden und ausgeprägten Idee, sich bilden. So handelt also der Vf. zuerst von dem Weiſs in der bemerkten dreifachen Beziehung und Anwendung, als *langue divine, langue sacrée* und *langue profane;* dann in gleicher Weise vom Gelb nach derselben dreifachen Abtheilung, ebenso vom Roth und Blau; dann vom Schwarz, wo freilich diese drei Abtheilungen wegfallen, die bei dem Grün wieder vorkommen. Daran schlieſsen sich dann verschiedene, aus der Zusammensetzung dieser Farben hervorgehende Nuancen, wie die Farbe der Rose, des Purpurs, Hyacinth und Scharlach, das Violett, Orange, die Lohfarbe, und das Grau.

Da wir hier unmöglich in das Detail aller einzelnen Deutungen eingehen können, so wollen wir doch wenigstens einige Proben der Art und Weise, wie der Verf. die Bedeutung der Farben auffaſst, vorlegen, ohne uns weiter in eine Prüfung oder Kritik, die uns zu weit führen würde, einzulassen, da wir, wie bemerkt, mit unserer Anzeige uur den Zweck verbinden, auf eine merkwürdige Erscheinung aufmerksam zu machen, die, man mag auch über das Einzelne urtheilen wie man will, unter den genialen Productionen unserer Zeit gewiſs eine Stelle einnimmt.

Wir schlagen z. B. auf S. 28. 29: »Das Rothe ist das Symbol der zärtlichen Liebe, das Weiſs das Symbol der göttlichen

Digitized by Google

Weisheit. Aus beiden Attributen Gottes, aus der Liebe und aus der Weisheit, emanirt die Schöpfung des Universums. Die Farben zweiter Classe (les couleurs secondaires) stellen die verschiedenen Verbindungen dieser beiden Principien dar. Das Gelbe emanirt von dem Roth und Weiſs, es ist das Symbol der Offenbarung der Liebe und Weisheit Gottes. Das Blau emanirt eben so aus Roth und Weiſs; es bezeichnet die göttliche Weisheit, wie sie durch das Leben, durch den Geist oder Hauch Gottes sich manifestirt; es ist das Symbol des Geistes der Wahrheit. Das Grün ist gebildet durch die Vereinigung des Gelben und Blauen; es zeigt die Manifestation der Weisheit und Liebe in dem Act; es war das Symbol der Liebe und der Wiedergeburt der Seele durch die Werke u. s. w.

Oder S. 60 am Schlusse des Abschnittes über das Weiſs. »Das Weiſs, als Symbol der Gottheit und des Priesterthums, stellt die göttliche Weisheit dar; angewendet auf eine Jungfrau die Jungfräulichkeit, auf einen Angeklagten die Unschuld, auf einen Richter die Gerechtigkeit, als charakteristisches Zeichen der Reinheit; man erblickt weiter darin ein Versprechen der Aussicht nach dem Tode; entgegengesetzt dem Schwarzen, als dem Emblem der Finsterniſs, des Schmerzes und der Angst ist das Weiſs die festliche Farbe, mit der der römische Gast sich schmückt.«

Oder S. 63 der Abschnitt über das Gelb, den der Verf. mit den Anfangsworten des Evangeliums Johannis beginnt, und dann also fortfährt: »Dieses himmlische Licht, den Menschen geoffenbart, fand sein natürliches Symbol in dem Lichte, das über die Erde glänzt; die Hitze und der Glanz der Sonne bezeichneten die Liebe Gottes, die das Herz beseelt und die Weisheit, welche die Einsicht erleuchtet. Diese beiden Attribute Gottes, welche sich in der Schöpfung der Welt und in der Wiedergeburt der Menschen manifestiren, erscheinen unzertrennlich in der Bedeutung der Sonne, des Goldes und des Gelben. Die göttliche Weisheit hatte das Weiſs zum Symbol, wie die göttliche Liebe das Roth; das vergoldete Gelb (Le jaune doré) vereinigte diese beiden Bedeutungen und bildete davon nur eine einzige, aber mit dem Charakter der Manifestation und Offenbarung. — In der Bibel stellt die Sonne die göttliche Liebe dar, wenn sie dem Monde, dem Symbol der Weisheit, entgegengesetzt ist; ebenso verhält es sich mit dem Gold, das die Güte Gottes anzeigt, entgegengesetzt dem Silber, dem Emblem der

Digitized by Google

göttlichen Wahrheit. Die Sonne, das Gold und das Gelb sind nicht synonym, sondern sie bezeichnen verschiedene Grade, die zu bestimmen schwer ist. Die natürliche Sonne war das Symbol der geistigen Sonne, das Gold stellte die natürliche Sonne dar, und das Gelb war das Emblem des Goldes. Alle Religionen stützen sich auf diese Symbole, welche die Basis ihrer Dogmen bilden. Am Anfang, sagten die Perser, war geschaffen das Wort durch die Vereinigung des Urfeuers mit dem Urwasser; Ormusd sprach es aus, und der Fürst der Finsterniſs war besiegt; von dem heiligen Wort emanirt das Urlicht, das dann das sichtbare Licht, das Wasser und das Feuer, schafft. Honover ist das Wort; in seinem Wesen fällt es zusammen (il se confond) mit Ormusd, dem schaffenden Gott; im zweiten Grad erscheint es unter der Form des Lebensbaumes Hom; endlich in seinem dritten Grad ist es der Verkündiger des Worts, und unter demselben Namen Hom oder Homanes Stifter des Magismus unter dem groſsen Dschemschid. Mithras ist die priesterliche Personification dieses Dogma. Die esoterische Lehre sah in ihm die dem Dualismus des Ormusd und Ahriman vorausgehende Einheit; er war der Ewige selbst, Zeruane Akerene, während der Volksglaube ihn mit der Sonne, seinem Symbol, zu identificiren strebte. Mithras ist der göttliche Gedanke, das göttliche Wort, geoffenbart den Bewohnern Persiens; Quell alles Lichts; das Gold und die gelbe Farbe sind seine Attribute, wie die des Apollo u. s. w.

Wir haben absichtlich diese längere Stelle ausgehoben, um von der ganzen Darstellungs- und Auffassungsweise des Verfs. unsern Lesern einen Begriff zu geben; wir könnten noch Manches der Art beifügen, wenn wir in dieser Beziehung nicht lieber auf das Buch selbst verweisen wollten. So z. B. bei dem Abschnitt über das Schwarz, welcher mit folgenden Worten beginnt:

Das Weiſs ist das Symbol der absoluten Wahrheit; das Schwarz muſste das des Irrthums, des Nichtigen, dessen, was nicht ist, seyn. Gott allein besitzt die Existenz in sich; die Welt ist eine Emanation seines Gedankens; das Weiſs ist der Reflex aller Lichtstrahlen, das Schwarz die Negation des Lichts; es ward zugeschrieben dem Urheber alles Übels und aller Falschheit (es ist also Symbol Alles dessen, was böse und falsch ist) u. s. w. Und dazu wird in der Note bemerkt: Die Symbolik der Farben erkennt ein doppeltes Schwarz, das eine entgegengesetzt

Digitized by Google

dem Weiſs, d. h. der göttlichen Wahrheit; das andere entgegengesetzt dem Roth, oder der göttlichen Liebe; die Malerei stellt das letztere dar durch das lohfarbige Roth (la couleur tannée ou rouge sombre).« —

Am Schlusse des Ganzen findet sich noch von S. 287 ff. an ein *Resumé*, und auf den drei letzten Seiten eine *Conclusion*, aus der wir noch eine Stelle ausheben wollen:

Die Bedeutung der symbolischen Farben ist eine und dieselbe bei allen Völkern und zu allen Zeiten. — Die Religion und die Bedeutung der Farben befolgen einen gleichen Gang, die eine ist der Ausdruck der andern. — Es ist demnach wahr, daſs die Symbolik eine Sprache war und daſs ihr Ursprung nicht menschlich war; daſs der Mensch, weit entfernt sie zu schaffen und rein zu überliefern, ihr das Siegel der Entartung aufdrückte. Was lehrte sie nun? Der Gott des Moses war der der Pharaonen, der Brahmanen und Chaldäer; er schuf den Menschen für das Glück und der Mensch verlieſs die Bahn, die ihm gezeichnet war, um in das Übel zu fallen. Von nun an ward die Erlösung der Welt allgemeiner Glaube; der Christianism, erwartet oder geoffenbart, war der Mittelpunkt aller Culte, vor wie nach der Erscheinung Gottes auf der Erde. Der nothwendige Schluſs davon ist, daſs der Christianism die Folge und das Band aller Religionen ist, daſs durch seine göttliche Handlung alle sich verbinden in eine Gesellschaft von Brüdern (communauté fraternelle) und, beibehaltend die verschiedenen äusseren Formen, das Licht empfangen, das von der ewigen Wahrheit ausflieſst.«

Chr. Bähr.

Digitized by Google

N°. 71. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

ÜBERSICHTEN und KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN.

Dr. G. **Blumröder**, *über das Irreseyn, oder anthropologisch-psychiatrische Grundsätze. Leipzig, bei Wigand.* 1836. *VI u.* 384 *S.* 8.

Dr. Friedr. **Bird**, *Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, zum Gebrauche für praktische Ärzte entworfen. Berlin, Reimer.* 1836. *XVI u.* 413 *S.*

Franz **Amelung** *und Friedr.* **Bird**, *Beiträge zur Lehre von den Geisteskrankheiten. Zweiter Band. Darmstadt und Leipzig, Leske.* 1836. *VI u.* 366 *S.*

Gaitskell, *Über Ursachen, Symptome und Behandlung der Geisteszerrüttung; aus d. Engl. frei übersetzt und mit Zusätzen von W.* **Harnisch**. *Weimar* 1837. *Voigt. IV u.* 140 *S.*

Dr. J. Mich. **Leupoldt**, *Lehrbuch der Psychiatrie. Leipzig, Voſs.* 1837. *XVIII u.* 363.

Dr. Friedr. Aug. **Ritgen**, *Leitfaden für die Erkenntniſs und die Behandlung der Persönlichkeitskrankheiten. Erster Band. Gieſsen* 1837, *bei Ricker. XVIII u.* 433 *S.*

Dr. C. Ph. **Möller**, *Anthropologischer Beitrag zur Erfahrung der psychischen Krankheiten oder der Standpunkt der psychischen Medicin etc. Mainz* 1837. *Kupferberg. XXVIII u.* 507 *S.*

J. E. **Belhomme**, *Considérations sur la appréciation de la folie, sa localisation et son traitement. Paris. Denille-cavellin.* 1834. 82 *S.*

J. E. **Belhomme**, *Suite des recherches sur la localisation de la folie. Paris. Germes-Baillière.* 1836. 195 *S.*

Falret, *Observations sur le projet de loi relatif aux aliénes. Paris* 1837. 84 *Seiten.*

F. **Lelut**, *Inductions sur la valeur des altérations de l'encéphale dans le délire aigu et dans la folie. Paris. Trinquart.* 1836. *III u.* 111 *S.*

Dr. Fr. W. **Hagen**, *Die Sinnestäuschungen in Bezug auf Psychologie, Heilkunde und Rechtspflege. Leipzig* 1837. *Wigand. XVI u.* 348 *S.*

Blumröder hat (damit der Leser um so besser die Tonart kennen lernt, aus der das obige Stück geht, will ich mir zuweilen erlauben, mich des Vfs. eigener Ausdrücke zu bedienen) die »Guerillaspolemik«, die er gegen Groos geführt hatte, aufgegeben, und will nun hier in seinen »mit allen psychiatrischen Schriftstellern im Widerspruch stehenden Grundsätzen« den groſsen

Digitized by Google

Krieg anfangen, um das Räthsel der Psychiatrie zu lösen (Einleitung p. 16), welches Räthsels Wort in dem Gegensatz und der Vereinigung von »Ormuzd und Ariman«, zu deutsch: von Hirn und Blut, ausgesprochen wird. — Räthsel genug! — Dazu beginnt er mit seiner Einleitung, wo Griechen und Römer, Pantheisten und Mystiker, Naturphilosophen und des Vfs. Pudel bunt genug durcheinandergeworfen sind, an dessen guter Dressur, die selbst »dem lockenden Dufte und Anblick läufiger Hündinnen« widersteht, er, der »hundlichen freien Willen« im Vorbeigehen nachweist (p. 15). Diesem bunten Gemenge sind denn auch als ein paenus, qui late splendeat, einige chinesische und indische Wörter eingeflickt. Suchen wir aus diesem Gemenge nun die Sätze heraus, welche die Grundlage des Ganzen bilden sollen, so sind das wohl folgende: (p. 2) »daſs Gott und Natur in Eins zusammenfällt«, (p. 7) »daſs Daseyn und Materiellseyn eins und dasselbe ist«, (p. 11) »daſs Leben und Beseeltseyn dasselbe ist.« Trotz dem, daſs der Verf. (p. 1) sagt: »Ich bin gewarnt durch Tausende von Vorgängern, denen aus objektiv wissenschaftlichem Forschen subjektiv poëtisches Träumen und Wähnen geworden« (wie kann objektiv wissenschaftliches Forschen subjektiv poetisches Träumen zum Resultate haben?! Ref.) hat der Vf. alle die oben ausgesprochenen Sätze eben als die Resultate seiner subjektiven Überzeugung hingestellt. Mit diesem Verwechseln der Begriffe ist wahrlich das Räthsel nicht gelöst. Die Gedanken aber, welche den obigen Begriffen zum Grunde liegen, sind verschieden. Damit Ref., obgleich nicht so glücklich, durch 1000 Vorgänger gewarnt zu seyn, nicht diese Behauptung blos so ausspreche, muſs er kurz bemerken, daſs unter Natur die Gesamtheit dessen zu verstehen ist, dessen gemeinsame Eigenschaft die Raumerfüllung ist, daſs aber Gott auch noch Unräumliches ist, daſs also diese Begriffe wie Theil und Ganzes sich verhalten; daſs Daseyn die Form der Thätigkeitsäusserung in der Zeit und allen Wesen gemein ist, daſs Materiellseyn dagegen nur den Naturwesen zukommt, daſs Beseeltseyn nur den Wesen zukommt, die beides sowohl Seele als Leib sind, Leben aber auch andern. Da diese Begriffe verschieden sind, so bedürfen wir dafür auch verschiedener Wörter zur Bezeichnung, es ist also gänzlich verkehrt, die durch die Sprache schon gegebenen verschiedenen Bezeichnungen zu identificiren, ja es müſsten, wären keine verschiedenen Bezeichnungen da, solche erfunden und festgestellt werden. Der Vf. scheint durch den miſsverstandenen Gedanken, daſs alle Theilwesen in einem Ganzen enthalten sind, und daſs verschiedene Eigenschaften an einem und demselben Wesen sind, zu jener Begriffsverwechselung verleitet zu seyn. Die Tendenz, welche durch die ganze Schrift sich aus der buntscheckigen Darstellung erkennen läſst, den Menschen zuerst als ein Ganzes anzusehen, in dem Seele und Leib als die höchsten organischen Theile enthalten sind, und der Ansicht, als sey der Mensch aus diesen zusammengesetzt, entgegenstrebt, ist lobenswerth, aber

Digitized by Google

eben durch eine solche Verwechselung der Begriffe zur einseitig materialistischen Darstellung miſsrathen. Was würde der Verf. sagen, wenn man ihm sagen wollte: Bein und Mensch, oder Roth und Licht, oder Denken und Phantasie sey eins und dasselbe — weil das Bein ein Theil des Menschen, Roth eine Art des Lichts und Phantasie eine Art des Denkens ist? —

Im ersten Kapitel p. 17 bis 43 wird — nach einem »Excursus« über Schiller, Göthe, über den wahren Dichter, der allein wahrhaft Mensch ist, und über die beste Weise zu küssen (p. 20) (risum teneatis amici!) — mit dem Menschen, den der Vf. gleich in der ersten Zeile der Einleitung »den Gott en miniature« genannt hatte, ebenso verfahren, wie in der Einleitung mit Gott und Natur: »wie Gott und Natur Eins ist, so ist es auch des Menschen Leib und Seele.« Zuerst wird dies so bewiesen, p. 21: »Man nimmt insgemein Seele als etwas Unkörperliches. Eine unkörperliche Substanz hat aber, wie in der Einleitung gezeigt (?) wurde, kein Daseyn. Diese unkörperliche Substanz, ein abstrakter Begriff, soll nun mit dem Leibe verbunden seyn — — — was, wie ebenfalls gezeigt (?) wurde, unmöglich ist. — — — Da also ein Immaterielles mit einem Materiellen als verbunden durchaus nicht gedacht werden kann, so wird man zugeben müssen, entweder daſs Seele blos eine gedachte Abstraction, also Nichtdaseyendes ist, oder daſs das, was man Seele nennt, ein und dasselbe mit dem Körper seyn muſs.« Trotz der 1000 Vorgänger doch eine solche bündige Schluſsfolge, welche auf den Beweisgrund hinausläuft, daſs das, was der Vf. bei dem dermaligen Standpunkte seiner Ausbildung nicht denken kann, auch nicht seyn kann! Und welche Autorität führt der Verf. an? — Heinroth! »das Sichtbare und Unsichtbare macht ein Ganzes aus, ist unzertrennlich nicht blos, sondern auch nicht verschiedenartig.« Und wenn es in nichts sonst verschiedenartig wäre, so ist es dies doch wenigstens darin, daſs das Eine gesehen werden kann und das Andere nicht. Und weſshalb führt der Verf. dies Citat an? — weil es ihm wichtig scheint, »daſs selbst der apriorische spiritualistische Heinroth zur Annahme der untheilbaren Einheit des Menschen logisch (!) sich gezwungen sah.« Eine schöne Logik, und gewiſs unfelbar genug, um das, was sie nicht denken kann, als unmöglich zu beweisen! Zur weiteren Befestigung dieser Logik führt der Verf. dann weiter in seiner herumhüpfenden Darstellungsweise den Einfluſs des Saamens, des Essens und Trinkens auf das Denken an, und »wenn die Seele unkörperlich ist, warum wird sie denn bis zur Verwirrtheit ängstlich, wenn ein Floh im Stiefel herauskrabbelt und die Umstände es verbieten ihn zu fangen? Beiſst denn der Floh die Seele nicht ebenso, wie den Leib?« Der Verf. muſs sehr leicht verwirrt werden. Man könnte hier auf arge Vermuthungen kommen über die Umstände, unter denen das Buch geschrieben ist. Difficile est satyram non scribere! Doch zurück zur Sache. Ist deswegen, weil Seele und Leib des Menschen in organischer, d. h. ur-

Digitized by Google

ſprünglicher nicht zuſammengeſetzter Verbindung ſtehen, alſo der eine Theil durch den andern afficirt wird, alles Eins und daſſelbe? Iſt Eſſen und Trinken und Saamenerguſs einerlei mit Denken? — Nach des Verfs. Anſicht müſste man im Examen, ſtatt Fragen vorzulegen, eine Bacchanalie halten, und ſehen, wer dabei am meiſten leiſtete. Doch p. 32 macht der Verf. ſich ſelbſt den Einwurf, »daſs bei Blödſinnigen niederer Grade und bei manchen Cretins ein ſehr reger Geſchlechtstrieb Statt findet« — »Dies iſt aber nach dem Geſetze der Polarität zu erklären.«

Und wo uns die Gedanken fehlen, da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein, ſagte der Dichter, dem der Vf. die *Krone* zuerkernt p. 29.

Im zweiten Kapitel handelt der Vf. vom Blut, was er auch Teufel, Ariman, Phosphorus, Treiber, Verneiner, das *verneinende* Princip nennt, und worin er Muth, Geſchlechtstrieb. *Mordluſt*, überhaupt ſinnliche Luſt und Leidenſchaft vorzugsweiſe begründet darſtellt, in eben den poſsirlichen Ausdrücken, welche das Gepräge des groſsen, ſich über die befangenen Anſichten des geſunden, beſonnenen Benkens hinwegſetzenden Geiſtes haben ſollen, ſo z. B. pag. 55: »Im groſsen Gotte iſt viel Humor, es iſt ein Humor zum Todtlachen in der Natur. Der Ariman möchte vor Lachen berſten, wenn er ſo ein *überſchwengliches* Menſchlein überwältigt und über deſſen *ſentimentale Lamentationen* in ächt teufliſcher Luſt ſich ergötzt.« — pag. 59: »Zeugen und Freſſen iſt des Blutgottes Centrifugalität und Centripetalität.«

Statt daſs andre Schriftſteller ſagen: das Hirn bedarf zur Äusserung ſeiner eigenthümlichen Lebensthätigkeit des Zuſtrömens geſunden Blutes! ſagt der Verf. in ſeiner genialen Weiſe: »Der Teufel muſs zu Gott kommen, wenn Gott *zu ſich ſelber* kommen will« p. 48. Dieſe Anſicht zu belegen aber wird Schiller, Göthe, Jean Paul, Angelus Sileſius, Jakob Böhme, Schubert, Krimer, Scheel, Döllinger, Burdach, Swan, Schultz, Shakſpeare etc. citirt, und daneben auch Einiges aus eignen Beobachtungen angeführt. Was dieſe betrifft, ſo haben ſich die Wundärzte für die Schmeichelei zu bedanken, die pag. 57 ihnen geſagt wird: »Welcher Arzt, der einigermaſsen bedeutende blutige Operationen unternommen, mag die ganz eigenthümliche Luſt läugnen, welche man fühlt, wenn einem das Blut des Operirten ſo ſchön roth und wohlthuend warm über die Finger läuft? — Viele Operateurs verſichern, daſs bei ihren erſten blutigſn Operationen, welche ſie mit Schüchternheit und einiger Angſt begannen, dieſe deprimirenden Gefühle gänzlich ſchwanden und zur Kühnheit und reinen Luſt am Schneiden ſteigerten, ſobald ſie nur einmal Blut flieſsen ſahen und fühlten. Ich ſelbſt kann dieſes Zeugniſs geben.« — Zur Ehre der Wundärzte und des Vfs. möchte Ref. hiergegen bemerken; das unmittelbare Sehen und Fühlen des Blutes macht nicht dieſes Gefühl, ſondern das erhebende Gefühl kommt von dem Bewuſstſeyn, die Schwierigkeiten der Operation zu überwinden; denn es findet auch bei unblutigen Operationen

Digitized by Google

z. B. Staaroperationen Statt, und nicht bei der Untersuchung einer am Mutterblutfluſs Leidenden. Die Schüchternheit vor der Operation verschwindet nicht durch das Blutfühlen und -sehen, sondern dadurch, daſs die ganze Aufmerksamkeit des Wundarztes für die Operation in Anspruch genommen ist, so daſs er, in seine Arbeit vertieft, nicht Zeit hat, an etwas Anderes zu denken. Dasselbe ist z. B. bei einer Rede, einem Vortrage der Fall; vorher Bangigkeit, wie es gehen wird, die in der Rede selbst verschwindet, sobald der Redende, mit dem Gegenstande derselben ganz beschäftigt, von ihm hingerissen ist. — Überdem, welches Blut soll diese Gefühle machen? fremdes? kommt das zum Gehirn? kommt da der Ariman zum Ormuzd?

Von den Citaten heben wir das über die Transfusion hervor, wo ein Fuchs durch eingespritztes Lammblut scheuer wurde. Die Stelle bei Scheel heiſst: dennoch fuhr er fort sich sehr übel zu befinden, war scheuer wie vorher (das wird jedes Thier bei ähnlichen schmerzhaften Experimenten), lieſs sein gewöhnliches Fressen und Getränk stehen; doch bellte er und schnappte mit groſser Wuth in einen vorgehaltenen Stecken. Hätte der Verf. unbefangen Scheel's Buch und andere Schriften über die Transfusion gelesen, so würde er wissen, daſs das Blut nicht die eigenthümlichen Triebe etc. überträgt. Daſs aber nicht sonst Quantität und Qualität des Blutes auf die psychischen Thätigkeiten mittelbar Einfluſs hat, soll damit nicht geleugnet werden. Gegen das Ende des Kapitels verwahrt sich der Verf. gegen die Deutung seiner Darstellung, als verkenne er, daſs Blut ohne Nerv »das Plastische« sey; darauf läuft nämlich der ganze Aufwand von Geschichten über Trieb (!), zu morden, beiſsen, »fressen«, zeugen etc. hinaus! —

Das dritte Kapitel unter der Überschrift: Hirnmark, stellt das Hirn als das Organ des Denkens dar, als Resultat der beständigen Wechselwirkung zwischen Blut und Hirn. »Der Wille ist nichts andres als lebhaftes Denken, auf Thun uud Lassen gerichtet.« p. 76. Das Gemüth wird gänzlich verbannt und hat nach des Vfs. Machtspruch aufgehört zu exisiren, und obgleich der Vf. die Gallische Lehre nur noch nicht recht ausgebildet hält, die ächte aber, nämlich die von Gall selbst, der wissenschaftlichen Forschung empfiehlt (77), erklärt er sich doch mit Carus gegen die »Vervielfältigung (Eintheilung, Unterscheidung, Ref.) der Seelenvermögen.« Nichtsdestoweniger wird aber am Schlusse des Kapitels die Phantasie besonders abgehandelt, deren gesteigerte Thätigkeit nach des Vfs. Beobachtungen an sich selbst immer mit gesteigertem Blutandrange nach dem Kopfe verbunden ist. Ref. bittet dagegen, J. Müllers phantastische Gesichtserscheinungen zu vergleichen, wenn die deliria ex inanitione und andere bekannte Erscheinungen nicht genügten, die der Vf. durch die Vergleichung mit dem verstärkten Aufflammen einer erlöschenden Lampe widerlegt zu haben meint. Diese Delirien und Phantasmen aus Säfteverlust sind aber keineswegs so wechselnd

Digitized by Google

wie jenes Aufflammen. In der zweiten Auflage wird der Verf. wohl die Polarität wieder zu Hülfe nehmen müssen, um seine »Annahme gerechtfertigt (p. 102) erscheinen zu lassen, daſs das, was man Phantasie nennt, in der Thätigkeit des Blutes begriffen sey; da aber Phantasie in ihrem physiologischen Wirken ohne Hirnthätigkeit nicht gedacht werden kann, besonders in der Thätigkeit des Hirnblutes, und — vorzugsweise in der Corticalsubstanz. — »In der Brautkammer der Schädelhöhle feiert die plastische Phantasie ihre fortwährende Begattung mit dem Hirnmark, und wie in Muhameds Paradies die Huris, ist sie nach jeder Nacht wieder jungfräulich und der Bräutigam Phosphorus immer wieder um so rüstiger.«

Das vierte Kapitel bestimmt den vernünftigsten Menschen als den, »welcher Blut- und Hirnleben in den reinsten Gleichklang zum Wahren, Einen gebracht hat.«

Im fünften Kapitel wird das Bewuſstseyn als an die »Spannung der Differenz des Blut- und Hirnlebens« geknüpft angegeben (?) (p. 116), in Selbst- und Weltbewuſstseyn unterschieden (117) und der Wille (120) im Gegensatz gegen den Trieb als die höchste Hirnthätigkeit, Wahres mit Bewuſstseyn zu verwirklichen betrachtet. »Der Treiber *Ariman* treibt blind und für sich bewuſstlos. Der hellleuchtende *Phosphorus Ormuzd* strebt mit Bewuſstseyn. Ersteres ist Trieb, letzteres *Wille.*«

Das sechste Kapitel: »Irreseyn beruht auf Disharmonie des Hirn- und Blutlebens, auf abnorm plastischem Leben des Hirns, wodurch das wache Hirn entweder verhindert wird, Wahres zu denken oder Falsches vorzustellen gezwungen ist.«

Im siebenten Kapitel u. d. fgg. wird abgehandelt: Thorheit, Leidenschaft, Unsittlichkeit, Delirium, Aetiologisches und Nosologisch-Diagnostisches, Prognostisches, Prophylaktisches und Therapeutisches, Pathologisch-Anatomisches. Ich würde aber die Grenzen einer Anzeige überschreiten, wollte ich Alles wie bisher darstellen. Ausserdem ist es eine ermüdende Arbeit, einer so regellosen Darstellung zu folgen. Daſs unserer Psychiatrie eine Reform Noth thut, darin bin ich ganz des Vfs. Meinung, glaube auch, daſs die Auffassung des Menschen als eines Ganzen und das Festhalten dieses Gedankens bei Betrachtung alles Einzelnen Noth thue, ebenso, daſs aller Mysticismus, Dogmatismus und aller Einfluſs gefühlglaubiger Subjektivität gänzlich zu verbannen sey, glaube aber nicht, daſs für diese Reform ein Ton, wie der Vf. ihn wohl in der Meinung anstimmte, den starken Geist zu spielen, die Weise sey, diese Reform herbeizuführen, glaube nicht, daſs, um den Menschen als Eins darzustellen, man ihn verstümmeln und die Unterscheidung seiner organischen Theile aufheben müsse, und glaube endlich nicht, trotzt des Vfs. Versicherung, daſs derselbe »Tausende (!) von Irren mit Vorliebe, Eifer und unbefangener Aufmerksamkeit beobachtet hatte, als er sein selbständiges praktisches Wirken begann«, wohl aber glaube ich, daſs (vgl. d. Citat des Vfs. p. 259)

Digitized by Google

— — man kann viel reden,
kann es auch schreiben,
wird weder Leib noch Seele tödten,
es wird Alles beim Alten bleiben. —

Der erste Gedanke bei dem Erscheinen von Bird.s Pathologie und Therapie der psych. Krankheiten muſs für den, welcher der Literatur dieses Zweiges der Medicin folgte, nothwendig der seyn: schon wieder?! In kaum zwei Jahren drei Bücher und ein halbes (s. No. 3) ausser den Journalaufsätzen! — Dieses jüngste ist vorzüglich für praktische Ärzte bestimmt. Es beginnt mit der Lehre von der psychischen Bedeutung der Organe, oder, was dasselbe ist, »von dem Wesen der Geisteskrankheiten.« Wenn aber auch beide Fragen in inniger Beziehung stehen, so sind sie doch keineswegs dasselbe, denn das erstere bezieht sich nicht blos auf Krankheiten, sondern auch auf den gesunden Zustand, nicht blos auf eigentliche Geisteskrankheiten, sondern auch auf die psychischen Krankheitserscheinungen in andern Krankheiten. Der Verf. sucht nun die nächste leibliche Bedingung der Seelenverrichtungen (p. 13. 14) »in der organischen Function des Gehirns, und diese, welche durch den Blutandrang vermittelt wird, ist das rhythmische Erheben und Sinken des lebendigen Gehirns, eine Thätigkeit, die mit der Geburt beginnt und erst im Augenblick des Todes aufhört.« Zu dieser Ansicht wurde der Verf. verleitet durch die Beobachtung der pulsirenden Bewegung des Gehirns bei einer Kranken. deren Schädel durch Caries einige Öffnungen bekommen hatte und über welche er das Ausführlichere in den mit Amelung herausgegebenen Beiträgen (s. No. 3.) mittheilt.

Hierbei ist zu bemerken:

1) diese Bewegung des Gehirns ist keine organische Function desselben, sondern eine mechanische, d. h. eine durch den Stoſs der Blutwelle aller Hirngefäſse mitgetheilte Bewegung, und in ihr besteht ebenso wenig die organische Function des Hirns, als in der Ortsveränderung der Lungen beim Erweitern und Verengern des Brustkastens das Athmen beruht. Diese ungereimte Deutung der Hirrnthätigkeit ist aber nicht zu verwundern, da der Verf. p. 35 sagt: »wir sehen, daſs das Gehirn, wie die Lungen und andre Organe, in räumlichen Bewegungen lebt. Daſs aber der Verf. hier in der Pulsationsbewegung des Hirns nicht etwa die entferntere Bedingung der Hirnthätigkeit sieht, geht aus seinen eigenen Worten p. 13 hervor; »die Circulation des Blutes im Kopfe bedingt die Hirnpulse, welche wir als das (NB.) letzte uns bekannte Hülfsmittel zu betrachten haben, die körperliche Bedingung nämlich, deren die Seele sich bedient, sich geistig darzustellen und in der Organenwelt zu manifestiren.«

2) Warum sollte nicht ebensogut das wechselnde Steigen und Fallen des Gehirns dem Athmen entsprechend, die psychischen Functionen zunächst bedingen, wenn es dabei auf die äussere Bewegung des Gehirns ankäme? Diese Bewegung verkennt aber

der Verf. noch trotz der aus Bordach citirten Gründe gänzlich, indem er dagegen anmerkt (p. 21): »ein beschleunigtes Athmen influirt nur allein fördernd auf die Hirnbewegungen, aber nicht direct, sondern indem es den Umtrieb des Bluts, die Circulation beschleunigt, und somit bleibt die Hirnpulsation stets und immer von der Circulation des Blutes in den Arterien abhängig.« Womit der Vf. denn die unläugbare Thatsache des Ausdehnens und Zusammensinkens des Gehirns bei geöffnetem Schädel je nach dem Aus- und Einathmen abweisen will.

3) Es ist eine groſse Frage, ob bei heilem Schädel diese äusseren Bewegungen Statt finden, und nicht vielmehr bedingt durch die Elasticität des Gehirns dieses selbst entsprechend der Zu- und Abnahme des eintretenden und abflieſsenden Blutes, einen kleineren und gröſseren Raum abwechselnd einnimmt. Doch mag diese verschieden Menge des Blutes und die abwechselnde Beschränkung des Raumes der Scheidelhöhle auch zum Theil durch den Dunst in den Hirnhöhlen, der als solcher sehr elastisch ist und deswegen leicht einen verschieden groſsen Raum einnimmt, ausgeglichen werden, ja diese Ausgleichung eine Hauptbestimmung dieses Dunstes seyn.

4) Daſs »die Krümmungen der Hirnarterien ein Mittel seyen, den mechanischen Einfluſs des Herzens zu verstärken, um das Hauptmoment für die Bewegungen des Gehirns abzugeben« p. 19, ist gegen alle Gesetze der Mechanik, welche bei diesem mechanischen Einfluſs doch allein gelten können. Gegentheils dienen diese Krümmungen, um gegen den zu starken Stoſs der Blutwelle das Hirn zu schützen.

5) Die fibröse Haut der Hirnarterien fehlt auch nicht meist (p. 12), sondern ist nur schwächer, und auch diese anatomische Einrichtung dient wohl zur Verminderung des Blutschockes, der von der Blutwelle durch die Arterienwanderungen der Hirnmasse mitgetheilt wird.

6) Daſs die Circulation im Hirn rascher erfolge als anderswo, wie p. 12 behauptet wird, ist gänzlich falsch.

Wenn der Verf. die Erzeugung der Nervenkraft im Gehirn aus dem Blute, die er p. 23 auch angibt, mehr ins Auge gefaſst hätte, so würde er wenigstens etwas näher der Wahrheit gekommen seyn, wenn auch dabei es nicht bloſs auf das Zuströmen des Blutes ankommt, und überhaupt das Blutleben des Gehirns nicht die einzige Rücksicht ist, die man bei der Erklärung der Hirnverrichtungen zu nehmen hat.

Übrigens ist die Bedeutung des normalen Blutverhältnisses für das Seelenleben (p. 27) von Vielen nicht allein in ihren Schriften mitgetheilt, sondern auch, was der Verf. läugnet, in der Praxis berücksichtigt. Macht man nicht Aderlaſs, kalte Umschläge und Begieſsungen, setzt man nicht Blutegel, gibt man nicht digitalis etc.? Ja gerade, daſs man eben, wie es der Verf. in seinem ganzen Buche thut, häufig, besonders früher, nur das Blutleben berücksichtigt hat, hat unendlich geschadet, und namentlich mit

Digitized by Google

übermäſsigen, selbst mit mäſsigen aber unzeitigen Aderlassen manchen Wahnsinnigen in unheilbaren Blödsinn geworfen; und wenn der Verf. p. 29 behauptet: »die Tobsucht oder Manie oder Raserei des Wahnsinnigen erfolgt nur unter Congestionen«, so ist das weder neu, noch wahr, am allerwenigsten aber praktisch. Es gibt solche Fälle von Tobsucht, Aufregung, Manie, Raserei, die rein nervöser Natur sind, ja die wesentlich auf Blutmangel beruhen, die mit stärkenden, krampfstillenden Mitteln geheilt werden, wo jeder Aderlaſs den Kranken der Unheilbarkeit näher bringt; es gibt andre, wo die Congestion erst consecutiv eintritt; und deswegen ist diese Unterscheidung gerade für praktische Ärzte, denen der Verf. sein Buch bestimmt, von der gröſsten Wichtigkeit. Hätte der Vf. nur beobachten, nur sehen wollen, so hätte er so gut, wie Ref. selbst, in Siegburg die Heilung solcher anämischen, nervösen und erethischen Manie durch stärkende, beruhigende Mittel sehen können. Ebenso einseitige Beobachtung zeigt die Behauptung von constantem Überwiegen der Karotiden bei Wahnsinn. Dies kommt allerdings nicht selten vor, und ist auch bei andern Krankheiten des Kopfes, auch bei Amaurose und Amblypie, wohl zu häufig übersehen als Zeichen von Blutandrang. Aber die vergleichenden Untersuchungen, welche Ref. mit Jacobi, dem Director der Anstalt zu Siegburg, angestellt hat, wo alle Kranke dreimal an verschiedenen Tageszeiten und zur Vergleichung damit auch gegen 100 geistig gesunde Personen untersucht sind, und worüber Jacobi hoffentlich nächstens die Resultate veröffentlichen wird, haben an denselben Kranken, welche der Verf. beobachtete, gerade die Einseitigkeit seiner Behauptung gezeigt. Ebenso wenig ist es constant, daſs im Blödsinn die Karotiden klein und schwach würden; nicht selten bleiben die Karotiden übermäſsig stark im Blödsinn, der als Folge von Manie entsteht und zwar mit sehr übler Prognose. Ja selbst bei Melancholischen, doch da seltner und allerdings ausnahmsweise, kommt ein enormes Überwiegen der Karotiden vor, wie davon jetzt hier, in der Irrenanstalt zu Heidelberg, ein auffallendes Beispiel ist. — Ebenso ist des Verfs. Behauptung von den erweiterten, angefüllten Gefäſsen in dem Gehirn und dessen Häuten zum Theil auf dessen subjektive Ansicht, statt auf unbefangene Beobachtung, gestützt. Ich erinnere mich recht gut, daſs der Vf. bei den Sectionen eine solche Blutfülle in manchen Fällen zu sehen meinte, wo sie gar nicht da war. Aber was man durchaus sehen will, sieht man endlich à force de voir. Da der Verf. so immer von seinen Beobachtungen spricht, so habe ich dies bemerken zu müssen geglaubt, und berufe mich in der Beziehung auf den Director Jacobi und Dr. Lorent. Doch stimmen unbefangene Beobachter ganz damit überein und ich verweise in dieser Beziehung besonders auch auf die oben angegebene Abhandlung von Lelut, wo es p. 20 heiſst: Pour ce qui est des cas de délire aigu que j'ai observés, l'injection, la rougeur de ces enveloppes, la combinaison du sang avec leur tissu étaient loin

d'y être constant. D'abord elles n'existoient pas dans plus d'un tiers de ces cas. — obgleich ich wohl weiſs, daſs es auch früher schon Schriftsteller gegeben hat, die ebenso einseitig waren als der Vf. Nichts ist aber verderblicher für die Praxis.

Das zweite Kapitel soll die Fragen über das Wesen der Verrücktheit, über die causa proxima und die causae remotae beantworten und die Resultate der Sectionen liefern, und da heiſst es denn (p. 65): » Verrücktheit ist ihrem Wesen nach eine Krankheit, welche auf einer Störung der normalen organischen Hirnfunction beruht (was der Vf. darunter versteht, ist eben mitgetheilt); diese Störung ist die Ursache, und zwar die nächste, aller Geisteskrankheiten von dem niedrigsten bis zum höchsten Grade.« Daſs eine Section nie das Wesen oder die causa insania proxima verrathe, darin ist Ref. übrigens mit dem Vf. ganz einverstanen.

Das dritte Kapitel handelt von den schädlichen Einflüssen, welche die Krankheit begünstigen: ursprüngliche Disposition (p. 80) wird als durchaus nöthig angenommen zur Entstehung der Verrücktheit. Diese hat »allein im Gehirn ihren Sitz«, — — »fehlt solche Disposition, so mag das Herz das Blut noch so heftig zum Gehirn treiben, der Mensch wird nicht wahnsinnig« —. Wie stimmt das zu der obigen Behauptung von der organischen Hirnfunction oder der Bewegung des Hirns durch die Blutwelle? Die erbliche Anlage wird (p. 86) ohne alle Angabe der Art, wie sie begründet werden kann, und ohne Unterscheidung der Anlage zu besondern physischen Krankheiten abgehandelt, aber mit Recht geringer angeschlagen, als es bei manchen, besonders englischen, Schriftstellern geschieht. Bei der Anlage nach dem Geschlechte vermissen wir wieder die Unterscheidung nach den verschiedenen Krankheitsarten (doch der Verf. will ja nur überhaupt von zwei oder höchstens drei Arten wissen, wie wir unten sehen werden), und ebenso nach den verschiedenen Schädlichkeiten, welche bei jedem Geschlechte vorzugsweise vorkommen. Ebenso vermiſst Ref. die Angabe, daſs bei verschiedenen Nationen nicht dasselbe Geschlecht die meisten Krankheitsfälle darbietet, wie denn namentlich in Frankreich mehr Frauen psychisch erkranken. Dies wird wohl erklärlich aus der Stellung der Frauen, welche weniger auf das häusliche Leben beschränkt sind und mehr am bürgerlichen Geschäfts- ja Staatsleben Antheil nehmen und dadurch mehr stürmischen Bewegungen der Seele ausgesetzt sind. p. 91 Lebensart, p. 93 Krankheiten, ebenso dürftig abgehandelt; besondere Aufmerksamkeit ist dagegen auf den Einfluſs der Witterung verwendet, und der Vf. theilt seine Beobachtungen, 6 Monate lang durchgeführt, hierüber mit in Vergleichung mit dem herrschenden Krankheitsgenius ausserhalb der Anstalt, eine gewiſs nützliche Vergleichung. Bei der geographischen Verbreitung weist der Vf. den Wahnsinn vorzüglich den höher, die Melancholie den flacher gelegenen Gegenden zu. p. 119. Auch hier leider wieder zu wenig Unterscheidung der verschiedenen Formen, abgesehen davon, daſs solche Zusammenstellungen bei der unbestimmten und

Digitized by Google

verschiedenen Bezeichnungsweise der Krankheitsarten sehr unsicher sind. p. 120 ff. erhebt sich der Vf. gegen den Einfluſs der Civilisation und Religion, und Ref. findet auch diese Bezeichnungen unpassend, aber der falschen Bezeichnung liegt doch etwas Wahres zum Grunde. Nicht das Licht der Civilisation ist es, sondern der stärkere Schatten, den das stärkere Licht wirft. Die Begleiter der Civilisation: Luxus nämlich, Ausschweifungen und Entbehrungen, durch ungleiche Vertheilung der Glücksgüter veranlaſst, überhaupt gesteigertes psychisches Leben bedingt auch gröſsere Krankheitsanlage. Ebenso kann miſsverstandene religiöse Beschäftigung auch Veranlassung zu psychischer Krankheit werden und die eine Confession (nicht Religion, denn die ist überhaupt nur eine) kann mehr Gelegenheit geben als die andere. So geht z. B. aus der Vergleichung der Krankheitsfälle im GH. Baden hervor, daſs im Verhältniſs zu der Zahl der Einwohner jeder Confession die wenigsten Juden, mehr Katholiken und die meisten Protestanten geisteskrank sind. — An und für sich gesunde Speisen können ja auch einen schwachen Magen gefährlich krank machen. Dies giebt der Verf. auch selbst in Beziehung auf den Miſsbrauch der Studien an (p. 147), und die Wissenschaft ist gewiſs an und für sich ebenso wenig verwerflich als die Religion, und hängt gewiſs mit der Civilisation innig zusammen. p. 149. Miſsbrauch der Arzneien.

Nachdem der Vf. im vierten Kapitel »die Zustände, welche ausser den Grenzen der Kunst liegen, z. B. den Cretinismus,« wohl mit Unrecht ausgeschlossen hat, denn das Objekt der Medicin ist nicht blos zu heilen, sondern auch für den Unheilbaren das Passende anzugeben und noch mehr —, vorzubauen, nachdem er früher schon die Unterscheidung besonderer Krankheitsformen, namentlich Nostalgie, delirium tremens, mania puerperalis, menstrualis, haemorrhoidalis, als unnütz verworfen hat. Im sechsten Kapitel schlieſst er ferner die Hypochondrie aus, von welcher er unrichtig genug sagt (p. 168), daſs ein Wort des Arztes, dem die Kranken vertrauen, oder ein unschuldiges Mittel die Aufregung und alle eingebildeten Krankheiten hebt; und ebenso schlieſst er aus: Hysterie, einfach melancholische Zustände (?), Zustände nach Epilepsie, Hirnhautentzündung mit verletztem moralischem Gefühle nach Hirnverletzungen und die Zustände mit sogenannten fixen Ideen, von deren wahrer Bedeutung der Vf. gar keine Idee hat, und will dann im sechsten Kapitel die Eintheilung in Wahnsinn und Melancholie als die einzig wirklich zu unterscheidenden Species vertheidigen; denn mit weiterer Unterscheidung werde das Gedächtniſs nur belästigt und die Praxis gewinne Nichts. p. 189. Ref. ist gänzlich verschiedener Meinung; je besser und genauer die besondern Arten der psychischen Krankheiten unterschieden werden, aber natürlich nicht nach willkührlicher Schematisirung, wie Heinroth thut, desto besser läſst sich die jeder angemessene Behandlung angeben. Die Behandlung aber kann sich nicht auf Verminderung und Vermehrung der »Hirnpulse«

Digitized by Google

im Wahnsinn und Melancholie bescheänken. So ist denn auch hierin der Vf. wieder, trotz des versprechenden Aushängeschildes auf dem Titel, gänzlich unpraktisch. Weil eben die mehrfachen Arten der psychischen Krankheiten auf diese beiden beschränkt sind, so ist es denn auch leicht erklärlich, warum das »Bild« derselben Kap. 7 sqq. höchst verworren ausgefallen ist.

Der Behauptung, daſs die Sinnestäuschungen (Kap. 11) bei Irren gewöhnlich nicht durch Abnormitäten in den Sinnesorganen bedingt sind, stimmt Ref. bei, findet sie aber in dem Kapitel sehr wenig begründet.

Zwölftes Kapitel: Intermittirende Verrücktheit, Selbstmord, Heimweh; 13tes Kapitel: Complicationen mit andern Krankheiten. Mania potatorum. Mania occulta. Klarheit vor dem Tode. — Es könnte aus diesen Überschriften scheinen, als ob der *Verf.* doch noch einige andre Arten ausser Wahnsinn und Melancholie anerkennen wollte. Aber es ist nur Wiederholung des Früheren, daſs es keine besondere Arten seyen. Das Verkehrte tritt hier besonders stark in dem hervor, was der Verf. (262) über mania potatorum sagt, wo er den Wahnsinn, wozu auch Miſsbrauch geistiger Getränke Veranlassung geben kann, mit dem eigentlichen delirium tremens gänzlich verwirrt. Alles zur Vereinfachung und leichtern Auffassung!! Der praktische Arzt mag versuchen, wie weit er mit einer solchen Vereinfachung kommt. *Hic Rhodus*, hic salta! — Unter den Complicationen führt der Vf. Fieber, Entzündung, Wochenbett, Epilepsie, Schwindsucht, Wassersucht, Hautausschläge an. Abgesehen davon, wie wichtige Complicationen hier vergessen sind, z. B. Apoplexie, Lähmungen, organische Herzkrankheiten, Stockungen des Unterleibes etc., vermissen wir wiederum die besonegre Beziehung der einzelnen zu den verschiedenen Arten der Seelenkrankheiten.

Im 14ten Kapitel: Ausgang der acuten Verrücktheit in die chronische.

15tes Kapitel. Zur Verbreitung psychischer Studien wiederholt der Vf. seinen Vorschlag zu einer Akademie für psychische Heilkunde, und fordert ferner Vorlesungen auf Universitäten, klinischen Unterricht, Examen über Psychiatrie. Was den klinischen Unterricht anbetrifft, so ist Ref. ganz des Vfs. Meinung. (s. des Ref. Aufsatz in den Heidelberger klin. Annalen. 1837.) Wenn das praktische Studium der Psychiatrie auf Universitäten erst allgemein und mit den übrigen Fächern der Medicin in gleiche Reihe gestellt wird, dann wird auch manche Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten für praktische Ärzte allgemeiner so gewürdigt werden, wie sie es verdient.

Die Behandlung im 16. bis 18ten Kapitel ist gänzlich symptomatisch, z. B. bei plethora abdominalis venosa, Blutegel ad anum, cremor tartari etc. Und dem, ut finis coronet opus, folgt ein alphabetisches Verzeichniſs einiger beliebigen Arzneimittel!!! Drauf p. 351 die äussern Arzneien, chirurgischen Hülfsmittel und psychische Behandlung, auch noch ein Schluſswort zum Ganzen.

Digitized by Google

Ich habe manche einzelne Unrichtigkeiten übergangen; die sind nicht der Gegenstand einer solchen Anzeige. Ich habe das Charakteristische des Buchs hervorzuheben gesucht, welches in der Erklärung der Seelenstörung aus Abnormität der pulsirenden Hirnbewegungen und in der Reduction der verschiedenen Arten von Seelenstörung auf Wahnsinn und Melancholie besteht. Zu dieser Darstellung habe ich schlieſslich nur hinzuzufügen, daſs auf die Behandlung der Kranken in der Privatpraxis gar keine Rücksicht genommen ist, was bei der angeblichen Bestimmung des Buches für praktische Ärzte ein bedeutender Mangel ist, und daſs die Darstellung und Anordnung höchst flüchtig und verwirrt sind. Möchte der Verf. künftig des Horaz Spruch etwas beherzigen: nonum prematur in annum!

3. Amelung und Bird etc. — Ref. beginnt, um besser eins ans andere zu reihen, mit Bird's Beiträgen, die Lehre von der psychischen Bedeutung der Organe. — Zur Begründung seiner Ansicht über den Sitz der Verrücktheit, die wir schon aus dem Vorigen kennen und welche der Vf. in Kurzem vorausschickt, führt er eine Zusammenstellung von 268 Krankheitsfällen, nach dem Monate der Aufnahme in Siegburg, an. Die Zahl steigt im Allgemeinen vom Februar bis zum September, und nimmt von da wieder ab bis zum Januar; doch macht April und November eine Ausnahme durch eine geringere Anzahl von aufgenommenen Kranken. Darauf folgen vierzehn Beobachtungen. Bei diesen können wir unser Befremden darüber nicht unterdrücken, daſs darunter nur Ein Fall aufgeführt ist, wo Heilung eintrat, und zwar, »wo bessere Pflege und reichlichere Nahrung hinreichten, den Mann zu genesen.« (!) Von den übrigen ist einer, der mit dem Tode endete, aber ohne Leichenbefund, die andern alle unvollständig, da keine Genesung eintrat und auch nichts vom Tode gesagt ist. Der Verf. mag selbst mit seinen eignen Worten aus seinem unter Nr. 2 angezeigten Buche p. 46 über diese Wahl das Urtheil sprechen: »Fälle von psychischen Krankheiten, die nicht von Anfang bis zu Ende genau beobachtet sind, haben durchaus keinen Werth, und unbedingt entbehrt die Psychiatrie bis jetzt am meisten der guten, d. h. vollständigen Krankenberichte.« Daſs unvollständige Beobachtungen durchaus keinen Werth hätten, will Ref. nicht gerade behaupten, aber warum der Vf. gerade, um seine Meinung zu vertheidigen, so viele und so wesentlich unvollständige Beobachtungen ausgesucht hat, darüber lieſse sich allerlei vermuthen: z. B. daſs die vollständigen nicht zur Theorie paſsten; oder daſs noch keine Fälle vollständig verlaufen waren, als wieder Beiträge gedruckt werden muſsten, oder — —. p. 298. »Die Geistesalienationen erfolgen stets durch Vermittlung einer acuten Periode, unter arterieller Aufregung, wo das Hirn mehr oder minder entzündlich gereizt wird, und wer das leugnet, der hat solche Kranke nie im ganzen Verlauf ihrer Krankheit beobachtet, auch wenn sie

Digitized by Google

unter seinen Augen lebten.« Schon wieder der ganze Krankheitsverlauf! Ich frage hier, wieviele Fälle kann irgend ein Arzt an einer Irrenanstalt in ihrem ganzen Verlaufe beobachten? Kommen sie etwa schon hin, wenn sie krank werden wollen, wie die Schwangern in eine Gebäranstalt? Und der Vf. beruft sich doch auf seine Beobachtung an der Irrenanstalt zu Siegburg. Und soll nicht gerade diese acute Periode in den Anfang der Krankheit fallen? also wo meistens die Beobachtung fehlt? — O! wenn die Autoren doch bedächten, was sie schreiben! Nochmals: nonum prematur in annum! Doch zur Probe von den vollständigen Beobachtungen Etwas von der ersten der 2, schreibe zwei! Thatsachen, die der Verf. zum Beweise seiner Behauptung, daſs stets eine solche entzündliche Periode Statt finde, aufführt:

Erste Thatsache.

»Ein gesunder, kräftiger, sanguinischer Mann verfiel in eine bedeutende arterielle Blutaufregung, und damit verband sich nach allen vorliegenden Zeichen eine gleichfalls bedeutende Hirnreizung, die um so weniger moderirt war, weil Patient durchaus reizend behandelt wurde. Der Mann starb nach Verlauf einiger Jahre, und die Section gab diese Resultate: etc.

Diese sind im Einzelnen angegeben, wir können sie aber kurz zusammenfassen in übermäſsigem Gefäſsreichthum des Hirns und seiner Häute.

Ist das eine Beobachtung? Auch nicht eine einzige Krankheitserscheinung angegeben! Nichts als die subjektive Ansicht des Verfs. Und wenn man nun vollends, wie Ref. das Glück hatte, mit eignen Augen gesehen hat, was der Vf. unter groſsen und vielen und ausgedehnten Gefäſsen versteht, so glaubt man davon gar Nichts, und hält es für seine Pflicht, das öffentlich zu erklären. (vgl. oben Lelut.) Nach einem Glaubensbekenntniſs des Verfs., welches wir aus der vorigen Schrift schon kennen, folgt denn die Krankengeschichte der Frau, an welcher der Vf. durch die von Karies entstandenen Öffnungen im Schädel die Hirnpulsationen beobachtete, welche allerdings interessant ist, um so mehr, da sie für sich selbst zeigt, daſs sie auf sorgsamer Beobachtung beruht (sie stammt aber auch aus einer Zeit, wo der Vf. nicht jedes halbe Jahr ein Buch schrieb); und obgleich diese auch nicht bis zu Ende verfolgt ist, da der Vf. die Kranke nicht bis zum Tode sah, so hat sie doch — trotz des Vfs. eignem widersprechenden Urtheile, was wir oben angeführt haben — Werth; nur beweist sie nicht die Ansicht, wozu sie den Vf. irregeleitet hat, daſs nämlich die Hirnpulsationen die nächste Bedingung der psychischen Functionen seyen; denn daſs das Gehirn ohne Blut seine Verrichtungen nicht besorgen könne, und daſs vom einströmenden Blute die eine Bewegung des Gehirns abhängig sey, weiſs man auch ohne jene Beobachtung, daſs aber die mechanische Lagenveränderung des Gehirns der nervus rerum gerendarum sey, wird man daraus ebenso wenig zu schlieſsen berechtigt seyn, als man annehmen wird, daſs z. B. durch die Ortsveränderung der Arterie

Digitized by Google

beim Pulse die Muskeln ihre eigenthümliche Kraft der Zusammenziehung erhielten.

Amelung gibt in demselben Bande dieser gemeinschaftlichen Beiträge eine Reihe von Beobachtungen mit Bemerkungen, aus denen sich natürlich, da sie, wie die Gelegenheit sie gegeben hat, mitgetheilt sind, keine übersichtliche Darstellung geben läſst. Wenn Ref. hier auch zuweilen gern eine genauere Darstellung der psychischen Alienation gewünscht hätte, — gewiſs aber die schwerste Aufgabe, welche die Mittheilung ärztlicher Beobachtungen darbietet, — wenn Ref. sich bei manchen Beobachtungen über den häufigen Wechsel der angewandten Mittel und mehr noch über die groſsen Gaben mancher Arzneimittel, z. B. hrb. digit. gewöhnlich zu gr. 2 viermal des Tags, die denn auch zu baldigem Aussetzen nöthigen, wundern muſs, und wenn Ref. besonders es bedauert, daſs nur in Einem Falle von der Section etwas gesagt ist und auch da nur von der des Kopfes, ja wenn sich auch im Einzelnen noch dies und jenes zu erinnern fände, — so sind diese Beobachtungen doch als wirkliche Beiträge zur Lehre von den Geisteskrankheiten zu betrachten, und versöhnen Ref. mit der Aufgabe, die neuen literarischen Producte des Faches, worüber er auch akademische Vorträge hält, nicht blos anzusehen, sondern auch zu lesen.

(Der Schluſs folgt im nächsten Hefte.)

Heermann.

RECHTSWISSENSCHAFT.

Almae Georgiae Augustae prima solennia saecularia die XVII. Septembris MDCCCXXXVII, Gustavo Hugoni ejusdem universitatis litterariae doctori celeberrimo semisaecularia mox celebranda ex animo gratulatur Eduardus Schrader, olim Gottingensis, nunc Tubingensis. Additur editionis Digestorum Tubingensis specimen complectens D. de O. J. 1, 2. L. 2 §. 41—44. Berolini ap. Reimerum 1837. *VI u.* 14 *S.* 4.

Unter diesem Titel hat Herr OTRath Schrader ein an die Göttingischen Gelehrten gerichtetes Glückwünschungsschreiben, und die angegebenen, den Q. Mucius Scävola, welcher pontifex maximus war, den Servius Sulpitius und ihre Schüler betreffenden Paragraphen der L. 2. de O. J. mit kritischen und exegetischen Anmerkungen als Probe seiner groſsen Pandecten-Ausgabe drucken lassen. — Der Text jener Paragraphen ist hier, wie man erwarten kann, und wie dies auch die kritischen Anmerkungen hinlänglich zeigen, mit vieler Sorgfalt neu constituirt. Vergleicht man ihn mit dem Haloandrischen, Taurellischen und Gebauerschen Texte; so zeigt sich folgendes zwischen diesen vier Texten stattfindende Verhältniſs: In dem §. 41, welcher aber nur sehr klein ist, stimmen alle diese Texte fast völlig mit einander

Digitized by Google

überein. (Blos bei dem Namen Mucius weicht der Haloandrische Text in Rücksicht der Orthographie von den übrigen drei Texten ab.) In den drei folgenden §§en ist der Schradersche Text weit weniger von dem Gebauerschen als von den beiden andern Texten verschieden; aber immer stimmt er doch mit dem Gebauer'schen Texte nicht überein, und immer weicht er auch nicht von jedem der beiden andern Texte ab. So ist z. B. im §. 42 das im Taurellischen und Gebauer'schen Texte vor omnes adpetant stehende ad im Schrader'schen Texte ebenso wie bei Haloander weggelassen. So sind ferner in diesem Texte die Namen der im §. 44 vorkommenden zehn Juristen nicht so, wie im Taurellischen Texte, und auch nicht so, wie in der Gebauer'schen Ausgabe (nach welcher eilf Juristen genannt seyn würden), sondern ebenso, wie bei Haloander, durch Commata abgetheilt. So lauten umgekehrt die letzten Worte des §. 42 im Schrader'schen Texte so wie im Taurellischen und Gebauer'schen (pro cujus etc.), nicht so, wie bei Haloander (ex cujus etc.). Ein Fall, in welchem weder die Taurellische, noch die von dieser abweichende Haloandrische, sondern eine dritte Lesart in den Schrader'schen Text aufgenommen ist, kommt im §. 43 vor, wo nicht das Taurellische, auch in die Gebauer'sche Ausgabe übergegangene tractatus, auch nicht das Haloander'sche tractatus, sondern, wie dies fast alle Handschriften (»libri tantum non omnes«) haben sollen, tactus gedruckt ist. — Bei der Frage: ob dem Herrn OTRath die Restitution des Textes der L. 2. dergestalt gelungen sey, daſs man es für wahrscheinlich halten dürfe, dieser Text sey von Pomponius, oder doch von Justinians Compilatoren so, wie er nun hier gedruckt ist, wirklich niedergeschrieben worden? möchte besonders in Betrachtung kommen der Anfang des §. 44. Ob hier Pomponius, oder doch Justinians Compilator, wenn er hinter den Namen der zehn Juristen die Worte: ex his decem, *octo* libros conscripserunt geschrieben hat, diejenigen zehn Schüler des Servius, welche er nennen wollte, durch die Worte: fere hi libros conscripserunt, sollte bezeichnet haben, könnte wohl zweifelhaft zu seyn scheinen. Warum schrieb er nicht etwa: celebriores hi fuerunt: Alfenus etc.? Diese Betrachtung wird uns indessen doch nicht berechtigen, die Worte fere hi libros conscripserunt, wie dies zufolge einer bei Simon von Leeuwen (de orig. et progr. jur. civ. Seite 71) vorkommenden Bemerkung Einige werden haben thun wollen, aus dem Texte wegzulassen. Und so wird denn auch der, dem die ersten Zeilen des §. 44 verdächtig scheinen, deshalb den Schrader'schen Text noch keineswegs geradezu tadeln.

(Der Beſchluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 72. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Rechtswissenschaft.

(Beſchluſs.)

Die kritischen Anmerkungen enthalten: 1) viele Lesearten, welche vorkommen a) in Handschriften der Pandecten, namentlich in der florentinischen, in einigen venetianischen und andern italienischen, in zwei göttinger, in einigen leipziger und mehreren andern Handschriften, b) in Ausgaben der Pandecten, namentlich in mehreren alten Ausgaben, in der Haloandrischen und Taurellischen, c) in verschiedenen andern Büchern, namentlich in dem Werke des Vacarius, in dem jetzt von Herrn Dr. Reimarus herausgegebenen hauptsächlich can. Recht betreffenden Schrift des Petrus Blesensis und im Pomponius Laetus de magist. rom. (Genommen sind a) die Lesearten der florentinischen Handschrift nicht blos aus der Taurellischen und Gebauerischen Ausgabe, sondern auch aus den, jetzt bekanntlich der Göttingischen Bibliothek gehörenden Brenkmannischen Papieren, welche zufolge der im Specimen Seite 2. Col. 2. Z. 6 und Seite 3. Col. 2. Z. 2. gemachten Bemerkungen, selbst bei den Stellen, bei welchen sie Gebauer bereits gebraucht hat, wohl noch Aufmerksamkeit verdienen könnten; genommen sind ferner b) die Lesearten der vaticanischen und andern italienischen Handschriften aus eben diesen, auch in dieser Rücksicht schon bei der Gebauerischen Ausgabe benutzten Papieren, c) die Lesearten der leipziger Handschriften aus Wenks Vacarius und aus Schneiders Quaestt. ad Serv. Sulpicium, d) die Lesearten des Vacarius nicht blos aus dem Wenkischen Buche, sondern auch aus der Prager Handschrift des Vacarius). — Ferner enthalten die kritischen Anmerkungen auch 2) viele den Text betreffende, von verschiedenen Schriftstellern vorgeschlagene Conjecturen; 3) Urtheile über die Lesarten und Conjecturen, welche öfters durch Gründe gerechtfertigt sind; und 4) viele, zum Theil ausführliche, die Orthographie von Wörtern und Namen betreffende Erörterungen, bei welchen besonders Brenkmanns Papiere und Schneiders Grammatik (von welcher in der Vorrede zum Schröderischen Prodromus S. VII. die Rede ist) benutzt sind. — Sehr Vieles, und namentlich auch Vieles, was bei der L. 2 noch nicht gebraucht ist, enthalten diesemnach die kritischen Anmerkungen gewiſs. Dies kann und wird Niemand leugnen. Aber fragen kann man vielleicht: Ob diese Anmerkungen nicht zu viel enthalten? Ob nicht entschieden unrichtige oder für den Sinn ganz unbedeutende Lesearten (insonderheit manche derjenigen Lesearten, welche bloſs in Rücksicht der Ordnung einzelner Wörter abweichen), nichts für sich habende Conjecturen, und besonders alle die Orthographie betreffenden Untersuchungen (welche wohl besser in einer eigenen Abhand-

Digitized by Google

lung zusammengestellt werden könnten) aus diesen Anmerkungen ganz hätten weggelassen werden sollen? Ferner: Ob diese Anmerkungen nicht öfters gar zu kurz gefaſst seyen? Ob nicht namentlich der Gebrauch der Verborum in ihnen (ganz anders, als in den Anmerkungen des Gebauerischen Corpus Juris) gar zu sehr vermieden, und zu vieles abbrevirt sey? Endlich: Ob nicht in diesen Anmerkungen Manches, was Ein Ganzes ausmache, und nur dann, wenn man es als Ein Ganzes betrachte, gehörig verstanden werden könne, zuweilen dergestalt zerrissen sey, daſs man die Bedeutung der einzelnen Theile gar nicht mehr ahnen könne? Wer geneigt ist, diese Fragen zu bejahen, der kann, wie sich dies leicht ergibt, sehr vieles für seine Behauptung sagen. Aber gestehen wird man doch müssen, daſs sich auch Gründe für die Verneinung, wenigstens mehrerer jener Fragen werden angeben lassen. — In den exegetischen Anmerkungen sind besonders sehr viele Stellen der nicht juristischen Classiker, welche zur Erläuterung dessen, was Pomponius erzählt hat, gebraucht werden können, und dann auch Stellen des Corpus juris und neuere Schriftsteller angeführt. Aber blos Citate enthalten diese Anmerkungen keineswegs. Und sagen wird man nicht können, daſs sie auf keine Weise als ein Commentar betrachtet werden könnten. — In einem kleinen, auf das Glückwünschungsschreiben folgenden, zu dem Specimen editionis Digestorum gehörenden Vorworte berichtet der Herr OTRath über den Fortgang seiner Corpus juris Arbeiten Folgendes: Sein College, Herr Professor Tafel, leiste ihm bei diesen Arbeiten noch immer treue Dienste. Aber seinen ehemaligen, vieljährigen, fleiſsigen Gehülfen Maier habe er vor zwei Jahren, bald nach seiner Anstellung als Archivar (in Stuttgart) durch dessen frühzeitigen Tod verloren. Er sey jedoch so glücklich gewesen, an dem Herrn Bierer, den er urbis nostrae magistratum nennt, und an dem Herrn Dr. Reimarus, der bekanntlich schon vor einigen Jahren über die Blumesche, die Ordnung der Pandectenstellen betreffende Behauptung eine eigene Schrift verfaſst, und jetzt (nachdem er seinen Wohnsitz von Hamburg nach Tübingen verlegt hatte) die in dieser Anzeige bereits angeführte Ausgabe des Petrus Blesensis besorgt hat, zwei neue Gehülfen zu erhalten. — Am Ende des Glückwünschungsschreibens ist die Rede von der prima pars Digestorum mox edenda, und in dem erwähnten Vorworte ist versprochen eine Dissertatio praeliminaris ipsius Digestorum editionis, welche ohne Zweifel die bei dieser Ausgabe gebrauchten und noch zu gebrauchenden Subsidia betreffen, und also wohl das, was in dem im Jahre 1823 erschienenen Prodromus für die Institutionen geleistet worden ist, für die Pandecten leisten wird. Diesemnach darf man wohl hoffen, daſs die groſse Ausgabe der prima pars Digestorum nun bald, und die Dissertatio praeliminaris, da ohne sie die Anmerkungen der prima pars Digestorum wohl nicht ganz verständlich seyn möchten, vielleicht zugleich mit jener prima pars erscheinen werde.

Walch.

Digitized by Google

LITERÄRGESCHICHTE — SCHULSCHRIFTEN.

Gedächtniſsrede, bei erfolgtem Ableben der Frau Herzogin von St. Leu, gehalten in der Pfarrkirche zu Ermatingen. den 11ten Oct. 1837, *von Joseph Nikolai, Professor am Lyceum zu Konstanz. Konstanz* 1837. 16 *S.* 8

Zwei Königinnen der Niederlande fast zugleich dieser Zeitlichkeit entrückt, die eine nach abgelegter Krone, die andere im Vollglanz irrdischer Herrlichkeit dem allgemeinen Loose das hohe Haupt beugend, welcher Stoff ernster Betrachtungen! —

Der auf dem Titel dieser Schrift bezeichnete Tag versammelte zu Ermatingen, einem Dorf im Thurgau unweit dem Schloſs Arenenberg, eine zahllose Menge Theilnehmender aus der Schweiz, Baden, Baiern, Würtemberg und dem Vorarlbergischen, besonders von den gesammten Ufern des Bodensees. Hortensia, die berühmte Hortensia, war nicht mehr; dieser Tag war bestimmt, einer der edelsten ihres Geschlechts die letzte Ehre zu erweisen, und Keiner, dem die Umstände es irgend verstatteten, entzog sich dieser heiligen Pflicht. Die Ermatinger Kirche vermochte nicht, alle Schaaren Trauernder zu fassen, und fast hinderte das Gedräng, die gefühlvollen Worte des Leichenredners zu vernehmen, der, allen oratorischen Prunk vermeidend, sich begnügte, das vielbewegte Leben der hohen Verblichenen durch wenige charakteristische Züge zu bezeichnen.

Ref. will das Wesentliche dieser Trauerrede mittheilen.

Hortensia Eugenie Beauharnais war die Tochter des Grafen Alexander von Beauharnais und Josephinens Tacher de la Pagerie. Der Graf, Deputirter des französischen Adels bei der berühmten konstituirenden Versammlung, schloſs sich zwar, seinen Grundsätzen gemäſs, den Interessen des dritten Standes an; allein dennoch entging er so wenig als soviel Andere seines Gleichen den Pfeilen revoluzionärer Verläumdung, und endigte sein Leben auf dem Blutgerüst, während Josephine im Kerker schmachtete, selbst des Trostes beraubt, das Unglück des edlen Vaters in den Armen der Kinder zu beweinen. Unter dem Schutze der Prinzessin von Hohenzollern-Sigmaringen entfloh Eugen Beauharnais mit seiner Schwester, als plötzlich ein Glücksstern über ihnen aufging. Der Sieger von Marengo, dem Frankreich sein Schicksal anvertraut hatte, bot Josephinen seine Hand als Gemahl, und verband die junge Hortensia mit seinem Bruder Ludwig, den er wie seinen Sohn erzogen hatte. In Kurzem bestieg er selbst den Kaiserthron, und schmückte seinen Bruder mit der Krone der Niederlande.

Wem schien damals nicht der hohe Standpunkt dieser Individuen beneidenswerth? Wer fürchtete die Wandelbarkeit des Schicksals? Und doch hatte es seine Hand schon über dem Haupt der jungen Königin erhoben. Der Tod raubte ihren Erstgebornen. Diesem ersten Schlage folgten noch härtere. Ihre Mutter verlieſs resignirend Frankreichs Thron, dessen Glanz sie durch

Digitized by Google

ihre Tugenden verdoppelt hatte; bald darauf verlor ihn der mächtige Napoleon selbst; die einst Ueberwundenen zogen siegreich in Paris ein, und Hortensia, so achtungsvoll man ihr begegnete, von ihrer Familie getrennt, fand nur Trost bei der gebeugten Mutter, die plötzlich in den Armen ihrer Kinder eine Welt verlieſs, deren Freude und Leid sie in so vollem Maaſse erfahren hatte. Noch einmal blickte Fortuna zurück, als Elba's Verbannter durch seine Heimkehr Frankreich und Europa erschütterte. Sein rasches Vordringen hinderte die Flucht der königlichen Familie, und Hortensia fand die schönste Gelegenheit, ihren Edelmuth zu zeigen, indem sie den besondern Schutz des Kaisers für sie erlangte, und nach allen Seiten Trost und Hülfe verbreitete. Jedoch die überraschten Sieger legten die Hände nicht in den Schooſs; unerwartet fiel bei Waterloo der groſse Würfel, und der Held des Jahrhunderts, der Wiederhersteller Frankreichs, der Schiedsrichter Europa's, von den Seinigen verlassen, von Feinden verfolgt, vernahm von den Lippen der getreuen Schwägerin die letzten Trostworte; dann vertraute er sich und sein Schicksal dem Bellerophon. Auch die Königin fand nur Heil in der Flucht. Dem geliebten Vaterlande entsagend, durchzog sie unstät die Schweiz, begab sich dann zu ihrem Bruder an den Hof des verwandten Königs von Baiern, der ihr eine Ruhestätte zu Augsburg bewilligte, und erwarb bald darauf die freundliche Anhöhe des Arenenbergs im Thurgau. Hier lebte sie seitdem ruhig in der schönern Jahreszeit, dem edlen Eugen nahe genug, um ihn oft zu sehen. Allein der Becher der Leiden war noch nicht geleert. Im Jahre 1824 trennte der Tod sie von dem Bruder, und bekümmert floh sie Deutschland und die Schweiz, wo Alles an den harten Verlust erinnerte. Nur Italiens heiterer Himmel wiegte sie in Vergessenheit, und zu Rom gewährte ihr die Hekuba der Napoleoniden den besten Trost der Leidenden, vereinte Klage.

Nach Rom eilte sie nun jährlich von ihrem Sommersitze, bis 1831 dieser angenehme Lebensplan gestört wurde. Jugendliche Täuschungen, die damals das schöne Welschland zum Waffenplatze machten, beraubten sie auch ihres zweiten Sohns, und mit genauer Noth rettete sie durch Frankreich, nur von der neuen Königsfamilie erkannt und dankbar geschützt, ihren letzten Sproſsling in das gastfreundliche Inselland, wo früher schon ein vormaliger Kronenträger ihres Hauses Zuflucht gefunden hatte. Hier hoffte sie ungestörte Ruhe; ja das Schicksal schien, besänftigt, der vielgeprüften Fürstin noch mehr gewähren zu wollen, als sie erwartete. Die Unruhen Italiens waren bald gedämpft; man verzieh sie, und Hortensia durfte heimkehren zu ihrem geliebten Arenenberg, um dort sorgenlos in stiller Zurückgezogenheit, an der Seite des hoffnungsvollen Sohns, ihre letzten Tage zu verleben.

Wer erinnert sich nicht mit Bedauern der unerwarteten Ereignisse, die auch diese bescheidene Hoffnung trübten? Sogar

der einzig ihr noch übrige Sohn muſste fliehen an ferne Küsten, wie sein berühmter Oheim, und kaum wurde dem Unglücklichen die Rückkehr an den heimischen Heerd vergönnt, um den Scheidekuſs der sterbenden Mutter zu empfangen. Längst hatte ein unheilbares Uebel an dem Leben der erhabenen Frau genagt und sie ans Krankenbett gefesselt. Ihr kunstvolles Saitenspiel verstummte, und Arenenberg, der Sitz geistreicher Geselligkeit, ward ein Trauerort. Am Abend solches Tages erwartete Hortensia den Tod wie einen Freund; nur ihren Sohn wünschte sie noch einmal zu sehen. Und dieser Wunsch ward erfüllt; in den letzten Wochen ihres verhängniſsvollen und früh gehemmten Daseins war Prinz Ludwig wieder an ihrer Seite; er empfing den Abschiedskuſs der getrösteten Mutter; er drückte ihr die Augen zu. Mit seinen Thränen vereinigen sich die der Wissenschaft und Kunst, die sie liebte; zahllose Bedürftige, deren Schutzengel sie war, rufen ihr Segen nach und beten für das Heil ihrer Seele; die Geschichte aber zeichnet lächelnd in ihre Tafeln das Bild einer Frau, die im Glücke nie vergaſs, daſs sie eine Sterbliche war, und im Unglücke nie daran verzweifelte, nach dem Sturm eine höhere Zuflucht zu finden.

Konstanz. ***Dr. F. H. Bothe.***

Encyclopédie des Gens du Monde. Tome ***huitième.*** ***Première, seconde*** *Partie. Paris, Treuttel et Würtz, rue de Lille no.* **17.** *Strassbourg, même maison, grand'rue no.* 15. 1837 805 *S. in gr.* 8.

Wir freuen uns, nachdem wir im Februarheft dieses Jahrgangs S. 209 ff. den siebenten Band dieses Werkes angezeigt, schon so bald von dem Erscheinen des vorliegenden achten Bandes, der in seinen beiden Abtheilungen von Depart bis an das Ende des Buchstabens D reicht, berichten und unsern Lesern die gleiche Versicherung wiederholen zu können, wie diese für ein gröſseres und gebildetes Publikum bestimmte Encyclopädie in ihrem raschen Fortgang immer mehr den Erwartungen entspricht, die man von einem so zweckmäſsig angelegten Werke schon bei dem ersten Erscheinen zu machen berechtigt war. Die beiden vorliegenden Theile enthalten wieder eine Reihe von interessanten Artikeln, von den verschiedenen gelehrten Mitarbeitern, die unsern Lesern schon aus der Anzeige der früheren Bände bekannt sind, abgefaſst; wir erinnern nur, um doch wenigstens einige Proben und Belege unsers Urtheils anzuführen, an so manche biographische Artikel, die gewiſs nicht verfehlen werden, die Aufmerksamkeit an sich zu ziehen und die wir zum Theil auch der Feder des gewandten und kenntniſsreichen Redacteurs Herrn Schnitzler verdanken, wie z. B. die Artikel *Didot*, *Duchâtel*, M. *Dudevant* (George Sand), *Dumouriez*, *Dupin*, *Dupont*, *Mathieu Dumas* und der Dichter *Alexander Dumas* oder der treffliche Artikel über *Diodor* von Daunou, die Artikel *Descartes*, *Duns*

Digitized by Google

Scot u. a. von Amédée Prévost, oder der merkwürdige Artikel *Doctrinaire* von dem oben genannten Herausgeber des Ganzen, oder die Artikel *Dieu* von Guillon, *Dogme* von Matter, *Droit* in seinen verschiedenen Beziehungen (Droit Canon, civil, commercial, public, féodal, françois, international etc.) von dem Herausgeber und andern Mitarbeitern, unter denen wir nur die Namen Labouderie (für Droit Canon), Taillandier, von dem auch der Artikel Divorce und einige andere), Rossi, Savagner, Klimrath, Paul Royer-Collard u. A. nennen, ferner manche geographische Artikel von Depping, oder antiquarische von Golbéry, Delcasso u. A.

Vitam Caroli Sigonii, viri singulari virtute, moribus, ingenio, doctrina meritis praediti, ad imitandum juventuti exposuit indicemque ejus librorum adjecit Jo. Ph. Krebsius, ph. Dr. et profess. litter. antiqq. Programma, quo lustratio vernalis DD. XX — XXII mensis Martii MDCCCXXXVII habenda indicitur. Weilburgi. Ex officina L. Aem. Lanzii 46 S. (mit den Schulnachrichten 68 S.) in 4.

Der gelehrte Herr Vf. wählte sich diesmal zum Gegenstand eines Festprogramms die Schilderung des Lebens und der wissenschaftlichen Leistungen eines der berühmtesten Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts, des durch seine zahlreichen Schriften über verschiedene Gegenstände des classischen Alterthums auch jetzt noch hoch geachteten und gefeierten Carl Sigonius, dessen Werk über Athens Staatsverfassung nach dem richtigen Urtheile C. Fr. Hermanns noch immer seinen Werth als selbstständige Forschung und Grundlage der meisten folgenden Untersuchungen behält, so vieler anderen werthvollen Schriften über römische Geschichte und Staatsverfassung, Chronologie u. a. nicht zu gedenken. Herr Prof. Krebs liefert uns zuerst eine recht anziehend geschriebene Darstellung der Lebensverhältnisse und Lebensschicksale dieses gelehrten Italieners, der im Jahre 1523 zu Modena geboren, im Jahre 1584 auf seinem in der Nähe dieser Stadt gelegenen Landgute starb, nachdem er lange Jahre hindurch eine Zierde der Universität Bologna gewesen war. Daſs in diese Darstellung auch die interessante Geschichte seiner literärischen Streitigkeiten mit Robortellus, und zuletzt noch kurz vor seinem Tode (1583) mit Riccobonus über die angebliche Consolatio Ciceronis, als deren Verfasser aber Sigonius, wie auch hier befriedigend nachgewiesen, nimmer mehr zu betrachten ist, u. A. der Art eingeflochten, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung, da eben in dieser Schilderung hauptsächlich auf die literärische Thätigkeit des Sigonius und seine einzelnen wissenschaftlichen Leistungen, wie sie nach und nach hervortraten, Rücksicht genommen worden ist. Eine unpartheiische Würdigung seines Charakters und seiner Persönlichkeit beschlieſst diese Schilderung, an welche dann von S. 33 an eine genaue Uebersicht der einzelnen Schriften des Sigonius, mit allen nöthigen literäri-

Digitized by Google

schen Notizen und Nachweisungen versehen, so wie mit Angabe der verschiedenen Ausgaben der einzelnen Schriften sowohl als der Opera, sich anreiht. Es sind in Allem vier und dreiſsig Nummern, an welche sich unter eilf Nummern noch die erst nach seinem Tode im Druck erschienenen Schriften anschlieſsen, so wie unter fünf oder vielmehr sechs Nummern die mit Unrecht dem Sigonius von Mehreren beigelegten Schriften. Auf diese Weise enthält diese Monographie nicht blos für den Gelehrten, zunächst für den Literärhistoriker manches Schätzbare, sondern sie wird auch jüngern Lesern als eine recht nützliche Lectüre empfohlen werden können.

Wir verfehlen nicht bei dieser Gelegenheit eine andere ähnliche Biographie zu nennen, auf deren Inhalt uns freilich nach den Gesetzen des Instituts nur im Allgemeinen aufmerksam zu machen erlaubt ist. Als Festprogramm der Universität Freiburg erschien nämlich in diesem Jahre:

Heinrich Loriti Glareanus, gekrönter Dichter, Philolog und Mathematiker aus dem sechzehnten Jahrhundert. Biographische Mittheilung zur jährlichen Gedächtniſsfeier an der Albert-Ludwigshochschule zu Freiburg im Breisgau. Von Dr. Heinrich Schreiber, groſsh. bad. geistl. Rathe und ordentl. öffentl. Professor. Freiburg, Universitätsbuchdruckerei der Gebrüder Groos 1837. 136 *S. in gr.* 4.

Auch hier erhalten wir eine sehr vollständige, mit literärischen und andern für die Geschichte jener Zeit wichtigen Notizen ausgestattete Schilderung eines, obwohl etwas älteren Zeitgenossen des Sigonius, eines geborenen Schweizers aus Glarus (daher wohl Glareanus), der als Lehrer und als Gelehrter ebenfalls im sechzehnten Jahrhundert (er lebte von 1488—1563) mit Auszeichnung genannt wird. Auch in dieser Schilderung ist es besonders die wissenschaftliche und geistige Richtung, welche vorzugsweise berücksichtigt wird; daher wir denn auch nähere Nachrichten über die Verhältnisse dieses auch durch seine schöne lateinische Sprache ausgezeichneten und in verschiedenen Zweigen gelehrter Bildung wohlbewanderten Mannes erhalten, namentlich über seine Verhältnisse zu Erasmus, zu den züricher Gelehrten, zu Zwingli u. A.; Glareanus erscheint darin als ein eifriger Anhänger der älteren Lehre und als Gegner der Reformation. Dieser umfaſsenden Schilderung folgt dann S. 95 ff. eine Würdigung der Leistungen des Glareanus als Schriftsteller sowohl in dem Kreise der schönen Wissenschaften, als in der classischen Literatur (wo besonders seine Leistungen über Livius bekannt sind), und daran reiht sich ein mit vieler Sorgfalt gemachtes und mit allen literärischen Notizen und Nachweisungen versehenes Verzeichniſs der im Druck erschienenen Schriften Desselben.

Digitized by Google

1) *Bericht vom Jahre* 1835 *an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl August Espe, zeitigem Geschichtschreiber der Gesellschaft. Leipzig, F. A. Brockhaus.* 1835. *VIII und* 69 *S. in gr.* 8.

2) *Bericht vom Jahre* 1836 *u. s. w.* 78 *S in gr.* 8.

3) *Bericht vom Jahre* 1837 *u. s. w. Herausgegeben von den Geschäftsführern der Gesellschaft Dr. Aemilius Ludwig Richter, Professor der Rechte und Dr. Karl August Espe. Leipzig, F. A. Brockhaus.* 1837. 79 *S. in gr.* 8.

Die hier anzuzeigenden drei Berichte von den Jahren 1835 bis 1837 sind ein erfreulicher Beweis der ununterbrochenen Thätigkeit dieses gelehrten Vereins, so wie des regen Eifers ihrer gelehrten Vorsteher, deren Sorge wir zunächst die Herausgabe dieser Berichte und damit die Bekanntmachung mancher schätzbaren Forschung verdanken. Die Einrichtung dieser Berichte ist im Ganzen derjenigen gleich geblieben, die wir schon bei Anzeige der früheren Berichte von den Jahren 1833 und 1834 (s. Jahrg. 1834 p. 521 ff. und Jahrg. 1835. p. 916 ff.) in diesen Blättern nahmhaft gemacht haben Wir finden theils Abhandlungen, theils kürzere Mittheilungen über wissenschaftliche Gegenstände, welche in den Kreis des Vereins fallen, dann auch regelmäſsig Nachrichten über die Geschichte der Gesellschaft, und die Vermehrung ihrer Sammlungen an Gegenständen des Alterthums wie an gedruckten Büchern. Wir wollen hier, unserem Zweck gemäſs, der sich zunächst auf Anzeige der in diesen Berichten enthaltenen Forschungen wissenschaftlicher Art beschränkt, aus den Abhandlungen einige nennen, die zugleich auch ein allgemeineres Interesse haben und durch diesen Abdruck auch einem grösseren Kreise von Lesern mit Recht zugänglich geworden sind. Wir rechnen dahin die beiden in dem Bericht von 1835 abgedruckten Aufsätze von Ch. L. Stieglitz: „Ueber die in den alten Gräbern Deutschlands aufgefundenen Alterthümer, als die Zeichen germanischer Ausbildung", und: „die Sage von Wieland, dem Dädalus der Deutschen", eine recht interessante Abhandlung. Mit gleichem Interesse haben wir aber auch den Aufsatz des Herrn Dr. Puttrich, des gelehrten Herausgebers der mit verdientem Beifall aufgenommenen „Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen" durchgangen; es verbreitet sich dieser Aufsatz im Ganzen über denselben Gegenstand; der Verf. macht zuerst auf die groſsen Schwierigkeiten aufmerksam, welche bei näherer Prüfung der Baudenkmale des Mittelalters schon darin uns entgegen treten, daſs wir in ihnen nicht, wie bei ähnlichen Resten des heidnischen, griechischen wie römischen Alterthums, Werke einer und derselben Zeit, aus einem Gusse hervorgegangen, erblicken, sondern Werke, die oft Jahrhunderte lang, unter längeren Zwischenräumen aufgebaut worden sind, und so Spuren des Baustyls verschiedener Länder, Oerter und Zeiten an sich erken-

Digitized by Google

nen lassen, wie denn der (byzantinische) Rundbogenstyl und der (ſogenannte gothische) Spitzbogenstyl Jahrhunderte neben einander laufen. Nun giebt der Verf. ein genaues Verzeichniſs der Baudenkmale, wie sie vom zehnten Jahrhundert an in ununterbrochener Stufenfolge bis gegen die Mitte des dreizehnten hin in Sachsen noch vorhanden sind, und knüpft daran eine Reihe von Bemerkungen über drei insbesonders ausgezeichnete Denkmale, die Kirche zu Memleben (um 968—975 erbaut), die Schloſskirche zu Querfurt (um 994) und den Dom zu Merseburg (um 1015 bis 1065).

In dem Bericht des Jahres 1836 tritt uns zuvörderst entgegen eine Abhandlung des Herrn Oberbibliothekars Gersdorf über das schwerlich vor dem Tode Friedrichs II. (1250) gestiftete Franciscanerkloster zu Meiſsen, dessen erste urkundliche Nachricht von dem Jahr 1263 stammt. Wir verbinden mit dieser gründlichen und gelehrten Abhandlung einen andern Aufsatz, der sich durch gleich gründliche und umfassende Behandlung des Gegenstandes auszeichnet: „Zur Geschichte des Stift Meiſsnischen Archidiakonats in Nisan,“ von K. A. Espe. Die dankenswerthen Mittheilungen ans Handschriften der leipziger Universitätsbibliothek, die wir der Güte desselben Herrn Oberbibliothekars Gersdorf verdanken, sind aus einer Handschrift des eilften Jahrhunderts entnommen; die erste Mittheilung über das Monochord in althochdeutscher Sprache erscheint hier zum erstenmal gedruckt, die andere, über das Maaſs und die Tonverhältnisse gewisser musikalischer Pfeifen, findet sich zwar schon in Gerbarts Scriptt. eccless. de musica T. I., aber der hier nach der leipziger Handschrift gelieferte Abdruck zeigt wesentliche Verschiedenheiten von der St. Gallen'schen Handschrift, nach welcher Gerbert den Text gegeben hatte.

Den Bericht des Jahres 1837 eröffnet ein billig an den Eingang gestellter interessanter Vortrag des Herrn Conrector Jahn: „Welches ist der natürlichste und allgemeinste Erforschungsgegenstand eines Vereines des vaterländischen Alterthums?“ Daran schlieſsen sich Mittheilungen von ungedruckten Liedern des Mittelalters durch Herrn Dr. Leyser; darunter insbesondere das aus einer leipziger Handschrift mitgetheilte Bruchstück aus dem durch Fischer und Molter bekannt gewordenen lateinischen Epos von den Kämpfen Attilas, der Flucht Walters u. s. w. Der hier abgedruckte Text, dessen Schrift dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts angehört, bietet manche Abweichungen von dem bisher bekannten dar, und dürfte daher bei der zu erwartenden neuen Ausgabe dieses durch Form und Inhalt merkwürdigen Produktes mittelalterlicher Poesie wohl zu berücksichtigen seyn.

Aus der Jahresgeschichte der Gesellschaft erwähnen wir insbesondere den in einer Sitzung vom 26. Oct. 1836 zur Sprache gekommenen Plan, Schriften der deutschen Gesellschaft erscheinen zu lassen; ein Plan, dessen Ausführung um so erwünschter scheinen muſs, als bereits zwei der ausgezeichnetsten

Mitglieder des Vereines, die schon oben genannten Hrn. Gersdorf und Espe dazu ihre Bereitwilligkeit durch die Erklärung bewiesen, die von ihnen beabsichtigte (gewiſs recht erwünschte) Handausgabe eines *Corpus praecipuorum historiae germanicae scriptorum medii aevi* unter doppeltem Titel (also zugleich mit dem besondern Titel: „Schriften der deutschen Gesellschaft“) erscheinen zu lassen. Ein solches Unternehmen, gewiſs würdig einer deutschen Gesellschaft, könnte nur allgemeinen Beifall finden und allgemeine Theilnahme erwecken; wir sehen sehr verlangend näheren Nachrichten über die Art und Weise der Ausführung dieses Unternehmens entgegen.

Unter den beklagenswertren Verlusten, welche die Gesellschaft erlitten hat, ist vor Allem der Tod ihres mehrjährigen, bis in sein hohes Alter unermüdet thätigen Vorstehers, des Dompropsts Dr. Stieglitz am 17. Juli 1836 zu nennen. Die „Worte der Aufforderung an die verehrten Mitglieder der deutschen Gesellschaft, feierlich die irdische Hülle des Verewigten nach dem Grabe zu begleiten, ausgesprochen im Namen des Vorstandes durch Karl August Espe, Geschichtsschreiber der deutschen Gesellschaft (9 S. in gr. 4.)“ zeugen von der innigen Theilnahme, welche sich bei diesem Verluste aussprach. Einer schon früher, zur funfzigjährigen Promotionsjubelfeier des Domprobst Stieglitz erschienenen Schrift desselben Herrn Espe „Ueber die Feste Grona in der slavischen Zupanie Hlomazi“ haben wir schon früher in diesen Jahrbüchern Jahrg. 1835. S. 918 verdientermaaſsen gedacht.

Fünfter Jahresbericht an die Mitglieder der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmahle der Vorzeit, von Stadtpfarrer A. Wilhelmi in Sinsheim, d. Z. Director der Sinsheimer Gesellschaft, wirkl. Mitgliede der naturforschenden Gesellschaft in Görlitz und der königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen u. s. w. Sinsheim 1836. *Auf Kosten der Gesellschaft.* 46 *S. in gr.* 8.

Wir sind auch bei diesem Berichte, wie bei den früheren (s. Jahrg. 1834. S. 519 f. und 1836. S. 941 f.), den Gesetzen des Instituts gemäſs, auf eine einfache Relation des Inhalts beschränkt, der uns einen neuen Beweis von der unermüdlichen Thätigkeit des gelehrten Herausgebers liefert, dem wir schon so manche Bereicherung der vaterländischen Alterthumskunde verdanken. Der Bericht beginnt mit einer genauen Nachricht über die Ergebnisse einer bei Rappenau, wo sich eine zweifache Gruppe von Grabhügeln findet, unternommenen Aufgrabung von drei kleineren solcher Hügel, welche der zweiten, aus wenigstens zwölf Hügeln, die etwas weiter auseinanderliegen, und von denen sich einer durch ungewöhnliche Gröſse auszeichnet, bestehenden Gruppe angehören. Wir finden hier dieselbe musterhafte Genauigkeit in allen einzelnen Angaben, welche des Verf. Beschreibungen der

früher unternommenen Ausgrabungen ähnlicher Grabhügel bei Sinsheim und anderwärts auszeichnet, und bemerken nur so viel, daſs im Ganzen diese Rappenauer Hügel dieselben Erscheinungen darbieten, wie die bei Sinsheim bekannt gewordenen, daſs inzwischen die darin gefundenen Gegenstände nicht von der Reichhaltigkeit sind, und auch schon einer spätern Zeit anzugehören scheinen, so wie einen weniger kriegerischen Volksstamm verrathen; die darin gefundenen Ornamente sind im Allgemeinen künstlicher; die steinernen Opferwerkzeuge fehlen und Waffen treten selten hervor. Die Leichname selbst waren fast gänzlich verwesen.

An diese Nachrichten schlieſsen sich von S. 10 an ähnliche über die Grabhügel in dem alten germanischen Gau Grabfeld (zwischen Meiningen, Römhild, Königshofen und Ostheim), welche übrigens anderer Art sind und namentlich keine Leichname, die unverbrannt darin niedergelegt waren, sondern in Urnen gesammelte Knochenreste verbrannter Leichname enthielten, wie man sie, zumal in Norddeutschland öfters, ja selbst hie und da in Süddeutschland gefunden hat. Da man solche Urnenhügel theilweise für älter als die mit ungebrannten Leichnamen hat erklären wollen (was wir mit dem Verf. keineswegs zugeben möchten), so veranlaſst dieſs den Vf. hier eine nähere Classification der sämmtlichen in Deutschland bekannten Grabdenkmahle nach ihrem Alter zu versuchen, wie dieſs auch von ihm in diesen Jahrbüchern (Jahrg. 1836 S. 1180 ff.) bei Gelegenheit einer Recension von Klemms Handbuch der germanischen Alterthumskunde angedeutet worden ist. Die hier aufgestellte Unterscheidung von drei Arten von Todtenstätten auf deutscher Erde wird von dem Verf. im Einzelnen näher erörtert und es werden dann sorgfältig die einzelnen Grabdenkmale, wie sie der einen oder der andern dieser drei Gattungen zufallen, nahmhaft gemacht. Gewiſs einer näheren Untersuchung in dieser Beziehung würdig wäre die vom Vf. am Schlusse seiner Darstellung ausgesprochene Wunsch einer näheren Bestimmung, **wann** eigentlich in Deutschland überall die Särge aufgekommen sind. Die von S. 24 an mitgetheilte Beschreibung eines neben dem Dorf Steinsfurth gelegenen römischen Gebäudes, dessen völlige Ausgrabung Herr Heckmann vollführte, zeigen uns immerhin, wie auch in dem Elsenzgau frühzeitig Römer sich angesiedelt und auch hier, wie in andern Orten unseres Vaterlandes den Grund zu der Cultur des Bodens gelegt haben. Aus den genauen Nachrichten über die einzelnen Bestandtheile dieses gröſseren Gebäudes sehen wir, daſs dasselbe eine Länge von 150 Fuſs neu badischen Maaſses besaſs! Feuersgewalt scheint dasselbe zerstört zu haben; und es mögen wohl die werthvollsten Gegenstände, die dasselbe enthielt, entweder geraubt und geplündert oder zerschlagen und zerstreut worden seyn. Denn unter den beim Ausgraben vorgefundenen Gegenständen aus Bein, Metall, Stein und Thon, wie sie hier aufs sorgfältigste beschrieben werden, findet sich im Ganzen Nichts Bedeutendes, auch

keine Münze und kein einziges ganzes Gefäſs. — Den Beschluſs macht die Beschreibung einer Anzahl römischer Münzen aus der Kaiserzeit, welche zu der Sammlung der Gesellschaft neu hinzugekommen sind.

De philosophiae in gymnasiis studio Disputatio. Scripsit Georg. *Carol.* Liebel, *phil. Doct. Artt. libb. Mag. Gymnasii Dresd. Colleg. III. Dresdae et Lipsiae, in commissis apud Arnoldum,* 1837. 53 *S. in gr.* 8.

Ref. hat diese Schrift mit vielem Vergnügen durchgangen, theils wegen der vollständigen und befriedigenden Entwicklung des Gegenstandes, theils auch wegen der angenehmen und klaren Darstellnngsweise, und der flieſsenden lateinischen Sprache, welche wahrhaftig nicht der Entschuldigung bedarf, die der Herr Verf. am Schlusse des Vorworts einlegt: „Qua in scriptione mea si haud pauca occurrent, quae a probatae Latinitatis elegentia abhorrere videantur, ignoscant, quaeso, aequi judices homini et primum scribere aliquid conanti et in eo genere versanti, quod negotium facessere possit vel exercitatissimis (was wohl wahr ist).

Gegenstand dieser interessanten Schrift ist die in der jetzigen Zeit, wo man sich fast aller Orten, bald mehr bald minder, mit Reformen des höheren (wie auch des niederen) Schulwesens beschäftigt, oder mit neuen Plänen umgeht, welche dasselbe seiner Bestimmung und seinem Zweck immer näher bringen sollen, viel besprochene Frage über die Behandlung der Philosophie auf Gymnasien, und über die Stelle, welche die Philosophie in den zu den Universitätsstudien vorbereitenden Unterrichtsgegenständen einnehmen soll. Wie verschieden, aber auch wie schwankend und unbestimmt die Ansichten darüber sind, kann man aus der sorgfältigen Zusammenstellung, wie sie uns im ersten Abschnitt dieser Schrift geboten wird, zur Genüge ersehen. Es hat nämlich der Vf. darin die Ansichten der Gegner des philosophischen Unterrichts auf Gymnasien, so wie der Vertheidiger desselben in einer klaren, faſslichen Uebersicht vorgelegt, um dann im andern Abschnitt eine nähere Beleuchtung oder, wie man will, eine Widerlegung der zuerst erwähnten Ansicht folgen zu lassen, worin ihre Unzulänglichkeit, so wie die Nothwendigkeit, den philosophischen Unterricht beizubehalten, dargethan wird. Da an diese polemische und somit mehr negative Erörterung sich nun am Schluſs auch eine bestimmt positive Darstellung knüpft, worin der Verf. (und darauf wird es allerdings bei dieser ganzen Frage am meisten ankommen) zu zeigen sucht, wie dieser Unterricht, um nützlich und ersprieſslich zu seyn, und also auch nicht Gegenstand gerechten Tadels und Verwerfung zu werden, einzurichten sey, so wird man nichts vermissen, was zur vollständigen Erörterung des Gegenstandes gehört, da der Verf. kein bei dieser Untersuchung zu berücksichtigendes Moment übergangen und eine reichhaltige Literatur überall beigefügt hat.

Es wird uns daher wohl vergönnt seyn, den Gang der Un-

Digitized by Google

tersuchung des Vf. in der Kürze unsern Lesern vorzulegen und sie zugleich auf das Resultat aufmerksam zu machen, welches daraus gewonnen wird, da wir zugleich überzeugt sind, daſs bei der klaren Entwicklung und dem angenehmen Fluſs der Sprache — Eigenschaften, die wir in manchen über diesen Gegenstand deutsch geschriebenen Aufsätzen vermissen — Jeder, der die Schrift in die Hand nimmt, gern längere Zeit dabei verweilen wird.

Der Verf. geht in dem ersten Abschnitt von dem Streben nach Neuerungen, Verbesserungen u. dgl. aus, das in unsern Tagen überall rege geworden, alle Zweige und Verhältnisse des äuſseren Lebens durchdrungen und so denn auch seinen rückwirkenden Einfluſs auf die Wissenschaft, zunächst auf Erziehung, Unterricht und Bildung auf eine nicht immer gerade erfreuliche Weise geäuſsert hat, namentlich in Aufstellung des sogenannten Nützlichkeitsprincips, nach welchem auch in der Wissenschaft verfahren, und alle Erziehung und Bildung, aller Schulunterricht eingerichtet werden soll. Es ist nur zu sehr bekannt, welche Nachtheile dieses, alle wahre Wissenscheft entwürdigende und alle edlere, höhere und somit wahrhafte Geistesbildung hemmende und unterdrückende Princip mit sich gebracht hat oder weiter mit sich zu bringen droht, und wir können uns nur freuen, bei dem gebildeten Theile unserer Nation eine gerechte Abneigung und einen wahren Unwillen dagegen allgemein zu bemerken. In einer milderen Form ist diese Ansicht auch da hervorgetreten, wo man z B. die Mathematik, allerdings eine bei dem Unterricht nothwendige, aber doch immerhin nur subsidiäre Wissenschaft, über Gebühr begünstigen und an die Spitze der gesammten höheren, gelehrten Bildung hat stellen wollen. Aus demselben Nützlichkeits- und setzen wir hinzu, auch Faulheits- und Trägheitsprincip sind denn Behauptungen hervorgegangen, wie sie nur Unverstand und Unkenntniſs aller unserer Lebensverhältnisse und unserer ganzen historischen, religiösen wie politischen Bildung erzeugen konnte; wenn man z. B. das Studium der alten Sprachen gänzlich bei Seite setzen oder an ihre Stelle, lächerlich genug, die neuern Sprachen setzen zu können wähnte, oder gar die Naturwissenschaften in ihrem ganzen weiten Umfang in das Gebiet der Schulwissenschaften einführen wollte u. dgl. m. Der Vf. hat diese Gegenstände mit berührt und zuletzt noch der gymnastischen Uebungen und selbst des unsere Zeit, insbesondere Norddeutschland so lebhaft berührenden Lorinser'schen Streites gedacht, wobei er, als guter Sachse, in einer Note gelegentlich die Bemerkung beifügt, deren Würdigung Ref. Andern überlassen muſs, die diese Verhältnisse besser kennen, als er. Er schreibt nämlich S. 13. not. 31: „Ceterum si omnia recte se habent, quae de hac Lorinseri causa a viris rei scholasticae bene gnaris proferuntur, multum detrahitur de summis illis laudibus, quibus usque ad hunc diem totam Gymnasiorum in Borussia rem atque institutionem extollere solent."

Mit S. 15 kommt der Herr Verf. nun näher auf das, was zunächst Gegenstand seiner Schrift ist, auf die Philosophie und deren Unterricht auf Gymnasien, und er hat mit ähnlicher Offenheit und Entschiedenheit gleich am Eingange seine Ansicht ausgesprochen: „Id unum jam ago, ut philosophiam ejusque in gymnasiis studium, artioribus quidem illis, quos ratio atque usus suadet, finibus circumscriptum in tuto collocem.“ Der Verf. zweifelt auch nicht, daſs er selbst jetzt noch solche finden werde, die seiner Ansicht Beifall zollen und mit ihm das Unrecht erkennen, welches diejenigen begehen, die die Philosophie „hanc omnium artium procreatricem et quasi parentem“ aus dem Gymnasialunterricht gänzlich verbannt wissen wollen. Er versäumt es dann auch nicht, die gewichtigen Stimmen und Autoritäten derer anzuführen, welche theils durch Abfassung eigener, für den philosophischen Unterricht auf Gymnasien bestimmten Schriften oder Compendien, theils durch anderweitige empfehlende Aeuſserungen sich für die Beibehaltung oder Aufnahme der Philosophie in die Unterrichtsgegenstände der Gymnasien ausgesprochen haben. Wer die in dem letzten Decennium darüber in Deutschland geführten Untersuchungen und selbst Streitigkeiten kennt, wird sich nicht befremden, hier die Namen der angesehensten Schulmänner und Gelehrten Deutschlands zu finden: und er wird es dann auch erklärlich finden, wenn in Folge dessen in den verschiedentlich und in verschiedenen Ländern erlassenen Verordnungen ein mehrstündiger Unterricht in der Philosophie als vorbereitend zu den akademischen Studien für die Gymnasien vorgeschrieben worden ist.

Im zweiten Abschnitt finden wir zuerst eine nähere Prüfung der allem Unterricht der Philosophie auf Gymnasien entgegengesetzten Ansicht, oder vielmehr eine Widerlegung derselben, in welcher der Vf. zuvörderst zu zeigen sucht, wie die von den Gegnern vorgebrachte, angebliche Schwierigkeit der Auffassung philosophischer Gegenstände kein genügender Grund seyn könne, den Unterricht in der Philosophie gänzlich wegzulassen, zumal wenn es sich um die mehr propädeutischen Wissenschaften, um Logik, Geschichte der Philosophie u. s. w. handelt. Die Schwierigkeit liegt dann nicht sowohl in der Sache selbst, als vielmehr in der Art und Weise des Vortrags, in der Behandlung der Philosophie, und allerdings wird es dann eher der Schuld des Lehrers beizumessen seyn, wenn er den philosophischen Vortrag nicht auf diese Weise einzurichten und den Gegenstand auf eine solche Art zu behandeln versteht, daſs sich davon wesentliche Vortheile erwarten lassen. Von nicht gröſserem Gewicht ist ein anderer Grund, den man in dem den ernsteren Studien der Philosophie abgeneigten Sinn jugendlicher Gemüther hat finden wollen, oder in dem durch solche Beschäftigung nicht selten angeregten Stolz, der sich des jugendlichen Gemüthes bemächtigt und leicht in ihm die Anmaſsung erregt, für einen vollkommenen Philosophen gelten zu wollen u. s. w. Ein solcher Vorwurf kann

weder in dem einen noch in dem andern Fall die Sache selbst treffen, sondern nur die Personen oder den Miſsbrauch und die falsche Behandlung des Gegenstandes. Noch weniger aber wird man, wegen der Masse anderer Lehrgegenstände, oder wegen besonderer Lage und Verhältnisse der Gymnasien, die Philosophie aus dem Gymnasialunterricht ganz verweisen oder etwa nur gelegentlich bei dem Religionsunterricht oder der Behandlung anderer Lehrgegenstände mit behandelt wissen wollen: das letztere wird eben so wenig angehen (vgl. S. 33. 34) und es wird sich namentlich an die Stelle des philosophischen Unterrichts keineswegs, wie wohl behauptet worden, ein mathematischer Unterricht setzen lassen, da der letztere eben ein philosophisches Studium selbst nöthig macht und dieses dann nicht blos der Universität überlassen bleiben sollte. Will man endlich noch geltend machen, daſs der natürliche, gesunde Sinn der Jugend, kurz das, was man wohl die natürliche, so zu sagen, angeborne und durch den Sprachunterricht weiter ausgebildete und entwickelte Logik nennt, ein besonderes Studium der Philosophie, insbesondere der Logik, auf Gymnasien überflüssig und unnöthig mache, so hat auch hier der Verf. die Nothwendigkeit eines propädeutischen Studiums der Philosophie, insbesondere der Logik, und den Einfluſs dieses Studiums auf die ganze folgende Lebenszeit und den zu erwählenden Beruf, es sey ein rein wissenschaftlicher oder ein mehr praktischer, nachzuweisen gesucht. „Itaque Logicae quoque, so ruft derselbe S. 42 aus, studium vigeat, perque omne aevum, quidquid ejus osores contradicunt, vigebit, quamdiu homines recte sapere cupient. Neque vero in Academiis solis vigeat, sed in Gymnasiis etiam, *modo recte* tractetur, locum suum obtineat, quum illud et telum sit, ut modo vidimus, haud mediocre ad res scholasticas recte gerendas, et quod jam demonstrabimus, adjunctis aliis rebus philosophis praecursionem quandam ad altiora Philosophiae in Academiis studia adhibeat eamque minime contemnendam.“ Es hat daher der Verf. diesem Gegenstand eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, um darzuthun, wie ein philosophischer Unterricht auf Gymnasien als nothwendige Vorbereitung und gewissermaſsen als Vorläufer zu den eigentlichen, tieferen und höheren Studien der Philosophie auf der Universität, nothwendig sey und in dem Wesen, in dem Zweck und in der Bestimmung des ganzen Gymnasialunterrichts begründet erscheine, wie es daher viel zu spät sey, erst auf der Universität mit philosophischen Studien, zu denen dann die nöthige Vorbereitung und Vorkenntniſs fehlt, anzufangen und wie dann jedenfalls nicht der zu erwartende Gewinn für die gesammte wissenschaftliche Bildung daraus hervorgehen könne; er giebt dann noch S. 48 ff. in der Kürze an, wie weit dieser propädeutische Unterricht auszudehnen sey, und welchen Umfang er überhaupt besitzen solle. Ein Miſskennen dessen, was hier nöthig ist, was die Bestimmung und der Zweck der Schule, als Vorbereitung zum akademischen Unterricht erfordert, hat allerdings manche Uebelstände veran-

Digitized by Google

laſst und gewiſs auch mit die Abneigung gegen den philosophischen Unterricht auf Schulen überhaupt hervorgerufen. Nach der Ansicht des Verf., die sich ihm an seiner Anstalt als bewährt gezeigt hat, soll sich dieser Unterricht, dem propädeutischen Zwecke gemäſs, auf den Vortrag der Logik beschränken und zwar auch hier mit besonderer Rücksicht auf einzelne Hauptlehren („ne Logicae quidem praecepta omnia videntur tradenda, immo quaedam tantum hujus disciplinae partes, in his vero inprimis eae, quae de cogitandi legibus, de notionibus, judiciis, ratiocinationibus atque ideis, quas nostri appellant philosophi, de definiendo, dividendo et augmentando tractant" S. 48), ferner auf einen Abriſs der Geschichte der Philosophie und der empirischen Psychologie; der Vf. pflegt an seiner Anstalt beides abwechselnd in einem zweijährigen Cursus in einzelnen wöchentlichen Stunden vorzutragen.

Wenn Ref. am Schluſs dieser Anzeige seine eigene Ueberzeugung aussprechen soll, so muſs er allerdings ein tieferes Eingehen in das Gebiet der Philosophie, also die Beschäftigung mit der Metaphysik, und ähnlichen Zweigen, auf Gymnasien, d. i. in Vorbereitungsanstalten für unzweckmäſsig und selbst in gewissen Beziehungen für nachtheilig halten; aber er würde sich darum noch nicht denen beizählen wollen, welche die Philosophie gänzlich aus dem Kreise des Gymnasialunterrichts bannen wollen, da ihm eine solche propädeutische Philosophie, wie sie der Vf. vorgeschlagen hat, vielleicht selbst noch etwas mehr beschränkt und auf einige Theile der Logik und Psychologie zurückgeführt, nützlich und erſprieſslich erscheint, zumal wenn der Lehrer (und darauf wird es immer am meisten ankommen) es versteht, damit in dem jugendlichen Gemüth einen Sinn und Eifer für philosophische Studien anzuregen, der leider immer seltener auf unseren Universitäten angetroffen wird. Worin der Grund dieser Abnahme, dieses Mangels an Eifer auf so mancher unserer Universitäten liegt, wollen und können wir hier nicht weiter untersuchen. Fehlerhafte und mangelhafte Vorbildung, Ansichten der Zeit, wie sie zum Theil oben von uns berührt worden sind, haben dazu gewiſs eben so gut beigetragen, als der Wirrwarr der philosophischen Systeme, der Mangel aller Methode, die Dunkelheit und Unklarheit in allen Begriffen und Erörterungen, die man leider unserer Zeit nicht mit Unrecht vorwerfen kann.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

N°. 73. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Über das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit, mit besonderer Rücksicht auf die Religionsphilosophie. Specielle Einleitung in die Philosophie und speculative Theologie. Von Dr. Sengler, *ordentl. Professor der Philosophie an der Universität Marburg. Heidelberg bei Mohr* 1837.

Der Herr Verf. hat schon im Jahr 1834 eine allgemeine Einleitung in die speculative Philosophie und Theologie erscheinen lassen. Die vorliegende specielle Einleitung kann als ein selbstständiges Werk betrachtet werden, da sie die in der allgemeinen Einleitung enthaltenen Ideen durch die Darstellung und Kritik der philosophischen Systeme vielseitiger begründet und rechtfertigt und in der letzten Abtheilung die Grundbegriffe eines speculativen Systems im wissenschaftlichen Zusammenhange entwickelt. »Die Geschichte der neueren Philosophie«, sagt der Verf. am Ende der Vorrede, »in der folgenden Darstellung ist die negativ dialektische Erzeugung der Idee des menschlichen Geistes in allen ihren Momenten und die dialectische Vermittlung und Vollendung des Selbstbewuſstseyns und der Selbsterkenntniſs des menschlichen Geistes, die ein positives Resultat hat, und die positive oder objective Philosophie subjectiv begründet. Dies folgt nun auch nach dieser Vermittlung in allgemeinen Grundzügen. Indem nun diese Schrift hiemit die Einleitung in die Philosophie und speculative Theologie überhaupt beschlieſst, ist es nun meine Aufgabe, die hierin gegebenen allgemeinen Grundzüge zum System der Philosophie auszuführen, was für jetzt am geeignetsten zunächst in einer Encyclopädie der philosophi chen Wissenschaften geschehen soll.«

Der Verf. unterscheidet die neuere Philosophie nach drei Hauptabtheilungen, von denen die erste — Cartesius, Kant, Fichte, Jacobi — »die subjective Selbstbegründung der Philosophie«, die zweite: — Spinoza, Leibnitz, Schelling, Hegel, Weiſse und Fichte d. J. — die »objective«, und die dritte: — Günther, Baader und Schelling in seiner neuen Periode — »die absolute Selbstbegründung der Philosophie« darstellen sollen.

Die Philosophie des Cartesius ist allerdings insofern Subjectivitäts-Philosophie, als Cartesius das Selbstbewuſstseyn als das Princip und die Form aller Wahrheit bestimmt hatte.

Digitized by Google

Auch Kant, der den von seinem Vorgänger, Hume, eingeschlagenen Weg verfolgte, verläugnete diese subjective Methode des Philosophirens keineswegs, sondern er suchte sie vielmehr durch die vollständige Kritik des Bewuſstseyns durchzuführen und zu beendigen.

Cartesius betrachtete die Theorie des Selbstbewuſstseyns nur als die Voraussetzung der objectiven Philosophie, deren Gründer er im Gegensatze zu der Scholastik geworden ist, und selbst Kant ging von seiner Kritik der reinen Vernunft zur Philosophie der Religion, des objectiven Geistes und der Natur über, wenn er gleich um des destructiven Verfahrens seiner Kritik willen zu keiner objectiven Gewiſsheit der Vernunftideen gelangen konnte. Erst Fichte vollendete die Subjectivitätsphilosophie, indem er das Ich des (menschlichen) Bewuſstseyns *) als das absolute Princip des Objectiven und des Subjectiven: des Seyns wie des Bewuſstseyns bestimmte. Dadurch gerieth aber seine Philosophie mit sich selbst in Widerspruch, indem die Dialectik beständig zwischen dem Begriffe des absoluten Urichs und des subjectiven Ichs schwankt. Jacobi's Philosophie ist das Bewuſstseyn über die Vollendung der Subjectivitätsphilosophie, indem er erkannte, daſs sie durch die Apotheose des Ichs oder des Selbstbewuſstseyns *) sich selbst auflöst. Diese Einsicht ist so zu sagen die Wahrheit der Jacobischen Kritik, während Jacobi's positive Philosophie, so tiefe Ahnungen sie enthält, als Philosophie des Gefühls, d. h. hier des unmittelbaren Selbstbewuſstseyns selbst einen subjectiven Charakter hat.

Auf diese Weise glauben wir den wesentlichen Sinn von des Vfs. Charakteristik der von ihm sogenannten »subjectiven Selbstbegründung« der Philosophie so klar und einfach wie möglich dargelegt zu haben.

Die »objective Selbstbegründung der Philosophie« läſst der Verf. mit Spinoza beginnen.

Spinoza's Princip ist ein objectives, nämlich das absolute Grundwesen des endlichen Seyns.

Auf den Gedanken dieses absoluten Grundwesens kam Spinoza durch die allgemeine Nothwendigkeit des Denkens, wornach die Vernunft von dem Bewuſstseyn des Endlichen zum Begriff des Unendlichen aufsteigt.

---

*) Sehr geistreich sagt der Verf., Fichte habe das Cartesische Princip cogito ergo sum zu absoluter Bedeutung erhoben.

Digitized by Google

Daſs er aber den Begriff des Unendlichen nur in der Form der dem endlichen Seyn zu Grunde liegenden Substanz faſste, dies ist eine Unvollkommenheit seines Denkens, indem nach dieser Vorstellungsweise die Attribute und Modi der Substanz nicht aus ihrer Selbstbestimmung abgeleitet oder begriffen, sondern nur äusserlich von derselben prädicirt werden.

Ist das Absolute thätiges Princip, so ist es nicht blos absolute Substanz, sondern es ist absolutes Subject. Die Idee der absoluten, sich selbst und alles Seyn bestimmenden Individualität ist das Princip der Leibnitzischen Philosophie.

Wenn Leibnitz die Gottheit als Urmonas, d. h. als sich selbst bestimmendes und sich selbst wissendes Urindividuum denkt, so unterscheidet er sie ebenso sehr von der Welt, wie er diese als ein von ihr (der Gottheit) abhängiges Seyn, als objective Offenbarung oder als Schöpfung derselben begreift.

Dies ist der Punkt, in welchem wir von der Charakteristik des Vfs. wesentlich abweichen, indem er ohne alle Berechtigung Leibnitzen zu einem Pantheisten macht, wornach er das Wesen Gottes mit dem objectiven Geiste confundirt hätte. Leibnitz war von einer solchen Identification des absoluten göttlichen Geistes mit dem Weltgeiste oder dem objectiven Geiste so weit entfernt, daſs er in der Überzeugung von der Persönlichkeit und Überweltlichkeit *) Gottes bis zu der Behauptung fortging, Gott existirte, wenn auch die Welt nicht existirte, ein Satz, den ein Pantheist ohne die offenbarste Inconsequenz nicht behaupten kann.

Leibnitzens Philosophie bildet, in ihrer Wahrheit erfaſst, den Anfangspunkt derjenigen Entwicklungsreihe, deren Systeme der Vf. als Versuche der absoluten Selbstbegründung der Philosophie bezeichnet. Denn Leibnitz hat das absolute Princip sowohl in seiner innern Wahrheit als Urindividuum, wie in seiner allseitigen Beziehung zu dem durch seine schöpferische Offenbarung gesetzten Systeme der objectiven (weltlichen) Idee erfaſst und bestimmt, wenn er gleich die seiner Philosophie immanente Grundansicht nicht in der speculativen Form darzustellen vermochte, in welcher sie auf dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft entwickelt und erwiesen werden kann. Wie die Gottheit nach dieser dem Begriff des Absoluten entsprechenden Denkweise an sich

*) Überweltlich ist Gott, indem er nicht nur schöpferische Ursache der Welt, sondern in höherem Sinne ewiges Princip seiner eignen Wirklichkeit ist.

selbst vollendetes Urindividuum ist, so offenbart sie sich auch als schöpferische Ursache der Welt in einem System von Individuen (Monaden), welche die absolute Idee nach bestimmten Stufen oder besondern (relativen) Einheiten darstellen, und mithin vorbildliche oder ebenbildliche Positionen derselben Idee sind, deren absolute Einheit die Gottheit als Urbild aller Wesen an und für sich ist.

Die Leibnitzische Philosophie befriedigt wie die ihr verwandte Platonische ebensosehr die denkende Vernunft, indem sie das System der objectiven Ideen auf den Einheitspunkt der absoluten Idee zurückführt und jenes aus dieser begreift, wie sie dem religiösen Bewuſstseyn entspricht, indem sie die Gottheit als in sich selbst vollendeten Urgeist, die Welt als freie Schöpfung Gottes betrachten lehrt, in welcher sich Gott nach seiner Macht und Gerechtigkeit als Vater, nach seiner Liebe als Erlöser, und nach seiner Weisheit und Heiligkeit als Vollender seiner Geschöpfe offenbart. Diese wahrhaft theokratische Denkweise hat Leibnitz, wie überall so am Schlusse seiner Monadenlehre, mit solcher Entschiedenheit begründet und hervorgehoben, daſs es befremden muſs, wenn der Vf. seine Ansicht mit der der neuern Pantheisten verwechselt, nach welchen die Welt nicht die freie objective Schöpfung sondern die Selbstverwirklichung Gottes darstellt.

Mit Recht unterscheidet der Verfasser Schellings System als »ideellen Pantheismus« von Spinoza's System des »substantiellen Pantheismus«. Aber wenn er die substantielle objective Vernunft, welche Schelling als das Princip seiner Philosophie erklärte, schon als Princip Spinoza's betrachtet, so unterlegt er diesem einen Gedanken, der nicht sein eigener Gedanke war und der realistischen Tendenz seiner Philosophie widerspricht.

Im Unterschied von Schellings »Pantheismus des Geistes« bezeichnet der Verf. Hegels Lehre sehr treffend als »Pantheismus des Begriffs« *), und er setzt sein Verdienst darein, worein es Hegel selbst gesetzt wissen wollte, in die Begründung der logischen Methode, durch welche Schellings intellectuelle Anschauung des Absoluten zum absoluten Begriffe erhoben werde. Zuletzt macht er aber darauf aufmerksam, daſs in Schellings spä-

*) Das höchste Resultat der Hegelschen Philosophie ist III. Bd. Log. S. 374: „der sich selbst wissende, sich als das Absolute, sowohl Subjective als Objective zum Gegenstand habende Begriff.“

Digitized by Google

teren Schriften nicht die reine Vernunft, sondern die Freiheit das Princip des Systems ist, und daſs mithin seine Philosophie im Unterschied von dem System Hegels, welcher nur von einer abstracten Nothwendigkeit wisse, als System der Freiheit zu fassen sey, welches keinen nur logischen Charakter habe, sondern die durch die göttliche That der Selbstoffenbarung verwirklichte objective Ordnung des Seyns oder den realen Entwicklungsgang des natürlichen und geistigen Universums wissenschaftlich wiederzugeben suche.

Weisse's und Fichte's philosophische Schriften betrachtet er als Versuche, das Hegelsche Vernunft- und das Schelling'sche Freiheitssystem zu vereinigen. Nachdem er ihren Schriften eine ziemlich ausführliche Charakteristik gewidmet hat, erklärt er ihre Vermittlungsversuche für miſslungen. Er beweist mit schlagendem Scharfsinn, daſs Weiſse einerseits die Metaphysik d. h. in seinem Sinne die formelle Wissenschaft der Kategorien als ein Wissen des Nichtseyenden (Negativen) erklärt, andrerseits durch eine angeblich immanente metaphysische oder vielmehr logische Entwicklung des Denkens den Übergang zur Wirklichkeit zu machen sucht, welche, wie Weiſse selbst gegen Hegel behauptet, durch das immanente, d. h. rein logische oder abstracte Denken nicht erkannt werden kann.

J. G. Fichte's Grundirrthum findet er dagegen darin, daſs er von der Selbsterkenntniſs des subjectiven Geistes zu Gott übergehe, statt zur Selbsterkenntniſs des objectiven Geistes und durch diese zur Erkenntniſs Gottes überzugehen.

Auch Ref. hat in seiner Beurtheilung von Fichte's Ontologie, worin er sein Verdienst aufs rühmendste hervorhebt, auf die Unwissenschaftlichkeit aufmerksam gemacht, mit der Fichte erstens die subjective Logik vor die objective und zwar nur in einem Abschnitte seiner propädeutischen Erkenntniſslehre abhandelt, und zweitens von der Ontologie d. h. der objectiven Logik unmittelbar den Übergang zur speculativen Theologie macht, indem die Idee Gottes ohne wissenschaftliche Berechtigung den letzten Abschnitt der Kategorienlehre bildet. Die speculative Theologie ist nach dem Plan, den Ref. in seiner Metaphysik bezeichnet und gerechtfertigt hat, als höchste Wissenschaft, die durch alle übrigen reale philosophischen Wissenschaften ermittelte und mithin letzte Wissenschaft.

Des Verſs. Vorwurf, daſs nicht nur Weiſse, sondern auch Fichte die Idee des menschlichen Geistes zum Absoluten gemacht

Digitized by Google

und hiemit den alten Pantheismus aufs Neue aufgewärmt haben, verdient doch einige Beschränkung, indem jener die Persönlichkeit Gottes aber freilich im Widerspruch zu seinen anderweitigen pantheistischen Erklärungen behauptet hat, dieser aber sich in seiner Ontologie ausdrücklich von dem Scheine einer pantheistischen Denkweise zu rechtfertigen sucht, und sich wenigstens in einer von dem Ref. erwähnten Stelle entschieden über den Pantheismus erhebt. Nur schade, daſs er in einem andern Abschnitte desselben Werks von einer »Selbstverwirklichung Gottes als Welt« redet, und mit dieser Vorstellungsweise in den Pantheismus zurückfällt. Wenn wir übrigens bedenken, wie unendlich schwer es ist, ebensosehr Gottes Einheit mit sich selbst und mithin *seine* Freiheit von der Welt wie seine Einheit mit der Welt (*d. h. sein* reales Verhältniſs zu derselben als seiner Schöpfung) wissenschaftlich zu begreifen, so sind jene Inconsequenzen leicht erklärbar, und wir wollen über die Rückfälle in den Pantheismus nicht die Erhebung über denselben in Fichte's neuester Schrift übersehen. Der Vf. verkennt, daſs Fichte im letzten Abschnitte seiner erst im Jahr 1836 erschienenen Ontologie *die Idee Gottes in anderem* Sinne faſst als in seinen früheren Schriften. Wenn *übrigens der* Verf. von Weiſse's und Fichte's Vermittlungsversuchen zwischen Schellings und Hegels Philosophie spricht, so hätte er es nicht unerwähnt lassen sollen, daſs bis jetzt keiner dieser Forscher den Versuch gemacht hat, das System der Natur und des objectiven Geistes wissenschaftlich zu entwickeln, wodurch sie allein beweisen könnten, in welchem Sinne sie Hegels Methode mit Schellings Philosophie vereinigen wollen. Und wenn der Vf. von den speculativen Versuchen der sogenannten Naturphilosophen nur Baaders speculative Mystik einer Charakteristik würdigt, so geben wir zu bedenken, daſs Weiſse und Fichte, wie jedem Kenner bekannt ist, ausser Hegel und Schelling eben jenen Naturphilosophen, z. B. einem Steffens und Schubert, ihre sämmtlichen speculativen Begriffe und Ideen verdanken.

Der Versuch Weiſse's und Fichte's, durch die Vereinigung der Hegelschen Methode mit der Naturphilosophie einen Fortschritt zu begründen, verdient gewiſs alle Anerkennung, aber ausserdem, daſs diese Forscher der Hegelschen Methode nicht vollkommen mächtig sind, sondern vielfach mehr nur raisonniren und rhetorisiren als wirklich philosophiren, ausser diesem sind durch ihre Schriften die gehaltvollen Werke eines Steffens, Schu-

Digitized by Google

bert u. A., die ebensogut Geistesphilosophen wie Naturphilosophen genannt werden könnten, nicht antiquirt.

Des Vfs. Darstellung von Baaders speculativer Mystik halten wir für desto verdienstlicher, da dieser Forscher ausser dem mehr nur räsonnirenden Günther der einzige Schriftsteller unserer Zeit ist, welche die von dem Verf. sogenannte absolute Selbstbegründung der Philosophie angefangen und mit originellem Geiste ausgeführt hat. Kein folgender Denker darf seine genialen Versuche unberücksichtigt lassen. Mit dem bloſsen Vorwurfe formeller Mängel kann, so gerecht er ist, Baaders reelles Verdienst nicht bestritten werden.

So geistvoll und tiefgedacht des Verfs. Charakteristik der neuern Systeme ist, und so trefflich er auf die schlagenden Punkte in derselben aufmerksam gemacht hat, so steht doch die zwar scharfsinnige aber zu gedrängte Kritik in keinem befriedigenden Verhältnisse zu der ausführlichen Darstellung der Systeme. Auch hätten wir gewünscht, daſs er die philosophischen Systeme weniger historisch und mehr dialektisch entwickelt hätte, um ihren innern Zusammenhang zu beleuchten und ihre inneren Widersprüche schon durch die Darstellung selbst zum Bewuſstseyn zu bringen. Doch hat der historische Theil seines Werks jedenfalls das Verdienst einer objectiven, auf fleiſsiges Quellenstudium gegründeten Darstellung.

Am meisten verdient die 4te Abtheilung des Werks, worin der Verf. die Grundzüge eines positiven oder objectiven Systems entwickelt, ein wissenschaftliches Interesse.

Als die Voraussetzung des Philosophirens bestimmt der Vf. den Willen, die Wahrheit denkend zu erforschen. Abstract genommen ist dieser Trieb oder diese Liebe zur Wahrheit der Grund alles Philosophirens. Aber der Verfasser leitet hieraus die Consequenz ab, daſs man nur erkennt, was man erkennen will, und daſs mithin die angebliche Voraussetzungslosigkeit des Philosophirens eben bloses Vorgeben ist. Jede Philosophie anticipirt das Resultat in ihrem Principe, denn sonst würde völlig ins Blaue oder Unbestimmte hinein philosophirt, und selbst Hegel, der nichts vorauszusetzen vorgab, setzt in dem Werke, welches nach seiner eignen Erklärung die Vermittlung des reinen logischen Wissens darstelle, das erscheinende empirische Bewuſstseyn zum Zwecke einer allseitigen Kritik seiner Formen voraus. Aber in welcher Gestalt setzt er das Bewuſstseyn des Seyns voraus? — In einer solchen, in welcher es sich zum Material einer

Digitized by Google

Dialektik eignet, welche alle und selbst die höchsten Gegenstände des Bewuſstseyns zu bloſsen Momenten eines Denkens herabsetzt, welches seine Wahrheit da erreichen soll, wo es in dem Gegenstande nur sich selbst d. h. die reine Form seines Begriffs denkt. Dieses Resultat hat Hegel schon im ersten Abschnitte seiner Phänomenologie anticipirt, und diesem negativen rein formellen Resultat opfert er die Realität einer objectiven Erkenntniſs.

Die Philosophie kann die Gegenstände des Bewuſstseyns oder der Erfahrung im weitesten Sinne nur denkend erkennen oder begreifen, hervorbringen kann sie dieselben nicht, man mag nun dieses vermeintlich productive Wissen ein Construiren oder Deduciren a priori oder die immanente Entwicklung des Denkens nennen, wodurch alle Wahrheit erkannt werden solle.

Es kommt mithin in allem Philosophiren darauf an, was man durch das Philosophiren wissenschaftlich erkennen *will*?

Wer von der Natur eine gemeine verkehrte Ansicht hat, wem das Seelenleben keine religiös-sittliche Bestimmung hat, wer die Idee der Menschheit, welche sich durch den Verlauf der Geschichte zu einem Gottesreiche zu vollenden hat, nicht in ihrer höhern Wahrheit erfaſst, und wer endlich von Herzen wünscht, daſs wie keine sittliche Freiheit so auch kein ewiges Leben und kein persönlicher Gott sey, ein solcher wird auch philosophisch auf kein anderes als ein negatives Resultat kommen. Wer sich aber der Wahrheit der ewigen Vernunftideen durch Erfahrung oder im geistigen Leben bewuſst zu werden sucht, ein solcher kann die Gottheit, die er in unmittelbarem Bewuſstseyn inne wird, zwar nicht durch den Begriff ergründen, aber wissenschaftlich erkennen, er wird die Idee der Menschheit, die er in sich und in Andern auszubilden und wie in der Sphäre des individuellen Daseyns so in den Gebieten der Weltgeschichte in den mannigfaltigsten Formen anzuschauen bestrebt ist, in ihrer Systematisirung zur Philosophie des subjectiven und objectiven Geistes erfassen, und sich von der sittlichen Freiheit und von dem ewigen Leben, das er schon im zeitlichen Leben anticipirt, wissenschaftlich überzeugen lernen.

Die Einheit des Geistes und des Gemüths und der daraus hervorgehende tiefe Drang, die erlebte d. h. gefühlte und angeschaute Wahrheit denkend zu erkennen, bürgt für die Möglichkeit einer freien, durch wissenschaftliches Denken zu begründenden Übereinstimmung des Wissens mit dem Glauben.

Digitized by Google

In der That gibt die neuere Philosophie immer bedeutendere Proben dieser Übereinstimmung, und als Beitrag zu der Realisirung dieser wichtigen Aufgabe betrachten wir das vorliegende Werk des geist- und gemüthvollen Verfassers.

In groſsartigen Zügen entwickelt der Verf. die Idee der Gottheit, der Menschheit und der Natur, und man ersieht aus seiner ganzen Darstellung, daſs die ethisch religiöse Denkweise, die seinen Standpunkt charakterisirt, nicht eine willkührlich angenommene ist, die blos in Phrasen besteht, sondern daſs sie die Seele seiner ganzen Philosophie ist.

Wenn die allen wahrhaft Philosophirenden gemeinsame Idee eines realen Systems der Natur und des objectiven Geistes, welches nicht durch subjective Denkthätigkeit hervorgebracht, sondern nur in seiner Realität erkannt zu werden braucht, jeden Versuch eines sogenannten neuen Systems überflüssig macht, so wird dagegen jeder Beitrag, welcher jenes uralte ewige System in so bedeutungsvollen Zügen entwickelt, wie das Werk des Verfs., jedem billig Denkenden eine doppelt willkommene Erscheinung seyn.

Möge der ächte Gehalt und Charakter der Philosophie, deren Entwicklung der Verf. sein wissenschaftliches Leben widmet, seinem Werke immer mehr die Theilnahme verschaffen, die es in so hohem Grade verdient.

Ref. schlieſst mit dem Wunsche, der Verf. möge das philosophirende Publicum bald mit der Herausgabe der versprochenen Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften erfreuen.

Fischer in Tübingen.

Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis von Dr. Johann Heinrich Kopp, kurfürstl. hess. Geh. Obermedicinalrathe etc. Erster Band 375 *S. Zweiter Band* 533 *S. Dritter Band* 407 *S.* 8. *Frankfurt a. M. in der Joh. Chr. Hermann'schen Buchhandlung.* 1830 — 1836.

Die vorliegenden Bände sind reich an vielen schönen Beobachtungen, denen zum Theil das Glück — mit Recht — zu Theil geworden ist, die Aufmerksamkeit der Ärzte auf Gegenstände zu leiten, welche zum Nachtheil der Kranken bisher völlig unbeachtet geblieben waren. Dies gilt namentlich vom Asthma thymicum, von Andern Spasmus glottidis genannt, über welche gefährliche Kinderkrankheit wir die ersten Aufschlüsse dem geehrten

Digitized by Google

Verf. verdanken, die durch ihre innere Gediegenheit eine Reihe interessanter anatomischer, pathologischer und therapeutischer Untersuchungen hervorriefen. Wir finden es nicht geeignet, hier bei dieser Abhandlung länger zu verweilen, da dieselbe von uns und Andern vielfältig schon anderweitig discutirt worden ist, und bemerken nur, daſs der Verf. im dritten Bande noch einmal auf diesen Gegenstand zurückkommt, einige neue Fälle mittheilt und sodann über die Diagnose, die Behandlung und die Literatur der Krankheit sich äussert, die wir nur durch die später erschienene Abhandlung Joh. B. Kyll's in Rust's Magazin 49. Bd. S. 388 ergänzen.

Die weitern Aufsätze des ersten Bandes betreffen einen Fall von Physconia scirrhoidea; die Anwendung des Kupfervitriols in der häutigen Bräune; den Schwindel, welchen K. ein wahres Narren-Gehirnleiden nennt und nicht ohne Erfolg durch die Brechnuſs behandelt; die Jodine, deren nachtheilige Folgen beim innerlichen Gebrauche hier treffend geschildert werden; den Keichhusten, den er für ansteckend hält und nach überschrittener Acme mit dem stinkenden Asant behandelt; einen Fall von Sphacelus senilis; die Leucorrhoe, gegen welche er das Einbringen eines zugeschnittenen Stücks Schwamm, der in eine concentrirte Abkochung der Ratanhia mit einem Zusatze von Extractum ratanhiae, Tinctura kino und Tinct. catechu getaucht wird, während der Dauer der Nacht sehr wirksam findet; die China und das Chinin, welches letzte nach K., wie auch nach den Beobachtungen Anderer, zwar das Wechselfieber heilt, aber nicht vor Rückfällen sichert, was wir eher von der Chinarinde hoffen dürfen; die Anwendung des Kupfer-Salmiaks in der Atrophie der Kinder aus Unterleibsfehlern; die Klystiere mit kaltem Wasser gegen habituelle Verstopfung; die Anwendung der Sabina bei Unfruchtbarkeit wegen Unthätigkeit des Uterinalsystems; einen merkwürdigen Fall von Milchmetastase; die hitzige Gehirnhöhlenwassersucht, welche K. gewiſs mit Recht in ihrem Auftreten und Verlaufe tückisch und selten heilbar erklärt; einen Fall von Hämoptisis und Lungenentzündung bei einer Schwangern, welche dennoch ihr Kind austrug; die Behandlung der Scrophulosis mit Ätzkali; einen Fall von Carcinoma pancreatis et ventriculi (in Gegenden, wo der Magenkrebs nicht zu den Seltenheiten gehört, wie in der vom Ref. bewohnten, findet sich das gleichzeitige Vorkommen beider Übel häufig.)

Digitized by Google

Unter dem Namen Hysteranesis beschreibt der Verf. eine eigenthümliche Atonie des Uterus, in Folge welcher die Gebärmutter nach einer vorhergegangenen Entbindung sich nicht bis auf ihr normales Volumen zusammenzieht oder im Fall einer nicht statt gehabten Schwangerschaft durch andere Ursachen in diesen Zustand von Erschlaffung geräth, zu welchem sich groſse Empfindlichkeit, Metrorrhagien etc. gesellte. Hier fand er in der Sabina ein sehr wirksames Mittel.

Der Aufsatz über das kohlensaure Eisen ist ein gediegener Beitrag zur Pharmacodynamik. Nicht minder beachtungswerth sind des Vfs. Äusserungen, obwohl wir gewünscht hätten, daſs der Ergebnisse der Stethoscopie und Percussion Erwähnung geschehen wäre. Der Husten fehlt immer in der Lungenentzündung kleiner Kinder, überhaupt wird diese nur mit Hülfe der Auscultation erkannt. Bei occulten Lungenentzündungen, wie sie zuweilen bei Nervenfiebern und bei der Grippe wahrgenommen werden, ist ebenfalls kein Husten. Die Blasenpflaster scheint K. zu früh anzuwenden.

Zu den Krankheiten vom Miſsbrauche geistiger Getränke, die der Verf. wiederholt beobachtete, gehören unter andern Dysphagie und organische Übel der Schlingorgane.

Über den Einfluſs der Witterung auf Gesundheit und Krankheiten der Menschen äussert K. nach seinen Beobachtungen sich dahin, daſs in Deutschland das Frühjahr der menschlichen Gesundheit am wenigsten, der Herbst dagegen am meisten zusage, welches letzte im höheren Grade vom September gelte, was Ref. gemäſs seinen in Trier und an seinem jetzigen Aufenthalte gemachten Erfahrungen wohl zu unterschreiben geneigt ist. Dagegen müssen wir dem Verf. darin widersprechen, daſs im März und April in Deutschland die meisten Geburten vorkommen. Nach allgemeinen Berechnungen ist dies im Januar und Februar der Fall, was die Untersuchungen Quetelet's auch von Holland und Belgien, und die von Villermé rücksichtlich Frankreichs nachgewiesen haben. — Die vom Verf. beschriebene Einbalsamirmethode verdient ihrer Wohlfeilheit wegen Beachtung. Das Wassertrinken empfiehlt er besonders beim Magenkrampf, Sodbrennen, Verstopfungen und Hartleibigkeit.

Der zweite Band, welcher auch den Titel: »Erfahrungen und Bemerkungen bei einer prüfenden Anwendung der Homöopathie am Krankenbette« führt, ist von homöopathischen und allopathischen Ärzten gleich sehr verschieden beurtheilt worden. Wir

Digitized by Google

können dem Vf. darüber keinen Vorwurf machen, daſs er praktische Versuche in dieser Beziehung angestellt, mögen sie im Ganzen auch nur zu den Resultaten geführt haben, daſs aller Nutzen der Homöopathie ein rein negativer ist. Er nennt die Prüfung der Arzneimittel an Gesunden eine Glanzseite von Hahnemanns Methode, widerlegt sich aber gewissermaſsen dadurch selbst, daſs er einige Seiten später zugeben muſs, daſs es überhaupt Stoffe in der Natur gibt, die bei Gesunden angewendet keine auffallende Symptome erregen und deshalb doch bei Kranken, die dafür geeignet sind, Heilmittel werden. Er nennt in dieser Beziehung das Kochsalz und den Salmiak. Ref. fügt auch das Nitrum, das Kali tartaricum, das Kali aceticum hinzu, und könnte diese Zahl leicht verzwanzigfachen. Die Meinung, daſs das Chinin wechselfieberähnliche Zufälle errege, kann ich auch nicht unterschreiben, wenigstens habe ich zur Zeit der Cholera in Berlin, wo viele sich durch tägliches Chininessen vor dieser Krankheit sichern wollten, nichts dieser Art beobachtet. Sehr Recht hat der Vf., wenn er, sich gegen das Selbstdispensiren der Ärzte aussprechend, auf die schlechte Zubereitung der Arzneien in den Hausapotheken der Ärzte aufmerksam macht, was Ref., der sich, wie der Vf., mit dem Medicinalwesen administrativ beschäftigt hat, vollkommen bestätigen kann.

Die Wirksamkeit homöopathischer Verdünnungen betrachtet K. als eine erwiesene Thatsache, indeſs Ref. sich durch die von K. angeführten Beispiele nicht überzeugt erklärt. So möchte es Ref. namentlich eher bedünken, daſs bei jenem Hämopticus, der bei einer durch K. verordneten Gabe von ½ Gran rothen Fingerhut sich übel, bei einer homöopathischen Dosis dagegen sich gut fühlte, die Digitalis überhaupt nicht angezeigt war, woher es kam, daſs derselbe bei der, dem Zero analogen, homöopathischen Gabe sich bessern muſste. Dem Abusus medicaminum, von denkenden Ärzten früh schon verworfen, ist allerdings durch die Homöopathie kräftig entgegengetreten und der, von den Homöopathen nicht anerkannten, vis medicatrix naturae ihr Recht restituirt worden. Auch ist es Thatsache und neuerdings vom geistreichen Jahn nachgewiesen, daſs bei einem strengen diätetischen Verhalten in der Regel die Kranken nur geringere Arzneigaben, in gröſsern Zwischenräumen, bedürfen und ertragen, obgleich die Individualität, das Alter und das Geschlecht des Patienten sowie viele andere Verhältnisse hierbei von wesentlichem Einfluſs sind. K. gibt das auch zu, indem er S. 191 aus einer Anzahl Beispiele folgert,

Digitized by Google

daſs dem kranken menschlichen Organismus nicht immer kleine Dosen genügen, und S. 217 sogar sagt: »die vielseitige Natur bleibt es auch im kranken Zustande, und bietet mehrere Wege dar, um den gesunden Zustand herzustellen, wozu bald das Verfahren mit specifischen Arzneien, bald die antipathische, bald die ableitende Behandlung, bald eine Mischung dieser (??) dienen.« Da sich Homöopathie und Allopathie aber wie Feuer und Wasser entgegenstehen, so begreiſt Ref. nicht wohl, wie beide in einem und demselben Falle und in derselben Zeit sich mit einander verbinden lassen, denn man kann nicht zugleich nach allopathischer Weise eine allgemeine Blutentziehung vornehmen und nach homöopathischer Schule, die solches durchaus verwirft, keine Blutentziehung machen. Recht hat der Vf., wenn er möglichst einfache Arzeiverordnungen haben will; daſs wir aber die zusammengesetzten nicht ganz entbehren können, beweist unter andern die nicht abzuläugnende Wirksamkeit des Zittmannschen Decocts, der Potio antihygropica Schneideri etc. Nur verlangen solche zusammengesetzte Arzneimittel eine besonders sorgfältige Bereitung, wenn die gewünschte Wirkung erzielt und das Mittel vertragen werden soll, was auch der vom Verf. angeführte Punsch beweist, der bei einer guten Bereitung, mäſsig genossen, keine Beschwerden verursacht, indeſs eine sehr geringe Dosis von diesem Getränk, unzweckmäſsig bereitet, sehr üble Zufälle allgemein hervorruft.

Die im §. 67 mitgetheilten eigenen Erfahrungen über den Erfolg des von ihm angewandten homöopathischen Verfahrens in einzelnen Krankheitsformen sind so beschaffen, daſs sie mich wenigstens nicht überzeugen können. Heiſst es homöopathisch einen Croup durch Tr. VI — IX Spong. tost. und des Pulv. II — III calc. sulph. oder durch Aconit heilen, wenn man sich gezwungen sieht, zum Cuprum sulphuricum, Calomel und Sulph. aurat. antimonii seine Zuflucht zu nehmen? Wo das Aconitum in homöopathischer Dosis den Croup geheilt haben soll, da hätte auch warmes Zuckerwasser oder Succus liquiritiae ausgereicht, wie dies häufig beim Wolfshusten geschieht, der so leicht und so oft für Angina membranacea gehalten und dem gemäſs behandelt wird.

Der Abschnitt über die Psoratheorie ist einer der gelungensten im Buche. Die Homöopathie leidet, wie K. sich ausdrückt, an dem Gebrechen aller Systeme, an der Einseitigkeit, daher wird sie wieder verschwinden. Bleiben dagegen dürften nach K. Hahnemanns Erfahrungen über specifische Arzneien. Er tadelt

Digitized by Google

zugleich, daſs die Homöopathie zur Volkssache gemacht wurde, wodurch von Neuern das: »Fingunt se medicos omnes, histrio, rasor, anus» ins Leben gerufen worden ist; er rügt die Art des Auftretens Hahnemann's gegen Ärzte, die nicht zu seiner Fahne schwören, und miſsbilligt das Treiben der Jünger.

Das Schluſscapitel über die Cholera enthält beherzigungswürdige Wahrheiten, die uns bestimmen, es zum Nachlesen besonders Staatsärzten zu empfehlen.

Im dritten Bande theilt der Verf. wieder einzelne Beobachtungen mit, und hier folgen wir ihm mit gröſserer Lust, als durch den Irrgarten der Hahnemannschen Lehre (Leere?)

Es gibt Witterungszustände, unter deren Einfluſs die vorhandenen Krankheiten gutartig bleiben und wenig Sterbfälle statt finden, während bei andern das Gegentheil geschieht. Namentlich gewann K. die Überzeugung (was auch Ref. immer bestätigt fand), daſs die der menschlichen Gesundheit nachtheiligen Eigenschaften der Atmosphäre beim Austrocknen der Erdoberfläche und nicht beim Anfeuchten derselben erzeugt werden, und daſs durchgängig, namentlich in wasserreichen Ebenen und in Küstengegenden anhaltendes nasses Wetter der Gesundheit im Allgemeinen zuträglicher ist, als anhaltend trockne Witterung. Der Vf. weist dies näher nach, und gewiſs jeder praktische Arzt wird dazu Belege liefern können. Zur Entwicklung der Epidemien gehören gewisse eigenthümliche atmosphärische Verhältnisse: die Ruhr fordert heiſse Tage bei kühlen Abenden und Nächten im Spätsommer und Herbst. Die Cholerajahre haben immer eigenthümliche almosphärisch-tellurische Verhältnisse. K. sagt, die Lungensucht sey häufiger in wasserreichen Ebenen, als in trocknen und gebirgigen Gegenden. Hierin kann Ref. nicht beistimmen, die Todtenlisten der Gebirgsländer zeigen das Gegentheil, vor allen aber ist die schwäbische Alb ein Gegenbeweis; die Winter sind hier zu rauh und zu lange anhaltend und daher den Lungen nicht günstig. Interessant ist des Vfs. vergleichende Zusammenstellung der Influentiaepidemie von 1803 und von 1833, was wir aber im Buche selbst nachzulesen bitten müssen, da der Raum der Jahrbücher nicht wohl gestattet, hierauf besonders einzugehen. In Bezug auf die Verschiedenheit der rechten und linken Seite bei dem Menschen sucht K. darzuthun, daſs im gesunden und kranken Zustande die rechte Seite sich vor der linken im Vortheile befinde.

Digitized by Google

Unter der Überſchrift: Wurstgift, erzählt er eine beachtungswerthe Vergiftungsgeschichte von 58 Personen, die auf einer Hochzeit ranzig schmeckende Bratwürste gegessen hatten. Berücksichtigung verdient es, daſs die Vergiftungszufälle sich erst 14 Tage und bei einigen sogar erst drei Wochen nach dem Genuſs der Würste, bei Erwachsenen stärker als bei Kindern (wahrscheinlich weil diese weniger davon genossen hatten, Ref.) äusserten.

Das an Brom sehr reichhaltige Kreuznacher Mutterlaugensalz fand er sehr wirksam zu 3—6 Pfund in Bädern bei allen Formen der Scrophulosis, bei chronischen Hautkrankheiten, bei secundärer Lustseuche, bei Menstrualbeschwerden in den klimakterischen Jahren, bei Rheumatismus und Gicht plethorischer Personen, bei Neigung zu Congestionen und Kopfschmerzen vollsaftiger Leute, bei regelwidriger Hautthätigkeit und dadurch entstehendem Stockschnupfen.

Was er über Menschenpocken, Varioloiden, Schutzpocken und Varizellen sagt, bestätigt im Allgemeinen die auch anderweitig gemachten Erfahrungen, widerlegt die Ansicht derer, daſs Variola und Variolois von einander ganz verschiedene Krankheiten seyen, und verdient hauptsächlich auch wegen der für die Medicinalpolizei von ihm gemachten Folgerungen gelesen und beachtet zu werden.

Unter der Aufschrift: Krankheiten des Herzens und der groſsen Gefäſse etc. sind mehrere einzelne Fälle von wissenschaftlichem und praktischem Interesse mitgetheilt, an welche der Vf. Bemerkungen über Angina pectoris, das Asthma und die Anwendung des salpetersauren Silbers reiht. Die Angina pect., welche er lieber Asthma dolorificum genannt wissen möchte, beobachtete K. gleich Andern häufiger bei Männern als bei Frauen. Er ist der Meinung, daſs es keine andauernd bestehende Angina pect. aus blos dynamischer Ursache gebe, sondern daſs einer permanenten Brustbräune stets ein organisches Leiden des Herzens oder der groſsen Gefäſse zum Grunde liege. Das salpetersaure Silber leistet nach K. in solchen Fällen groſse Dienste, ebenso wandte er es bei passiven Blutflüssen und in chronisch-krankhaften Zuständen der Blutgefäſse, die mit nervösen Symptomen in Wechselwirkung stehen, mit Erfolg an, und überzeugte sich, daſs es den Stuhlgang eher zurückhielt, als vermehrte, die Urinabsonderung dagegen verstärkte. Des Vfs. Äusserungen über das

Digitized by Google

Asthma Millari unterschreibe ich, überzeugt, daſs dies ihm von allen wahrheitsliebenden Ärzten zu Theil werden dürfte.

Fast die Hälfte des dritten Bandes füllen Varietäten, wo in aphoristischer Form praktische Wahrheiten mitgetheilt sind. Wir machen die Leser besonders aufmerksam auf K's Mittheilungen über Jodquecksilber, über die Anwendung des Wachstaffent bei Disposition zu Halsentzündungen, über Diarrhöe bei Kindern, Unruhe und Schlaflosigkeit bei Säuglingen, über die Pillenform, über Menses nimii, Natron, über die Anwendung des salzsauren natronhaltigen Goldes zur Heilung krankhafter Zustände des Mundes und der Nase, besonders scrophulösen Ursprungs; über den innerlichen Gebrauch der Sabina bei nicht-*plethori*schem schmerzhaftem Monatsfluſs, bei stinkenden monatlichen Blutabgängen, in der Bleichsucht, in gewissen Arten von Leucorrhöe, besonders bei schlaffen phlegmatischen Personen, über den Gebrauch des Zincum hydrocyanicum in allen reinen Narrenkrankheiten, über die innerliche und äusserliche Anwendung des Berger Leberthrans, in welchem eine vom Verf. veranlaſste Analyse durch Hopfer de l'Orme Jod nachwies, *über das krankhafte* Unvermögen in der Hand zum Schreiben, über welches ähnliche Beobachtungen von Giest, Siebold, Albers und Ref. bekannt gemacht wurden. Die Schrift zeichnet sich durch Klarheit der Darstellung und einen flieſsenden angenehmen Styl, wie er leider in den Schriften der Ärzte selten gefunden wird, sehr vortheilhaft aus. Wiewohl wir nicht selten uns in Opposition mit dem Verf. gesehen und diese auch rücksichtslos geäussert haben, so finden wir uns doch veranlaſst, den Wunsch auszusprechen, daſs K. Muse finden möge, bald einen vierten Band so gediegener Beobachtungen dem Druck zu übergeben.

Heyfelder.

Digitized by Google

N°. 74. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland, besonders in Würtemberg. Von C. J. Hefele, ausserordentl. Professor an der katholisch-theologischen Facultät zu Tübingen. Tübingen, in der H. Laupp'schen Buchhandlung. 1837. *X u.* 421 *S. in gr.* 8.

Wir haben verschiedentlich in diesen Blättern der neuesten Versuche gedacht, das Gebiet vaterländischer Geschichts- und Alterthumskunde in eigenen Schriften von geringerer oder gröſser Ausdehnung aufzuhellen, und werden daher auch um so weniger das vorliegende Werk unbeachtet lassen dürfen, weil es als das Resultat gründlicher und umfassender Quellenforschung, ebensowohl durch die Vollständigkeit in der Behandlung des Gegenstandes als durch eine unbefangene, vorurtheilsfreie Darstellung und einen würdigen, selbst gefälligen und anziehenden Styl sich in jeder Hinsicht allen Freunden vaterländischen Alterthums vortheilhaft empfiehlt, und auch von diesen — nicht etwa blos von dem Kirchenhistoriker — vorzugsweise beachtet zu werden verdient. Denn die Geschichte der Einführung und Verbreitung christlicher Lehre, der Gründung christlicher Kirchen und Gemeinden in unserm Vaterlande ist innig verknüpft mit der Darstellung der politischen und bürgerlichen Verhältnisse, der ganzen Cultur und Civilisation des südwestlichen Deutschlands, so daſs das Eine vom Andern nicht füglich getrennt oder abgesondert vom Andern behandelt werden kann; wie dies eben diese Schrift am deutlichsten beweist, die man demnach auch zugleich als eine Darstellung des Lebens und der Verhältnisse, des Gangs der Bildung und Civilisation des südwestlichen Deutschlands wird bezeichnen können. Neben dem Interesse, das wir an den Denkmalen heidnischer d. i. römischer oder auch vorrömischer Zeit in unsern Gegenden diesseits des Rheins nehmen, tritt uns doch auch zugleich noch ein höheres entgegen, zu erfahren, auf welshem Wege, in welcher Weise und durch welche Mittel das Licht christlicher Lehre und damit überhaupt christliche Cultur und Sittigung in unsere Gaue gekommen und hier für alle Zeiten dauernd begründet worden ist. Eine solche Forschung wird nicht allein dem Gebiete der Kirchengeschichte im Allgemeinen, sondern auch und insbesondere der vaterländischen Geschichtskunde

Digitized by Google

auf die wir hier zunächst Rücksicht nehmen, zufallen. Es hat nämlich der Verf. versucht, unter sorgfältiger Benutzung aller Quellen und Hülfsmittel, die er uns im Anfang des Werkes genau verzeichnet, und auf die er bei jedem einzelnen Punkte genau hinweist, eine »Christianisirungsgeschichte des südwestlichen Deutschlands« zu liefern, welches allerdings in jenen Jahrhunderten, die hier zunächst in Betracht kommen, ein geschlossenes Ganze bildete, das nicht blos in die Gränzen des heutigen Königreichs Würtemberg eingeschlossen, auch die südwärts angränzenden Landschaften der Schweiz, sowie die westwärts daran stoſsenden Theile des jetzigen Groſsherzogthums Baden in sich schloſs und daher einen und denselben Entwicklungsgang, mithin auch eine und dieselbe Geschichte hat. Es war des Verfs. Absicht, um seine eigenen Worte S. 5 anzuführen — »die Geschichte der Christianisirung Würtembergs in Kürze zu bearbeiten, das in groſsen, bändereichen Werken Zerstreute zu sammeln, das Gesammelte zusammenzufügen, neue Forschungen und Untersuchungen anzustellen, seine eigenen Gedanken und Ansichten mitzutheilen und so dem historischen Fortgange von Stufe zu Stufe zu folgen, bis zu jenem Punkte hin, wo zweifelsohne schon in allen Theilen und auf allen Höhen unseres Vaterlandes Christi Namen verehrt ward.« Er führt dann weiter aus, wie die Christianisirungsgeschichte von Würtemberg im Zusammenhang steht mit der Bekehrungsgeschichte des ganzen südwestlichen Deutschlands und von ihr unzertrennlich, mit ihr Ein Ganzes bildet.

Der Verf. hat den ganzen Stoff nach drei Perioden oder Abschnitten behandelt; sie liegen in der Natur der Sache und sind durch diese gewissermaſsen geboten, dürften daher nicht leicht beanstandet werden. Es wird dies aus dem Verfolg unserer Anzeige noch deutlicher hervorgehen, wenn wir den Inhalt näher durchgehen und den Gang, den die Untersuchung des Vfs genommen hat, unsern Lesern vorlegen. Die erste Periode oder der erste Abschnitt begreift die Zeit der römischen Herrschaft; die zweite die Zeit der freien Alemannen nach dem Sturz der Römerherrschaft bis zur Unterwerfung der Alemannen unter die Franken nach der Schlacht bei Zülpich; die dritte die Zeit der fränkischen Herrschaft, oder die Zeit der allgemeineren Ausbreitung und eigentlichen Begründung des theilweise schon früher in diese Gegenden gedrungenen Christenthums. Daſs dieser letzte Abschnitt der ausführlichere, ungleich umfassendere ist, indem hier die Quellen, die für die beiden ersten Abschnitte so spärlich

Digitized by Google

flieſsen, schon weit reichlicher uns zugekommen sind, liegt ebenfalls in der Natur der Sache. Diese Quellen sowie die verschiedenen daraus hervorgegangenen mehr oder minder ausführlichen Werke neuerer Zeit sind von S. 8 ff. an genau verzeichnet und mit Urtheilen über ihren Werth, ihre Benutzung u. dgl. m. begleitet, welche der, der sich näher in diesem Kreise umgesehen hat, gewiſs nicht miſsbilligen wird. Die Arbeiten der gelehrten Benedictiner von St. Blasien, eines Gerbert, Neugart u. A. nehmen hier mit Recht eine Hauptstelle ein. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daſs Neugarts Manuscript zum zweiten Bande des Episcopatus Constantiensis Alemannicus in den Händen des für die alte deutsche Literatur und für vaterländische Geschichtskunde so unermüdet thätigen Freiherrn von Laſsberg sich befindet, der zu dessen Herausgabe eine Hoffnung macht, deren Erfüllung mit Ref. gewiſs alle Freunde vaterländischer Forschung mit Verlangen entgegensehen.

Der erste Abschnitt, oder die Zeit der Römerherrschaft über das südwestliche Deutschland beginnt mit einer Untersuchung über die ältesten Bewohner dieses Landes zu der Zeit, als die Römer von dem andern Ufer des Rheins ihre Einfälle in das diesseits gelegene Land begannen. Als solche erkennt der Vf. Markomannen, welche dann, um Christi Geburt, Marbod in das früher von Bojern bewohnte Böhmen führt. Die nächsten Bewohner stammten, wie auch unser Verf. und wohl mit Recht gegen Sattler u. A. annimmt, keineswegs aus Helvetien; es waren vielmehr, schon nach dem klaren Sinne der hier in Betracht kommenden Stelle des Tacitus (German. cp. 29. vgl. S. 27 ff.), gallische Einwanderer, die das von den Markomannen verlassene Land einnahmen, auch wohl, zum Theil wenigstens, schon früher über den Rhein gekommen wären, bevor noch die römische Gränze dieses Land einschloſs, daſs wir durch denselben Tacitus als das Zehntland (agri decumates) bezeichnet finden. Wir können und wollen hier nicht in eine Untersuchung über das römische Zehntland — ein in unsern Tagen wieder so viel besprochener Gegenstand — eingehen, auch der Verf. hat sich, wie billig, darauf nicht weiter eingelassen, und nur in einer Note seine unmaſsgebliche Meinung dahin ausgesprochen, daſs er den eben bemerkten Ausdruck des Tacitus geradezu und unbedenklich von dem Verhältnisse der Zehntpflichtigkeit gegen Rom ableitet; eine Ansicht, die auch Ref. stets in seinen Vorlesungen über die Germania des Tacitus als die ihm allein haltbare und

richtige ausgesprochen hat, ohne weiter auf die zum Theil merkwürdigen Erklärungs- und Deutungsversuche dieses Wortes einzugehen. Wahrscheinlich — so behauptet der Verf. S. 35 — ging das Zehntland anfangs nur bis an den Neckar, weshalb auch an diesem Fluſs bei weitem die meisten römischen Alterthümer sich finden, z. B. bei Rothweil (Arae flaviae), bei Rottenburg (Samulocennae s. d. Jahrbb. 1837 p. 107 ff.), bei Canstadt u. s. w. Gegen Ende des dritten Jahrhunderts erweiterte und befestigte Probus von Neuem die Gränzen der römischen Herrschaft, wodurch dem Zehntland sein Bestand von Neuem gesichert wurde; er war es, der die befestigte Linie (limes Romanus) erneuerte, die von Cöln am Niederrheine an stromaufwärts und dann in mehr östlicher Richtung in verschiedenen Beugungen bis oberhalb Regensburg sich hinzog und so an der Donau auslief. Wir übergehen, was der Verf. weiter über Schicksale und Zustand dieses Zehntlandes bemerkt, um auf das zu kommen, was er §. 4, in Bezug auf seinen speciellen Zweck, über den im Zehntland herrschenden Cultus nach Anleitung der davon zeugenden, *noch* vorhandenen Denkmale jener Zeit bemerkt, in *denen er mit Recht die* Hauptaufschlüsse darüber aufsucht. Diese Denkmale römischen Ursprungs — es sind deren wohl über hundert und zwanzig in Würtemberg bis jetzt gefunden, meist Altäre, Götterbilder, Steinschriften u. s. w., wie sie der um diesen Zweig der würtembergischen Alterthümer so sehr verdiente Herr Prof. u. Bibliothekar Stälin zu Stuttgart, der die Aufsicht über diese alterthümlichen Schätze führt, in einem sehr genauen Bericht in Memminger's Würtemb. Jahrbb. 1835. I. zu Eingang beschrieben hat, — weisen alle auf einen heidnischen Cultus; sie zeigen zugleich ein wahrscheinlich durch die Vermischung der eingewanderten Gallier mit den hier stationirten Römern entstandenes merkwürdiges Gemisch eines gallischen und römischen Cultus, der durch lokale Verhältnisse noch besonders modificirt erscheint. Wollte man indessen aus diesem Vorhandenseyn blos heidnisch-römischer Denkmale des Cultus einen Schluſs machen auf das gänzliche Nichtvorhandenseyn von Christen unter der zahlreichen bürgerlichen, wie militärischen Bevölkerung dieser Gegenden, so dürfte dieser Schluſs doch zu weit geführt seyn; im Gegentheil, es scheint nach dem, was der Verf. im nächsten fünften Paragraph weiter ausführt, selbst wahrscheinlich, wenn auch nicht durch bestimmte Zeugnisse erweisbar, daſs in den drei ersten Jahrhunderten während der Römerherrschaft in unsern Gegenden zwischen

Digitized by Google

dem Rhein und der Donau unter den Bewohnern der Zehntlande, unter den Colonisten und Soldaten schon frühe einzelne Christen gewesen oder sich angesiedelt, wie denn die politische Verbindung des Zehntlandes mit Gallien, der Verkehr mit dem jenseitigen Rheinufer und mit den dort befindlichen Festen und Städten, wo wir schon im zweiten Jahrhunderte Christen, ja selbst, wie es scheinen will, gegen Ende dieses Jahrhunderts christliche Gemeinden antreffen, es kaum zweifelhaft machen kann, daſs von dort aus auch in das Zehntland die ersten Keime des Christenthums in jener Zeit gedrungen sind. Von den südwärts von der Donau gelegenen Gegenden läſst es sich durch bestimmte Zeugnisse nachweisen, daſs in ihnen schon zu Zeiten der Römerherrschaft Christen gewohnt und gelebt haben. Constanz, Vindonissa oder Windisch, Bregenz und Chur treten hier als die ersten Orte hervor, wo eine christliche Bevölkerung sich bildete und ein christlicher Cultus entstand. Vgl. §. 6.

Wir haben diese Punkte, als Hauptergebnisse der Untersuchung des Verfs. hier hervorheben wollen, ohne näher in die Untersuchung selber, die auch so manches Andere, damit in näherer oder entfernterer Berührung stehende, behandelt, einzugehen, da uns dazu der Raum fehlt, der uns auch für die folgenden Theile der Schrift gleiche Beschränkung auferlegt. Für den aufmerksamen Leser, für den Freund unserer vaterländischen Geschichte wird es dann keiner besonderen Aufforderung bedürfen, sich weiter mit der Schrift selbst bekannt zu machen und der gründlichen Forschung selbst Schritt vor Schritt zu folgen.

Der zweite Abschnitt oder die zweite Epoche befaſst, wie bereits bemerkt worden, die Zeit der freien Alemannen. Der Verf. sucht zu zeigen, wie die ersten Keime eines christlichen Lebens und die ersten Anfänge christlicher Cultur unter der Römerherrschaft im südwestlichen Deutschland, in ihrer weiteren Entwicklung und immer gröſseren Ausbreitung gehemmt wurden durch die Einfälle der Alemannen und den dadurch herbeigeführten Untergang der römischen Herrschaft, ungeachtet der fruchtlosen Siege eines Probus und eines Valentinian (bei Solocinium, auch nach unserm Verf. S. 90 das am Neckar gelegene würtembergische Städtchen Sulz), welche die schwache Herrschaft Roms nicht mehr auf die Dauer zu sichern vermochten; er zeigt uns aber auch weiter, wie selbst bei den heidnischen Alemannen in dieser Periode die allgemeine Ausbreitung des Christen-

thums, die wir in der nächsten Periode oder im nächsten Abschnitt eintreten sehen, vorbereitet ward durch die Nähe mancher schon christlichen Städte und Gegenden, mit welchen die Alemannen in Berührung kamen oder in näherem Verkehr standen, u. A. An die Stelle der vertriebenen Römer hatten Alemannen das ganze Zehntland nördlich von der Donau besetzt; sie hatten sich bald darauf auch südlich von der Donau im römischen Rhätien ausgebreitet und seit dem fünften Jahrhundert die ganze Gegend von der Donau bis zum Bodensee und noch tiefer hinein in die Schweiz, sowie selbst ausgedehnte Landstriche jenseits des Rheins im Elsaſs eingenommen; und wenn wir auch von ihren Lebensverhältnissen wenig unterrichtet sind, so zeigt uns doch Alles unzweifelhaft, daſs das ganze Alemannien, die Masse der Alemannen, heidnisch in jener Epoche gewesen, also in religiöser Beziehung auf derselben Stufe, wie zur Zeit des Einfalls, noch in der Mitte des vierten Jahrhunderts geblieben, ja noch im fünften und sechsten Jahrhundert den altgermanisch heidnischen Cultus beibehalten. Aber bei dem Allem darf es auch nicht übersehen werden, wie die Nähe vieler christlichen Städte, der Kriegsdienst der Alemannen in den nun christlich gewordenen Heeren der römischen Kaiser, der vielfache Verkehr und die Berührung mit Christen die Alemannen mit dem Christenthum selber auf eine Weise bekannt machen muſste, die besonders in den südlich von der Donau gelegenen Landstrecken hervortritt, weil hier Alemannen mit einer schon früher zum Christenthum bekehrten Bevölkerung zusammenlebten und, wenn sie auch nicht unmittelbar zum Christenthum übertraten, doch dafür gewonnen oder zu ihm durch eine aus diesem Zusammenleben hervorgehende Bekanntschaft vorbereitet wurden.

Der dritte Abschnitt, der umfassendste des Ganzen (S. 112 ff.), beginnt mit einer allgemeinen Charakteristik der Zeit der fränkischen Herrschaft, unter welche die eigentliche Christianisirung, d. h. die allgemeine Verbreitung und Feststellung des Christenthums im alten Alemannien fällt. Die Bekehrungsgeschichte Alemanniens ist die Folge der Zülpicher Schlacht (496), welche, indem sie Alemannien zu einer dem Frankenreiche unterwürfigen Provinz machte, auch in der Geschichte der Religion und Kirche dieses Landes eine groſse Bedeutung gewinnt, weil sie, jedoch nicht auf gewaltsamem Wege oder mit einemmale, sondern nach und nach in einem längeren Zeitraume die Bekehrung der Masse der heidnischen Bewohner Alemanniens herbeiführte. In welcher

Digitized by Google

Weise nun dies nach und nach im Laufe der nächsten Zeit geschehen oder vielmehr nach der Lage der Verhältnisse geschehen muſste, dies bildet Gegenstand einer ausführlichen Untersuchung, in welcher der Verf. sorgfältig alle einzelnen Momente hervorgehoben hat, welche zur vollständigen Entwicklung und richtigen Auffassung des Ganzen allerdings beachtet werden muſsten. Er geht daher aus von dem religiösen Glauben der Alemannen selbst, von dem er uns eine kurze Darstellung giebt eben in der Absicht, um hier die Anknüpfungspunkte, die in ihm für das Christenthum sich boten, nachzuweisen. Diese Darstellung hält sich freilich mehr oder muſste sich vielmehr halten an die Darstellung des religiösen Glaubens der alten Germanen überhaupt, da speciell von dem Glauben der Alemannen kaum etwas Näheres berichtet wird, das aber, was wir im Allgemeinen durch Tacitus u. A. über die Religion der Germanen erfahren, zweifelsohne auch von den Alemannen gelten und auf sie bezogen werden kann. Solche Annäherungspunkte, welche den Anschluſs der Alemannen an die christliche Lehre erleichtern, einleiten und vorbereiten konnten, findet der Vf. in dem religiösen Glauben dieser Heiden, in dem, was wir die Glaubenslehre nennen würden, wie in der Sittenlehre und selbst im Cultus.

Nach diesen mehr allgemeinen Ursachen geht aber dann der Verf. mit §. 17 zu Angabe der einzelnen, speciellen Momente über, welche die Bekehruug der Alemannen in dieser Periode der fränkischen Herrschaft nothwendig herbeigeführt haben. Als erstes Moment erscheint der Aufenthalt der aus ihrem Vaterlande zu dem ostgothischen König Theoderich entflohenen Alemannen in Italien, wo sie mitten unter einer christlichen Bevölkerung, mit der sie in stetem Verkehr standen, unter dem Schutz eines christlichen Königs mehrere Decennien lebten, bis sie nach dessen Tode sich genöthigt sahen, dem Enkel Chlodwigs, dem fränkischen Könige Theodobert von Austrasien, sich zu unterwerfen, was natürlich nur einen wohlthätigen Einfluſs auf diese Alemannen und die Annahme der christlichen Lehre äussern konnte. In dem Land Alemannien selbst scheint die fränkische Herrschaft, welche die Folge der Zülpicher Schlacht war, auf keine Weise Viel in die innern Verhältnisse des unterwürfig gewordenen Volkes eingegriffen zu haben; man lieſs dem besiegten Volke, das nun ein tributpflichtiges geworden war, seine alten Rechte, Sitten und Gewohnheiten, also gewiſs auch seine Religion, von der sich sichere Spuren noch aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts

Digitized by Google

vorfinden. Von einer gewaltsamen Bekehrung, wie sie etwa später Karl der Groſse bei den Sachsen vornahm, war durchaus nicht die Rede; es findet sich auch in der That nicht die mindeste Spur, daſs irgend etwas Auffallendes in dieser Beziehung geschehen oder gar gewaltsame Maſsregeln durch Machtgebote zur Erreichung dieses Zweckes ergriffen worden wären. Um so mehr aber wirkte das Christenthum im Stillen und auf desto sicherem Wege, als schon die ganze Stellung Alemanniens und die Verbindung, in die es mit einem christlichen Reiche trat, die Keime der Entwicklung fördern muſste, die früher oder später Alemannien zu einem völlig christlichen Lande gemacht haben. Vgl. S. 155. Faſst man diese ganze Stellung des unterworfenen Volkes und Landes zum fränkischen Reiche und dessen Herrschern, so wird man, auch ohne gewaltsame Versuche von Seiten der Letztern zu Einführung der christlichen Religion zu finden, doch im Ganzen darin gewiſs ein zweites Moment für die Christianisirung dieses Theiles von Süddeutschland erkennen dürfen; ein drittes liegt in der Stellung und in den Verhältnissen des alemannischen Adels und der Beamten zum fränkischen Hof und zur fränkischen Regierung; der häufigere und nähere Umgang mit den fränkischen Groſsen und dem die Staatsgeschäfte leitenden Clerus muſste den alemannischen Adel immer mehr aus seinen heidnischen Ansichten heraus zu christlicher Bildung führen und dem Christenthum immer näher bringen. Als ein viertes Moment tritt dann das alemannische Elsaſs hervor. Dieses Land hatten die Alemannen schon zu Anfang des fünften Jahrhunderts groſsentheils eingenommen und bis zur Zülpicher Schlacht darin als Herren sich behauptet; obschon als solche durch die Franken verdrängt, blieben sie doch in ihrem ganzen Güterbesitz, und es blieb auch unter der fränkischen Herrschaft über ein Jahrhundert lang das Elsaſs politisch gar nicht von Alemannien getrennt, sondern bildete mit ihm Ein Herzogthum. Da nun aber im Elsaſs schon zur Zeit der Römerherrschaft das Christenthum sich ausgebreitet, und schon vor der Mitte des vierten Jahrhunderts ganz festgestellt und in seinen kirchlichen Verhältnissen organisirt erscheint, auch das, was in den nachfolgenden Kriegszügen zerstört wurde, unter der Regierung der frommen Merovinger gewiſs wieder aufgerichtet ward, so müſste es mehr als befremden, wenn bei einer hundertjährigen Verbindung mit einem christlichen Volke das Christenthum nicht auch seinen Einfluſs auf die alemannische Bevölkerung geäussert hätte, zu deren Bekehrung die verschie-

Digitized by Google

denen Güter der fränkischen Könige, die Villen und Kurten der Herzoge und des Adels, sowie die Mallstätten um so mehr beitragen muſsten, als an solchen Orten meistens auch frühe Kapellen und Kirchen zur Andacht der Besitzer wie der Bebauer gestiftet wurden. Man kann darin mit dem Verf. ein fünftes Moment erkennen; ein sechstes und gewichtiges aber bildet die Gründung des Bisthums zu Constanz im sechsten Jahrhundert, oder vielmehr die Verlegung des Bischofssitzes von dem in den Kriegen zerstörten und herabgekommenen römisch-burgundischen Windisch in das alemannische Constanz, um 551—561. Damit war den einzelnen Christen, die in der Nähe des Bodensees, in Vindelicien, und in den verschiedenen alemannischen Gauen lebten, ein fester Anhaltspunkt gegeben und die allgemeine Bekehrung des Landes gieng daher auch von hier zunächst aus. Dies zeigt insbesondere die ungemeine Ausdehnung der Constanzer Diöcese in diesen Gegenden bis in die jüngsten Zeiten herab. Wenn man bedenkt, daſs in Würtemberg vor der Reformation von beinahe neunhundert Pfarrern und Kaplänen immerhin an sechshundert auf die Diöcese Constanz kommen, so wird man wohl geneigt seyn, die Constanzer Kirche für die Mutter der meisten christlichen Kirchen und Gemeinden in Würtemberg anzuerkennen. Vgl. S. 182 ff. Es kommen zwar neben Constanz auch noch die Bisthümer zu Augsburg, Speier und Worms in Betracht, und der Verf. hat sich mit gleicher Sorgfalt bemüht, S. 183 ff. im §. 24 nachzuweisen, was auch von ihnen für die Bekehrung Alemanniens geschehen sey, wenn auch gleich immerhin dem Bisthum Constanz der meiste Einfluſs in dieser Hinsicht zuzuschreiben ist. Wir müssen, was das Detail dieser Untersuchung über die Gründung und Anlage dieser ersten Bischofssitze und Cathedralen des südwestlichen Deutschlands betrifft, auf das Buch selbst verweisen, und finden es, auch abgesehen von allen andern positiven Beweisen, weit naturgemäſser und in dem natürlichen Gange der Entwicklung begründet, von den genannten Kirchen und den erwähnten Verhältnissen und Momenten die allgemeine Bekehrung des Landes abzuleiten, als von einzelnen Aposteln, die das Licht christlicher Lehre in diesen Gegenden angezündet, und somit können wir auch in jenen irischen Missionären, welche die Tradition in diese Gegenden kommen läſst, nicht sowohl die ersten Boten, die ersten Verkündiger des Christenthums erkennen, sondern müssen vielmehr der Ansicht des Verfs. durchaus beipflichten: »daſs das Erscheinen dieser

irischen Missionäre, ihr Weilen an den Ufern des Bodensees und des Oberrheins eher eine Mission zu Christen als zu Heiden gewesen sey und daſs wir in ihnen eher Förderer und Pfleger des Christenthums, als Pflanzer desselben zu verehren berechtigt und verpflichtet seyen.« S. 190 vgl. S. 142 ff., wo über diesen Gegenstand ausführlichere Erörterungen gegeben werden, die diese Behauptung ausser Zweifel setzen. Dazu kömmt nun noch und wird auch mit Recht vom Verf. als ein neues Moment — das achte — für die völlige Bekehrung Alemanniens hervorgehoben, die durch Dagobert zwischen 628 — 638 bestimmte Diöcesaneintheilung, auf welche später Friedrich I. in einem Diplom vom 17. November 1155 datirt und zu Constanz ausgestellt, wieder zurückkam; den Streit über die Ächtheit der Urkunde hat der Verf. mit siegenden Gründen, wie uns scheint, beseitigt. Eine solche Diöcesaneintheilung zeugt doch vor Allem, oder sie setzt vielmehr voraus das Vorhandenseyn christlicher Gemeinden, die in den verschiedenen Districten des Landes von den verschiedenen bischöflichen Sitzen aus gestiftet und gegründet worden waren. Überhaupt zeigen die austrasischen Könige vor Dagobert ein Bestreben, das Kirchenthum in ihrem Reiche zu ordnen, und die bemerkte Anordnung Dagoberts ist gewiſs als eine Folge dieser Fürsorge der genannten Herrscher für die Kirche anzusehen. Dies führt denn auch den Verf. auf eine wichtige Urkunde jener Zeit, die, selbst abgesehen von ihrem sonstigen Werth und ihrer vielseitigen Bedeutung, allerdings für ein bedeutendes Moment in der Bekehrungsgeschichte Alemanniens anzusehen ist. Es ist dies die Lex Alamanorum, über welche der Verf. §. 27 S. 211 ff. sich ausführlicher, dem Zwecke seines Buches gemäſs, verbreitet. Daſs zunächst diejenigen Bestimmungen des Gesetzbuches, welche auf die kirchlichen Verhältnisse sich beziehen, hier in Betracht kommen, brauchen wir wohl nicht besonders zu bemerken, wohl aber müssen wir anführen, daſs der Verf., nachdem er die betreffenden Abschnitte des Gesetzes durchgangen, daran eine umfassende Untersuchung knüpft über die mehrfach aufgestellte Behauptung eines späteren Ursprungs dieser Abschnitte, welche dann von den späteren Nachfolgern Dagoberts abgeleitet werden und als ein Zusatz einer weit späteren Zeit erscheinen. Der Verf. hat diese Ansicht widerlegt, und Ref., der sich vor Kurzem gleichfalls im entgegengesetzten Sinne ausgesprochen hatte, (Supplem. d. Röm. Literat. II. S. 494) freut sich, in dieser Ansicht durch des Verfs. Deduction noch mehr bestärkt worden

Digitized by Google

zu seyn. Sonach wird es kaum noch einem weiteren Zweifel unterliegen können, daſs auch dieser Theil des alemannischen Gesetzbuches, welcher von den kirchlichen Bestimmungen handelt, wenigstens in die Zeit Dagoberts, wo nicht schon früher, fällt, und einer Periode angehört, in welcher zwar ein beträchtlicher Theil Alemanniens, besonders der Adel und die Groſsen des Volks, bereits christlich waren, die Masse des Volks aber noch dem heidnischen Cultus der Vorfahren anhieng. Diese Masse aber nun auch völlig von den heidnischen Gewohnheiten abzubringen und zum Christenthum zu führen, das in das ganze Leben des Volks übergehen und alle Verhältnisse desselben durchdringen sollte, betrachtet der Vf. als einen besondern Zweck des Gesetzbuches (vgl. S. 227 ff. 231 ff.) und er sucht diesen pädagogischen Charakter desselben in dem Inhalt und Charakter des Gesetzes selber, in den einzelnen, namentlich kirchlichen Bestimmungen desselben, näher nachzuweisen, insofern sie deutlich aus dem Bestreben und aus der Absicht hervorgegangen sind, ein noch nicht völlig christianisirtes Volk immer mehr zum Christenthum zu führen. Vgl. S. 232 ff. 239 ff.

Auf diese Erörterung folgt eine Darstellung der irischen Missionen, welche um die Zeit der Abfassung des alemannischen Gesetzbuches verlegt werden. Wir haben schon oben im Allgemeinen der Ansicht des Verfs. gedacht, die wir als die im Ganzen richtige betrachten zu müssen glauben, wir bemerken hier nur noch, daſs der Vf. hier in eine nähere Prüfung dessen eingeht, was Sage und Geschichte von den berühmtesten und gefeiertsten dieser irischen Glaubenslehrer melden, weil er allerdings in dem Wirken derselben, wenn auch nicht die einzige oder die Hauptquelle der Bekehrung der Alemannen zum Christenthum, so doch ein dieselbe förderndes und in dieser Hinsicht wesentliches Moment — das eilfte in der Reihe — anerkennt. Er spricht zuerst §. 29 S. 243 ff. vom heiligen Fridolin, der als der erste uns bekannte irische Missionär im Anfange des sechsten Jahrhunderts in Alemannien und in der nordwestlichen Schweiz erscheint, und namentlich durch die Stiftung eines Klosters zu Seckingen, der ersten Pflanzschule geistlicher Hirten für den südwestlichen Theil Deutschlands, gewiſs auf die Christianisirung des Schwarzwaldes und der Baar von wesentlichem Einfluſs war. Daran schlieſsen sich die Nachrichten über den heiligen Columbanus und über den heiligen Gallus §. 30 S. 261 ff., über die St. Gallenzelle §. 31 S. 280 ff., über Gall und Gunzo, den christlichen Herzog

Digitized by Google

Alemanniens um 615 zu Anfang des siebenten Jahrhunderts §. 32, S. 183 ff. Das Resultat dieser Untersuchungen ist auch hier kein anderes, als daſs zu den Zeiten des heiligen Gallus, im Anfang des siebenten Jahrhunderts, die Gegenden des Bodensee's groſsentheils schon christlich waren, demnach Gallus nicht sowohl als ein Apostel des Christenthums unter den Heiden, sondern unter den Christen und halbheidnischen Christen zu betrachten, daſs aber, da unter den Christen des Landes auch immerhin noch heidnische Familien gewohnt, auch für diese St. Gall's Mission segensreich gewirkt habe. Vgl. S. 295. Den Tod des Gallus setzt der Vf. um 627, wo Gallus, etwa 70 Jahre alt, zu Arborn gestorben. Bei den widersprechenden Angaben und Behauptungen über diesen Punkt wird diese Annahme, wie sie durch die im §. 33 geführte Untersuchung gerechtfertigt erscheint, wenig Anstoſs erregen können. Der Einfluſs der St. Gallenstiftung zeigt sich demnach, wie auch im nächsten Paragraph weiter ausgeführt wird, mehr in der weiteren Pflege und Verbreitung der schon vorhandenen christlichen Keime als in der Pflanzung völlig neuer; daſs aber dieser Einfluſs immerhin bedeutend gewesen, zeigen unwidersprechlich die vielen dem Andenken des h. Gallus gewidmeten Kirchen und Kapellen, deren uns der Verf. hier eine bedeutende Anzahl in den Seegegenden und im eigentlichen Würtemberg namhaft macht, insbesondere aber die bedeutenden Schenkungen, welche in jenen Zeiten aus Würtemberg an St. Gallen gemacht wurden. Zahlreiche Belege sind hier überall angeführt; sie beschränken sich auf das achte Jahrhundert, indem die zahlreichen Schenkungen späterer Zeit übergangen sind. In ähnlichem Sinn, wie der heilige Gallus, wirkte auch gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts der h. Trudpert, dessen Kloster, das erste im eigentlichen Schwarzwald, ein Anhaltpunkt für die schon vor ihm begonnene Christianisirung dieser Gegenden zu weiterer Pflege und Förderung ward, und bald seine Wirksamkeit weit umher im Breisgau und selbst weiter tief ins Würtembergische hinein ausdehnte. Der Verf. hat darüber in einem eigenen Abschnitt gehandelt und darauf im nächsten (§. 36) einige Angaben über die beiden im jetzigen Groſsherzogthum Baden gelegenen Klöster Schuttern und Ettenheimmünster folgen lassen, da beide Klöster fremden Missionären aus Irland ihren Ursprung verdanken sollen, jedenfalls aber noch älter sind als des h. Trudpert Ansiedelung, und immerhin als die ältesten Stiftungen der Art im westlichen Alemannien erscheinen; wenn auch gleich damals schon

Digitized by Google

zu beiden Seiten des Rheins allgemein das Christenthum in einer Weise verbreitet war, die kaum noch irgend eine Spur des Heidenthums in diesen Rheingegenden erwarten läſst. Damit bringt denn auch der Vf. im nächsten Paragraph weiter in Verbindung die Mission des heil. Pirminius und die Stiftung des Klosters Reichenau, um 724, bestimmt den um diese Zeit, also am Anfang des achten Jahrhunderts, im Süden Alemanniens schon sehr erkalteten Eifer für das Christenthum von neuem zu beleben und vor der Fäulniſs zu bewahren. Dies setzt aber eben voraus, daſs schon früher die Bekehrung der Bewohner zum Christenthum stattgefunden, und wir können dem Verf. nach Allem dem, was er hier beigebracht hat, wohl die Behauptung zugeben, daſs dafür das Meiste seit Ende des sechsten und im Laufe des siebenten Jahrhunderts geschehen sey. Vgl. S. 348. 364. Was endlich den h. Bonifacius betrifft, dessen apostolischer Thätigkeit der Verf. einen eigenen Abschnitt gewidmet hat, so erstreckte sich diselbe keineswegs über Alemannien, das vielmehr um diese Zeit schon sein geordnetes Kirchenthum hatte und längst für das Christenthum gewonnen war. Vgl. S. 361. 364. Den Beschluſs macht die Mission an der nördlichen Gränze von Würtemberg und das Bisthum Würzburg §. 39. S. 365, wo der Vf. zeigt, daſs die Bewohner des jetzigen Frankens Thüringer waren, daſs die Masse derselben in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts noch heidnisch war, mithin der h. Kilian, dessen Vaterland auch der Vf. in Irland sucht, als ein wirklicher Apostel unter den Heiden, also nicht wie die andern irischen Missionäre unter einer schon groſsentheils christlichen Bevölkerung, erscheint.

Im 40sten Paragraphen folgt als Beschluſs des Ganzen, ein Verzeichniſs der ersten bekannten christlichen Kirchen und Gemeinden Würtembergs in streng chronologischer Folge, soweit deren Stiftung noch ins neunte Jahrhundert hereinfällt, weil diese Zeit den Gränzpunkt der Übersicht bildet. Die erste Stelle darunter nimmt Hirsau und Calw ein; schon in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts bestand in Calw eine christliche Gemeinde, und zu dem nachher so berühmt gewordenen Kloster Hirsau ward im Jahr 645 der Grund gelegt: eine Annahme, die auch wir für die richtige halten. Dann folgt der Zeit nach Otterswang und Gaisbeuren im Oberamt Waldsee, um 680—690, dann Canstadt um 708, Bettensweiler im Oberamt Wangen 735, Laufen und Heilbronn zwischen 741—747, Ellwangen um 744 oder

nach Andern um 764 u. s. w. Den Beſchluſs macht unter Nummer 75 Duſslingen im Oberamt Tübingen um 888, und unter Nummer 76 Nusplingen im Oberamt Spaichingen um 889. Man wird die näheren Belege und Beweise für die Stellung, die den einzelnen Gemeinden und Kirchen hier ertheilt ist, sowie die Nachweisungen ihrer Stiftung und Gründung nirgends vermissen, indem vielmehr dieser Punkt mit besonderer Sorgfalt behandelt ist. Zwei dem Werke beigefügte Tabellen lassen uns den Stamm der Merovinger und Karolinger in ihren vielfachen Verzweigungen mit leichter Mühe überschauen.

Chr. Bähr.

Historisch-antiquarische Mittheilungen, herausgegeben von der königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde. Kopenhagen, gedruckt bei J. D. Quist. (Nicht im Buchhandel zu haben.) 1835. *VIII Seiten Einleitung und* 117 *Seiten Text, in gr.* 8. *schön mit lateinischen Lettern gedruckt, und mit* 5 *Tafeln in Kupfer gestochener vortrefflichen Abbildungen, sowie mit noch andern Abbildungen neben dem Texte.*

Klar einleuchtend und unläugbar ist der innige und vielseitige Zusammenhang, in welchem die Geschichte und das ganze Leben der alten Scandinavier und Germanen mit einander stehen. Alles: Alterthümer, Sprache, Glaube, Sitten und Gebräuche, Gesetze, Sagen und Gesänge, — alles stellt sich dar, als aus Einer gemeinsamen Wurzel hervorgegangen, vielleicht zum Theil schon vor mehrern Jahrtausenden, da das Urvolk, von welchem Germanen, Gothen und Scandinavier abstammen, noch im fernen asiatischen Hochlande vereint war. Und was die berühmte verdienstvolle königliche Gesellschaft in Kopenhagen zur Erforschung des Nordens thut, thut sie daher auch für uns und ist für uns von der höchsten Wichtigkeit. Es setzen sich daher auch die deutschen Geschichts- und Alterthumsfreunde mit ihr in immer nähere Verbindung, und sie sucht auch von ihrer Seite dieser Verbindung mehr und mehr freundlich zu pflegen. Nun ist zwar die Herausgabe, Übersetzung und Erklärung der isländischen Alterthumsschriften der Hauptendzweck ihrer Bemühungen, aber dennoch gehört zu ihren Unternehmungen auch das Herausgeben althistorischer und antiquarischer Untersuchungen und Abhandlungen. Sie hat für dieselben eine eigene archäologische Zeitschrift (Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed), von welcher bis jetzt zwei Bände erschienen sind. Und um wenigstens diejenigen Abhand-

Digitized by Google

lungen derselben, welche für ihre deutschen Freunde das gröſste Interesse haben möchten, denselben zugänglich zu machen, hat sie für sie jene Abhandlungen auf ihre Kosten in die deutsche Sprache übersetzen und drucken lassen. Also ist die vorliegende Schrift entstanden. Und in der That, Interessanteres hätte die königliche Gesellschaft ihren Freunden nicht mittheilen können! Es sind auch ihre Mittheilungen für Alle, welche mit der Zusendung derselben beehrt worden sind, eine um so werthere und willkommnere Gabe, als sie gar nicht in den Buchhandel gekommen und käuflich zu haben sind.

Diese Mittheilungen aber bestehen in dreizehn gröſsern und kleinern Aufsätzen, theils von allgemeinerem archäologischen und historischen Inhalte, theils über einzelne gefundene merkwürdige Alterthumsgegenstände. Wir halten uns jedoch hier nicht an die gegebene Folge dieser Aufsätze, sondern ordnen, zu schnellerer Übersicht, zusammen, was zusammen gehört. Und zwar machen wir

I. mit den Aufsätzen über die einzelnen Alterthumsgegenstände bekannt. Diese letztern sind theils aus Stein, theils aus Thon, theils aus Bronze, theils aus Gold.

1. Über die Alterthumsgegenstände aus Stein, zwei Aufsätze: a) Kurzgefaſste Übersicht über nordische steinerne Alterthümer aus der heidnischen Zeit, S. 63 — 86.

Das groſse berühmte Museum in Kopenhagen enthält unstreitig auf dieser Erde die meisten steinernen Alterthümer aus der heidnischen Zeit der alten nordländischen Völker; die steinernen Alterthümer sind zugleich die ältesten, die der ersten frühesten Vorzeit dieser Völker angehören, und sind für uns um so merkwürdiger, als sie sich auch, wenngleich keineswegs in so groſser Verschiedenheit und so ansehnlicher Menge, in den ältesten Grabhügeln Süddeutschlands finden, wie z. B. in den uralten Hügeln in dem schon durch seinen Namen bedeutsamen Osterholze bei Sinsheim (im Unter-Rheinkreise des Groſsherzogthums Baden). Auch sie weisen, wie so vieles Andere, zumal auf ähnliche Verhältnisse unter den scandinavischen und germanischen Völkern vor der eigentlichen Entwickelung der Cultur hin. Jedoch ist in dem Aufsatze fürs erste nur eine gedrängte Beschreibung von allen Hauptformen jener steinernen Alterthümer gegeben; zu einem gröſsern den Gegenstand erschöpfenden Werke wird aber angenehme Hoffnung gemacht; und jene Hauptformen sind: Schleifsteine, Keile, Meiſsel, Messer und Lanzenspitzen, halbmondför-

Digitized by Google

mige Feuersteinstücke, Feuersteinsplitter und Pfeilspitzen, Äxte, Axthämmer, Hämmer, Schleudersteine, weberschiffförmige Steine, Knäufe (Dopper), Scheiben, Kugeln, Anker, Kornquetscher und Probiersteine. — Mit diesem Aufsatze aber ist zu vergleichen eine in Schweden, und zwar in der Kopenhagen so nahen Universitätsstadt Lund, die sich auch einer groſsen Sammlung nordischer Alterthümer zu rühmen hat, erschienenen Abhandlung: Specimen Antiquitatum Borealium. Quod venia ampliss. ord. Phil. publice proponunt Magnus Bruzelius, Collega Scholae Lundensis, Societ. Physiograph. Lund. Membr. et Carolus A. Rääf, Blekingus, P. J. Die XXVIII. Maji MDCCCXVI, welche der sel. Büsching hat durch einen seiner Schüler, den F. S. Hromatka, übersetzen lassen und mit einer Vorrede sowie mit Anmerkungen im Jahre 1827 herausgegeben.

b) Merkwürdiger Fund von feuersteinernen Sachen, S. 98—100. Bei dem Fortschaffen eines unweit Vanggaard (im Kirchspiele Gjerum) einzeln gelegenen groſsen Steines wurden sichtbar, auf einem flachen Steine in Sand eingebettet, viele Sachen von Flint oder Feuerstein, besonders 22 halbmondförmige Stücke und 4 Werkzeuge oder Geräthe, deren Gestalt man am besten mit der Form des Bodens eines Bügeleisens vergleichen kann (das gröſste ist 5¾″ lang und unter 1¾″ breit). Die letztern sind unten viel dünner gehauen, und sie verdienen um so mehr alle Beachtung, als sich uns in ihnen eine bisher ganz unbekannt gewesene Art von feuersteinernen Geräthen darbietet und sie also die Zahl der Arten derselben vermehren.

2. Über die Alterthumsgegenstände aus Thon, Ein Aufsatz, und zwar: Merkwürdige Urnen, S. 100—102, besonders eine in ihrer Art einzige Urne aus einem Hügel auf Bornholm. 11″ hoch und im gröſste Durchmesser 8½″ weit, rund und bauchig, und oben wie ein Ofen gewölbt und verschlossen; hat sie ihre Öffnung etwa 6″ über der Grundfläche an der Seite. Diese Öffnung ist viereckig, 4″ lang und 2½″ breit, und neben ihr befinden sich rechts und links zwei Öhrchen, welche dazu gedient haben, den verloren gegangenen Deckel festzuhalten, der sie als Thüre zuschloſs und mittelst einer harzigen noch brennbaren und durch Hitze zerflieſsenden Materie eingekittet war.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N°. 75. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Mittheilungen der Geſellſch. für nordiſche Alterthumskunde.

(*Beſchluſs.*)

Dieſe eigene Art der Verfertigung ſcheint bezweckt zu haben, die Gebeine ſo vor jedem Berühren um ſo mehr ſicher zu ſtellen. Denn daſs die Nordbewohner ſehr bemüht geweſen ſind, daſs man die Gebeine der verbrannten Todten in den gewöhnlichen Urnen nicht berühren ſollte, ergibt ſich daraus, daſs man ſehr oft über dieſen eine Schicht feinen Sandes findet, über welche eine Flüſſigkeit gegoſſen worden war, welche mit dem Sande oft gleichſam einen lockern Kuchen bildete, wovon die Gebeine bedeckt wurden. — Und wir werden hier unwillkührlich an die altindiſchen Königsgräber in Lahur erinnert, wo man auch die Gebeine der Verſtorbenen verbrannte und ihre Aſche mit wohlriechenden Flüſſigkeiten zu einer Art Teig vermiſchte, den man in goldne Cylinder verſchloſs, welche man in eine oder gar mehrere kupferne Kapſeln that und in der Tiefe der Grabtempel einmauerte.

3) Ueber die Alterthumsgegenſtände aus Bronze, vier Aufſätze: a) Einige Alterthumsſtücke aus Bronze, S. 86—91, beſonders zwei Bügel mit zweien Schwänen und zwei phantaſtiſche Thierköpfe aus einem ſechzehen Ellen hohen Grabhügel, »Kämpehoien«, im Amte Svendborg, der noch viele andre Dinge, zumal auch zwei vollſtändige Pferdegebiſſe, enthielt. Jene Alterthumsſtücke ſind wohl aus der letzten Periode der heidniſchen Zeit in dem Norden und recht kunſtvoll gearbeitet, haben beſonders ſchlangen- und drachenförmige Verzierungen und waren mit Gold plattirt geweſen. Sie dienten höchſt wahrſcheinlich zu Pferdeſchmuck. Die Köpfe waren an dem Sattel und die Bügel mit den Schwänen haben am wahrſcheinlichſten auf den Häuptern der Pferde ihren Platz gehabt. Sehr merkwürdig iſt es, daſs, ſey es auch nur eine zufällige Aehnlichkeit, die Verzierungen verſchiedener in Süddeutſchland, z. B. bei Rottweil am Neckar und bei Wieſenthal unfern Philippsburg am Rheine, gefundenen Anticaglien denen auf jenen Bügeln und Thierköpfen gar ſehr gleichen. Zumal die Schwanenköpfe und ſchlangenartigen Windungen er-

scheinen auch auf jenen. b) Groſser Hammer von Bronze, S. 91 und 92; in dem Jahre 1831 auf Storö, einer kleinen Insel, gefunden, von unvergleichlicher Arbeit, ungewöhnlich gut erhalten, sieben Pfund schwer und 15″ lang; der gröſste aller bekannten Beilhämmer. c) Eine Krone von Bronze, S. 102 und 103, nicht unähnlich den Kronen auf den ältesten Fränkisch-Merovingischen Monumenten und bei dem Torfstechen im Tönderinger Moore an das Licht getreten; ein Seitenstück zu der auf der Universitäts-Bibliothek zu Rostock aufbewahrt werdenden Krone, auf die man auch bei dem Torfstechen in dem Mecklenburgischen gestoſsen seyn soll. d) Ueber einige, in heidnischen Grabhügeln in Norwegen gefundene Schalwagen und Gewichte, S. 103—106. Dreier solcher Wagen wird gedacht: einer in Christiania aufbewahrten und den heutigen Goldwagen sehr ähnlichen, und zweier in dem Museum in Kopenhagen sich befindenden. Der hohe Werth der edeln Metalle vor der Entdeckung von Amerika, der Umstand, daſs man oft nach der gewägten und nicht nach der gezählten Mark rechnete, und der andre Umstand, daſs man auch das ungemünzte Gold und Silber als Zahlungs*mittel allgemein gebrauchte*; dieſs alles macht es einleuchtend, daſs dergleichen Wagen sehr nothwendig und gewiſs sehr allgemein gewesen sind.

4) Ueber die Alterthumsgegenstände aus Gold, zwei Aufsätze: a) Goldene Sachen, gefunden in Fünen, S. 92—97. Es waren 49 Stücke, die in dem Frühjahre 1833 auf dem Stammgute Broholm ausgepflügt wurden und deren Gesammtgewicht 8 Pfund, 7 Loth und 2½ Qt. oder etwa 1120 Species-Ducaten beträgt. Sie gehören dem fünften Jahrhunderte an, und es sind nicht nur sehr kostbare Stücke in unbeschädigtem Zustande, sondern auch viele einzelnen Fragmente ähnlicher Stücke, welche in dem Alterthume zerbrochen und zum Theile zusammen gebogen worden sind; und sie müssen zugleich als die Kostbarkeiten und die Barschaft eines reichen Mannes angesehen werden. Die Stücke selbst aber sind: theils Bracteaten mit Henkeln zum Anhängen, theils Hals-, Hand- und Fingerringe, theils mehrere zerhauene zusammen gebogene, an einander gehängte Ringe, zum Behufe des Verkehrs, theils der Beschlag irgend eines prächtigen Stabes, theils eine vollständige Fibula von der gewöhnlichen Einrichtung etc. etc. Auch zu diesen Ringen allen lassen sich zahlreiche in Deutschland, und zumal in dem südlichen, gefundene Gegenstücke aufweisen, und vorzüglich merkwürdig ist, daſs die auf verschiedenen der Bracteaten, besonders auf Fig. 1 und 6 der Tafel V der Ab-

Digitized by Google

bildungen, befindlichen wundersamen gehörnten Thiere, auf deren Rücken, nach Art der Barbaren, um einen Reiter vorzustellen, nur ein Mannskopf unmittelbar placirt ist, gar viele Aehnlichkeit haben mit den springenden Thieren auf der einen Seite der vielen goldnen Regenbogenschüsseln, welche in dem Anfange des Januars 1835 ein Bauersmann aus Odenbach (in dem königl. baierischen Rheinkreise) beim Umrotten eines Ackerstückes ausgegraben hat. b) Prachtvolles Brustgeschmeide, S. 97 und 98, einer der ausgezeichnetsten und kostbarsten Gegenstände des Kopenhager Museums für nordische Alterthümer, 12½ Loth schwer, und wahrscheinlich aus dem sechsten oder siebenten Jahrhunderte.

Gehen wir nun II. zu den Aufsätzen von mehr allgemein archäologischem und historischem Inhalte über, so verbreiten sich drei derselben über die Runensteine und einer über die isländische Geschichtschreibung. 1) Ein Runenstein aus dem Heidenthume in Norwegen, S. 106 und 107. Ursprünglich in dem Glomshaug, einem alten heidnischen Grabhügel gewesen, liegt dieser Runenstein jetzt als Treppenstufe vor der Kirchenthür zu Fladdal. Die königliche Gesellschaft glaubt die sehr abgetretene Inschrift desselben folgender Maſsen dechiffriren zu können: »Ögmund ritzte diese Runen und flehet den Thor, den allmächtigen (oder sehr starken) Gott an, er wolle empfangen den Glum, über welchem dieser Stein liegt.« Die Inschrift bestätigt also die alte Saga, nach der ein Riese Namens Glom (Glumr) in jenen Hügel begraben worden sey; und dieser Runenstein ist, was gewiſs nur von wenigen gilt, ein bestimmtes Ueberbleibsel aus den Zeiten des Heidenthumes in Norwegen.

2) Färöischer Runenstein, S. 107 — 108, ein späterer sehr beschädigter Runenstein wahrscheinlich aus dem zwölften Jahrhunderte. Die Runen stehen verkehrt, so daſs man sie von der Rechten zur Linken lesen muſs.

3) Die Runamo-Inschrift, S. 108 — 117. Die Klippenrunen im Norden sind bekannt, und man findet solche nicht bloſs in Scandinavien, sondern man sieht aus der in dem Jahre 1822 auf Kosten des russischen Reichskanzlers, Grafen N. v. Romanzow, herausgekommenen Schrift: »*De antiquis quibusdam Sculpturis et Inscriptionibus in Siberia repertis scripsit Gregorius Spassky*,« daſs auch Sibirien Klippen mit alten Inschriften hat. Doch das berühmteste und, so viel man weiſs, älteste Denkmal dieser Art in Norden ist die Runenschrift auf einer flachen Klippe bei Hoby zwischen Carlsham und Rönnemo in Bleking (jetzt einem Theile

Digitized by Google

von Schweden, sonst von Dänemark). Schon Saxo Grammaticus gedenkt derselben; doch alle Versuche, so viele man auch bisher mit jedem Scharfsinne und jeder Wissenschaft gemacht hatte, sie zu lesen und zu erklären, waren vergebens; bis endlich der ausgezeichnete dänische Gelehrte Finn Magnusen, wie von Ungefähr, am 22. Mai 1834 es versuchte, sie von hinten, oder von der Rechten zur Linken, zu lesen; und in weniger als zweien Stunden war die ganze Inschrift dechiffrirt. Die blutige Bravalla-Schlacht (nach Einigen schon im Jahre 680, nach der gewöhnlichen Annahme aber erst in dem achten Jahrhunderte, 717, 730, 735 oder 760) war nämlich die berühmteste Schlacht in dem ganzen Norden und sie fand bei Bravik in Oestergothland zwischen dem dänischen Könige Harald Hildetann (oder Hildekinn) und zwischen dem schwedischen Könige Sigurd Ring statt. Runamo hat hart an dem Wege oder unweit des Weges gelegen, auf welchem Harald und sein Heer, der Saga nach, zu dem voraus bestimmten Walplatze gezogen sind. Der Skalde Gard hat, als ein Kämpfer des Königes Harald, die Runen kurz vor der Schlacht in der alten nordischen, jetzt sogenannten isländischen, Sprache und in regelmäſsigen allitterirten Versen scharf und deutlich eingehauen. Sie sind ein magisch-religiöses Gebet zur Verwünschung des Feindes, und Harald's Heer hat wahrscheinlich, als es an Runamo vorbei zog, dasselbe gegen diesen abgesungen. Wir geben es hier der Merkwürdigkeit wegen. Es lautet nach der wörtlichen Uebersetzung:

Hildekinn das Reich nahm,*)
Gard haute (die Runen) ein;
Ole den Eid gab;**)
Odin weihe die Runen!***)
Möchte Ring bekommen
Fall auf die Erde (Boden)! — †)
Alfen, der Treue Götter,
Den Ole hassen! ††)

*) Kam an die Regierung, war König.

**) Ole, ein Schwestersohn des Königes Harald, der ihm den Eid der Treue geschworen und seine Flotte geführt hatte; dann aber den Eid brach und zu seinem Feinde, dem Könige Ring, überging und gegen ihn focht.

***) Weihe, d. i. heilige die Runen, gebe ihnen ihre Zauberkraft gegen den Feind!

†) Möchte er getödtet werden!

††) Verlassen, verderben, als einen Meineidigen.

Digitized by Google

Odin und Frei
Und der Asen Geschlecht
Zernichte, zernichte
Unsre Feinde!
Gönne dem Harald
Einen groſsen Sieg!

Welche für die Geschichte erleuchtende und interessante Resultate die Dechiffirung dieser Inschrift gibt, lese man in der Abhandlung über sie selbst!

4) Ueber den Ursprung, die Blüthe und den Untergang der isländischen Geschichtschreibung, von Dr. P. E. Müller, Bischof des Stiftes Seeland, S. 1—63. Diese Abhandlung ist, wie die in den Mittheilungen selbst zuerst gestellte und die Hälfte derselben einnehmende, so unstreitig die wichtigste und die Hauptschrift über diesen Gegenstand. Der erste dänische Text derselben ward jedoch gar nicht gedruckt, sondern sie wurde zuerst durch eine deutsche Uebersetzung von L. C. Sander, Kopenhagen 1813, bekannt. In einer Umarbeitung erschien sie 1832 in dem ersten Hefte der Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed, und die in den Mittheilungen gegebene Uebersetzung derselben ist von Dr. Gottlieb Mohnike, dem wir noch andre vortreffliche Uebersetzungen aus der nordischen Litteratur, wie z. B. der so herrlichen Fridthjofssage von E. Tegnèr und der so lesenswerthen Heimskringla von Snorre Sturlason, verdanken. Dr. Peter Erasmus Müller löset aber die so interessante Frage: weſshalb es gerade die Isländer waren, welche im Norden die Fackel der Geschichte anzündeten, und wie deren Schein so weit hin von der fernen Insel leuchten konnte, in drei andre Fragen auf, die wir der Reihe nach verfolgen wollen. a) Die erste Frage ist: Warum erinnerten gerade die Isländer sich so sorgfältig der Begebenheiten sowohl der Vorzeit, als der Gegenwart? Island war bereits gegen das Ende des neunten Jahrhunderts von Wikingern, die von Norwegen nach den Färöer'n segeln wollten, aufgefunden, als Harald Haarfager (Schönhaar) seine Herrschaft in dem bisher in viele kleine Staaten getheilt gewesenen Norwegen erhob (zwischen 865 und 875). Viele freie Häuptlinge, die sich nicht unter dieselbe beugen und Mannen eines Königes werden wollten, — reiche Männer, die groſse Schiffe besaſsen, — verlieſsen nun mit Familien, Gesinde, Sklaven und Vieh das Land der Väter und fuhren nach jener Insel, um sich dort eine neue Heimath friedlich anzubauen. Ihnen folgten andre kühne Männer nach, und binnen sechzig Jahren

war die ganze Insel besetzt. Den früher an Seezüge gewöhnten Ansiedlern (Landnama-Männern) waren diese jedoch hier weniger möglich, weil Islands Wälder mit ihren kleinstämmigen Bäumen nicht das zu jenen nöthige Schiffsholz schenkten. In Ruhe saſsen sie vielmehr auf ihren freien Höfen. Der Thaten muſsten sie nun entsagen. Um so lieber und mehr weilte ihre Erinnerung bei dem, was sie selbst früher vollbracht und ihre glorreichen Väter gethan, so wie bei ihrer edeln Abkunft, welche ihnen diese Tapferkeit und diesen Mannessinn verliehen hatte. Ein Ausgewanderter pries dem Andern die Herrlichkeit seiner Vorfahren, und der Vater erzählte gern dem Sohne, der Sohn dem Enkel die Thaten der Väter. Sie erhielten sich so von Geschlecht zu Geschlecht. Zugleich hatte einst, wie bei den alten Griechen und Celten, so auch bei den Germanen und Gothen der Gesang hoch ertönt zum Ruhme der Götter und des Heldenlebens; und was die Skalden einst gesungen, der Skalden Lieder, wurde auch von den Ansiedlern in die neue Heimath mitgebracht und fort und fort gesungen. Ja, Skalden zogen mit den Häuptlingen und ihnen nach. Die Häuptlinge waren zum Theile auch selbst Skalden zugleich. Es pflanzten sich also um so mehr die Namen, Geschlechter, Thaten fort. Man kam selbst dem Gedächtnisse dadurch zu Hülfe, daſs man die Verse mit Runen auf Stäbe schnitt. Und da wenige neue Thaten und Sagen und Sänge mehr hinzukamen, so bildete sich bald ein mehr abgeschlossenes Ganze, das sich um so treuer und fester bewahrt, als nicht, wie in dem Mutterlande, ein Strom von neuen Begebenheiten die alten Erinnerungen verdrängte, und als in Island die ältesten und angesehensten Familien, die gerade die Inhaber und Bewahrer jener Sagen und Gesänge waren, sich Jahrhunderte hindurch ungestört erhielten, und nicht durch Kämpfe und Sachlachten, nicht durch für das Christenthum eifernde Olafe, nicht durch unglückliche Züge nach England und Irland und nicht durch lange blutige Bürgerkriege vertilgt wurden. — Wenn aber so die Lust, von den alten Zeiten zu reden, die Saga schuf und erhielt, so stellet nun Müller b) die zweite Frage: Was bewog die Isländer, ihre Erinnerungen in zusammenhängende Erzählungen zu bringen? Es war, kurz zu sagen, der Sinn für Dichtkunst, das Gefühl der Ehre und das Bedürfniſs der Unterhaltung in den vielen müſsigen Stunden, welche das Klima und die Lebensweise gewährten, und bei den mannigfaltigen gesellschaftlichen Belustigungen. So beschränkte man sich auch nicht auf die Sagen und Gesänge, welche die

Digitized by Google

erſten Häuptlinge mit nach Island gebracht; auch die kleinern Kämpfe, die in Island unter den Angeſiedelten geschahen, wurden erzählt und besungen; gute Erzähler (Sagenmänner) und Skalden bildeten ſich fortdauernd. Die Theilnahme an dem, was ſich in dem Mutterlande begab, dauerte auch fort; und Kaufleute, die zwischen demſelben und der Inſel hin und her fuhren, muſsten erzählen, wenn ſie ankamen. Ja, die Isländer nahmen nicht bloſs Nachrichten von Norwegen entgegen, ſie holten ſie ſich auch ſelbst. Zumal zogen die Skalden und Sagenmänner von Island nach England, nach den Orkney-Inseln, und besonders nach allen Höfen des Nordens, um Ehre und Belohnung (Bragelohn: prächtige Waffen, Kleider, am gewöhnlichsten Goldringe) zu suchen. Und wenn der geringste Mann heimkehrte, wurde er mit der gröſsten Aufmerksamkeit empfangen; auf dem Althing ſuchte man ihn, und nun muſste auch er von ſeiner Fahrt erzählen. Und jeder ſuchte den andern in der Kunſt des Gesanges und der Erzählung zu übertreffen. War es aber nun eine Kunſt geworden, gut zu erzählen, und war alſo ſelbst die Form der Erzählung ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit; ſo war der Uebergang leicht, die Form zur Hauptſache zu machen und durch erdichtete Erzählungen unterhalten zu wollen. Es treten die erdichteten Saga's in dem Anfange des zwölften Jahrhundertes neben die hiſtoriſchen; man ſonderte jedoch immer jene beſtimmt von dieſen. Und blicken wir nun zurück auf den Kreislauf der mündlichen Erzählung in Island, ſo beginnt er mit dem mythiſchen Stoffe, entfaltet er ſich durch den hiſtoriſchen und endet er mit dem fabelhaften. c) Die dritte Frage endlich iſt: Was veranlaſste die Isländer, dieſe Erzählungen niederzuſchreiben? — Denn es geht hervor ſowohl aus der eigenen Beſchaffenheit der Saga's und deren gegenſeitigem Verhältniſſe, als auch aus ausdrücklichen Zeugniſſen, daſs vielleicht die meiſten Saga's ſowohl von den Begebenheiten in Island ſelbst, als von den Ereigniſſen in den nordiſchen Reichen, ſpäteſtens in dem Laufe des zwölften Jahrhunderts, niedergeſchrieben worden ſind. Die ſchriftliche Abfaſſung der Sagen und Lieder iſt eigentlich eine Frucht des Chriſtenthumes geweſen, das in dem Jahre 1000 auf Island ohne groſses Widerſtreben, bei dem von dem Mutterlande gegebenen Beiſpiele, durch die Hinneigung einiger Oberhäupter zu der neuen Lehre und durch die Gleichgültigkeit des Volkes gegen die alte, geſetzlich angenommen wurde. Bücher, und zwar lateiniſche, kamen zuerſt mit dem lateiniſchen Kirchendienſte nach Island, und es konnte um

so weniger schwer fallen, das neue lateinische Alphabet zu erlernen, als man bereits durch die Runen gewohnt war, Buchstabenschrift zu gebrauchen. Fünfzig Jahre nach der Einführung des Christenthums wurden auch allmählig Schulen angelegt. Die vorangegangene Bildung hatte in Island mehr Sinn für Lesen und Kenntnisse geweckt, als in dem übrigen Norden; und die bürgerlichen Verhältnisse boten daselbst gröſsere Ruhe dar. Und es eröffnete sich durch die Bekanntschaft mit der lateinischen Sprache für den Isländer eine unerschöpfliche Kenntniſsquelle. Der reisende Isländer zumal konnte durch dieselbe auf den fremden Schulen mit allen Kenntnissen des Zeitalters bekannt werden, und sie durch Hülfe der lateinischen Bücher nach seiner Heimath hinüber bringen. Unter diesen sagten am meisten die historischen den Isländern zu, und sie kamen bald dahin, selbst Annalen von der Schöpfung an aufzusetzen und ihre nordische Geschichte zu beschreiben. Es beginnen nun die Reihe der isländischen Schriftsteller Arn Frode, welcher den Grundstein zu der ganzen nordischen Geschichtschreibung legte, und dessen Freund Sämund Frode, auf deren jedoch mehr nur chronologische Werke das Landnamabuch, die Erzählungen von den Thaten der beiden Olafe und des Harald Haarfager und die nordischen Königssaga's alle, die Skjoldungasaga, die Sagen von den Wolsungen und Gjukungen etc. folgten. Aber von diesen Saga's war noch schwerlich eine, die eigentlich ein Buch genannt werden konnte, nämlich eine zur Belehrung Anderer ausgegebene Schrift; alle Saga's waren bisher nur Aufzeichnungen zu eignem Gebrauche. Die ersten eigentlichen Geschichtschreiber, die Island hervorbrachte, nämlich die ersten Männer, die einen historischen Stoff sammelten, den sie in der Absicht selbstständig bearbeiteten, um ihren Mitbürgern Nachrichten von merkwürdigen Begebenheiten mitzutheilen, waren solche, welche die Geschichte ihrer Zeit schrieben: Crik Oddson, und Karl Jonson, der 1169 Abt in dem Kloster Thingöre ward; und das zwölfte Jahrhundert wurde in Island der Zeitraum, in welchem die Erzählung, die bisher von Mund zu Mund gegangen war, mit der Feder aufgefaſst wurde, und in welchem das Bücherschreiben begann. Das folgende Jahrhundert wurde das goldene Alter der besonnenen Geschichtschreibung, und zwar vorzüglich durch Snorre Sturleson, der zuerst aus den zahlreich vorhandenen Quellen mit Kritik, Geschmack und Unbefangenheit geschöpft hat. Mit dem vierzehnten Jahrhundert verlor sich in Island die selbstständige Geschichtschreibung, deren

Digitized by Google

gänzlichen Verfall auch uns Dr. Müller auf eine sehr lehrreiche und anziehende Weise entwickelt.

Die Mittheilungen der königlichen Gesellschaft überhaupt hätten sehr verdient, öffentlich in dem Buchhandel erschienen zu seyn; und es ist nichts mehr zu wünschen, als daſs die königliche Gesellschaft in Kopenhagen recht bald ihre deutschen Freunde mit ähnlichen Mittheilungen erfreuen möchte.

C. Wilhelmi.

Reiseplaudereien von Dr. Georg Reinbeck, königl. würtemb. Hofrath und Professor. Stuttgart. Brodhag. 8. Erstes Bdchn. XII. und 376 S. Zweites Bdchn. 397 S.

Man rühmt sonst vorzugsweise die Franzosen, ihrer jugendlichen Greise wegen. Aeltere Männer, in Deutschland, aus der Kaste der Gelehrten und Geschäftsmänner, denkt man sich gewöhnlich als abgeschafft und lebensmüde, und man mag häufig Recht haben. Um so angenehmer ist es, hier und da auf einen Schriftsteller vorgerückten Alters zu stoſsen, der sich Jugend im Empfinden und Urtheilen zu erhalten gewuſst hat. Auch die Leser dieses Buches, in dessen Vorrede ein Greis, und zwar ein siebzigjähriger, sehr bescheiden von seinen Lebenserinnerungen spricht, werden die mannichfaltige Lebendigkeit dessen, was der Verfasser anspruchlos »Plaudereien« nennt, mit Dank aufnehmen. Seine frühere Lebensbahn hat den Veteranen, der hier erzählt, interessante Wege geführt; er hat darüber in seinen »flüchtigen Bemerkungen auf einer Reise im J. 1805, von St. Petersburg über Moskau u. s. w. nach Deutschland« vor dreiſsig Jahren berichtet, und Göthe hat, wie wir aus dem zweiten Bande des vorliegenden Werkes (S. 107) ersehen, dieser Schilderung ein significantes Lob ertheilt. Später war R. so glücklich, nur Lustreisen machen zu dürfen, und die Ergebnisse der meisten sind in diesen Blättern mit willkommner Leichtigkeit niedergelegt.

Die erste Reise schildert einen Ausflug nach Wien im Mai 1811, und eilt mit zweckmäſsiger Kürze ihrem Ziele zu, ohne jedoch die Beschreibung der Donaureise von Regensburg an allzusehr zu verkürzen Nach einer allgemeinen Schilderung Wiens, die individuelles Leben hat (S. 46—69), und der Wiener Bühne, welcher der dramatische Dichter natürlich eine besondre Aufmerksamkeit schenkt (S. 74—97), werden wir sofort, durch ein Mahl beim Grafen Palfy, in die Gesellschaft der Frau von Weis-

senthurn, Friedrich Schlegels, Adam Müllers, »mit dem kränklich-katholischen Gesichte« geführt und erfahren mancherlei Interessantes. »Das Wetter war schön, erzählt der Verf. S. 99, und es traf sich, daſs ich mit Friedrich Schlegel, Adam Müller und einigen andern Literatoren zugleich den Rückweg zur Stadt antrat. Ich war eben mit Schlegel im Gespräche, als er plötzlich mich verlieſs und auf einen Geistlichen, der uns entgegenkam, zueilte, diesem die Hand küſste, und sich den Segen geben lieſs, dann zu mir zurückkehrte und das Gespräch unbefangen fortsetzte, bis unsere Wege sich schieden. Ich sah ihm ganz verdutzt nach, und konnte mich darauf kaum des Lachens erwehren, da ich glauben muſste, er habe sich durch den Segen das Gedeihen der reichlich genossenen Mahlzeit sichern wollen.«

Uebrigens gab es damals noch keinen Vereinigungspunkt für die Wiener Literatoren, wie nachmals in der Ludlamshöhle, und wie gegenwärtig im Neunerschen Caffeehause, wenigstens für die Belletristen, und unser Reisender begnügte sich mit den gelegentlichen Bekanntschaften in diesem Kreise. Unter diesen wird (nach einer lesenswerthen Digression auf die Wiener im Allgemeinen S. 106 — 108) der damalige Hofsekretär und Censor Armbruster ausgezeichnet, ein geborener Würtemberger und jüngerer Akademiegenosse Schillers, durch frühere Schicksale und seine Wirksamkeit als ausgezeichneter Volks- und Jugendschriftsteller interessant. Er verlieſs im J. 1775 die hohe Carlsschule, 1782 sein Vaterland, und ward Lavaters Amanuensis in Zürich. »Sein schwäbisches Museum, ein Journal fürs Volk, ging aus seinem Innern hervor, denn zum Volksschriftsteller fühlte er sich berufen, und nicht leicht hat wohl ein Schriftsteller den Volkston besser getroffen, als er: seine Sprache bildete er durch das Studium der Bibel.« Ein Aufsatz über die Solothurner brachte ihn ins Gefängniſs; er flüchtete mit einer jungen Frau 1786 nach Constanz, gab dort in kümmerlicher Lage 1793—99 einen antifranzösischen Volksfreund heraus, und kam dadurch in österreichische Dienste, bis 1801 in Günzburg, dann in Wien, wo er 1805 wirklicher Hofsekretär und (möglichst liberaler) Censor wurde und auf mannigfache Weise literärisch wirkte. R. fand in Armbruster einen liebenswürdigen und witzigen Gesellschafter; aber ein höchst widriges Schicksal hatte ihn mit sich selbst in Widerspruch gebracht, dazu gesellte sich häusliche Zerrüttung, und er gab sich 1814 mit einem Pistolenschusse den Tod. (S. 110 — 114).

Digitized by Google

Aus Veranlassung des Baron v. Retzers gedenkt unser Reisender des französisch-gebildeten Feldmarschallieutenants von Agrenhof, dessen Name in der Literaturgeschichte wenig erwähnt ist, von welchem aber hier ein selbständiges Urtheil über Göthe's Iphigenie aus dem Staube der Vergessenheit gerettet wird, und werth ist, erhalten zu werden. »König Thoas, sagt hier v. A., ist beiden Dichtern (Euripides und Göthe) die Haupttriebfeder der Handlung. Euripides schildert ihn als einen abergläubischen Barbaren, der blos aus wildem Religionseifer alle in sein Reich kommende Griechen der Diana opfern läſst. Bei Göthe ist er theils Liebhaber der Iphigenie, theils Freigeist, der zwar seiner Geliebten zu Gefallen den grausamen Götzendienst abgeschafft hat, jetzt aber ihn wieder einführt, weil die Spröde sich weigert, ihm ihre Hand als Gemalin zu reichen. Dieser Beweggrund des Dichters macht ihn (und zwar sichtbarlich wider die Absicht des Dichters) aus einem Gegenstande des Schreckens, der er beim Euripides ist, zu einem Gegenstande der Verachtung, und macht überdieſs (was in poetischer Rücksicht noch schlimmer ist), daſs wir um das Leben Iphigeniens und Orests, für welches wir beim Euripides immerfort zittern, bei Göthe niemals beängstigt sind, weil wir die Rettung beider, und sogar das Glück des verliebten Königs, von der Willkühr der Iphigenie selbst abhängen sehen. Furcht und Mitleid sind so merklich geschwächt, daſs ich mich sehr irren müſste, wenn bei der Vorstellung derselben — ihrer Schönheit der Details ungeachtet — sich nicht fühlbarer Mangel an Interesse und Langeweile der Zuschauer veroffenbarten.«

Der Herr Verf. entwirft sodann mit wenigen Strichen die Porträts des Operndichters Kanne, des nachmaligen preuss. Residenten in Rom Bartholdy, der Frau Caroline von Pichler, die edelste Weiblichkeit, die er in der groſsen Welt kennen gelernt, und bei der sogar nichts an den Blaustrumpf erinnerte. (S. 121 — 124.) Von den Künstlern werden der Kupferstecher Leybold und der grobe Direktor Füger charakterisirt (S. 130 f.), und gelegentlich wird der Hiob unsres geistreichen Wächter erwähnt (S. 130 f.), sodann die kaiserliche Gallerie (S. 131 ff.) und die Wiener Akademie der zeichnenden und bildenden Künste (S. 137 — 148) und mit besonderm Lobe der Hebe von Ignaz Unterberger, einem jetzt verstorbenen Tyroler Meister, ausführlich gedacht (S. 148 — 156). Das musikalische Wien wird kurz berührt, da der Sommer nicht die geeignete Zeit war, es kennen zu lernen (S. 157 ff.). Dann folgen recht lebendige Schilderun-

gen des Frohnleichnamfestes (S. 158—170), und des Flugversuchs, den der Mechaniker Degen auf dem Feuerwerksplatze anstellte (S. 171 ff.): »der Ballon war von mittlerer Gröſse, und es hing ein spitzzulaufender Korb daran; an einem Stricke wurde er in die Mitte des Platzes gebracht, hier legte sich der neue, aber glücklichere Ikarus die groſsen buntgefiederten Flügel an, die eine besondere Maschine ausmachen, welche an den Korb befestigt wird. Der Luftsegler wird in die Maschine eingeschraubt, und bewegt die Flügel durch den Druck der Arme und Füſse. Ein kleiner Ballon erforschte den Luftzug, und bald erhob sich mit mächtigem Flügelschlage der Menschvogel langsam, da der Ballon nicht ganz gefüllt war, um den Versuch des Schwebens und willkührlichen Auf- und Niedersteigens anzustellen. Das Seil wurde dann gelöset, und im ungehemmten Fluge schwang sich der kühne Erdbewohner zu einer beträchtlichen aber nicht ungewöhnlichen Höhe in sein zu eroberndes Reich hinauf, blieb hier einige Minuten nach Willkühr schweben, und flog dann, dem Luftstrome sich überlassend, der untergehenden Sonne nach, über den herrlichen Eichen- und Buchenwald weg, die Donau hinüber und herüber, nach dem eine kleine Stunde entlegenen Nuſsdorf zu, wo er sich bald darauf wohlgehalten niederlieſs.«

Der Rest des Reiseberichts ist dem Prater (S. 174—182), dem Augarten (S. 182 ff.) und andern Promonaden, so wie den Umgebungen Wiens gewidmet (S. 185—207), und dann die Rückreise über Salzburg und München nach Stuttgart kurz skizzirt (S. 207—214).

Der zweite Ausflug vom Sommer 1834, umfaſst das Salzkammergut in Oberösterreich und die Lebendigkeit der schildernden Imagination, die Frische der Farben verläugnet nicht nur weit nähere Vergangenheit, wohl aber verläugnet sie die Feder eines Greisen. Der Verf. hat das Geheimniſs, sich jung zu erhalten, im warmen Umgang mit jüngeren Geistern gefunden. So bringt er »die siebzig Frühlinge, die über seinem Haupte hingeflogen sind«, nicht in Anschlag, und wie er mit Jüngern zu genieſsen weiſs, so verjüngt er sich auch in der heiteren Erzählung des Genossenen. Am 6. Aug. 1834 machte er sich auf »aus dem grünen Kessel, in welchem eine Masse von einigen tausend — nicht durchweg schönen — Häusern Stuttgart heiſst, leider am Nesenbach, der durch alle Straſsen geleitet zu seyn scheint, jedoch den deutschen Musen eine liebliche Heimath« — in Gesellschaft seiner Frau und eines Dichters: »die erstere mit ei-

Digitized by Google

nem offenen Blick für landschaftliche Natur,« (Frau Hofräthin v. Reinbeck ist eine ausgezeichnete Künstlerin) »der letztere ein Freund, von dem es nur des Namens bedarf, um den Neid aller Reisenden zu erregen.« Dieser zweite Reisefährte war der Dichter Nicolaus Lenau. Die Reisenden gehen über Ulm und München, das dem Verf. Stoff zu interessanten Kunstbetrachtungen giebt (S. 231—253) nach Salzburg. Dieses »existirt mit seinen pittoresken Bergen und Fluren schon ziemlich lange und wurde stets seiner Lieblichkeit wegen gepriesen; allein es war gerade nicht in der Mode. Jetzt ist es — ob zu seinem Glücke, steht dahin — dazu gelangt, und wurde in neuerer Zeit besonders von Norddeutschen besucht, denen die politische Zugluft der Schweiz Besorgnisse erregte.« Die nachfolgenden Schilderungen von Stadt und Gegend, die sich zu keinem Auszuge eignen (S. 260—273), werden um so willkommener seyn, weil sie über manches weniger Bekannte sich erstrecken. Noch mehr ist dieſs mit dem Salzkammergute der Fall; und die Beschreibung des Verfassers, der den Pinsel hier mit dem Geschmacke und der Anmuth seiner künstlerischen Frau führt und mit dem hellen Jugendauge seines Begleiters, des Dichters, in die Wette schaut, muſs jeden, der sie hinter dem Ofen sitzend liest, lüstern machen. Die ganze Gegend, die er uns (S. 273—342) schildert: Gmünden mit dem Traunstein, Traunsee und Budachsee, Traunkirchen, Ischel u. s. w. ist ein Naturpark im gröſsten und doch anmuthigsten Style. »Die Annäherung zum eigentlichen Hochgebirge, sagt der Verf., erfüllt die Brust mit einem sonderbar bewegten Gefühl der Erwartung, als ob uns ein Räthsel hier aufgeschlossen werden sollte. Am folgenden Abend fanden wir vor dem wogenden Wasserspiegel in dem reizendsten Rahmen, den man den Gmünder- oder auch nach der 4000 Fuſs hohen röthlichen Felswand, die sich daraus erhebt, den Traunsee nennt. Er trägt seinen sanften Wellenschlag plätschernd zu dem breiten, geräumigen, von hohen Gebäuden umschlossenen Marktplatz von Gmünden. Links steigt ein mit Laubholz bedeckter grüner Berg zu den Wolken auf, der auch davon seinen Namen trägt. Auf dem schmalen Uferrande zieht sich eine Reihe einzelner Häuschen in Bäumen versteckt hin. Dicht daran erhebt sich der gewaltige Traunstein, auf dessen Scheitel der Adler horstet und die Gemse weidet. Weiterhin tritt das Gebirge zurück und das reizende, vom See bespülte offene und dann wieder sanft aufstufende Ufer trägt nun, Gmünden gegenüber, und die rechte Seite

Digitized by Google

des Rahmens bildend, lachende Dörfer und Schlösser in einer üppigen Vegetation.«

Die Reisenden suchten in dieser Gegend einen Freund Lenau's, den Dichter Schlüfer, einen wackern, gemüthreichen Mann, auf, den Pfleger der beträchtlichen Salinen, in dessen Gesellschaft sie nun einen groſsen Theil der herrlichen Umgegend durchwandelten und durchschifften. Hier nur noch eine kleine Probe vom Reisehumor unsrer Wandrer. Die Scene spielt am gebirgumschlossenen Budachsee, vor einer steinernen Almenhütte, deren Mitbewohnerin eine der schmucksten Gebirgsnymphen ist.

»Als wir Männer einmal allein zur Hütte kamen, uns mit einem Glase Milch zu erquicken und die Jägerstochter ohne ihre Gespielinnen dort fanden, drang diese von neuem in ihn (Lenau), etwas zu erzählen Er lieſs sich bereit finden, und fragte sie, ob sie auch wisse, daſs auf diesem Felsen ein Berggeist hause, welches sie als bekannt zugab. Hast du auch wohl die Felsen schon verhüllt gesehen? du glaubst das seyen Nebel, aber da irrst du sehr. — Sie wurde sichtbar gespannt. — Und was wär's denn sonst? — Siehe, sagte er, der See ist der Waschzuber des Berggeistes, darin wäscht er seine Hemden und Hosen und die hängt er dann an den Felsen umher zum Trocknen auf und das haltet ihr für Nebel .... So wollte er nun fortfahren; aber sie unterbrach ihn und wollte nichts von dem Berggeist und seiner Wäscherei wissen, sondern, er sollte von den Städten und Menschen erzählen, die er gesehen habe.«

S. 342, erzählt uns der Verf., von der Gabe Lenau's vorzulesen. »Lenau's Vorlesen übt einen eigenen Zauber: es ist ächte, reine Recitation, gehalten, ohne alles declamatorische Pathos, in sehr sonoren tiefen Tönen sonder groſse Abwechslung und doch tief eindringend. Jedesmal, bevor er beginnt, macht er eine längere Pause, den Blick auf das, was er vorlesen will, geheftet, so daſs der Zuhörer sich zur Aufmerksamkeit sammelt: ein Gebrauch, der sehr zu empfehlen. Wie Tieck, stört es ihn, wenn die weiblichen Zuhörer sich mit Arbeiten beschäftigen während er liest. Uebrigens kann nichts verschiedener seyn, als beider Vorlesen, und doch ist jedes meisterhaft.«

Hierauf folgt eine ausführliche ästhetische Betrachtung über des Dichters vielbesprochenen Faust S. 343 — 354, welche dem Sinne dieser ausgezeichneten Dichtung, verglichen mit Göthe's Faust, näher zu kommen sucht, und ganz gelesen seyn will.

Der Heimweg der Reisenden wird wieder über Salzburg

Digitized by Google

und München genommen. In letzterer Stadt sehen sie im König Lear den immer noch berühmten Eſslair. »Es bleibe unentschieden, sagt der Verf., ob dieser groſse Künstler mehr der Natur oder dem Studium verdanke. Die Natur hat für ihn in Gestalt, Organ, Adel der Bewegung, Takt in der Auffassung, alles gethan, und seine Erscheinung ist immer eine ausgezeichnete: er ist ein praktisches Genie, und das ist in der Schauspielkunst die Hauptsache. Ein solches kann zuweilen fehlgreifen; allein schlimmer ist doch bei der tiefſten Einsicht der Mangel an Mitteln, sie geltend zu machen. Dieser verleitet denn oft zu Künsteleien, um die Natur zu zwingen, und Natürlichkeit ist auch hier die höchste Schönheit. Zwar eine verschrobene Natur (oder der Ungeschmack) nimmt die ihr gleich verzwickte leicht für die wirkliche, oder bildet sich ein, es gebe eine besondere Kunstnatur; aber dem gesunden Geschmack widert sie."

In dem zweiten Bande der »Reiseplaudereien« verweilen wir bei dem ersten Aufsatze: »Ausflug nach Weimar im Oktober 1806« betitelt, der eine groſse Zahl höchst interessanter Details aus einer verhängniſsvollen Zeit und von einem unsterblichen Sitze der deutschen Musen enthält. Reinbeck war von Dresden über Leipzig, wo sein erster Gang »zu dem Mann aus dem Kerne der Vorzeit, zur mildesten Seele in der rauhesten Form, zu Seume«, gewesen, nach Weimar gegangen und hier von Bertuch, Gruber, Fernow, Göthe, Stephan Schütze u. A. sehr freundlich aufgenommen worden. Er hoffte auf ein friedliches, an geistigen Genüssen reiches Leben. Da veränderte sich auf einmal die ganze Scene. Es erscholl das unglückliche Gerücht, daſs die Preuſsen von den Franzosen umgangen seyen, und jetzt ihre Fronte gegen das eigene Land richten müſsten. Zugleich wurde für die Preuſsen bei Weimar ein Lager abgesteckt, und bald zogen sich von den Anhöhen herab unabsehbare weiſse Linien — Thiere mit Zelten und Bagage ... Jetzt scholl der Bienenschwarm des Lagers zur Stadt herüber. Im erleuchteten Herzogspallaste wimmelte es von den glänzenden Uniformen der preuſsischen Garden, und lustige Tanzmusik ertönte durch die schöne Nacht. (II, 19 — 21). Da erscholl die Nachricht von dem unglücklichen Treffen bei Saalfeld. Flüchtlinge kommen an; der König von Preuſsen trifft ein, sein Cabinet mit ihm. »Die Herren wandelten in weiſs seidenen Strümpfen, gestickten Uniformen, gepuderten Haaren, und Haarbeuteln oder Zöpfen durch die Straſsen. Die ganze Nacht hindurch zogen Geschütz und Pon-

Digitized by Google

tons mit dumpfem Geraſſel an meiner Wohnung vorüber. Das Lager war aufgebrochen. Am frühen Morgen ertönten die dumpfen Schläge des groben Geſchützes.« Franzöſiſche Gefangene werden eingebracht, ein heranſprengender Adjutant verbreitet die Nachricht eines errungenen Vortheils. Aber ein dürrer, gelblicher Mann, in preuſsiſcher Staatsuniform, an einem Erkpfeiler gelehnt, ſagt dem Verf. unverholen: »glauben Sie mir, die Schlacht iſt verloren.« Es war Lucchesini.

Nun flüchtete Reinbeck, der Fremdling, mit ſeiner Frau in das Haus eines Freundes, des Generalſuperintendenten Vogt, wo er mit offenen Armen aufgenommen ward. Sie beſchloſſen, zum Schutze gefangene und verwundete Franzoſen ins Haus zu nehmen. Bald wird in der Stadt gefochten, die Bomben fliegen. Wie nun Vogts Haus, und in ihm unſer Freund, durch einen braven, franzöſiſchen General, einen Chef ordonnateur geſchirmt wird, überlaſſen wir dem Leſer, aus dem Buche zu erfahren (S. 28 ff.). Hier nur einige auch für die Geſchichte nicht unwichtige Notizen:

»Schon brach die Dunkelheit ein. — Unterdeſſen hielt der Donner des Geſchützes, das ſeine Kugeln auf das herzogliche Schloſs gerichtet hatte, plötzlich inne, und es kam die Kunde, daſs Murat auf den Schloſshof geſprengt ſey und dort zu ſeinem Erſtaunen auf dem Balkon eine Dame mit Stern und Ordensband erblickt habe, welche Anordnungen traf. Auf ſeine Erkundigung wurde ihm geſagt, es ſey die regierende Herzogin, die Schweſter des den Franzoſen verbündeten Herzogs von Heſſendarmſtadt, welche das Loos ihrer Unterthanen habe theilen wollen. Die ehrwürdige Herzogin Mutter war mit ihrer Groſstochter entfernt: der Herzog befehligte ein preuſsiſches Corps. Sogleich flogen die Adjutanten zurück, um das Feuern abzuſtellen, und das Schloſs war gerettet.« (S. 33.)

Aber die Stadt Weimar wurde der Plünderung preisgegeben (S. 33—42). Nach einer angſtvollen Nacht kam Napoleon an und beſuchte das Schloſs. Uebermuth der Sieger (S. 42—49). Der Kaiſer durchritt mit groſsem Cortege die geplünderte und gebrannte Stadt. »Ich ging in ein hinteres Zimmer, um ihn nicht zu ſehen. — Einen Tſchangiſchan hätte ich nur als Gefangenen ſehen mögen.«

(Der Beſchluſs folgt.)

Nº. 76. HEIDELBERGER 1837.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Reinbeck: Reiseplaudereien.

(Beschluſs.)

Am 19. Okt. lieſs sich Göthe mit Demoiselle Vulpius trauen. »Die Dame war in jeder Hinsicht praktischer Natur. Sie hatte, überzeugt, daſs der Geheimerath, wie sie ihn nannte, wo's aufs Handeln ankam, gänzlich rathlos sey, sich mit reichlichen Vorräthen versehen und unten im Hause Tische mit Speise und Getränk aufstellen lassen, daſs jeder Herzutretende gleich Befriedigung fände und der Geheimerath oben in seinen Zimmern nicht belästigt würde. Sie selbst war dabei geschäftig. Dieſs war für den ersten Anlauf sehr verständig berechnet, und bald erhielten die beiden Mitglieder der Ehrenlegion, Göthe und Wieland Sauvegarden und Marschall Augerau nahm bei Göthe Quartier. Der Marschall sah die Geschäftigkeit der Demoiselle Vulpius und ihre verständigen Anordnungen, Göthe stellte ihm seinen Sohn vor — und es war sehr natürlich, daſs er die unten geschäftige Hausfrau für Göthe's Gattin hielt, und überrascht war, zu hören, daſs sie zwar die Mutter des einzigen Sohns Göthe's, aber nicht seine Gattin sey! — Er überredete Göthe, sie als solche anzuerkennen und dazu diesen Augenblick zu benutzen, wo die Aufmerksamkeit des Publikums getheilt sey und nicht lästig fallen werde; und als es geschehen war, war's geschehen" (S. 56 f.) Diese Version, die gewissermaſsen von einem Augenzeugen herrührt, entkräftet andre Darstellungen derselben Geschichte. Wir geben sie, wie Reinbeck selbst, ohne alle weitere Reflexion.

S. 59 — 98 folgen episodische Bemerkungen, die der Verf. gleich nach den Tagen des Sturms niederschrieb, Aphorismen, welche andeuten, was damals, in der Nähe so bedeutender Ereignisse, Geist und Gemüth bewegte. Sie machen beiden Ehre und lauten in manchen Theilen wie Prophezeihungen.

Nach und nach knüpfte sich in der beruhigten Stadt der gesellige Umgang wieder an. Hier ist eine Anekdote über den berühmten Dichter Klinger eingeflochten, von welchem R., der ihn aus langem, genauen Umgang zu Petersburg kannte, als Menschen eine weit geringere Meinung hat, denn als Dichter. Dieser

Klinger gab einst dem Dichter v. Göckingk und dessen Gefährten, dem Abbé Piattoli (nachmal. ruſs. Staatsrath, dem eigentlichen Verfasser der polnischen Constitution von 1791) ein glänzendes Mittagessen. „In einem der Zimmer hing ein Bild von Klinger. Göckingk betrachtete es, und Klinger fragte ihn, ob er es ähnlich finde. Göckingk fand es nicht so. Klinger lieſs ein andres und noch ein anderes Bild herbeibringen, und immer vermiſste G. den eigenthümlich charakteristischen Zug. ‘Ich will Ihnen ein Bild meines Mannes zeigen, sagte Frau von Klinger, eine Tochter aus einer getrennten Ehe des Lieblings Catharina's Orlow und eine Frau von Geist, und lieſs sich Klingers Faust geben, vor welchem das Titelkupfer den Mephistopheles darstellt. Dieſs ist Klinger,’ sagte sie zu Göckingk, und dieser rief in der Ueberraschung: ‘Ja, das ist ähnlich!’ Klinger lachte, und meinte, man wollte es so finden.“ (S. 101 f.)

Nun führt uns Reinbeck noch im interessanten Kreise der geistvollen Hofräthin Schopenhauer ein, wo sich Göthe im ganzen Glanze seiner Liebenswürdigkeit zeigte; auch Bertuch Vater und Sohn, Riemer, Falk u. A. lernte er hier kennen. Die weimar'sche Bühne, welche R weit hinter seiner Erwartung fand, gab unter anderm auch ein Stück des Verf. Ein andres seiner Lustspiele: „Er muſs sich malen lassen“, ward auf Göthe's Empfehlung in ausgezeichneter Gesellschaft gelesen und gefiel. Auch Wieland sah der Verfasser: „Ein kleiner Greis von zierlich feinem Wesen mit schneeweiſsem gelocktem Haare und einem sammtnen Magisterkäppchen darauf, den Annenorden um den Hals, eine gar freundliche und Achtung gebietende Erscheinung kam uns entgegen.“ Diese Begegnung war zufällig bei Schopenhauers. Später suchte der Verf. den berühmten Greis auf, konnte aber das Lachen kaum halten, als er richtig mit dem bannalen Compliment entlassen wurde, was ihm Wielands Freunde prophezeit hatten: „Ich freue mich, in Ihnen einen unsrer ausgezeichnetsten Köpfe kennen gelernt zu haben.“ (S. 110—116.)

R. war auch so glücklich, Göthe'n eine Rolle aus Calderon vorlesen zu hören. Im Tragischen gefiel ihm Göthe's Vortrag nicht, er fand zuweilen falsches Pathos darin; aber im Komischen war er ganz unvergleichlich (S. 109 f.). Der interessante Abschiedsbesuch bei Göthe (S. 123—125) beschlieſst den Aufsatz, mit welchem wir hier von dem Werke uns verabschieden. Der Ausflug in die schwäbische Alb und der in die Schweiz enthält recht viel Angenehmes, der Natur der Sache nach aber meist andre Dinge, als eine Literaturzeitung ad notam zu nehmen hat.

Gustav Schwab.

Digitized by Google

ÜBERSICHTEN UND KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN.

(Fortsetzung der in Nro. 71. des Novemberhefts abgebrochenen Recension der Schriften von Gaitskell, Dr. J. Mich. Leupoldt, Dr. Friedr. Aug. Ritgen, Dr. C. Ph. Möller, J. E. Belhomme, Falret, F. Lelut, Dr. Fr. W. Hagen.)

4) Die Schrift von Gaitskell, übersetzt von Harnisch, eine höchst dürftige Darstellung der gewöhnlichen Lehren der Psychiatrie, verdient keine weitere Anzeige, und lohnt wahrlich nicht die Mühe der Uebersetzung.

5) Leupoldts oben angeführtes Werk hat Rf. deſshalb hierher ohngefähr in die Mitte gestellt, weil es am freisten von einseitiger Systemsucht sich hält. Doch hat es schon eine vorwiegende Neigung zur sogenannten speculativen Auffassungsweise im Gegensatze der Schriften von Bird, noch mehr von Blumröder, ja selbst einen mystischen Anstrich. zeichnet sich aber vor diesen durch eine würdigere Sprache und eine geordnetere Darstellung aus und gibt so ziemlich, was der gegenwärtige Standpunkt der psychiatrischen Literatur bietet, leider damit aber, da dieser noch ein sehr trauriger ist, dessen Mängel, und ohne etwas Eignes zur Hülfe und Förderung beizutragen.

Der vorläufige „formelle" Begriff der psychischen Krankheiten ist zu weitschweifig und unbestimmt und wäre wohl besser gar nicht gegeben, da später doch ein andrer auf das Wesen der psychischen Krankheit gegründet wird.

In der Geschichte sind mit Hinweisung auf Heinroths Darstellung derselben in dessen Lehrb. der Seelenstörungen die früheren Schriftsteller spärlicher und kürzer angeführt, die neueren aber: Heinroth, Nasse, Jacobi, Groos, Friedreich, Blumröder ziemlich richtig charakterisirt, und am Ende das Bedürfniſs einer gründlichen Anthropologie zur Grundlage der Psychiatrie gefodert. Dieser bedarf es allerdings, aber nicht einer, welche vom Christenthum oder selbst auch von der Philosophie beleuchtet werde. Die Anthropologie ist rein erfahrungsmäſsig zu behandeln Der Fehler ist auf der entgegengesetzten empirischen Seite nur der, daſs Fragen beantwortet werden sollen, die gar nicht aus der Erfahrung beantwortet werden können und nicht in die Anthropologie gehören; z. B. über Unsterblichkeit.

In der „anthropologischen Grundlegung" gibt Verf. zunächst 3 Ansichten der Art der Verbindung von Seele und Leib; nach der ersten besteht er aus Leib und Seele, nach der zweiten, in

Digitized by Google

welcher aber zwei ganz entgegengesetzte Ansichten zusammen gefaſst sind, ist ein Theil nur die Aeuſserung des andren, und entweder die Seele oder der Leib das eigentlich Wesentliche und Ursprüngliche. Wenn Verf. aber Carus mit zu den Anhängern der Ansicht von der Priorität der Seele rechnet, so hat er sich dabei mehr nach dem Worte gerichtet, als nach dem Begriffe, den Carus dem Worte Seele, allerdings gänzlich unbefugt, willkührlich und wider allen Sprachgebrauch beilegt, indem C. darunter das ewig Wesentliche, das der zeitlichen Erscheinung zum Grunde Liegende eines jeden Einzelwesens versteht. Diese willkührliche und verschiedene Bezeichnung gehört auch mit zu dem Fluche, welcher die Psychologie drückt. Was würde man sagen, wenn in der Physiologie mit einem Mahle ein Schriftsteller aufträte und den Bildungstrieb Gehirn nennte! Nach der dritten ist der Mensch zuhöchst ein Ganzes, und äussert sich einerseits im Raume als Leib, andererseits in der Zeit als Seele. Ref. bekennt sich auch zu dieser Ansicht, wenn sie nur richtiger ausgedrückt wird. Die Begriffe von Raum und Zeit gehören mit zu denen, welche viel unheilvollen Spuck treiben, indem sie ganz verkehrter Weise gewöhnlich als Gegensätze aufgefaſst werden. Das Einnehmen eines bestimmten Raumes ist das allgemein-Eigenthümliche des Körperlichen, Materiellen, Leiblichen; diese Eigenschaft, dieſs Vermögen kommt aber dem Materiellen auch vor aller zeitlichen Erscheinung zu, äussert sich aber auch in der zeitlichen Erscheinung. Die Zeit dagegen beruht wesentlich darauf, daſs irgend ein Wesen sich ändert. Dieses Aendern aber geschieht bei allen Einzelwesen, sie mögen seyn, wie sie wollen. Der Verf. ist auch nicht von dieser fälschlichen Gegensetzung der Begriffe frei, nur meint er, dieſs sey in Beziehung auf Leib und Seele nicht so ausschlieſslich der Fall, daſs nicht der Leib auch zeitlich sey; ja freilich ist er zeitlich und die „Zeitlichkeit" ist ihm nicht allein „nicht ganz fremd", sondern kommt ihm ebenso zu wie der Seele. Wenn aber der Verf. meint, daſs man auch dem Psychischen etwas Räumlichkeit zugestehen müsse, so muſs Rf. dabei bemerken, daſs er an seinem Denken, seinem Gefühl, seinem Willen u. s. w. an und für sich selbst nichts Raumerfüllendes wahrnimmt. Will man der Seele aber deſswegen Räumlichkeit zusprechen, weil sie im Menschen an entsprechende Zustände und Verrichtungen raumerfüllender Organe geknüpft sich zeigt, so hat die Seele nicht allein etwas, sondern gerade so viel Räumlichkeit als alle andere Organe auch.

Der Verf. verwirft die dichotomische Eintheilung und kommt nach einer geschichtlichen Uebersicht der Ansicht, daſs der Mensch aus Leib, Seele und Geist bestehe, zu einem „eigenthümlichen Versuch, zugleich die Einheit und Grundgliederung des Menschen zu ermitteln". Hier wird denn aus der Entwicklung des einen innren Lebensgrundes zum Mannigfaltigen: Leib und Seele und dann aus dem „umgekehrten Uebergange dieser einwärts in jenen" (den ursprünglichen Lebensgrund) und „selbst aus dem Ueber-

Digitized by Google

gange von dem als allgemeine Lebenskraft übrigbleibenden Reste der ursprünglichen Einheit in eine höhere Einheit, wodurch nicht blos Mannigfaltigkeit überhaupt und materielle Erscheinung insbesondere wieder negirt werden, sondern auch zugleich eine ganz neue Potenz erreicht wird, — Geist im engeren Sinne des Wortes" deducirt! p. 49. p. 50, 51 „Geist im engeren und im eminenteren Sinne des Wortes wäre demnach — — das in der irdischen Sphäre [Gott] nächste und vorzüglich Gottähnliche. — P. 52 „und demnach wohl Geist des Menschen, so zu sagen, als das Prinzip, als das Principale der Persönlichkeit, als das Persönlichmachende, die Seele des Menschen dagegen als die Basis, das Basische und Zupersonificirende zu betrachten." — —

„Nach allem Uebrigen und selbst seinem Seelenleben an und für sich nach, ist der Mensch, wie jedes Thier (und jede Pflanze) ganz und gar nur organisches Wesen, Organismus."

Nachdem Rf. so gesucht, das Wesentliche in Vrf's eignen Worten wieder zu geben, mag eine Bemerkung gegen die ganze Deduction und Methode der Darstellung hier Platz finden: Woher soll der Leser wissen, was Vrf. unter Geist, Seele und Leib versteht, wenn er nicht sagt, welches das Eigenthümliche ihrer Thätigkeitsäuſserung ist. Nur dann läſst sich der Begriff erkennen, den gerade Vrf. damit verbinden will. So lange dieſs nicht geschieht, läſst sich nichts darüber sagen, als daſs damit nichts gesagt ist.

Da der Vrf. in folg. p 64 das Gemüth als die Quelle der sogenannten Gemüthsbewegungen bezeichnet, und Gemüthsbewegungen, Gefühle und Zustände besonderer Erregungen von Seele und Geist, die man Affekte und Leidenschaften nennt, so hat man doch, — so höchst oberflächlich auch diese Bestimmung des Gemüths ist — darin einen Anhaltspunkt, um das zu beurtheilen, was p. 66 vom Gefühl gesagt ist: „im Gefühle scheint die Indifferenz zwischen beiden Richtungen (der Seelen- und Geistesthätigkeit) dem receptiven, centripetalen, dem Erkennen, und dem reactiven, centrifugalen Wollen — gegeben." Da sieht man wieder, wohin das Spielen mit Begriffen oder vielmehr mit Worten führt! Sind Gefühle, Affecte, Leidenschaften etwas Indifferentes, — kann man die eine Indifferenz nennen! Uebrigens wird das Gemüth p. 71 „zur Unterscheidung von Seele mehr nur als besondere Function und Provinz von der Seele, die auſserdem noch die andre durch Kopf, Intelligenz etc. bezeichnete Sphäre darbiete," dargestellt und die Vermittlung zwischen Physischem und Psychischem soll insbesondre am Innigsten durch das Gemüth, — die Quelle der Affecte und Leidenschaften und Gefühle geschehen!

Eine besondre Stelle findet danach zunächst das Geschlechtsleben. Am Schlusse der anthropologischen Grundlegung wird „das Selbstbewuſstseyn im vollsten Sinne des Worts als die ihrer selbst bewuſste Freiheit" etc. bestimmt, in welcher das Welt- und Gottbewuſstseyn enthalten sey, dem Thiere mehr nur Selbst-

Digitized by Google

gefühl, [alſo Gefühl = Indifferenz: Selbſtindifferenz!] zugeſchrieben. Auch hier die allgemeine, aber gänzlich irrige Anſicht, daſs „das Individuum erſt zum Selbſtbewuſstseyn komme, wenn es ſich mit Ich bezeichne,“ da dieſs doch bloſser Fortſchritt in der Sprache iſt. Das Kind weiſs ſich ſelbſt ſchon eben ſo gut unter dem Namen Karl, Heinrich etc.; es gebraucht anfangs überhaupt keine Pronomina, ſagt auch nicht: du, nicht: er; die Pronomina können ihrer Bedeutung nach, da ſie *Stellvertreter* der Nomina ſind, auch erſt nach dieſen in die Entwicklung der Sprache eintreten.

Rf. findet nicht, daſs dieſe ganze anthropologiſche Grundlegung in das Weſen des Gegenſtandes eingehe, und glaubt nicht, daſs mit Bearbeitung bloſser Worte etwas gethan ſey.

Das zweite Buch enthält die Pathologie der pſychiſchen Krankheiten und zwar nach einer Einleitung von den Uebergängen einerſeits in eigentliche geiſtige Abnormität, Sünde, *Laſterhaftigkeit*, und andrerſeits in eine ſomatiſche Krankheit: eine allgemeine Symptomatologie der pſychiſchen Krankheiten, wobei, wie das leider aber gewöhnlich vermiſst wird, die nähere Beziehung einzelner Krankheitserſcheinungen zu beſondren Krankheitsarten und ſomatiſchen Leiden fehlt.

Die Begriffsbeſtimmung, p. 107, *ſetzt die pſychiſche* Krankheit feſt als: „eigenthümliche, *fieberloſe (?)*, *ſich weſentlich* durch dauernde (?) oder öfter wiederkehrende (?) Störung des normalen Selbſtbewuſstſeyns und (oder) der Selbſtbeſtimmung charakteriſirende Krankheit des an das Gehirn, beſonders das groſse, geknüpften Seelenlebens, wobei das kranke Individuum mehr oder weniger vollſtändig unvermögend iſt, ſich ſelbſt, am wenigſten im eignen Selbſtbewuſstſeyn [?!] für krank zu erkennen, demgemäſs ſich ſelbſt, ſo wie Aeuſsres und ſein *Verhältniſs* zu demſelben mehr oder weniger auffallend verkennt und demnach falſch urtheilt und handelt.“ Die Begriffsbeſtimmung leidet an mehren Fehlern: „fieberlos“ hätte können ganz wegbleiben, da es ſolche Krankheiten mit und ohne Fieber gibt; — bei dauernd entſteht die Frage wie lange? es gibt auch ſehr kurz dauernde Fälle von pſychiſcher Krankheit und ſelbſt ohne Wiederkehr; — die Anknüpfung des Seelenlebens an das groſse Gehirn iſt hypothetiſch; — das kranke Individuum verliert nicht immer das Bewuſstſeyn ſeiner Krankheit, in den höchſten Graden allerdings wohl immer, aber warum ſoll man die Zuſtände, pathologiſch betrachtet, trennen? da müſste man auch Amblyopie und Amauroſe eben ſo weit trennen. Der Verf. iſt offenbar miſsleitet durch den Begriff der Zurechnungsfähigkeit, der uns bei einer rein pathologiſchen Betrachtung gar nichts angeht; ſo hat er nach Rf. Meinung auch Unrecht, Hypochondrie und Hyſterie auszuſchlieſsen; denn Rf. glaubt, daſs wir in der Pſychiatrie die Betrachtung der Krankheiten begreifen müſſen, wo das Weſentliche, oder der Mittelpunkt der Krankheitserſcheinungen in der pſychiſchen Sphäre des Nervenſyſtems anzunehmen iſt, d. h. in den

Digitized by Google

Verrichtungen des Nervensystems, welche die psychischen Reactionen vermöge eigenthümlicher, gemeinsam geistiger und leiblicher Natur des Menschen von Seiten des Leibes bedingen. — p. 108. Synonyme. —

Rf. würde die Grenze dieser Anzeige überschreiten, wenn er weiter im Einzelnen der Darstellung folgte. Dieser eigentlich psychiatrische Theil ist nach Rf. Meinung ungleich gehaltvoller und klarer als die anthropologische Grundlegung und einige mystische Anklänge abgerechnet auch unbefangen und vorurtheilsfrei. Aber durchgängig vermiſst Rf. darin die Beziehung besonderer Ursachen, Erscheinungen, somatischer Abnormitäten z. B. Leichenerscheinungen, besonderer Behandlungsweisen zu besondren Krankheitsarten; ferner ist die Unterscheidung der Krankheitsarten in Manie, Melancholie, vagen Wahnsinn, fixen Wahnsinn und Blödsinn wohl von der am meisten gewöhnlichen nicht sehr abweichend, aber keinesweges das, was man in dieser Beziehung findet, wenn man die in der Natur vorkommenden Fälle nach dem Charakteristischen möglichst zusammenzustellen sucht. Insbesondre aber ist hier die Vermengung der Moria, Verwirrtheit und Incohärenz der Ideen mit gewöhnlichem oder vagem Wahnsinn und die Trennung dieses von der Manie zu tadeln, auch das Wesen der fixen Ideen gänzlich falsch aufgefaſst, wie schon der Ausdruck primairer fixer Wahn zeigt, denn nie ist ein fixer Wahn eine primaire psychische Krankheit, sondern immer nur aus einer andren entwickelt. Endlich, wie schon oben bemerkt, finden wir in dem ganzen Buche nichts, was die selbstständige Darstellung aus eigner Naturbeobachtung documentirte.

In dem Buche von Ritgen findet Rf. dieſs aber noch viel weniger. Ja wie es wohl schwer fallen würde, in dem Namen: Persönlichkeitskrankheiten, die psychischen Krankheiten zu vermuthen, wenn Verf. nicht die Vorrede damit anfinge, daſs die Uebernahme des Lehrfachs der Psychiatrie ihn zur Herausgabe des Buches veranlaſst habe, so ist es eben so schwer in dem ganzen Buche die psychischen Krankheiten zu erkennen. Der Spruch des alten Baco von Verulam, daſs einige Gelehrte den Spinnen gleichen, die aus sich selbst ein Hirngespinnst weben, findet hier seine Anwendung. Doch hoffe ich, daſs auſser denen, welche sich in diesem Netze fangen lassen müssen, nicht viele darin verstrickt werden, und daſs auch die dazu gezwungenen mit jungen kräftigen Geistesflügeln es zerreiſsen werden. Doch müssen wir zur Steuer der Wahrheit die allgemeine Einleitung ausnehmen, wo abgesehen von unnöthigerweise sonderbaren neuen Ausdrücken in eigenthümlicher Weise von dem Seelenleben Einiges richtig entwickelt ist, was in den gewöhnlichen und herrschenden psychologischen Lehren in grundverkehrter Oberflächlichkeit dargestellt wird; namentlich rechnet Rf. dahin die gesetzmäſsig statthabende Verbindung des Gefühls vom Angenehmen und Unangenehmen mit der Willensbestimmung, verglichen mit der gewöhnlichen Darstellung der Willkühr.

Digitized by Google

In Beziehung auf Baco's Ausſpruch in gleichem Range ſteht Müllers Werk. Wie beim vorigen ſchon nomen et omen, ſo auch hier der Titel: anthropologiſcher Beitrag zur Erfahrung der (über die) pſychiſchen Krankheiten, oder (ſo?) der Standpunkt der pſychiſchen Medicin etc. — Rf. kann ſich hier unmöglich entſchlieſsen, in's Einzelne einzugehen. Um aber doch dem Leſer dieſer Anzeige Gelegenheit zu eigner Beurtheilung zu geben, wähle ich das aus, was Vrf. über die Methode, in welcher das *Studium* der pſychiſchen Krankheit getrieben werden ſoll und über die einſeitigen Weiſen, mit denen es bis jetzt getrieben werde, ſagt: (p 20. 21 § 25) „Der Standpunkt der wirklichen Erfahrung kann nicht bloſs auf einem einſeitigen Prinzip beruhen, ſondern er muſs mittelbar aus dem Zuſammenhang entgegengeſetzter beſtehen, die, wenn ſie vereinzelt als abſtracte Standpunkte aufgefaſst werden, nur als Vorausſetzungen oder Hypotheſen und Vorurtheile gelten können Als ſolche Hypotheſen oder einſeitige Weiſen der Erfahrung, oder als bloſse Anſichten und Theorien der Erfahrung, die auf einſeitigen Prinzipien der Methode beruhen, ſind folgende herrſchende Haupturtheile noch anzuſehen: 1) Daſs nämlich die Erfahrung entweder nur ſinnliche Auffaſſung äuſſerer Gegenſtände und davon abhängige Abſtraktion ſeyn könne, welches das Prinzip des Senſualismus und *Empirismus ist*. Oder 2) daſs die Erfahrung nur durch die *Form der Anschauung und* formelle Vergleichung, Ordnung und Subſumtion der ſinnlichen Anſchauungen unter einſeitige Kategorien des Verſtandes und den daraus gezogenen ſogenannten Schlüſſen von formellem Werth beſtehe, welches das Prinzip des ſogenannten Criticismus iſt. 3) Daſs die Erfahrung nur in der unmittelbaren Anſchauung der Gegenſtände mit dem intellektuellen Auge der Vernunft nach dem einmal für allemal identiſch erkannten Schema des polaren Verhaltens einer abſoluten Indifferenz beſtehe, welches das Prinzip der neueren Naturphiloſophie iſt.“ Und weiter unten p. 29. § 38. „Die Erfahrung alſo, welche das Wiſſen durch das Uebergehen dieſer ſeiner Prinzipien in einander ſelbſt macht, iſt zunächſt dieſe: daſs ſie dem Begriff der Vermittelung oder dem wahren Unterſchied von Materie und Form als ſolche noch nicht entſprechen, d. h. daſs weder ihr Gegenſatz noch ihre Einheit die wahre Form des verſchiedenen Inhalts ſelbſt hat, und demnach in eine andere Einheit zuſammengehen, worin beides ſich in Form ſelbſtſtändiger Momente vermittelt.“ Der Vrf. ſetzt den Sitz der pſychiſchen Krankheiten in die Seele, welche er als den „Grenzpunkt zwiſchen willkührlicher und unwillkührlicher geiſtiger Thätigkeit, zwiſchen Geiſt und Körper einſchiebt. ſ. ebendaſ. p. 33 §. 45. 46. — und hofft dann damit „die Erfahrung über pſychiſche Krankheiten in ihre Rechte eines objectiven Wiſſens einzuſetzen und ſie damit theils von empiriſchen Einſeitigkeiten, theils von theoretiſchen Irrthümern der ſubjectiven Reflexion und Abſtraction bisheriger Zeit zu befreien, um ihren vermittelnden Standpunkt von Gegenſtand und Begriff behaupten zu können.“

Digitized by Google

Ein Gegenſtück zu deutſchen Hirngeſpinnſten bieten in franzöſiſcher Oberflächlichkeit die Schriften von Belhomme. Der Titel des Verf. directeur d'un établissement specialement destiné aux aliénés erklärt die Entſtehung derſelben und den Urſprung des Berufes zu pſychiatriſcher Schriftſtellerei.

Falret's observations dagegen ſind ſchon in ſofern eine erfreuliche Erſcheinung, als man daran ſieht, daſs die franzöſiſche Geſetzgebung ſich mehr um die Geiſteskranken bekümmert und Sachverſtändige zu Rathe zieht. Auch ſind die Bemerkungen über den Geſetzvorſchlag, welche ſich auf die bei der Ueberbringung in eine Irrenanſtalt und bei der Unmündigkeitserklärung zu beobachtenden rechtlichen Formen bezieht, treffend und richtig. Statt der Ausdrücke imbécillité, démence et fureur ſchlägt er den allgemeinen aliénation mentale vor. Daſſelbe könnte auch für neuere deutſche Geſetzbücher geſagt werden. Im 2ten Artikel verlangt F. mit Recht, daſs zu der autorité militaire, welche die Befugniſs ertheilt, einen Soldaten in ein Irrenhaus zu bringen, der Militairarzt mit zugezogen werde; — ſpricht beſonders gegen die Commiſſion, deren Meinung über einen Kranken der Präfect einholen ſoll und ſchlägt vor, daſs, wie es auch zu Paris üblich ſey, zwei Aerzte mit einem Polizeicommiſſär den Kranken bei der Aufnahme in ein Privatirrenhaus ſehen und überhaupt dort von Zeit zu Zeit Beſuche machen und im Fall die Verwandten die Entfernung eines nicht Geneſenen verlangen, unterſuchen, ob er gefährlich ſey. — Vrf. erhebt ſich gegen die zu frühe Interdiction; und will mit Recht dieſe von der Befugniſs zur Verwahrung in einer Irrenanſtalt gänzlich getrennt wiſſen, und warnt vor Uebereilung So kurz dieſe Bemerkungen ſind, ſo zeigen ſie doch den in die Eigenthümlichkeiten der Geiſteskranken Eingeweihten und das Beſtreben, auch in den Einrichtungen des Staats das ihrem Zuſtande Entſprechende bewirken zu helfen. Beſonders aber hat es Rf. angeſprochen, daſs Vrf. ſich gegen die Trennung der Heilbaren und Unheilbaren erklärt und da unter andern auch den gewichtigen Grund anführt, daſs dieſelbe der Ausbildung der Pſychiatrie ſchade: Enfin c'est un obstacle aux progrès de l'art que de morceler l'histoire d'une partie des maladies mentales.

Wenn die kurzen Bemerkungen Falret's ein beſondres Intereſſe für medicиniſche Geſetzgebung und Polizei haben, und nur nebenbei einige auch wiſſenſchaftlich intereſſante Beobachtungen enthalten, ſo hat Lelut's Schrift ein näheres Intereſſe für die Wiſſenſchaft ſelbſt, und iſt für dieſe eine weſentliche Bereicherung, trotz der nach Rf. Meinung müſsigen und unpaſſenden Unterſcheidung des délire aigu als beſondrer Krankheitsform, da es vielmehr ein Symptom iſt. Vrf. gibt in ſeiner Schrift vorläufig die Reſultate ſeiner Beobachtungen und Leichenunterſuchungen, und verſpricht dieſe ſelbſt ſpäter nachfolgen zu laſ-

sen. Vor den meisten andern französischen Arbeiten, namentlich dem früheren Werke von Bayle, zeichnet sich diese durch Unbefangenheit und nicht einseitige, und nicht ausschlieſsliche Reduction der Krankheitserscheinungen auf anatomische Veränderungen aus. Diese sind auch hier so genau und wahr, und so mit Berücksichtigung der betreffenden Krankheitsformen gegeben, wie Rf. sie bis dahin nicht dargestellt fand. Besonders sind in dieser Beziehung zu erwähnen die feinen Körnchen, *welche man* manchmal auf der Haut der Ventrikel sich erheben sieht, wobei Rf. hinzusetzen möchte, daſs sie vorzugsweise häufig stark und dicht auf dem Boden der vierten Hirnhöhle vorkommen; *ferner* die Verkleinerung des Gehirns, später unten p. 99. un retrait plutôt qu'une atrophie, sehr bezeichnend genannt, nach chronischem Wahnsinn besonders aber in secundärem Blödsinn mit Lähmung, wobei die Furchen zwischen den Windungen weiter werden, die pia mater und arachnoidea über den Windungen *sich* mehr von einander entfernen, die Windungen schmaler und nicht im mindesten abgeflacht sind, und Flüssigkeit in dem entstandenen leeren Raume sich angesammelt findet. Rf. stimmt nach eignen öfteren Beobachtungen ganz in dieser Schilderung mit dem Vrf. überein, ebenso wie in der Art von Krankheitsfällen, für welche Vrf. sie bezeichnet und hatte sich auch eine ähnliche Erklärung gebildet wie Vrf. sie gibt. *Vrf. vergleicht dieſs nämlich* mit der dementia senilis und dem, was man da findet und meint, das Hirn habe im Sturme des Wahnsinns zu schnell gelebt und sich verlebt. Rf. dachte dabei an die Verkleinerungen, welche manchmal nach Entzündungen und entzündungsähnlichen Zuständen auch in andern Organen sich finden, — z. B. atrophia bulbi nach ophthalmitis. Ebenso nimmt Rf. hier die Wasseransammlung auch als Folge der Verkleinerung an. Vrf hätte *hierfür* auch besonders zur Begründung dieser Meinung die Form der Windungen anführen können, die gar nicht das Abgeplattete zeigen, wie in Fällen primären Exsudats. In Beziehung auf die Schwierigkeit, die oberflächliche Erweichung der Wände der Hirnhöhlen richtig zu deuten, hätte Vrf. auch anführen können, daſs diese in manchen Fällen sicherlich Folge der Maceration nach dem Tode ist, wo eine krankhafte Menge Serum sich angesammelt findet.

Sehr zu bedauern ist es übrigens, daſs Vrf. nur die anatomischen Veränderungen im Gehirn und dessen Häuten berücksichtigt, und Herz, Unterleib, besonders aber, daſs er auch das Gangliensystem ganz vernachlässigt; doch vielleicht erstreckt sich auch darauf die Beobachtung selbst, deren ausführliche Mittheilung diese vorläufige Angabe der Resultate sehr wünschen läſst.

Hagen handelt hier einen Gegenstand ab, der in einiger Beziehung zu den psychischen Krankheiten steht, der aber zu einer gründlichen Behandlung vor allen eine bessere Begriffsbe-

Digitized by Google

stimmung und Eintheilung in der Einleitung gefodert hätte, als Verf gibt. Es wäre eine richtige Darstellung der Bildung sinnlicher Wahrnehmungen durchaus als Grundlage nöthig gewesen, namentlich auch eine Darstellung der eigentlich psychischen Momente dabei und eine Darstellung des Zusammenhangs des Vorstellungsvermögens mit den übrigen Seelenvermögen namentlich dem Gemüthe. Daher denn zuerst die mangelhafte Definition: Sinnestäuschungen sind diejenigen Täuschungen, an deren Erzeugungen die Sinne einen vorzüglichen Antheil haben (p. 2) Solche Sinnestäuschungen finden sich aber auch noch bei gänzlich zerstörten Sinnesorganen. vgl. Esquirol im *Dictionnaire des sciences médicales. T. XX. p.* 68, was ich auch auf eine groſse Reihe von Beobachtungen gestützt in einem Aufsatze über die Träume der Blinden bestimmter nachgewiesen habe, welcher nächstens in v. Ammons Zeitschrift erscheinen wird. Die Unterscheidung in solche, „in welchen äuſsre Objecte wahrgenommen werden, aber deren Beschaffenheit und Wesen anders aufgefaſst wird, als es in Wirklichkeit ist, Illusionen; und in solche, wo körperliche subjective Zustände wahrgenommen, aber falsch gedeutet oder für äuſsere Anschauungen gehalten werden, Hallucinationen," ist eine gänzlich unwesentliche, welche ganz verwandte, ja wesentlich gleiche Erscheinungen trennt. Z B. ein Geisteskranker mit ängstlicher Melancholie bildet sich in Folge seiner Gemüthsverstimmung die Vorstellung von einem Teufel, der ihn verfolgte, ohne daſs er irgend einen äuſsren Gegenstand dafür ansähe; er kann aber auch Jemand, der zu ihm kommt, für den Teufel ansehen; im ersten Falle wäre es nach Vrf. eine Hallucination, im letztern eine Illusion, in beiden ist aber die irrige Sinnesvorstellung wesentlich dieselbe. Wesentlichen Vortheil hätte es aber gewährt, wenn Vrf. unterschieden hätte:

1) Sinnestäuschungen auſser uns bewirkt, z. B. beim Sehen in's Wasser.

2) Sinnestäuschungen in den Hülfsorganen der Sinne begründet, z. B. Zungenbeleg, — Geschwür auf der Hornhaut, Blut in der vordern Augenkammer; — Doppelsehen beim Schielen.

3) Sinnestäuschungen in Sinnesnerven begründet, z. B. mouches volantes.

4) Sinnestäuschungen im Gehirne, und

5) endlich solche in andren Seelenvermögen, z. B. durch Furcht im Gemüthe begründet.

Dadurch ist es denn auch nicht zu verwundern, daſs Vrf. im zweiten Kapitel, wo er eine Menge von solchen Erscheinungen aus vielen Schriftstellern gesammelt hat, diese nur nach der Reihenfolge der Sinne sonst aber ohne alle Ordnung als eine rudis indigestaque moles mittheilt, und die meisten auch so abgerissen, daſs sie auf diese Weise wenig wissenschaftliche Ausbeute geben können.

Dieser Fehler wird einigermaſsen wieder gut gemacht in den folgenden Abschnitten über die entfernteren, näheren und näch-

sten Ursachen der Sinnestäuschungen, aber auch die Sätze, welche Vrf. nachträglich, wo er seine eigne Meinung über die nächste Ursache der Sinnestäuschungen abgeben will, p. 215, aufstellt, zeigen, daſs er in die Vorgänge bei der Bildung sinnlicher Wahrnehmungen nicht gehörig eingeweiht ist, um diesen speciellen Gegenstand gehörig zu behandeln. So stellt er p. 216 die allgemeine Behauptung auf: „die Erregung der Sinnesempfindungen bestimmt zugleich die entsprechende Erregung des *Bewuſstseyns*." Dieſs ist aber keineswegs so unbedingt der Fall; z. B. die Ausdehnung, in der von einem Bildchen die Netzhaut afficirt wird, entspricht keineswegs der Ausdehnung, welche wir dem *gesehenen* Gegenstande in der Vorstellung zuschreiben. Näher erörtert findet sich diese Bildung der sinnlichen Wahrnehmungen, welche in Bezug auf die dabei stattfindenden psychischen Thätigkeiten auch Tourtual schon besonders gewürdigt hatte, in Ref. Abhandlung über die Bildung der Gesichtsvorstellung aus der *Gesichtsempfindung*. — Nichts desto weniger und trotz einzelner Irrthümer, z. B. die Aufführung des Stickstoffoxydulgases einmal unter dem Namen Salpetergas, einmal unter der richtigen chemischen Bezeichnung (p. 158) als zwei verschiedener Gasarten, welche wir übergehen, ist doch die fleiſsige Arbeit dem, welcher sich näher mit diesen Gegenständen beschäftigt, *interessant, wenn* auch an und für sich noch kein klares Resultat *zur Aufnahme in die Anthropologie*, Physiologie, Psychologie, Psychiatrie, Medicin daraus hervorgeht.

Heermann.

Brevis in Nov. Testamentum Commentarius cum selectis praestantissimorum Theologorum sententiis. Particula I. continens Matthaeum. Auctore M. Fried. Aug. Adolph. Naebe, Diac. ap. Regiolopidenses. Lips. bei Schumann. 1837. 252 *S. in* 8.

Lateinisch abgefaſst kann dieser Commentarius perpetuus ein Mittel werden, die verschiedenen Versuche und Fortschritte der deutschen Exegese auch im Ausland bekannter zu machen. Diese werden viel vollständiger angegeben, als in dem De Wetteschen „kurzgefaſsten exegetischen Handbuch." Im Druck könnten sie wohl näher zusammengerückt werden, um den Preis dem De Wetteschen näher zu stellen. Gegen das Ende scheint der Verf. abgekürzt zu haben. Gerade dort aber erscheinen manche wichtigere Fragepunkte. Und Gleichförmigkeit ist überhaupt das Erwünschtere. Bei 27, 50. *αφηκε το πνευμα* wird p. 230 bemerkt: Notissimum est, alios statuisse veram mortem, alios *syncopen.* De his ex nostra quidem sententia veri. Paulus rem optime exposuit. Es wird deſswegen ein wörtlicher Auszug aus dem Commentar des Rec. gegeben. Ich wünschte, daſs der Verf. die neue Ausgabe des Commentars, welche unter dem Titel Exegetisches

Handbuch seit 1833 ausgegeben ist und sehr viele Zusätze und weitere Bearbeitungen enthält, benutzt haben möchte. Abkürzungen sind freilich, wenn alles nach den wenigen Jahren der Universitätsstudien bemessen wird, angenehmer. Aber ist man denn Theolog und tüchtiger Kirchenlehrer, wenn man nur ungefähr so weit den Quellen der Urgeschichte des Christenthums nachgeht, als es der nichtungelehrte Laye auch vermöchte. Sich in die Zeit- und Ortsumstände und die orientalische Denkart so, wie es die philologisch-historische Hermeneutik fordert, hineinzuversetzen, giebt mein Handbuch selbst dem, der nicht vom rationalistischen Standpunct ausgeht, die kritischen und exegetischen Data für ein selbstständiges Urtheil so umfassend, wie es, seit seiner Erscheinung vor fast 40 Jahren, nirgends sonst geschehen ist.

Es kann mir nicht anders als erfreulich seyn, dieses auch an mehreren Stellen von dem Verf. anerkannt und bemerklich gemacht zu finden, wie p. 223. zur Frage: ob Jesus das Paschalamm so, wie die damaligen Juden, und nicht an einem andern Tage, gegessen habe? Die Frage entscheidet sich ganz dadurch, daſs ja gar kein Paschalamm zu haben war, ohne daſs es im Tempel am 14. Nisan, vor Anbruch des mit dem Sonnenuntergang beginnenden 15. Nisan, geschlachtet war. Auch wenn Mark. 14, 12. coll. Luc. 22, 7. das οτε το πασχα εθυον von den Jüngern verstanden wird, so war doch kein solches θυειν anders als am 14. und im Tempel möglich. Eben deswegen können auch die Juden, seit der Tempel zerstört ist, kein Paschalamm essen, wenn sie gleich „sein Gedächtniſsmal" feiern.

Zu Matth. 14, 20. wird wegen Erklärung der zwei Speisungen als Mythen bemerkt: Si optio datur, potius cum Dr. Paulo faciamus, *qui certe factum aliquod historicum relinquit, e quo multo facilius hoc miraculum nasci potuerit.* Die jetzt kräftig aufgeregten Untersuchungen werden klar machen, daſs die rationale = bei allen andern Begebenheiten und Ueberlieferungen geltende Exegese und Beurtheilung zwischen den Extremen der transcendent-supernaturalen und der mythischen in jener Mitte steht, die das gute Vorurtheil der Wahrheit für sich hat.

Der deutsche Salomo. Metrisch. Oder Geist der Salomonischen Poesie in möglichst wortgetreuen, groſsentheils gereimten deutschen Nachbildungen, von M. Imman. Hoch. Karlsruhe bei Chr. Fr. Müller. 128 S. in 8. 1837.

Der Verf. (jetzt zu Heslach bei Stuttgart) betrachtet alle nach Salomo benannte Bücher des A. Bundes als Sammlungen von Volksgedichten, wie sie im Orient von natürlichen Rapsoden zur Unterhaltung bei Hochzeit- und andern Festmalen, auch tagtäglich in den öffentlichen Caffeehäusern vordeclamirt oder auch vorgesungen werden, während der an Spazierengehen

Digitized by Google

nichtgewohnte Morgenländer, bei den langen, durch den Wassertopf geleiteten Tabakspfeifen ruhend, zuhorcht und das Farniente kaum durch einige Ausrufungen unterbricht. Dergleichen fragmentarische Unterhaltungen auch bei den Juden vorauszusetzen, ist nichts allzuwillkührliches. Darüber kann Rec dem Verf. einen vollständigen Beleg nachweisen. Als Anhang zu Steph Rittangelii Libra Veritatis et de Paschate tractatus (Franequerae 1698. 8) ist gedruckt als Seder Haggadah Schael Pesach oder Liber Paschalium rituum, eine Beschreibung von dem ganzen Verlauf des Paschamals. Ist gleich in derselben S. 56. schon das Vorhandenseyn der Mischna in sechs Abschnitten angedeutet, so gehört dennoch diese Andeutung nur in ein eingeschaltenes Scherzgedicht und kann also nicht etwa eine Neuheit des Rituals selbst verrathen. Vielmehr ist kaum zu bezweifeln, daſs wir in dem eigentlichen Seder vieles aus dem alten Ritual, welches wegen der alljährlichen Wiederholung sich wahrscheinlich immer sehr gleich blieb, beibehalten finden können. Auch hier nun finden sich nicht nur mehrere eingemischte Lieder, sondern gegen das Ende zugleich S. 55 — 67. manche scherzende Sentenzen und Witzspiele als unterhaltende Zugaben der Festlichkeit.

Wie Hr. M. Hoch sogar den Kohelet als ein solches Ernst und Scherz mischendes Symposium sich zu denken vermocht hat, müssen wir bei ihm nachzulesen bitten. Darüber allgemeinere Beistimmung zu erhalten, möchte wohl das Schwierigste seyn. Indessen bleibt, wo die Entstehungsart gar keine Tradition für sich hat, jeder Erklärungsversuch beachtungswerth. Bei der Sammlung der erotischen Lieder, Hoheslied genannt, ist die Voraussetzung eines irgend dramatisch geordneten Ganzen am wenigsten wahrscheinlich, und die Auflösung in einzelne Lieder und Liederchen fast unvermeidlich. Auch aus den Proverbien ist manches ausgehoben und Ps. 45. nebst dem 127sten als Salomonisch übersetzt. Die Texte versteht der Verf. Ob er aber **bei der Umsetzung in den Volkston** nicht öfters mehr das Kräftige und Gedrängte und Würdigste hätte suchen sollen, darüber wird er wohl in der Zukunft sich selbst ein strengerer Beurtheiler werden. Auch aus Horaz sind vergleichbare Stellen der Uebersetzung des Kohelet angehängt. Die Dedication an den verehrungswürdigen **von Wessenberg** ist, denke ich, für den Verf. die gröſste Aufforderung, seine Arbeiten zu der möglichsten Correctheit zu erheben.

Mai 1837.

La Bible, traduction nouvelle, avec l'hébreu en regard,** accompagné des points-voyelles et des accens toniques (נגינות) **avec des notes philologiques, géographiques et littéraires, et les principales variantes de la version des septante et du texte samaritain; Par S. Cahen,** directeur de l'école israélite de Paris. **Pentateuque** Tome troisième. **Le Lévitique.** Paris 1832. 8. S. XVI. 192. Tome IV. **Les Nombres.** Accompagné de réflexions sur le culte des anciens hébreux. Par **S. Munk.

Digitized by Google

Paris **1833.** *S.* **175** *u.* **78** *und* **14. 8.** *Tome V. Le Deuteronome, suivi d'une note sur les Samaritaines par l'Auteur de la Notice sur le Calendrier talmudique.*

Dieses, der Unterstützung sehr würdige Werk, für welches schon eine aufmunternde Anzeige in unsern Jahrbüchern gerne Zeuge geworden ist, beweist nicht nur den erwünschten Fortgang der Herausgabe, die in Frankreich, wo diese Studien seltener sind, ein doppeltes Verdienst hat. Auch die Bearbeitung selbst ist der Vollkommenheit näher gebracht, indem der Verf. der Begründung der Bedeutungen immer mehr seinen gelehrten Fleiſs widmet. Im Priesterbuch ist auch für unsere Religionslehre das, was den Zweck und Sinn der Opfer betraf, erneuerter Aufmerksamkeit werth. Es ist wichtig, was auch in der Note zu 5, 1. wohl bemerkt ist, daſs die sogenannten Sündopfer nicht für wirkliche Sünden, noch weniger für Verbrechen darzubringen waren. Der Verf. übersetzt בשגגה involontairement. Es bedeutet genauer den Gemüthszustand der Unbedachtsamkeit, wo aus Unwissenheit oder auch aus leidenschaftlicher Uebereilung eine Abirrung vom rechten Wege, d. i. eine chataah geschehen ist. Von einer solchen „Vergehung" kann man später sich bewuſst werden, daſs sie zwar Unrecht sey, aber ohne Schuld begangen war, wenigstens nur aus einer vermeidlichen Nachlässigkeit geschehen sey. So war und heiſst sie alsdann אשם. Deswegen ist dieses Wort vom Verf. auch richtig durch culpabilité übersetzt. Ich wundere mich deswegen, daſs Hr. Munk in einer übrigens kenntniſsreichen, dem 4ten Band angehängten Abhandlung S. 35. den Ausdruck der Rabbinen nicht berichtigt, wenn dieselben annahmen, daſs auch für *un crime* geopfert worden seyn könne. Sogar der Ausdruck péché oder S ü n d e ist nicht genau, weil ohne vorausgegangenes Wissen des Unrechts die Verirrung oder das delictum doch n o c h n i c h t e i n e S ü n d e zu nennen ist. Die ganze althebräische Geschichte, namentlich die von Davids Betragen gegen Uriah und Batseba, hätte längst den theologischen Bibelerklärern beweisen sollen, daſs der Hebräer, viel richtiger als der Heide, längst von der Meinung losgemacht war, wie wenn man w e g e n e i g e n t l i c h e r S ü n d e n o d e r s o g a r w e g e n V e r b r e c h e n G o t t d u r c h O p f e r v e r s ö h n e n könnte oder sollte. Der von Mose eingeführte Cult war hierin viel gotteswürdiger, als das, was die Kirchenväter, doch erst im dritten Jahrhundert, aus den heidnischen Begriffen von blutigen Opfern auf die allerdings sehr wichtige Aufopferung Jesu als Messias für die göttliche Sache der bessern Religiosität (Hebr. 9, 14. 15.) übertrugen. Im Neuen Testament kann die Meinung, wie wenn ein blutiges Opfer zur Versöhnung Gottes wegen Sünden nöthig gewesen wäre, nicht einmal als Accomodation nach jüdischen Begriffen gedacht oder eingeschoben werden, weil die Juden jener Zeit diese Meinung nicht hatten und

Digitized by Google

nach Mose und den Propheten nicht haben konnten כַּפֵּר bedeutet eine Bedeckung. Wo dieses Wort gebraucht ist, liegt also die Metapher des Zudeckens zum Grunde, nicht die vom Versöhnen des Zorns oder der Gerechtigkeit Gottes. Beweist der, welcher sich hintennach einer begangenen Verfehlung bewuſst wird, seine Reue durch den Verlust, den er sich selbst in der Hingabe eines freiwilligen Opfers auflegt, so wurde dadurch nach Mose's Gotteslehre gleichsam eine Decke über die Verfehlung gelegt. Sinn: Gott nimmt darauf nicht mehr Rücksicht. αφιηται = er läſst sie hingegangen seyn. Deswegen ist auch כִּפֵּר immer mit עַל construirt. Es bedeutet ein Ueberdecken. Luther, als er so sehr auf freies (versteht sich's: gewissenhaft freies) Fortschreiten in der Bibelerklärung drang, fühlte nach seinem ahnenden Scharfsinn wohl, wie viel Unrichtiges aus der Ignoranz der Kirchenväter auf seine Zeit noch übergegangen war und nicht schnell gebessert werden konnte. Hat man 17 Jahrhunderte hindurch dogmatische Hypothesen aus dem patristischen oder auch rabbinischen Standpunkt in die Bibellehre hineingetragen, so muſs ein Feststehen auf dem philologisch-historischen Standpunkt erst eine zeitlang wirken, ehe jene Nebel und Bedeckungen durchschaut und gehoben seyn können.

Wir freuen uns, zugleich anzeigen zu *können, daſs diese* gelehrte und interessante Bearbeitung des A. Testaments auf gleich gute Weise schon 1836 bis zum siebenten Tome fortgeschritten ist.

Psalterium Hebraicum in usum scholarum edidit, textum secundum optimas editiones Heidenheimianam, Norzianam, Nisselianam, Athianam, Hooghtianam aliasque accuratissime recognovit vocabularioque instruxit Jo. H. R. Biesenthal. Berolini. 1837. *Bei Th. Bade.* 175 *S in* 12.

Welch schöne Gelegenheit hätte Hr. B. gehabt, die Psalmen nach Strophen abdrucken zu lassen und dadurch schon die Schüler an eine richtigere Ansicht dieser althebräischen Schriftreste zu gewöhnen. Wie viel gewinnt dadurch die neue Psalmübersetzung von Prof. Koester zu Kiel (Königsberg b. Bornträger 1837.) daſs sie in ihrer strophischen Anordnung dargestellt ist. Eine Recognition nach den genannten Ausgaben kann wenig zur Berichtigung beitragen. Wenigstens die bedeutendsten Varianten aus de Rossi, Kennicott und den LXX nach Holmes hätten, unter den Text gesetzt, dem Abdruck einen eigenen Werth und den Lehrern Gelegenheit gegeben, auf diesen Theil der philologischen Kritik aufmerksam zu machen.

Paulus.

Digitized by Google

N°. 77. HEIDELBERGER 1837.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

ÜBERSETZUNGSLITERATUR — SCHULSCHRIFTEN.

Isokrates Panegyrikus. Aus dem Griechischen übersetzt und mit den nöthigsten Anmerkungen versehen von Dr. J. Hoffa, Privatdocenten an der Universität zu Marburg. Marburg, bei N. G. Elwert. **1836.** *IV und* **92** *S. in* 8.

Der Verf., dessen früher erschienene Übersetzung der Lobrede des Plinius in diesen Blättern seiner Zeit mit dem gebührenden Lobe angezeigt worden (s. Jhrgg. 1834 S. 1143), übergiebt uns hier einen ähnlichen Versuch der berühmten Lobrede des Isokrates, die allerdings durch die einfache, natürliche, ungezwungene Darstellungsweise, welche darin durchweg vorherrscht, auch einem Übersetzer es möglich machen konnte, seiner Übersetzung den Anstrich gröſserer Leichtigkeit zu geben, als die oft gezwungene, geschraubte und gekünstelte Sprache eines Plinius, so sehr dieselbe auch Muster für Alle die geworden ist, die nach Plinius in der römischen Welt in ähnlichen Darstellungen sich versucht haben. Was der Verf. als Ziel seiner Aufgabe S. IV hinstellt: »Möglichste Treue, die bei dem vollen Periodenbau des griechischen Schriftstellers zu erreichen gewiſs keine leichte Aufgabe ist, so wie Reinheit und Verständlichkeit des Ausdrucks sind diejenigen Eigenschaften, welche man dieser Arbeit zu geben sich bestrebt hat«, — das hat er auch möglichst zu erreichen gesucht. Ref. hat die Übersetzung sorgfältig durchgangen, und mit dem Original verglichen; er hat sich daraus überzeugt, wie der Übersetzer, ohne sich besondere Freiheiten zu gestatten, möglichst treu an den griechischen Text anschlieſst, und dieses Meisterwerk griechischer Beredtsamkeit auf eine Weise wiedergiebt, die auch dem des Originals Unkundigen einen Begriff von der Darstellungsweise sines Isokrates, von seiner einfachen, aber gefälligen und wohlgerundeten, durch einleuchtende Gründe überzeugenden Redeweise zu geben vermag. Der deutsche Ausdruck ist durchaus klar, einfach und wohlverständlich, er gefällt sich nicht in der Nachbildung griechischer Constructionen und Wendungen, die nun einmal dem Genius unserer Sprache zuwider sind, und daher hemmend und störend wirken können. Wir haben Nichts der Art in dieser Übersetzung, die sich vielmehr recht gut liest, bemerkt, und glauben sie darum auch füglich als Führer bei Privatstudien empfehlen zu können.

Digitized by Google

Homer's Werke, übersetzt, mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von Ernst Schaumann. Fünfzehntes Bändchen Odyssee X. XI. XII. 159 *S. Sechszehntes Bändchen, Odyssee XIII. XIV. XV.* 142 *S. Siebenzehntes Bändchen, Odyssee XVI. XVII. XVIII* 136 *S. Achtzehntes Bändchen, Odyssee XIX. XX. XXI.* 128 *S. Neunzehntes Bändchen, Odyssee XXII. XXIII. XXIV.* 148 *S. in* 12. *Prenzlau, Druck u. Verlag von F. W. Kalbergs Buchhandl.* 1835.

Auch mit dem weiteren Titel:

Übersetzungsbibliothek der griechischen und römischen Klassiker. Erste Abtheilung. Griechische Dichter (Homer's Werke). XIX—XXIII.

Mit diesen fünf Bändchen ist die Übersetzung der *Odyssee*, die sich an die der Ilias anschloſs, nun vollendet. Indem wir auf unsere früheren Anzeigen verweisen (Jhrgg. 1834 S. 407 und 1836 S. 616), können wir hier nur bemerken, daſs die in diesen Anzeigen ausgesprochene Erwartung hinsichtlich der Vollendung des Ganzen auf eine recht befriedigende Weise in Erfüllung gegangen ist, und daſs der Übersetzer keine Mühe gescheut hat, seinem Werke die möglichste Vollendung, dem beabsichtigten Plane gemäſs, zu verleihen. So ist zwar in der Anlage des Ganzen, in Ton und Farbe und Charakter die Übersetzung den frühern Theilen gleich geblieben und muſste es wohl; aber man wird doch leicht im Einzelnen die gröſsere Feile und das Streben des Übersetzers nach immer gröſserer *Abrundung und Vollendung* erkennen. Auch hier geht jedem einzelnen Gesang eine sorgfältige und genaue Inhaltsangabe oder Übersicht voraus, und hinter jedem Gesang stehen die kurzen erläuternden Bemerkungen, wie solches auch bei den frühern Bändchen schon der Fall war; am Schlusse des Ganzen aber ist ein reichhaltiges und ausführliches Register hinzugekommen.

Appian's Römische Geschichte, übersetzt und mit Anmerkungen verseLeu von Gustav Geiſs. Erster Theil. Leipzig, bei Chr. E. Kollmann. 1837. *VIII u.* 523 *S. in gr.* 8.

Die jetzt gewiſs und mit Recht immer mehr anerkannte Wichtigkeit Appian's für die Geschichte Roms mag der nächste Grund und die Veranlassung zu dieser neuen Übersetzung seyn, welche den Text möglichst treu in einer einfachen, schlichten und verständlichen Ausdrucksweise wiederzugeben, ihn an schwierigen Stellen durch erklärende Bemerkungen oder historische Nachweisungen aus anderen Schriftstellern, in Noten unter dem Text, zu erörtern, oder auch an einzelnen verdorbenen Stellen zu verbessern sucht. So wird für den historischen Gebrauch diese Übersetzung, da sie wirklich getreu ist und sich im Ganzen gut liest, nicht ohne Nutzen seyn; auch ist Druck und Papier ganz befriedigend ausgefallen. Der vorliegende erste Band enthält die Bruchstücke der fünf ersten Bücher oder der Geschichte der Könige, der italischen, samnitischen, celtischen und sicilianischen Geschichte; dann folgt, was vom sechsten Buch oder von der iberischen

Digitized by Google

Geschichte da iſt, dann das ſiebente Buch oder der Krieg gegen Hannibal, nun die Bruchſtücke der libyschen und numidiſchen Geschichte oder des achten Buchs, des neunten oder der macedoniſchen Geschichte, an welche dann als zehntes und eilftes Buch die syriſche Geschichte und der Krieg mit Mithridates ſich anſchlieſst. Der Überſetzer hat nämlich, wie er auch am Schluſs ſeines Vorwortes ausdrücklich bemerkt, der gröſseren Einfachheit wegen die noch vorhandenen Bücher in einer Reihe fortgezählt, und die syriſche Geschichte als zehntes, die mithridatische als eilftes und die illyriſche als zwölftes Buch bezeichnet, obſchon die beiden ersten ihm allerdings eine spätere Stelle eingenommen zu haben ſcheinen und die Stelle der illyriſchen Geschichte ſich nicht bestimmen laſse. Noch bemerken wir, daſs jedem Buch ein genaues Inhaltsverzeichniſs der einzelnen Capitel vorausgeschickt iſt.

Sophokles König Oidipus, überſetzt und in Abhandlungen und Anmerkungen erklärt von Friedrich Stäger. Mit Berichten und Proben von einigen engliſchen und franzöſiſchen, einer italieniſchen und einer ſpaniſchen Überſetzung dieſer Tragödie. Halle, Druck u. Verlag von Karl Grunert. 1836. 204 *S. in* 8.

Schon der eben aufgeführte Titel zeigt, daſs wir hier etwas mehr erhalten, als eine bloſse Überſetzung eines durch Inhalt und Form gleich ausgezeichneten ſophokleiſchen Stücks. Es geht nämlich der Überſetzung voran zuerſt eine Unterſuchung über die Zeit, in welche dieſe Dichtung fällt, nach dem Vf. die Zeit bald nach der groſsen Peſt zu Athen, zwiſchen Olymp. 87, 4 und 89, 1 oder 429—424 vor Chr.; zu dieſem Zweck läſst der Verf. die Schilderung der Peſt aus Thucydides und Anderes folgen, was für ſeine Behauptung ſprechen kann. An dieſe Unterſuchung ſchlieſst ſich eine zweite über den Geſichtspunkt der Betrachtung, wo der Verf. von dem Satze ausgeht: »Sophokles wollte ſeine Zuschauer religiös erheben und ſie in ihrem Glauben an die ewigen Geſetze der ſittlichen Weltordnung befriedigen.« (S. 19). Wie gerade dazu die äuſseren Zeitumſtände und Verhältniſſe führen und ſo dem Dichter ſelbſt eine Veranlaſſung bieten mochten, wird weiter auseinandergeſetzt, und daran knüpfen ſich allgemeinere Bemerkungen über das ſittlich-religiöſe Element der alten Tragödie, bei denen jeder Leſer gern verweilen wird. Darauf folgt mit S. 42 ff. die Überſetzung des Stücks, mit möglichster Treue an den griechiſchen Text und an die griechiſchen Metren ſich anſchlieſsend, was freilich des Überſetzers Geschäft, der auch der deutſchen Sprache und dem deutſchen Ausdruck dabei ſein Recht widerfahren laſſen ſoll, nicht wenig erſchweren muſste. Wie dies dem Verf. gelungen, mag z. B. folgende Probe aus der Anrede des Ödipus Vs. 58 ff. lehren:

Ach, arme Kinder! wohl bekannt, nicht unbekannt
Iſt mir, was brünſtig ihr begehrt; wohl weiſs ich es,
Ihr alle trauert: doch es iſt, ihr Trauernden,

Von euch nicht Einer, der so trauerte, wie ich;
Denn euer Schmerz bestürmt doch nur den Einzelnen
Für ihn allein, und keinen Andern: doch in mir
Klagt meine Seele um das Volk, um mich und dich,
So daſs nicht aus dem Schlaf der Trägheit ihr mich weckt,
Nein, wisset, Kinder, viele Thränen weint' ich schon,
Und in der Sorgen Irrsal ging ich manchen Weg. u. s. w.

Dieses möglichst treue Anschlieſsen an die antike Form zeigt sich in gleicher Weise bei den Chorliedern, wo freilich die bemerkte Schwierigkeit doppelt hervortritt, und leicht Härten erzeugt, die in unserer Sprache sich schwer rechtfertigen lassen. Wir wollen auch hier wieder, um unsere Leser selbst urtheilen zu lassen, eine Probe beifügen, und nehmen dazu die zweite Gegenstrophe der dritten Scene (nach der Abtheilung des Vfs., der das Ganze in zwanzig Scenen eingetheilt hat) Vers 179 ff.:

Zahllos die Schaar: es stirbt das Volk!
Erbarmen, Mitleid fern! Da decken das Feld die Tod-
hauchenden [?] Todten!
Greisinnen, Mütter darunter und Gattinnen;
Und Andere dort, an dem hohen Altare
In banger Noth
Aufjammern und flehen um Hülfe:
Es flammt der Päan
Und mithallen die klagenden Laute!
Darum, o Tochter von Zeus, o du goldene,
Holdsel'ge, sonder Rettung!

(Dritte Strophe) Den argen Feind Ares,
Der sonder Erz und Schilde nun
Mich brennt, und rings umschrieen auf mich anstürmt
Laſs wenden schnell den Lauf zur Flucht aus Vaterlands
Gebiet, zu der räumigen
Wohnung Amphitrita's u. s. w.

Oder die dritte Gegenstrophe. Vers 207 ff.

Lykeios! Herr! o daſs
Von deines Bogens goldnem Strang
Die unbesiegten Pfeile auf ihn fahren,
Errettend abgezielt! — Anruf' ich Artemis
Lichtbrände [?], mit welchen sie
Lykia's Höh'n durchjaget, —
Auch ihn, den mit Golde gekrönten
Namenshort des Landes,
Den glüh'nden Bacchos Euios,
Der Mainaden Reigenfreund,
Von Lichtglanz der Fackel
Umstrahlt, zu nah'n entgegen
Dem Gott, dem Entehrten vor den Göttern!

So könnten wir noch andere Stellen anführen, in welchen uns ähnliche, aus dem Bestreben möglichster Treue im Wiedergeben der antiken Form, hervorgegangene Härten vorgekommen sind, die wir nicht gegen den Vorwurf zu vertheidigen wüſsten, daſs sie dem Genius und den Gesetzen unserer Sprache zuwider seyen. Wir wollen übrigens darüber mit dem Verf. nicht rechten, der,

Digitized by Google

wie selbst eine oberflächliche Ansicht seiner Übersetzung leicht einen Jeden lehren kann, mit ungemeiner Sorgfalt und Genauigkeit, sowie mit ausdauerndem Fleiſse sein Kunstwerk zu Stande zu bringen suchte, da wir durchaus nicht diesen Leistungen die gebührende Anerkennung versagen oder des Verfs. Verdienste schmälern möchten, zumal da derselbe, als ein guter Philolog, seiner Übersetzung auch eine Reihe von Bemerkungen (S. 141—182) hat folgen lassen, die sich über einzelne, schwierige, dunkele oder verdorbene Stellen des griechischen Textes bald mehr bald minder ausführlich verbreiten und in sofern gewiſs als ein schätzbarer Beitrag zum besseren und richtigen Verständniſs des Stücks und zur Kritik desselben zu betrachten sind. Einzelnes davon auszuheben, erlaubt Raum und Bestimmung dieser Anzeige nicht. Ein eigenes Interesse gewähren die nun folgenden Beurtheilungen und theilweis mitgetheilten Proben von Übersetzungen dieses sophokleischen Stücks in einigen neueren Sprachen. Wir finden hier drei englische von A. Potter, Th. Franklin und Th. Dale aus den Jahren 1788, 1759 und 1824; eine spanische von Pedro Estalla vom Jahr 1793, eine italienische von Angiolini aus 1782; eine ältere französische von Dacier von 1692 und eine andere von Artaud aus dem Jahr 1827.

Euripides Werke, verdeutscht von Friedrich Heirich Bothe. Neue Ausgabe letzter Hand. Mannheim, Verlag von Tobias Löffler. 1837. 8. *Erster Band* 450 *S. Zweiter Band* 423 *S.*

Die im J. 1823 erschienene Übersetzung des Euripides von Bothe, obschon nach des Vfs. eigenem Geständniſs ursprünglich ein Jugendwerk, allein schon damals mit entschiedenem Beifall aufgenommen, liegt hier in einer neuen Ausgabe vor uns, die gleich der früheren, hauptsächlich die Bestimmung hat, den alten hellenischen Dichter immer verbreiteter und einem gröſseren gebildeten Publikum immer zugänglicher zu machen. Darum konnte das Bestreben des Ubersetzers nur dahin gerichtet seyn, ohne Veränderung des Grundtons und Grundcharakters Einzelnes in der Form zu bessern und zu gröſserer Vollendung zu bringen, sowohl im Chorliede wie in dem Dialog. Daſs dies nun geschehen ist, wird eine nähere Einsicht in diese neue Ausgabe bald einen Jeden lehren können, da die Spuren der nachbessernden Hand des Verfassers überall hervortreten; und wenn uns bei einem Produkte des Inlandes eine nähere Kritik des Einzelnen nicht gestattet ist, so wird uns doch der gerechte Wunsch vergönnt seyn, daſs auch diese neue Gabe eines eben so gelehrten Kenners griechischer Poesie als geschmackvollen Dichters mit dem wohlverdienten Beifall aufgenommen werden möge. Die Verbreitung gediegener und kraftvoller Poesien des Alterthums auch unter denen, die ihr Beruf nicht zu den klassischen Studien des Alterthums geführt hat, ist gewiſs das beste Gegenmittel gegen die Geitst und Sitten verderbende Lectüre, womit jetzt das

Digitized by Google

lesende Publikum überschwemmt wird, und wir können uns nur freuen, wenn, wie dies in neueren Zeiten geschehen, die Dramen des Euripides selbst in gröſsern, für ein gebildetes Publikum im Allgemeinen bestimmte Sammlungen auszugsweise Eingang gefunden haben.

Die bis jetzt erschienenen acht Lieferungen dieser Übersetzung des Euripides bilden zwei Bände, von denen der erste nachfolgende Stücke enthält: Alceste, Andromache, die Bacchantinnen, der Cyclop, Danae, Elektra, die Flehenden, die Phönizierinnen. Der zweite enthält: Hekate, Helena, die Herakliden, der wüthende Herkules, Hippolytus oder Phädra, Iphigenia in Aulis.

Macedonica. Scripsit Th. L. F. Tafel. 47 S. in gr. 4. *(Aus dem Rheinischen Museum besonders abgedruckt.)*

Regiae literarum Universitati Gottingensi prima solemnia saecularia diebus XVII—XIX Sept. MDCCCXXXVII agenti gratulatur Regia Literarum Universitas Tubingensis. Additur De via militari Romanorum Egnatia qua Illyricum Macedonia et Thracia jungebantur, Dissertatio Geographica. Tubingae MDCCCXXXVII. Typis Hopferi de l'Orme. 20 S. in 4.

Die beiden hier angezeigten Abhandlungen sind als die Fortsetzung der gelehrten Forschungen des Verſs. über das alte Macedonien zu betrachten, und schlieſsen sich in dieser Beziehung an die schon früher erschienene, auch in diesen Blättern (Jahrg. 1835 p. 922 ff.) besprochene Monographie über Thessalonich rühmlichst an. In der ersten der hier angezeigten Schriften beginnt der Vf. mit einer genauen Untersuchung über den Hafen und über den Meerbusen von Thessalonich, wobei er von den Stellen der älteren Autoren allerdings seinen Ausgang nimmt, daran aber die Nachrichten der bisher so gut wie gar nicht gekannten und zu solchen Zwecken benutzten späteren Schriftsteller des byzantinischen Zeitalters in seltener Vollständigkeit knüpft, und diese dann wieder mit den Berichten neuerer Reisenden vergleicht, um auf diesem Wege und durch eine solche Zusammenstellung zu möglichst sicheren Resultaten über diese Localitäten und deren Geschichte im Laufe der Zeit zu gelangen. Daſs ein solches Verfahren in der Behandlung der alten Geographie bisher selten eingeschlagen worden, daſs namentlich jene späteren byzantinischen Schriftsteller, aus denen doch, wie eben diese Untersuchungen zeigen, so mancher nicht unbedeutende Gewinn gezogen werden kann, bisher fast ganz unbenutzt geblieben sind, wird sich freilich durch die Mühe und Beschwerlichkeit der Arbeit wohl erklären lassen; wir aber werden um so eher auf diese mit musterhafter Genauigkeit und Gründlichkeit bis ins geringste Detail ausgearbeiteten Forschungen hinzuweisen haben, da der gelehrte Vf. keine Mühe gescheut hat, aus den bezeichten Schriftstellern die Goldkörner auszulesen, die seinem Zweck förderlich seyn

Digitized by Google

konnten, und sein Beispiel wohl von Allen denen beherzigt und befolgt werden sollte, die jetzt (und wir haben in neuester Zeit manchen schätzbaren Beitrag der Art enthalten) in Monographien über einzelne Landschaften und Orte der römischen oder griechischen Welt ihre Kräfte versuchen.

Die erste Untersuchung, in welcher auf diese Weise zu gröſserer Vollständigkeit des Ganzen und zu besserer Einsicht in die Nachrichten der älteren Autoren, die Schriftsteller des griechischen Mittelalters oder der byzantinischen Zeit berücksichtigt sind, beschäftigt sich mit der genaueren Bestimmung einiger Flüsse des alten Macedoniens in der Nähe von Thessalonich. Wer sich nur einigermaſsen in den Alten, namentlich im Herodotus oder Thucydides umgesehen hat, weiſs, welche Vewirrungen und Widersprüche uns in der näheren Bestimmung der dort genannten Flüsse entgegentreten; er wird darum eine so genaue Untersuchung, wie die vorliegende, mit doppeltem Dank annehmen. Zuerst spricht der Verf. von dem Fluſs Echedorus, dem Gallicus der Byzantiner, dann folgt die schwierige Untersuchung über den Bardarius, oder wie er in älterer Zeit hieſs, Axius, über dessen Quellen, dessen Lauf und die Veränderungen desselben, über den Namen u. A., wobei der Verf. keinen, auch den entferntesten Punkt bei seiner Untersuchung unbeachtet gelassen hat. Er kann sich freuen, jetzt in Vielem die Zustimmung eines Leake, der diese Gegenden selbst durchforschte, gewonnen zu haben; nur an einer Stelle finden wir in des genannten Leake Travels in North. Greece, welche unser Vf. allerdings damals noch nicht benutzen konnte, eine abweichende Ansicht; sie betrifft die Stelle des Aelianus, Varr. Hist. XV, 1, wo Herr Tafel geneigt ist, den Fluſs Ἀστραῖος, der allerdings hier den Auslegern schon Viel zu schaffen machte, in Ἄξιος zu verwandeln, Leake aber in dem angeführten Werke T. III. pag. 292 sq. in dem Asträus eine Benennung des Haliacmon erkennen will, dessen auch Hr. Tafel in seiner Abhandlung mehrfach gedenkt, sowie er denn auch S. 32 noch Einiges über den Fluſs Ludias, den Abfluſs des See's von Pella oder Jenidsche, bemerkt. Noch schwieriger aber war die Untersuchung über das zuerst gegen Ende des neunten Jahrhunderts p. Chr. in Macedonien vorkommende Volk der Bardarioten — ὁ τῶν Βαρδαριωτῶν ἤτοι Τούρκων, wie sie in einer Novelle des Kaisers Leo aus dem bemerkten Zeitraum heiſsen und auch sonst mehrfach in der byzantinischen Geschichte vorkommen, einigemal selbst als Πέρσαι bezeichnet. Diese Anwohner des Bardarius erscheinen aber nach der Untersuchung des Verfs. als ein turkomannischer, also in der That türkischer Stamm, der im neunten Jahrhundert in das griechische Reich aufgenommen, nach der in jenen Zeiten minder genauen Ausdrucksweise eben so gut Πέρσαι wie Τοῦρκοι genannt wird.

Die zweite mit gleicher Gründlichkeit und Vollständigkeit in ganz gleicher Weise abgefaſste Schrift verbreitet sich über die *Via Egnatia*, d. h. über die groſse römische Militärstraſse,

welche bald nach der Eroberung Macedoniens durch die Römer angelegt und immer weiter bis zu einer Länge von wohl zweihundert Stunden fortgeführt, die Verbindung der jenseits des adriatischen Meeres und in Asien gelegenen Besitzungen Roms mit dem Mutterlande Italien und mit der Hauptstadt Rom unterhalten sollte. Sie gieng von Dyrrachium, dem bekannten Landungsplatze der Römer auf der Ostseite des adriatischen Meeres, aus, durchzog dann in östlicher Richtung Illyrien bis nach Macedonien, und nahm von Theſsalonich, dem Mittelpunkte des Ganzen, ihre Richtung in das südliche Thracien weiter über den Hebrus bis Cypsela, an der Ostseite dieses Flusses. Daſs uns der Verf. genaue Nachrichten über die Länge, den Zug und die Richtung der Straſse nach den Angaben der Alten, insbesondere des Strabo, da Polybius uns leider hier gerade fehlt, u. A. giebt, war zu erwarten; überblickt man aber die reichhaltige Übersicht, wie sie im zweiten Abschnitt der Untersuchung unter der Aufschrift: *Index eorum, qui prisco aevo via Egnatia usi sunt* S. 4 ff. gegeben ist, so wird man daraus bald die groſse Wichtigkeit und Bedeutung, welche diese Straſse in der Geschichte einnimmt, von den Bürgerkriegen Roms an bis zu den mit dem vierten Jahrhundert beginnenden und nun fast ununterbrochen bis zum vierzehnten Jahrhundert fortgehenden Kriegszügen der byzantinischen Kaiser, oder der Slaven und Bulgaren wie der abendländischen Ritter und Kreuzfahrer, erkennen, und daraus zugleich ersehen, wie alle diese Züge sich doch nur auf den durch Römerhand geebneten Bahnen bewegten! Und Reisende, die, wie ein Pouqueville und Beaujour, in der neuesten Zeit einzelne Gegenden, durch welche die Straſse hinzog, besucht haben, stehen nicht an, sie die schönste zu nennen, die in Griechenland erbaut war, und zwar auf eine so solide Weise, daſs man fast auf jedem Schritte noch jetzt ihre Spuren zu erblicken vermöge!

Alles dies, was wir hier nur im Allgemeinen angedeutet, ist in der Schrift selbst unter sorgfältiger Benutzung der oben erwähnten, so wenig gekannten und so selten benutzten Quellen des Mittelalters ausführlich erörtert und selbst mit manchen andern Bemerkungen (wie z. B. S. 20 über die Via Appia) gelegentlich begleitet worden. Möchte es neuern Reisenden gelingen, durch neue Aufschlüsse, an Ort und Stelle selbst eingezogen, das Dunkel nach und nach aufzuhellen, das über einen groſsen Theil des noch so wenig besuchten nördlichen Griechenlands lastet und so den Bemühungen des Verfs., durch gelehrte Forschungen aus den Quellen uns ein möglichst vollständiges Bild des alten Macedoniens zu geben, die Hand zu bieten!

Digitized by Google

Beiträge zur Geschichte der Studien und des wissenschaftlichen Unterrichts in hiesiger Stadt. Fortgesetzt vom Jahre 1806 — 1837 *(von Präfect Lender). Constanz. J. M. Bannhard'scher Druck.* 1837. 28 *S. und* 35 *S. Schulnachrichten.*

Dieses Programm schlieſst sich seinem Inhalt nach, als Fortsetzung und Schluſs, unmittelbar an die beiden früheren Programme an, in welchen der H.r Vf. eine vollständige Geschichte der in Constanz befindlichen höheren Bildungsanstalt, die unter den katholischen Anstalten des südlichen Deutschlands eine so bedeutende Stelle von jeher einnahm, von ihren frühesten Zeiten an gegeben und bis zu dem Jahre 1806 fortgeführt hatte. Vgl. diese Jahrbb. 1835. pag. 1131 f. Wenn wir dort diese Schrift als einen recht schätzbaren Beitrag zur Geschichte des höheren Unterrichts- und Bildungswesens in dem katholischen Süddeutschland überhaupt bezeichnet haben, so können wir in diesem dritten Hefte, das die Geschichte der Anstalt unter der badischen Regierung bis auf unsere Tage fortsetzt, zugleich ein allgemeines Bild der Gestaltung des höheren Unterrichtswesens im Groſsherzogthum Baden seit dem bemerkten Zeitraum bis auf die neueste Zeit erkennen, wodurch dieses Programm ein nicht blos lokales, sondern ein allgemeineres und ausgedehnteres Interesse gewinnt.

Wir haben auch diese Beiträge mit gleicher Befriedigung durchgangen, und aus ihnen zugleich die gewiſs freudige und tröstliche Überzeugung gewonnen, daſs in der letzten Zeit, zunächst seit dem Jahre 1828, in welchem der jetzige Präfect der Anstalt (der Verfasser dieser Beiträge) an die Spitze derselben gestellt ward, und seit der einige Jahre nachher erfolgten Errichtung einer eigenen Oberstudienbehörde für die verschiedenen Lyceen und Gymnasien des Landes, die Verhältnisse der Anstalt sich immer günstiger gestaltet haben und bei dem Bestreben der Behörden wie der Lehrer, dieselbe zu immer gröſserer Vollkommenheit zu bringen, desto gedeihlichere Früchte auch für die Zukunft erwarten lassen.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

CHRONIK DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG.

Am 22. November ward herkömmlicher Weise in der akademischen Aula das Geburtsfest des erlauchten Restaurators der Universität, des höchstseligen Groſsherzogs CARL FRIEDRICH, gefeiert, womit zugleich die Vertheilung der akademischen Preise verbunden war. Die von dem zeitigen Prorector, Geh. Rath Mittermaier, gehaltene und im Druck erschienene Rede handelt: *De principio imputationis alienationum mentis in jure criminali recte constituendo.*

Die Universität verlor in dem abgelaufenen Jahre durch den Tod ausser dem Geh. KRath Daub, dessen schon in der Chronik von 1836 gedacht worden, den Geh. KRath Schwarz und den Hofkammerrath Semer. Von den übrigen Lehrern folgte Privatdocent, Bibliothekar Müller einem Rufe als ordentlicher Professor der Mathematik an die Universität zu Zürich; Privatdocent Dr. Uhlein verlegte seinen Wohnsitz nach Mannheim. Dr. E. Zachariä verlieſs die Universität auf ein Jahr, Behufs einer gröſseren literärischen Reise. In die theologische Facultät ward als ordentlicher Professor und als Director des neu zu errichtenden Predigerseminars der Prof. Rothe von Wittenberg berufen. In der philosophischen Facultät habilitirte sich für das Fach der Geschichte Dr. Hagen.

Oberforstrath Gatterer feierte sein fünfzigjähriges Jubiläum und erhielt bei dieser Gelegenheit das Ritterkreuz des Zähringer Löwen-Ordens.

Universitäts-Amtmann Christ erhielt den Charakter eines Regierungsrathes.

Geh. Rath Mittermaier ward von der königl. Akademie zu Turin zum correspondirenden Mitglied ernannt; Ebendenselben ernannte die amerikanische Universität Cambridge bei Boston zum »Doctor juris tum naturae et gentium tum civilis, ob summam juris utriusque prudentiam, egregiam scelera jure ratione humanitateque puniendi peritiam et insignem rerum ad respublicas bene constituendas et fauste prospereque administrandas pertinentium scientiam.«

Digitized by Google

Die zoologischen Sammlungen der Universität haben, ausser den aus eignen Fonds bestrittenen Anschaffungen und mehreren geringeren Beiträgen, noch einen bedeutenden Zuwachs erhalten durch die Güte unseres, von einer nach den Sunda-Inseln im Auftrage der holländischen Regierung gemachten zwölfjährigen Forschungsreise nach Europa zurückgekehrten Landsmannes, des Herrn Dr. S. Müller, welchem wir insbesondere viele schöne javanische und andere exotische Reptilien verdanken.

Von den im vorigen Jahr gestellten Preisfragen waren blos die beiden der philosophischen Facultät beantwortet worden. Die philologische Frage lautete:

Exponantur res Alexandri Polyhistoris, scriptorum ejus fragmenta ratione et ordine disposita exhibeantur.

Über die eingegangene mit dem Motto: „*In magnis voluisse sat est*" bezeichnete Preisschrift ward von der Facultät folgendes Urtheil gefällt:

»Libelli auctor comprobavit nobis vel maxime: primum industriam suam, qua quidquid per plurimos libros differtur reliquiarum hujus Alexandri colligere annisus est. Deinde laudamus accurationem rationemque, quae in apte disponendis horum monumentorum fragmentis ubivis cernitur. Tertio loco placet acumen ingenii ac sagacitas, quae in critica factitanda ut plurimum eminet.

»Cujusmodi virtutes, studia, labores praemio publice remuneranda judicavit ordo, ita tamen, ut, si forte in publicum cupiat emittere libellum suum auctor, ei haec tria munera injuncta velit: primum diligentiorem investigationem in hujus scriptoris indolem, fidem, artem orationemque; deinde, ut iteratis curis circumspiciat commilito, ubi fragmentorum aliquid latitare videatur, quod primas curas effugerit; denique ut suam ipse orationem climare, laevigare comptioremque reddere studeat.«

Bei Eröffnung des versiegelten Zettels ergab sich als Verfasser: Joseph Rauch aus dem Badischen, Mitglied des philologischen Seminariums.

Die andere, historische, Aufgabe lautete:

Quae de origine foederis Helvetici, de Gessleri ac Tellii rebus vulgo traduntur, post Koppium Idelerumque denuo disquiran-

Digitized by Google

tur, simulque accuratius quam ab utroque factum est, disputetur de fide historica fontium, ex quibus ista narratio ad nostra usque tempora fluxit.

Auch für diese Aufgabe war eine Preisschrift eingegangen, versehen mit dem Motto aus Thucydides: *ἐς μὲν ἀκρόασιν ἴσως τὸ μὴ μυθῶδες αὐτῶν ἀτερπέστερον φανεῖται.*

Die Facultät fällte darüber folgendes Urtheil:

»Auctor hujus commentationis vim et ambitum quaestionis bene perspexit, scriptores quotquot hac de re tradiderunt, accurate collegit, disposuit, percensuit, ita quidem, ut quae a fabulis magis quam a justa rerum traditarum fide pendere viderentur, scite indicaret summamque curam adhiberet, ut, quid veri subesset in omni hac narratione, erueret. In quo Ille, ab omni probandi aut rejiciendi temeritate aeque alienus, judicii acumen atque subtilitatem egregie ordini probavit. Quae sola desiderari possunt, ad accuratiorem carminum antiquorum fabularumque popularium investigationem pertinent aut ad orationem magis magisque limandam ac perpoliendam. Sed cum in reliquis auctor optime quaestioni praepositae respondisse putandus sit quumque summam diligentiam atque eximiam sollertiam tam in colligendis quam in recte dijudicandis scriptoribus variis adhibuerit, auctorem hujus commentationis praemio ornandum esse censuit ordo philosophorum.«

Bei Eröffnung des Zettels ergab sich als Verfasser: **Ludwig Häusser** aus Cleeburg, Mitglied des philologischen Seminariums.

Für das nächste Jahr sind folgende Preisfragen gestellt:

I. Von der theologischen Facultät:

„*Athenagoras Apologeta quomodo religionem christianam defenderit et quid ipse de singulis fidei christianae capitibus docuerit, enarretur, adjecta commentatione de ejus vita et scriptis.*"

II. Von der juristischen Facultät:

„*Historia doctrinae de possessorio ordinario et summario.*"

III. Von der medicinischen Facultät:

„*De tumoribus in pelvi partus impedimento.*"

Digitized by Google

IV. Von der philosophischen Facultät:

1. „*In libris Geoponicorum, qui dicuntur, multa praecepta, e variis tam Graecis quam Romanis auctoribus deprompta, vera et utilia cum falsis mixta reperiuntur. Quorum scriptorum quaenam sint merita ut intelligamus simulque perspiciamus, quaenam ex illis vel hodieque aliquem usum praebere possint, opus est ut illi libri sedulò examinentur et secundum eum statum, ad quem rei rusticae disciplina nostro aevo provecta est, dijudicentur. Itaque postulat ordo philosophorum, ut Geoponicorum liber secundus ejusmodi examini subjiciatur accurateque illustretur.*

2. „*Regionis Heidelbergensis locus aliquis, geologica ratione insignis eligatur atque illustretur; quae in eo occurrunt ad mineralogiam spectantia, accurate exponantur, cum iis, quae similia in aliis regionibus inveniuntur, comparentur ac dijudicentur. — His quaestionibus qui operam dabunt vernaculi sermonis venia conceditur.*

Von der theologischen Facultät erhielten die Doctorwürde honoris causa: der von Wittenberg an die hiesige Universität (s. oben) berufene Professor Richard Rothe unter dem 27sten Sept.; Carl Vogt, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Greifswalde, unter dem 31. October.

Von der juristischen Facultät wurden zu Doctoren der Recte promovirt: am 5. Februar 1837 Herr Joseph Antoni aus Frankfurt; am 4. April Herr Gregor v. Kostaki aus der Moldau; am 14. Mai Herr Hermann Migault aus Bremen; am 24. Mai Herr David Ritchie aus Pittsburg in Nordamerika; am 18. Juni Herr Carl Alexander Stuhlmann aus Hamburg; am 30. Juli Herr Anton Heinrich Emil v. Oven aus Frankfurt a. M.; am 23. August Herr Carl Moritz Wolfgang v. Thüngen aus Baiern und Herr Paul Calligas aus Smyrna; am 26. Aug. Herr Joh. Friedr. Aug. Cropp aus Heidelberg; am 31. Aug. Herr Hugo Friedr. v. Schmerfeld aus Frankfurt; am 14. Oct. Herr Leonidas Chrysantopulos aus Ägion in Griechenland; am 27. Oct. Herr Ferdinand Schrötteringk aus Hamburg; am 5. Nov. Herr Alphons Vuy aus Genf.

Digitized by Google

Von der medicinischen Facultät wurden zu Doctoren der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe promovirt: am 31. Jan. 1837 Herr Ludwig Hüber aus Rastadt; am 12. Februar Herr C. v. Langsdorf aus dem Nassauischen; am 14. März Herr Wilh. Kaufmann aus Heidelberg; am 22. März Herr Carl Haas aus Dillenburg; am 29. März Herr Adolph Schabsy aus Hamburg; am 6. April Herr Mich. Herschel aus Hamburg; am 22. April Herr L. Whittemore aus Massachusetts in Amerika; am 24. Juni Herr C. F. Wilhelmi aus Pforzheim; am 26. Juli Herr H. J. Mathysen aus Holland; am 12. August erhielt Herr Prof. Michaux aus Löwen den Grad eines Doctors der Chirurgie; am 6. Sept. Herr C. F. J. Neubert aus Bärenstein in Sachsen; am 12. Sept. Herr J. Dreyer aus Rostock; am 20. Sept. Herr E. Meier aus Karlsruhe; am 10. Nov. Herr A. J. Dunbar aus Calcutta; am 24. Nov. Herr C. Streiff aus Glarus; am 25. Dec. V. Würzler aus Anhalt-Bernburg.

Von der philosophischen Facultät wurden promovirt: Herr Heinrich Hartung, genannt Schwartzkopf, aus Cassel am 22. Febr.; Herr Hermann Fehling aus Lübeck und Herr Franz Moniz, Barreto de Aragone aus Bahia am 18. März; Herr Joseph Franz Böhlig aus Wolfsmünster am 9. Mai; Herr Carl Friedr. Wilhelm Paniel, evangel. Pfarrer in Ziegelhausen, am 30. Juli; Herr Julius Franz, Johann Marie Vuy aus Genf am 25. Aug.; Herr Franz Joseph van Gronckel aus Belgien am 31. Oct.; Herr Salomon Müller aus Heidelberg, königl. holländ. Naturforscher, am 21. Dec.

Verhandlungen der Gesellschaft für Naturwissenschaft und Heilkunde zu Heidelberg.

Am 7. Januar hielt Geh. Hofrath Muncke einen Vortrag über die Eigenthümlichkeit der physiologischen Wirkungen der durch Induction erzeugten Elektricität.

Am 21. Januar las Geh. Hofrath Gmelin eine Abhandlung über die Anwesenheit von Quecksilber im Speichel eines stark

salivirenden Kranken, und Geh. Rath v. Leonhard über Zerklüftung der Gesteine und die damit im nächsten Zusammenhange stehenden Phänomene.

Am 4. Februar hielt Geh. Hofrath Chelius einen Vortrag über das Staphyloma der Sklerotica.

Am 18. Februar theilte Geh. Rath Naegelé einen merkwürdigen gerichtlich-medicinischen Fall von Verwundung einer Schwangern mit, nebst dem Gutachten über die ihm gestellte Frage: Ob es möglich sey, daſs die Verstorbene sich die Verletzung selbst beigebracht?

Am 4. März las Geh. Rath v. Leonhard eine Abhandlung über die Urbildung der Erdkruste und deren allmälige Veränderungen, wobei die aufgestellte Hypothese durch Zeichnungen erläutert wurde.

Am 27sten Mai zeigte Geh. Hofrath Gmelin regulinisches Quecksilber, welches von ihm im Speichel eines salivirenden Patienten gefunden worden. Geh. Rath Tiedemann erläuterte vermittelst vorgezeigter Exemplare den Bau des Rückenmarks.

Am 24. Juni theilte Geh. Hofrath Muncke die Resultate der Beobachtungen mit, welche an eingegrabenen Thermometern vom Jahre 1820 bis 1834 angestellt wurden.

Am 8. Juli zeigte Geh. Hofrath Gmelin Proben des von ihm dargestellten Holzgeistes, und gab die Resultate seiner Untersuchungen der Bestandtheile desselben.

Am 22. Juli beschrieb Geh. Hofrath Chelius eine von ihm verrichtete Operation der Unterbindung der Carotis bei aneurysma varicosum, desgleichen die der Bildung eines neuen Augenliedes. Geh. Rath Tiedemann las über die verschiedenen Functionen des Rückenmarks und der davon abhängenden Nerven.

Am 6. Aug. hielt Geh. Rath Naegelé einen Vortrag über die Entstehung der schräg ovalen Becken mit Synoste des Kreuzbeines und eines Hüftbeines u. s. w.

Digitized by Google

Am 29. August, dem hocherfreulichen Geburtstage Sr. Königlichen Hoheit des *Groſsherzogs* war öffentliche Versammlung. Der zeitige Director, Geh. Rath Tiedemann, eröffnete diese, und sprach zugleich die besten Wünsche für das lange Leben des erhabenen Regenten und das Wohl des ganzen erlauchten Herrscher-Hauses aus. Hiernach wurde observanzmäſsig die Chronik der Gesellschaft mitgetheilt. Demnächst hielt Geh. Rath Tiedemann einen Vortrag über das Gehirn des Negerstammes, um die Frage zu entscheiden, ob dasselbe an Form und Gewicht von dem der Europäer verschieden sey, und sich mehr dem des Orang-Outang nähere, wie manche Gelehrte zur Begründung des Urtheils über die untergeordneten geistigen Fähigkeiten dieser Menschen-Race angenommen haben. Aus der Untersuchung ergiebt sich als Hauptresultat, daſs zwischen der Gröſse und dem Bau des Gehirns der äthiopischen und der kaukasischen Race kein wesentlicher Unterschied obwalte. Endlich hielt Geh. Hofrath Gmelin eine Vorlesung über den Holzgeist.

Am 18. Nov. hielt Geh. Rath v. Leonhard einen Vortrag über das Aufsteigen des körnigen Kalkes mit eingeschlossenen vielen und meistens kleinen Brocken im Kohlensandstein.

Am 10. Decbr. erläuterte Geh. Hofrath Muncke die Construction der von Gauſs erfundenen Magnetometer, und zeigte den Unterschied der Anziehung, welche Magnete von verschiedener Construction ausüben.

Digitized by Google

INHALT

der

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Dreiſsigster Jahrgang.

(Die voraus stehenden römischen Ziffern bezeichnen die Zahl des Heftes, die deutschen die Seitenzahl.)

Adler, die Grabhügel, Ustrinen u. Opferplätze der Heiden im Orlagau. Von K. Wilhelmi. - - IX. 931

Alterthümer, römische, in der Gegend von Rottweil. Von K. Wilhelmi. - - - - - - - IX. 931

Annalen des Advokaten-Vereins zu Hannover. 5s Hft. Von Zachariä d. Ält. - - - - - - V. 509

Amelung und Bird, Beiträge zur Lehre von den Geisteskrankheiten. 2r Bd. Von Heermann. - XI. 1124

Antwort auf die Aufforderung Hrn. Weil's im Aprilheft der Jahrbb. d. Lit. - - - - - VIII. 829

Appendini, Fr. Mar., Esame critico della questione intorno alla patria di S. Girolamo. Von Bähr. - VI. 588

Appian's Römische Geschichte, übers. von Geiſs. Von Bähr. - - - - - - - - XII. 1218

Des Apollonius von Perga zwei Bücher vom Verhältniſsschnitt. A. d. Latein. des Halley übers. von Richter. Von Müller. - - - - - I. 110

Arago, Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde. 1r Theil. Von Muncke. - - - III. 289

Archives, ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau. Recueil publié avec autorisation de S. M. le roi par G. Groen van Prinsterer. Tom. I — III. Von Schlosser. - - - - - - I. i

Aristote, politique, traduite en Français par J. Barthélemy St. Hilaire. Tome I. et II. Von Bähr. XI. 1105

Digitized by Google

Aschbach, Geschichte Spaniens und Portugalls zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden u. Almohaden. 2ter Theil. Von Schlosser. - - - - VI. 604
d'Aumerte, das Seebad zu Scheveningen. Von Heermann. - - - - - - - - X. 1012

Bäbu, der, Lebensbilder aus Ostindien. Aus dem Engl. übers. von K. Andrée. Von Schwab. - III. 281
Bachmann, System der Logik. Von Fischer. - I. 52
Baco, Fr., Bar. v. Verulam, Versuche moralischen, ökonomischen und politischen Inhalt, übersetzt von A. Günther. Von Schwab. - - - - IX. 900
Bader, die Bad. Landesgeschichte. Von Schlosser. VI. 595
Bagge, Vorschule zum lat. Sprachunterricht. 3. Aufl. Von Bähr. - - - - - - - VII. 723
Bauer, allgemeine Weltgeschichte für alle Stände. 1r und 2r Band. Von Schlosser. - - - VI. 596
Beiträge zur Geschichte der Studien und des wissenschaftlichen Unterrichts in Constanz. Von Bähr. XII. 1225
Beitrag zu der Streitfrage über die jetzige Gymnasialbildung. Von Reuter. - - - - - VIII. 821
Belhomme, considérations sur l'appréciation de la folie, sa localisation et son traitement. Von Heermann. XI. 1124
— suite des recherches sur la localisation de la folie. Von Heermann. - - - - - - XI. 1121
Benecke, E. F., Lehrbuch der Logik, als Kunstlehre des Denkens. Von Fischer. - - - - - I. 52
Bericht an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft in Leipzig 1835, 36, 37. Von Bähr. - - XI. 1141
Biesenthal, Psalterium hebraicum. Von Paulus. XII. 1216
Bird, Pathologie u. Therapie der psychischen Krankheiten. Von Heermann. - - - - - XI. 1127
Blumröder, über das Irreseyn. Von Heermann. XI. 1121
Brigham, Bemerkungen über den Einfluſs der Verstandesbildung auf die Gesundheit. Von Reuter. VIII. 821
Broicher u. Grimm, Handelsgesetzbuch der preuſs. Rheinprovinzen. Von Uihlein. - - - I. 89
Brömel, über die Helvetier und ihr Verhältniſs zu einer ältern Bevölkerung d. Schweiz. V. Schlosser. VI. 595
Bruckmann, die artesischen Brunnen zu Oberdischingen. Von Muncke. - - - - - - - III. 289
Bülow, E. von, Das Novellenbuch. 4 Theile. Von Keller. - - - - - - - - - VII. 658

Digitized by Google

Cohen, la bible, traduction nouvelle. Von Paulus. XII. 1214
Griechische Chrestomathie für die mittleren Abtheilungen der Gymnasien, von Bäumlein und Pauly. Von Bähr. - - - - - - - - IX. 940
The Chronicles of Rabbi Joseph, Ben Joshua, Ben Meir, the Sphardi. Vol. II. Von Schlosser. VI. 608
J. Chrysostomi in Eutropium eunuchum etc. homilia ed. Sinner. Von Bothe. - - - - III. 312
Ciceronis, M. Tullii, disputationes Tusculanae. Kritisch berichtigt und erläutert von R. Klotz.
Dasselbe, Schulausgabe. Von Moser. - - - XI. 1084
Ciceronis in P. Vatinium interrogatio etc. ed. Orelli. Von Bähr. - - - - - - - - I. 90
— epistolae, ed. Billerbeck. 2ter bis 4ter Band. Von Bähr. - - - - - - - - VIII. 804

Dehaut, J., essai historique sur la vie et la doctrine d'Ammonius Saccas. Von Paulus. - - - VI. 529
Döderlein, L., lateinische Synonyme und Etymologien. 5ter Theil. Von Moser. - - - II. 166
Döll, Lehrbuch der englischen Sprache. - - IV. 406
Droysen, J. G., Geschichte des Hellenismus. Erster Theil. Von Aschbach. - - - - - - - II. 141
Düntzer, Lehrbuch der lateinischen Sprache. Erster Cursus. Von Feldbausch. - - - - X. 1034

Ebermaier, Bemerkungen über den Einfluſs der jetzigen Gymnasialbildung auf d. Gesundheitszustand. Von Reuter. - - - - - - - VIII. 821
Eisenlohr, Lehrbuch der Physik. Von Muncke. III. 289
Eisenmann, die Heilquellen des Kissinger Saalthales. Von Heermann. - - - - - - - X. 1012
Encyclopédie des gens du monde. T. VII. Von Bähr. II. 196
— — — T. VIII. Von Dems XI. 1141
Engelken, Fr., die Privat-Irrenanstalt zu Oberneuland bei Bremen. Von Roller. - - - I. 67
Epistolae Bunelli, Manutii, Longoli, Bembi, Sadoleti et Palearii, ed. Grauff. Von Bähr. - - VIII. 804
Euripides Werke; übersetzt von F. H. Bothe. Von Bähr. - - - - - - - - XII. 1221
Eutropii breviarium historiae Romanae, herausgeg. vom Ramshorn. Von Feldbausch. - - X. 1033

Falret, observations sur le projet de loi relatif aux aliénés. Von Heermann. - - - - XI. 1124

Fichte, J. H., Grundzüge zum Systeme der Philosophie. 2te Abth. Die Ontologie. Von Fischer. V. 417
Föhlisch, Ansichten über Erziehung und Unterricht in Gelehrtenschulen. 1. Samml. Von Schwarz. III. 305
Forbes, Abriſs einer Geschichte der neueren Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Meteorologie. Von Muncke. - - - - - III. 289
Fresnel, lettres sur l'histoire des Arabes avant l'Islamisme. Von Weil. - - - - - - VI. 612
Freund, Wörterbuch der lateinischen Sprache. 2ten Bandes 1ste Abth. Von Moser. - - - - VI. 639
Friedemannn, Beiträge zur Vermittlung widerstrebender Ansichten über Verfassung und Verwaltung deutscher Gymnasien. 3s Heft. Von Bähr. - VII. 723
Friedemann, orationes latinae de scholis et ecclesiis regundis. Fasc. I. Von Bähr. - - - - VII. 723
Fritsche, de Theodori Mopsvestini vita et scriptis. Von Paulus. - - - - - - - VII. 625

Gaitskell, über Ursachen, Symptome und Behandlung der Geisteszerrüttung. Von Heermann. XI. 1121
Gaudy, F. v., mein Römerzug. 3 Thle. Von Schwab. VIII. 783
Garzetti, della condizione d'Italia sotto il governo degli Imperatori Romani. P. I. et II. Von Bähr. VI. 574
Geist, griechische Chrestomathie für die mittleren Classen. Von Bähr. - - - - - - VII. 723
Gemälde, historisch-geographisch-statistisches, der Schweiz. 5tes u. 18tes Heft. Von Rau. - - V. 471
Gfrörer, Geschichte Gustav Adolphs, Königs von Schweden, und seiner Zeit. Von Schlosser. - VI. 603
Graff, Schulatlas der alten Geographie. Von Bähr. VII. 723
Grashoff, Programm 1836. Von Reuter. - - VIII. 821
Grauthoff, historische Schriften, 1r bis 3r Theil. Von Schlosser. - - - - - - - VI. 595
Gregorii Nazianzeni in Caesarium fratrem oratio funebris, ed. Sinner. Von Bothe. - - - III. 312
Gronemann, de militum praetorianorum apud Romanos historia. Von Bähr. - - - - - I. 90
Grotefend, rudimenta linguae Umbricae. Part. IV. Von Bähr. - - - - - - - - VIII. 804
— die Sanchuniathonische Streitfrage. Von Bähr. II. 196

v. Hagemeister, Materialien zu einer Geschichte d. Landgüter Livlands. 1r Theil. Von Schlosser. VI. 595

Digitized by Google

Hagen, die Sinnestäuschungen mit Bezug auf Psychologie, Heilkunde u. Rechtspflege. Von Heermann. XI. 1124
v. **Hammer-Purgstall**, Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen groſser moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret. 1r Band. Von Schlosser. - - - - - - IX. 950
Handwörterbuch der gesammten Chirurgie, herausgg. von Walther, Jäger u. Radius. 2r Bd. V. Heyfelder. V. 500
Härtung, die Religion der Römer nach den Quellen dargestellt. 2 Theile. Von Creuzer. - - II. 113
Hävernick, Handbuch der historisch-kritischen Einleitung in das A. Test. 1r Th. 1. Abth. Von Hitzig. I. 44
Heerwagen, de P. et L. Scipionum accusatione quaestio. Von Bähr. - - - - - - - VIII. 804
Hefele, Geschichte der Einführung d. Christenthums im südwestlichen Deutschland, besonders in Würtemberg. Von Bähr. - - - - - - XII. 1169
Heinecken, die freie Stadt Bremen und ihr Gebiet. Von Roller. - - - - - - - - IV. 364
Hergt, die Schwefelquellen und Bäder zu Langenbrücken. Von Heermann. - - - - X. 1012
Hermannus, G., de veterum Graecorum pictura parietum conjecturae. Von Walz. - - - III. 209
Van Heusde, de philosophiae Ciceronis fonte praecipuo. Von Bähr. - - - - - - - I. 93
— oratio de naturali artium et doctrinarum conjunctione. Von Bähr. - - - - - - - I. 99
Heyne, Apollodor, griechisches Lesebuch. Von Feldbausch. - - - - - - - - - IV. 394
Heyse, Lehrbuch der deutschen Sprache, 5te Ausg. 1. 2. Von Moser. - - - - - - - IV. 397
Histoire de la croisade contre les hérétiques Albigeois écrite en vers provençaux, traduite par Fauriel. Von Prätorius. - - - - - - VIII. 773
Histoire de la guerre de Mehemed Ali contre la porte Ottomane en Syrie et en Asie mineure 1831—33, par MM. de Caldavène et Barrault. Von Schlosser. X. 945
Hitzig, Ostern und Pfingsten, zur Zeitbestimmung im alten und neuen Testament. Von Schlosser. VI. 595
Hoch, der deutsche Salomo. Von Paulus. - XII. 1213
Hoffmann, F. W., die Alterthumswissenschaft. Von Bähr. - - - - - - - - - - VII. 723
Hoffmann, H., die deutsche Philologie im Grundriſs. Von Bähr. - - - - - - - - II. 196
Hoffmannn, J. G., Bemerkungen zum Schutze der Gesundheit auf Schulen. Von Reuter. - - VIII. 821

Digitized by Google

Homeri carmina, recognovit et explicuit Bothe; Odysseae volum. II. et III. etc. Von Bähr. - VII. 723
Homer's Werke, übersetzt von Schaumann. Von Bähr. - - - - - - - - - XII. 1218
Honstedt, die Verpachtung der Landgüter in ihrem ganzen Umfange. Von Zachariä d. Ält. - - V. 509

Jahn, Versuche über die praktische Heilkunde. Von Heyfelder. - - - - - - - V. 500
Jahrbücher des ärztlichen Vereins zu München. 1r u. 2r Jahrgg. Von Heyfelder. - - - - V. 500
Jahrbücher für Deutschlands Heilquellen u. Seebäder herausg. von C. v. Gräfe und Dr. Kalisch. 2r Jhrg. Von Heyfelder. - - - - - - VII. 705
v. Jäthenstein, Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer. Von K. Wilhelmi. IX. 931
Ibyci, Rhegini carminum reliquiae, ed. Schneidewin. Von Bothe. - - - - - - IX. 884
Imanuel, über Lorinsers Schrift zum Schutze der Gesundheit auf Schulen. Von Reuter. - - VIII. 821
John, die Malerei der Alten von ihrem Anfange bis auf die christl. Zeitrechnung etc. Von *Walz*. - *III.* *209*
Isokrates Panegyricus. Aus dem Griechischen von Dr. Hoffa. Von Bähr. - - - - - - XII. 1217

Keller, Bücherverzeichniſs der Cantonsbibliothek in Luzern. 1r u. 2r Bd. Von Schlosser. - VI. 595
Kennedy, Miſs Grace, sämmtliche Werke in 6 Bänden. Aus dem Engl. übers. Von Schwab. - X. 993
v. Keverberg, vom Königreich der Niederlande. Von Schlosser. - - - - - - - II. 177
Klüber, pragmatische Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands. Von Schlosser. - - - II. 177
König, über die Seitwärtskrümmung des Rückgrates. Von Heyfelder. - - - - - - - V. 500
Kopp, Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis. 3 Theile. Von Heyfelder. - - - - XII. 1161
Kortüm, Geschichte d. Mittelalters. Von Schlosser. II. 177
Kramer, die Erkenntniſs und Heilung der Ohrenkrankheiten. 2te Aufl. Von Feist. - - - II. 152
Krebs, Antibarbarus der latein. Sprache. 2te Aufl. Von Moser. - - - - - - - - X. 983
— vita Caroli Sigonii etc. Von Bähr. - - XI. 1142
Kreuzhage, Mittheilungen über den Einfluſs d. Philosophie etc. Von Sengler. - - - - VIII. 746

Kreuzhage, über die Erkenntniſs d. Wahrheit. Von Sengler. - - - - - - - - - VIII. 746
Kugler, über die Polychromie der griechischen Architektur und Skulptur. Von Walz. - - - III. 209
Kuhn, Jacobi und die Philosophie seiner Zeit. Von Sengler. - - - - - - - - IX. 874
Kühner, Schulgrammatik der griechischen Sprache. Von Moser. - - - - - - - - IV. 397
Kurz, das Blumenblatt, eine epische Dichtung der Chinesen. Von Bähr. - - - - - II. 196
Kutzen, Perikles als Staatsmann etc. V. Schlosser. VI. 595

Lachmann, K.H., die Spartanische Staatsverfassung. Von Bähr. - - - - - - - V. 459
Landfermann, commentatio in Quinctiliani instit. lib. X. cap. 1. §. 104. Von Bähr. - - - I. 90
Lane, an account of the manners and customs of the modern Egyptians. 2 Vol. Von Weil. - - XI. 1080
Lanza, Principe di Scordia, Considerazioni sulla storia di Sicilia dal 1532 al 1789. Von Schlosser. IV. 332
Lauteschläger, Karten der westlichen und östlichen Hälfte des römischen Reichs. Von Bähr. - - I. 90
Lee, Untersuchungen über die Krankheiten der Wöchnerinnen, übersetzt von Schneemann. Von Heyfelder. - - - - - - - - - - V. 500
Lehmann, deutsche Grammatik. Von Feldbausch. IV. 394
Lelut, inductions sur la valeur des altérations de l'encéphale dans le délire aigu et dans la folie. Von Heermann. - - - - - - - - XI. 1124
Opere di Giacomo Leopardi I. Von Bothe. - IV. 415
Letronne, lettres d'un antiquaire à un artiste sur l'emploi de la peinture historique murale dans la decoration des temples etc. chez les Grecs et chez les Romains. Von Walz. - - - - - - III. 209
Leupoldt, Lehrbuch der Psychiatrie. Von Heermann. - - - - - - - - - - XI. 1124
Lewitz, Quaestionum Flavianarum Specimen. Von Bähr. - - - - - - - - - - IX. 940
Liebel, de philosophiae in gymnasiis studio. Von Bähr. - - - - - - - - - - XI. 1141
Lieberkühn, de auctore vitarum, quae sub nomine Cornelij Nepotis feruntur. Von Feldbausch. - V. 526
Lieboldt, die Heilkräfte des Meerwassers, mit besonderer Berücksichtigung der See-Badeanstalt bei Travemünde. Von Heermann. - - - X. 1012

Digitized by Google

Lloyd, Geschichte der Fortschritte und des gegenw. Zustandes der physischen Optik. Von Muncke. III. 289
v. Löw, Germanistische Rechtsfälle. Von Zachariä d. Ält. - - - - - - - - - I. 85
Lubis, Histoire de la restauration. Tome I. et II. Von Schlosser. - - - - - - - - XI. 1041
Luciani somnium. Cum selectis annotationibus etc. ed. Grauff. Von Bähr. - - - - - - VII. 723

Mailath, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates. 2r Bd. Von Schlosser. - - - VI. 595
Marbach, über moderne Literatur. Zweite Sendung. Von Schlosser. - - - - - - - VI. 595
Marcard, zur Beurtheilung des Nationalwohlstandes, des Handels und der Gewerbe im Königr. Hannover. Von Zachariä d. Ält. - - - - - - VI. 560
Maurenbrecher, Grundsätze d. heutigen deutschen Staatsrechts. Von Zachariä d. Ält. - - - VI. 558
Mauthner, die Heilkräfte des kalten Wasserstrahls. Von Heyfelder. - - - - - - - VII. 705
Die neue Medea. Ein Roman in 3 Bänden. Von G. Schwab. - - - - - - - - - V. 480
Meiſsner, über schwammige Auswüchse der weibl. Geschlechtsorgane. Von Heyfelder. - - V. 500
Mémoires de la Société des sciences naturelles à Neuchâtel. Tom. I. Von Bronn. - - - - - II. 149
Menzel, neuere Geschichte der Deutschen, 6r Bd. Von Schlosser. - - - - - - - VI. 595
Minnigerode, Bemerkungen üb. den Stand der Gesetzgebung und Jurisprudenz in Deutschland. Von Zachariä d. Ält. - - - - - - - - I. 85
Mittheilungen, historisch-antiquarische, herausgegeben von der königl. Gesellschaft für nord. Alterthumskunde. Von Wilhelmi. - - - - - - - XII. 1182
Möller, anthropologischer Beitrag zur Erfahrung der psychischen Krankheiten. Von Heermann. - XI. 1124
Monumenta Germaniae historica. Tom. III. Ed. G. H. Pertz. Von Knust. - - - - - - I. 37
Mühry, Darstellungen u. Ansichten zur Vergleichung der Medicin in Frankreich, England uud Deutschland. Von Hergt. - - - - - - - - VIII. 763
— über das Seebaden und das Norderneyer Seebad. Von Heermann. - - - - - - - - X. 1012

Digitized by Google

Müller, Arithmetik und Algebra, nebst einer systematischen Abhandlung der juristischen, politischen, kameralistischen, sowie der im Leben überhaupt vorkommenden praktischen Rechnungen. Von Müller. III. 274
— die Gesetze der sphärischen Polygonometrie. Von Müller. - - - - - - - - IV. 374
Müller, H. A., Panathenaica. Von Bähr. - - V. 469

Nauwerk, Notiz über d. Buch Tohfat ichwan assafa. Von Weil. - - - - - - - - IX. 885
Naebe, brevis in novum Testamentum commentarius. Von Paulus. - - - - - - - - XII. 1212
Nikolai, Gedächtniſsrede bei erfolgtem Ableben der Herzogin von St. Leu. Von Bothe. - - - XI. 1139
Nitzsch, meletemata de historia Homeri. Fasc. II. Pars II. et III. Von Bähr. - - - - - V. 451
— — — - Fasc. II. Pars IV. VI. 622
Nizze, über einen neuen Entdeckungsversuch in der Pädagogik. Von Reuter. - - - - VIII. 821
Nothomb, historisch-politische Darstellung der völkerrechtlichen Begründung des Königreichs Belgien; übers. von Michaelis. Von Schlosser. - - II. 177
Nowack, Notizen über die Prager Irrenanstalt. Von Roller. - - - - - - - - I. 67

Olshausen, observationes criticae ad vetus testamentum. Von Hitzig. - - - - - I. 51
Orelli, symbolae nonnullae ad historiam philologiae. Von Bähr. - - - - - - - - I. 102
— lectiones Petronianae. Von Bähr. - - - I. 105
Otto, Grammatik der lateinischen Sprache. Von Feldbausch. - - - - - - - IV. 394
Ovidii Metamorphoseon libri XV. ed. Bach. Von Bähr. - - - - - - - - - I. 90

Paldamus, de repetitione vocum in sermone Graeco ac Latino. Von Bähr. - - - - - VIII. 804
Pauly, über den Straſsenzug der Peutingerschen Tafel von Vindonissa nach Samulocenis. Von Bähr. - I. 90
— Realencyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft. 1r Bd. 1te u. 2te Liefg. Von Bähr. - X. 1036
Pfeiffer, praktische Ausführung aus allen Theilen der Rechtswissenschaft. Von Uiblein. - - - I. 89
v. Pfeilschifter, Denkwürdigkeiten der spanischen Revolution. Von Schlosser. - - - - II. 177

Digitized by Google

Pfister, geschichtliche Entwicklung des Staatsrechts des Groſsherzogthums Baden. Erster Theil. Von Zachariä dem Ält. - - - - - - I. 85
Phaedri fabulae ed. Bothe. Von Bähr. - - VIII. 804
Philosophorum Graecorum veterum operum reliquiae, ed. Karsten. Vol. I. pars 2. Von Bähr. - - III. 319
Piderit, die kohlensauren Gasquellen zu Meinberg. Von Heermann. - - - - - - X. 1012
Pinel, Traité complet des aliénés ou manuel des établissemens, qui leur sont consacrés. Von Roller. I. 67
Portal, des couleurs symboliques dans l'antiquité, le moyen age, et les temps modernes. Von Bähr. XI. 1115
Possart, Grammatik der spanischen Sprache. - IV. 406
Prieger, Kreuznach und seine Heilquellen. Von Heermann. - - - - - - - - X. 1012
— Kreuznach und seine Brom- und Jod-haltigen Mineralquellen. Von Feist. - - - - - - VIII. 797

Ramadge, die Lungenschwindsucht ist heilbar etc. übers. von Hohnbaum. Von Heyfelder. - - V. 975
— Dasselbe. Von Rampold. - - - - X. 500
Raoul-Rochette, peintures antiques inédites etc. Von Walz. - - - - - - - - III. 209
Reiche, Beurtheilung des Hoffmann'schen Aufsatzes. Von Reuter. - - - - - - - - VIII. 821
Reinbeck, Reiseplaudereien. 2 Bde. Von Schwab. XII. 1193
Rettig, de Timaei Platonici initio. Von Bähr. III. 319
Rhetores Graeci., ed. Walz. Von Finkh. - - IV. 376
Riesser, Betrachtungen über die Verhältnisse der jüdischen Unterthanen der preuſsischen Monarchie. Von Zachariä d. Ält. - - - - - - IX. 860
— der Jude. 1835. 1s Heft. Von Zachariä d. Ä. IX. 860
— Untersuchung der Frage, ob die kurhessischen Kapitalschuldner durch die ihnen in Napoleons Auftrage ertheilte Quittung von ihrer Schuld befreit worden? Von Zachariä d. Ält. - - - - IX. 913
Ritgen, Leitfaden zur Erkenntniſs und Heilung der Persönlichkeitskrankheiten. Von Steinheim. - IX. 863
— Leitfaden für die Erkenntniſs u. Behandlung der Persönlichkeitskrankheiten. 1r Band. Von Heermann. - - - - - - - - - XI. 1124
Ritschl, über die Kritik des Plautus. Von Bähr. VIII. 804
Röder, Grundzüge der Politik des Rechts. 1r Th. Von Zachariä d. Ält. - - - - - - V. 509

Digitized by Google

Rogers, die Freuden des Gedächtnisses, übers. von Bruschius. Von Schwab. - - - - IV. 408
Die Rolle der Diplomatie bei dem Falle Polens. Von Schlosser. - - - - - - - - II. 177
Römer, Fr., die Versteinerungen des norddeutschen Oolithengebirges. 2te u. 3te Liefg. Von Bronn. II. 146
Rösch, die Heilkräfte des Salmiaks. Von Dr. Feist. VII. 717
Roulez, manuel de l'histoire de la literature Grecque. Von Bähr. - - - - - - - - VI. 617
de Rueyer Gronemann, diatribe in Johannis Wicliffi vitam, ingenium, scripta. Von Paulus. - XI. 1061

Samachschari's goldene Halsbänder, von neuem übersetzt und mit krit. u. exeget. Noten von G. Weil. Von Weil. - - - - - - - - IV. 388
— goldene Halsbänder, von Jos. v. Hammer. Von Weil. - - - - - - - - IV. 388
— goldene Halsbänder, übers. u. mit Noten begleitet von Fleischer. Von Weil. - - - - - IV. 388
Sanchuniathonis historiarum Phoeniciae libr. IX. ed. Wagenfeld. Von Paulus. - - - - VIII. 737
Sanchuniathons Phönizische Geschichte, aus dem Griechischen übersetzt. Von Paulus. - - VIII. 742
v. Savigny, Beitrag zur Rechtsgeschichte des Adels im neuern Europa. Von Roſshirt. - - II. 137
Schäfer, Grundriſs der Geschichte der deutschen Literatur. Von Bähr. - - - - - - II. 196
Schaffer, französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch, 2ter Theil 2te Abtheilung. Von Moser. - - - - - - - - X. 1028
— französisches Lesebuch, 3te Aufl. Von Moser. X. 1028
— französ. Sprachlehre, 10te Aufl. Von Moser. X. 1028
Schirlitz, Leitfaden für den Unterricht in der alten Geographie. Von Bähr. - - - - - VII. 723
— Vorschule zum Cicero, 2te bis 5te Liefg. Von Bähr. - - - - - - - - - VIII. 804
Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturze des französ. Kaiserreichs. 2ter Bd. Von Schlosser. - - IX. 887
Schlüter, die Lehre des Spinoza. Von Sengler. IV. 357
Schmalfeld, lateinische Synonymik. Von Feldbausch. - - - - - - - - IV. 394
Schneckenburger, M., über das Evangelium der Ägyptier. Von Paulus. - - - - - III. 260

Digitized by Google

Schrader, editionis digestorum Tubingensis Specimen. Von Walch. - - - - - - - XI. 1135
Schreiber, Heinrich Loriti Glareanus etc. Von Bähr. - - - - - - - - XI. 1143
Die Schulfrage der gegenwärtigen Zeit. Ein Dialog. Von Reuter. - - - - - - - VIII. 821
Schultheiſs, Lehrbücher etc. Von Schwarz. - III. 305
Schütz, F. K. J., Christian Gottfried Schütz, Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes. 1r und 2r Band. Von Paulus. - - - - - III. 271
Schwerd, die Beugungserscheinungen, aus den Fundamentalgesetzen der Undulationstheorie analytisch entwickelt. Von Muncke. - - - - - III. 289
Sell, die Recuperatio der Römer, eine rechtshistorische Abhandlung. Von Roſshirt. - - - VI. 592
Semper, vorrläufige Bemerkungen über bemalte Architektur und Plastik bei den Alten. Von Walz. III. 209
Sengler, über das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie u. Theologie in der gegenwärtigen Zeit. Von Fischer. - - - - XII. 1153
Seul, über die Entwicklung und *den gegenwärtigen* Zustand des höhern Schulwesens in Preuſsen. Von Reuter. - - - - - - - - VIII. 821
Siebert, zur Kenntniſs und Therapeutik der epidemischen Cholera und über deren Verhältniſs zum Morbus miliaris. Von Groos. - - - - - VI. 564
Simons, Johann de Witt und seine Zeit, 2r Thl. Von Schlosser. - - - - - - - VI. 595
Sind die an die Herrlichkeitsbesitzer in der Provinz Ostfriesland von den Eingesessenen früher entrichteten, sogenannten suspendirten Gefälle durch französische Gesetze aus der Zeit der Vereinigung Ostfrieslands mit Frankreich aufgehoben worden?
Die suspendirten Gefälle in der Prov. Ostfriesland etc.
Anderweite Bemerkungen zu der Schrift: »Sind die an die Herrlichkeitsbesitzer« etc. Von Zachariä d. Ält. - - - - - - - - - - V. 494
v. Sinner, über das Leben und die Schriften von Diamant Coray. Von Bothe. - - - - - X. 966
Sophoclis Oedipus, übersetzt von F. Stäger. Von Bähr. - - - - - - - - - - - XII. 1219
— Antigona, ed. Sinner. Von Bothe. - - - III. 312
K. v. Spruner's historisch-geographischer Handatlas. Von Rudhart. - - - - - - - IV. 369

Digitized by Google

Staatslexicon von Rotteck und Welker. 3r Band 1—5. Liefg. Von Schloſser. - - - VI. 595
Struve, dem Herrn G. E. Klausen gewidmet etc. Von Bähr. - - - - - - - - I. 90
Struve, nonnulla ad historiam belli Punici secundi spectantia. Von Bähr. - - - - - VIII. 804
Stürmer, zur Vermittlung der Extreme in der Heilkunde. Von Heyfelder. - - - - - VII. 705

Tacitus Germania. Text, Übersetzung, Erläuterung von Gerlach und Wackernagel. 2te Abth. Heft 1. Von Bähr. - - - - - - - - VIII. 756
Tafel, Macedonia. Von Bähr. - - - - - XII. 1222
— de via militari Romanorum Egnatia etc. Von Bähr. XII. 1222
Theodori Antiocheni, Mopsvestiae Episcopi, quae supersunt omnia. Ed. Wegnern. Vol. I. Von Paulus. - - - - - - - - - - VII. 625
Thierbach, über den germanischen Erbadel. Von Schloſser. - - - - - - - - VI. 595
Thiersch, die Organisation der Gymnasien nach Lorinsers Ansichten. Von Reuter. - - - VIII. 821
Tholuck, die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte. Zugleich eine Kritik des Lebens Jesu von Strauſs. Von Paulus. - - - - - - IX. 833
Trapp, Homburg und seine Heilquellen. Von Dr. Feist. - - - - - - - - VII. 712
Trede, der Schule Mitgabe für das akademische Leben. Von Bähr. - - - - - - - X. 1036
Treviranus, Beiträge zur Aufklärung der Erscheinungen und Geſetze des organischen Lebens. 1. Bds 1s Heft. Von Muncke. - - - - - - III. 289
Troxler, die Logik. Die Wiſsenschaft des Denkens und Kritik aller Erkenntniſs. Von Fischer. - I. 52
Twesten, die Logik, insbesondere die Analytik. Von Fischer. - - - - - - - - I. 52

Übersicht der Schriften über die Lorinsersche Streitfrage. (Schluſs der im Augusthefte abgebrochenen Recension.) Von Reuter. - - - - - IX. 914
Uhde, die höhere technische Lehranstalt des Collegii Carolini in Braunschweig. Von Schwarz. - III. 305
Unterholzner, de mutata ratione Centuriatorum Comitiorum a Servio Tullio institutorum. Von Roſshirt. - - - - - - - - - II. 132

Digitized by Google

Uschold, Geschichte des trojanischen Kriegs. Von Bähr. - - - - - - - - - V. 433

Vaucher, catalogue de la Bibliotheque publique de Genève. Von Bähr. - - - - - - II. 196
Velleji Paterculi historiae, ed. Bothe. Von Bähr. VIII. 804
Verhandlungen des pädagogischen Vereins über die Lorinser'sche Frage. Von Reuter. - - - VIII. 821
Vigilum Romanorum Latercula duo Coelimontana, ed. Kellermann. Von Vömel. - - - - - V. 523
Virgilii et Calpurnii Bucolica, ed. Grauff. Von Bähr. V. 528
Volger, Handbuch der Geographie, 4te Aufl., und Lehrbuch. 2 Theile. Von Hautz. - - - III. 311
Volkmann, neue Beiträge zur Physiologie des Gesichtssinns. Von Muncke. - - - - III. 289
Vollmer, Wörterbuch der Mythologie. Von Bähr. II. 196

Wackernagel, zur Erklärung von Bürgers Lenore. Von Schwab. - - - - - - - - IV. 408
Weber, Handwörterbuch der deutschen Sprache. 1te Liefg. Von Feldbausch. - - - - - X. 1033
— Geschichtliche Darstellung des Calvinismus im Verhältniſs zum Staat in Genf und Frankreich. Von Schlosser. - - - - - - - IV. 321
Wegener, de aula Attalica. Vol. I. Von Schloser. VI. 595
Weichert, de Imperatoris Caesaris Augusti scriptis, eorumque reliquiis Commentatio I. et II. Von Bähr. VIII. 804
Weil, Erwiederung auf die Antwort etc. - - VIII. 831
— die poetische Literatur der Araber. Von Weil. VI. 612
Westermann, de fontibus historiae Demosthenis. Von Vömel. - - - - - - - - VII. 712
Wiegmann, die Malerei der Alten in ihrer Anwendung und Technik, insbesondere als Decorationsmalerei. Von Walz. - - - - - - - - III. 209
Wigand, Wetzlar'sche Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer, 1s Heft. Von Schlosser. - VI. 595
Wilhelmi, fünfter Jahresbericht an die Mitglieder der Sinsheimer Gesellschaft. Von Bähr. - - XI. 1141
Wilhelm, klinische Chirurgie, 1r Bd. Von Heyfelder. - - - - - - - - - - V. 500
Winterling, poetische Mittheilungen in 4 Büchern. Von M. Meyr. - - - - - - - - IX. 942
Wiſs, Prodicus, oder Lehrbuch der Hodegetik. Von Bähr. - - - - - - - - - VII. 723

Digitized by Google

Wrangel, über eine Sammlung geschichtlicher Notizen, den Adel in Livland betreffend. Von Zachariä d. Ält. - - - - - - - V. 509
Wucherer, Beiträge zur Physiographie des Groſsherzogthums Baden. Von Muncke. - - - III. 289
Wurm, de jure legibus solvendi seu dispensandi. Von Paulus. - - - - - - - - X. 963

Zachariä, E., Imperatorum Basilii Constantini et Leonis Prochiron. Von E. Zachariä. - - V. 512
Zemplin, die Brunnen- und Molkenanstalt zu Salzbrunn. Von Heyfelder. - - - - - VII. 707
Zimmermann, Denklehre, zum Gebrauch bei Vorlesungen. Von Fischer. - - - - - I. 52
Zumpt, latein. Grammatik. 7te Aufl. Von Moser. V. 516

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google